Nordwest gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift

Bd.: 1886 = Jg. 9

Bremerhaven 1886

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers,

redigirt von Mathilde Lammers.

Neunter Jahrgang.

1886.

Bremen.

Bremen.
Druck von C. W. Roussell.

Inhalts-Verzeichnis des „Nordwest“. Neunter Jahrgang. 1886.

I. Armenpflege.

II. Sparcassen.

III. Mäßigkeits-Bestrebungen.

IV. Aus dem Frauenleben.

V. Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England.

Nr. 9.

VI. Schulwesen und Jugenderziehung.

VII. Handfertigkeits-Unterricht.

VIII. Gesundheits- und Kranken-Pflege.

IX. Gemeinnützige Arbeit im allgemeinen.

X. Erzählendes und Unterhaltendes.

XI. Allerlei Gemeinnütziges.

XII. Bücher und Schriften.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 1. Sonntag, 3. Januar. 1886.

Gedankenspiel und Wirklichkeit im Wohlthätigkeitsbetriebe.

Wenn die Revue des deux Mondes ein Spiegelbild des höheren geistigen Lebens in Frankreich ist, so bleibt die Auffassung der Armenpflege dort hinter der bei uns durchgedrungenen sehr zurück. Vor Jahr und Tag brachte sie von Maxime du Camp ermüdend lange sentimentale Schilderungen des Wohlthätigkeitsbetriebes katholischer Schwesterschaften und Brüderschaften, der sich nicht weit über die hergebrachte Almosenpflege erhebt, und den nur ein völliger Neuling so anstaunen und feiern konnte; — nun läßt in ihren Spalten Graf Haussonville, ein allerdings weit kundigerer und urtheilsfähigerer Mann, auf eine Betrachtung verschiedener sogenannter „Versuche die sociale Frage zu lösen" wie Gewinnbetheiligung, Godin's Familistère u. s. f. zum Schlusse eine Erörterung über charité folgen, die das Geheimnis jener Naivetät seines Collegen zu enthüllen scheint. Es ergibt sich nemlich, daß gewisse ganz abstracte Theorien neben wenig fortgeschrittener banaler Praxis in den Pariser Köpfen noch die große Rolle spielen, während sie bei uns so gut wie völlig verschollen sind, seitdem eine Fülle tüchtiger Kräfte in freudigem Wetteifer an der praktischen Umwandlung von Armenpflege und Wohlthätigkeit arbeiten.

Wir können uns ja freilich auch in Deutschland einer Zeit erinnern, wo die Consequenz rein und einseitig volkswirthschaftlicher Ansicht die Nothwendigkeit der Armenpflege überhaupt verneinte. Wirthschaftliche Hilfbedürftigkeit — so ungefähr war dieser sonderbare Gedankengang — entspringe aus Mangel an Fleiß, Mäßigkeit und Voraussicht; ihr zu Hilfe kommen heiße die Hinneigung zu den gegenüberstehenden Lastern herausfordern und ermuntern, sie sich selbst überlassen umgekehrt zur Tugend nöthigen: folglich hinweg mit aller Armenpflege, die eine Prämie auf Faulheit und unberechtigte Genußsucht sei! Das Leben hat sich an diese wissenschaftliche Forderung nie gekehrt. Es wurde erst aufmerksam, als die Wissenschaft mit diesem Anspruch sich zur praktischen Anwendbarkeit ermäßigte; als sie sich darauf beschränkte, vor Beistand ohne Untersuchung der Art und des Grades der Hilfbedürftigkeit, vor Gaben an Unbekannte, und vor plumper Abfindung der Noth mit Geld und Waaren statt einer liebevoll und gründlich eingehenden Pflege zu warnen. Die so vollzogene Unterscheidung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, dem Abstractvollkommenen und dem Praktischguten öffnete dem Einfluß wirthschaftlicher Wissenschaft das Thor zu den weiten Betrieben von Armenpflege und Wohlthätigkeit. Seitdem haben diese in Deutschland ihren außerordentlichen Aufschwung genommen. Man hat sich aber jenseits der Vogesen für alles Deutsche außer allenfalls dem Militärischen so kindisch blind gemacht, daß selbst der gute einsichtige Graf Haussonville keine Ahnung von diesen unseren Fortschritten hat oder wenigstens sie sorgfältig verbirgt.

Er schlägt sich statt dessen mit noch anderen theoretischen Gegnern seiner eignen gesunden Anschauungsweise herum. Das sind die Darwinisten der Menschheits- oder Gesellschafts-Wissenschaft, Herbert Spencer und seine Nachfolger. Diese socialen Evolutionisten, wie man sie in moderner philosophischer Sprache nennt, kommen von ihrem Standpunct aus zu einem ähnlichen Gedankenschluß wie früher Prince Smith in Deutschland, jetzt ein gewisser Baron in einer preisgekrönten Schrift in Frankreich: daß Armenpflege und Wohlthätigkeit vom Uebel seien, insofern sie dem heilsamen Naturgesetz entgegenarbeiteten, daß das Gesunde und Kräftige überleben und die Nachzucht hervorbringen solle, das Schwache und Kränkelnde aber thunlichst rasch absterben. Als wenn der Trieb zur Hilfe nicht ebenfalls ein höchst heilsames Naturgesetz wäre, nützlich für die Hilfbedürftigen, nützlicher noch, möchte man sagen, für die Hilfeleister! Denn diese letzteren verlieren nicht, sie gewinnen an Kraft und Aussicht auf Erhaltung in voller Kraft durch den Beistand, zu welchem sie sich durch die Wahrnehmung fremden Elends gedrungen fühlen. Nichts kurzsichtiger, als wenn man diese Frage immer nur vom Gesichtspunct der Unterstützten aus ansieht und erörtert! Zu ihrer richtigen Beantwortung gehört beides, der Einfluß auf die Geber sogut wie der auf die Empfänger.

Vor einigen Jahren kam einmal zu Breslau, in einem überwiegend aus gemeinnützig thätigen Frauen zusammengesetzten Kreise zur Sprache, ob es wohlgethan sein, die oft kaum lebensfähigen Kinder unverheirateter Mütter in dem Kinderheim des benachbarten Dorfes Gräbschen mit vieler Mühe emporzupflegen. Eine philosophisch angelegte aber durchaus wohlmeinende Dame drückte, da es zunächst ja keinen Schaden anrichten konnte, ihren Zweifel freimüthig aus. Aber sie hatte selbst keine Antwort auf die Einwendung, ob man es denn lassen könne? ob im ganzen Bereich des angedeuteten

Kreises hilfbedürftiger kleiner Schwächlinge die Fürsorge eingestellt werden solle, dürfe und werde? ob Krippen, Kinderbewahranstalten, Kinderkrankenhäuser, Sommerpflege u. dgl. m. allesammt vom Uebel seien, und ob die zweifelnden Denker vorantreten würden zu einer Gegenbewegung, die das alles erbarmungslos ins Nichts zurückfege?

Auch Herbert Spencer, wenn die Consequenz seiner Idee wirklich soweit gehen sollte, wird das Mitgefühl der Tausende welche arbeiten, der Hunderttausende welche geben, damit zarte Menschenkeime in Ermangelung eignen Vermögens ihrer Angehörigen auf öffentliche Kosten sich zu voller Lebenskraft auswachsen, nicht ersticken oder aus seiner Wirksamkeit zurückschrecken. Die Lehre ist falsch, denn niemand folgt ihr in seinem Thun und Lassen, es sei denn ein Narr oder ein hartherziger Selbstsüchtling, den die fühlende Menschheit von ihrem Gemeinbewußtsein ausscheidet. Die Predigt ist umsonst: gänzlich unbekümmert um sie geht der Barmherzigkeitstrieb des Jahrhunderts in Gesetzen, Ordnungen, Vereinen und einzelpersönlichem Handeln seinen Weg, und eine gesundere, wahrere Wissenschaft erleuchtet denselben nicht mit dem Lampenlicht sorglosen und unverantwortlichen Gedankenspinnens, sondern mit der treuen Beobachtung dessen was wirklich überall und immer vor sich geht, damit der Nachfolger vom Vorgänger lerne, der Nachbar vom Nachbar, der Zeitgenoß vom Zeitgenossen, und selbst, wenn es weise und bescheiden ist, das eine Volk vom anderen.

A. L.

Pfarrer K. F. Böhmert in Roßwein.

Zu den Männern die dem Volke am nächsten stehen und ihr Wohl namentlich an kleinen Orten am meisten beeinflussen können, gehören die Geistlichen. Das soeben bei Fr. Andr. Perthes in Gotha erschienene Buch „Der Pfarrer von Roßwein, ein Lebensbild von Victor Böhmert", beschreibt das Leben eines Geistlichen, der in ähnlicher Weise wie Oberlin im Steinthal seinen Beruf als Seelsorger und Mann der Gemeinnützigkeit völlig ausgefüllt hat. Es ist der Pfarrer Karl Friedrich Böhmert, welcher 37 Jahre lang, von 1831—1868 das Pfarramt zu Roßwein bekleidet und neben der religiösen Erziehung auch die Verbesserung der socialen Zustände unablässig gefördert hat.

Er gründete, als man in Deutschland noch an keine Fortbildungsschulen dachte, im Jahre 1832 in Roßwein eine Sonntagsschule, eine der ersten in Sachsen, im Jahre 1834 einen Gewerbeverein, später einen Gesellenleseverein und innerhalb desselben wieder einen Gesangverein und eine Volksbibliothek, um die Jugend für edlere Genüsse empfänglich zu machen. Er regte im Gewerbeverein die Begründung der Roßweiner Sparcasse mit an, die im Januar 1838 königliche Bestätigung fand. Er suchte durch Rath und That und Verwendung bei der Regierung seiner Gemeinde neue Erwerbsquellen zu schaffen und bestehende ihr zu erhalten. Er rief einen Frauenverein und eine Kinderbewahranstalt ins Leben. Er half im Theuerungsjahre 1847 den Hungrigen durch einen Hilfsverein und gründete für gute und schlechte Zeiten im Jahre 1849 einen Krankenunterstützungsverein, der, verbunden mit einer Begräbnisscasse, noch heute unter dem Namen „Pastorcasse" besteht und als einer der ersten Versuche betrachtet werden kann, die Krankenversicherung zur Gemeindesache zu machen und auch die reichen und mittleren Classen zu veranlassen, durch regelmäßige Beiträge und freiwillige Spenden den ärmeren Mitbürgern die Erfüllung der Versicherungspflicht zu erleichtern. Der Verein leistet für sehr niedrige Beiträge weit mehr als ähnliche Cassen. Er gewährt für eine wöchentliche Steuer von 5 ₰ auf 39 Krankheitswochen 4½ ℳ die Woche und bei jedem Sterbefall eines Mitgliedes oder der Ehefrau 48 ℳ, wozu jedes Mitglied nur 10 ₰ beiträgt.

Da viele Mitglieder der Roßweiner Kirchgemeinde ein Lebensbild ihres ehemaligen Geistlichen wünschten, so hat der älteste Sohn des Verstorbenen, selbst bekanntlich einer der gemeinnützig-thätigsten und verdientesten Zeitgenossen, die wichtigsten Thatsachen dieses vielbewegten Pfarrerlebens aus den eigenen Niederschriften seines Vaters, aus Pfarr- und Vereins-Acten und aus frischen Erinnerungen von Angehörigen und Freunden zusammengestellt. Auch Fernerstehende, sagt das „Volkswohl", können daraus ersehen, wie geeignet ein Pfarrhaus ist, in der socialen Bewegung unserer Tage der versöhnende Mittelpunct gemeinnütziger Bestrebungen zu werden.

Ueber den Lukmanier.

Von

J. v. Unger.

Alter schadet der Thorheit nicht — das habe ich wieder einmal gründlich erfahren. — „Du darfst dir das nicht mehr bieten — du bist 66 Jahr alt" — fast täglich muß ich das hören. Wer sich aber nicht daran kehrt, das bin ich. Ich biete mir alles, ich unternehme alles. Den Sinnspruch, welcher das Wappen meines Landes, das laufende Pferd, ziert: Nunquam retrorsum habe auch ich zu meinem Wahlspruch als Alpenwanderer gemacht. Freilich ist das mehr als einmal erbärmlich abgelaufen; aber ich habe doch wenigstens meinen Willen gehabt. Diese Hartnäckigkeit hätte ich auch auf meinem Lebenswege zeigen sollen — dann wäre ich jetzt sicher ein großes Thier mit dem Titel Excellenz. Nur hätte ich dann wohl anderes zu thun, als jahraus jahrein die Alpen zu durchstreifen. Würde ich mich selbst, würde sich die Welt besser dabei stehen? Ich glaube nicht — jedenfalls hätte ich dann nicht zu erzählen, was mir im vorigen Herbst in den Schweizerbergen begegnet ist.

Wiederum hatte ich einmal bis tief in den October in dem schönen Berchtesgaden gesäumt. Die purpurgefärbten Bergahorne waren gar zu prächtig gewesen, der Himmel herrlich klar, und nie hatte der Göll so schön geglüht als in diesem Jahre. Aber die Tage wurden kurz, und am Ufer des Genfer Sees erwartete man mich. So griff ich denn zum Alpenstock und wanderte gen Westen. Die Jahreszeit gebot mir mich auf den großen Straßen zu halten; aber auch auf diesen ist das Wandern entzückend in den Alpen, vor allem an klaren frischen Herbsttagen.

Am 31. October erreichte ich bei guter Nachmittagzeit Kloster Disentis im Thale des Vorderrheins. Hier mußte sich's entscheiden, auf welchem Wege ich weiter zum Genfer See würde vordringen können.

Herr Wirth, fragte ich den Besitzer des Hotels zur Post, kann ich zu Fuß über die Oberalpstraße nach Andermatt gelangen und so die Gotthardbahn erreichen?

Ich glaube nicht, Herr Major, und rathe Ihnen entschieden ab. Sie würden schon bald hinter Rueras den Weg durch zusammengewehten Schnee oder herabgefallene Lawinen völlig versperrt finden.

Das ist freilich schlimm. Wie soll ich dann nach Montreux gelangen? Ich soll doch nicht etwa zurück bis Chur, — und von da den entsetzlichen Umweg über Zürich nehmen?

Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben. Aber vielleicht geht es auf der neu angelegten Straße über den Lukmanier. Da erreichen Sie in anderthalb Tagen Biasca

im Tessin: das ist Station der Gotthardbahn. Fußgänger und Vieh passiren den Lukmanier den ganzen Winter hindurch.

Das ist tröstlich — da werde ich's auch versuchen.

Versuchen Sie es, Herr Major. Aber dann dürfen Sie nicht die Nacht hier bleiben — der Tagemarsch über den Lukmanier wird sonst zu lang. Gehen Sie heute Abend noch bis Piatta, wo die neue Kunststraße beginnt; dort werden Sie auch mit Sicherheit erfahren, ob Sie ins Tessin hinüber kommen können oder nicht.

Ein Schweizer Wirth, und solchen Rath geben! — Das war viel zu anständig, als daß ich ihn nicht hätte befolgen sollen. Rasch nahm ich wieder den Stock zur Hand, und eine Viertelstunde später befand ich mich zwischen den schroffen Felswänden der malerischen Val Medels oder des Mittelrheins. Es glich fast der Via mala. Hoch am Berghange die in die Felswand eingesprengte Straße, häufig durch Tunnels führend; ich zählte deren elf; tief unten der wildschäumende Fluß, den man mehr als einmal auf kühn geschwungener Brücke überschreitet. Zuletzt in freundlicher Thalweitung das Dörfchen Piatta mit hübschem Kirchlein.

Es war völlig dunkel, als ich den Ort erreichte. Das neue Wirthshaus sah einladend aus; im Innern war es noch unfertig und unbehaglich. Recht kalt war es auch; ich stellte mich in die Küche ans Herdfeuer, und nahm meine Zuflucht zum rothen Veltliner.

Leider war der Wirth abwesend, und die Frau konnte mir wenig Auskunft geben. Indeß versicherte sie, sie habe den Wirth des Hospizes von Sta. Maria, eine Stunde diesseits der Paßhöhe des Lukmanier, in voriger Woche nebst seiner Frau in der Kirche zu Perdatsch gesehen — ein Beweis daß mindestens bis zum Hospiz die Straße gangbar sei. Somit handelte es sich nur um die kurze Strecke über die Paßhöhe selbst, und diese hoffte ich zu überwinden — wie schon manches.

Durch unvorhergesehene Kleinigkeiten verzögerte sich mein Abmarsch am folgenden Morgen bis gegen acht Uhr. Graue Nebelschleier hingen tief ins Thal; ab und zu entsprühte ihnen leichter Regen. Verdrießlich schauten daraus die kleinen Dörfer und einzelnen Hütten hervor. Ich wanderte im Schmutz und würde wahrscheinlich in üble Laune gerathen sein, wären mir nicht zahlreiche Leute im Sonntagsputze begegnet, welche sich zur Feier des Festes Allerheiligen zur Kirche von Perdatsch begaben. Meine Frage nach der Passirbarkeit des Lukmanier beantworteten sie ausweichend — sie kamen nicht so weit her um das zu wissen. Aber einer von ihnen war verständig. Achten Sie genau auf, sprach er; es wird Ihnen ein junger Mann begegnen, vielleicht im Schlitten, mit einer Mütze von grauem Fischotterfell und starkem schwarzem Barte; das ist der Wirth von Sta. Maria, der auch zur Kirche herabkommt — den halten Sie an, der wird Ihnen zuverlässige Auskunft geben. — Das war gut — also weiter!

Bald hinter Perdatsch hörte der Schmutz auf, der Schnee begann. Sehr angenehm — im Schnee war festgetretene Spur — es marschirte sich gut und trocknen Fußes. Nach einer Stunde indeß zersplitterten und verloren sich die Fußspuren; ich mußte weiter durch frisch gefallenen Schnee. Bald lag er einen halben Fuß hoch, dann einen ganzen. Indeß die Straße war breit, mit hohen granitenen Prellsteinen eingefaßt; jeder von ihnen trug eine Haube von Schnee; an Gefahr irgend einer Art war also gar kein Gedanke. Nur der Wirth von Sta. Maria wollte sich nicht zeigen.

Das Geläute der Glocken verhallte. Mehr als einmal machte der Sonntag einen Versuch sich zum sonnigen Tage zu gestalten — jedesmal vergeblich. Tiefer senkten sich die feuchten Nebelschleier, die Bergwände des Thales verschwanden — nur wenige hundert Schritt sah ich vor mich hin; zuletzt nichts weiter als trübe einsame Schneelandschaft. Auch gut! Wohl ein Dutzend Mal hatte ich die Alpen überstiegen; war es auch kalt und traurig da droben — nach wenigen Stunden grüßte mich der sonnige Süden, doppelt entzückend nach solchem Ungemach!

So suchte ich denn meiner Seele das schöne Thal des Ticino vorzuzaubern, mit seinen Rebgeländen und Edelkastanien, das zinnengekrönte Bellinzona, und wie die klaren Wellen des Lago maggiore leis ans Ufer plätschern und die Orangenterrassen von Isola bella sich aus der blauen Flut heben. Ja, zurück in entlegene Vorzeit ward ich im Geiste geführt. Ich sah die Söhne des heißen Afrika, Hannibal's Krieger, auf den leichten numidischen Rossen todesmuthig diese Abhänge hinabklimmen (denn daß ein Theil der kühnen Karthager über diesen niedrigsten aller Alpenpässe seinen Weg genommen hat, ist durch die beim Bau der neuen Straße gefundenen punischen Münzen aufs unzweideutigste erwiesen); ich sah sie in der Ebene lustig darauf los jagen, und die römischen Heere am Ticinus und an der Trebia wie Spreu vor dem Winde auseinander treiben. Und nun gellt in diesen Thälern der Pfiff der Locomotive und in jedem Herbste gibt es einen neuen Heereszug: den der nordischen Barbaren, welche der Italiener mit voller Ueberzeugung nebst ihrem Lande so charakterisirt: Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit, aber viel Geld.

Wenn so Natur und Geschichte mir beim Wandern Gesellschaft leisten, dann fühle ich mich nie einsam. Wohl war es recht angreifend durch den tiefen pfadlosen Schnee zu stapfen. Aber der Ermüdung folgt stets die Kräftigung; ich w i l l mich angreifen, um munter, um stark, um jung zu bleiben.

So vergingen die Stunden, ohne daß ich es merkte. Es war elf Uhr; da tauchte aus dem feinen Schneegestöber ein weißes Gebäude auf, das Ospizio di Santa Maria. Ein steinerner Thurm trug zwei Glocken, um die Verirrten auf den rechten Weg zu rufen. Gottlob! so weit wären wir!

Ein warmes freundliches Zimmer empfing mich. Neben dem großen Ofen von blanken Kacheln saß eine schöne junge Frau, ein ebenso schönes Kind auf dem Schoße haltend. Freundlich erwiederte sie meinen Gruß — glücklicherweise sprach sie deutsch; das ist in dem romanischen Theile von Graubünden durchaus nicht immer der Fall. Sie übergab das Kind einer Magd, und holte Brot, Butter, Käse und Wein zum Frühstück herbei.

Glauben Sie, daß ich über den Paß nach Olivone kommen kann, Frau Wirthin?

Ich weiß nicht, Herr; es ist seit mehr als einer Woche niemand mehr herübergekommen.

Aber Sie werden doch wissen, ob man im Winter den Berg zu passiren pflegt?

Auch das kann ich nicht sagen; ich bin erst seit zwei Monaten hier; früher waren wir in Trons, unten im Thale. Aber mein Mann ist hier aus der Gegend, der kann Ihnen ganz sichere Auskunft geben.

Also ist Ihr Mann nicht nach Perdatsch zur Kirche?

Nein, Herr. Sehen Sie, die Mariuccia ist nicht recht wohl — wahrscheinlich bekommt sie Zähne. Da habe ich meinen Mann gebeten, heute zu Haus zu bleiben, und wenn es nicht besser wird, morgen nach Disentis zum Arzte zu gehen. Der Schnee liegt auch gar zu hoch.

Ich betrachtete das Kind mit Theilnahme, und versprach der Frau dafür zu sorgen, daß ihr binnen kürzester Zeit einige der sicher helfenden Zahnsäckchen zugehen sollten, deren Anfertigung ein Geheimnis in meiner Familie, und welche dieselbe verpflichtet ist allen, die deren bedürfen, unentgeltlich abzugeben.

Der Mann trat ins Zimmer, nicht weniger schön und stattlich als die Frau. Leider war sein Deutsch fast unverständlich; die junge Frau machte die Dolmetscherin.

Der Wirth bestätigte, bereits seit zehn Tagen sei niemand über den Paß gegangen; er werde im Winter überhaupt selten passirt, da die Bewohner des nördlichen und des südlichen Abhanges wenig mit einander zu thun hätten. Hinübergelangen könne ich übrigens auf jeden Fall; der Weg sei meist eben

und niemals durch Lawinen verschüttet. Sehr beschwerlich wird es freilich sein, fügte er hinzu, denn der Schnee liegt bereits ganz ungewöhnlich hoch; aber bis zum Hospiz Casaccia auf der anderen Seite werden Sie Sich schon durcharbeiten, und an der Südseite des Passes werden Sie jedenfalls viel weniger Schnee finden als hier.

Kann ich den Weg wirklich nicht verfehlen, Herr Wirth?

Wie wollten Sie das wohl anfangen? Sie haben die breite Heerstraße, mit hohen Prellsteinen an beiden Seiten. Die Steigung bis zur Paßhöhe ist freilich ziemlich bedeutend; aber dann geht es fast eben hinab. Abgründe sind nirgends vorhanden — Sie brauchen nur die Beine hoch zu heben und immer gradeaus zu gehen. Im Hospiz Casaccia finden Sie gute Aufnahme. Sind Sie zu ermüdet um Ihre Wanderung fortzusetzen, so bleiben Sie dort. Was sollte Ihnen also widerfahren können?

Ich war zufrieden, und ließ mir den Veltliner schmecken. Die Frau redete inzwischen mit dem Manne eifrig in romanischer Mundart.

Endlich wandte sie sich schüchtern zu mir und fragte: Wollen Sie wirklich ganz allein über den Berg gehen?

Warum nicht?

Nun — und wenn Sie vor Ermüdung im Schnee stecken bleiben — es kommt sicher fürs erste niemand des Weges, der Sie fände.

Ich ermüdet! — Das war zum Lachen! — Aber es machte mich doch betroffen.

Glauben Sie, ich thäte gut einen Führer mitzunehmen?

Bis Casaccia, ja; man kann nicht wissen, was passirt. Dort wird sich ja das weitere finden.

Sie haben Recht, Frau Wirthin. Können Sie mir einen Führer verschaffen?

Ja, das ist eben das schlimme. Unser Knecht ist fort zu seiner kranken Mutter, nach Sedrun hinab, und mein Mann will mich und das Kind nicht allein lassen.

Wieviel Zeit braucht man denn bis Casaccia?

Im Sommer höchstens anderthalb Stunden; heute werden Sie wohl drei brauchen.

Nun, das wären hin und zurück fünf bis sechs Stunden; so lange wird Ihr Mann das Haus doch verlassen können.

Ich werde noch einmal mit ihm reden.

Das that sie nun lange und eindringlich. Offenbar spielten die versprochenen Zahnsäckchen dabei eine bedeutende Rolle.

Dann sagte sie: Mein Mann schlägt Ihnen vor, die Nacht hier zu bleiben. Vielleicht kommt unser Knecht heute Abend zurück. Morgen wollen wir dann sehen, was zu thun ist.

Auf keinen Fall, Frau Wirthin! Wenn morgen Mariuccia kränker ist, hat Ihr Mann besseres zu thun als mich nach Casaccia zu bringen. Vielleicht fällt auch in der Nacht so viel Schnee, daß ich gar nicht mehr hinüber kann. Sehen Sie, es schneit wieder ganz munter.

Nochmals lange eifrige Erörterung zwischen Mann und Frau. Endlich sprach sie:

Mein Mann will es thun; aber dann müssen Sie ohne Verzug aufbrechen, damit er vor Dunkelwerden wieder hier sein kann.

Sehr gern; die Stunde Rast ist ohnehin abgelaufen. Also, Herr Wirth, machen Sie Sich fertig.

Nach wenigen Minuten trat er wieder ins Zimmer, gerüstet wie zu einer Nordpol-Expedition. Er sah aus wie ein Eisbär; namentlich gefielen mir die fast bis zur Taille hinaufreichenden Gamaschen von weißem wasserdichtem Stoff. In der Hand trug er den langen Alpenstock, über die Schulter ein Gewehr.

Was wollen Sie mit der Flinte — gibt's etwa Räuber hier herum?

Das nicht, aber Schneehühner — ich möchte einige schießen.

Dies beruhigte mich außerordentlich; wollte er neben dem Spaziergang noch der Jagd obliegen, so konnte die Sache unmöglich so schrecklich sein.

Ich band mir den Hut mit einem Tuche fest, für den Fall daß der Wind oben auf dem Passe heftig wehen sollte. Leben Sie wohl, Frau Wirthin — Gott behüte Sie und Mariuccia! Avanti!

Freilich pfiff uns der Sturm recht nett um die Nase, als wir aus der Thür traten. Er kam von Süden übers Joch, war aber mordkalt. Die Schneeflocken wirbelten lustig, man konnte nicht hundert Schritte weit sehen. Aber ich war ausgeruht, und der rothe Veltliner hatte seine Schuldigkeit gethan.

Der Schnee lag etwa kniehoch. Es war nicht möglich ihn zu bewältigen, als indem man von oben fest hineintrat. Dies that der Wirth; ich trat dann in seine Fußstapfen, in denen die zusammengeballte Masse mir schon eine etwas festere Grundlage bot. Verzweifelt langsam ging es freilich. Aber das Gute hatte diese gymnastische Uebung, daß von Frieren keine Rede war — im Gegentheil, nach zehn Minuten rann mir der Schweiß von der Stirn. Ein Glück daß alles im dichten Schneegestöber lag; so konnten wir doch wenigstens nicht sehen wie wenig wir vorrückten.

Etwa eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da stand der Wirth still und blickte scharf nach einem schwarzen Felsen in einiger Entfernung.

Still! — sehen Sie dort nichts?

Nein, Herr Wirth.

Dort liegt eine prachtvolle Kette Schneehühner.

Wollen Sie darauf los?

Natürlich.

Gut; ich warte.

Sehr langsam und vorsichtig schlich er hinan, das schußfertige Gewehr in der Hand. Plötzlich erhob sich die Kette und schwirrte davon; zwei Schüsse knallten.

Ein Huhn ist gefallen, rief er, — ich muß es verfolgen.

Allerdings schien mir, als bewege sich ein schwarzer Punct auf dem Schnee fort. Der Mann strengte sich aufs äußerste an — natürlich vergeblich; denn das flügellahme Huhn kam auf dem Schnee viel rascher vorwärts als er durch den Schnee. Einigemale sah ich ihn tief einsinken; zuletzt verschwand er. Da stand ich!

Mindestens höchst unbehaglich war dies nutzlos im Schnee Stecken. Ich glaubte noch einen Schuß zu vernehmen; aber der Mann kam nicht wieder. Schon wollte ich die mühselige Wanderung auf eigne Faust fortsetzen — aber der Wirth trug meine Umhängetasche; und sich ohne Noth von seinen Sachen trennen ist das Unweiseste was ein Tourist thun kann.

Endlich erschien der Wirth, triumphirend das Schneehuhn in die Höhe haltend. Aber mehr als eine halbe Stunde war auf diese Weise verloren.

Schadet nichts! sagte er — weiter als bis Casaccia gehen Sie doch heute auf keinen Fall.

Gut — also weiter im Text!

Lassen Sie mich erst ein paar Minuten verschnaufen — der Schnee war gar zu tief.

Das geschah. Dann ging es langsam die Paßhöhe hinan. Der Wind war noch stärker geworden; wir mußten förmlich gegen ihn ankämpfen — aber das war gut — jetzt war kein Schneefall weiter zu befürchten.

Endlich waren wir oben.

Sehen Sie die Säule, Herr? Das ist die Grenze zwischen Graubünden und Tessin. Jetzt wird es bequem hinabgehen.

Ich zog die Uhr; von Sta. Maria herauf hatten wir mehr als anderthalb Stunden gebraucht. Mit dem Bergabgehen war es auch nur so so. Der Weg war fast eben, und der Schnee reichte uns hier oben bis zur Mitte der Lende. Nun, der Grat der Alpen ist überwunden — dort unten liegt Hesperien! Dies Bewußtsein gab mir Kraft in Sehnen und Herz. Auch der Wind verstummte plötzlich; freilich zog sich der Nebel wieder dicht zusammen, und feiner Schnee rieselte herab. Aber Schritt vor Schritt drangen wir vor — bald mußten wir in Casaccia sein.

Wieder fast anderthalb Stunden waren vergangen; da stand der Wirth still. Sehen Sie, Herr, dort liegt Casaccia.

Ich kann nichts erkennen.

Aber ich — geben Sie Acht, gleich wird Lambro bellen, der große Bernhardiner; er wittert jeden Ankommenden auf eine weite Strecke.

Jetzt tauchten allerdings Mauern aus dem Nebel auf.

Was ist denn das! rief der Mann, wiederum stillstehend und sich die Augen reibend.

Nun, was gibt es?

Jesus Maria und Joseph! wie sieht Casaccia aus!

Wir traten heran — statt des Hospizes eine Brandstätte! Nur die Umfassungsmauern standen aufrecht — das Dach fehlte, verkohlte Balken reckten sich hie und da in die Luft — der Schnee deckte als Leichentuch still die Trümmer. — —

Das ist ja fürchterlich! — und kein Wort haben wir davon gehört. — Das muß in dieser Woche passirt sein. Die armen Leute!

Auch ich stand sprachlos und rathlos. In diesem Augenblicke beleuchtete ein fahler Sonnenstrahl die Unglücksstätte — sie sah nur noch schauerlicher aus.

Der Wirth versuchte in das Innere des zerstörten Gebäudes einzudringen. Vergeblich! Herabgefallenes Mauer- und Balkenwerk sperrte den Eingang. Erschöpft kehrte er zurück.

Ja, was nun beginnen, Herr Wirth?

Er überlegte.

Kommen Sie mit mir zurück nach Sta. Maria, das wird das gescheidteste sein.

Ich zurück nach Sta. Maria? Um keinen Preis! In wenigen Stunden bin ich an der Gotthardbahn, und nun soll ich umkehren? Nein, lieber wage ich das Aeußerste!

Thun Sie das nicht, Herr! Es wird zeitig dunkel. Sie haben noch lange lange durch den Schnee zu gehen, und der ist hier viel höher als ich glaubte; der Südwind hat ihn furchtbar herangetrieben. Wenn Sie im nächsten Hospiz niemand finden — wenn Sie vor Ermattung im Schnee stecken bleiben — was dann? Sie sind verloren! Nein, kommen Sie mit mir — morgen findet sich Rath.

Recht hatte der Mann. Aber es war einer der Augenblicke, in denen ich zu ärgerlich und gereizt gegen das Schicksal war, um nicht allem Trotz zu bieten.

Begleiten Sie mich bis zum nächsten Orte, wo ich Unterkunft finde, Herr Wirth — ich gebe Ihnen zehn Franken oder was Sie sonst wollen.

Unmöglich, Herr! — meine Frau würde sich todängstigen, wenn ich ausbliebe, und wer sollte morgen wegen der Mariuccia nach Disentis hinabgehen wenn es nöthig ist?

Gut, so gehe ich allein. Auf meine Kraft kann ich mich verlassen — endlich muß ich doch irgendwo anlangen.

Ich habe Ihnen nach Kräften abgeredet, Herr. So nehmen Sie wenigstens diese halbe Flasche Wein, welche ich für meinen Rückweg aufgespart hatte — trinken Sie aber nur davon, wenn es durchaus nicht anders mehr geht. Und eins noch: schicken Sie mir von Olivone eine Postkarte ob Sie glücklich angelangt sind; bekomme ich die binnen zwei Tagen nicht, so lasse ich nach Ihnen suchen.

Gut, Herr Wirth. Haben Sie besten Dank! Geben Sie meine Tasche her, und nun leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Herr!

Mühsam hatte ich eben funfzig Schritte gemacht, da hörte ich den Wirth rufen. Ich stand still — er kam mir nach.

Ich bitte Sie nochmals dringend, Herr, kehren Sie um, Sie erreichen Olivone heute wahrhaftig nicht!

Er glich in diesem Augenblicke Oranien, der den letzten Versuch macht Egmont zu bewegen ihm zu folgen. Aber selbst wenn ich meinen Untergang dicht vor mir gesehen hätte — jetzt konnte ich nicht mehr nachgeben.

Rasch entschlossen drückte ich dem braven Wirth nochmals die Hand, und schlug die Richtung thalabwärts ein. Als ich mich wenige Minuten später nach ihm umsah, war er im Nebel verschwunden.

(Fortsetzung folgt).

Sommerpflege-Berichte für 1885.

Nachgrade fangen die Berichte über die diesjährigen Feriencolonien zum Vorschein zu kommen an, und in Posen hat man den Vorschlag angenommen, der in diesem Blatte gemacht worden ist, und sagt deutsch: „Sommerpflege armer schwächlicher und kranker Schulkinder." Der dortige Ausschuß („Comite") berichtet zum vierten Mal, bildete sich auch wieder neu am 20. Januar unter dem Vorsitz des früheren Bürgermeisters Herse, 32 Herren umfassend.

Die Wahrnehmung, daß bei aller Sorgfalt in der Auswahl der Kinder doch noch solche berücksichtigt worden waren, bei denen entweder die häuslichen Verhältnisse oder ein verheimlichtes körperliches Gebrechen deren Ausschließung bedingt hätten, veranlaßte Fragebogen anfertigen zu lassen, deren Ausfüllung durch die Schule, die Ausschußmitglieder und die Vertrauensärzte erfolgte und über das Betragen der Kinder, deren Gesundheitszustand sowie deren Familienverhältnisse genaue Auskunft gab. „War das Verfahren auch etwas umständlich, so hat es sich doch in der Hauptsache bewährt."

„Die Zahl der zur Auswahl gestellten Kinder war auch in diesem Jahre recht erheblich, und obgleich fast allen eine Erfrischung noth that, konnte kaum die Hälfte derselben berücksichtigt werden. . . Manches vorgeschlagene Kind, das schon von dem romantisch gelegenen Sommeraufenthalt geträumt haben mag, sah sich bitter enttäuscht, als es zurückgewiesen wurde, weil es unter den bedürftigen nicht zu den bedürftigsten gehörte. Leider blieb auch deren letzte Hoffnung, noch berücksichtigt zu werden, sobald Angebote von Einzelpflegestellen einträfen, unerfüllt. Unser wiederholt durch die Presse erlassener Nothruf, einem oder zwei Schwächlingen freundliche Aufnahme in frischer Landluft zu gewähren, hatte nur geringen Erfolg, eine Wahrnehmung die uns um so mehr betrübte, als von polnischer Seite nicht weniger als 135 Kinder in Einzelpflege untergebracht worden sind. Die Mittel zur Unterhaltung der Colonien wurden wieder durch freiwillige Sammlungen aufgebracht; unsere deutschen Mitbürger haben in voller Erkenntnis und Würdigung des segensreichen Einflusses, welchen ein vierwöchentlicher Aufenthalt in frischer schöner Land- und Waldluft bei gesunder nahrhafter Verpflegung auf den Körperzustand schwächlicher Kinder auszuüben imstande ist, mit ihrer Spende nicht zurückgehalten." Doch ist die Summe geringer als im Vorjahr ausgefallen.

Zugenommen an Gewicht haben die Kinder durchschnittlich um 1,65 bis 2,11 kg. „Wenn die ziffermäßigen Angaben überzeugend nachweisen, daß die Ferienpflege in frischer und gesunder Luft und bei guter Ernährung von außerordentlich günstigem Einfluß auf die körperliche Entwicklung eines bisher ungenügend gepflegten Kindes ist, so ist die Gewöhnung zur Ordnung und Sauberkeit, die Bereicherung des Geistes und des Gemüthes doch auch ein hoch anzuschlagender Gewinn, und es sind uns Fälle bekannt geworden, daß Kinder aus den Feriencolonien bewußt und unbewußt in vortheilhafter Weise auf das Elternhaus eingewirkt haben. Wie weit sich in solchen Fällen der Segen der Feriencolonien ausdehnen kann, ist unberechenbar."

Der Bericht sagt weiter: „Als wir in unserem Bericht für das Jahr 1883 dem Gedanken Raum gaben, daß die Entsendung armer kranker Kinder in weit entlegene Bäder mit vielen Beschwerlichkeiten und bedeutenden Kosten verknüpft ist, und daß ein Kinder-Hospital in Inowrazlaw von reichem Segen für die Provinz werden könnte, ahnten wir nicht, daß dieser Wunsch sobald seiner Erfüllung entgegengehen würde. Nachdem der Vorsitzende Herse in einer Denkschrift Aufgabe, Zweck und Einrichtung eines solchen Kinder-

asyls klar gelegt und den Landtagsmarschall Freiherrn von Unruhe-Bomst dafür interessirt hatte, gelang es letzterem Seine Königliche Hoheit den Prinzen und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm von Preußen für diesen Plan zu gewinnen. Das hohe Paar geruhte die Verwendung von 10 000 *M*, welche aus einer in unserer Provinz veranstalteten Sammlung zu ihrer Hochzeit nach Beschaffung der Hochzeitsgabe übrig geblieben war, für die neue Anstalt, welche den Namen „Prinzeß-Victoria-Kinderheilstätte zu Inowrazlaw" tragen soll, zu genehmigen. Ein Comite hat sich alsdann zur Ausführung dieses Werkes gebildet; die zweiten 10 000 *M* hat ihm der Provinzial-Landtag zur Verfügung gestellt, und so konnte infolgedessen der erforderliche Baugrund angekauft werden. Schon rühren sich an allen Orten der Provinz fleißige Hände, um weitere Spenden für diese Heilstätte zu sammeln."

Im October starb Rector Freyer, dem Posen die Einführung der Feriencolonien verdankt. „In zwei nacheinander gehaltenen Vorträgen hat er mit zündenden Worten die Begeisterung für diese edlen Bestrebungen wachgerufen, und seitdem mit großem Eifer und hingebender Liebe an diesem Werke gearbeitet. Die von ihm in den Jahren 1882 bis 1884 verfaßten Berichte über Aufgabe und Zweck der Colonien sowie über die mit denselben erzielten Erfolge legen Zeugnis seiner Thätigkeit ab."

Aus Düsseldorf wird über das fünfte „Geschäftsjahr" um so kürzer berichtet, „als sich von Jahr zu Jahr die ganze Organisation gleichmäßiger vollzieht und nunmehr als eine fast vollständig feststehende anzusehen ist." Den Vorsitz im Comite hatte der Beigeordnete Dr. Bausch, welcher „das ganze Unternehmen wie in den früheren Jahren von Amtswegen leitete und durchführte."

Die Auswahl der Kinder erfolgte wieder auf Vorschlag der Schulvorstände bezw. der Armenärzte und auch anderer Aerzte der Stadt, schließlich durch das Comite, und bot im letzten Jahre erheblich weniger Schwierigkeiten, „einmal infolge der von den Schulen bereits getroffenen sorgsamen Vorwahl und zum anderen weil in den betreffenden Bevölkerungsschichten die Erkenntnis Platz gegriffen hat, daß das Comite sich nur berechtigten Ansprüchen willfährig erweist und lediglich die größere Bedürftigkeit und Würdigkeit bei der Annahme der Kinder entscheidend sind. Die Altersgrenzen umschlossen als Regel das 8.—12. Lebensjahr, doch waren Ausnahmen zulässig."

Die Abreise erfolgte am 24. August. Die Witterung war zu Beginn und zum Schlusse des Unternehmens recht günstig, sonnig und warm, in der Zwischenzeit aber etwa zehn Tage hindurch sehr regnerisch, „wie das die klimatischen Verhältnisse des Niederrheins um die Zeit der Herbst-Ferien leider mit sich zu bringen pflegen."

Das Betragen der Kinder war durchweg befriedigend, „wenn auch bei einer so großen Schar verschiedentlich gearteter Kinder der Anlaß zu ernsten Mahnungen, ja scharfen Zurechtweisungen selbstredend nicht ausbleiben kann."

Wir finden in dem Bericht noch nachstehende interessante Mittheilung: „Bad Königsborn ist infolge seiner ländlichen Lage, seiner weitläufigen und hübschen Spaziergänge, seiner schönen Gradirwerke und mustergiltigen Bade- und Inhalir-Einrichtungen ein ganz besonders geeigneter Aufenthalt für leichtscrophulose, blutarme und erholungsbedürftige Kinder, und es wird sich empfehlen grade diesen auch klimatisch bevorzugten Platz für eine möglichst große Anzahl von Kindern bei Selbstverpflegung in Aussicht zu nehmen, wenn sich, was allerdings nicht ganz zweifellos ist, die nöthigen Räumlichkeiten zu angemessenem Preise dort finden lassen. Die größern Reisekosten den andern Colonieplätzen gegenüber würden durch die Ersparnisse an den Verpflegungskosten reichlich aufgewogen werden."

Milchcuren waren für die Dauer der Herbst-Ferien wiederum in den beiden städtischen Pflegehäusern an der Neußer- und der Ratinger-Straße eingerichtet. Genau 200 Kinder sind hier fast vier Wochen hindurch in der Weise verpflegt worden, daß sie Morgens 9 Uhr je ½ Liter frischer Milch und ein großes Mürbebrot zu 5 *₰*, Nachmittags 4 Uhr wieder ½ Liter Milch und ein tüchtiges Butterbrot, abwechselnd mit Braten, Käse, Eier und Wurst belegt empfingen. Die Kosten dieser Verpflegung betrugen für Kind und Tag etwa 33 *₰*. Für diese Milchcuren wurden vorzugsweise solche Kinder ausgewählt, bei denen die häuslichen Verhältnisse und mangelhafte Garderobe wie anderweitige Bedenken die Entsendung in eine Colonie nicht angängig erscheinen ließen. „Es dürfte sich empfehlen, grade diesen Theil der Ferienversorgung für sehr arme und reducirte Kinder noch weiter auszubauen, schon mit Rücksicht auf die weitaus größere Anzahl von Bedürftigen, welche dann berücksichtigt werden kann, und die doch immerhin höchst erfreulichen Resultate körperlicher Kräftigung auch dieser Kinder."

Hannover (mit Linden) hat ebenfalls zum fünften Male dieses Jahr Kinder in Sommerpflege auf Gesellschaftskosten entsandt. Das Comite sagt u. a.: „Unsere Bitte, Kinder unentgeltlich aufzunehmen, hat guten Erfolg gehabt. Durch eigene Krankheit, durch Krankheit in der Familie, durch anderweiten Besuch oder durch sonstige zwingende Umstände sind zwar im verflossenen Sommer von einigen Wohlthätern die erhofften Anerbietungen ausgeblieben; aber mit inniger Freude und Genugthuung können wir berichten, daß die Zahl der Offerten im ganzen sich wiederum erheblich vergrößert hat. Wenn dieses Verhältnis auch ferner bestehen bleibt und nicht nur neue Gönner hinzukommen, sondern auch die früheren Wohlthäter ihre Unterstützung uns wieder zutheilwerden lassen, wird mit der Zeit die Summe unserer Leistungen dem erheblich größeren Bedürfniß mehr als bisher entsprechen. Die zahlreichen Offerten aus Ilten, Ahlten, Höver, Bilm und Lehrte danken wir der außerordentlichen Thätigkeit des Geh. Sanitätsraths Dr. med. Wahrendorff in Ilten" (der dort auch viele seiner Irrenpfleglinge in Bauernhäusern unterbringt).

„Wenngleich die bisher bei der Auswahl der Kinder geübte Praxis im allgemeinen sich bewährt hatte, weil die Lehrer stets mit anerkennenswerther Umsicht und Sorgfalt zu Werke gegangen sind und durchweg über die Verhältnisse der Eltern und Angehörigen sich gut orientirt hatten, so war doch der Zweck, grade die ärmsten Kinder heranzuziehen, in einzelnen Fällen nicht erreicht. Ein gar zu tiefes Eindringen in die finanziellen Verhältnisse der Eltern kann den Lehrern nicht zugemuthet werden, und ein Fehlgriff ist namentlich dann nicht ausgeschlossen, wenn die Angehörigen der Kinder zu Täuschungen ihre Zuflucht nehmen. Um eine durchaus zutreffende Auswahl zu ermöglichen, haben wir die schon früher beobachteten Grundsätze genauer fixirt und damit eine Directive gegeben für die betheiligten Lehrer. Wir können constatiren, daß nach eigenen Wahrnehmungen und auch nach den uns von anderer Seite gewordenen Mittheilungen die Auswahl der Kinder in diesem Jahre eine besonders glückliche und zweckmäßige gewesen ist und so die jetzt geltenden Grundsätze sich durchaus bewährt haben."

Die von den Lehrern als erholungsbedürftig bezeichneten Kinder wurden am 25. Juni ärztlich untersucht und aus einer erheblich größeren Zahl die schwächlichsten, 123 Knaben und 151 Mädchen, im ganzen 274 Kinder ausgewählt. Als Altersgrenze diente das vollendete 10. bis 13. Lebensjahr, während ausnahmsweise sechs besonders bedürftige 9jährige und drei 14jährige Kinder Aufnahme fanden. Nur bei drei Mädchen und einem Knaben war keine Gewichtszunahme erfolgt, während sämmtliche übrige Kinder von ½ — 7½ Pfund zugenommen hatten, die Mädchen im Durchschnitt 3,53 Pfund, die Knaben 3,51 Pfund.

Sommerpflege bei den südöstlichsten Deutschen.

Im vorigen Sommer waren zwei Lehrerinnen aus Kronstadt in Siebenbürgen hier, um sich Mädchenschulen und gemeinnützige Schöpfungen wie Knabenheime u. dgl. anzusehen. Voll rührenden Dankes für das selbstverständliche Entgegenkommen, welches man ihnen hier bewies, haben sie ihre vermeinte moralische Schuld durch eine kleine Sendung von ihrem edlen heimischen Traubenblut zu tilgen gesucht. Sie und ihre Mitstrebenden, unter denen Herr Stadtpfarrer Franz Obert uns schon einmal durch einen Beleg seiner schöpferischen gemeinnützigen Thätigkeit erfreut hat, halten uns auch mit dieser auf dem Laufenden. Dem neusten Bericht über ihre „Feriencolonien" ist nachstehendes entnommen:

„Es pflegt erfahrungsgemäß viele Jahre zu dauern, bis einer wohlthätigen Einrichtung, die mit freiwilligen Beiträgen Weniger ins Leben gerufen wurde, größere Spenden von Begüterten oder Unterstützungen aus Geld-Instituten und Stiftungen zugewendet werden. Bei der so sehr nützlichen Einrichtung der Feriencolonien (Sommerpflegen) ist dies in Kronstadt nicht der Fall gewesen. Diese Einrichtung ist kaum zehn Jahre alt, und schon darf sich Kronstadt der Thatsache freuen, daß ein ungenannt sein wollendes Mitglied der evangelischen größeren Gemeindevertretung im vorigen Jahre für eine Feriencolonie von 14, heuer von 15 Kindern die gesammten Kosten bestreitet, daß der Kronstädter Sparcassenverein zu Feriencolonie-Zwecken den Betrag von 100 fl. spendete, und daß unter dem 20. September 1884 die Martin Paul und Elise Weiß'sche Stiftung im Betrag von 3240 fl. gemacht wurde, damit aus dem Ertrag alljährlich arme sächsische Schulkinder evangelisch-lutherischer Confession in Kronstadt während den Ferien zur Stärkung und Herstellung ihrer Gesundheit aufs Land gesendet werden.

Die Feriencolonien (Sommerpflegen) sind ein reicher Segensquell nicht bloß für das leibliche, sondern auch für das geistige Leben jener Armen-Kinder, welche infolge von Krankheit oder schlechter Ernährung zu einem großen Theile hätten dahinsiechen müssen, wenn ihnen nicht durch Aufnahme in eine Feriencolonie Kräftigung und damit Widerstandsfähigkeit zugeführt worden wäre. Wie förderlich der Aufenthalt auf dem Lande für das körperliche Befinden dieser Kinder ist, lehrt schon der Augenschein, demzufolge die beim Auszug niedergedrückten Pfleglinge nach der Rückkehr ein frisches und munteres Aussehen zeigen. Ein Segen ist es ferner für ihr geistiges Leben, daß sie das Landleben kennen und lieben lernten. Diese Wahrnehmung konnte auch an den Kronstädter Feriencolonisten (Sommerpfleglingen) gemacht werden. Bei allen war eine Zunahme des Körpergewichts zu bemerken; die bleichen Gesichter waren geröthet, die eingefallenen Wangen rund und voll, das Aussehen überhaupt ein sehr gesundes. Bei allen gab sich auch eine größere geistige Frische zu erkennen.

Die von unserem evangelischen Presbyterium eingesetzte Feriencolonie-Commission, bestehend aus den Herren Stadtpfarrer Franz Obert, Dr. W. Fink, Bankier A. Schmidt und Director Thomas, bestimmte bei der Auswahl der Kinder als Altersgrenze nach unten das achte, nach oben das dreizehnte Lebensjahr, weil jüngere Kinder in der Regel fügsamer, dagegen Kinder über dreizehn Jahre, zumal Knaben schwerer zu behandeln sind, und weil überdies sich herausgestellt hat, daß es nicht grade die jüngsten Kinder sind, die vorzugsweise von Heimweh befallen werden. Die Merkmale, nach denen die Commission sah, waren vornehmlich Heilbedürftigkeit und Hilfsbedürftigkeit. Ueber jene entschied das Commissionsmitglied Herr Dr. Fink endgiltig; über letztere wurden auch die betreffenden Lehrer befragt, damit ja nicht zudringlicher Begehrlichkeit Vorschub geleistet werde. Es wurden vorwiegend scrophulöse, anämische und schwächliche Kinder berücksichtigt, verwahrloste oder mit übeln Angewohnheiten behaftete ausgeschlossen.

Die Ausrüstung der Pfleglinge erstreckte sich auf Wäsche, Bekleidung und Schuhwerk. Einige waren von unserem Schulkinderbekleidungsverein kurz vorher mit Wäsche beschenkt worden; mit Schuhwerk und Bekleidung dagegen mußten alle versehen werden. Die Knaben erhielten dazu je 1 Bluse, 1 Hose, 1 Hut, 2 Paar Fußlappen; die Mädchen je 1 Rock, 1 Jacke, 1 Hut, 1 Schürze, 2 Paar Strümpfe. Jedes Kind bekam auch einen Kamm und ein Stück Seife.

Die Commission entschied sich nicht für die Entsendung der Kinder in Massenquartiere unter Begleitung und Aufsicht von Führern, sondern für die Unterbringung in Familien auf dem Lande.

Im Sinne des Presbyterialbeschlusses vom 14. Juli 1885 wurden die letzteren ersucht, die Pfleglinge gleich den eigenen Kindern zu behandeln, sie zum Aufenthalt im Freien und zum Baden anzuhalten, sowie bei leichten häuslichen und ländlichen Arbeiten helfen zu lassen, und ihnen täglich einmal frisches Fleisch, Morgens Milch, Abends Käse, Milch oder Eierspeise, zum zweiten Frühstück und zur Jause gutes Brot in entsprechendem Ausmaß zu reichen. Aus dem Ertrag der Martin Paul und Elise Weiß'schen Stiftung konnten fünf, und aus dem Sparcassengeschenk ebensoviele Kinder in die Sommerpflege aufgenommen werden. Hiezu kamen aus Mitteln des obenbenannten Mitgliedes unserer größeren Gemeindevertretung 15 Pfleglinge. Von den letzteren mußte ein Knabe schon nach einer Woche durch einen anderen ersetzt werden, weil derselbe an Heimweh erkrankt war.

Ueber das Verhalten aller Kinder haben sich die Pfleger lobend ausgesprochen. Insbesondere ist die Dankbarkeit derselben hervorgehoben worden.

Der Aufenthalt der Pfleglinge auf dem Lande dauerte volle fünf Wochen."

Aufgaben der Frauen-Bildungsvereine.

Der rührige Breslauer Frauen-Bildungs- und Erwerbsverein schließt seinem von gedeihlicher Arbeit Kunde gebenden Jahresbericht für 1885 folgende wahre und zeitgemäße Betrachtung an:

„Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf das bisher Erreichte, so dürfen wir sicherlich ohne Ueberhebung uns mit Freuden eingestehen, daß wir nach besten Kräften erfolgreich unser Scherflein zu dem großen Werke der Volkserziehung, an dem wir nun beinahe zwanzig Jahre arbeiten, in stetiger, geräuschloser Weise beigetragen haben. Es sind uns keine Wundermittel in die Hand gegeben, die aus den Unwissenden plötzlich Hochgebildete, aus den Faulen Muster des Fleißes, aus den Dummen Lichter der Intelligenz machen könnten. Es wird uns kein gleichmäßig vorgebildetes, sondern ein auf den verschiedensten Stufen der Entwickelung stehendes Material zugeführt, eine der großen Schwierigkeiten solcher Fortbildungsanstalten. Daher bedarf es einer unausgesetzten Anstrengung unserer hochgeschätzten Lehrkräfte, einer unablässigen Wachsamkeit der leitenden Persönlichkeiten, um all diese verschiedenen Kräfte möglichst ohne Reibung und Hemmungen den gleichen vorgesteckten Zielen zuzuführen. Die Schule hat uns vorgearbeitet, die Familie hat es gleichfalls; und doch kommt uns naturgemäß fast durchweg so Unfertiges, so dringend der weiteren Erziehung Bedürftiges zur Hand, daß wir stets nur bedauern können, wie kurze Zeit uns zumeist zur Fortbildung zugemessen ist. Beim Verlassen der Schule tritt eigentlich erst die geistige Reife beim Mädchen ein, die ihr die Ahnung der Selbstverantwortlichkeit gibt. Wir sagen absichtlich „die Ahnung," — denn zum weiteren Bewußtsein haben wir zumeist erst den Mädchen zu verhelfen. Das Schulkind glaubt, nur lernen zu müssen, weil der Lehrer es so will; erst der reifende Mensch begreift, daß

er mit seiner Bildung zum großen Theile sein Schicksal in der Hand hält, daß er damit seines Glückes Schmied sein soll. Das der Schule entwachsene Mädchen will heut meist schon zu den fertigen Menschen gerechnet werden und womöglich nur genießend sein Leben weiterführen: bleibt es sich ganz allein überlassen, so geräth es in fünfzig von hundert Fällen sicher auf Abwege, wäre es auch nur auf den, das in der Schule Gelernte bald fast vollständig zu vergessen, statt es zur Grundlage der Weiterbildung zu benützen.

„Den Vorwurf, daß wir die Halbbildung fördern, dürfen wir entschieden von uns weisen, da wir zumeist darauf hinarbeiten, die Mädchen auf die Lücken ihres Könnens und Wissens aufmerksam zu machen und sie dann zu befähigen suchen, selbst an ihrer Fortbildung im ganzen ferneren Verlaufe ihres Lebens zu arbeiten. Die Halbbildung ist stets ungemein selbstgenügsam, während wir grade die Selbstgenügsamkeit der Mädchen zu brechen wünschen und sie zu ernstem Fortstreben aneifern. Soweit der Rahmen unserer Anstalt es irgend gestattet, arbeiten wir dahin, auf unsere Zöglinge erziehend einzuwirken, indem wir sie zu Fleiß, Ordnung, Ausdauer, Genauigkeit, Pünctlichkeit, achtungsvollem Betragen gegen die Vorgesetzten, liebevoller Verträglichkeit gegen die Mitschülerinnen anhalten, ihr Wissen und Können, ihre Erwerbsfähigkeit mehren und ihnen wirkliches Interesse für die idealeren Ziele des Lebens einzuflößen suchen. Die Kinderpflegerinnen-Curse bieten die sonst für die breitesten Volksschichten fast gar nicht vorhandene Möglichkeit, ihren Töchtern die Elemente der physischen und moralischen Kindespflege beizubringen, damit sie dieselben später nicht nur an fremdem, sondern einst auch am eigenen Herde verwerthen und damit die Volksgesittung im allgemeinen heben helfen. Freilich können wir nur Samen streuen, der oft unter Dornen und bisweilen auch auf Felsgestein fallen wird; nicht selten aber auch wird er aufgehen und selbst hundertfache Früchte tragen.

Wir betrachten alle gleichen Bestrebungen, wenn sie auch auf anderen Wegen gehen, als die unsrigen, nicht als Concurrenz im Sinne des Geschäftsneides, sondern begrüßen sie nur als das gleiche Wetteifern für die Förderung menschlichen Wohles."

Verdeutschung.

Herr Dr. Focke in Coblenz schreibt uns auf eine Anmerkung in Nr. 48, die „Sanitäts-Laboratorium" scherz- und frageweis mit „Gesundheitsküche" verdeutschte: „Ihr Sanitäts-Laboratorium ist vermuthlich, wie das Reichsgesundheitsamt, ein Gesundheitsamt, aber ein städtisches, ein bremisches, also wenn es sich um die Aufschrift des Gebäudes handelt, ein „Gesundheitsamt der Freien Stadt Bremen." Enthielte es jedoch etwa nur die „Laborir"-Räume [so ist es], so wäre es die Versuchs- oder Untersuchungs-Stelle oder -Abtheilung des Gesundheitsamts, oder es ließe sich vielleicht das treffende Wort Scheidekunst zu Ehren bringen und von einem Unteramt, einer Abtheilung des Gesundheitsamts oder einer gesundheitsamtlichen Werkstatt für Scheidekunst (Scheidekunstamt des bremischen Gesundheitsamts) sprechen."

Bücher und Schriften.

Das seit 1862 im Verlage der Gerstenberg'schen Buchhandlung in Hildesheim erscheinende, von dem Director der dortigen Landwirthschaftsschule herausgegebene **Hannoversche** Land- und Forstwirthschaftliche Vereinsblatt wird vom Jahre 1886 an den Titel führen: „**Hildesheimer** Land- und Forstwirthschaftliches Vereinsblatt." — Die Titeländerung erfolgt einerseits auf Wunsch des Land- und Forstwirthschaftlichen Hauptvereins Hildesheim, welcher das Blatt als Organ für sich und sämmtliche Mitglieder der ihm angeschlossenen Kreisvereine benutzt, andererseits um Verwechselungen mit anderen Blättern zu vermeiden, zu welchen der bisherige Titel Veranlassung gab. — Die Redaction führt auch ferner Herr E. Michelsen in Gemeinschaft mit Herrn H. Putensen, Generalsecretär des genannten Hauptvereins.

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche beabsichtigt im Februar eine Moorcultur-Ausstellung in Berlin zu veranstalten. Sie soll folgende Abtheilungen umfassen: I. Boden. Moor- und Torfboden in den verschiedensten Formen, am besten in Profilen. Die Proben sollen die Bodenstructur deutlich erkennen lassen und womöglich durch ihre theils ursprüngliche, theils mit Hilfe der Cultur erreichte Vegetation gekennzeichnet sein. Sandarten und Erden, welche zur Cultur Verwendung fanden, auch solche die schädlich gewirkt haben, sowie Vivianit und sonstige Untergrundserden u. s. f. gehören in diese Abtheilung; ferner alle Präparate aus Torf, sowohl zum Verbrennen, als zur Einstreu, Torfmull u. s. f. Erwünscht sind hierbei Angaben über die Lage, Größe und Benutzung der Flächen, sowie solche über Erträge vor und nach einer Cultur, Resultate von Düngungsversuchen; auch chemische Analysen der Böden werden erbeten. II. Früchte. Alle auf Moor erbauten Pflanzen, auch solche welche nicht die gewünschte Höhe des Ertrages ergaben; gärtnerische und forstliche Producte. Wo nur ein Theil des Moores cultivirt ist, wäre es wichtig Pflanzen vom rohen und vom cultivirten Boden zu zeigen. Tabellen über die Kosten der Anlage, deren Behandlung und Düngung, sowie über die Höhe der Erträge können in dieser oder in der ersten Gruppe ausgestellt werden. III. Meliorationsprojecte für Dammcultur-, Wiesen-, Ent- und Bewässerungsanlagen mit Kostenanschlägen und möglichst kurzen Beschreibungen, aus welchen die Vertheilung der Kosten auf die einzelnen Theile der Anlage hervorgeht. Pläne von Torfmaschinen und Pressen. Litteratur über Moorcultur und Torfgewinnung. IV. Hilfsmittel zur Melioration: Düngemittel, Maschinen und Geräthe zur Anlage (Feldbahnen) und zum Betriebe. Bei dieser Gruppe, welche unter Umständen eine große Ausdehnung erlangen kann, wird freilich grade deshalb zu berücksichtigen sein, daß vielleicht der Raum der Ausstellung eine gewisse Beschränkung erforderlich machen kann.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 2. Sonntag, 10. Januar. 1886.

Das Frauenstudium vom Standpunct der Sittlichkeit.

Der in Dresden ins Werk gesetzte, in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs unseren Lesern mitgetheilte Plan, dem Frauenstudium in Deutschland die Wege zu bahnen, setzt offenbar den Hebel da an, wo bis jetzt die einzige Aussicht auf Erfolg ist. Das größte Hindernis, welches die Vertreter der Ansicht zu überwinden haben, daß auch den Frauen die Wege zur wissenschaftlichen Ausbildung geöffnet werden müssen, ist die öffentliche Meinung, die in Deutschland noch immer dies Streben als ein ebenso lächerliches wie gemeingefährliches verurtheilt. Man denke sich einmal, daß es noch keine Schauspielerinnen und Ballettänzerinnen gäbe, wie es ja thatsächlich keine Damen der ersten Art und keine Ballets im modernen Sinne bis gegen den Schluß des siebzehnten Jahrhunderts gegeben hat. Welchen Sturm der Entrüstung würde derjenige heraufbeschwören, der da vorschlüge, daß Mädchen und Frauen sich zu solchen öffentlichen Schaustellungen ihrer Reize und ihrer ganzen Persönlichkeit hergeben sollten! Man denke sich, die Tanzvergnügungen in der bei uns noch immer und überall herrschenden Einrichtung wären unserer heutigen Gesellschaft unbekannt, und es käme nun jemand auf die Idee, junge Männer und junge Mädchen für die Dauer einer Nacht in hellerleuchteten geschmückten Sälen, bei aufregender Musik zu gemeinschaftlicher körperlicher Bewegung zu vereinigen, die Mädchen in einer Tracht, welche jetzt, — wenn sie auch vor 25 Jahren noch allgemein war — im Hause und auf der Straße getragen, für schamlos gelten würde, die Annäherung auch des fremdesten Mannes an jedes Mädchen, das er zu wählen beliebt, so eng wie sie sonst höchstens ein Bruder sich herausnimmt: was würden für Weherufe über den Verfall unserer Sitten von denen ergehen, welche einen Ball für ein sehr harmloses Vergnügen, die Mitwirkung von Frauen im Schauspiel, in der Oper, im Ballet für schlechthin unentbehrlich halten!

Ich habe diese Beispiele, die sich leicht noch um weit greller gefärbte vermehren ließen, gewählt, um denjenigen oft gehörten Einwurf gegen das Frauenstudium zu beleuchten, der mit dem meisten Aufwand sittlicher Entrüstung gemacht, und von Leuten, die ihre Meinung fertig von anderen beziehen, am andächtigsten nachgebetet zu werden pflegt. Frauenstudium bedeutet für uns wie für die europäischen Culturländer überhaupt, in erster Reihe des Studium der Medicin. Eine Frau aber, welche Medicin studirt, gibt nach der Meinung der Vertreter des Hergebrachten ihr Geschlecht auf, sie wird unweiblich, sie verliert das beste was sie hat; dürfen erst Frauen Physiologie und Anatomie studiren, so wird das ganze Geschlecht erniedrigt und damit die Sittlichkeit überhaupt untergraben. Jemand der weder Theater noch Bälle besucht und auch keine ballfähigen Töchter hat, dürfte geneigt sein zu sagen: Wenn die Sittlichkeit nicht darunter leidet, daß Tausende von Frauen auf der Bühne beschäftigt sind, Millionen, ja gewiß die überwiegende Mehrzahl aller jetzt lebenden Frauen in ihrer Jugend an den jetzt herkömmlichen Tanzvergnügungen theilnehmen, so werden die hundert oder höchstens etliche hundert Frauen, welche sich von der jetzigen Generation und wahrscheinlich von jeder folgenden dem Studium der Medicin widmen, im schlimmsten Fall, nemlich wenn sie selbst darüber Schiffbruch litten, auf die Sittlichkeit im großen so wenig Einfluß haben, wie ein Tropfen Tinte, ins Meer gegossen, dieses schwarz färbt.

Ist denn aber das Wissen von natürlichen Dingen ein Führer zur Unsittlichkeit, ja auch nur zur Unweiblichkeit? Machen berufsmäßig geschulte Krankenpflegerinnen, zu deren Schulung gradezu eine nicht unerhebliche Grundlage anatomischer und physiologischer Kenntnisse gehört, und die von diesen Dingen im Lauf ihrer Berufsthätigkeit jedenfalls mehr zu sehen bekommen als jeder nicht medicinisch gebildete Mann, durchschnittlich einen unweiblichen Eindruck? Ist in den allermeisten Diakonissen, Schwestern vom Rothen Kreuz, Barmherzigen Schwestern der Begriff edelster Weiblichkeit, nemlich der Begriff der demüthigen, dienenden, helfenden Liebe nicht weit vollständiger verkörpert, als in der Modedame der großen Welt, die vielleicht nicht einmal weiß, daß die Mitte des menschlichen Körpers noch zu anderen Zwecken da ist, als um möglichst zusammengepreßt zu werden, und die in Ohnmacht fällt, wenn sie einen Tropfen Blut sieht? Ja, kann ein Weib seinen höchsten irdischen, den Mutterberuf, recht ausüben, ohne von dem Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers ganz bestimmte Kenntnisse zu haben? und kann, wenn eine solche Grundlage überhaupt nicht bloß unschädlich, sondern durchaus heilsam und unentbehrlich ist, der Fortbau auf dieser Grundlage zu demselben, nur erweiterten Zweck, nemlich um zu helfen und zu heilen, irgend eine sittliche Gefahr bringen?

Es wäre unerklärlich, wie dieser Vorwurf der Gefährdung der Sittlichkeit durch das Studium der Medicin überhaupt hätte aufkommen können, ständen wir Menschen nicht so sehr unter der Macht der sinnlichen Anschauung, und beurtheilte nicht in der Regel jeder etwas unvermittelt in seinen Gesichtskreis tretendes nach dem Maßstab seiner persönlichen Empfindung und Umgebung. Es sind fast immer Männer, welche diesen Einwand aufbringen, oder Frauen, welche ihnen urtheilslos nachsprechen; denn selbständig urtheilende Frauen, welche einen Blick ins Leben gethan haben, wissen recht gut, daß für ihr Geschlecht die Versuchungen zur Unsittlichkeit oder zu unweiblichem Gebahren ganz wo anders liegen als in wissenschaftlicher Arbeit oder Erkenntnis. Aber ein Mann, dessen Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlecht sich auf seine Frau, seine jugendlichen oder verheirateten Schwestern, seine heranblühenden Töchter und deren mädchenhafte Freundinnen beschränkt, versetzt gar leicht diese, und zwar die verheirateten wie sie ihm in ihren Mädchenjahren vorschweben, wenn er von Studentinnen der Medicin hört, in seiner Einbildungskraft in einen Hörsaal, mitten in einen Haufen wüster männlicher Lerngenossen hinein, an eine Leiche, die vor diesem gemischten Publicum von dem Professor zerlegt und beschrieben wird, und dann ist ihm zu Muthe, als würde ein Attentat auf das was ihm das liebste ist, begangen, und er meint dem ganzen Geschlecht einen Ritterdienst zu erweisen, wenn er das Studium der Medicin für eine Gefährdung der weiblichen Sittlichkeit erklärt. Oder aber es spukt ihm eine schreckhafte Erinnerung an etliche nihilistische Russinnen im Kopfe, die sich einstmals in der Schweiz als Studentinnen unmöglich gemacht haben, und anstatt diese Ausnahmen nach der Regel zu berichtigen, welche die Summe der übrigen Erfahrungen in der Schweiz, in Frankreich, in England, in Schweden, in Dänemark, in Italien und wo sonst Frauen studiren, ergibt, erhebt er sie ohne weiteres zur Regel und läßt sich's nicht einreden, daß bei zweckentsprechenden Einrichtungen die Studentinnen der Medicin ebenso gut ein tadelfreies Leben führen können, wie die jungen Mädchen, welche in Deutschland die Bälle besuchen, und gewiß noch viel leichter als Schauspielerinnen und Tänzerinnen.

Dem gegenüber können die Verfechter des Frauenstudiums es nicht nachdrücklich genug aussprechen, daß sie sich als Studentinnen der Medicin keineswegs unreife Backfische oder besonders zarte, schwache, unselbständige weibliche Wesen denken, sondern Mädchen von ganz bestimmter Lebensreife und Charakterstärke, die auch vom Leben genug gesehen und erfahren haben müssen, um zu wissen, was sie übernehmen und was sie aufgeben, wenn sie sich der Erwerbung einer wissenschaftlichen Ausrüstung und mit dieser dem Dienst der leidenden Menschheit widmen. Krankenpflegerinnen werden in den meisten Anstalten nicht vor dem achtzehnten Lebensjahre aufgenommen und sind thatsächlich in der Regel beim Eintritt älter als achtzehn Jahre; Studentinnen, die nicht wie sie, in das feste Gefüge einer geschlossenen Anstalt eintreten — es sei denn daß man für sie wie in England und Amerika Convicte schaffte, was sehr zu empfehlen wäre, — die nicht erst wie die Krankenpflegerinnen, unter beständiger Aufsicht ein Probejahr durchmachen, sondern gleich ihre gesammte Lebensführung in die eigene Hand nehmen: müssen nach meinem Dafürhalten das Alter der bürgerlichen Selbständigkeit nicht allein erreicht, sondern diese Selbständigkeit womöglich schon durch ein paar Jahre bewährt haben, wenn etwas rechtes daraus werden soll. Mit sechzehn, achtzehn Jahren, so scheint es mir nach den Erfahrungen, die ich über mein Geschlecht gesammelt habe, kann ein Mädchen überhaupt noch nicht wissen, ob sie Aerztin werden will, und man kann ihr in diesem Alter auch noch nicht klar machen, was sie mit der Wahl eines solchen Berufes übernimmt. Mädchen die bei dem Austritt aus der Schule sofort entscheiden müssen, mit welchem Berufe sie sich in ein paar Jahren ihr Brot verdienen wollen, werden, solange wir im Anfang dieser Bewegung stehen, überhaupt nicht von vornherein an das Studium auf unseren Hochschulen denken können, dafür ist es viel zu kostspielig und langwierig. Stipendien aber, für welche schon jetzt mehrfache gute Aussichten sind, werden wohl berechtigtermaßen nur an reifere Mädchen verliehen werden, die bereits einen genügenden Nachweis ihrer geistigen Fähigkeit und ihrer sittlichen Kraft zu führen imstande sind. Die Jahre vom Verlassen der Schule bis zum vier-, fünfundzwanzigsten, mit welchem das Universitätsstudium etwa beginnen könnte, werden aber reichlich genug ausgefüllt, wenn man die für jedes weibliche Wesen wünschenswerthe grundlegende Ausbildung für den häuslichen Beruf, die von Frau Eysoldt in Dresden in Angriff genommene Vorbereitung für das Maturitäts-Examen (s. Nr. 50 von 1885 d. Bl.) und einen Cursus in der Krankenpflege als allergünstigste Einführung in das ärztliche Studium hinein verlegt. Im Verlauf dieser Vorbereitungszeit wird sich unfehlbar herausstellen, ob ein Mädchen die ausreichende körperliche und geistige Befähigung, die besondere Anlage und stichhaltige Neigung, den sittlichen Ernst und die Hingabe an den selbsterwählten Beruf hat, ohne welche sie weder das Studium der Medicin, noch irgend ein anderes wissenschaftliches Studium beginnen sollte. Man kann nicht Aerztin werden, wie man Stütze der Hausfrau wird: vorläufig, auf ein paar Jahre, bis sich etwas besseres findet, d. h. ein Mann und ein eigener Herd, wie ich denn auch einstweilen noch bezweifle, daß man Aerztin bleiben kann oder soll, wenn sich nach Antritt des Berufes noch ein Mann und ein eigener Herd finden, auf die man nicht zu verzichten gesonnen ist.

Solange die öffentliche Meinung in Deutschland noch gegen das Frauenstudium und gegen Aerztinnen ist, kommt sehr viel darauf an, daß die Bahnbrecherinnen keinerlei berechtigten Vorwurf auf sich ziehen. Das halbe Dutzend deutscher Frauen, das bis jetzt mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten sich eine akademisch-wissenschaftliche Bildung erworben hat, steht in dieser Hinsicht leuchtend da. Sollte durch irgend einen Umschwung der Dinge, der grade so gut heute wie morgen eintreten kann, den Frauen das Studium auf deutschen Universitäten freigegeben werden, so wäre nichts mehr zu bedauern, als wenn es „Mode" würde und infolgedessen von einer irgend erheblichen Zahl unfähiger, abenteuerlicher, schiffbrüchiger, haltloser Wesen versucht, die in keinen Beruf taugen, in den schwersten am wenigsten. Dann könnten wir einen Rückschritt erleben, welcher sich in der gesammten Stellung und Schätzung unseres Geschlechts fühlbar machen würde. Dann würde der Schein denen Recht geben, welche sagen: Das Studium der Heilkunde macht die Frauen unweiblich und gefährdet die Sittlichkeit. Dann würden auch diejenigen Recht zu behalten vermeinen, welche in dem Streben der Frauen

nach wissenschaftlicher Ausbildung überhaupt eine lächerliche Anmaßung und eine sociale Gefahr sehen. Von ihnen reden wir wohl ein andermal. **M. L.**

Ueber den Lukmanier.

Von

J. v. Unger.

(Fortsetzung.)

Nun stand ich wieder ganz allein in weiter schneebedeckter Einöde, weit von aller menschlichen Hilfe entfernt. Aber eben dieser Gedanke, welcher die meisten andern Menschen schreckt, gab mir Entschlossenheit und Kraft. Ich mußte vorwärts! So ging ich denn vorwärts.

Leicht war das freilich nicht. Der Schnee reichte mir fast bis zur Hüfte. Es war doch ein großer Vortheil gewesen, daß ich in die Fußstapfen des Wirths hatte treten können. Das war nun vorbei — die Straße war ganz eben — und ich kam nur langsam vorwärts.

Ich hielt Kriegsrath. Vor allem that noth mit meinen Kräften weise hauszuhalten und mich vor Erschöpfung zu hüten. Eine Stunde früher oder später in Olivone, das war ganz gleichgiltig. Brach auch die Nacht herein — der Schnee leuchtete hinlänglich. Auch mußte gegen acht Uhr der Mond aufgehen. Das einzige was ich zu fürchten hatte, war Schneesturm; aber danach sah es nicht aus, obgleich dem kurzen Sonnenblicke bei Casaccia wieder dichter Nebel und Schneegeriesel gefolgt war.

Langsam und taktmäßig schritt ich dahin. Jedesmal nach zweihundert Schritten zog ich die Uhr heraus und rastete zwei Minuten. Bald fand ich, daß dies zu anstrengend war; also rastete ich nach je hundert Schritten. Als eine halbe Stunde verstrichen, suchte ich mit Hilfe der zuweilen frei werdenden Bergspitzen zu ermitteln, ob ich wohl vorrückte. Ach, es war herzlich wenig! Ging es so fort, dann freilich erreichte ich Olivone nicht. Nun, man stirbt nicht gleich von einer Nacht im Freien.

Fast stromweis rann mir jetzt der Schweiß von der Stirn; meine Brust hob sich leidenschaftlich unter den Athemzügen; ein brennender Durst begann mich zu quälen. Ab und zu nahm ich ein wenig Schnee in den Mund; leider hilft das nur für einen Augenblick und erhöht nur den Durst. Zu der Flasche Wein aber griff ich noch nicht — das sollte meine letzte Rettung für die kalte Gebirgsnacht bleiben.

Allmählich mußte ich die Pausen verlängern, um wieder zu Athem und Kräften zu gelangen. Was ich mir in diesen Pausen ausmalte, will ich verschweigen — nicht ohne Grauen erinnerte ich mich der entsetzlichen Schilderung, welche ein junger Mann im Fremdenbuche von Fend von den Qualen einer einsam auf dem Gletscher zugebrachten Nacht und den Folgen derselben niedergeschrieben hat. Aber hundertmal bereute ich dem Rathe des Wirthes nicht gefolgt zu sein. An mehr als einer Stelle versank ich bis an den Leib in den Schnee. Vom Heben der Beine war da gar keine Rede mehr — ich mußte mich einfach hindurchdrängen. Und blieb ich länger als einige Minuten stehen, dann fühlte ich eine tödliche Kälte von unten herauf meinen Körper durchdringen und mich erstarren machen. Wohl ein halb Dutzend Male gab ich mich verloren. Jedesmal nahm ich dann einen neuen Anlauf, der nach kurzer Frist wieder in tiefer Erschöpfung endigte.

Wie lange ich mich auf diese Weise fortgearbeitet habe — ich weiß es nicht — mir schien es eine Ewigkeit. Da färbte sich plötzlich in geringer Entfernung vor mir ein Stückchen der Schneefläche grau. Bald unterschied ich die Balkenwände eines Hauses. Gott sei Dank! Doch ein wenig Schutz — vielleicht gar ein lebendes Wesen!

Und richtig — nach wenigen Minuten vernahm ich Töne — es hackte jemand Holz in einem Schuppen. Ich war geborgen!

Mit erstaunter Miene starrte der Mann mich an. Sie kommen übers Joch? fragte er in gutem Schweizerdeutsch.

Wie Sie sehen — lassen Sie mich eintreten und mich bei Ihnen ausruhen. Kann ich die Nacht hier zubringen?

Noch immer konnte der Mann seiner Verwunderung nicht Herr werden. Sie kommen übers Joch? — wie ist denn das möglich?

Nun, der Wirth von Sta. Maria hat mich bis Casaccia gebracht — von da komme ich allein.

Du mein Gott! Da haben Sie das Unglück gesehen, was heut acht Täg' passirt ist. Es war schrecklich! — denken's, drei Kühe sind dem Mann verbrannt und fast sein ganzer Hausrath. Er wohnt jetzt unten in Somascona.

Ich war wenig zum Mitgefühl aufgelegt, und wiederholte die Frage, ob ich die Nacht hier zubringen könnte.

Der Mann machte ein bedenkliches Gesicht. Ich bin nicht der Wirth, sondern nur der Knecht, sprach er; ich bleibe den Winter ganz allein hier oben. Es hat nur Ein Bett hier, und zu essen und zu trinken kann ich Ihnen auch nur herzlich wenig anbieten. Wollen's hier bleiben, ist's mir recht. Aber besser thäten's weiter zu gehen.

Der Mann hatte etwas unheimliches. So leicht fürchte ich mich nicht. Aber was hatte er mich so scheu von der Seite anzusehen! Wenn er mich beraubte, mich tödtete und in den Schnee warf — wer sollte mich finden? Mußte nicht der Wirth von Sta. Maria bezeugen, daß ich durch eigne Hartnäckigkeit verunglückt war? Und dann, welche Zeit der Angst für meine Angehörigen, die nicht einmal wußten, durch welche Theile der Schweiz ich meinen Weg nahm!

Wie soll ich es denn aber anfangen, um weiter zu kommen?

Das ist nicht schlimm, Herr. Heute früh sind drei Männer und neun Kühe die Straße heraufgekommen; die haben Bahn in den Schnee getreten. Schauen's nur, dort hinten beim Stalle beginnt die Spur. Die Kühe bleiben auch den Winter hier oben.

Richtig! beim Stalle begann eine mehrere Fuß breite Straße im Schnee, eine Art von Hohlweg. Sie war ziemlich festgetreten; es litt nicht den mindesten Zweifel, daß ich in ihr ganz gut würde hinabgelangen können bis dahin, wo der Schnee aufhörte. Hatte ich aber erst die feste Fahrstraße unter den Füßen, dann war ich in Sicherheit.

Zwar war es mir klar, daß ich Olivone nicht vor acht Uhr Abends erreichen würde. Immer aber besser spät ankommen und in einem guten Bette schlafen, als hier oben im Heu oder in dem wahrscheinlich sehr schmutzigen Bette des unheimlichen Menschen, der mir offenbar nur deshalb zum Weitergehen rieth, um sich selbst vor einer Versuchung zu bewahren.

Also ruhte ich eine halbe Stunde lang. Das Brot, welches der Knecht mir gab, war allerdings ungenießbar. Aber da ich nun aller Schwierigkeit entronnen war, so trank ich die halbe Flasche Veltliner. Gestärkt und muthig griff ich wieder zum Stock, und vertraute mich brav der Spur der drei Männer und neun Kühe.

Wie im Himmel ging ich jetzt! Es ist doch gut, wenn man standhaft bleibt und einmal entschlossen den Kampf mit den Elementen aufnimmt. Wie konnte der Wirth von Sta. Maria doch nur so dumm reden! Offenbar hatte er nur deshalb mich zur Umkehr zu verlocken gesucht, um einige Tage lang einen Gast im Hause zu haben.

Die Schneeflocken hatten aufgehört. Ich konnte einen Theil des großartigen, sich nun rasch abwärts senkenden Val Zura übersehen. Alles im tiefen Schnee — und hier und da einzelne schroff abfallende dunkle Felswände.

Plötzlich an einer Wendung des Weges verließ die Spur die große Fahrstraße und führte grade aus steil den Abhang hinab. Auch gut, das schneidet ab — dort unten treffen die Wege jedenfalls wieder zusammen.

Unten lagen Alphütten. Zu diesen führte die Spur. Aber o Jammer, hier zersplitterte sie sich. Offenbar waren die Kühe

nicht von Olivone heraufgekommen, sondern von diesen Alphütten. Was nun beginnen? Umkehren und doch die Nacht in jener Räuberhöhle zubringen? Nein! zu lockend und zu gewiß hatte mir die Phantasie schon ein behagliches Zimmer im Hotel Olivone vorgespiegelt — ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen! In nicht allzugroßer Entfernung, allerdings ziemlich hoch über mir, lief in eleganter Linie die Reihe der Prellsteine an der Felswald entlang. Also, kurz entschlossen: dort hinauf!

Halloh! — rief es hinter mir — halloh!

Nicht ohne Mühe unterschied ich zwischen den Almhütten einen Mann mit einem großen Bündel Heu auf dem Kopfe. Er winkte mir.

Ziemlich unmuthig machte ich kehrt und ging auf ihn zu. Er seinerseits that nicht das mindeste mir den Weg zu ersparen, sondern erwartete mich.

Es folgte nun eine Auseinandersetzung mit Hindernissen. Der Mann sprach Romanisch und verstand kein Deutsch; mein Deutsch wenigstens verstand er nicht. Doch enträthselte ich endlich seine Meinung: ich dürfe, um nach Olivone zu gelangen, nicht die neue Kunststraße einschlagen, weil diese an mehreren Stellen durch Lawinen versperrt sei; ich müsse vielmehr fernerweit der Schneespur folgen, von hier aus freilich nur noch aus den Fußstapfen zweier Männer bestehend, welche über den Zurabach und an der rechten Thalseite hinabführe; dies sei der alte Saumweg, den die Fußgänger immer noch zu nehmen pflegten. Die Fußspuren würden mich ganz sicher leiten.

Das leuchtete mir ein. Auch begann der Schnee bereits merklich niedriger zu werden. Also dankte ich ihm für sein menschenfreundliches Anrufen und schritt weiter. Es war immer noch golden gegen das da droben auf dem Joche — und was konnte nun noch kommen?

Etwas sehr unangenehmes. Die Spur erreichte den Bach, der rauschend zwischen steilen Ufern dahinschoß. Ein Steg führte hinüber, aus einem einzigen etwa fußbreiten Balken bestehend, wohl 25 Fuß lang und mindestens ebenso hoch über dem Wasser. Das wäre nun nicht schlimm gewesen, hätte der Steg ein Geländer gehabt. In früheren besseren Zeiten war das der Fall gewesen; jetzt standen nur noch die Pfähle aufrecht, an jedem Ende des Steges einer, und einer in der Mitte — die Laufstange fehlte. Ich prüfte den Balken genau. Er trug nur an den beiden Seiten einen Anflug von Schnee, oben war er schwarz, feucht und schmutzig. Ein geübter Sohn der Berge hätte ihn ohne jegliches Bedenken überschritten. Aber ich zagte doch nicht wenig. Stürzte ich hinab in das felsblockerfüllte Flußbett, so brach ich unzweifelhaft Arme und Beine — und wer würde in dieser Einöde meinen Hilferuf vernommen haben?

Eine Zeitlang lief ich rathlos am Ufer auf und ab — keine Möglichkeit den Bach anderswo zu überschreiten. Also rittlings hinüberrutschen. Ich habe das öfter ausgeführt; es sieht nicht grade gut aus, ist auch für die Kleidung nicht vortheilhaft, aber es ist bequem und sicher. Bald saß ich auf dem Baumstamm. Freilich belästigte mich nicht wenig die Umhängetasche, welche ich hinter mir herziehen, und der Bergstock, welchen ich vor mir her schieben mußte. Aber es ging. Beide Hände stemmte ich mit aller Kraft gegen die beiden Seiten des Balkens; das gab gewissermaßen einen Schraubstock ab. So schob ich mich Zoll für Zoll langsam vorwärts. Freilich, mein Gleichgewicht hing an einem seidenen Faden — glitt die Umhängetasche auf die Seite, so zog sie mich unfehlbar mit hinab. Nach einer Minute schöpfte ich tief Athem — wahrhaftig — es ging!

Endlich hatte ich die Mitte des Steges erreicht. Aber da war's zu Ende! Zwar ergriff ich mit der Rechten den aufrecht stehenden Geländerpfahl. Doch war es unmöglich das rechte Bein zu heben und neben ihm vorbeizustrecken. Mehrmals versuchte ich es — nein, auf dem glatten Balken war kein Halt — das Hinabstürzen war sicher. Was nun? — Du lieber Gott! Alles was der Tag bisher gebracht hatte, es war Kleinigkeit gegen diesen Augenblick! Und deutlich fühlte ich, daß das Blut anfing mir in den Schläfen zu klopfen, und daß die Hände zu zittern begannen.

Mit Gewalt zwang ich die Aufregung nieder. Ich schob mich einen Schritt rückwärts und versuchte mich auf den Rücken zu legen. Das gelang; die so unbequeme Reisetasche bot mir sogar einen willkommenen Stützpunct. Nun hob ich langsam, ganz langsam, auch das rechte Bein auf den Balken. Als ich fühlte, daß ich im Gleichgewicht lag, stemmte ich wiederum die Hände fest gegen die Seiten des Balkens, und schob mich ganz unmerklich vor. Dann Pause. Wieder einen Zoll vorwärts — wieder Pause. In diesem Augenblick stand alles auf dem Spiele. Erlahmte die Kraft der Hände, dann war ich verloren. Jetzt begann sie mich zu verlassen — da war ich so weit, daß ich das Fersengelenk des rechten Fußes hinablassen und mich mit diesem ein klein wenig an den Balken anklammern konnte. Und jetzt — jetzt konnte ich wiederum mit der Rechten den Geländerpfahl erfassen und ihn fest umklammern. Ah!! — — Nun ruhte ich ein wenig, immer noch in liegender Stellung — dann richtete ich mich mit äußerster Vorsicht auf. Nur noch das eine war jetzt bedenklich: das Vorbeirutschen neben dem Pfahle selbst. Nochmals umfaßte ich ihn mit aller Gewalt, und neigte den Körper auf seine Seite hinüber — eine Secunde später hatte ich ihn passirt! — —

Bald stand ich wieder auf festem Grund und Boden. Nie im Leben wieder solch eine Rutschpartie! — Aber wie, wenn nun ein ferneres Hindernis mir den Weg abschneidet, wenn ich vielleicht gar über diesen Balken zurück muß! Niemals! rief ich laut, — niemals! und schritt trotzig weiter.

Mein Trotz bedurfte wohl einer Abkühlung — diese ließ auch nicht lange auf sich warten. Rechter Hand vom Berghange herab brauste ein Seitenbach; über ihn führte etwas, was ehedem eine Brücke gewesen sein mochte; jetzt war es ein ins Wasser hinabgesunkenes Chaos von Balken und Brettern. Die Fußspur führte grade darauf los — kein Zweifel, die beiden Männer von Olivone waren hier gegangen — aber offenbar hatten sie Wasserstiefel getragen, nicht Schnürschuhe wie ich. Mit Hilfe des Alpenstockes begann ich zu arbeiten — fast war ich glücklich hinüber — da glitt ein treuloses Brett aus — ich stand richtig bis über die Knöchel im Wasser. — Kleinigkeit im Vergleich zu jenem furchtbaren Stege! Nur weiter! Aber die Zahl der Nebenbäche war leider recht groß, und fast bei jedem kam ich nicht trocknen Fußes davon. Und um mich recht zu ärgern, wurde das Thal wieder eng und der Weg steil und voll Felsblöcke; und dicht mir zur Linken rauschte immer mächtiger und immer unüberschreitbarer die Zura, und jenseits hoch über ihr lief die herrliche Kunststraße, lockend, aber für mich unerreichbar an der Felswand hin.

Es begann zu dämmern. Schlimmer noch war, daß bei einer Alphütte auch die Doppelfußspur aufhörte, und zur Spur eines einzelnen Menschen zusammenschrumpfte. Wie, wenn auch diese plötzlich ein Ende nahm — wohin mich dann wenden in dieser pfadlosen Schneewüste!

Endlich dämmerte eine langgestreckte dunkle Fläche vor mir — ja, ja, das ist ein breiter fahrbarer Weg! Muthig trat ich von dem Schnee auf ihn. O weh! — es war kein Weg, sondern ein stehendes Gewässer — glücklicherweise nicht allzutief. Rasch sprang ich wieder auf den festen Schnee. Eins wenigstens war sicher: ich hatte eine ebene Thalweitung erreicht — bald mußte ich Alphütten finden, und von diesen doch wohl eine Brücke über die Zura zur Verbindung mit der Heerstraße. Nicht ohne Mühe und nicht immer gelang es mich von dem Gewässer fern zu halten, welches sich in die flachen Wiesen verlief. Aber jetzt schritt ich rücksichtslos weiter, und siehe da — nach kurzer Zeit dämmerten niedrige Bauwerke von Holzstämmen — und hier, wahrhaftig eine Viehbrücke über den Fluß! Jetzt galt es nur noch zur Kunststraße hinaufzuklettern. Sehen konnte ich sie zwar nicht, aber antreffen mußte ich sie oben jedenfalls.

Ich hatte richtig und doch falsch gerechnet. Noch über eine halbe Stunde lang hatte ich mich im Walde mit Aufbietung der letzten Kraft an dem schneebedeckten Abhange empor zu arbeiten; mehr als einmal mußte ich vollständig erschöpft die Arbeit einstellen. In der Dunkelheit verlor ich auch die Richtung. Wie leicht konnte ein steiler Felsabsturz meinen Schritten ein Ziel setzen! Aber endlich leuchtete eine lange ebene Schneelinie durch das Tannendickicht — ich stand unter der hohen Brustwehrmauer der Straße.

Gottlob! dies Hinderniß wird das letzte sein! nur weiter an der Mauer entlang — bald wird sich eine Stelle zum Hinaufklimmen finden.

Die Stelle kam nicht; endlos und unersteiglich dehnte sich die Mauer hin. Jetzt bog sie nach links in ein Seitenthal — schon hörte ich das Rauschen des aus diesem hervorstürzenden Baches, den die Straße wahrscheinlich auf hoher Brücke überschritt — in wenigen Minuten mußte ein Abgrund mir Halt gebieten — was dann?

Da erbarmte sich meiner das Schicksal. Eine mächtige alte Tanne erhob sich unmittelbar neben der Mauer; ihre Zweige reichten hinüber bis auf die Straße. Offenbar hatte man sie bei Erbauung der Kunststraße absichtlich geschont. Mit ihrer Hilfe konnte es gelingen die Hochfläche zu erreichen. Aber wie an ihr hinaufklettern? Der Stamm war viel zu dick, und die Zweige begannen erst in weit über doppelter Mannshöhe. Und doch, es ging! Von den unteren Aesten hatte man beim Bau der Mauer glücklicherweise die Stümpfe stehen lassen; diese dienten mir als Sprossen. Vorsichtig stieg ich auf ihnen hinan; ich erreichte einen starken, sich bis auf die Fahrstraße hinabsenkenden Zweig; ich rutschte rittlings auf ihm über den kurzen Raum, und warf mich endlich mit einem wohlberechneten Schwunge platt in den Schnee auf den Rand der Straße. Da lag ich — aber weich und in Sicherheit!

Nun, dachte ich, wenn das nicht das letzte war, so kommt jetzt bald das allerletzte — ich weiß aber wirklich nicht, was noch kommen sollte. Zuvörderst fegte ich mit dem Alpenstocke von einem Prellsteine die Schneehaube, und verschnaufte eine Viertelstunde. An dem klarer gewordenen Himmel zeigte sich eine lichtere Stelle — die Vorbotin des Mondes! Sieh! sieh! rief ich, ein Glück kommt nie allein — jetzt wird es wahrhaftig noch gemüthlich! Und richtig — nun ging es rasch abwärts — bald verwandelte sich die weiße Fläche des Schnees in schmutziges Grau — ich hatte den festen Steingrund der Chaussee unter mir!

Wie schnell war alles Leid vergessen! Ich fühlte nichts mehr von Ermüdung. Rasch und elastisch schritt ich dahin. Ja, ich begann die wunderbare Großartigkeit des Thales zu bewundern, welches der Mond jetzt mit hellem Glanze übergoß. Nur wenn ich an den Balkensteg zurückdachte, schauderte mich zuweilen. Wie gut, daß man Morgens nicht ahnt, was der Tag bringen wird!

Fast überraschte es mich, nach der langen einsamen Wanderung nun auch wirkliche Häuser vor mir emporragen zu sehen, das große Dorf Somascona. Aber alles lag todtenstill da — kein Licht mehr in den Wohnungen — nicht einmal Hundegebell. Eine dunkle schmutzige Dorfstraße führte steil abwärts; die neue Kunststraße wendete sich rechts ausbiegend an den Berghang. Der weitere Weg ist stets der beste — nur keine Hindernisse mehr! — ich habe, weiß Gott, mehr als genug davon gehabt!

Und richtig! — wie um mich zu belohnen, erglänzten bald darauf tief aus dem weiten Thale herauf viel helle Puncte — die Lichter von Olivone. Die Straße führte ebenmäßig und sicher abwärts — mit jedem Schritte näherte ich mich meinem behaglichen Nachtquartier.

Jetzt begannen mir aber doch die Beine lang zu werden. Ich mäßigte den raschen Schritt, und das war nicht weise; denn nun wurde ich müde. Aber vorwärts mußte ich. So erregte es denn meine Verwunderung und meine Ungeduld, daß die hinabführenden Zickzacke der Kunststraße noch immer nicht beginnen wollten. Wiederum mindestens eine halbe Stunde war ich marschirt, und, ich täuschte mich nicht, das Dorf im Thale mit den Lichtern begann hinter mir zu verschwinden. Sollte es doch nicht Olivone gewesen sein? Aber einen anderen Ort von einiger Bedeutung gibt es hier herum gar nicht.

Immer schlimmer! jetzt wendet sich die Straße gar von den Lichtern ab und rechts um den Berghang. Wäre doch die enge Dorfstraße durch Somascona hinab die richtige gewesen? Unmöglich! — die großen Straßen führen stets zu den großen Orten — und jetzt umkehren? — da gehe ich lieber die ganze Nacht weiter — ich komme wohin ich wolle!

Ich war doch sehr niedergeschlagen. Nochmals schleppte ich mich eine lange Strecke weiter. Von Olivone war längst nichts mehr zu sehen. Endlich, endlich eine Wendung der Straße — sie schlägt wieder die Richtung auf Olivone zu ein. Nun die letzte Kraft zusammen genommen! Und richtig — nach abermals einer halben Stunde überschreite ich auf schöner neuer Brücke den Brenno, und dicht an ihr steht das neugebaute Grand Hotel Olivone des Steffano Bolla. — —

Ich sehe Licht im Hause. Nach einigem Klopfen öffnet man mir; eine Magd führt mich in ein Speisezimmer, wo Reste eines Abendessens auf dem Tische stehen. Ohne ein Wort zu sagen, ergreife ich die Flasche mit rothem Wein, schenke ein Glas voll und trinke es aus — dann noch eins — dann noch eins — da war sie leer. Dann sehe ich nach der Uhr; sie zeigt dreiviertel auf zehn.

Erstaunt sieht mich die Kellnerin an. Wie heißest du, liebes Kind?

Teresina, Signor.

Also, liebe Teresina, ich komme über den Lukmanier, und bin halbtodt; schaffe mir rasch etwas zu essen, und vor allem eine andere Flasche Veltliner.

Subito, Signore.

Nun warf ich mich auf einen Stuhl. Manches im Leben hatte ich geleistet — selten etwas wie heute. Vierzehn Stunden anstrengendsten Marsch und nur Eine Stunde Ruhe — und das mit 65 Jahren!

Bald trat der Wirth herein.

Guten Abend, Signor; Teresina sagt mir, Sie wollen über den Lukmanier — das wird nicht möglich sein.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus, Signor Bolla: ich komme über den Lukmanier.

Dio mio! wie wollen Sie denn das angefangen haben!

Ja, Signor Bolla, wahr ist es doch — aber fragt mich nur nicht wie?

Herr Bolla fing nun an zu „wunderwerken", und konnte sich gar nicht beruhigen. In Anbetracht meiner Heldenthat gestattete er gern, daß ich im Speisezimmer selbst am wärmenden Kamin mich von Kopf zu Fuß umkleiden durfte, und bot mir sogar von seinen eigenen Kleidungsstücken an, falls mein seidener Anzug nicht warm genug sein sollte. Dann setzte er sich während des rasch zubereiteten Abendessens zu mir, und fuhr fort mich mit Lobsprüchen zu überhäufen; freilich spielte mehr als mir lieb war das Wort „Greis" darin eine Rolle. Um halb elf war ich von Hunger und Durst befreit, erwärmt und ausgeruht, und nun ging ich — nicht etwa zu Bett, wie andere Greise gethan haben würden — nein, ich ging ans Briefschreiben, und verfaßte eine lange Epistel an meine Frau. Und dies letzte ist zwar nicht die größte, jedenfalls aber die anerkennenswertheste Leistung des ganzen ereigniß- und kampfreichen Tages. Dann suchte ich mein vortreffliches Lager, und schlief den Schlaf des Gerechten bis zum folgenden Morgen um sieben Uhr.

(Schluß folgt.)

Ueber Verminderung des Brantweingenusses durch Beschaffung billiger Weine.

Wenn man von Misbrauch geistiger Getränke spricht, so versteht man darunter selbstverständlich sowohl den übermäßigen Genuß von Wein und Bier als den Brantwein; derjenige, der sich damit brüstet oder brüsten kann, so und so oft von Champagner, Wein oder Bier betrunken gewesen zu sein, steht in dieser Beziehung nicht höher als der arme Tagelöhner, der da und dort einmal zu viel Brantwein getrunken hat. Alle jene physischen und moralischen Verkommenheiten, welche so oft infolge zu starken Brantweingenusses auftreten, finden wir auch bei solchen Personen, welche die Mittel besessen und sie dazu benutzt haben, theuerere geistige Getränke in Uebermaß zu genießen.

Wenn man aber, wie das hier und da geschieht, dem Misbrauch geistiger Getränke dadurch entgegenwirken will, daß man gegen den Genuß derselben überhaupt zu Felde zieht, so erreicht man hiermit in den meisten Fällen, besonders in allen jenen Gegenden nicht viel, wo das Volk seit undenklicher Zeit an den Genuß einer gewissen Menge geistiger Getränke gewöhnt ist.

In den Weingegenden war es früher ganz allgemein üblich, daß die im Hause und auf dem Felde beschäftigten Leute täglich ihren Wein erhielten.

In den siebenziger Jahren waren die Erträge an Wein viel geringer als in den vorhergehenden Jahren. Der Durchschnittsertrag war in Baden von 1865 bis 1871 einschließlich rund 805 000 hl, er betrug von 1872—80 einschl. nur 476 000 hl, in den fünf Jahren 1876—1880 einschl. 324 000 hl und fiel im Jahr 1879 auf 152 000, im Jahr 1880 sogar auf 52 000 hl.

Die Erträge an Obst, also die Erzeugung von Obstwein war zu Anfang der siebenziger Jahre sehr gering, sehr oft mußte dieses Getränk durch Traubenwein ersetzt werden. Ferner wurde durch den Aufschwung der Geschäfte und die damit verbundene Lohnerhöhung die Nachfrage nach Wein bedeutend erhöht. Es ist klar, daß durch die geringen Erträge und die erhöhte Nachfrage der Preis der Weine außerordentlich gesteigert wurde.

Infolge dieser Preissteigerung selbst der geringen Weine sahen sich sehr viele Landwirthe veranlaßt, ihren Arbeitern und Arbeiterinnen Brantwein statt Wein zu geben. Die Leute gewöhnten sich nach und nach an den Brantwein, und so sehen wir, daß der Gebrauch und der Misbrauch dieses letzteren selbst mitten in Weingegenden in außerordentlich hohem Grade zugenommen hat.

Der Brantwein ist der arbeitenden Classe viel gefährlicher als der Wein und das Bier, weil er im Verhältnis zu seinem Gehalt an Weingeist viel billiger ist und durch seine Stärke nachtheilige Wirkungen viel rascher hervorbringt als die beiden anderen Getränke. Statt ein Glas Wein zu trinken, an den man früher gewöhnt war, trinkt man Brantwein, und nicht selten wird sogar durch letzteren ein Theil der zur richtigen Erhaltung des Körpers nöthigen Nahrung ersetzt; die Leistungsfähigkeit und der Verdienst nehmen ab und der Genuß von Brantwein nimmt zu.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Grund zum Verkommen der Leute häufig vom Arbeitgeber dadurch gelegt wird, daß er denselben Brantwein statt Wein gibt.

Andererseits ist aber auch mit Sicherheit anzunehmen, daß man vielfach dem schädlichen Brantweingenuß durch andere gesundere und doch billige geistige Getränke entgegenwirken könnte. Ob und wie weit der mäßige Genuß von geistigen Getränken zur Kräftigung und zum Wohlbefinden des Menschen beitragen kann, will ich nicht untersuchen, so viel steht aber fest, daß viele Leute, besonders aus der arbeitenden Classe, ein Glas Wein oder Brantwein außerordentlich hoch anschlagen. Es kommt nicht selten vor, daß ländliche Arbeiter ihren sonst guten Dienst mit hohem Lohn aufgeben, nur weil man ihnen die sonst übliche Menge geistigen Getränkes vorenthält.

Es mögen hier einige Beispiele folgen, welche zeigen, daß es möglich ist, durch schwächere geistige Getränke dem Misbrauch von Brantwein entgegenzuwirken.

In einer Landgemeinde, deren Einwohner durch ihren starken Verbrauch an Brantwein berüchtigt waren, wurde eine Hefefabrik errichtet, welche nebenbei ein leichtes Weißbier erzeugte und es zu sehr billigem Preis abgab. Der Lieferant von Brantwein theilte mir mit, daß von dieser Zeit an der Brantweingenuß außerordentlich abnahm, und daß eine Besserung der Gemeinde deutlich zu erkennen war.

Vor Jahren war ich in einer chemischen Fabrik thätig, welche für die Arbeiter billigen Wein darstellte und ihn zum Kostenpreis an dieselben abgab; der Brantweingenuß wurde hierdurch fast vollständig ferngehalten, ohne daß man irgend nachtheilige Folgen vom Weingenuß hätte beobachten können.

In den letzten Jahren hat man in einzelnen Gegenden des badischen Schwarzwaldes vielfach aus Heidelbeeren und Johannisbeeren Wein dargestellt. Wie mir zuverlässige Leute jener Gegenden mittheilen, wurde der Brantweingenuß hierdurch wesentlich vermindert.

Im Jahre 1885 hat man in den meisten Weingegenden wieder viel Wein erzeugt, der Preis desselben ist sehr niedrig, man wird daher vielfach den ländlichen Arbeitern statt des bisherigen Brantweins wieder Wein geben. Der Hektoliter der geringeren Weinsorten kostet z. B. in einzelnen Orten des Kaiserstuhles und der Bodenseegegend nur 10—12 ℳ. Man könnte gewiß auf größere Entfernungen von diesen billigen Weinen für die Arbeiterbevölkerung kommen lassen; wenn sie auch schwächer sind als die theureren Weine, so sind sie doch immer erheblich stärker und bei richtiger Behandlung auch haltbarer als gewöhnliches Bier.

In vielen Gegenden dürften aber ganz besonders die aus Heidelbeeren und Johannisbeeren herzustellenden Weine geeignet sein, dem Misbrauch des Brantweins entgegenzuwirken. Heidelbeeren sind an vielen Orten billig zu beschaffen oder können von Familienangehörigen der Arbeiter im Wald selbst gesammelt werden. Die Johannisbeeren gedeihen allenthalben in Deutschland und liefern fast jedes Jahr einen großen Ertrag, so daß schon eine kleine Fläche Landes genügt, große Mengen von Wein zu erzeugen. Bei einiger Aufmerksamkeit kann man nach folgenden Vorschriften aus diesen Früchten mit verhältnismäßig geringen Kosten sehr gute Getränke herstellen.

1) 10 Pfund Johannisbeeren mit den Kämmen werden gut zerstampft; mit 25 Liter Wasser gemischt und unter öfterem Umrühren zwei Tage stehen gelassen; dann wird die Flüssigkeit abgelassen und der Rückstand in einem Tuch von der Hand oder mittels einer Presse abgepreßt. In die Flüssigkeit bringt man jetzt ½ Pfund zerstampfte Johannisbeeren mit den Kämmen und 10 Pfund Zucker.

2) Aus 10 Pfund Heidelbeeren wird mit 20 Liter Wasser wie oben eine Flüssigkeit erzeugt, welcher man 8 Pfund Zucker und 1 Pfund in warmem Wasser eingeweichte und zerdrückte Rosinen oder Zibeben beifügt.

Die nach 1 oder 2 hergestellten Mischungen bringt man in eine große Flasche oder ein nicht mit Schwefel eingebranntes Fäßchen, überläßt sie der Gährung und zieht den Wein, sobald er nicht mehr gährt, in ein schwach mit Schwefel eingebranntes Gefäß (1 Schnitte für 8 Hektoliter Inhalt) ab.

Durch Einwirkung der Luft auf die Oberfläche der zerstampften Früchte und der gährenden und vergohrenen Flüssigkeiten kann leicht Essigsäure entstehen, die zerstampften Früchte sind deshalb vor Luft zu schützen, die gährenden Flüssigkeiten sind in fast, und die gegohrenen, so lange sie nicht im Verzapf sind, in ganz vollen Gefäßen aufzubewahren. Während der

Gährung kann man auf die Oeffnung des Gefäßes einen mit Sand gefüllten Sack legen, um die Luft abzuhalten.

Daß bei dem ganzen Verfahren größte Reinlichkeit zu beobachten ist und die Flüssigkeiten nur in ganz reine Gefäße zu bringen sind, versteht sich von selbst.

Die Hefe, welche die Gährung der Flüssigkeit bedingt und dabei aus dem Zucker Weingeist erzeugt, besteht aus kleinen Pflänzchen. Die Beeren und deren Saft enthalten oft nicht so viel Nährstoffe für die Pflänzchen, daß durch diese der in den Beeren enthaltene und der zugesetzte Zucker vergähren kann; die Gährung hört dann auf, bevor hinreichend Zucker in Weingeist umgeändert ist. Die Kämme der Johannisbeeren und die getrockneten Trauben enthalten solche Nährstoffe der Hefe; setzt man erstere beim Johannisbeer- und letztere beim Heidelbeerwein zu, so befördert man dadurch den richtigen Verlauf der Gährung.

Bei aufmerksamer Behandlung erhält man nach diesen Vorschriften einen recht guten und haltbaren Wein. Der Hektoliter desselben kostet, das Pfund Beeren zu 10, Zucker zu 33 ₰ angenommen:

Johannisbeerwein

Beeren 29 Pfund	2 ℳ	90 ₰
Zucker 29 „	9 „	57 „
	12 ℳ	47 ₰

Heidelbeerwein

Beeren 33 Pfund	3 ℳ	30 ₰
Zucker 27 „	8 „	91 „
Zibeben oder Rosinen 3 Pfund....	1 „	35 „
	13 ℳ	56 ₰

Der Liter guten Weins kann also zu 12½ bis 13½ ₰ beschafft werden. Auf einer Bodenfläche von 10 Quadrat-Meter kann man 50 und in günstigen Fällen auch viel mehr Pfund Johannisbeeren erzeugen. Die Heidelbeeren können oft erheblich billiger berechnet werden als es hier geschehen ist.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in vielen Fällen Leute durch solche Weine vom Brantweingenuß abgehalten werden können.

Ein ganz besonderes Gewicht lege ich aber auch darauf, daß wenn der Mann zu Hause, im Kreise seiner Angehörigen ein gutes Glas Wein trinken kann, er vielfach vom Wirthshausbesuch abgehalten wird. Solche Weine können also auch zur Hebung des Familienlebens beitragen.

Karlsruhe. Prof. Dr. J. Neßler.

Ein „Bergischer Verein für Gemeinwohl"

ist zunächst für die bergischen Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf ins Leben gerufen worden, um auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung das Wohl der arbeitenden Classen in wirthschaftlicher, sittlicher und religiöser Richtung zu fördern, für ein gutes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu wirken, alle ein solches Verhältnis störenden und den Frieden gefährdenden Bestrebungen zu bekämpfen. Zur Erreichung dieses Zieles will der Verein dahin wirken, daß die Arbeitgeber ihre Pflichten gegen die Arbeiter in gerechter und humaner Weise erfüllen, die Arbeiter aber ebenso sehr sich ihrer Pflichten gegen die Arbeitgeber, die eigne Familie, Gemeinde und Staat bewußt bleiben. Der Verein wird insbesondere seine Thätigkeit richten auf Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und Einrichtungen zur Pflege und Sicherung der Gesundheit der Arbeiter; Schutz des Familienlebens durch Beschränkung der Sonntagsarbeit, der Nachtarbeit, sowie der Frauen- und Kinder-Arbeit, soweit solche sittliche und wirthschaftliche Gefahren in sich bergen; Sorge für weitere Ausbildung der Arbeiter (schriftliche Lehrverträge, Fortbildungs- und Fach-Schulen, Einrichtung zur Erlernung der Haushaltung und weiblicher Handarbeiten, Frauenvereine, Volksbibliotheken); Beförderung des Sparsinns, der Kranken-, Sterbe-, Invaliden- und Witwen-Cassen und aller auf eigener Mitwirkung der Arbeiter beruhenden Wohlfahrtseinrichtungen; Bekämpfung der Trunksucht und Pflege edler geselliger Vergnügungen; Unterstützung und Förderung schon vorhandener oder neu hervortretender Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit, der Religiosität und der Vaterlandsliebe; Anbahnung von gewerblichen Schiedsgerichten und Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Regelung des Arbeitsverhältnisses; Bekämpfung aller auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen durch Wort und Schrift. Jahresbeitrag mindestens 5 ℳ. Vorstand werden 15 von der Vereinsversammlung gewählte Mitglieder, die sich auf 21 Mitglieder verstärken dürfen.

Der Vorstand besteht auf Wahl der begründeten Versammlung vom 17. November 1885 aus den Herren Geheimer Regierungsrath Melbeck und Richard Berg in Solingen, Commerzienrath R. Weyermann in Leichlingen, Eduard Büren, J. Tillmanns sen. und Dr. Ed. G. Wittenstein in Barmen, Dr. jur. Abr. Frowein, Louis Simons und Regierungsrath Ulrich in Elberfeld, Commerzienrath Friederichs in Remscheid, Arnold Hardt in Lennep, Rudolf Schumacher in Wermelskirchen, Commerzienrath Conze in Langenberg, David Peters in Neviges, Ernst Bowinckel in Mettmann.

Beileidskarten

sollen fortan in Landsberg an der Warthe, einem zwiefach guten Gedanken des Stadtraths H. Röstel gemäß, die Mittel zur Sommerpflege vermehren helfen. Indem auf der einen Seite eine ins Kraut geschossene Mode-Verschwendung mit Trauerkränzen etwas beschränkt wird, wächst die Hoffnung alle dessen bedürftigen Kinder der Armuth im Sommer hinaus ins Freie führen zu können.

Eine hübsch gezeichnete Karte im Trauer-Rande, deren linke Hälfte ein Genius am Kreuze unter einer Hängeweide ausfüllt, ist zu dem Zwecke entworfen. Die Art ihres Gebrauchs macht nachstehendes Stück aus dem Landsberger Aufruf klar:

Es ist eine urate, schöne Sitte, daß man bei großem Herzeleid, welches der Tod eines lieben Angehörigen oder Freundes bereitet, der Armen gedenkt und versucht, deren Thränen zu trocknen. Diesem Gefühle, diesem Antriebe verdanken fast alle unsere Waisenhäuser ihr Entstehen und ihr Wachsthum.

In neuerer Zeit hat die Bethätigung des Mitgefühls bei solchen Gelegenheiten eine andere Richtung eingeschlagen. Der Sarg eines lieben Todten wird heut in einen Blumengarten gebettet und der Grad des Mitgefühls findet oft seinen Ausdruck in der Kostbarkeit der Blumenspende.

Wir finden die Sitte, den Sarg mit Blumen zu schmücken, sehr schön und wollen gegen diese nicht versuchen anzukämpfen; wir bedauern aber, daß diese äußeren Zeichen der Theilnahme nur wenige Stunden bestehen und somit — allzu vergänglich sind. Die sinnige Gabe einer Blumenspende verliert nichts an Werth, wenn sie auch bescheidener geboten wird, — einen dauernden Werth würde die Gabe aber haben, wenn ein Theil des bisher darauf Verwendeten zur Wiederherstellung der Gesundheit der Kinder der Armen verwendet würde.

Hierzu wollen wir durch unsere „Beileidskarten" die Gelegenheit bieten.

Wir beabsichtigen, diese Karten, welche nur in einer Form — also ohne irgend welche unterscheidenden Merkmale — ausgeführt worden sind, zu 1, 2, 3 oder mehr Mark, je nach dem Wunsche der Abnehmer, abzugeben, und es bleibt natürlich jedem überlassen, ob er dieselbe mit oder ohne Blumenspende verwenden will.

Die Gemeindeschwestern,
sowie die Herren Fr. Schaeffer u. Co., Buchhandlung,
und Alexander Bahr, Richtstraße 12,

sind bereit, die Karten zu obigen Preisen zu verabfolgen, und wir bitten, unsere Mitbürger im Interesse der armen kranken Kinder von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen.

Das Comite für Feriencolonien armer Kinder.
Fenner. Dr. Friedrich.
Dr. Gericke. Dr. Grünfeld. Dr. Lehmann.
Dr. Schäfer. Röstel.

In Kronstadt und Hermannstadt, den Hauptstädten der Deutschen Siebenbürgens, hat sich seit einigen Jahren die schöne Sitte gebildet, statt Kränze auf den Sarg lieber Todten

zu legen, was zu einem unvernünftigen Luxus ausgewachsen war, Widmungen an die Kirche („zum Andenken Verstorbener") zu machen, die der Armenpflege zugutekommen. Ein Fortschritt — sagt Dr. Friedrich Teutsch in Hermannstadt mit Recht — der allgemein empfehlenswerth ist!

Mädchenhorte.

Eine Freundin unseres Blattes schreibt uns aus Schwaben: „Ich lese in Nr. 51 in dem Artikel „Entwicklung der Knabenhorte", daß es als eine ganz neue Idee angesehen wird, daß diese Einrichtung nun in Berlin auch auf Mädchen ausgedehnt werden soll. Da möchte ich nun doch zur Ehre einer früheren Generation gemeinnützig thätiger schwäbischer Frauen mittheilen, daß wir bereits seit 30 Jahren ähnliche Einrichtungen für Mädchen haben, nur unter dem Namen „Bewahranstalten und Industrieschulen." Hier hat unsere Anstalt durch Stiftungen und Beiträge ein eigenes Haus zusammen mit der Volkskinderschule. Die Mädchen aus dem Volke dürfen um weniges Geld, die Armen stets umsonst, alle die Zeit, die ihnen die Schule freiläßt, von Morgens 8—12 und von 1—6 Uhr dort zubringen. Man lehrt sie nähen, stricken, häkeln, stopfen. Sie dürfen auch die zerrissenen Strümpfe bringen, um Stücke hinein stricken und flicken zu lernen. Ich denke mir, daß Neugründungen für Mädchenhorte nicht viel anders organisirt werden können, nur noch etwas einfacher. Haushaltungs-Unterricht könnte herbeigezogen werden. Die Schulaufgaben macht eigentlich jedes Kind selbst im kleinsten Winkelchen zu Hause besser für sich allein als in so großer Gesellschaft. Ich habe auf meinen Gängen als actives Mitglied unseres Armen- und Kranken-Vereins fast immer bemerkt, daß selbst in der ärmsten und verkommensten Familie Rücksicht auf die Schularbeiten genommen wird, und ein gewisser Respect das lernende Kind schützend umgibt. Hier leitet stets ein Frauencomite diese Anstalt unter dem Vorsitz eines der Stadtgeistlichen."

Bücher und Schriften.

Unter den Gaben der erzählenden Litteratur, die nicht, wie Bilderbücher und Prachtwerke, vorzugsweise auf den Weihnachtsmarkt rechnen, sondern das ganze Jahr hindurch ihre Liebhaber finden, liegen uns drei vor, welche gesunden und anziehenden Lesestoff für unverbildeten Geschmack bieten und sich deshalb zur Anschaffung für das deutsche Haus und für Volksbibliotheken eignen. Ph. Kniest hat eine neue Geschichte „von der Wasserkante" unter dem Titel **„Treue Liebe"** veröffentlicht, welche sich an Kenntnis des Volkslebens und des menschlichen Herzens, an Innigkeit der Empfindung und treuherziger Schlichtheit des Vortrags den unseren Lesern bekannten Vorgängerinnen würdig anschließt. **„Des Herzens Stimme"**, von Emil Brenning (wie die erstgenannte und in gleich zierlicher Ausstattung im Verlage von C. Rocco, Bremen, erschienen) zeichnet Seelenkämpfe und ihre glückliche Lösung auf dem Hintergrunde der in der Tiefe gährenden Arbeiterbewegung unserer Zeit. Ins Mittelalter führt eine Lübecker Künstlergeschichte von Otto Rüdiger, dem Verfasser von „Siegfried Bunstorp's Meisterstück" zurück: **„Die letzten Marienbilder"**, (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß) eine fesselnde Erzählung, welche sich an zwei im ehrwürdigen Dom von Lübeck vorhandene wunderbar feine Marienbilder anlehnt und die alte Hansestadt um die Reformationszeit vor unseren Augen wieder aufleben läßt.

Allerlei Gemeinnütziges.

Im Slöjd-Lehrer-Seminar zu Nääs in Schweden hat Director Otto Salomon 1885 fünf Curse abgehalten, an denen 142 Lehrer und 11 Lehrerinnen theilnahmen. Von ersteren waren 127 Volksschullehrer; 133 von allen gehörten Schweden an, je 6 den Nachbarländern Norwegen und Finnland, je 3 Rußland und Oesterreich, je 1 Dänemark und Deutschland. Wenn wir doch auch eine solche Anstalt hätten, um jahraus jahrein hundert neue Handarbeitslehrer oder mehr ins Land hinaus zu senden, begeistert für ihre edle Aufgabe und vollmächtig ihrer Behandlung!

Die Schweiz hat nun Knaben-Werkstätten in Altstätten, Basel, Bern, Burgdorf, Chur, Frauenfeld, Freiburg, Herisau, Schaffhausen, Sanct Gallen und Zürich.

Auch an der deutsch-schweizerischen Schule zu Konstantinopel soll nun Knaben-Handarbeit getrieben werden.

Erfolge der Pfennigsparcasse zu Darmstadt in den ersten fünf Jahren. Die Pfennigsparcasse wurde am 1. October 1880 eröffnet und es wurden eingelegt:

vom 1. October 1880 bis 1. October 1881 . .	ℳ	48 545.48
" " " 1881 " " " 1882 . .	"	57 345.40
" " " 1882 " " " 1883 . .	"	58 810.76
" " " 1883 " " " 1884 . .	"	65 724.65
" " " 1884 " " " 1885 . .	"	62 334.75
zusammen in fünf Jahren	ℳ	292 761.04

in rund 750 000 einzelnen Einlagen, eine Summe welche die gehegten Erwartungen weit überschritt. Nach den Beobachtungen wurden die Pfennige in der Hauptsache erspart an geistigen Getränken, Näschereien und sonstigen werthlosen und entbehrlichen Ausgaben, andererseits durch erhöhten Fleiß mehr erworben. Die Einlagen geschahen theils zur Ansammlung der Beträge der Wohnungsmiethe und anderer nothwendigster Lebensbedürfnisse, theils für die Confirmation und Ausstattung der Kinder, theils endlich für kommende Zeiten der Noth oder des Alters. Alle diese Erfolge der Sparsamkeit sind für die wirthschaftliche Wohlfahrt der weniger bemittelten Familien von höchstem Werth, namentlich wichtig ist das Voraussparen der Miethe, welches den Familien bessere und billigere Wohnungen sichert und sie vor Pfändung ihres Hausraths bewahrt. Das Sparen wird am sichersten dazu führen, daß solche Familien ihre Lebensbedürfnisse gegen baare Zahlung billiger und besser einkaufen, und hierdurch wird zu Blüthe und Sicherheit von Handel und Gewerbe viel beigetragen. Der oben angeführte Betrag von 292 000 ℳ stellt übrigens bei weitem nicht die ganze Summe dar, welche durch die Pfennigsparbewegung zurückgelegt wurde. Es ist nicht nur eine jährlich wachsende Zahl von Pfennig-Sparern zu Mark-Sparern geworden, welche direct in die städtische Sparcasse einlegen, sondern die gegebene Anregung und das gelungene Beispiel wirkten auch in weiteren Kreisen, wo Verdienst und Einkommen besser sind, wo man aber bisher nicht an das Sparen gedacht oder es nicht versucht hatte, und auch dort gelang das Sparen mit den gleichen erfreulichen Erfolgen, wie aus den Veröffentlichungen der städtischen Sparcasse klar hervorgeht. Im Jahr 1880 betrug bei derselben die Zahl der Einleger 14 610 und das Guthaben derselben ℳ 4,410 115.03 ₰, und diese Zahlen waren im Jahr 1884 auf 21 444 Einleger mit einem Guthaben von ℳ 5,623 676.98 ₰ gestiegen. An diesen Zahlen sind bereits alle Guthaben in Abzug gebracht, welche von den Einlegern, über 2000 Büchlein im Jahre, ganz zurückgenommen wurden. „Daß die Pfennigsparcasse," schreibt ihr Begründer Herr Wilhelm Schwab, „ihren freiwilligen Vorstehern wie den Beamten der städtischen Sparcasse eine ganz gewaltige Arbeit verursacht, ist offenbar; allein es ist für alle diese wackeren Männer gewiß ein erhebender Gedanke, daß sie in solchem Grade dazu beitragen Wohlstand und Familienglück in den weniger bemittelten Kreisen zu verbreiten, und daß ihre segenbringende Arbeit in der ganzen Bevölkerung dankbar empfunden wird."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 3. Sonntag, 17. Januar. 1886.

Zwei Vorträge über gesellschaftliche Frauen-Fragen.

Unlängst haben zwei Redner in Kaufmännischen Vereinen, die bekanntlich aus den allgemein interessirenden wissenschaftlichen Vorträgen höheren Ranges eine Art gemeinsamen und gemeinnützigen Geschäftes machen, der Eine im Westen und der Andere im Osten, die sogenannte Frauen-Frage behandelt oder doch stark gestreift. Der Socialpolitiker und Culturhistoriker Professor W. H. von Riehl aus München sprach am 10. October vorigen Jahres im Gürzenich zu Köln über „die Frau, die Familie und die Gesellschaft", und sagte u. a. nach dem Bericht der Kölnischen Zeitung in diesem Vortrag: „Mit gutem Erfolge sitzen Frauen hinter den Schaltern der Posten und Bahnen; sie sind pünctlicher, gewissenhafter als die Männer in ihrem Amte." Diese Bescheinigung wird in den Augen Vieler dadurch noch an Werth gewinnen, daß es gleich weiter heißt: „Aber höhere Stellen können sie nicht einnehmen; man denke sich einen weiblichen Bahnhofs-Inspector am Pfingst-Montag einer lebhaften Vergnügungs-Station!" Auf einen solchen, übrigens ziemlich vereinzelten Posten hat in der That auch noch niemand eine Frau befördern wollen. Aber für die Schalter wird man sie mit Riehl so lange empfehlen müssen, bis die unsichtbare Schranke fällt, welche ihnen jetzt dorthin noch den Zutritt wehrt. Denn wenn der deutsche Generalpostmeister einmal vor Jahren die auf dergleichen dringenden Reichstagsmitglieder aufforderte, seine Postsecretäre nur recht anständig zu besolden, damit sie alle heiraten könnten, so ist er sich unzweifelhaft bewußt gewesen einen sehr naheliegenden und nicht besonders kostspieligen Scherz zu machen, aber nicht auf einen gangbaren Ausweg aus der Verlegenheit des Mädchen-Ueberflusses voranzugehen. Der andere Redner über „die Stellung der Frau", Rector Ernst aus Schneidemühl sagte am 5. November vorigen Jahres in Posen mit Recht: mit dem guten Vorsatz allen Frauen Männer zu verschaffen werde man die Schwierigkeit der Frauen-Frage nicht lösen, weil ihrer dafür zu viele seien.

Zwischen den genannten beiden Vortragenden über denselben Gegenstand, Rector Ernst und Professor Riehl, war sonst ein merkwürdiger Unterschied. Der berühmte alte Gelehrte, der in Köln sprach, verhielt sich ebenso spröde gegen heutige Frauen-Forderungen, wie der erfahrene und ganz praktisch zu Werke gehende Schulmann im Osten ihnen geneigt war. Hat lange Beschäftigung mit der Vergangenheit auf wissenschaftliche Geister den Einfluß, sie blind zu machen gegen deutlich sich ankündigende gesellschaftliche Fortschritte? Auch Heinrich von Sybel, sonst so liberal und namentlich so ganz modern, hat vor Jahren einmal den Frauen-Bestrebungen der Gegenwart ein beredtes Halt zugerufen. Bedürften sie der Sanction der Historiker, es sähe übel um sie aus. Erst wenn sie vollends triumphirt haben, wird ihnen zuletzt auch diese Genugthuung nicht fehlen, auf die sie dann freilich leicht verzichten könnten!

Herr Rector Ernst nahm sich in Posen des fast nur in Deutschland noch kalt abgelehnten Gedankens wieder an, daß die Frauen-Aerzte mindestens zum Theil weiblichen Geschlechts sein sollten, damit sie stets zur rechten Zeit zugezogen würden. Wie äußerte sich dagegen Herr Professor von Riehl in Köln? Der Arzt müsse hinabsteigen in die tiefsten Nachtseiten der Gesellschaft und der menschlichen Natur; da solle die Frau nicht mitgehen. Welche Romantik! möchte man ausrufen. In welcher idealen Kunst- und Bücher-Welt muß man sich abzäunen, um die tausend Fälle und Vorgänge zu ignoriren, in denen das Weib noch unendlich viel tiefer sinkt als durch physiologische oder pathologische Studien und deren helfende, heilende Anwendung! Aber auch dahin steigen heutzutage, zuerst in England, edle Frauen muthig hinab den versunkenen Schwestern nach, um ihnen wieder emporzuhelfen. Soll ihnen das verübelt und untersagt werden, weil unser eigener ästhetischer Sinn, unsre feine künstlerische Selbstsucht, könnte man auch sagen, den Gedanken solcher Art von weiblichem Heroismus als einen befremdend ungewohnten und neuen schwer erträgt? Dies sind Stücke, die nicht für die Zuschauer aufgeführt werden. Die Aesthetik hat hier in der rauhen Wirklichkeit des Lebens keine maßgebende Stimme. Es handelt sich um Verderben oder Rettung. Grade so bei den weiblichen Aerzten, deren es in allen Ländern, auch in Deutschland schon einige gibt, in anerkannt segensreicher Wirksamkeit, sodaß die theoretisch-sentimentale Betrachtung der Frage lange zu spät kommt. Der Redner im Kölner Gürzenich votirte den deutschen Universitäten einen Dank, daß sie ihre akademischen Hörsäle den Frauen noch versperrt halten. Für einen Universitäts-Professor ein etwas sonderbares Verfahren! Dagegen hat die geistvolle Königin Margherita von Italien so eben einen weiblichen

Arzt, Signorina Farne, zu ihrem Leibarzt erhoben, und damit dem Zunftzopf einen Schnitt versetzt, den er wohl auch in Deutschland empfinden wird. Ich wage vorherzusagen, daß er mit anderen akademischen Zöpfen, z. B. der Zurückweisung oder Beschränkung der von den Realschulen kommenden jungen Leute, binnen wenigen Jahren fallen wird.

Am reinsten wirkt Riehl's etwas unbestimmte, gleichsam musikalische Romantik immer, wenn er auf Haus und Familie zu sprechen kommt. Daher entlehnen wir zur Ausgleichung und Vervollständigung des Eindrucks dem Kölner Bericht noch folgende hübsche Stelle: „Vor funfzig, sechzig Jahren wurde leichter geheiratet; das Glück der Ehe schien begehrenswerther. Heutige Junggesellen scheuen sich leider zu sehr, an gewohntem Genuß und Behagen etwas aufzugeben, wenn sie in die Ehe treten wollten. In München gibt es einen Verein für prunklose Begräbnisse: ich empfehle, allenthalben Vereine für prunklose Ehen zu stiften. Das Familienleben tödtet die Selbstsucht. Die Ehe allein gab dem ersten Menschenpaar die Kraft, das Paradies zu verschmerzen und den Kummer um den ersten Verlornen Sohn zu tragen."

Wie es sich um die Illustration durch Adam und Eva auch verhalten mag, über deren Gefühle kein gleichzeitiger Chronist uns zu unterrichten vermocht hat: der Gedanke Riehl's ist richtig, gut und fruchtbar. Beispiele prunkloser junger Ehen gehören zu den wichtigsten die man heute aufstellen kann; und da der ganzen Lage der Dinge nach die Frauen hierbei vorantreten, entscheiden müssen, so sage ich: Ehre der Mutter und Tochter, von denen auch ohne Noth jene dieser räth und diese jener willig darin folgt, daß sie ihr junges Eheleben ohne ständige Magd beginnt, also selbst alles bereitet was auf ihren Tisch kommt. Unser Haus ist gegen die Zeit vor den Fabriken und Eisenbahnen an gesunderhaltender weiblicher Beschäftigung verarmt. Mit dem ewigen Sticken, Musiciren und Romanelesen werden unsere jungen Mädchen nur bleichsüchtig und nervös. Wieviel besser wäre es ihnen, an der Hausarbeit der Mägde soweit theilzunehmen, daß sie ihrer vollkommen mächtig werden, und daß sie ihnen Freude macht! Leichter entschlösse sich ein nicht schon reich geborener junger Mann, es mit einem so erzogenen jungen Mädchen auf die Beschwerden und Fährlichkeiten der Lebensreise zu versuchen, und schlüge eher in den Wind die besonderen Junggesellen-Freuden, von denen doch im Grunde jeder das ganz gewisse Vorgefühl hat, daß sie bitter und fade nachschmecken. Dann beginnt in ihm unter der Herrschaft einer allmächtig schmelzenden Seelengluth jene Bändigung schrankenloser Selbstsucht, die sonst nur in den Besten verhältnismäßig spät der Vaterlandsliebe oder dem Gemeinsinn glückt.

Wir halten unsere jungen Mädchen überwiegend noch in einer zu hohen Sphäre rein genießenden Daseins, welche sie verwöhnt und verweichlicht. Die Pflicht, sie zu behüten, wird häufig misverstanden und verkehrt geübt. Man muß sie nicht allein körperlich bei Zeiten abzuhärten suchen, sondern auch sittlich und geistig. Eltern, Vormünder und Lehrer dürfen diese ihre wichtige Aufgabe nicht den oft sehr schmerzlich und oft auch zu spät eingreifenden herben Zufälligkeiten des Geschicks überlassen.

A. L.

Ueber den Lukmanier.

Von

J. v. Unger.

(Schluß.)

Ich will diese kleine Reiseskizze nicht schließen, ohne hinzuzufügen was mir am folgenden Tage auf der Wanderung von Olivone nach Biasca begegnet ist.

Jeder Mensch erlebt wohl einmal irgend etwas, was ihm völlig unerklärlich bleibt. Ich meinerseits nehme an, daß nichts gegen die von Gott geordneten Naturgesetze geschieht, daß nur unsere Erkenntnis dieser Gesetze mangelhaft ist, und trotz der ungeheuern Fortschritte der Wissenschaft stets mangelhaft bleiben wird.

Dreimal im Leben ist mir völlig Räthselhaftes begegnet; einmal hat es sich aufgeklärt, zweimal nicht. Es ist eine Abschweifung, aber doch nicht uninteressant, wenn ich auch die beiden anderen Fälle erwähne, ehe ich das Ereignis auf jenem Marsche von Olivone nach Biasca erzähle.

In der Mitte der sechziger Jahre ritt ich in einer Herbstnacht tief in der Lüneburger Haide auf abgelegenen Waldwegen, stundenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, nahe einem großen Torfmoor, in welchem vor Jahrhunderten ein stattliches Dorf versunken sein sollte. Ich ließ meinem Pferde die Zügel; denn ich weiß aus Erfahrung, daß das auf bedenklichem Boden das sicherste ist. Es mochte um Mitternacht sein. Da hörte ich deutlich, und zwar aus geringer Entfernung, Glockengeläute. Ich will nicht leugnen, mich überlief eine tüchtige Gänsehaut. Alle die schauerlichen Geschichten von versunkenen Städten und Dörfern kamen mir in den Sinn. Auch mein Pferd stand plötzlich still. Konnte das eine Täuschung gewesen sein? Nein! zum zweitenmal erklang aus der Richtung des Moores Geläute, und zwar von oben herab, wie von dem Thurme des versunkenen Dorfes! Mir grauste — ich ritt geschwind, so geschwind als der tiefe Sandweg und die vielen Wurzeln es gestatteten. — Als ich's am folgenden Morgen erzählte, wurde ich tüchtig ausgelacht, und „Fabeldichter Gellert" getauft — es war mir sehr unangenehm; aber das Läuten hatte ich dennoch gehört! Vier Tage später fiel mir eine Nummer des Hannoverschen Courier in die Hand. Da stand es schwarz auf weiß — ich war kein Fabeldichter. Mr. Godard war in Paris mit seinem großen Luftballon aufgestiegen; der heftige Wind hatte ihn über Frankreich und Belgien hinweg bis Deutschland getrieben. Ueberall wenn er sich dem Boden näherte, hatte er geläutet, um die Menschen aufmerksam zu machen. Bei Verviers hatten die Zollwächter ihm scherzend den üblichen Spruch zugerufen: Zur Zolluntersuchung alle aussteigen! — Endlich war der Ballon etwa zwei Meilen von Hannover niedergegangen; der kühne Luftschiffer hatte dabei den rechten Arm gebrochen, befand sich aber in der besten Pflege in Hannover, und hoffte in sechs Wochen seine nächste Luftfahrt unternehmen zu können. Mein Spuk im Walde war einfach erklärt — wie schade! —

Durchaus nicht dasselbe kann ich von einem Vorfalle in einer Versammlung des Bezirksvereins rechts der Elbe zu Dresden, im Jahre 1879 sagen. Ich stand mit dem Schuldirector A. und dem Ingeniör S. am Vorstandstische, und neigte mich über die Zeichnungen, durch welche der Ingeniör seinen heutigen Vortrag veranschaulichen wollte. Mein goldenes Augenglas hing an einer seidenen Schnur herab; ich hatte die Schnur erst am Tage zuvor gekauft. Als ich mich aufrichtete, hakte das Glas unter dem Tischrand fest, und fiel zur Erde. Herr A. hob es auf und überreichte es mir. Ich war sehr unzufrieden, daß die neue Schnur schon zerrissen war; denn ein Knoten in der Augenglasschnur ist unelegant. Als ich aber die Schnur wieder zusammenknüpfen wollte, fand sich, daß dieselbe keineswegs zerrissen, vielmehr völlig unversehrt war. — Slade! riefen wir drei wie aus einem Munde. Wir untersuchten das Glas ganz genau — nichts war an ihm zer-

brochen, die Oese, in welcher die Schnur sich befunden hatte, völlig unbeschädigt — ein Aufbiegen derselben unmöglich. So machte ich denn aufs neue die frühere Schlinge, und an derselben trage ich das Glas bis auf den heutigen Tag. Vielleicht wird ein späteres Jahrhundert auch hierfür die Erklärung finden.

Nun das überraschendste von allen. Nachdem ich an jenem Morgen in Gemüthsruhe Kaffee getrunken, verließ ich das gastliche Olivone um acht Uhr bei herrlichstem Herbstwetter. Ich hatte nur fünf Stunden Marsch bis Biasca. Also schlenderte ich bequem auf der schönen Straße im weiten sonnigen Thale dahin und schwelgte so recht im Vergleiche meiner heutigen Lage mit der gestrigen. Noch eine Stunde mochte ich von Biasca entfernt sein — da hemmte ein Hinderniß meinen Schritt. Quer über die Kunststraße floß in einer sorgsam gemauerten muldenartigen Vertiefung ein kleines klares Gewässer, wohl zwanzig Fuß breit, ruhig dahin. Weshalb in aller Welt hatte man den Bach über die Chaussee geleitet, und nicht, wie sich's gehörte, unter derselben hinweg! Nun, die Sache war nicht schlimm; an der linken Seite des Weges befand sich eine Reihe allerdings ziemlich hoher Trittsteine, ähnlich wie in den Straßen von Pompeji, sorgfältig behauen, und je zwei Fuß von einander entfernt, so daß man bequem vom einen auf den anderen treten konnte. Ein wenig schmal war freilich ihre Oberfläche — aber ich trug einen schönen Berchtesgadener Alpenstock von Nußbaum, mindestens sieben Fuß lang und sehr leicht; nur Einen Mangel hatte er: seine Eisenspitze war durch den Gebrauch fast völlig weggeschliffen. Vorsichtig stieg ich auf den ersten Trittstein — dann trat ich auf den zweiten hinüber, dann auf den dritten. Da plötzlich versagte der Stock den Dienst; ich verlor das Gleichgewicht und konnte mich nur noch durch einen raschen Sprung nach rückwärts retten; freilich nicht ohne mit einem Fuße derbe ins Wasser zu treten. Da stand ich — vor mir mein Stock aufrecht im Flußbette, und vom Wasser leise hin und her zitternd. Vergeblich reckte ich den Arm aus ihn zu erreichen — es fehlten einige Zoll, und nochmals ins Wasser treten wollte ich nicht gern. Eben war ich im Begriff ihn zu erfassen — da versank er plötzlich vor meinen Augen senkrecht in dem gemauerten Bachbette. Wie ist das möglich? Ja es war freilich unmöglich — aber doch war es so — fort war der Stock! Jetzt konnte ich nicht einmal das Wagnis wiederholen über die Trittsteine hinüber zu schwanken — ich mußte gradezu durch den Bach hindurchpatschen. Nun, besser als gestern war's immer noch — aber ärgerlich doch, denn der Stock war ein Geschenk von lieber Hand. Vom jenseitigen Rande untersuchte ich nochmals die Oertlichkeit genau — die Quadern des Flußbettes waren sorgfältig in einander gefügt und in Cement gelegt — nirgends die kleinste Fuge — aber es blieb dabei; der Stock war versunken — der physikalische Zusammenhang der Sache war und blieb ein Räthsel. Um so klarer wurde mir nach einiger Zeit der moralische.

Meine erste Sorge in Biasca war, einen neuen Stock zu erwerben, denn ein Alpenwanderer ohne Stock ist schlimmer als ein Hund ohne Schwanz; aber im ganzen Orte war keiner aufzutreiben. Erst jenseits des Gotthardtunnels (von welchem ich nicht das geringste sah, weil es dunkel in ihm ist), in Göschenen, fand ich was ich suchte. Mit einem schönen neuen Stocke, den namentlich eine lange Stahlspitze zierte, triumphirte ich zur Teufelsbrücke und nach Andermatt hinauf, dort in dem traulichen Hotel des Gotthard die Nacht zuzubringen.

Gegen Weihnachten, als der Winter über alle Berge rings um Montreux sein weißes Gewand gebreitet hatte, machte ich eines Tages meinen Abendspaziergang in die Gorge du Chaudron. Der Weg durch die Gorge war gefroren, und hier und da recht glatt; aber die eisernen Geländer gewährten an den schlimmen Stellen hinreichenden Schutz. Behutsam schritt ich vorwärts und stand endlich an dem dreifachen Wegweiser, wo der Fußpfad rechts aufwärts nach Glion, links nach Sonzier, gradeaus weiter in der Schlucht zum Pont de pierre führt. Es war bereits sechs Uhr und völlig Nacht. Ich hatte Eile; so schlug ich denn den schmalen Fußweg nach Sonzier ein. Er läuft am Abhang der Gorge über eine sehr steil abfallende Wiesenfläche hinauf zum oberen Rande der Schlucht. Oefter schon war ich auf ihm hinangestiegen — er ist wenig mehr als fußbreit, aber völlig unbedenklich. Heute indeß lag die Sache anders. Der ganze mehrere hundert Fuß hohe Abhang war mit Schnee überzogen, dessen Oberfläche am Tage von den Sonnenstrahlen aufgethaut, am Abend aber wieder fest gefroren war, und die schönste glatteste Eisbahn bildete, die man sich denken kann. Wer hier ausglitt, würde in Windeseile hinabgesaust und unten gegen die Bäume oder in das mit Felsblöcken erfüllte Bett des Flusses geschleudert sein, und mindestens alle Knochen gebrochen haben. Auch der Fußweg selbst bestand jetzt aus völlig übereisten Stapfen und Tritten; obenein wirkten die flachen Nägel unter meinen Schuhen auf ihm wie Schlittschuhe. Anfangs ging es erträglich; aber bald wurde der Pfad sehr steil; ich war hoch über dem Flußbette und die Lage war höchst bedenklich. Umkehren war unmöglich; dazu war der Weg viel zu schmal, und diese unregelmäßige Eistreppe hinab, — nur mit Hilfe des Eisbeiles wäre das möglich gewesen. Sehr bald wurde es unmöglich im Aufrechtgehen das Gleichgewicht zu bewahren. Nun, dachte ich, König Nebucadnezar ging auch zeitweilig auf dem Bauche — so legte ich mich denn nieder und kroch. O weh, mein langer Berchtesgadener Wettermantel! jeden Augenblick verwickelte ich mich in ihn — es war zum Verzweifeln! Jetzt wurde der Alpenstock aus Göschenen mit der langen Stahlspitze meine Rettung. So oft ich eine Lage gewonnen hatte, in welcher ich wenigstens einen Augenblick lang das Gleichgewicht behaupten konnte, benutzte ich dies, um den Stock einige Handbreit weiter in die Eiskruste zu stoßen; dann zog ich mich an ihm nach. Einigemale mislang der Stoß; ich traf auf einen Stein unmittelbar unter der Schneedecke, und nur mit dem Muthe der Verzweiflung konnte ich rasch zum zweitenmale erfolgreicher zustoßen. Die linke Hand, mit der ich gleichfalls nach dürftigen Stützpuncten auf dem Eise suchte, erstarrte und verlor das Gefühl. An einer besonders steilen Stelle machte der Pfad gar eine Wendung — ich konnte nicht weiter. Auf gut Glück stieß und griff ich endlich mit beiden Händen zugleich zu; ich erfaßte einen festgefrornen Stein und es gelang mir, mich so während des Wendens auf der Glätte festzuhalten. Ein Glück nur daß es zu dunkel war, um die Tiefe zu unterscheiden, in welche ich ohne das hinabgestürzt wäre! Es schlug in Sonzier sieben Uhr, als ich, zu Tode erschöpft, den oberen Rand der Schlucht und damit den Fahrweg erreichte. An allen Gliedern zitternd setzte ich mich auf einen Felsblock des Steinbruches — dann eilte ich der Pension Verte-Rive zu.

Als ich in den Speisesaal trat, erscholl von allen Seiten freudiger Zuruf. Man kannte meine zuweilen etwas tollkühne Art; man hatte durch den Apotheker (meinen treuen Berather bei allen Ausflügen) erfahren, wohin ich heute den Weg nehmen wollte, und eben beschlossen in den Gründen der Schlucht nach mir zu suchen, wenn ich um acht Uhr nicht heim wäre. Das war nun glücklicherweise nicht nöthig. So kam ich denn mit einer tüchtigen Portion Schelte von Seiten der Pensionsgenossen ab; doch war ich nicht feige genug Besserung zu geloben. Ich hatte das Bewußtsein einer neuen Heldenthat und der heimlichen Bewunderung der ganzen Pension, darunter einer sehr schönen jungen Frau. Außerdem den Vortheil zweierlei recht klar zu erkennen: erstens, daß man nicht mit dem Schicksal hadern soll, wenn man einmal einen schönen Alpenstock einbüßt — denn mit dem alten ohne Spitze in der Hand wäre diese Nacht sicher die letzte meines Lebens gewesen; und zweitens, daß es zwar eine unbestreitbare Wahrheit ist: Alter schadet der Thorheit nicht — aber ebenso unbestreitbar umgekehrt gelesen: Thorheit schadet dem Alter nicht. — Und dabei denke ich noch recht lange zu bleiben, wenn mir Gott das Leben schenkt.

Centralstelle für Sommerpflege.

Im September vorigen Jahres, am Tage vor der Eröffnung des letzten deutschen Armenpflegertages hier waren bekanntlich ebenfalls in Bremen zahlreiche Vertreter von Vereinen und Comites für Feriencolonien zu einer Conferenz versammelt, und bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen, zur Vertretung der Sache der Feriencolonien im ganzen eine Centralstelle zu bilden. Nachdem die dafür ausersehenen Comites zu Berlin, Bremen, Frankfurt a/M., Landsberg a/W. und Leipzig sich zur Uebernahme dieses Auftrags bereit erklärt hatten, erfolgte von Berlin aus der Vorschlag, zur Constituirung der Centralstelle so wie zur Berathung und Feststellung der derselben zugedachten Thätigkeit eine Besprechung abzuhalten, die denn auch am Sonntag 10. Januar dort stattfand. Berlin war vertreten durch die Herren Eisenbahndirector a. D. Schrader und Stadtsyndicus Dr. Eberty, Bremen durch Herrn Realschullehrer Reddersen, Frankfurt a/M. durch Herrn Schuldirector Dr. Veith, Landsberg durch Herrn Stadtrath Röstel, Leipzig durch die Herren Medicinalrath Dr. Siegel und Oberlehrer Dr. Böttger. Unter der umsichtigen, festen Leitung des Herrn Director Schrader erledigte die Conferenz ihre Aufgabe in einer gewiß allseitig befriedigenden Weise. Die wichtigeren Ergebnisse der sechsstündigen Verhandlung seien im folgenden kurz zusammengestellt:

Die Centralstelle ist nach dem Beschluß der vorigjährigen Bremer Conferenz ein Fünfer-Ausschuß, welcher die Gesammtinteressen der im Deutschen Reiche zu Gunsten armer schwächlicher und kränklicher Schulkinder getroffenen Einrichtungen wahrnehmen soll. Sie hat demgemäß den gegenseitigen Verkehr der bereits vorhandenen Comites und Vereine, namentlich den Schriftenaustausch zu erleichtern, das Interesse für die Feriencolonien an Orten wo es noch fehlt hervorzurufen, die künftigen Hauptversammlungen rechtzeitig und sachgemäß vorzubereiten, und überhaupt alles zu thun was zur Anregung, Aufklärung oder Berichtigung auf diesem Felde dienlich erscheint. Sie wird dabei namentlich eine Annäherung an die deutschen Vereine und Comites für Kinderheilstätten in den See- und Sool-Bädern aufsuchen. Neben der Erfüllung dieser nächsten Aufgaben wird sie sich aber auch sofort bemühen, mit den Vereinen für Feriencolonien und verwandte Bestrebungen in den Nachbarländern, namentlich in der Schweiz, Oesterreich, Holland und Dänemark in Verbindung zu treten, und darf wohl nach den schon jetzt bestehenden vielseitigen freundlichen Beziehungen auf ein förderfames Entgegenkommen und Zusammenarbeiten rechnen. Um ein möglichst vollständiges Verzeichnis der für Feriencolonien und ähnliche Zwecke bestehenden Vereinigungen zu erhalten, soll an die Magistrate aller deutschen Städte, welche über 7000 Einwohner zählen, eine Anfrage gerichtet werden, ob und welche Veranstaltungen im Sinne der Feriencolonien bei ihnen bestehen. Dabei hat die Conferenz sich für alle hierher gehörigen Bestrebungen die Gesammtbezeichnung „Sommerpflege" angeeignet, da sie anerkennen mußte, daß in der That der Ausdruck „Feriencolonien" mindestens nicht mehr umfassend genug ist. Die Centralstelle wird alljährlich einen Bericht an alle verbundenen Vereine erstatten, welcher außer den Mittheilungen des geschäftsführenden Vororts über die allgemeine Wirksamkeit der Centralstelle eine statistische Zusammenstellung der Leistungen der Comites und Vereine, sowie einen orientirenden Hinweis auf den Fortgang und die Ausgestaltung der Sommerpflege, auf besondere Versuche und Erfahrungen u. s. f. enthalten soll.

Zur Bearbeitung der Statistik und der allgemeinen Ergebnisse des Jahres hat sich auf Ersuchen der Conferenz der auf diesem Gebiet bereits so erfahrene und bewährte Stadtrath Röstel bereit erklärt. Der Verkehr der Centralstelle mit den verbundenen Vereinen soll in allen wichtigeren Angelegenheiten durch directe Zuschriften vermittelt werden. Unter den Zeitschriften, welche für besondere Publicationen in Frage kamen, rechnet man vornehmlich auch die fernere Unterstützung durch den Bremer „Nordwest" und das Dresdener „Volkswohl;" natürlich wird man auch die Tagespresse, sowohl die großen politischen Zeitungen wie die Localblätter ohne Unterschied der Parteistandpuncte ersuchen, wie bisher die in Frage stehende Angelegenheit zu fördern. Von einer Hauptversammlung soll in diesem Jahre abgesehen werden, doch wird die Centralstelle im Herbste, vielleicht einige Tage vor dem Armenpflegertag noch zu einer zweiten Conferenz in Kassel zusammentreten, und bei dieser Gelegenheit über die Aufbringung der nöthigen Geldmittel, das Verhältnis zu dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, die Art des Schriftenaustausches u. dgl. Beschluß fassen. Für dieses Jahr soll ein Beitrag zu den Kosten der Centralstelle von den verbundenen Vereinen nicht erhoben werden, da die dafür nöthigen Geldmittel voraussichtlich von anderer Seite bewilligt werden.

Am Schlusse der Verhandlungen wurde dem Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege der Vorsitz in der Centralstelle für das Jahr 1886 übertragen.

H. O. R.

Sommerpflege im Elsaß.

Das Jahr 1880 ist besonders ergiebig gewesen für die Sommerpflege armer kränklicher Kinder auf Publicums Kosten, denn auch Straßburg sendet uns für 1885 seinen fünften Jahresbericht. Die Herren C. H. Göhrs, J. Grünwald und Dr. A. Scheffer erzählen:

„Am letzten September-Sonntag Nachmittag ist es in der neuen Markthalle gar lebhaft zugegangen. Gefeilscht und gehandelt wurde zwar nicht an dem der Ruhe geweihten Tag; fröhlich und unbekümmert um den draußen niedergießenden Regen haben über 200 Kinder den Thatbeweis geliefert, daß Straßburg nicht nur eine stattliche Markthalle, sondern in derselben auch einen prächtigen gedeckten Spielplatz für kleines Volk besitzt. Das lustige Treiben und Spielen der großen Schar hat die fröstelnden Glieder erwärmt und die Stimmung gehoben; Zweck der Versammlung war ein anderes: es galt die heimgekehrten Ferien-Colonien-Kinder, nachdem sie im Laufe des Sommers leibliche Stärkung und manche Anregung erfahren, zu ermahnen, daß sie durch gutes Betragen, Fleiß und Treue ihre Dankbarkeit erweisen, in Haus und Schule, gegen ihre Wohlthäter und vor allem gegen den gütigen Gott, der sie auch dieses Jahr wieder sichtlich gesegnet hat. 231 Kinder haben wir im verflossenen Sommer aussenden dürfen, und alle sind munter, die allermeisten mit sichtbarem Erfolg zurückgekehrt. Vor Todesfällen und ernsteren Krankheiten sind wir gnädig bewahrt geblieben. Die Zunahme des Körpergewichtes war, den Vorjahren ähnlich, erfreulich; etwa 5 Centner haben wir mehr eingeführt als wir ausgeführt hatten. Auf der Reise haben die kleinen Colonisten viel Freundlichkeit und auf den Ferien-Stationen draußen reichliche Liebe genossen; hoffentlich bleibt bei vielen unverwischbar der Eindruck christlicher Wohlthätigkeit.

78 Mädchen haben in dem freundlichen Asyl Neuenberg bei Ingweiler einen stärkenden Aufenthalt finden dürfen und behalten die lieben Pflegerinnen dort in gutem Andenken. Ein Kind mußte wegen heftigen Brustleidens die Luftcur unterbrechen und früher zurückgebracht werden. Auf dem schönen Windsbühl bei Rappoltsweiler haben wir, da der Zudrang von angemeldeten Knaben besonders groß war, unsere Einrichtung durch Anschaffung von weiteren zwei Betten sowie von Bettdecken, die früher nur entlehnt waren, vervollständigt. Die bewährte Leiterin unserer Knaben-Station war wiederum zu dem Liebesdienst bereit, ein Dutzend Straßburger Buben den Sommer über zu beaufsichtigen und zu pflegen; und als Krankheit sie zur Unterbrechung nöthigte, war ohne langes Suchen ein anderes christliches Frauenzimmer gefunden, um den begonnenen Faden weiterzuspinnen. Unter solcher Leitung konnten 69 Knaben die gute Luft und Kost auf jener Höhe genießen und sich in den Wäldern tummeln.

Vom 19. Mai an haben sich je sechs Züge nach Neuenberg und Windsbühl regelmäßig alle drei Wochen abgelöst. Unsere Erfahrung bestätigt die anderwärts gemachte, daß nemlich drei Wochen die richtige Zeitdauer zu der Kräftigung kränkelnder und welker Stadtkinder ist, welche Ferien-Colonien durch Luftcur bieten können.

Länger als der Landaufenthalt, und selbstredend ungleich kostspieliger ist die Badecur in Kreuznach, deren sehr viele kleine Patienten bedürfen, weit mehr als es uns möglich ist zu versorgen. Im verflossenen Sommer konnten durch unsere Vermittlung 47 Kinder die heilsame Cur genießen und bei der trefflichen Pflege im Victoria-Stift Heilung oder mindestens Linderung ihrer Leiden finden. Unter diesen Pfleglingen waren je drei Zöglinge der Neuhof- und der Mägde-Anstalt. Zwei kleine Mädchen mußten die Cur auf 60 Tage ausdehnen; das eine, bei dessen hartnäckigem Leiden alle bisherigen Mittel und wiederholte Badecuren nicht anhaltend wirken wollten, mußte wiederum operirt werden und erkrankte so schwer, daß wir einige Zeit bangten, welche Nachricht wir den geprüften Eltern zu bringen haben würden; doch ging die Gefahr gnädig vorüber, und die Kleine konnte gebessert zurückkehren. Für drei von unsern 47 Kreuznachern wurden die Pflegekosten durch die Angehörigen ganz oder theilweise gedeckt. Diese Beträge sind unter den Gaben verzeichnet.

33 von den aus dem Bade zurückgekommenen Kindern konnte die erforderliche Nachcur von vierzehn Tagen geboten werden, nemlich elf durch die Güte der Straßburger Spitalverwaltung im Lovisa-Stift in der Ruprechtsau, und 22 im protestantischen Spital zu Rappoltsweiler. Das letztere hat uns noch einen wesentlichen Dienst geleistet. Als dringende Anmeldungen die Zahl der verfügbaren Plätze weit übersteigen wollten, hat sich das kleine Spital nach dem Muster der Herzen der dort dienenden Schwestern erweitert und Raum geboten für noch eine gleiche Zahl schwächlicher kleiner Mädchen, die in einem den Bedürfnissen angemessenen Aufenthalt von zwei bis vier Wochen in der guten Pflege Stärkung finden durften.

Endlich bleiben unsere Großen und Ausnahmen zu erwähnen, für welche uns Einladungen aus christlichen Häusern zugegangen sind. Es konnten fünfzehn Pfleglinge dieser Kategorie ausgesandt werden, nemlich je eins nach Wasselnheim, Sulz- u. -W., Niederhausbergen, Diemeringen, Oberseebach, Barr, drei nach Harskirchen, je zwei nach Buchsweiler, Ingweiler und Stoßweier, die beiden letzteren auf Veranlassung und für Rechnung einer Dame des Ober-Elsaß, welcher wir auch hier, und nicht minder allen werthen Gastfreunden, unseren besten Dank ausdrücken. Hat auch da und dort ein Kind durch sein Verhalten den Erwartungen nicht ganz entsprochen, so bitten wir herzlich, deshalb keine Gefühle der Reue oder Entmuthigung aufkommen zu lassen. Es würde uns freilich viel lieber sein, nur in allen Stücken artige und dankbare Kinder aussenden zu können und hat uns wehe gethan, in einzelnen Fällen zu ernsten Verweisen und selbst kleinen Strafen greifen zu müssen, wo's nicht anders gehen wollte. Hat doch eine kleine Weisheit von acht Jahren das ernste Schelten über fortgesetzte Unarten und die Frage, ob es denn immer so unbändig sei, ganz ernsthaft beantwortet, daheim sei es viel bräver, da bekomme es aber auch viel Schläge. Nun, wir haben es bis jetzt machen können, ohne dem Reisegepäck jeder Colonie eine Ruthe beizufügen. Unarten und Undankbarkeit sind freilich ein schmerzlicher Lohn für erwiesene Wohlthaten. Im übrigen wird's bei den Ferienkindern wie bei allen anderen allemal heißen: liebe Schäflein des guten Hirten, dem sie schon in der heiligen Taufe übergeben worden, sehr lieb — bis auf die böse Sünde.

Nun wir aber über unsere Sommerarbeit an 231 Kindern in 264 Curen und mit über 6000 Verpflegungstagen manches berichtet haben, darf ein Wort nicht fehlen an die welche durch ihre Beihilfe unser Werk unterstützt, durch ihre Thätigkeit die unsrige ermöglicht haben. Es ließe sich da auch vieles berichten: von den Gebern, vom kleinen Töchterchen, das mit hochklopfendem Herzchen und freudig geröthetem Gesichtchen den Inhalt seines Sparhafens einliefert „für die armen Kinder die fortkommen“, bis zum treu bewährten Kinderfreund mit seinem schwerwiegenden Beitrag, — von den Damen unseres Hilfs-Comite, die in unermüdlicher Treue die Reisen, unzählige Gänge und Besuche machen und nicht einmal überall freundlichen Dank ernten, — von den Aerzten, Lehrern, Lehrerinnen und anderen Freunden, die in verschiedener Weise fördern und helfen, — und endlich von den treuen Pflegerinnen draußen, die unsere kostbaren Sendungen hüten und pflegen, daß sie unter Gottes Segen bisher so gut gehütet und gepflegt worden, wie wir es nicht besser wünschen konnten. Alles was hierüber zu sagen und zu berichten wäre, möchten wir in Ein Wort zusammenlegen: Der Herr kennet die Seinen, und Er vergelt's!“

Eingenommen worden sind ℳ 5593. 30 ₰, wozu merkwürdig viel andre elsässische Orte beigetragen haben.

Persönlicher Verkehr mit den Armen.

Die Gräfin Katie Cowper, eine Freundin der Londoner Armen, sagt in einem anziehenden Bericht, den sie in der Monatsschrift „The Nineteenth Century“ von ihren fünfzehnjährigen Erfahrungen in der Armenpflege gibt:

„Ich wollte, wenn Leute sich an dieser Arbeit zu betheiligen wünschen, man könnte ihnen das wirkliche, und nicht ein erdachtes Bild von dem zeigen, was sie unternehmen. Einige, die ich über die Sache habe sprechen hören, stehen augenscheinlich unter dem Eindruck, daß sie sich den Armen nur zu zeigen und an irgend einer Versammlung oder Festlichkeit je einmal in vielen Monaten theilzunehmen brauchen, um die Armen durch diese erstaunliche Güte so zu rühren und zu überwältigen, daß Bekehrungen im großen sofort erfolgen.

„In der Wirklichkeit ist es grade umgekehrt. Die Armen sind ebenso stolz und stolzer als die Reichen. Sie durchschauen obendrein ebenso schnell Beweggründe und Antriebe, und sie nehmen nichts so sehr übel, als wenn man sich ihnen mit Gönnermiene naht. Die ersten Schritte, um mit ihnen bekannt zu werden, sind immer schwierig, da sie Unbekannte immer mit Argwohn ansehen. Es dauert jahrelang, ehe man mit ihnen wirklich vertraut wird, und um Gutes zu wirken, wie wenig es auch sein mag, muß erst ein persönlicher Einfluß gewonnen werden. Das ist aber nur durch unausgesetzten Verkehr möglich; wer sie dann und wann nach seiner eigenen Bequemlichkeit aufsuchen will, wird gar kein persönliches Gefühl für sich erzeugen.

„Fremde mögen immerhin bei Concerten für das Volk und ähnlichen Festlichkeiten einmal erscheinen.... Bei aller wirklichen Arbeit aber sehe ich mehr Schaden als Nutzen, die Erweckung mehr von Antipathie als von Sympathie durch solche Leute voraus, die ohne wirkliche Liebe zum Volk in seinen Interessen, Leiden und Freuden in vereinzelten willkürlichen Fällen ihre Vornehmheit als ein Heilmittel für alle Uebel anbieten.“

Denjenigen die zur regelmäßiger Arbeit in der Armenpflege bereit sind, gibt diese erfahrene Frau dann folgende Rathschläge: „Stelle dir die Tage oder Stunden fest, die du zu den verschiedenen von dir erwählten Zwecken unter deinen Armen zubringen willst, und gib dir Mühe, dann nie auf deinem Posten zu fehlen; nimm ein brüderliches Gefühl, nicht eins der Ueberlegenheit mit, denn alles was daran grenzt, wird dir mehr Feinde als Freunde unter ihnen machen; sei immer bereit zu helfen, aber selten zu gebieten; gib ihnen reichlich deine Zeit und deine Liebe; gib ihnen niemals Geld ohne eine genaue Kenntnis ihrer Nöthe, und dann thue es insgeheim. Suche dir vorsichtig deinen Weg, und mache dir mit allen Mitteln, die dir zu Gebote stehen, unter den Armen

persönliche Freunde. Besuche nur die, welche dich in ihren Häusern zu sehen wünschen..... Laß sie von deinen Interessen, deinen Beschäftigungen, deinen Freuden und Leiden etwas erfahren, dafür werden sie dich in die ihrigen blicken lassen; die Sympathie muß das Band zwischen euch sein, und sie werden es grade in dem Maße lernen dir zu vertrauen und zu dir aufzublicken, wie du ihres Vertrauens und ihrer Hochachtung werth bist. Du kannst einen Armen oder einen Verbrecher ebenso wenig wie deinesgleichen mit Gewalt dahin bringen, daß er dich hochstellt; ja es ist in der That schwerer die Zuneigung derer zu gewinnen, zwischen deren Lebensverhältnissen und den deinigen so weite und durchgreifende Unterschiede sind.

„Doch sollten diese Schwierigkeiten diejenigen nicht entmuthigen, welche bei aller Ueberzeugung von der Größe der übernommenen Aufgabe den ernsten Willen haben, Vorurtheile zu überwinden und sich zu den Herzen des Volkes einen Weg zu bahnen.

„Für jeden der diese Gesinnung hegt, ist der Weg leicht, und unter dem Schmutz und den Lumpen der Armuth ist oft eine Einfalt des Herzens und eine Seelengröße verborgen, welche den milden Worten und den liebevollen Gedanken eines wahren Freundes mit bereitwilligem Wiederhall antworten. Sie nehmen die Lehren der Geduld, des Ertragens und der Zufriedenheit willig an, können ihrerseits vielfach Geduld und Zufriedenheit lehren, und beweisen oft durch ihre Handlungen und ihre Bestrebungen, daß sie die echten Adelsbriefe des sittlichen Werthes besitzen."

Eine Herberge für Krüppel.

Wie anderwärts war bis jetzt in Württemberg das Loos armer Krüppel dem Zufall anheimgegeben. Der edle Menschenfreund Gustav Werner hat zwar einem Häuflein solcher Unglücklichen in seinen Anstalten zu Reutlingen wohlwollende Aufnahme gewährt; damit ist aber dem Bedürfnis des Landes lange nicht Genüge geschehen. Angesehene Männer der Stadt Stuttgart, an ihrer Spitze der Kaufmann Vöhringer haben sich daher im Einverständnis mit Gustav Werner in der Absicht vereinigt, Mittel und Wege zu finden, um krüppelhaften Leuten eine Samariter-Herberge zu eröffnen und sonstige Fürsorge zutheilwerden zu lassen. „Die Krüppel", heißt es in ihrem Aufruf mit Recht, „sind unseres Mitleidens werth, wenn sie mit verstümmelten Gliedern zur Welt gekommen sind; sie verdienen unseren Dank, wo sie im Dienst fürs Vaterland ihren Schaden geholt haben; sie bedürfen unsere Mithilfe, ob sie nun durch Fahrlässigkeit ins Unglück gerathen oder ohne ihre Schuld arbeitsunfähig geworden sind; sie sind auf unsere Fürsorge hauptsächlich darum angewiesen, weil ihr hilfloser Zustand sie leicht zum Müßiggang und der Müßiggang sie dazu lockt, das natürliche Mitgefühl der Menschen auszubeuten. Dadurch werden sie Krüppel nicht nur am Leib, sondern auch an der Seele, arme verdorbene Geschöpfe. Wenn aber unser großer Meister mit beweglicher Stimme mahnt: „Führet die Krüppel herein in mein Haus!" so muß dieser Ruf bei allen denen einen Wiederhall finden, welche sich gesunder Glieder erfreuen. Es genügt nicht, daß wir diesen Leuten einen rothen Pfennig in den Hut werfen und dann gleichgiltig vorübergehen. Solche Almosen tragen oft schlechte Frucht. Sondern es gilt sie von den Straßen und Kreuzwegen, Jahrmärkten und Volksfesten, wo sie oft eine reiche und doch ungesegnete Ernte halten, hinwegzunehmen und in eine Herberge zu bringen, wo sie unter christlicher Leitung und in regelrechter Hausordnung den Segen der Arbeit und des eigenen Erwerbs erfahren könnten. Wir wissen auch, daß manche an den Lahmen und Gebrechlichen dieser Art nie vorübergehen ohne den stillen Wunsch, es möchte ihnen ein besseres Brot gegeben werden als Bettelbrot. Wohl sind durch gesetzliche Ordnung eben jetzt manche über die dringendste Sorge hinweggehoben; denn wir hoffen, daß die Unfallversicherung vielen ein Trost wird. Allein die Schar derer welche nicht in Fabriken, sondern durch Krankheit und von Geburt an zu Verkrüppelten geworden sind, ist groß genug. Man hat ihre Anzahl allein in Württemberg auf 5000 geschätzt; sollte es nicht der Mühe werth sein, wenigstens einzelne derselben zu einer angemessenen Arbeit zu bringen und sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen?"

Rechts und links.

Der höfliche Mann muß immer mehr ausweichen. Aber nicht zu seinem Schaden, wahrhaftig nicht. Ed. Spach zu Lichtenberg im Elsaß erzählt: „Als ich noch in Straßburg studirte, da stieß einmal ein Freund von mir auf dem Fußweg der Schlossergasse mit einem hochgewachsenen Mann zusammen. Freund N. wollte zur Rechten ausweichen und der andere ebenfalls; das Ausweichen zur Linken führte zu demselben Resultat: da faßte der stämmige junge Mann sein Gegenüber unter den Armen und stellte das Studentlein lächelnd zur Seite, dann ging er ruhig seines Weges. Wer gedenkt nicht der beiden, die sich einmal begegnet und sich nicht ausweichen wollten? „Einem ungebildeten Menschen," sagte der erste, gehe ich nicht aus dem Wege!" — „Aber ich!" erwiderte der zweite, und machte fein lächelnd dem anderen Platz. — Auf der Themsebrücke in London rannten einmal zwei Männer, die hastig und ohne aufzublicken ihres Weges gingen, so heftig mit der Stirne wider einander, daß beide sich zornig anfuhren. Der eine war ein vornehm gekleideter, aber unglücklich aussehender Herr, der andere war arm und das Elend stand ihm auf dem Gesicht zu lesen. Weshalb waren die beiden so eilig und zerstreut, daß sie wider einander stießen? Jeder von ihnen war im Begriff sich in die Themse zu stürzen und seinem Leben ein Ende zu machen: der Reiche, weil er kinderlos und gelangweilt, der Arme, weil er nicht länger das Elend der Seinigen und ihr Jammern nach Brot ertragen konnte. „Ei," sagte der Reiche, dem Armen herzlich die Hand drückend, „wißt Ihr was? Von heute an soll Eure Familie die meinige sein, dann ist uns beiden geholfen, und statt den Tod im Wasser zu suchen, können wir Gott nur danken, daß er durch diesen allerdings etwas heftigen aber heilsamen Zusammenstoß uns zur Besinnung gebracht und uns zusammen geführt!"

Aus dem Gemeinleben einer Kleinstadt.

Herr Amtsrichter a. D. Lothar Volkmar schrieb beim Jahreswechsel dem Herausgeber aus Berlin über schon früher in diesen Blättern erwähnte gemeinnützige Schöpfungen seiner Anregung:

„Seit Anfang November habe ich mich hier als Rechtsanwalt niedergelassen, bin aber doch mit meinem früheren Wohnort Seehausen in der Altmark in engster Verbindung geblieben, die sich auch hoffentlich noch länger erhalten wird. Vorsitzender des Gemeinnützigen Vereins ist jetzt Herr Tischlermeister G. Alsleben jun. . . Der Verein hält hoffentlich auch nach meinem Weggang bei dem Deutschen Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke aus, wenngleich die Agitation am besten durch Broschüren und durch die Localzeitung betrieben wird. Ersteres wird sich sehr gut machen, da der gegenwärtige Bibliothekar des Vereins, Herr Malermeister Mühling, ein überzeugter und thätiger Anhänger unserer Bestrebungen ist und die Schriften des Vereins nicht nur selbst liest, sondern auch möglichst verbreitet. . . Die Cassirer-Einrichtung (24 Freiwillige zur Einholung von Monatsbeiträgen von 240 Mitgliedern) haben wir leider, nachdem ich den Vorsitz niedergelegt, aufgeben müssen. Die Leute welche das Amt übernommen hatten, fühlten zum großen Theil nicht das genügende Interesse, um es ordentlich durchzu-

führen, erschienen auch nicht bei den Vorstandssitzungen trotz Einladung, und führten die Beiträge nicht regelmäßig ab, wenn sie dieselben wirklich einzogen. Um die Einrichtung mit Erfolg durchzuführen, hätte ich selbst die Casse haben müssen. Der Rendant hatte oder übte nicht die genügende Autorität, um die Säumigen zu ihrer Pflicht anzuhalten. Jetzt ist an Stelle der vielen Cassirer einer von ihnen getreten, welcher eine minimale Vergütung für das Einziehen der Beiträge erhält. Leider aber müssen dieselben nunmehr, statt monatlich, vierteljährlich bezahlt werden, was natürlich den armen Leuten schwerer fällt. Sehr erfreulich hat sich die Bibliothek entwickelt. Sie wird so eifrig benutzt, daß sie jetzt wieder erweitert werden soll. Dabei kommt uns sehr zu statten, daß auch die Frau des jetzigen Bibliothekars großes Interesse für den Verein hat und trotz der festgesetzten Stunden zu jeder Zeit Bücher herausgibt. Noch ist dem Verein nicht gelungen, außer einigen waghalsigen das Gros der Bürgerfrauen zu den Vortragsabenden heranzuziehen, während darin die Arbeiterfrauen beweglicher sind. Dem Verein verdankt die Stadt auch die Gründung einer freiwilligen Feuerwehr, deren Führer eins der eifrigsten Vereinsmitglieder, Herr Obersteiger Gundlach ist."

Fremdwörter in den deutschen Latein-Schulen.

Am 2. October versammelten sich zu Stettin die Lehrer der höheren Schulen Pommerns und vernahmen einen Vortrag des Oberlehrers Dr. Blasendorff aus Pyritz über die Aufgabe der höheren Schulen im Kampfe gegen das Fremdwörterunwesen. Ausgehend von einer Verfügung Blüchers von 1809, in welcher derselbe schon seinen Officieren im schriftlichen Gebrauch französische Wörter untersagt hat, hob er hervor, daß seit 1870, seit den Erfolgen deutscher Waffen über das Franzosenthum und dem Beginn nationaler Größe die Abwehr des Fremden aus der deutschen Sprache noch weit mehr am Platze sei. Durch Einzelne sei ja auch schon dankenswerthes erreicht worden: im Postwesen, im Reichsgesetzbuch, im Generalstabswerk, durch das Ministerium für öffentliche Arbeiten sind viele Ausdrücke entfernt worden, welche man sonst für unentbehrlich hielt. Auch die Lehrer an Seminaren und Volksschulen haben zu der Angelegenheit Stellung genommen. Trotzdem hält sich das Unwesen, welches sich überall eingedrängt hat. Hauptsächlich sündigen die Mediciner gegen die Reinheit der Sprache. Aber auch auf der Kanzel, in der Kirchenverwaltung gebraucht man überflüssige Fremdwörter. So wurde bei einer kirchlichen Feier von der „Bestie im Menschen" gesprochen. Im Reichstag überwuchern die Fremdwörter das gute Deutsch der Muttersprache. Wenn so trotz aller Gegenbemühungen das Unwesen sich immer hält und gar neue Blüthen treibt, so ist der Grund hierfür mit darin zu suchen, daß die höheren Schulen, aus welchen die Redner, Beamten u. s. w. hervorgehen, die Sache nicht gehörig beachtet haben, vielmehr die Gefahr mit Sorglosigkeit behandeln. Der Gegenstand ist noch nie in den Directoren-Versammlungen berathen worden. In den Büchern, welche der Vorbereitung des Lehrers dienen, wimmelt es von Fremdwörtern; selbst die eigentlichen Schulbücher, welche den Lernenden in die Hände gegeben werden, wie Cauer, Paulsiek, Herbst, sind nicht frei davon. Man vergleiche auch nur das Regeln- und Wörter-Verzeichnis zum Gebrauch in den preußischen Schulen unter A. Nicht besser steht es im amtlichen und außeramtlichen Verkehr der Lehrer unter einander. In den Verfügungen der Behörden findet sich manches entbehrliche Fremdwort. In der Versammlung selbst hörte der Redner um pardon bitten, man sprach von moralischer Pression, von pro rata der Bevölkerung u. s. w., — kurz eine ernstliche Abwehr sei noch nicht erstrebt.

Die Versammlung, welche den Vortrag mit lebhaftem Beifall aufnahm, einigte sich über folgende Streitsätze: 1) Die Versammlung sieht den Kampf gegen das Fremdwörterunwesen als berechtigt an und hält die höhere Schule an erster Stelle für berufen, denselben zu führen. 2) Sie ist der Ansicht, daß die Schule durch Lehre und Beispiel für die Reinheit der Muttersprache wirken muß. 3) Sie wünscht dazu die Tilgung unnöthiger Fremdwörter in den eingeführten Schulbüchern. Die vierte Streitfrage, welche den Wunsch aussprach, die Schulbehörde möchte an die Lehranstalten die Mahnung richten, der Sache die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden, wurde abgelehnt.

Alle Achtung den pommerschen Gymnasiallehrern! Aber in dem Plane der Gymnasien selbst, diesen allzu sehr erhaltenen Latein-Schulen des auf Latein angewiesenen Mittelalters, stecken die Wurzeln des Unkrauts.

Bücher und Schriften.

In Heft 221 der Holtzendorff'schen „Zeit- und Streit-Fragen" veröffentlicht Frl. B. von der Lage in übersichtlich angeordneter, lichtvoller und vollständiger Darstellung das wissenswertheste über **„Das höhere Mädchenschulwesen Frankreichs** seit der Republik." Dem deutschen Leser wird in der Neugestaltung des französischen Mädchenschulwesens durch das Gesetz Camille Sée wohl manches auffallen: das Vorwiegen des weiblichen Elements in den Lehrercollegien, der Kampf um Internat und Externat und andere Dinge, welche beweisen, daß jedes Volk seine Erziehungsverhältnisse aus sich selbst heraus schaffen muß und daß ein gerechtes Urtheil über dieselben dem Ausländer nur möglich ist, wenn er den Boden einigermaßen kennt, auf dem sie erwachsen sind. Trotzdem läßt sich ein schweres Bedenken nicht unterdrücken, wenn man sieht, wie in diesen neuen französischen Einrichtungen das Christenthum, die Religion absolut keine Stelle gefunden hat. Wie hat sich die katholische Kirche an Frankreich versündigt, daß ernste, wohlmeinende Männer, wie C. Sée und Genossen ohne Zweifel sind, es unternehmen wollen, die Generationen künftiger Mütter zu erziehen, ohne etwas höheres als ein paar Stunden „Moral" und die Erlaubnis, daß „auf Wunsch der Eltern" die Geistlichen der verschiedenen Confessionen zur Ertheilung von Religionsunterricht herangezogen werden können! Einen Vergleich mit England und Amerika zu ziehen, wo der Religionsunterricht auch Sache des Hauses und der Kirche, nicht der Schule ist, dürfte wohl niemandem einfallen, der die häuslichen und kirchlichen Zustände der drei Länder kennt.

Allerlei Gemeinnütziges.

Volks-Bibliotheken in Bremen. Vergleichende Zusammenstellung für 1885/6.

	Bücher 1885/6	Bücher 1884/5	Abonnenten 1885/6	Abonnenten 1884/5	Verliehene Bücher 1885/6	Verliehene Bücher 1884/5	Bemerkungen
Bibliothek I.	1 669	1 669	10	57	556	7 103	? Die Zahl 7103 scheint irrig zu sein.
" III.	1 300	1 260	74	70	4 962	4 980	4 Leser gratis.
" IV.	1 453	1 448	61	58	3 799	2 783	
" V.	1 351	1 351	25	38	3 804	3 932	22 Leser gratis.
" VI.	1 220	1 204	105	92	5 180	4 320	35 Leser gratis.
Summe	6 993	6 932	275	315	18 301	23 118	
Central-Bibliothek	5 800	5 410	1 010	1 180	77 816	70 465	Von den 1010 Lesern lasen 367 gratis.

Die Zahl der Jugend- und Volks-Bibliotheken ist auf 356 gestiegen, gegen 351 im Vorjahre. W. Niebour.

In Essen starb dieser Tage mitten in einer Stadtverordneten-Versammlung der allerdings schon länger leidende Oberbürgermeister Hache, ein Mann von großer Befähigung und Thatkraft, dem als dem Vorsitzenden des westdeutschen Sparcassen-Verbandes und einem Hauptbetreiber der Einigung aller deutschen Sparcassen zu einem festen Verbande alle Freunde zeitgemäßer Umgestaltung unseres zu lange in Stillstand gerathenen Sparcassenwesens ein gutes Andenken bewahren werden. Es trifft mit diesem Todesfall eigenthümlich zusammen, daß der Brandenburgische Sparcassen-Verband am 29. Januar in Berlin einen neuen Anlauf zur Zusammenfassung aller deutschen Sparcassen nehmen will.

Die Schul-Sparcassen in Ungarn haben nach dem zehnten Bericht ihres Stifters Bernhard Franz Weiß 1885: 517 in 334 Orten betragen mit 775 Lehrern und 23 494 Schülern, die 152 474 Fl. einlegten. Summirt man die Jahresersparnisse und läßt diejenigen Geldbeträge außer Acht, welche die Kinder oder deren Eltern im Laufe des Schuljahrs zur Bestreitung verschiedener Bedürfnisse herausnahmen, so ergibt sich mit Ende des Schuljahrs 1884/85, daß in den zehn Jahren 119 339 Schulkinder zusammen 773 000 Fl. ersparten. „Ohne den Bestand der Schul-Sparcassen", sagt Rath Weiß, „hätten wohl diese 119 339 Kinder keine Gelegenheit gehabt sich mit der Sparsamkeit bekannt zu machen, — und 773 000 Fl. wären nicht erspart, sondern leichtsinnigerweise auf Näschereien, Spielzeug und sogar auf Brantwein und Cigarren verschwendet worden. Trotzdem findet diese Institution vom Beginn an bis zum heutigen Tage in unserem Vaterlande viele Gegner. Bereits im Jahre 1875, als ich zum erstenmale im Interesse der Schul-Sparcassen auftrat, fanden sich Feinde, die diese Institution als „Schwindel", als „todtgeborenes Kind" bezeichneten, und noch heute haben die Verfolgungen in Wort und Schrift nicht aufgehört." Also grade wie in Deutschland! Aber der ungarische Volksfreund fährt fort: „Wir schenkten jedoch den Worten der Pessimisten und falschen Propheten kein Gehör, begannen energisch unser Werk und können uns nun, wie die obigen Daten beweisen, eines vollen Sieges erfreuen. Wir gewinnen immer mehr die Erfahrung, daß die interessirten Kreise täglich mehr und mehr einsehen und sich davon überzeugen, wie die Sparsamkeit der Grundstein des Gedeihens des Vaterlandes ist, und in Betracht dessen daß die Sparsamkeit nicht mit einem Schlage in die Menschheit eingeimpft, ja auch der Erwachsene nicht auf einmal vom Leichtsinnigen zum Nüchterndenkenden umgewandelt werden kann, werden jene interessirten Kreise die große Tragweite der Schul-Sparcassen eben aus dem Grunde immer mehr anerkennen müssen, weil diese Institution bereits die Kinder im zarten Alter zur Tugend der Sparsamkeit ermahnt, anleitet und an sie gewöhnt... Den schlagendsten Beweis dessen, was ein eifriger, für unsere Sache begeisterter Patriot zu leisten und zu erreichen imstande ist, zeigt die Schul-Sparcasse in Szabadka. Daselbst hat der Sparcasse- und Volksbank-Director Dr. Georg Guln die genannte Institution im März des Jahres 1875 ins Leben gerufen, und seiner eifrigen und patriotischen Aneiferung ist es gelungen, daß die Einlagen und Zinsen der Schul-Sparcasse im verflossenen Jahre den Betrag von 91 883 Fl. 96 Kr. erreichten." Alle Achtung!

Der seit zehn Jahren bestehende Berliner Verein zur Speisung armer Kinder und Nothleidender hat im letzten Jahre 850 Familien mit 5376 ℳ 53 ₰ unterstützt. Er führte in den Gemeindeschulen eine Frühstückvertheilung an arme Gemeinde-Schüler und -Schülerinnen ein, die unter Aufsicht der Rectoren und des Lehrercollegiums stehend, den segensreichsten Einfluß auf den Schulbesuch und die Gesundheit der Kinder ausübte. Das gewährte Frühstück besteht für Schüler in geschmierten Brotschnitten, für kränkliche Schüler und bleichsüchtige Mädchen in Verabreichung von Weißbrötchen und abgekochter Milch. Im letztverflossenen Verwaltungsjahr wurde für die Frühstücksvertheilung die Summe von 563 ℳ 40 ₰ verausgabt, während in diesem Winter für den gleichen Zweck in 80 Schulen bereits die Summe von 1300 ℳ verausgabt worden ist.

In Hildesheim kann der Verein gegen Bettelei sagen, daß die Bettelplage, wenn auch nicht aufgehört, doch gegen frühere Jahre bedeutend abgenommen habe. Der Vorstand glaubt deshalb wiederholt die Vereinsmitglieder, Mitbürger und Haushaltungsvorstände darauf aufmerksam machen zu sollen, daß in der Stadt nie ein fremder Arbeitsuchender zu betteln braucht und daß die Geber durch unzeitige Milde nur die Haus- und Wanderbettelei und das Vagabundiren unterstützen. Der Verein gibt bedürftigen Durchreisenden in geregelter Weise Morgens bis 11 Uhr eine Marke für Mittagessen und Abends bis 7 Uhr eine solche für Abendessen, freie Schlafstätte und Frühbrot auf der Herberge zur Heimat. Dem Fremden ist dadurch die Gelegenheit geboten, sich, ohne hungern und frieren zu müssen, in der Stadt aufzuhalten, um Arbeit zu suchen; dagegen soll ihm der längere vagabundirende Aufenthalt abgeschnitten werden. Es kann daher jeder mit beruhigtem Gewissen den fremden Bettler aus seinem Hause fortzeigen und an die Märkenausgabestelle des Vereins verweisen. Es muß deshalb aber auch um so wünschenswerther erscheinen, daß alle Haushaltungsvorstände dem Verein sich anschließen; denn dann erst wird die Bettelplage ganz verschwinden.

Die Eröffnung des Knabenhorts in Würzburg hat am 2. December in Gegenwart von 200 Herren und Damen stattgefunden. Aufgenommen sind vorläufig 47 Knaben. Der Hort ist von 10 bis 2 Uhr und von 4 bis 6 Uhr geöffnet, Mittwoch und Sonnabend von 10 bis 6 Uhr. Sonn- und Feiertage bleibt er geschlossen.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 4. Sonntag, 24. Januar. 1886.

Die Politik der Frauen

liegt, für jetzt und in Deutschland wenigstens, nicht da wo man sie anfänglich vielfach in geistiger Abhängigkeit von fremden Vorgängen und Lehren gesucht hat: auf den Feldern der öffentlichen Machtkämpfe, an den Wahl-Urnen, auf den Rathhäusern und in den Parlaments-Gebäuden. Ihre Politik sind die Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit der Zeit, ein täglich sich ausdehnendes, unendlich fruchtbares und verheißungsvolles Gebiet. Da ist die Gleichberechtigung mit den Männern, nach welcher weiblicher Ehrgeiz und Thätigkeitsdrang sich sehnt, von vornherein gewährleistet; oder wo sie noch zu wünschen übrig läßt, sinken die trennenden Schranken vor gleich tüchtiger und ausdauernder Leistung.

Nehmen wir als ein einleuchtendes Beispiel die Feriencolonien, oder wie man passender und verständlicher zugleich sie zu benennen anfängt, die Sommerpflege! Als sie unter uns auftauchte, war von mitwirkenden Damen noch keine Rede. Auf der ersten deutschen Feriencolonien-Conferenz, die im November 1881 zu Berlin stattfand, war Kronprinzessin Victoria fast die einzige und auch nicht einmal beständig anwesende Vertreterin ihres Geschlechts. Auf der zweiten dagegen, im September 1885 zu Bremen abgehalten, nahmen ungefähr ebenso viele Frauen Platz wie Männer. Es waren zwar mit vereinzelten Ausnahmen Bremerinnen, und das Wort begehrte keine. Sollte aber auf der nächsten Conferenz nicht in beiden Richtungen ein weiterer Fortschritt bevorstehen? In den Comites sitzen ja schon mehrerwärts Damen, oder die Herren-Comites ziehen Damen zu einzelnen Dienstleistungen heran, die sie sich selbst nicht recht zutrauen oder die ihnen zuviel werden. Wie lange wird es dauern, so geht es hiermit allenthalben wie mit den Vorständen der Vaterländischen Frauen-Vereine, wo Männer und Frauen in schöner Eintracht, edlem Wetteifer gemeinschaftlich wirken, wenn nicht gar wie in Elberfeld, wo der Frauen-Verein der städtischen Armenverwaltung dieses Geschäft ganz allein besorgt!

Der noch zu habenden Männer sind eben wenige, der Frauen viele. Männer, die für gemeinnützige Vereins-Arbeit willig und verwendbar sind, pflegen wenig oder gar keine Zeit mehr übrig zu haben; aber es gibt noch tüchtige Frauen genug, die ihres verhältnismäßigen Müßigganges nicht recht froh werden. Ihnen selbst wird ein unschätzbarer Dienst erwiesen, wenn man sie auf die Süßigkeit des Wirkens für fremde Noth, auf Gelegenheiten zu nützlicher Bethätigung ihrer feiernden Kraft und zu heilbringender Verwendung überflüssiger Mittel hinweist. Zugleich aber vermehrt sich so für die Gesellschaft ein Heer, dessen sie nicht weniger dringend bedarf als der Staat des seinigen. Es schlägt den inneren Feind: das bittre Misvergnügen derer, die bei der Theilung der Lebensgüter zu schnöde abgespeist zu sein glauben. Polizeimacht kann der Gesellschaft diesen ihren beständig drohenden und allgemein gefürchteten Feind nur äußerlich vom Leibe halten; Versicherungs-Gesetze treffen ihn nicht ins Herz, selbst wenn sie die Last der Erhaltung Aller zu Gunsten der Schwächeren wirklich etwas anders vertheilen. Aber der Feind der Gesellschaft wandelt sich in ihren Freund um, wenn er gewahrt, daß ihre glückbegünstigten Glieder in ihrer besseren Lage die Aufforderung, ja die Pflicht erkennen, bedrängten Schwestern und Brüdern ihre Mittel, ihren Rath und ihren Einfluß je nach den Umständen zur Verfügung zu stellen, mit der Freigebigkeit eines warmen Herzens, das sich seine Wohlthaten nicht als ein Verdienst anrechnet, weil es sie gar nicht zu unterlassen imstande wäre. Die lebenslange Wirksamkeit eines Lord Shaftesbury und eines George Moore, einer Octavia Hill und Mary Carpenter und Baroneß Burdett Coutts und so vieler anderer Gleichgesinnter hat in England neben der weisen Zurückhaltung der Staatsgewalt das meiste gethan, keinen revolutionären Socialismus aufkommen zu lassen, zu dessen Niederhaltung dort doch kein großes stehendes Heer wie bei uns zur Hand wäre. Das weist uns auf den rechten Weg. Weder Gewalt noch Geld, nur die Hingebung freier Nächstenliebe in Vielen und immer Mehreren füllt die Kluft zwischen entzweiten Ständen desselben Volkes aus.

Wenn die Frauen in dieser Richtung fortwährend weiter vorrücken, ihre Zahl unterwegs beständig mehren, so wird ihnen auch mit der Zeit unausbleiblich zufallen, wonach sie für die Erwerbbedrängten ihres Geschlechts bisher vergebens trachten. Die nächsten zwanzig Jahre werden dafür, aller politisch-historischen Rechenkunst nach, ergiebiger sein als die letzten. Sie werden eine Zeit der Ernte sein für das was die vorigen zwanzig Jahre säten. Die künftige deutsche Kaiserin, Protectorin des Berliner Lette-Vereins, wird auf anderen Seiten ergänzen und vollenden können, was ihre erhabene Vorgängerin, die gegenwärtige Kaiserin angefangen hat. Vielleicht

folgt sie eines Tags dem Beispiel ihrer königlichen Freundin in Rom und nimmt sich ebenfalls einen weiblichen Leibarzt. Ihrem hohen Gemahl mag es dann nicht mehr unzulässig erscheinen, die Schalter der Posten und Eisenbahnen wieder in weiterem Umfang mit Frauen zu besetzen, und nur gerecht, die Bahn zu höherer Bildung den Mädchen ebenso weit aufzuthun, wie sie den Jünglingen offensteht. Aber nur dann werden Gönner und Gönnerinnen des allmählichen gesellschaftschaftlichen Vorrückens der Frauen zu solchen entscheidenden Acten sich hinlänglich ermuthigt und herausgefordert fühlen, wenn die Menge der für ihr Geschlecht empfindenden und handelnden Frauen selbst in besonnenem aber stetem Vorrücken bleibt, aller männlichen Geschlechts-Selbstsucht tapfer entgegentritt, allem Mistrauen des eigenen Geschlechts in sein Vermögen und sein gutes Recht mit freudiger Zuversicht widerspricht, und überhaupt durch die That bekundet, daß es in deutschen Landen fortan nicht allein mehr heißen soll: selbst ist der Mann, sondern auch: selbst ist die Frau, nemlich entschlossen für sich das allgemeine Recht auf jeden ehrlichen Erwerb und Beruf und jede ihr gegebene Mitwirkung zu den allgemeinen Lebensaufgaben der Gesellschaft ebenso gut in Anspruch zu nehmen, wie es bisher nur dem Erstgeborenen der Menschheit, dem Manne zusteht. Was Adam recht, ist Eva billig. A. L.

Gedächtnisrede auf den Urheber des niederländischen Gesetzes gegen die Trunksucht.

In der letzten Versammlung des „Volksbund", Niederländischen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke hielt dessen Vorsitzender, der hochangesehene liberale Abgeordnete zur Zweiten Kammer Goeman Borgesius auf den am 7. August 1885 gestorbenen früheren Justizminister Modderman, Ehrenmitglied des Vereins, den Vater des niederländischen Gesetzes gegen die Trunksucht, eine warme Gedächtnisrede. Ich theile dieselbe in Uebersetzung mit, da sich aus derselben klar ergibt, mit welcher Umsicht die Bestrebungen in den Niederlanden zur Bekämpfung des Misbrauchs geistiger Getränke geleitet und gefördert worden sind und werden:

„Ewald Modderman — nicht wahr, wie wäre es möglich, vor allem in unserer Versammlung, diesen Namen ohne die innigste Ehrerbietung zu nennen? Er, der mächtige Förderer der Sache der Bekämpfung der Trunksucht, hat ein Recht darauf, nicht nur daß wir fortdauernd sein Gedächtnis in Ehren halten, sondern auch daß wir unsere Arbeit an diesem Tage nicht beginnen, ohne zuvor eine tiefe Huldigung seiner Wirksamkeit geweiht zu haben, und dessen zu gedenken was er für unser Vaterland, vor allem was er für unseren „Volksbund" gethan hat.

Es ist uns ein Herzensbedürfnis, es an dieser Stelle noch einmal auszusprechen und laut zu verkündigen, wie unaussprechlich viel an diesem einen Manne verloren geht, und wie erkenntlich wir ihm sein und bleiben sollen für seine kräftige Initiative, für sein ausdauerndes Streben, Niederland von seinem größten Feinde zu erlösen.

Nur 46 Jahre ist Modderman alt geworden, — aber wie hat er in dieser kurzen Zeit des Lebens, die ihm gegeben worden, so unendlich viel zu Stande gebracht! Daß er ein Apostel für unsere Sache wurde, das war einerseits Folge seiner idealen Lebensanschauung und seines offenen Auges für allgemeine Volksinteressen, andererseits die Folge der Verhältnisse in welche er gestellt wurde. Als Professor des Strafrechts war er mehr als andere in der Lage, herauszufinden, wie den allerverderblichsten Einfluß der Misbrauch geistiger Getränke auf die Gesellschaft übt, wie so viele Tausende in Niederland durch den Trunk nicht nur sittlich zu Grunde gehen, wie so viele Tausende zum Schlusse dem Gefängnis verfallen. Es war im Jahre 1877, als ich aus der Universitätstadt Leyden eine Einladung erhielt, um in einer großen Versammlung die Sache des Kampfes gegen den Misbrauch geistiger Getränke und insbesondere die Nothwendigkeit des Eingreifens der Gesetzgebung zu berathen. Modderman hatte mit seinen näheren Freunden die Initiative zu solcher Versammlung ergriffen. Modderman führte den Vorsitz, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie er mit der ihm eigenen Beredsamkeit im Laufe der Debatte selbst das Wort nahm, um die sittenverderbliche Wirksamkeit der Häufung der Schenken in das rechte Licht zu stellen und nachzuweisen, daß alle bis jetzt angeführten Ziffern über den Zusammenhang zwischen Verbrechen und Trunksucht noch weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben. Niemand konnte damals wissen, daß der Vorsitzende solcher Versammlung bereits zwei Jahre später in der Lage sein sollte, am Ministertisch in der Kammer dieselben Ansichten zu vertheidigen, obschon sein Name auch damals bereits mehrere Male als künftiger Minister genannt worden war; — es war ihm schon in seinem 27. Lebensjahre das Amt des Ministers angetragen worden; er lehnte ab —; und es war nach Schluß der Versammlung, daß ich ihn aus den gleichen Gründen sagen hörte: „Die Politik spricht mich weniger an; lasse ich mich aber bewegen Minister zu werden, dann soll es nicht zum wenigsten deshalb geschehen, um meine besten Früchte dem Versuch zu widmen, um Niederland mit einem Gesetze gegen die Trunksucht (Drankwet) zu beschenken." Als dann im Jahre 1879 das Ministerium van Lijnden mit Modderman als Justizminister eintrat, da zweifelten seine Freunde nicht daran, daß nach dem Strafgesetzbuch unmittelbar ein Gesetz zur Bekämpfung der Trunksucht auf seinem Programm stehe. Und — wir wissen es jetzt alle — so ist es gekommen! Modderman hat sein Wort voll gehalten. Modderman gehörte nicht zu den Leuten, welche, bevor sie auf dem Ministerstuhle Platz genommen haben, allerlei Reformen in Aussicht stellen und vertheidigen, nachher aber, sobald sie die Macht in Händen haben, sich nicht mehr der früheren Zusagen und Erklärungen erinnern wollen. Was Modderman im Landesinteresse für wünschenswerth, ja nothwendig erkannt hatte, das wollte er auch so schnell als möglich zur Ausführung bringen, so wenig er sich sicherlich verhehlte, daß es gelte sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Darum stellte er aber auch für den Eintritt in das Ministerium die Bedingung, daß ihm inbezug auf den Erlaß eines Gesetzes gegen die Trunksucht freie Hand gelassen werde. Es war dann sein Werk, daß bereits in der zunächst folgenden Thronrede des Königs dem Volke angekündigt wurde: „Ein Gesetz zur Bekämpfung des Misbrauches berauschender Getränke werde Ich noch in diesem Sitzungsjahre einbringen."

Dann folgten Tage des Kampfes und der unglaublichsten Anspannung — Tage in welchen es zuweilen den Anschein gewann, als sollte schließlich alles an dem Widerstande einerseits der Vertreter gleichgiltigen Geschehenlassens, andererseits der Advokaten der Schnapsbrenner und Schnapswirthe scheitern. Aber wer auch den Muth verlieren wollte, Modderman verlor ihn nicht! Meisterlich war seine Vertheidigung der Drankwet. Wo es zulässig war, da wußte er nachzugeben und der gemeinsamen Erwägung ein Opfer zu bringen; aber wenn die Hauptbestimmungen seines Gesetzentwurfes Gefahr liefen, da stand Modderman ganz fest. Und wir wissen es jetzt — er blieb Sieger in diesem Kampfe! Wohl war er es an erster Stelle, welcher willig anerkannte, daß sein Werk keineswegs als vollkommen angesehen werden könne, daß vielmehr die erste niederländische Drankwet als ein gesetzge-

berischer Versuch angesehen werden solle, welcher vielleicht nach der Erfahrung einiger Jahre Aenderungen erfordern möchte; aber nun war doch ein Schritt, und wahrhaftig ein großer Schritt auf dem Wege geschehen, welcher wohl 25 Jahre früher hätte eingeschlagen werden müssen. Und für Modderman war es wahrlich keine geringe Genugthuung, daß auch im Auslande auf unsere Drankwet zur Nachahmung hingewiesen wird.

Unser Volksbund, der bereits Jahre lang für dieselben Ansichten Propaganda gemacht hatte, war natürlich über das erreichte Resultat nicht am wenigsten erfreut, und es war die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Modderman sicher wohl der geringste Beweis unserer Huldigung für ihn, für seine kräftige Initiative.

Aber wenn auch diese Auszeichnung nicht von so glänzender Art war, als die Orden und Ehrenzeichen, die ihm von Königen und Fürsten verliehen wurden, das ist sicher, daß Modderman selbst diese Ehrenmitgliedschaft unseres Vereins, grade weil sie von dem Volksbund kam, dem er seine ganze Zuneigung widmete, und weil ihm die Ehrenmitgliedschaft nicht wegen seiner persönlichen Beliebtheit, sondern zur Würdigung wirklicher hoher Verdienste gegeben war, von höchstem Werthe hielt.

Grade in diesem Jahre hatte er die Absicht, seine Sympathie für unseren Volksbund besonders zu beweisen: er wollte unserer Generalversammlung hier zu Dordrecht beiwohnen. Als ich ihm gelegentlich seiner Ernennung zum Mitgliede des Staatsraths meinen Besuch machte, sagte er mir: „Wenn ich nur irgend vermag, gehe ich in diesem Jahre mit nach Dordrecht; ich möchte insbesondere gern mich über die Ausführung der Drankwet aussprechen."

Ach, diesen Plan hat er nicht mehr ausführen können, denn plötzlich verschlimmerte sich die Krankheit, welche schon seit geraumer Zeit seine Kräfte untergrub. Modderman hat zuviel von seinen Kräften gefordert. Er wirkte nicht allein, solange es Tag war, nein, auch die Nacht fand ihn bei der Arbeit, und auf die Dauer konnte sein zarter, empfindlicher Körper das nicht aushalten. Nicht an andere, aber an sich selbst stellte er die höchsten Forderungen; klänge es nicht paradox, dann möchte ich sagen: alles was er that und unternahm, wollte er zu gut thun, und die reizbare Spannung, welche davon, namentlich während seiner Thätigkeit als Minister die Folge war, hat unzweifelhaft sein Leben verkürzt. Sein Tod ist in Wahrheit ein nationaler Verlust. Wie gerne hätten wir ihn hier in unserer Mitte gehabt! Wie inbrünstig hatten wir gehofft, daß die alte Kraft, von der so viel gefordert worden, wieder zurückkehren möchte! Man sagt wohl, es sei niemand unersetzbar, und bis auf einen gewissen Punct ist das richtig; aber dennoch — die Sache, welche wir vertheidigen, kann der Hilfe von Männern, wie Modderman war, nicht entrathen. Mit der Drankwet ist in der guten Richtung ein Schritt vorwärts gethan, aber es ist noch so unendlich viel zu thun; und Modderman hatte die Lust, den Muth und die Lebendigkeit, um mit Ausdauer den Kampf fortzusetzen. Ja, ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß seine Gedanken bis zum letzten Tage seines Lebens mit der Sache beschäftigt waren, die auch uns heute hier zusammenführt.

Es ist noch so unendlich viel zu thun, sagte ich. Ist es doch Modderman selbst gewesen, welcher uns zugerufen hat: das Gesetz allein vermag wenig, aber **mit dem Gesetze** vermag das Volk unendlich viel! Aber obendrein — auch davon war er überzeugt: ein Gesetz, im Staatsblatt verkündet, gibt an sich noch nichts, es sei denn daß dasselbe gut ausgeführt werde! Modderman ist selber noch lange genug Minister gewesen, um die erste Ausführung zu leiten und zu sorgen daß die verschiedenen Bestimmungen in seinem Geiste ausgeführt wurden. Aber wer wollte behaupten, daß auch nach seinem Austritt aus dem Ministerium allzeit auf die Ausführung des Gesetzes strengstens gehalten ist und daß die oberen Behörden die unteren Behörden stets genügend mit der Idee erfüllen, daß sie eine gerechte aber genauste Ausführung des Gesetzes wünschen, daß sie nicht gestatten wollen, das Gesetz durch schlechte Controle hier und da zu einem todten Buchstaben zu machen? Und das ist um so bedauernswerther, als überall wo das Gesetz strenge ausgeführt ist, die Ergebnisse die Erwartungen übertroffen haben.*) Wenn aber in jener Beziehung Zweifel bestanden haben mögen, so sind sie durch die Erklärungen des gegenwärtigen Minister-Präsidenten van Heemskerk selber, in der Zweiten Kammer bei der Verhandlung über die Novelle zur Drankwet abgegeben, beseitigt worden. Es gab Mitglieder in der Kammer, die bereits das Todesurtheil über das Gesetz glaubten aussprechen zu können, weil das Ziel des Gesetzes, d. i. die Verminderung des Misbrauchs geistiger Getränke nach ihrer Behauptung doch nicht erreicht werde; aber selbst der Vater des Gesetzes hätte nicht kräftiger gegen solche Behauptung aufstehen können, als dieses durch den Minister van Heemskerk geschehen ist, welcher wohl als ein unparteiischer Beurtheiler angesehen werden darf, da er niemals als ein warmer Beschützer der Drankwet bekannt geworden ist. Und auch der gegenwärtige Justizminister hat mit warmen Worten das Urtheil seines Collegen für das Innere unterschrieben, als er am Grabe Modderman's an die Verdienste des Verstorbenen erinnerte und seine Ueberzeugung aussprach, daß die Drankwet in der Zukunft auf die sittliche Wohlfahrt unseres Volkes einen Ausschlag gebenden Einfluß ausüben werde.

Aber wenn das wahr ist — und wer unter uns sollte es leugnen wollen? —, und wenn auch das jetzige Ministerium von den hohen Volksinteressen überzeugt ist, welche bei dieser Sache betheiligt sind, — haben wir dann nicht das Recht, mit aller Kraft, deren wir mächtig sind, ihnen zu sagen: zeigt denn auch nun mehr als bis jetzt geschehen ist, daß ihr nicht ruhen wollt, bis ihr bei den höheren und niederen Behörden das Bewußtsein lebendig gemacht habt, daß sie verpflichtet sind mitzuwirken, um die Erfolge des Gesetzes voll zu erzielen, was allein möglich ist, wenn nirgends geduldet wird, daß das Gesetz straflos übertreten werde —?

Wäre Modderman hier unter uns, er sollte mit uns erwägen, was der Volksbund von seiner Seite weiter thun könne, um das Werk der wohlgesinnten höchsten Behörde zu unterstützen und die Ausführung des Gesetzes zu befördern, — aber das wissen wir sicher, daß wir ganz in seinem Geiste handeln werden, wenn wir an unserem Theile nichts versäumen und an dem Werke, in dem er uns vorangegangen ist, festhalten.

Die größte Huldigung, welche wir ihm darbringen können, ist die, daß wir mit Eifer und Begeisterung seinem Vorbilde folgen. Dadurch werden wir sein Werk fortsetzen; dadurch fortbauen auf dem durch ihn gelegten Grunde; dadurch den Dämon, welcher an unserer Volkswohlfahrt nagt, fühlen lassen, daß Modderman's Vorbild seine Jünger und Schüler zu neuer Kraftanspornung gereizt hat; dadurch sorgen daß das Ideal, welches er sich gebildet hatte, in Niederland mehr und mehr verwirklicht werde. Durch solches Handeln sollen wir den Verblichenen ehren, ihm eine Ehrenkrone um seine Stirne flechten, — aber was mehr ist: mitwirken zur Förderung der sittlichen, geistigen und körperlichen Wohlfahrt unseres niederländischen Volks, für welches Modderman, wenn auch oft verkannt, so mächtig gewirkt und gekämpft hat."

Der Gedächtnisrede folgte der laute Beifall der Versammlung. Möchte es dem deutschen Volke, welches unbestritten schwer unter den Folgen des Misbrauches der geistigen Getränke leidet, an dessen Wohlfahrt auch der Dämon der Trunksucht in bedenklicher Weise nagt, vergönnt sein, daß einem Minister einmal eine solche Gedächtnisrede für seine

*) Das jetzige conservative Ministerium scheint Neigung gehabt zu haben, die Gesetzesausführung weniger strenge als früher zu handhaben. Die Parteirücksichten auf die Branntweinbrenner scheinen in Niederland in gewissem Umfang ähnliche zu sein, wie sie es leider in Preußen sind.

Wirksamkeit im Kampfe gegen die Trunksucht gehalten werden könne.

Osnabrück. Brüning.

Johannes Falk.*)

Einer der Männer, deren Namen in der Geschichte der „Rettungshäuser“ mit Dankbarkeit und Ehren genannt werden, ist Johannes Falk. Am 26. October 1768 als Sohn eines armen Perückenmachers in Danzig geboren, erhielt er von seiner frommen und wackeren Mutter eine besonders auf die Entwickelung seines Gemüthes gerichtete Erziehung. Lesen und Lernen war die liebste Beschäftigung des Kindes, und nur immer lernen, die Schule besuchen, studiren zu dürfen sein sehnlichster Wunsch. Es schien jedoch, als ob sich dieses Ideal nie verwirklichen sollte. Denn der selbst wenig gebildete harte Vater hielt nicht viel auf Bücher und Gelehrsamkeit, und als Johannes das zehnte Lebensjahr erreicht hatte, nahm er ihn aus der Schule und steckte ihn in seine Werkstatt, wo er Perücken kräuseln und Zöpfe drehen mußte. Aber der Wissenstrieb des Knaben ließ sich nicht unterdrücken. Mit jedem ersparten Pfennig schlich er sich in die Leihbibliothek, um Bücher von Gellert, Wieland, Lessing zu holen, die er dann, um den Zorn des Vaters nicht heraufzubeschwören, heimlich las. Im Winter sitzt er, weil ihm das Lesen zu Hause verboten ist, unter einer Laterne der Stadt, das Buch in den beinahe erfrorenen Händen haltend, aber wenn er lesen kann, ist es ihm warm im Herzen. Er hat das Unglück ein Bein zu brechen, aber in den Schmerzen die ihn quälen, preist er sein Glück, weil es ihm während seiner Krankheit verstattet ist seine größte Sehnsucht zu befriedigen, — zu lesen. Endlich ließ sich der Vater durch die Bitten der Mutter und Verwandten bewegen, den Sohn an einem englischen Unterricht theilnehmen zu lassen; und als auch Bürgermeister und Rathsherren sich für den merkwürdigen Knaben verwandten und ihm eine Unterstützung zusagten, durfte Johannes das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchen, welches er in wenigen Jahren mit dem besten Erfolg durchlief. Darauf beschloß der Magistrat, auch noch den höchsten Wunsch seines jungen Lieblings zu erfüllen und ihn die Universität beziehen zu lassen. Bürgermeister und Rathsherren sind versammelt, und Johannes erscheint mit dankerfülltem Herzen vor den Vätern der Stadt, welche ihn vor sich beschieden hatten, um ihm vor seinem Abgang auf die Hochschule ihre Unterstützung zuzusagen und ihn mit liebevollen und ernsten väterlichen Worten feierlich zu verabschieden. Jeder der Herren gab ihm gute Lehren und fromme Wünsche auf den Weg. Zuletzt trat der Nestor des Rathes, ein ehrwürdiger Greis auf ihn zu und richtete an ihn die für sein ganzes künftiges Leben bedeutungsvollen Worte: „Johannes, du ziehst nun von dannen. Geh' mit Gott! Unser Schuldner bleibst du, denn wir haben deiner still uns angenommen und als ein armes Kind dich liebreich gepflegt. Diese Schuld mußt du zahlen. Wohin demnach Gott dich auch führen mag und was auch deines Lebens künftige Bestimmung sei: nie vergiß, daß du ein armer Knabe warst; und wenn ein armes Kind an deine Thüre klopft, so denke, wir sind's, die Alten, Grauen, Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thür!“

Seit dem Jahre 1798 lebte Johannes Falk ausschließlich einem litterarischen Beruf in Weimar, wo er, durch den Glanz des dortigen Musenhofes angezogen, sich niedergelassen hatte und von den Geisteshelden der Nation in seinen schriftstellerischen Arbeiten freundlich unterstützt ward. Die Schreckenstage der Schlacht bei Jena gaben seiner Thätigkeit eine praktischere Richtung. Linderung fremder Noth wurde fortan zur Aufgabe seines Lebens, welche er namentlich, als nach den Schlachten bei Lützen und Leipzig über einzelne Theile des Landes unermeßliches Elend hereingebrochen war, in bewunderungswürdiger Weise löste. Er eilte in die brennenden und ausgeplünderten Dörfer, um die geflüchteten Landbewohner zu sammeln, zu ermuthigen, zu berathen, zu trösten. Er gründete in Verbindung mit seinem Freunde Stiftsprediger Dr. Horn den „Verein für Freunde in der Noth.“ Er nahm sich besonders der durch die Kriegsfurie und die verheerenden Seuchen, die ihr auf dem Fuße folgten, ihrer Eltern beraubten Kinder liebreich an. Jetzt und so zahlt er seine Schuld an die „Alten, Grauen, Bürgermeister und Rathsherren der Stadt Danzig.“ Hunderte von verlassenen Kindern klopfen an die Thüre des Mannes, welchen das ganze Land nicht mehr anders nennt als den „gütigen Rath“, und er hat Rath und Hilfe für alle. Ueber 300 dieser armen Wesen bringt er in wackeren Familien unter, welche in Erweisung edler Liebesthätigkeit nicht hinter ihm zurückbleiben wollen und als 1813 der Tod sein eigen Heim zerschmettert und vier geliebte Kinder von seinem Herzen gerissen hat, da widmet der kinderlose Vater sein Leben völlig den vaterlosen Kindern.

Mit Hilfe seiner Zöglinge erbaute Falk das in jener Zeit größte Asyl für verwahrloste Kinder, die noch gegenwärtig seinen Namen tragende „Falk'sche Stiftung“ in Weimar, in welcher nach dem Willen des Stifters den Kindern eine Erziehung geboten wird, „nicht in zuchthausmäßiger Einschränkung und Härte, nicht in frömmelnden, übertriebenen Bußübungen, sondern in einem von wahrhaft christlichem Geiste erfüllten, frischen und fröhlichen Familienleben, wo die Kinder als Kinder des Hauses dieses Leben kennen und sich in ihm heimisch fühlen lernen.“

Noch auf dem Sterbebette für die heilige Sache thätig, welcher er seine Zeit, seine Kraft, sein Herz und sein bescheidenes Vermögen gewidmet hatte, starb Falk am 14. Februar 1826. Sein Grabstein, in der Nähe der Fürstengruft auf dem Friedhofe zu Weimar, trägt folgende Inschrift:

Unter diesen großen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus deutschen Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten:
„Ew'ger Vater! Dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle.
Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn einst zu allen Frommen,
Als dein Kind auch zu dir kommen!“

*) Aus dem Vorwort zum Bericht über Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, dem österreichisch-schlesischen Landesausschuß erstattet von den Landtags-Abgeordneten Dr. C. W. Dietrich und Dr. Th. Haase.

Einheit örtlicher Armenpflege.

In dem musterhaft knappen Verwaltungsbericht der Stadt Eisenach für 1885, erstattet vom Oberbürgermeister Dr. Eucken, heißt es über die Organisation der Armenpflege, die als eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben zugleich bezeichnet wird: „Armenpflege ist Erziehung der arbeitsfähigen Armen zur Arbeit und geregelte Unterstützung der arbeitsunfähigen Armen. Wenn dieser Grundsatz nicht zur Durchführung gelangt ist, so hat dies am guten Willen aller betheiligten Kreise wahrlich nicht gelegen, denn die Erkenntnis des Uebels und der lebhafte Wunsch nach Abhilfe sind hier seit Jahren vorhanden. Nach der Ansicht des Gemeinde-Vorstandes liegt die Haupt-Ursache dieses Uebels in dem Mangel an einer einheitlichen Leitung der gesammten Armenpflege. Soweit die Thätigkeit des Gemeinde-Vorstandes reicht — also auf dem Gebiet der öffentlichen Armenpflege — ist nunmehr alles gethan worden, um dem erkannten Misstand abzuhelfen. Am 22. October hat der Gemeinde-Rath eine vom Gemeinde-Vorstand vorgelegte neue Armenordnung genehmigt, und damit Gelegenheit geboten, daß in Zukunft die Verhält-

nisse jedes einzelnen Armen genau und nur von berufenen Personen geprüft werden, bevor die Unterstützung erfolgt. Diese Armenordnung tritt mit dem 1. Januar 1886 in Kraft. Der dringende Wunsch möge hier ausgesprochen werden, daß die gesammte Privatarmenpflege sich freiwillig ähnlich organisire, was der vermittelnden Thätigkeit geeigneter Privatpersonen, an denen es nicht mangelt, gelingen muß. Erst wenn dies geschehen, und wenn außerdem ein Einvernehmen zwischen dem Vorstande dieser privaten Armenpflege-Organisation und dem Gemeinde-Vorstand als dem Leiter der öffentlichen Armenpflege erzielt sein wird, erst dann wird man sagen können, daß die in Eisenach geübte Wohlthätigkeit eine Wohlthat sei."

Das Frauenstudium eine thörichte Anmaßung?

So wenig wie das Gras wachsen hören, kann man herrschende Ansichten sich ändern sehen. Aber sie ändern sich doch, wie der Rasen, heute braun und dürr, nach dem ersten warmen Frühlingsregen im schönsten Grün leuchtet. Was ist in den meisten deutschen Köpfen ausgemachter gewesen, als daß Frauen nicht studiren können, weil sie von Natur das Zeug nicht dazu haben? Auch heute noch würde eine allgemeine Volks-Abstimmung bei uns das Frauenstudium schmählich durchfallen lassen, davon bin ich fest überzeugt, sei es wegen der in Nr. 2 d. Bl. beleuchteten Gefahr für die Sittlichkeit, sei es hauptsächlich aus der vorgefaßten Meinung, das Gehirn der Frauen reiche für die Anstrengung wissenschaftlicher Arbeit nicht aus, oder noch aus einem anderen Grunde. Und trotzdem ist es nicht mehr bloß ein kleines Häuflein von Frauen und Männern, welche seit zwanzig Jahren schon ihre Lebensaufgabe darin finden, dem vernünftigen Fortschritt die Bahn freizumachen, und welche die geistige Begabung nicht ohne weiteres an das Geschlecht gebunden erachten: es erheben sich von ihnen ganz unabhängige Stimmen, welche namentlich fordern, daß Frauen zum Studium der Medicin zugelassen werden; so Paul Niemeyer in Schorer's Familienblatt, so A. von Fragstein in seinem Buche: Die Berufswahl der Töchter, so der in der letzten Nr. d. Bl. erwähnte Rector Ernst u. a.

Es würde die eingeweihten Leser ermüden und die anderen nicht überzeugen, wenn hier die oft wiederholten Ergebnisse von Gehirnmessungen bei männlichen und weiblichen Einzelwesen und die daraus gefolgerten Gründe für und wider das Frauenstudium noch einmal aufgewärmt werden sollten. Was ließe sich aus der Verschiedenheit der Beinmuskeln und des Knochengerüstes bei Mann und Weib nicht alles gegen die Daseinsmöglichkeit der Ballettänzerinnen herleiten — und diese tanzen inzwischen ruhig weiter! Zum Glück sind die übrigen Culturvölker nicht so gründlich und wissenschaftlich angelegt wie wir gelehrten Deutschen; sie huldigen einer rohen Erfahrungsweisheit: und siehe da! indem sie fast alle versucht haben, dem weiblichen Geschlecht die Thür zu wissenschaftlicher Erkenntnis zu öffnen, haben sie es durch das unwiderleglichste Zeugnis, durch den Augenschein erwiesen, daß es unter den jetzt lebenden einige hunderte von Frauen gibt, welche sich eine wissenschaftliche Bildung erwerben können, und daraus ist dann vielleicht mit mehr Sicherheit als aus Gehirnmessungen der Schluß gestattet, daß es solche im gleichen Zahlenverhältnis immer geben wird — möglicherweise sogar immer gegeben hat, nur daß sie nicht in der Lage waren, am Thor der Wissenschaft anklopfen zu müssen. Einzelne gelehrte, auch von gelehrten Männern als solche anerkannte Frauen hat es immer gegeben; es seien nur von der uns vorangegangenen Generation Caroline Herschel und Mary Somerville genannt. Die ganz überwiegende Mehrzahl ihrer Zeitgenossinnen fanden eben im Hause den ausreichenden Spielraum für ihre Thätigkeit, den die Frauen unserer Zeit längst nicht mehr alle finden können, und daher fällt uns, den jetzt Lebenden, die durchaus nicht leichte Aufgabe zu, andere Gebiete aufzusuchen und freizumachen, wo Frauenarbeit der Welt nützen kann. Denn wer hätte den thörichten Muth zu behaupten, wenn sich der häusliche Beruf den Frauen verschließe, so hätten sie eben auf der Welt nichts zu thun!

Welches diese Gebiete sein sollen, darüber gehen begreiflicherweise die Ansichten auseinander, nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei den verschiedenen Völkern. Die Erörterung darüber wird bei uns aber durch eine vorgefaßte Meinung erschwert. Die zahlreichen Gegner des Frauenstudiums setzen in der Regel von vornherein bei den Freunden des Fortschritts das Verlangen voraus, in dieser Beziehung solle das gesammte weibliche Geschlecht urplötzlich in jeder Einzelheit so gestellt und angesehen werden wie das männliche, also daß, wie die Mehrzahl der Gymnasialschüler, so nun auch die Mehrzahl der Schülerinnen höherer Mädchenschulen zur Universität übergingen, dort die Wahl unter den Fächern ebenso frei hätten, dasselbe Leben führten wie deutsche Studenten und danach ohne weiteres in jede beliebige, durch den Besuch einer Hochschule angebahnte Berufsart einlenkten, nicht bloß in sehr beschränkter Weise mit Aerzten und Lehrern, sondern uneingeschränkt wie mit diesen, so mit Geistlichen und Juristen in die Schranken träten. Hat es der große Riehl, der sonst so feine Kenner seines Volkes für angezeigt gehalten, noch ganz kürzlich in diesem Kampf gegen Windmühlen eine Lanze zu brechen, so kann man sich nicht wundern, wenn tausende von kleineren Geistern verschmähen sich erst einmal zu erkundigen in welcher Ausdehnung und unter welchen Bedingungen denn überhaupt irgend eine Stimme von Gewicht in Deutschland die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung für Frauen fordert. Mag man doch in Amerika weibliche Advokaten und Prediger verwenden, sogar hochschätzen, Frauen als Lehrerinnen nicht bloß von Knaben, sondern von Jünglingen anstellen: damit ist doch nicht gesagt, daß wir ganz dasselbe für erstrebenswerth, ja auch nur für wünschenswerth halten. Bis jetzt wünschen die Verfechter des Frauenstudiums in Deutschland nichts anderes als die Gelegenheit für entsprechend begabte und vorgebildete Frauen, sich die nöthige wissenschaftliche Ausrüstung anzueignen, um als Aerztinnen nachher Kinder und Frauen zu behandeln, als Lehrerinnen auf Oberstufen gehobener Schulen Mädchen in schwerwiegenden Fächern zu unterrichten und dadurch auf die Entwickelung derselben in einer besonders bedeutungsvollen Lebenszeit einen Einfluß zu üben, den Männer überhaupt nicht oder nur in ganz seltenen Ausnahmefällen annähernd ähnlich auszuüben vermögen. Bis jetzt! Mögen die Gegner immerhin sagen: Gibt man euch erst den kleinen Finger, so werdet ihr bald die ganze Hand nehmen. Der wäre sehr eingebildet, der jetzt schon vorhersagen wollte, ob im zwanzigsten Jahrhundert deutsche Frauen auch bei anderer auf wissenschaftlicher Ausbildung fußender Arbeit als der genannten verwendet werden können und sollen; aber dafür möge doch das zwanzigste Jahrhundert sorgen. Uns Deutschen aus dem letzten Viertel des neunzehnten thun Aerztinnen noth, zur Verhütung und Heilung vieler Schäden, von denen nur ein oberflächlicher Blick ins Leben nicht gewahrt, und Lehrerinnen, welche die Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten heranwachsender Mädchen besser kennen als Männer, zugleich auch ihren Schülerinnen Vorbilder sein können, wozu selbst dem vortrefflichsten Manne, Mädchen gegenüber, immer das Beste abgeht.

Daß aber Frauen Aerztinnen und wissenschaftliche Lehrerinnen ihrer Geschlechtsgenossinnen werden können, daß ihre Fähigkeiten dazu ausreichen, sich denselben Wissensstoff in derselben Weise, mit den gleichen Einflüssen auf die Entwickelung ihrer Kräfte anzueignen, wie die Männer, welche bis jetzt Frauen und Kinder ärztlich behandeln, heranwachsende Mädchen unterrichten: das ist für aufrichtige Leute keine Frage mehr, denn die Beispiele liegen durch den Vorgang der europäischen Culturländer außer Deutschland am Tage. Soweit wird ja schwerlich ein Verfechter des Hergebrachten gehen, zu

sagen, die deutschen Frauen seien von Natur mit geringeren geistigen Fähigkeiten ausgerüstet als die Frauen in den übrigen Ländern: es sei denn daß er sich zu der Annahme versteige, das ihnen mangelnde Erbtheil an Verstand, an Scharfsinn, an Gedächtnis, an Urtheilskraft sei den deutschen Männern zutheilgeworden und daher überragten diese auf dem Gebiet der Wissenschaft alle anderen Völker; wenn also auch Engländerinnen mit Engländern, Französinnen mit Franzosen, Amerikanerinnen mit Amerikanern Schritt halten könnten, so würde dies doch nimmer den deutschen Frauen an der Seite der deutschen Männer gelingen. Diese Zweifler werden natürlich durch nichts anderes überzeugt werden als durch den Augenschein. Darum ist es ein sehr richtiger Plan, auch wenn er noch auf zwanzig Hindernisse stößt, eine Gruppe von Mädchen für die Abgangsprüfung der Gymnasien vorzubereiten; leisten sie in dieser Prüfung dasselbe wie der Durchschnitt der zur Universität abgehenden Jünglinge, so gehört dann schon eine gewisse Verranntheit oder böser Wille dazu zu sagen: Jede Probe ob sie nun auch den nächsten Schritt auf der wissenschaftlichen Laufbahn zu thun vermöchten, ist durchaus überflüssig und soll nicht gemacht werden.

Freilich braucht man sich nicht zu wundern, wenn auch den erwünschten und zu erhoffenden Erfolgen des Eysoldt'schen Unternehmens gegenüber die Schlösser und Riegel der deutschen Hochschulen sich nicht gleich öffnen. So einfach liegen die Sachen ja nicht, daß wenn nun beim Anfang eines Halbjahrs zehn oder zwanzig junge Mädchen mit Reifezeugnissen versehen in Leipzig oder Berlin oder Heidelberg immatriculirt zu werden verlangten, der betreffende Beamte sie nur einzuschreiben brauchte und der betreffende Professor nur die Erlaubnis zu geben, daß sie in seinem Hörsaal erschienen. So wie bis jetzt der Verkehr der beiden Geschlechter in den gebildeten Ständen unseres Vaterlandes gestaltet ist, wäre das nicht einmal rathsam. Denn unsere Jünglinge und Jungfrauen sind es weder wie die Jugend Englands und Amerikas gewohnt, sich bei allerlei Beschäftigung und Spiel unbefangen ohne beständige Sittenaufsicht zu mischen, noch auch sind sie so streng gesondert wie in den romanischen Ländern, also daß ein ehrbares Mädchen von vornherein jeder Annäherung eines nicht zu ihrer Familie zugehörigen Mannes auszuweichen gewohnt wäre. Es werden also allerlei Aenderungen in der Gesetzgebung und in den Einrichtungen nöthig werden, die selbst bei gutem Willen nicht mit Einem Schlage ins Werk zu setzen sind — und einstweilen berechtigt uns noch nichts, diesen guten Willen bei den leitenden Behörden und Persönlichkeiten auch nur vorauszusetzen. Es urtheilt jeder in der Regel nach dem was er sieht. Studirende Frauen werden nach meinem Dafürhalten, auch dann wenn einmal alle Schranken auf ihrem Wege gefallen sind, immer eine kleine Minderzahl bilden, wie ja auch, mit der Zahl aller Frauen verglichen, die echten Künstlerinnen eine Minderzahl sind. Wer also nur Frauen mit den geistigen Gaben des Durchschnitts kennen gelernt hat, seien es auch sonst die Zierden ihres Geschlechts: gute Hausfrauen, zärtliche Mütter, gehorsame Töchter, und solche deren geistige Gaben unter dem Durchschnitt geblieben sind: Modepüppchen, hysterische Närrinnen, engherzige alte Jungfern, dem muß man es nicht verdenken, wenn er an die Möglichkeit einer größeren Begabung nicht glaubt, weil er sie nicht gesehen hat.

Ich urtheile in meiner Schätzung dessen was werden wird, auch nach dem Augenschein und bescheide mich, daß die Rechnung möglicherweise falsch sein kann. Ich habe seit einem Vierteljahrhundert ein halbes Tausend und mehr junge Mädchen während einer über die Schule hinausgehenden Ausbildung ihrer geistigen Anlagen beobachtet und zum Theil geleitet, und nach den dabei gesammelten Beobachtungen glaube ich, daß verhältnismäßig nur wenige, vielleicht nicht zwei von hundert, die Anlagen, die Neigung, die Beharrlichkeit, den sittlichen Ernst, die körperliche Widerstandsfähigkeit haben werden, ohne welche sie ein wissenschaftliches Studium nicht beginnen sollten. Es kann sein, daß diese geringe Theil-Erfahrung von der Allgemein-Erfahrung nicht bestätigt wird, unterboten oder überboten, aber darauf kommt es nicht an. Soviel steht jetzt fest, daß es Mädchen gibt, die studiren möchten und die Fähigkeiten dazu mitbringen würden, und für diese muß auch bei uns, im eigentlichen Vaterlande der Wissenschaft, Raum geschafft werden. Nicht bloß weil Gott Gaben gibt, damit der Mensch sie gebrauche, sondern weil die Arbeit, welche so begabte Frauen thun wollen, von keinem Manne so gut gethan werden kann als von ihnen: die Arbeit des Heilens an ihren leidenden, und die Arbeit des Bildens an ihren unmündigen Geschlechtsgenossinnen. Daß es ihrer aber keine große Anzahl ist, räumt mit dem letzten Bedenken auf, welches gegen das Frauenstudium ins Feld gerückt zu werden pflegt: mit der socialen Gefahr. Von dieser wieder ein andermal mehr.

M. L.

Obligatorische Leichenschau in Elberfeld.

Für die Gemeinde-Verwaltungen ist es von großem Interesse, daß sie von dem Auftreten bösartiger Epidemien sofort in Kenntnis gesetzt werden, damit sie in der Lage sind der weiteren Verbreitung durch geeignete Maßregeln nach Möglichkeit vorzubeugen. Die Aerzte sind deshalb auch verpflichtet von jedem Erkrankungsfalle dieser Art der Polizeibehörde Anzeige zu machen, und in den meisten Fällen werden die Verwaltungen auf diesem Wege von außergewöhnlichen Erscheinungen so zeitig unterrichtet sein, daß sie ihre Vorkehrungen treffen können. Wenn aber, wie es häufig genug vorkommt, der Tod eintritt, ohne daß der Kranke von einem Arzte behandelt wurde und es leider noch immer an einer gesetzlichen Bestimmung fehlt, daß die Erlaubnis zur Beerdigung erst gegeben werden darf, wenn ein approbirter Arzt die Todesursache festgestellt hat, so ist es gewiß leicht möglich, daß eine Epidemie bereits ihre Opfer fordert, ohne daß die Behörde von ihrem Vorhandensein eine Ahnung hat. Aber auch inbezug auf die Entdeckung von Verbrechen kann nur durch Einführung der obligatorischen Leichenschau die in unseren Gesetzen enthaltene Lücke ausgefüllt werden.

Das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes vom 6. Februar 1875 bestimmt im § 19: „Die Anzeige (des Sterbefalles) ist mündlich von dem Verpflichteten selbst oder durch eine andere, aus eigener Wissenschaft unterrichtete Person zu machen.“ Die Aufnahme der Sterbeurkunde erfolgt also ohne weiteres auf die Anzeige des Verpflichteten und ist unabhängig von der Beibringung eines ärztlichen Todtenscheines. Der Standesbeamte verweigert zwar, wenn verdachterregende Momente seine Aufmerksamkeit fesseln, die Erlaubnis zur Beerdigung und berichtet zur weiteren Entscheidung an seine vorgesetzte Behörde, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß er diese Erlaubnis unbeanstandet ertheilt, weil Bedenken nicht auftauchten, während die Leiche vielleicht deutliche Zeichen einer gewaltsamen Todesart trägt.

Die städtische Armen-Verwaltung in Elberfeld hat sich, da augenblicklich noch wenig Aussicht vorhanden ist, daß der Staat diese Angelegenheit gesetzlich regelt, die Frage vorgelegt, ob sie u. a. im Hinblick auf die ihrer Fürsorge unterstehenden Pflegekinder bei der städtischen Verwaltung die Einführung der obligatorischen Leichenschau beantragen solle; sie hat die Frage bejaht, weil sie überzeugt ist, daß diese Einrichtung nicht nur wegen der oben angeführten Gesichtspuncte im allgemeinen Interesse dringend geboten ist, sondern, weil sie auch bezüglich des zuletzt erwähnten, im engeren Rahmen ihrer Pflichten liegenden Falles sich nur auf diesem Wege Klarheit verschaffen kann, ob die Pflegemütter ihre Schuldigkeit thun oder ob die sogenannte Engelmacherei auch hier Boden gewonnen hat.

Die Stadtverordneten-Versammlung hat in ihrer Sitzung vom 29. Mai 1885, auf Anregung der städtischen Armen-

Verwaltung und auf Grund einer gutachtlichen Aeußerung der Sanitäts-Commission einstimmig beschlossen, daß die obligatorische Leichenschau vom 1. Juli 1885 ab in Elberfeld eingeführt werden soll. Die der Stadtcasse im allerungünstigsten Fall zur Last fallenden Kosten werden nach einer vom Vorsitzenden der städtischen Armen-Verwaltung aufgestellten Wahrscheinlichkeitsrechnung 1000 Mark jährlich nicht übersteigen. In Wirklichkeit stellen sich diese Kosten nach dem Ergebnisse der ersten fünf Monate aber ganz erheblich niedriger, trotzdem die nach der beiliegenden Polizeiverordnung an die Aerzte für Ausfüllung des ebenfalls beigefügten Musters der Todesbescheinigung zu zahlenden Honorare die Kosten der Leichenschau für alle diejenigen Fälle enthalten, in denen dieselben unzweifelhaft der Stadtcasse zur Last fallen, wo es sich hier um solche Fälle handelt, in denen auf dem Wege der öffentlichen Armenpflege bereits freie ärztliche Hilfe und freie Beerdigung gewährt worden war, mithin auch die Beibringung des ärztlichen Todtenscheines auf städtische Kosten erfolgen muß.

Bei der Durchführung der erwähnten Polizei-Verordnung vom 8. Juni 1885 haben sich durchaus keine Schwierigkeiten ergeben. Nur kurze Zeit nach dem 1. Juli ist in vereinzelten Fällen der Standesbeamte in der Lage gewesen die Aushändigung der Beerdigungserlaubnis bis zur Beibringung der ärztlichen Todesbescheinigung beanstanden zu müssen. In der Mehrzahl der Fälle, und das ist jetzt die allgemeine Regel, wurde die Todesbescheinigung gleich bei der Anmeldung des Todesfalles beigebracht. Es ist kein Fall bekannt geworden, daß aus Anlaß dieser Maßregel eine Beerdigung verzögert worden wäre. Die hiesigen Aerzte hatten ihre Bereitwilligkeit erklärt, bei Durchführung der Maßregel gern mitwirken zu wollen, es ist üblich, daß sie in denjenigen Fällen, in denen ihnen das Honorar für die Leichenbesichtigung und Ausfertigung der Todesbescheinigung nicht sofort gezahlt wird oder sicher ist, bei der Verwaltung in monatlichen Terminen Rechnung einreichen, worauf alsdann von der Stadtcasse nach dem in der Polizei-Verordnung enthaltenen Tarife vorschußweise Zahlung geleistet wird. Während in der Zeit vom 1. Juli bis 31. December 1885 überhaupt 1072 Todesfälle zur Anzeige gekommen und in allen Fällen ausnahmelos die Todesbescheinigungen beigebracht worden sind, beschränkt sich die Zahl der Fälle, in welchen das Honorar aus der Stadtcasse gezahlt worden ist, bis Ende November (für December sind die Rechnungen der Aerzte noch nicht eingegangen) auf 72. Davon betreffen 44 Fälle Personen, welche aus öffentlichen Armenmitteln unterstützt wurden und deren Beerdigung im Wege der Armenpflege erfolgen mußte. In den übrigen Fällen ist die Wiedereinziehung der Vorlagen eingeleitet worden und in einigen auch bereits erfolgt. Insgesammt sind aus der Stadtcasse gezahlt worden 152 Mark und bis jetzt wieder eingezogen 6 Mark; in 25 Fällen schwebt das Verfahren noch und bezüglich mehrerer derselben liegen Niederschlagungsgesuche vor, welche von der städtischen Armen-Verwaltung geprüft werden. Es ist anzunehmen, daß die aus der Stadtcasse zu leistenden Zahlungen sich mehr und mehr auf Personen beschränken werden, welche aus Armenmitteln unterstützt wurden oder notorisch zahlungsunfähige Verpflichtete hinterlassen haben.

Dieses über Erwarten günstige Ergebnis findet seine Erklärung darin daß erfahrungsmäßig auch bei der ärmeren Bevölkerung die Pietät gegen verstorbene Angehörige durchweg so groß ist, daß alle mit dem ortsüblichen Begräbnis verbundene Auslagen gern getragen werden und, wenn irgend möglich, die Inanspruchnahme der Armenhilfe dafür umgangen wird, — und weiter in dem Umstande, daß die unvermögenden Eingesessenen mit geringer Ausnahme einer oder mehreren der zahlreich hier bestehenden sogenannten Sterbeauflagen angehören, welche in Sterbefällen die Mittel zur Bestreitung der Beerdigungskosten gewähren.

Elberfeld. E.

Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?

Einer der letzten alten deutschen Mäßigkeitsvereine aus den dreißiger und vierziger Jahren besteht noch in Stettin. Als nun dort zur Zeit der Entstehung des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke im Frühjahr 1883 zum erstenmal wieder öffentlich für Mäßigkeit im Genuß der berauschenden Getränke geworben wurde, fanden sich die Mitglieder desselben zahlreich ein, waren aber sehr enttäuscht und erschrocken, als sie von dem Vorsitzenden — einem seitdem verstorbenen Stettiner Schulmann — hören mußten, die früheren Mäßigkeitsvereine hätten sich lächerlich gemacht. Es fehlte nicht viel, so wären sie aufgestanden und davongegangen. Der eigentliche Redner des Abends sprach indessen achtungsvoller von den ehemaligen Mäßigkeitsvereinen, die allerdings nicht sowohl nur Mäßigkeit wie vielmehr Enthaltsamkeit betrieben, und als Geschäftsführer des genannten Vereins kam er für dessen Haltung gegen seine Vorgänger doch mehr in Betracht. Zufällig hatte er nun am 31. October v. J. abermals in Stettin „über die neue Mäßigkeits-Arbeit in Deutschland" zu sprechen; vor ihm auf der ersten Bank saß der ehrwürdige Vorsteher des Enthaltsamkeitsvereins, ein Seilermeister, der bereits sein sechzigjähriges Bürgerjubiläum gefeiert hat, und so benutzte er den Anlaß zu sagen, jenes harte Urtheil werde die Geschichte schwerlich unterschreiben, und die heutige Agitation bedürfe solcher Kritik ihrer edlen Vorgängerin nicht, um sich die öffentliche Sympathie zu verschaffen oder ihrem Wirken Bahn zu brechen.

Die früheren Mäßigkeitsvereine haben sich nicht lächerlich gemacht, sie sind höchstens auf eine Weile lächerlich geworden, — Gegenstand vielen Hohnes und Spottes, weil die Nation zu ihrem eigenen größten Schaden, wenn auch keineswegs unerklärlicher Weise sich von ihnen abwendete, ehe das Ziel erreicht war. Durch andere dringendere Anliegen ganz hingenommen, verließ sie den kaum begonnenen Bau schützender Dämme gegen die verderbliche Brantweinflut und rechtfertigte sich dafür vor sich selbst durch eine beständige billige Heiterkeit über die „Mäßigkeitsvereine", deren Name schon in der That damals einen lächerlichen Klang bekam durch Wegleugnung oder Uebersehen des Uebels, durch Zurückführung des Schnapstrinkens auf unser daran völlig unschuldiges Klima und dergl. mehr.

Der Fehler der vormaligen Mäßigkeitspredigt war, daß sie ihrem ursprünglichem Zwecke das für manche allein richtige Mittel, die gänzliche Enthaltung unterschob, und insbesondere, daß sie dies auf alle ohne Unterschied ausdehnte und mit einer gewissen Hartnäckigkeit ausschließlich betrieb. Jener würdige alte Stettiner Bürger fragte den Vertreter der neuen Mäßigkeitsbestrebungen nach seinem Vortrag, wo denn der „Misbrauch" beginne? Darauf war ihm freilich keine durchweg giltige Antwort nach Liter-Maß zu geben. Der antwortende Redner bestritt indessen auch gar nicht, daß Enthaltsamkeit noch besser sei als Mäßigkeit. Er bestritt nur, daß sie an sich schlechthin nothwendig, und daß ihre Erstrebung für die Herbeiführung der allgemeinen Mäßigkeit genügend sei.

Selbst in England und Nordamerika, wo die Gewinnung der Menschen für völlige Enthaltsamkeit doch seit sechzig, achtzig Jahren unausgesetzt und ebenso vielseitig als kräftig betrieben wird, ist man dem Ziele fern, das ganze Volk dem Alkohol- oder auch nur dem Schnaps-Genuß abwendig zu machen. Arbeitet man also nur hierauf los — was in England aber nicht geschieht —, so vernachlässigt man zum Schaden der Sache sehr wichtige und wirksame andere Mittel. Man verläßt sich zu sehr auf die Willensstärke der einzelnen; man ladet schwachen Schultern eine Last auf, der manche erliegen oder die sie gewissenlos abschütteln. Es kommt mindestens ebenso sehr darauf an, die den Schwachen umringende Versuchung allzu wohlfeilen und überall bequem zu habenden Schnapses zu mindern, Ersatz zu schaffen für Schnaps und Schenke, denen man die Leute entziehen möchte, und die Kraft

in ihnen zu erhöhen, welche der Versuchung siegreich widersteht. Das ist der umfassende Plan der neuen deutschen Mäßigkeits-Arbeit, dessen Verwirklichkeit jetzt ungemein erleichtert wird durch die Erfahrungen und bewährten Mittel Englands, Hollands, Schwedens und Norwegens. Hätten die alten deutschen Mäßigkeitsvereine ungeschwächt bis heute fortbestanden, sie würden längst auf ähnliche Bestrebungen und Unternehmungen verfallen sein. Ihrem ehrwürdigen Stettiner Sprecher fiel es schwer, sich so rasch in den Gedankengang der heutigen Mäßigkeits-Arbeit zu finden. Aber er wünschte auch dieser, ohne seinen eigenen zäh und theuer vertheidigten Standpunct aufzugeben, von Herzen Gottes Segen. So knüpft sich der verbindende Faden über den Abgrund eines verlorenen Menschenalters wieder an. (Volkswohl.)

Frauen-Antheil am Gartenbau.

Der Vorsitzende des Darmstädter Gartenbau-Vereins, Herr Wilhelm Schwab, sagte in einer am 2. December gehaltenen Rede:

„Sie wissen, daß wir schon seit Jahren bemüht sind, das Interesse der Frauen für unsere Bestrebungen zu wecken, immer mehr zu beleben und in nützliche Bahnen zu lenken, und ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich das beständig frische Leben und Wachsthum des Vereins in neuerer Zeit zu gutem Theil der vermehrten Antheilnahme der Frauen zuschreibe. Die Frauenwelt bildet ja der Zahl nach die Hälfte des Menschengeschlechts, und ihre Theilnahme kann also natürlich unsere Arbeitskräfte bedeutend vermehren; die Frauenwelt hat aber auch noch besondere Ansprüche auf unsere Beachtung aus verschiedenen Gründen, welchen Sie Ihre Billigung nicht versagen werden.

Alles was der Gartenbau für unsere Ernährung hervorbringt: die Gemüse, Wurzeln und Knollen, Obst und Beeren, das alles wird den Frauen zur Behandlung anvertraut; sie haben deshalb auch das richtigste Urtheil über die Eigenschaften dieser Producte, denn sie wissen, welche Sorten am besten und vortheilhaftesten bei dem Kochen, Trocknen und Einmachen sich zeigen.

Aber auch bei der idealen Seite der Gärtnerei, bei der Production, Pflege und Verwerthung der Blumen und Zierpflanzen, wirken Frauenhände in hervorragender Thätigkeit mit. Schon in früheren Zeiten sahen wir älteren Gartenliebhaber, wie die Mütter vieler unserer jetzigen Kunst- und Handelsgärtner mit geübten Händen geschmackvolle Sträuße und Kränze banden, und das ist noch heute überall so, wo Bindereigeschäfte mit Vortheil betrieben werden.

In den Hausgärten der Stadt liegt die Pflege der Pflanzungen vielfach in den Händen der Frauen; ungleich wichtiger ist aber die Thätigkeit derselben auf dem Lande, wo ihnen auch bei dem größeren Grundbesitz die Bewirthschaftung des Gartens fast ausnahmelos überlassen ist.

In unseren Wohnungen sehen wir mit besonderer Freude, wie unter der mit Recht sogenannten glücklichen Hand der Frauen auch die zartesten Pflanzen zum Schmuck der Blumentische und Fenster blühen und gedeihen. Was hier aber als glückliche Hand bezeichnet wird, ist die besondere Begabung der Frauen mit dem sorgsamen Blick der Liebe, welcher die Bedürfnisse erkennt, auch wenn sie nicht ausgesprochen werden können, und mit der geschickten Hand zur erfolgreichen Pflege ihrer Schützlinge.

Ganz besonders wichtig für diese Betrachtungen ist es auch, daß die Verwerthung der Blumen- und Topfpflanzen vorzugsweise den Huldigungen dient, welche den Frauen mit den Producten der Kunst- und Handelsgärtnerei als Geschenke dargebracht werden. Wir können schließlich aus Erfahrung sagen, daß es in hohem Maße von dem Interesse der Frauen abhängt, ob auf die Haus- und Zier-Gärten viel oder wenig Geld verwendet wird.“

Allerlei Gemeinnütziges.

Bethel bei Bielefeld, Pastor v. Bodelschwingh's Colonie für Epileptische, ist auf etwa 50 Häuser mit bald 1500 Bewohnern angewachsen in 19 Jahren. Von Fallsüchtigen sind bis jetzt über 1900 aufgenommen worden, und etwa 100 warten von Tag zu Tag auf die ersehnte Botschaft, daß sie kommen dürfen. „Unsäglich viele Bilder des Jammers“ — sagt das neuste Flugblatt — „drängen sich da zusammen, aber doch nicht mehr zum Erschrecken, sondern zum Danken dafür daß so viele Noth gestillt werden konnte. Hat man doch nach dem Vorgang Bethels inzwischen an so vielen andern Stellen Muth gewonnen zu gleicher Hilfe Hand anzulegen! In der schönsten Gegend der Mark, am Waldessaum bei Potsdam entsteht eine neue Anstalt für die Provinz Brandenburg; ein stattlicher Bau erhebt sich am Ufer des Zürichsees für die deutsche Schweiz; in Holland ist ein schönes Landgut dafür gekauft; für Leidensgenossen katholischen Bekenntnisses sind Anstalten in Münster, Aachen, Rath und Kiedrich errichtet. Bethel hat außer für die Evangelischen Rheinlands und Westfalens noch zu sorgen für Kranke aller Confessionen aus Hannover, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein, Lippe, Waldeck, Hamburg, Bremen, wozu immer eine Anzahl aus dem übrigen Deutschland und dem Ausland hinzukommt.“ — Man bedarf in Bethel allein zu den laufenden Unterhaltskosten eines jährlichen Zuschusses von 150 000 ℳ, wozu unvermeidliche außerordentliche Ausgaben für Anlage von Werkstätten u. dgl. hinzukommen. An zwei der Stationen, Hebron und Eben-Ezer, ward in der stillen Woche von Frevlerhand in unbegreiflicher Zerstörungswuth der Feuerbrand gelegt, in Eben-Ezer des Nachts, so daß die armen blöden Kranken, die dort ihr Heim haben, nur mit Mühe noch aus ihren Betten gerissen und in Sicherheit gebracht werden konnten. Der Wiederaufbau mußte der größeren Sicherheit wegen in verbesserter, kostspieliger Weise ausgeführt werden, wozu die Versicherungssumme nicht ausreichte.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 5. Sonntag, 31. Januar. 1886.

Fortgang des deutschen Sprachvereins.

Aus Braunschweig geht uns ein „erster Bericht" über die bisherigen Schritte und Erfolge des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu, begleitet von den Satzungen desselben, und einer Aufforderung ihm weitere Bahn brechen zu helfen.

Die Satzungen machen den Eindruck sorgfältiger Abfassung. Herr Professor Riegel und seine Ausschuß-Genossen sind auch nicht unzugänglich für wohlgemeinte Verbesserungs-Vorschläge, denn wie wir mit Genugthuung wahrnehmen, wollen sie auf die Bezeichnung einer deutschen Sprach-Akademie als Ziel des Vereins, wie ihnen in Nr. 36 vom vorigen Jahre empfohlen wurde, verzichten. Auf die Idee deswegen natürlich noch nicht; das versteht sich! Aber doch auf das Verlangen, daß Jeder der ihrem Verein beitritt, auch gleich diese Schöpfung feierlich anerkennen helfe als einen Hauptzweck des gemeinsamen Bestrebens, als das wichtigste Mittel unsre Muttersprache rein und gesund zu erhalten. Uns erscheint die Akademie bis auf bessere Belehrung ein „entbehrliches Fremdwort" und eine Fremdsache dazu. Im Aufruf war sie wohl noch ein Rest der ursprünglichen Annahme des Prof. Riegel, sich an die Regierungen wenden zu müssen, wenn unsrer Sprache aufgeholfen werden solle. Konnte er dafür Staatssecretär Stephan und neuerdings auch Minister Maybach anführen, so ist andererseits ja niemand schlechter als er selbst — es sei denn Fürst Bismarck — auf das Rechtschreibungs-Unternehmen nach Johann Ballhorn zu sprechen, das wir dem früheren preußischen Cultus-Minister unwillig danken.

Zweigvereine haben sich bis jetzt gebildet in Dresden (am 10. September, mit schon über zweihundert Mitgliedern), Rügenwalde (59), Colmar (43), Lohr (14); dem zu Braunschweig „sind von vornherein an zweihundert Mitglieder gesichert."

„In den österreichischen Städten ist die Bewegung im lebhaftesten Gange. Zu Bari in Unteritalien ist ein Verein von 16 Mitgliedern gebildet worden. An zahlreichen Orten sind besondere Ausschüsse zusammengetreten, um die Bildung des Zweigvereins zu bewirken, sobald ihnen die Satzungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins zugegangen sein würden. Vielfach haben vertrauliche Besprechungen stattgefunden. Ueberall hat sich der günstigste Boden für das Unternehmen gezeigt."

Es gefällt besonders im Ausland lebenden Deutschen, deren Nationalbewußtsein geschärft ist, wie wir hier wiederholt wahrgenommen haben.

Ein Bürger Bremens, Herr Baumeister L. Rutenberg, hat dem allgemeinen Verein bisher die größte Gabe (400 ℳ) gespendet. Da aber an der unteren Weser noch zwei andre namhafte Männer den August-Aufruf mitunterzeichnet hatten, der allbeliebte Dichter Hermann Allmers in Rechtenfleth und der Reichstags-Abgeordnete Stadtdirector Gebhard in Bremerhaven, so empföhle sich wohl, daß diese drei Herren gemeinsam für unsere Gegend einen Zweigverein ins Leben riefen. An den Gesammtverein hat ein solcher mindestens 2 ℳ für jedes seiner Mitglieder abzuführen; sonst steht die Höhe des Beitrags in seinem Belieben.

Zu dem Leben eines Zweigvereins gehören übrigens auch hinlänglich unterrichtete Köpfe, die sich selbständig denkend und gleichsam schöpferisch an der allgemeinen Aufgabe des Vereins betheiligen. Schließen solche sich nicht an, so wäre es besser, sich mit dem einfachen Beitritt zum Hauptverein zu begnügen. Vereine ohne innere Lebenskraft schaden dem öffentlichen Vertrauen auf die Wirksamkeit des freien Vereins als Cultur-Hebel; und wer von dieser etwas hält, der muß sich hüten überflüssige Formen zu gestalten und Sitzungen zu veranlassen, die selbst die Eifrigen und Treuen ermüden.

Sollte man aber nicht Vorkehrung treffen, auch ganze Familien (s. Nr. 36 des „Nordwest" Jahrgang 1885) oder Tischgesellschaften wie die des Gasthofs zur Stadt Prag in Magdeburg der Sache entsprechend anzuschließen?

A. L.

Das einfältige Ehepaar.

„Das einfältige Ehepaar" — so wurden die beiden Leutchen von den anderen Mitreisenden gleich in den ersten Tagen genannt, nachdem das Schiff den irischen Hafen Queenstown verlassen hatte. Sie sahen gar nicht so übermäßig einfältig aus, aber unter einer Schiffsgesellschaft werden leicht Spitznamen erfunden und bleiben dann hängen.

John Fairmount und seine Frau waren erst mit dem letzten Boot an Bord der „Atalanta" gekommen, ein paar Minuten ehe die Schraube anfing sich langsam umzudrehen,

und sie hatten ihre Koje noch nicht gefunden, als das Signal „Full Speed“ von der Commandobrücke in den Maschinenraum erging, als das Stampfen der gewaltigen Maschinen allen erfahrenen Reisenden verrieth, daß die Reise nun wirklich begonnen sei, und daß die Maschinen nicht eher wieder einen Augenblick von der Arbeit ablassen würden, das Schiff weiter zu treiben, bis der Hafen von Neuyork erreicht war. Die erste Kajüte der „Atalanta“ war ganz voll von Passagieren; auch in der zweiten Kajüte und im Zwischendeck drängte es sich. Die „Atalanta“ war das neueste und größte Schiff der Gesellschaft, ihr Führer Capitän Hood allen alten Amerika-Reisenden als der glücklichste Seemann bekannt, der nur je den Atlantischen Ocean befahren hatte, und wegen seiner Liebenswürdigkeit ein allgemeiner Günstling des Publicums. Vielleicht grade deshalb weil so viele seebefahrene, mit der Dampfschiffahrt vertraute Leute an Bord waren, erschienen John Fairmount und seine Frau als besonders unerfahrene Reisende und erwarben sich damit die Bezeichnung „einfältig“. Sie hatten jedenfalls noch nie vorher eine weite Reise gemacht; sie zeigten keine Neigung sich bei Tische derjenigen Sitze zu bemächtigen, die für die besten galten, und sie nahmen ohne Einspruch diejenige Koje, die ihnen angewiesen wurde und die zu den kleinsten im Schiff gehörte. Kurz, sie machten zu wenig Ansprüche. Sie blieben für sich, weil sie niemand an Bord kannten, aber dies schien ihnen nichts auszumachen, sie waren mit ihrer eigenen Gesellschaft vollkommen zufrieden. Viele von den amerikanischen Familien dagegen kannten sich daheim oder sie hatten sich auf anderen Schiffen, auch wohl in Europa auf der Reise getroffen und verkehrten mit einander wie eine große Gesellschaft alter Freunde.

Diese Herbstreise nach Amerika nannten Herr und Frau Fairmount ihre Hochzeitsreise. Es war freilich eine lange verschobene, denn sie waren schon fast sechs Jahre verheiratet und hatten drei kleine Kinder in sorgfältigster Obhut zu Hause zurückgelassen. Als sie verlobt waren, hatten sie wirklich den Plan gemacht, ihre Hochzeitsreise nach Amerika zu lenken; aber grade damals war Herrn Fairmount durch Erbschaft ein Gut zugefallen, das er persönlich übernehmen mußte, und jedes folgende Jahr war etwas anderes dazwischen gekommen.

Das Wetter draußen auf dem Atlantischen Ocean war prachtvoll. Lang gestreckt rollten die großen Meereswogen dahin, manchmal unter einem leisen Windhauch sich leicht furchend, manchmal von einer frischeren Brise gekräuselt, die gewöhnlich bei Sonnenuntergang einlullte, und jeden Abend sahen die Reisenden die Sonne grade vor sich wie eine glühende Kugel ins Wasser versinken. Endlich, an einem Nachmittage hatte man die Mitte des Atlantischen Oceans erreicht, die Hälfte der Reise war zurückgelegt. Fairmount und seine Frau hielten sich am äußersten Ende des Hinterdecks auf, dicht am Schiffsrand; er las und sie strickte, wie sie gewöhnlich thaten. Sie war eine schöne anmuthige Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit grauen Augen und röthlichem Haar. Er mochte dreißig zählen; seine Gestalt war hager, aber wohlgebaut, mit langen Gliedern und breiter Brust, Bart und Haar schwarz, die Haut von Luft und Sonne gebräunt. Sein Anzug verrieth den Engländer: nur ein solcher kommt darauf, selbst auf dem Schiff bei einer längeren Seereise, wo jeder ziemlich trägt, was er Lust hat, sich in einem alten weißen Flanell-Anzuge sehen zu lassen, den er einst beim Cricket getragen hatte, mit einem Hut von weißem Flanell und Schuhen aus Segeltuch; während manche Herren mit hohen Cylinderhüten, bunten Halsbinden, Diamantnadeln Staat machten und die Damen zu bezaubern suchten, die ihrerseits bei dem schönen Wetter auf Deck in allen Farben eines Blumenbeetes prangten.

Unter den Passagieren übte einer mehr Anziehungskraft aus als alle anderen; es war aber keine junge Dame und kein Herr mit einer Diamant-Busennadel, sondern ein kleiner achtjähriger Bube. Aber er war der Sohn von Capitän Hood, darum gab sich jeder gern mit ihm ab und suchte ihm Spaß zu machen. Er hatte sich mit allen Reisenden angefreundet und fühlte sich an Bord ganz zu Hause. Jetzt lief er auf dem Hinterdeck zwischen den Gruppen von Herren und Damen hin und her und rollte einen großen bunten Gummiball.

Capitän Hood war am Hudson zu Hause, nur ein paar Meilen von der Stadt Neuyork. Seine ältesten Kinder waren Mädchen, der kleine Hans sein einziger Sohn. Dem Hans war schon vor langer Zeit versprochen, sobald er acht Jahre wäre, wollte ihn sein Vater einmal mit nach Europa nehmen; seit seinem vierten Jahre redete er beständig von diesem großen Vergnügen, das ihm bevorstand, und inzwischen wuchs sein Interesse für alle seemännischen Angelegenheiten, indem er dicht vor den Fenstern des väterlichen Hauses alle möglichen Flußfahrzeuge den Hudson hinauf und herab kommen sah. Als die Zeit kam und Capitän Hood ihn mitnehmen wollte, hatte die Mutter gar keine Lust ihn ziehen zu lassen; sie fürchtete, daß ihm alles mögliche Unheil begegnen könnte, und fand alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse; aber Hans und sein Vater setzten ihren Willen durch. Als das erste Mal nach Hänschen achtem Geburtstage die „Atalanta“ ihre Fahrt nach Osten antreten sollte, war das Wetter so schön und günstig, daß man diese Gelegenheit nicht versäumen durfte. Frau Hood und ihre Töchter brachten ihn an den Hafen von Neuyork und sahen das Schiff abfahren. Das letzte was sie ihrem Manne sagte, war: Bedenke, wenn du Hans nicht wohlbehalten wieder mitbringst, so brauchst du auch nicht wieder zu kommen! — Dem Capitän fielen später diese Worte wieder ein. Damals antwortete er: Schon gut, Frauchen, in weniger als fünf Wochen werden wir eines schönen Morgens zum Frühstück wieder bei dir sein.

Auf der Reise nach Liverpool ging alles gut. Die erste Stewardeß nahm Hans unter ihre besondere Obhut, und er schlief mit in ihrer Koje. Solange das Schiff auf der Mersey lag, waren Hans und seine Freundin auf einem Pachtgut in Lancashire und kamen erst ein paar Tage vorher zurück, ehe das Schiff wieder unter Dampf ging. Das Bürschchen war jetz völlig an das Seemannsleben gewöhnt und trieb sich auf dem ganzen Schiff nach Belieben umher; nur die Brücke und das Zwischendeck waren ihm verboten. Mit vielen von den Matrosen war er gut Freund geworden; er hatte gar nichts gegen einen vertraulichen Schwatz mit den berußten, halbnackten Heizern und Kohlenziehern meistens irischer Herkunft, wenn sie um einen Mund voll frischer Luft aus dem heißen dunklen Maschinenraum auf Deck kamen, und der feierliche alte schottische Maschinist war sein besonderer Freund.

Grade an diesem Tage, da man annehmen durfte, daß die Reise halb vorüber sei, und ehe die Passagiere auf Deck kamen, um den Sonnenuntergang zu genießen, war bei Tisch die Rede darauf gekommen, welche Aussicht auf Rettung Leute hätten, die von einem schnell fahrenden Schiff über Bord fielen. Verschiedene von den Tischgästen gaben ihre Erfahrungen darüber zum besten, und bald wurden bei denjenigen, die an der Erörterung theilnahmen, zwei verschiedene Ansichten laut. Die Landratten und jüngeren Reisenden schienen es für sehr einfach zu halten, einen Menschen, der bei Tageslicht und bei schönem Wetter über Bord fiele, wieder heraufzuholen. Wenn er schwimmen kann, sagten sie, so kann er sich über Wasser halten, bis ein Boot ausgesetzt ist und an ihn heran rudert. Wenn er nicht schwimmen kann, so muß einer über Bord springen, der es kann, und der hält ihn so lange, bis sie beide gerettet sind. Oder es wird ihm ein Rettungsgürtel zugeworfen und daran hält er sich fest. — Sie mußten allerdings zugeben, daß sie das nie selbst gesehen hätten.

Die andere Hälfte der Tischgesellschaft, an ihrer Spitze ein paar Schiffscapitäne, welche Passagiere der „Atalanta“ waren, und einige ältere Reisende, hegten eine entgegengesetzte Meinung. Sie sagten, die Hilfe käme fast immer zu spät; wie schnell auch ein Boot ausgesetzt würde, so bliebe der über Bord Gefallene fast immer so weit zurück, daß er unterginge, ehe man ihn finden könnte; es sei ferner von einem Boote aus sehr schwer, einen so kleinen Gegenstand wie einen

Menschenkopf in den Wellenthälern zu entdecken, und das sogar bei schönem Wetter und hellem Licht. Nur wenn jemand ein sehr guter Schwimmer ist und Geistesgegenwart hat, sagte einer, so mag es glücken ihn zu retten, denn er kann sich lange über Wasser halten, und wenn ein Boot nach ihm ausgeschickt wird, so kann er den Leuten zurufen oder ein Zeichen geben, falls er zufällig zu gleicher Zeit wie das Boot von einer Welle emporgetragen wird.

Bald darauf kamen die Passagiere an Deck. Sie ahnten nicht, daß sich an diesem Tage vor ihren Augen abspielen sollte, wovon sie eben gesprochen hatten.

Häuschen rollte grade seinen großen Ball umher und lief ihm mit jubelndem Entzücken nach. Plötzlich gab er ihm einen starken Stoß, der Ball sprang auf die Reeling und von da mit einem Satze ins Wasser. Das Kind stand eine Secunde wie verdutzt still, dann lief es dahin, wo sein Ball verschwunden war, kletterte auf die Reeling, zu sehen wo er geblieben war, und stürzte, ehe eine Hand sich nach ihm ausstrecken konnte, ins Wasser. Die entsetzten Passagiere sahen, wie er an die Oberfläche kam und die Arme ausstreckte, während der brodelnde Schaum von der Schiffsschraube ihn im Wasser um und um drehte und das Schiff dann, ihn zurücklassend, weiter eilte. Das Ehepaar Fairmount war der Stelle nicht sehr nahe, wo Hänschen ins Wasser fiel; sie waren an der anderen Seite des Verdecks; aber als Frau Fairmount den kleinen Jungen auf die Reeling klettern sah, legte sie schnell ihrem Manne die Hand auf die Schulter. Er blickte sofort auf, folgte der Richtung ihrer Augen und sah den Knaben grade ins Wasser fallen. Im nächsten Augenblick war er auf den Füßen, streifte seine Segeltuchschuhe ab, warf seinen Hut aufs Deck, wandte das Gesicht nach der Brücke, wo, wie er wußte, immer einige Officiere standen, und rief mit einer Stimme, die wie ein Trompetenstoß über das Schiff schallte: Mann über Bord! Dann setzte er mit einem Anlauf über die Reeling, und sofort schloß sich das gurgelnde, zischende Kielwasser des Schiffes über ihm. Im nächsten Augenblick war er wieder an der Oberfläche, warf einen Blick nach dem Schiffe zurück um zu wissen wo er sei, und schwamm mit langen festen Stößen nach der Richtung hin, wo das Kind sein mußte.

Unter den Passagieren entstand große Verwirrung und Aufregung. Nicht so unter den Schiffsofficieren. Capitän Hood stand auf der Brücke und sprach mit dem zweiten Leutnant, als er den Ruf: Mann über Bord! hörte. Er wandte sich nach dem Hintertheil des Schiffes und sah einen Menschen im Wasser verschwinden; dann gewahrte er im Kielwasser zwei Köpfe, einen dunklen, einen kleinen blonden und weiter hin, hoch von den Wellen getragen, den bunten Ball. Ein Matrose, der auf dem Hinterdeck Messing putzte, lief heran und rief dem Capitän zu: Ihr Sohn ist über Bord gefallen, Herr Capitän, und ein Passagier ist ihm nachgesprungen. Augenblicklich lag die Hand des Capitäns am Schiffstelegraphen, und die Signale gingen in die Tiefen des Schiffes. Der Maschinist saß mit ein paar Gehilfen vor den großen Maschinen, in der aus Tageslicht und Lampenlicht gemischten Dämmerung, welche in jenem Raume herrscht. Einige von den Leuten hatten sich auf dem Eisengitter des Fußbodens ausgestreckt, denn es war nichts zu thun. Die Maschine arbeitete mit voller Kraft und war gut im Gange; einer erzählte grade eine Geschichte, da erklang zum Erstaunen aller die Glocke des Telegraphen, und der Zeiger auf der Signalscheibe, der auf „Full Speed" gestanden hatte, rückte nach „Stand by." Was ist los? riefen alle durcheinander. Wieder klang die Glocke, und der Zeiger rückte auf „Stop!" Die Maschine kam zum Stehen, die Schraube drehte sich nicht mehr; eine seltsame Stille trat im Maschinenraum ein, und das Zittern, das sonst durch das ganze Schiff geht, hörte auf. Alle sahen nach dem Telegraphen. Die Glocke klang wieder, und der Zeiger glitt nach: „Rückwärts, langsam," gleich darauf nach „Half Speed."

Jetzt fand der Maschinenmeister seine Stimme wieder: Auf Deck ist was passirt. Einer von euch laufe hinauf und bringe schnell Bescheid.

Michel, einer von den Heizern, mit nackten Füßen und nackten Schultern, stand am Fuß der fast senkrechten eisernen Leiter; auf das Wort des Maschinisten kletterte er so flink wie ein Affe hinauf, aber er kam nicht wieder. Dann lief ein anderer ihm nach und brachte athemlos Bescheid von dem was vorgefallen, und erzählte, er habe Michel in dem Boot gesehen, das zur Rettung ausgeschickt werde. Nun stürzten alle die fortkonnten, aufs Verdeck, um zu sehen, wie es würde. Der Obermaschinist wollte seinen Posten nicht verlassen. Das Umdrehen der Maschinen hatte den Dampfer jetzt zum Stehen gebracht. Das nächste Signal kam: „Langsam," und das gute Schiff zog langsam auf seiner Spur rückwärts.

Der Capitän, der keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verlor, hatte beim ersten Ruf, während er in den Maschinenraum telegraphirte, dem zweiten Officier ein Zeichen gegeben, und dieser rief hinunter: Mann über Bord! Tretet an und setzt das Boot aus. Die Matrosen, die grade auf Deck waren, liefen hin um diesen Befehl auszuführen. Ein Bootsmann und vier Mann traten sofort zusammen, das Boot wurde schleunig ins Wasser gelassen, und die Leute griffen zu den Rudern. Ehe es abstieß, rief der Bootsmann hinauf: Ich brauche noch einen Mann vorn! Michel der Heizer wartete auf keinen Befehl; er faßte die Taue, schwang sich über Bord und glitt in das Vordertheil des Bootes nieder, das nun sofort abstieß. In demselben Augenblick warf Frau Fairmount, die an die Seite des Schiffes gelaufen war, den schottischen Pläd in das Boot hinunter, auf welchem ihr Mann auf Deck gelegen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Volksschule und die Baumzucht.

Der preußische Landwirthschafts-Minister hat eine Verfügung erlassen, wodurch die landwirthschaftlichen Vereine aufgefordert werden die Frage in nähere Erwägung zu ziehen, ob nicht der Obstbau durch zweckmäßige Unterweisungen mehr als bisher gefördert werden kann. In Vorschlag gebracht ist u. a., die Lehrer schon in den Seminaren auf die Pflege der Obstbaumzucht vorzubereiten, und dann die Gemeinden zu veranlassen, dem Lehrer Land zum Versuchsfeld für Obstbau zuzuweisen. In Frankreich sei in dieser Richtung während der letzten zwanzig Jahren großes geleistet worden.

Ebenso lange, schreibt nun ein schleswigholsteinischer Lehrer, Petersen in Almdorf, arbeite er in seinem Kreise grade in dieser Richtung, und hundertmal sei ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen, was die Schule zur Förderung des Obstbaus, des Gartenbaus, überhaupt der Anpflanzung thun könne?

„Aber bei dem Gedanken allein bin ich nicht stehengeblieben. So viel in meinen Kräften stand, habe ich durch That und Wort eingegriffen, und meine Thätigkeit ist nicht ohne Erfolg gewesen. Hier an der Westküste Schleswigs geboren, kam ich als ganz junger Mann auch hierher zurück, um ein Amt zu übernehmen, nachdem ich einige Jahre behufs meiner Ausbildung an der Ostküste der Provinz mich aufgehalten hatte. Bald kam mir nun der Gedanke: wie viel könnte und müßte in unserer Gegend für Anpflanzung gethan werden! wie öde ist's an manchen Stellen! wie mancher Baum könnte gepflanzt, wie manches schöne Stück Obst gezogen werden! Dann auch: wie hat ein großer Theil der Bewohner von Schleswigs Westküste so ganz Sinn und Verständnis für diese Sache verloren! Gab's doch in meinem Geburtsort Bargum ganze Reihen Häuser, die vollständig ohne Baum und Strauch dalagen. Ein Stück Land mit einem Erdwall eingefriedigt, mit einigen Stachelbeer- und Johannisbeer-Sträuchern und mit einigen Beeten der gewöhnlichsten Küchenkräuter war manchmal alles was man vorfand. Eine Laube, ein Blumenbeet, ein paar Obstbäume waren fast unerhörte Dinge. Was Wunder also,

wenn mir als junger Mann, der gerne arbeiten und wirken wollte, bald der Gedanke durch den Kopf ging: hier ist dein Arbeitsfeld; und wenn du nun als Landschullehrer so recht mitten im Volke stehst, wie solltest du da nicht, wenn auch nur im kleinen bescheidenen Kreise, vieles zur Förderung dieser Sache thun können?

Zu dem Zweck richtete ich mir zunächst einen verhältnismäßig großen Garten ein, das Areal desselben mag einen Morgen betragen. Die Einfriedigung übernahm die Gemeinde, alles übrige aber mußte von mir selbst bestritten werden. Und das war nicht wenig; denn Bearbeitung, Trockenlegung, Pflanzenbestand u. s. f. erforderten nicht geringe Auslagen. Hier im Schulgarten richtete ich eine Baumschule für meine Knaben ein, und mit diesem Griff hoffte ich vieles zu erreichen. Ich bin kaum imstande, nun nach zwanzig Jahren ein klares, bündiges Urtheil über den Erfolg abzugeben. Soviel aber kann ich wohl sagen: angeregt hat die Sache in mehrfacher Hinsicht. Manches Hundert Bäumchen ist aus meinem Garten abgegeben, mancher Zaun gepflanzt, mancher Garten in meiner Umgebung entstanden.

Aber wiederum auch: viel Mühe, viel Arbeit, viele Geldauslagen habe ich gehabt. Dann stellte sich bald heraus, daß der gute Wille allein es auch nicht macht. Man muß es verstehen, und vieles wollte mir doch schlecht gelingen. Immermehr bin ich zu der Einsicht gekommen, daß wenn die Sache allgemein und glücklich angefaßt werden soll, man sie doch in vielen Stücken anders anfassen muß.

Man bedenke: Kinder sind eben Kinder, sie lernen gern und vielerlei, am liebsten spielend, durch Sehen, Hören, — und nicht alle, vielleicht nur der kleinste Theil der Lehrer ist zum Betrieb einer regelrechten Obstbaumschule geeignet. Aus diesen Gründen, finde ich, müßte die Umgebung des Schulhauses diejenige Einrichtung haben, die den geringeren oder größeren Anforderungen entspräche, und die Gemeinde müßte verpflichtet sein, bei etwas größeren Anforderungen auf jegliche Weise zu unterstützen. Zu dem Zweck müßte bei einer jeden Landschule vorhanden sein: ein passender Garten für die Familie des Lehrers, und ein geräumiger Spielplatz, der möglicher Weise auch Platz böte zur Anzucht von einigen Obststämmen.

Bleiben wir nun zunächst bei Betrachtung des Lehrergartens stehen. Nicht selten sieht man, daß wenn ein neues schönes Schulhaus gebaut ist, man zuletzt auch einen Garten für den Lehrer herstellt. Aber in welcher Weise! Man friedigt irgend ein Stück Land, wie die Herren Schulvorsteher es nun eben gut befinden, durch einen Erdwall ein, pflanzt höchstens einen Zaun darauf, und die Sache ist abgethan. Bald zieht denn ein Lehrer ins neue Haus ein, ist aber vielleicht jung, die Bezahlung nur mittelmäßig, er hofft bald eine bessere zu erlangen und — läßt den Garten liegen. Das will sagen, er scheut die baaren Auslagen, baut auf dem Grundstück nur das nothwendigste Gemüse, und wir haben etwas das kaum einem Garten ähnlich sieht. — —

Mir scheint, die Gemeinde müßte zur Herstellung eines anständigen Gartens verhelfen, und von der Behörde dazu angehalten werden. Jeder Lehrergarten müßte 8 bis 10 Ar groß sein. Dann müßte die Gemeinde ihn mit lebendigen Einfriedigungszäunen und den erforderlichen Schutzbäumen versehen, etwa zehn gute Obstbäume pflanzen lassen, ebenso einige Beerensträucher und Ziergesträuche, kurz etwas herstellen, das einem ordentlichen Garten entspricht, dann alljährlich die Einfriedigung unterhalten und etwa, wenn größere Obstbäume eingehen, sie durch junge ersetzen, ist das Grundstück naß, trockenlegen lassen u. s. f. Dann wäre Aussicht, daß mancher Lehrer seinen Garten lieb gewönne, ihn mit Lust und Liebe weiter behandelte, und dann würde er eine Zierde des Dorfs und ein Sporn für die übrigen Bewohner des Dorfes sein.

Verbinden wir nun damit bei einer jeden Schule, besonders auf dem Lande, einen gut eingerichteten Spielplatz. Mancher wird freilich meinen: einen Spielplatz haben wir bei jeder Schule, wo wäre eine Schule ohne Spielplatz? Freilich, ein Spielplatz ist da, aber ich möchte jeder Schule einen ganz anderen wünschen. Einen solchen, auf dem die Kinder noch lieber verweilten und auf dem sie auch etwas lernen könnten. Gewöhnlich ist der Spielplatz ein ganz leerer Platz vor dem Schulhause, oft recht beschränkt, und deshalb benutzen die Kinder auch den Fahrweg mit, der vielleicht an der Schule vorbeiführt. Mancher Spielplatz ist derart, daß die Kinder im Sommer bis an die Knöchel im Sande waten und im Winter der Platz sich in einen Morast verwandelt. In der Regel findet sich weder Baum noch Strauch. Ganz anders möchte ich den Spielplatz empfehlen. Die Kinder haben für den Spielplatz bei der Schule oft eine ganz eigenthümliche Vorliebe. Auf dem Platze vor einer Schule findet man fast fortwährend, auch an schulfreien Tagen, spielende Kinder. Dieser Platz müßte also ins Auge gefaßt werden, den Kindern Sinn und Verständnis für Baum und Strauch, für Garten und Obst einzuflößen. Zu dem Zweck müßte der Platz möglichst geräumig, gut eingefriedigt, geschmackvoll gartenartig oder gar parkartig eingerichtet, mit einer passenden, gut gewählten Sammlung unserer Gartenbäume und Gesträuche versehen sein. Ein kleiner Theil desselben müßte zur Anzucht von einigen Obstbäumen (Baumschule) verwandt werden können.

Zum besseren Verständnis habe ich einen Plan eines so eingerichteten Spielplatzes angefertigt. Der Platz ist an drei Seiten mit einem Zaun (Weißdornzaun) eingefriedigt, nur vorne am Hause ist ein kleines Staket mit Pforte. An der Grenze herum und theils auch weiter innerhalb des Platzes finden wir unsere gewöhnlichsten Wald- und Schutzbäume; in zwei Ecken je eine geräumige Laube mit Sitzen und Bänken; in der Mitte sind zwei Felder mit Coniferen und Blumen. Zwischen den Lauben ist ein kleines Feld für Gesträucher und Büsche von geringerer Höhe, auch ließe sich da eine Steingruppe anbringen. An der Ostseite ist ein kleines Feld zur Anlage einer Obstbaumschule bestimmt.

Freilich läßt sich nicht leugnen, die Anlage kostet ein kleines Sümmchen Geld; aber dieselbe ist auch in einfacherer Form und also mit geringerem Kostenaufwand herzustellen. Auf jeden Fall ist zu rathen, was gemacht wird, möglichst gründlich und gut herzustellen. Auf die anfängliche Bodenbearbeitung verwende man die größte Sorgfalt. Man mische die Erdarten und verbessere den Boden, wo er von der Natur nicht geeignet wäre. Man rajole wenigstens Theile davon und dränire das Grundstück, wenn es naß sein sollte. Die Wege und Plätze sind mit Kies zu befahren und Rabatten, einzelne Gruppen und Felder auf geeignete Weise allenfalls mit Eisendraht einzufriedigen.

Die Hauptsache aber ist, daß Gemeinde und Lehrer sich dafür interessiren und Hand in Hand arbeiten. Dann ist die Sache so schlimm nicht, führen doch gewöhnliche Privatleute ähnliche Anlagen aus, und wenn ein gewöhnlicher Schulbau auf dem Lande 10—15 000 ℳ kostet, was ist es denn großes, noch ein paar hundert Mark für die Anlage eines Spielplatzes auszugeben? Dazu kommt daß man dergleichen nach und nach entstehen lassen kann, die Auslagen vertheilen sich dann auf mehrere Jahre. Sollte aber an einem Orte die Schule so beschränkt liegen, daß zu einer solchen Anlage kein Platz sich fände, so würde ich rathen, die in der Nähe der Schule befindlichen Wege und Straßen mit einer Sammlung der verschiedensten Bäume zu bepflanzen. Das ließe sich bei gutem Willen überall leicht ausführen.

Gehen wir nun nach unserem Spielplatz zurück! Leicht ist nun einzusehen, daß der Lehrer eine solche Anlage für einen guten Theil seines naturkundlichen Unterrichts verwerthen kann. Wenn nemlich die „Allgemeinen Bestimmungen“ sagen, daß den Gegenstand der Naturbeschreibung die einheimischen Pflanzen und Gesteine bilden sollen, so kann er hier manches in Natur vorführen. Und wenn das Lesebuch z. B. Beschreibungen von Waldbäumen bringt, hier kann der Unterricht fruchtbringend werden: das Kind kann mit dem Lesebuch in der Hand sich

vor den Baum hinsetzen und vergleichen. Besonders für die Westküste Schleswigs erwarte ich von solcher Einrichtung sehr viel, da hier der Baumwuchs manchmal so spärlich, so beschränkt an Arten ist. Eine mündliche oder schriftliche Beschreibung nützt so wenig! Das Kind muß anschauen. Ebenso können die Kinder hier die Entstehung und Entwickelung des Baumes beobachten, die Herstellung des Obstbaums, das Säen, Verpflanzen, Veredeln und Beschneiden desselben erlernen und praktisch üben. Selbst einzelne fremdländische Pflanzen können hier Platz finden, wenn genügend Schutz vorhanden ist, z. B. die echte Kastanie, der rothe Maulbeerbaum, die Weinrebe, wenn denn auch die Früchte derselben nicht reif werden. Schließlich ist auch Platz für eine Steingruppe, die eine Sammlung unserer einheimischen Gesteine bilden kann. Das Jäten und die gewöhnliche Unterhaltung der ganzen Anlage werden die größeren Kinder leicht und willig nach Anleitung des Lehrers besorgen können.

Das sind meine Ansichten über diese Angelegenheit, und wenn ich als gewöhnlicher Dorfschullehrer sie hiermit vortrage, bitte ich, das nicht als Selbstüberhebung und Anmaßung anzusehen. Behörden und Privatleute fangen ja an, sich für die Sache zu interessiren, und unternehmen umfassende Culturen; Vereine bilden sich, allenthalben ist ein Erwachen zum Besseren, ein Forschen und Fragen. Da finde ich, ist es gut, wenn Leute aus verschiedenen Ständen ihre Ansichten äußern, um auf diese Weise zu festen Resultaten zu gelangen."

(Nach dem Vereinsblatt des Haide-Cultur-Vereins für Schleswig-Holstein.)

Verjüngende Wirkung des Gartenbaus.

Im Gartenbau-Verein zu Darmstadt sprach der Vorsitzende Herr W. Schwab am 2. December 1885:

„Die Anziehungskraft welche die Beschäftigung mit der Natur und besonders mit den Pflanzen auf den Menschen übt, hat uns wieder viele neue Mitglieder aus allen Classen der Gesellschaft zugeführt, und es muß unser eifriges Streben sein ihnen beizustehen, damit sie alle in friedlichem Zusammenwirken Erholung, Freude und Nutzen in der Gärtnerei finden mögen.

Die erfrischende Wirkung der Gartenbaubeschäftigung wurde schon vielfach von uns besprochen; ich glaube aber, daß bei derselben etwas verjüngendes besonders darin liegt, daß sie uns eine glückliche Eigenschaft der Jugend zurückgibt. Es ist ein Vorzug der Jugend, daß sie stets auf etwas zukünftiges hofft und sich darauf freut, so daß ihr die Wochen, Monate und Jahre oft zu lange dauern, und ihr damit das Leben länger erscheint, als dem reiferen Alter, welches von der Zukunft weniger erwartet. Dieses frohe Hoffen gibt uns die Gärtnerei zurück. Wir sehen unsere Pflänzchen keimen und wachsen, die Knospen schwellen, die Blüthen sich entfalten, die Früchte ansetzen und reifen; wir freuen uns darauf und gewinnen allmählich solches Vertrauen auf die ewig segensreich wirkende Kraft der Natur, daß auch ein Fehlschlagen uns nicht beirren kann, so daß wir, wenn die Trauben einmal nicht gerathen, uns damit trösten können: das Holz ist ja schön gereift, also haben wir gute Hoffnung auf das nächste Jahr!

So lassen Sie uns also das zweite halbe Jahrhundert mit der frohen Hoffnung beginnen, daß wenn auch manches liebe Mitglied dem Gesetze der Natur folgend dahingeht, der Gartenbau-Verein sich gleich seinen Schützlingen den Pflanzen stets neu verjüngen werde, um mit frischen Kräften die gemeinnützigen wie die idealen Ziele der Gärtnerei immer vollständiger zu erreichen."

Die Nordsee-Insel Langeoog.

Obwohl auf der zwischen Spiekeroog und Baltrum belegenen Insel Langeoog schon seit dem Jahre 1850 eine Seebade-Anstalt in Privatbesitz besteht, die während des letzten Sommers von 500 bis 600 Badegästen besucht wurde, ist sie doch wenig bekannt. Wir entnehmen deshalb die nachstehende Skizze einem Aufsatz des Post-Assistenten Maaß in Esens im Archiv für Post und Telegraphie:

Die große Sturmflut des Jahres 1717, bekannt unter dem Namen der Weihnachtsflut, der nahezu dreitausend Menschen zum Opfer fielen, hat auch die Insel Langeoog hart mitgenommen und daselbst arge Verwüstungen angerichtet. Ein starker Südwestwind hatte schon einige Tage gewüthet und viel Wasser aus dem Atlantischen Ocean durch den Canal in die Nordsee getrieben. Am Heiligen Abend legte sich der Sturm, brach aber Nachts Ein Uhr mit erneuter furchtbarer Gewalt los; die Wogen der Nordsee wuchsen höher und höher und zerrissen die Insel in vier Theile. Die Kirche und die Mehrzahl der Wohnhäuser wurden ganz zerstört, so daß die Gemeinde nach Esens eingepfarrt werden mußte. Seitdem haben von Zeit zu Zeit weitere heftige Stürme gewüthet, nicht aber mit jener entsetzlichen Gewalt wie Weihnachten 1717. Mehr und mehr wird auch durch Menschenhand der Gewalt der Elemente entgegengetreten, so daß das Dasein der Inselbewohner heutigen Tages als ein gesicherteres angesehen werden kann. Die durch jene Flut entstandenen vier Theile der Insel bestehen aber noch heute; sie sind zur Zeit der Ebbe durch sogenannte Sloppen, breite flache Sandstreifen, welche bei hohen Fluten unter Wasser stehen, mit einander verbunden. Westende, Ostende, Melkhörn und Flinthörn sind die Namen der vier Inseltheile.

Nachdem im Jahre 1883 die Ostfriesische Küstenbahn dem Verkehr übergeben worden, ist eine Reise nach Langeoog nicht mehr beschwerlich. Die Bahn bringt uns bis zum Städtchen Esens, von wo eine vortreffliche neu angelegte Landstraße nach dem eine Stunde entfernten Hafenorte Bensersiel führt. Von Bensersiel aus erfolgt dann die Ueberfahrt nach der Insel. Schon vom Bensersieler Deich aus erblickt das Auge eine weite Fläche Wassers, das Wattenmeer zwischen Festland und Inselkette. Aus dem Wasser hervorragende Birkenstämme, welche im Meeresboden befestigt sind, bezeichnen den Weg, den das Fährschiff auf seiner Ueberfahrt nach Langeoog zu nehmen hat. Im Osten erblickt man Spiekeroog, im Westen Baltrum, und weiterhin ist der Leuchtthurm von Norderney noch sichtbar.

Während der Badezeit besteht eine tägliche, in der übrigen Zeit des Jahres eine zweimal wöchentliche und im Winter eine einmal wöchentliche Verbindung zwischen dem Festland und der Insel mittels des Postfährschiffes, welches je nach dem Stande des Wassers zu verschiedenen Tageszeiten die Reisenden hinüber und herüber befördert. Da zur Zeit der Ebbe der Wasserstand in dem Watt äußerst niedrig ist, so kann die Ueberfahrt nur zur Flutzeit unternommen werden; dieselbe erfolgt daher von Tag zu Tag immer ½ bis ¾ Stunden später. Der von dem Postfährschiffer aufgestellte Fahrplan gibt über die Abfahrtszeiten Aufschluß. Je nach der Witterung und der herrschenden Windrichtung nimmt die Ueberfahrt mehr oder weniger Zeit in Anspruch. „Wind und Wetter vorbehalten" ist schon am Kopfe des Fahrplans zu lesen. Während die Ueberfahrt bei günstigem Winde nur eine halbe Stunde Zeit erfordert, kann dieselbe ungünstigen Falles mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Der Fährschiffer, eine friesische Hünengestalt mit wettergebräuntem Angesicht, empfängt während der Badezeit die Postsachen nach seiner Ankunft in Bensersiel von dem Führer des Privat-Personenfuhrwerks aus Esens und übergibt diesem die von der Insel mitgebrachten Sendungen zur Weiterbeförderung nach dem Postamte in Esens. In der übrigen Zeit des Jahres hat der Postfährschiffer die Postsachen

persönlich bei dem genannten Postamt in Empfang zu nehmen bzw. abzuliefern.

Die Insulaner sind also nur während der kurzen Zeit der Badesaison in der angenehmen Lage, in täglicher Verbindung mit dem Festlande zu stehen; in der übrigen Zeit des Jahres sind sie Tage lang von der Welt abgeschlossen, und zur Winterszeit, wenn das Wasser des Wattenmeeres zu Eis gefriert, oder heftige Stürme und Nebel die Ueberfahrt unmöglich machen, kann die Verbindung wochenlang unterbrochen sein. In solcher Abgeschlossenheit kann nur der Telegraph dringende Nachrichten zwischen Festland und Insel vermitteln. Das die ganze Inselkette berührende Kabel verbindet auch Langeoog mit dem Festlande. Der Telegrammverkehr ist indessen nur während der Badezeit von einiger Bedeutung, so daß die Unterhaltungskosten der Telegraphenbetriebstelle kaum zur Hälfte durch die Einnahme gedeckt werden.

Langeoog ist die größte der ostfriesischen Inseln. Einschließlich des Strandes hat sie eine Größe von 0,246 geographischen Quadratmeilen, ohne Strand 0,104 Quadratmeilen. Die vier Theile der Insel haben in der Richtung von Westen nach Osten etwa eine Länge von drei Stunden. Der Boden besteht größtentheils aus leichtem Meeressande, welcher jedoch nicht ganz unfruchtbar ist, auf dem Ostende findet sich etwas Marschland. Im Norden und Westen durchziehen das Eiland mächtige hohe Sandgebilde, die Dünen, ein von der Natur aufgebautes Bollwerk gegen die verderbenbringenden Meeresfluten. Die Dünen werden durch die bereits erwähnten Sloppen, welche die einzelnen Theile mit einander verbinden, unterbrochen.

Die Flora der Insel ist höchst mannigfaltig und eigenthümlicher Art und von der des Festlandes sehr verschieden. Leider fehlt der Baumwuchs fast gänzlich; verschiedentlich angestellte Versuche, auf den Dünen Bäume zur Festigung derselben anzupflanzen, sind an den Einwirkungen der Seeluft gescheitert. Nur in unmittelbarem Schutze der Häuser gedeihen spärlich einige Bäume und fristen ein kümmerliches Dasein. Die übrige Pflanzenwelt ist aber desto reichhaltiger und entschädigt den Freund der Natur für den Mangel an Bäumen. Die ganze äußere Dünenreihe ist mit Sandhafer, von den Insulanern Dünenhelm genannt, bewachsen, dessen weithin wuchernde Wurzeln dem leichten Dünensande den nöthigen Halt gegen Wind und Wetter geben. Dazwischen findet sich an einzelnen Stellen der baltische Sandhafer und das Sandhaargras. Auch gedeihen hier Dünenweizen und Sandsegge, aber nur auf dem Strande neben der gelbblühenden Ackergänsedistel. Am äußersten Rande der Dünen wachsen unter der unmittelbaren Einwirkung des verdunstenden Seewassers einzelne saftreichere Pflanzen, unter diesen die Salzmiere und der Meersenf mit lilafarbigen Blüthen. Auch findet sich hier die hübsche eigenthümliche Seemannstreu, ein stacheliges Gewächs von zarter, weißlich grauer Farbe mit schönem violettem Anflug vor. Die weiter nach dem Innern der Insel gelegenen Dünen sind dicht von blühenden Kräutern bedeckt, besonders vom Ackerklee mit hellgrauen, wolligen Blüthen. Dazwischen finden sich viele eigenartige Pflanzen in Menge. In den Dünenthälern und auf den Wiesen wächst das Tausendgüldenkraut, der Augentrost, Zahntrost; an Moosen findet sich unter anderen das als Heilmittel bekannte Isländische Moos. An den zeitweise vom Meere überflutheten Stellen des Strandes wächst die Strandsoda, ferner Glasschmalz, ein eigenthümliches Gewächs, das einen wohlschmeckenden Salat liefert, sodann die hübsche Strandaster.

Außer den genannten Pflanzen begegnen wir einer großen Menge von Gräsern und Blumen der verschiedensten Art an Wegen, auf Feldern und Wiesen.

Von den vier Theilen der Insel sind nur zwei, „Westende“ und „Ostende“ bewohnt. Auf dem Westende liegt das eigentliche Dorf mit etwa 200 Einwohnern, auf dem Ostende zwei Stunden vom Dorfe entfernt eine königliche Domäne, deren Pächter mit seinen Hausgenossen die einzigen Bewohner dieses einsamen Inseltheiles sind. Hier ist der Boden fruchtbarer als auf den anderen Theilen der Insel; üppige Wiesen wechseln mit fruchtbaren Kornfeldern und Aeckern. Ein Ausflug nach dem Ostende wird daher von den Badegästen gern unternommen.

Die Häuser des Dorfes auf dem Westende liegen zerstreut umher, inmitten desselben die im Jahre 1859 neu erbaute Kirche und die Schule, am Eingang die Wohnung des Gemeindevorstehers und Verwalters der Telegraphenbetriebstelle, nach den Dünen zu ein neu erbautes, bequem eingerichtetes Gasthaus. Eine vom Kloster Loccum zu errichtende Anstalt zur Aufnahme curbedürftiger Geistlicher, Lehrer und Beamten ist im Bau begriffen. Wohlgepflegte Gärtchen, welche die kleinen, bescheidenen Wohnhäuser umgeben, gewähren dem Dörfchen ein freundliches Ansehen. Auf dem Westende sowohl als auf dem Ostende befindet sich eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger mit je einem Rettungsboot.

Die Bewohner der Insel sind friesischen Stammes, ein kräftiges, gesundes Menschengeschlecht, das mit Krankheiten wenig zu kämpfen hat. Sie sind in ihrer Lebensweise einfach und an Entbehrungen gewöhnt, ehrlich, bieder, und von großer Anhänglichkeit an ihre Heimat. Es gehört zu den großen Seltenheiten, daß ein Insulaner seine Heimat dauernd verläßt oder daß Heiraten mit Auswärtigen geschlossen werden. Demzufolge sind fast alle Bewohner unter einander verwandt und bilden gleichsam eine große Familie. Eintönig und anspruchslos geht ihr Leben vorüber, nur die alljährlich wiederkehrende Badezeit oder auch eine ihren Mitmenschen drohende Gefahr auf dem Meere bringt einige Abwechselung in dies stille, gleichförmige Leben. Gestählt in dem Kampf mit den Elementen sind die Insulaner muthig und entschlossen, wenn es gilt ein Menschenleben zu retten, dem auf stürmischem Meere der Untergang droht. Seit Errichtung der Rettungsstationen verdanken an 50 Schiffbrüchige den Langeoogern ihre Rettung vom Tode in den Wellen.

Den Haupterwerbszweig der Insulaner bildet die Schifffahrt und die Fischerei; im Sommer kommt dazu der Verdienst durch die Badegäste. Der Ackerbau ist der Bodenverhältnisse wegen, mit Ausnahme auf dem Ostende, sehr unbedeutend; außer dem Kartoffelbau ist derselbe kaum nennenswerth. Der Schellfisch- und Granat-Fang kann zu geeigneten Zeiten sehr ergiebig sein; es kommt vor, daß auf einer Fahrt an 500 Schellfische eingebracht werden, mitunter kehren die Fischer aber auch ohne jegliche Beute von ihrer Fahrt zurück.

Der mittlere Theil der Insel, „Melkhörn“, welcher von Menschen nicht bewohnt ist, dient unzähligen Seevögeln zur Wohn- und Brut-Stätte; ein Besuch desselben ist interessant. Die Vögel zählen zu Tausenden. Am zahlreichsten finden wir darunter die Silbermöve mit gelblichen Beinen und gelbem Schnabel, ferner die schwarzköpfige Möve, dann die zierliche Seeschwalbe mit rothen oder schwarzen Beinen und gleichfarbigem Schnabel, Kibitze, Austernfischer und viele sonstige Arten. Schon aus der Ferne ist das ohrenbetäubende Geschrei dieser Vögel vernehmbar; besonders laut aber ertönt dasselbe zur Zeit, wenn die junge Brut ihre Nester verläßt. Ihre Nester haben die Vögel größtentheils in dem Dünenhelm der Dünen aufgeschlagen. Zur Zeit der Ebbe sieht man ganze Scharen dieser Vögel am Strande umherfliegen, um das was die See an Fischen und Gewürm zurückgelassen hat, zu verzehren oder ihren Jungen zur Atzung zu bringen. Es ist nicht zu verkennen, daß die ungeheure Anzahl der Seevögel den Fischern vielen Schaden zufügt, gleichwohl aber ist es untersagt den Thieren nachzustellen, weil sie durch den Bau ihrer Nester in den Dünen zur Festigung derselben nicht unwesentlich beitragen.

Der Strand von Langeoog, zu welchem ein Weg von einigen Minuten durch die Dünen führt, ist schön und steht demjenigen von Norderney nicht nach. Bei steigender Flut hebt sich zusehends der Wasserspiegel, bis nach und nach die ganze Strandfläche vom Wasser überschwemmt ist. Eine Menge eigenthümlicher Naturgebilde aus der See, als Muscheln, See-

sterne u. s. w., bleiben beim Rücktritt des Meeres zur Ebbezeit auf dem Strande zurück. Am Tage wagen sich dann und wann Seehunde an den Strand, um sich hier in der Sonne zu lagern. Auf dieselben wird von den Insulanern sowohl als von den Badegästen oft mit Erfolg Jagd gemacht.

Nach dem Aufschwung welchen Langeoog in den letzten Jahren als Seebad genommen hat, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich auch auf dieser Insel von Jahr zu Jahr der Verkehr steigern wird. Besonders werden die in letzter Zeit aufgeführten und die noch geplanten Neubauten der Insel immer mehr neue Gäste zuführen, und jeder der das stille, freundliche Eiland einmal besucht hat, wird befriedigt und neu gestärkt von demselben zurückkehren.

(Archiv für Post und Telegraphie.)

Neue Knabenhorte.

In Frankfurt am Main wurde am 14. Januar der erste Knabenhort Sandweg 104 unter lebhafter Betheiligung eröffnet. Die Anregung ging von der hiesigen Evangelischen Vereinigung, näher von Herrn Bank-Director Thorwart aus, und die Schwierigkeiten waren nicht gering. Es gibt auch in Frankfurt viele Kinder der niederen Stände, welchen Familienleben wenn nicht immer, so doch zum großen Theile fehlt. „Vater und Mutter gehen beide auf Arbeit aus; kommt das Kind am Nachmittag zu Haus, so findet es entweder die Thür der Wohnung verschlossen oder eine kalte Stube. Erst Abends kommt die Mutter von der Arbeit, noch später der Vater. Das Kind ist nicht im Stande die nothwendigen Schularbeiten zu Hause zu machen; es treibt sich auf der Straße so lange umher, bis die Mutter nach Hause kommt. Auf der Straße fängt es allerlei Thorheit an, böse Gesellschaft kommt dazu und der Anfang zu allerhand unnützem Treiben ist gemacht, die Verwahrlosung wächst von Jahr zu Jahr. Welch eine Wohlthat ist es nun, daß solchen Kindern ein Heim und Hort sich darbietet, wo sie unter gewissenhafter Bewachung eines Lehrers ihre Schularbeiten machen, eine Schale Milch und Brot erhalten, sich nützlich beschäftigen und dann fröhlich zusammen spielen." Ein schönes Heim ist Sandweg 104 gemiethet; zwei große Säle bieten Raum für Arbeit, Beschäftigung und Spiel. Ein Hofraum gibt Gelegenheit sich in frischer Luft zu bewegen und und im Freien, wenn es möglich ist, zu spielen. Im Sommer werden dazu Spaziergänge unternommen. „Welch eine Wohlthat für viele Kinder! Man hat wohl gesagt, die Kinderhorte zerstörten das Familienleben. Ja, aber wo kein Familienleben besteht und möglich ist — und um solche Kinder allein handelt es sich, denen das Familienleben fehlt —, da kann es auch nicht zerstört werden. Die Kinderhorte sollen das fehlende Familienleben so viel wie möglich ersetzen. Auch der Einwand ist nichtig, wenn man sagt, man nähre dadurch unberechtigte Ansprüche. Die Kinderhorte sollen so einfach wie möglich eingerichtet werden, ohne jeden Luxus."

Kürzlich hat man auch in Dresden die Errichtung derselben beschlossen. Dabei erzählte Oberconsistorialrath Dr. Franz: Ihm sei eine Mittheilung zugegangen, welche in das hellste Licht stelle, wie die Errichtung von Kinderheimen für gewisse Classen ein Bedürfnis und eine große Wohlthat sei. Ein Lehrer habe bei einem Kinde eine auffällige Röthe im Gesicht bemerkt. Bei näherer Betrachtung habe sich herausgestellt, daß das Kind in hohem Grade an den Masern erkrankt sei. Auf die Anweisung des Lehrers, nach Hause zu gehen, habe das Kind geantwortet: „Ich kann nicht, weil die Thüre verschlossen ist." Eine nähere Befragung ergab, daß das Kind oft vier Stunden auf der Treppe sitzen müsse, um die Eltern zu erwarten! — Solche Fälle kommen allenthalben vor. Umso mehr freue man sich, wo der Anfang gemacht ist. In Frankfurt wechseln zwei Lehrer in der Beaufsichtigung der Kinder; vorläufig sind 65 Knaben, meistens aus Bornheim, aufgenommen; 60 sind schon weiter angemeldet; 70 können Aufnahme finden. Die Eltern zahlen, wenn sie nicht ganz verarmt sind, die Woche 10 ₰ für das Kind, und sie thun es gern. Hoffentlich wird bald in der Altstadt oder in Sachsenhausen der zweite Knabenhort eröffnet. Mit der Zeit wird auch für Mädchenhorte Rath kommen. Die jährlichen Beiträge von Wohlthätern belaufen sich auf 3000 ℳ, und die Polytechnische Gesellschaft gewährte einen hoffentlich ständigen Jahresbeitrag von 2000 ℳ. Die Eröffnungsfeier war würdig und ansprechend. Sie begann mit einem vom Knabenchor der Bornheimer Volksschule vorgetragenen Gesang; dann ergriff der Vorsitzende des Vorstandes Director Thorwart das Wort, um auf die Nothwendigkeit und den Werth der neuen Einrichtung hinzuweisen. Er erinnerte dabei passend an den eben vorübergegangenen Geburtstag Pestalozzis, des edlen Volksfreundes und Erziehers, dessen ganzes Leben dem Wohle des Volkes gewidmet war. Dann begrüßte ein anderes Vorstandsmitglied, Realgymnasiallehrer Bösche die Kinder. Er wies sie darauf hin, daß sie hier „frisch, froh, fromm und frei" sein sollten, und ermahnte sie zu einem würdigen Verhalten. Nachdem darauf abermals Gesang gefolgt war, erhielten die Kinder ihr Vesperbrot mit Milch, und der erste Nachmittag und Abend im Knabenhort nahm seinen Anfang. Die Kinder werden stets von 4—7 Uhr dort sein.

Der Bremer Verein hat kürzlich für einen dritten Knabenhort das Grundstück erworben in der östlichen Vorstadt.

Pastor Cronemeyer's Moor-Colonien

bespricht Pastor v. Bodelschwingh in der Monatsschrift „Die Arbeiter-Colonie", Januar-Heft, wie folgt:

„Nach zwei Richtungen hin scheinen mir diese Gedanken äußerst beachtenswerth: 1. im Blick auf die hoffnungsvollen Colonisten unserer Arbeitercolonien, d. h. auf diejenigen welche sich in den Colonien als fleißige, tüchtige und strebsame Landarbeiter ausgezeichnet haben. Leider können die bestehenden Colonien, soweit man erkennen kann, denselben nicht Hoffnung machen, mit eigenem Verdienst sich in denselben einen eigenen Herd auf eigener Scholle zu erwerben. Diese Hoffnungslosigkeit lähmt die Spannkraft auch der Besten. Diesen die Aussicht zu eröffnen, daß, nachdem sie sich ein gutes Zeugnis des Fleißes erworben, sie in eine solche Hoffnungs-Colonie übersiedeln können, wird von großem Segen für die bestehenden Colonien sein. 2. Für die Hoffnungslosen, namentlich für die Sclaven des Brantweins. Für diese sollte mit Hilfe der Gesetzgebung Einschließung in einer solchen Moor-Colonie — die freilich von der vorbezeichneten räumlich ganz zu trennen ist — bis zur erfolgten Besserung möglich sein. Dies müßte aber auch eine Gefangenschaft auf Hoffnung sein, sodaß auch ihnen nach drei-, vier-, fünf-, sechsjähriger fleißiger Arbeit die Möglichkeit gewährt würde, entweder mit den ersparten Pfennigen eine überseeische Ackerbau-Colonie, wie Nordamerika sie bietet, zu erreichen, oder auch selbst in der Heimat ein Grundstück zu erwerben und die eigene Scholle zu bauen. — Inbezug auf den Plan selbst bin ich der Meinung, daß eine strenge Scheidung stattfinden müßte zwischen der Moor-Colonie und den freien Eigenthümern. Es würde gewiß das Richtige sein, zunächst eine Moor-Colonie mit Hilfe der Schlickcultur ganz in der bisherigen Weise zu eröffnen; nur daß in dieselbe eine Auswahl besonders fleißiger Colonisten aufgenommen würde, denen dann sofort ein höherer Lohn zugeschrieben werden könnte als es in den bisherigen Colonien möglich ist, und wo möglichst alle auch im Accord arbeiten. Nach dem Maße der verdienten Sparpfennige wird diesen Colonisten dann eine eigene Scholle zugewiesen und auf dieselbe ein Darlehen gewährt, oder was vielleicht noch besser ist, auf Kosten des Vereins ein Häuschen hingestellt, welches sie sich dann selbst nach bestimmten Ordnungen zum Eigenthum erwerben können. Sobald die Hälfte des Vorschusses abverdient ist, kann die

Eintragung erfolgen. Es mag zu empfehlen sein, daß die eigene Scholle angelehnt wird an die Colonie, und daß auch noch für dieselbe Arbeit geleistet werden kann, doch darf sie nicht in contractlichem Wege erzwungen werden, sondern muß im Vortheil der Colonisten selber liegen. Namentlich werden gemeinsame Canal-Arbeiten, Torfstreu-Fabrikation u. s. f. als Winterverdienst sehr willkommen sein. In dieser Form wird meines Erachtens ein reicheres Maß von Arbeitskraft frei gemacht, als in der vorgeschlagenen Weise. In jedem Fall begrüßen wir dieses Unternehmen als eine überaus wichtige Ergänzung unserer Arbeitercolonien-Sache."

Allerlei Gemeinnütziges.

Die Beleuchtung von Eisenbahnzügen durch elektrisches Glühlicht ist auf der Eisenbahn Frankfurt-Bebra schon vor einigen Jahren versucht worden. Diese Versuche haben zwar im allgemeinen einen günstigen Erfolg gehabt, zu einer dauernden Beleuchtung ist es indeß nicht gekommen, auch wurden die Versuche, so weit bekannt geworden, nicht fortgesetzt. Nun aber hat die Verwaltung der württembergischen Staatsbahnen die jenen Frankfurter Versuchen zu Grunde liegende Idee neuerdings aufgenommen und erfolgreich durchgeführt. Vor einiger Zeit hat im Beisein zahlreicher Sachverständiger eine Probefahrt mit einem aus vier Personenwagen, einem Post- und einem Gepäck-Wagen bestehenden Zuge auf der Strecke Cannstatt-Geißlingen stattgefunden. Wie bei den erwähnten älteren Versuchen war auch bei dieser Probefahrt die Dynamomaschine nebst dem Regulator, den Accumulatoren und den Umschaltern im Gepäckwagen untergebracht, von dessen Achse der Antrieb der Dynamomaschine erfolgte. Zum Unterschied von der Frankfurter Einrichtung war indessen auch das Vorgelege, welches die Uebertragung der Bewegung von der Wagenachse auf die Dynamomaschine vermittelt, innerhalb des Wagens untergebracht, so daß unterhalb des Wagens nur der Treibriemen zu sehen war. Die Dynamomaschine erhält nun bei einer Zuggeschwindigkeit zwischen 30 und 70 km in der Stunde eine stets gleichmäßige und gleich gerichtete Drehbewegung; fällt dagegen die Zuggeschwindigkeit unter 30 km oder steigt sie über 70 km, so wird die Dynamomaschine automatisch ausgeschaltet, und die Speisung der elektrischen Glühlampen erfolgt alsdann durch den automatisch eingeschalteten Strom der Accumulatoren. Das Laden der Accumulatoren erfolgt theils während der Tagesfahrt des Zuges, theils während der Speisung der Lampen durch die Dynamomaschine. Bei der Probefahrt war der Zug mit im ganzen 27 Glühlichtern (System Bernstein) versehen. Die Glühlampen innerhalb der Wagen hatten 10 Kerzenstärken, so daß man auch in dem von der Lampe entferntesten Theile des Durchgangswagens bequem lesen konnte, während die auf den Plattformen der Wagen angebrachten Glühlampen bei 5 Kerzenstärken genügendes Licht verbreiteten. Es wird berichtet, daß die von der elektrotechnischen Fabrik Cannstatt eingerichtete Beleuchtung durchaus normal fungirte, und namentlich der Uebergang vom directen Maschinenstrom zum Accumulatorstrom kaum bemerkbar war. Die Rückfahrt des Zuges erfolgte nach der Station Stuttgart. Auf Grund der gelungenen Probefahrt soll nun die erwähnte Einrichtung der elekrischen Zugbeleuchtung für längere Zeit dem gewöhnlichen Verkehr auf der Strecke Stuttgart-Immendingen dienen.

In Altenburg hat sich zu Weihnachten ein Verein zum Schutz der weiblichen Jugend gebildet. In einem passenden Raum kommen am Sonntag-Nachmittag die angesehensten und reichsten Frauen mit den ärmsten und einfachsten Dienstmädchen zusammen und verbringen die Zeit unter nützlicher Beschäftigung. Die Frauen unterrichten die jungen Mädchen in allerlei Handarbeit, die den letzteren zu ihrem späteren Fortkommen wie auch im Ehestand gute Dienste leisten wird. Lehrer ertheilen Unterricht im Gesang, und die vornehmsten Frauen scheuen sich nicht mit ihren Dienstmädchen gemeinschaftlich den mehrstimmigen Chorgesang zu pflegen und mit ihnen zu lernen. Durch passende Erzählungen und Unterhaltung sucht man auf die jungen Gemüther einzuwirken, und hält große Stücke darauf, daß ein warmer liebevoller Ton unter den einzelnen Gliedern obwaltet, so daß also die ganze Vereinigung den Charakter des Familienhaften an sich trägt.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 6. Sonntag, 7. Februar. 1886.

Die Arbeit in meinungbildenden Vereinen.

Es gibt allerhand Arten zu agitiren. Die eine fährt daher wie ein Sturmwind oder stürzt wie ein Wasserfall zu Thal, um alles Widerstehende, ehe es sich nur recht besinnt wie ihm geschieht, unaufhaltsam mit sich fortzureißen; die andere will nicht umwerfen, sondern vielmehr kräftigen, — nicht übertölpeln oder aufregen und erschüttern, sondern allmählich umstimmen. Jene ist geboren aus einem leidenschaftlich erregten Gemüth und stachelt die Leidenschaft auf, Neid und Haß bei den Einen, Furcht der Uebrigen; während diese zwar auch, wenn sie etwas werth ist und etwas bewirken will, aus der Gluth innerer Begeisterung quillen muß, aber Vernunft, Gefühl und Willen in Anspruch nimmt, nicht die im Menschen und namentlich in den Massen schlummernden elementaren Triebe.

Der Unterschied ist wie zwischen Revolution und Reform, oder zwischen der mit Gewalt drohenden und jeden Augenblick zum Uebergang in bewaffneten Aufstand bereiten Agitation radicaler Umsturz-Parteien und der ebenfalls energischen, systematischen, aber ruhigen und geduldigen Arbeit vieler volksfreundlicher Vereine aus älterer und aus jüngster Zeit, in unserem eigenen Lande und in manchem anderen.

Der Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke hat sich das letztere Verfahren gewählt. Er bildet sich nicht ein, mit wenigen großen Schlägen aus dem Felde zu schlagen was ihm entgegensteht. Er weiß, daß er sich auf jahrelange, stetig zu steigernde und alle wirksamen Mittel benutzende Thätigkeit einzurichten hat. Seine Redner legen es nicht wie die ersten Mäßigkeits-Apostel darauf an, mit der Gewalt abschreckender Schilderung und feuriger Mahnung die Seelen vieler Hörer auf einmal mächtig zu erschüttern, um ihnen dann ein Gelübde aufzuerlegen, das in den wiederkehrenden Versuchungen des Alltagslebens so schwer besteht. Ueberhaupt ist die einschlagende Volksrede unter seinen zahlreichen Mitteln nur eins. Er wirkt wohl auch, wo der Boden vorbereitet ist, durch Massenversammlungen, zu denen ausgewählte Redner sprechen, vorzugsweise aber durch ein bemessenes Fortschreiten von kleinen rasch zu verständigenden Kreisen in immer weitere Kreise hinaus, und durch geregelte Wiederbelebung des einmal angefachten Funkens von Einsicht, Empfindung und Entschluß. So haftet was einmal ausgestreut ist; man schreitet wohl langsamer vor, als die stürmische und lärmerregende Agitationsweise, braucht dafür aber auch so leicht keine Rückgänge zu fürchten, keinen ewigen Wechsel von Triumphen und schweren Niederlagen hinzunehmen, und wird jene sonderbare Weissagung eines socialdemokratischen Schenkwirths, Mäßigkeitsbewegungen kehrten alle fünfundzwanzig Jahre wieder ohne nachhaltigen Erfolg, weil Volksgewohnheiten sich so bald nicht änderten, mit der Zeit zu Schanden machen.

Auf je einen Bezirksverein hat unser nationaler Mäßigkeits-Verein ungefähr drei Vertreterschaften. Eine Vertreterschaft ist eben schon da, wenn jemand bereit ist an seinem Orte oder in seinem Kreise Mitglieder zu werben, Beiträge jährlich einmal zu heben, und für die Vertheilung der von der Hauptstelle herkommenden Druckmittheilungen zu sorgen. Einen neuen Verein zu stiften zu den der obwaltenden Schlaffheit oft schon zu zahlreichen bestehenden, ist weitläufiger und schwerer. Aus einer Vertreterschaft aber kann jeden Tag, wenn sie sich hinlänglich erstarkt fühlt, ein Zweigverein werden. Der Vertreter wird sicher nicht unterlassen, sobald es geht dazu den Anstoß zu geben, denn das mehrt seine Kraft, mindert seine Verantwortlichkeit. Bis dahin ist er ja, er, der Träger der Sache und der Bevollmächtigte des Vereins, fühlt sich als denjenigen der mit den ihm hiefür dargebotenen Mitteln Aufklärung über die Gefahren des Alkohol-Trinkens verbreiten, Vorurtheile zerstören, die Versuchungen der Schnapsgelegenheiten thunlichst beschränken, unglücklichen Trinkern und ihren noch unglücklicheren Familien mit Rath oder That zu Hilfe kommen soll. Er wird es als die schönste Wirkung seines Auftretens und Handelns anzusehen haben, wenn andere von freien Stücken bereit sind, Sorge und Mühe mit ihm fortan zu theilen.

Ein Vertreter des neuen deutschen Mäßigkeits-Vereins mag noch so sehr von seiner edlen und nothwendigen Aufgabe erfüllt sein: er hütet sich doch, seine Umgebungen mit der Sache zu langweilen. Allzu oft wiederholte Predigt verliert für die Gewissen der Hörer ihren heilsamen Stachel. Er überspannt auch seine Ansprüche und Erwartungen nicht, denn wo Gewohnheit im Spiele ist, geht es mit der Besserung immer langsam, zumal wenn es die Gewohnheit vieler oder gar der meisten ist, die die Anschauungsweise aller nach sich gebildet hat. Da muß man zwar keiner Herausforderung

zum Kampfe ausweichen, aber auch nicht immer den Leuten vor den Augen herumfuchteln, ihnen nicht das Gefühl erwecken, als komme man aus einem reinen Aether in ihre Kneipenluft, sondern vielmehr die vertrauliche Empfindung, daß es sich um gemeinsame Abstellung eines Vorurtheils und Lasters handelt, denen mehr oder minder bis dahin alle verfallen waren und huldigten.

Ein erklärter Vertreter der Mäßigkeits-Sache steht in seinem Ort oder Kreise ähnlich da, wie eine ihrer Pflicht und Macht bewußte Frau in ihrem Hause, wofern dieses sich dem Alkohol-Gifte noch nicht hinlänglich verschlossen hält. Es fällt ihr nicht ein, mit der Thür ins Haus zu fallen oder umgekehrt gleich aus dem Häuschen zu sein und aufundbdavonzugehen. Sie weiß ja zur Genüge aus den Erzählungen von Vater, Brüdern, Mann und Söhnen, wie es auf der Universität, unter jungen Offizieren und Kaufleuten, an den Stammtischen älterer Männer im Wirthshaus, in Gesellen-Herbergen und Arbeiter-Schenken hergeht; daß da gefährliche Neigungen förmlich gepflegt, üble Sitten fast mit Gewalt dem Neuling eingeimpft werden. Sie kennt auch den Spott und Hohn, begründet auf Leichtfertigkeit oder grobe Unkunde, der von dorther den Hang zur Flasche und zum Schoppen schützen muß wie Plänkler das ihnen folgende geschlossene Heer. Die spöttischen Redensarten läßt sie sich nicht anfechten, und ihre wohlbedachten kleinen Veränderungen in der häuslichen Lebensweise führt sie mit schonender leiser Hand ein, heiteren Angesichts, ruhigen Tones und Gemüthes, aber entschlossenen festen Sinnes. Ihr Mann — das weiß sie wohl — ist trotz seines Lachens, auch wenn es einmal ärgerlich klingt, im innersten Herzen ganz auf ihrer Seite, und ihre Söhne werden es ihr noch einmal danken, daß sie der unbeachteten Ausdehnung ihres Bier- oder Wein-Genusses, dem Einschleichen noch stärkerer Alkohol-Lösungen in ihr tägliches Leben bei Zeiten eine Grenze zog. Hat sie sich in diesem verhältnismäßig noch leichten, kleinen Kriege der Mäßigkeit geübt, gestählt und gerüstet, so faßt sie am Ende sogar den Muth, sich eines trunksüchtigen Nachbars oder vielmehr seiner armen Angehörigen gegen die Leidenschaft anzunehmen, die alles Familienglück rettungslos zerstört.

Solcher Frauen könnte in unserem Lande Legion sein. Sie bedürfen am Ende nur der Ermuthigung durch Vorgang und Gemeinschaft, sowie einiger Kunde von den anwendbaren bewährten Waffen. Der Verein bietet ihnen beides. Nicht nur den Männern, ebenfalls und grade auch den Frauen öffnet er eine Bahn für den reinsten, höchsten Ehrgeiz: durch Thaten und Opfer der Liebe das wankende Glück bedrohter und bedrängter Nebenmenschen auf neuen festen Grund zu stellen.

A. L.

Das einfältige Ehepaar.

(Schluß.)

Frau Fairmount war ganz ruhig, aber es schien, als wenn die anderen Reisenden sich scheuten ihr nahezukommen. Einige von den Damen fielen in Krämpfe. Alle anderen beobachteten mit der größten Spannung den Curs des Bootes und versuchten das Kind und den Schwimmer weit hinten in der Ferne zwischen den Wellen herauszufinden; der Dampfer hatte noch mehr als eine Viertelmeile zurückgelegt, ehe das Boot ihn verlassen konnte.

Die Leute im Boot ruderten gewaltig. Die Passagiere konnten sehen, wie der Bootsmann und der Mann vorn aufstanden und in den Wogen umherspähten, aber selbst mit Ferngläsern vermochten sie nichts von dem Schwimmer zu entdecken.

Ein berühmter General, der ein großes Heer zum Siege geführt hatte, war an Bord; er kannte das Ehepaar Fairmount nicht, aber er trat jetzt auf die Frau zu, nahm den Hut ab und sagte: Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl thut ein edles Werk. Solcher unerschrockene Muth ist ein großartiger Anblick. Ich hoffe, daß Sie ihn bald wiederhaben werden. Wollen Sie mit auf die Brücke kommen, wo der Capitän ist, und von wo Sie das Meer besser übersehen können, und wollen Sie vielleicht mein Fernglas benutzen?

O, ich danke! sagte sie. Das will ich gern thun — falls der Capitän es erlaubt, setzte sie lächelnd hinzu. Aber ich glaube nicht, daß mein Mann in Gefahr ist; er ist schon oft lange im Wasser gewesen und kann auch in seinen Kleidern gut schwimmen. Es ist noch hell genug, daß das Boot ihn finden kann. Ich hoffe nur, daß er den lieben kleinen Jungen früh genug erreicht. Das Boot muß bald bei ihnen sein.

Der General führte Frau Fairmount auf die Brücke und sagte dem Capitän ein Wort. Der Capitän trat zu ihr heran und sagte: Das Boot ist jetzt dicht bei ihnen; ich habe sie eben vor kaum einer Minute durch mein Glas oben auf einer Welle gesehen.

Können Sie sie noch sehen? Sind sie zusammen? fragte Frau Fairmount.

Ja, erwiderte der Capitän, ich glaube es. — Aber seine Stimme klang plötzlich wie gebrochen, und er faßte Frau Fairmount's Hand. Ich beobachtete mein Kind von hier aus durch das Glas, bis es so tief sank, daß ich es kaum noch sehen konnte; und grade als es unterzugehen schien, schoß Herr Fairmount über die Stelle hin, wo es war, und ich sah an einer Handbewegung, die er nach dem Schiffe zu machte, daß er es gepackt hatte. Er wartet jetzt auf das Boot. — Was für ein prachtvoller Schwimmer!

Ja, er schwimmt gut, versetzte die Frau. Ich freue mich, daß er in der Nähe war. Ich glaube gewiß, Herr Capitän, daß er Ihren kleinen Jungen wohlbehalten zurückbringen wird.

Herr Fairmount war so schnell über Bord gesprungen, daß er nicht sehr weit von dem Kinde ins Wasser tauchte; er wußte aber, daß alles davon abhing, wie bald er es erreichen konnte, und er sah es nur dann, wenn die Wellen sie beide zugleich in die Höhe trugen. Das genügte indeß, um ihm die Richtung zu geben. Ohne sich darum zu grämen, daß der Dampfer mit der Schnelligkeit von fünfzehn Meilen die Stunde sich von ihm entfernte, und daß er mit einem kleinen versinkenden Kinde in der Mitte des großen Atlantischen Oceans allein zurückblieb, schwamm er so rasch wie möglich, sah das Kind an der Seite einer Welle, schnellte sich dahin und ergriff es beim Arm, als es grade sinken wollte. Hans, der ganz hübsch schwimmen konnte, hatte sich so lange tapfer gehalten; grade jetzt überwältigte ihn die Furcht, er ließ die Hoffnung fahren; aber nun faßte er sich zusammen und griff mit einem Schrei nach John Fairmount's Bart. Fairmount hob den Kopf des Kindes so hoch empor wie er konnte, und legte dessen Wange an seine eigene, während er den linken Arm um Hänschen's Körper schlang. Hans begann sich von seinem Schrecken zu erholen, und da er oft in noch kälterem Wasser gebadet hatte, als die See jetzt war, so that ihm das weiter nicht viel, da er sich jetzt anfassen konnte.

Na, Hänschen, sagte Fairmount, was machst du denn jetzt? Warum bist du denn ins Wasser gesprungen?

O, bring mich doch zurück zu Papa — bring mich zurück nach dem Dampfer. Wo ist der Dampfer?

Jetzt mußt du ganz ruhig sein und dich nicht anstellen, sagte Fairmount. Wir müssen hier warten, bis wir geholt

werden. Dein Vater schickt uns ein Boot. — Friert dich, Hänschen?

Nein, nicht viel, sagte Hans, aber zeig mir, wo der Dampfer ist.

Na, sagte Fairmount, wisch dir mal an meiner Backe das Salzwasser aus den Augen, dann will ich mich umdrehen, bis wir das Gesicht nach dem Dampfer haben, und sobald wir dann oben auf eine Welle kommen, mußt du schnell hinsehen.

Sie sahen hin, und da lag etwa eine Viertelmeile entfernt das große Schiff mit den vier Masten und den niedrigen rothen Schornsteinen fast ganz still auf dem Wasser; aus den Sicherheitsventilen stiegen weiße Dampfwolken auf.

Fairmount konnte sehen, daß das Oberdeck und die Schanzverkleidung und das untere Takelwerk von Leuten vollgepfropft war; es schien alles was an Bord war, heraufgekommen zu sein. Als die nächste Woge sie emportrug, sah plötzlich alles anders aus: die Sonne war untergegangen. Fairmount sah sie grade verschwinden, die Oberfläche des Wassers wurde dunkelgrau, aber auf den Masten und Schornsteinen des Dampfers lag noch für ein paar Secunden das helle gelbe Licht.

Die beiden, der Mann und seine kleine Last, schwammen so tief, daß die Leute im Boot sie noch nicht gesehen hatten; aber er sah das Boot grade als die Sonne verschwand und wußte nun, von wo er es zu erwarten hatte. Er zog aus seiner Rocktasche ein weißes Taschentuch und schwenkte es laut rufend, sobald sie oben auf der Welle waren; aber der Ruf blieb unbeachtet, das Wasser schoß unter ihnen weg, und sie waren wieder in der Tiefe, ehe das Boot hoch kam. Das nächste Mal gelang es besser. Beim Emporsteigen des Bootes hörte der Bootsmann den Ruf und sah die Schwimmer auf einer Welle. Der Curs des Bootes wurde ein wenig geändert, und in wenigen Minuten lag es quer vor ihnen.

Die ganze Zeit hindurch hatte Fairmount sich damit begnügt, Wasser zu treten, scharf auszusehen und Hans zu ermuthigen; viel länger hätte Hans aber nicht Stand gehalten. Der Schreck und die Kälte fingen an ihn zu lähmen; grade als das Boot herankam, schlossen sich seine großen Augen, und sein Köpfchen fiel schwer an Fairmount's Wange.

Jetzt übernahm der Bootsmann die Führung. Lassen Sie Sich Zeit, Herr, rief er aus. Wie ist's mit dem Jungen?

O, es geht wohl, sagte Fairmount; vor einem Augenblick war er noch ganz munter.

Vorsichtig jetzt, rief der Bootsmann; sachte, Jungen! ganz vorsichtig. Einer faßt das Kind beim Arm, einer den Herrn.

Fairmount hatte die Hand leicht auf den Bootsrand gelegt und hielt Hänschen noch immer fest. Michel der Heizer klemmte seine Zehen zwischen die Bretter, die den Boden des Bootes bedeckten, streckte sich über den Rand, bis sein Gesicht beinah das Wasser berührte, faßte Hänschen erst bei einem Arm, dann bei beiden, hob ihn mit einer geschickten Wendung behutsam aus dem Wasser und legte ihn auf den Boden des Bootes nieder. Dann packten zwei Matrosen Fairmount bei den Schultern und zogen ihn herein; sie klopften ihn, in seemännischer Weise ihre Theilnahme und ihren Beifall auszudrücken, auf Rücken und Schultern; dann riefen sie Hurrah und schwangen nach dem Schiffe zu die Mützen. Die Ruderer nahmen ihre Plätze wieder ein, das Boot wurde langsam herumgedreht, und nun ging's nach dem Dampfer zurück.

Herr Fairmount und Michel bekümmerten sich um das Kind. Ihm kehrte jetzt die Farbe zurück, die Augen öffneten sich und es richtete sich auf; das Wasser lief aus seinem leinenen Anzug. Fairmount gewahrte sein im Boote liegendes Pläd und rief dem Bootsmann zu es ihm herüberzureichen.

Das hat eine Dame hereingeworfen, als wir abstießen, sagte der Steuermann.

O ja, ich weiß wohl, wer die Dame war, versetzte der andere. Ich wollte, ich hätte sie jetzt hier, daß sie für den kleinen Jungen sorgte. Dann sah er, in welcher zärtlichen, frauenhaften Weise Michel sich mit dem Jungen abgab, und sagte: Ich möchte Euch schon als Wärterin anstellen, mein schwarzer Freund, wenn Hänschen sich nicht vor dem Ruß fürchtet.

Hänschen blickte auf, und als er in dem Heizer einen seiner Freunde erkannte, schlang er die Aermchen um den berußten Hals.

Hänschen kennt mich recht gut, Herr, sagte Michel.

Dann zieht ihm das nasse Zeug aus und wickelt ihn in mein Pläd.

Das geschah, und Hänschen wurde ganz trocken und behaglich zu Muth. Wie eine kleine Mumie lag er auf Michel's Knien. Dann reichte einer der Leute Fairmount eine alte grobe Jacke, die er über seine nassen Kleider zog.

Der Dampfer hatte gewendet, bis seine Breitseite nach dem Boote zu lag, und da er also seinerseits die Entfernung nicht verringern konnte, mußten die Leute im Boot umso stärker rudern. Sie kamen nur langsam weiter, denn das Wasser war etwas bewegter geworden, und das Tageslicht nahm ab. Der Capitän stand noch auf der Brücke der „Atalanta" und beobachtete das Boot durch sein Fernglas. Er sah, wie der Mann und der Knabe ins Boot gezogen wurden, und danach konnte er nur wahrnehmen, daß die Leute sich mit etwas auf dem Boden des Bootes zu thun machten; hernach sah er Fairmount aufrecht sitzen und ein braunes Bündel in den Armen des Heizers. Er wußte, daß dies sein Junge war, in irgend etwas eingewickelt; wie konnte er sich der bangen Frage erwehren, ob lebend oder todt?

Frau Fairmount stand noch neben dem Capitän und errieth, was ihn bewegte. Das Boot kam näher; sie sahen beide scharf hin, aber es wurde zu dämmerig um genau zu unterscheiden. Jetzt gewahrten sie beide, daß Herr Fairmount aufstand und mit der rechten Hand eine eigenthümliche Bewegung in der Luft machte.

Das war ein Signal; was bedeutet das? fragte der Capitän.

Warten Sie einen Augenblick, bis er es wiederholt. Ja, jetzt sehe ich es deutlich. Es soll heißen: Alles wohl! entgegnete Frau Fairmount.

Diese Worte wurden von einigen Schiffsoffizieren und Reisenden, die in der Nähe standen, aufgefangen, und sie stießen einen Jubelruf aus, der auf dem ganzen Schiff widerhallte und bis an das herankommende Boot drang.

Gott sei Dank! sagte Capitän Hood. Nun haben wir sie gleich an Bord. Er ließ dann den ersten Officier an seiner Statt auf der Brücke zurück und ging mit Frau Fairmount nach dem Hinterdeck, wo das Boot anlegen mußte. Hier wurde ihnen auf einen Wink Raum gemacht und die Stewardeß herbeigerufen, während ein Steward den Auftrag erhielt, sofort ein warmes Bad für den Knaben zurechtzumachen.

Jetzt lag das Boot an der Schiffsseite unter den Davits. Die Haken zum Aufwinden wurden in die Ringe gehängt, um das Boot emporzuheben; alle Seeleute, die drin saßen, bis auf zwei, kletterten an den Tauen in die Höhe um es zu erleichtern, und eine Menge williger Hände an Deck halfen die Taue aufholen. Das Boot verließ das Wasser und erhob sich langsam in der Luft, bis es über dem Geländer des Schiffes schwebte; die Davits schwangen sich herum, und dann wurde es behutsam auf Deck niedergelassen. Da erscholl ein gewaltiges Jubelgeschrei, Hüte und Taschentücher wehten, und ein Hurrah nach dem anderen brauste über das Wasser hin.

Der kleine Hans blickte mit lächelndem Gesicht aus seinem Pläd heraus, als Michel sein kostbares Bündel dem Capitän auf die Arme legte; gleich darauf steckte Hänschen, unter der Obhut seiner Freundin der Stewardeß in einem warmen Bade, und ein Viertelstündchen später sprang er in trockenen Kleidern, mit vergnügtem Gesicht, als sei nichts vorgefallen, im Salon umher.

Sobald Fairmount das Deck unter den Füßen hatte, streckte er seiner Frau die Hand hin; dann aber drängten sich die Umstehenden von allen Seiten herzu und schüttelten ihm beide

Hände mit Macht, bis der Capitän ihn befreite und auch in ein Badezimmer führte, wo ein warmes Bad und trockene Kleider ihn erwarteten. Als er nach einer halben Stunde im Salon erschien, begann das Händeschütteln von neuem. Der Capitän sagte ihm, was er zu sagen hatte, mit wenig Worten, aber mit einem Händedruck, der mehr sagte als Worte.

Von da an war „das einfältige Ehepaar“ die Helden des Schiffes, und als die „Atalanta“ in den Hafen von Neuyork einlief, entging John Fairmount nur mit Hilfe des Capitäns dem Schicksal, von den amerikanischen Zeitungsschreibern „interviewt“ zu werden. Die Zeitungsschreiber indessen hörten die Geschichte von den Offizieren und Reisenden, und die beiden Fairmounts wurden berühmte Leute in Neuyork, ehe sie noch gelandet waren.

Ehe die Reisegesellschaft aus einander ging, hatten sie soviele Einladungen, daß sie sich ganz gut ein Jahr oder länger mit Besuchemachen in Amerika hätten aufhalten können. Die Einladung, welche sie zuerst annahmen, war die von Capitän Hood nach seinem Hause am Hudson, wohin Hänschen seiner Mutter die erste Nachricht von dem Abenteuer brachte, welches seine erste Seereise ausgezeichnet hatte.

(Nach Chambers' Journal.)

Der Sonntag der Gefangenen.

Von

Franz von Holtzendorff.

Nicht nur für den freien, von der Last des Tages niedergedrückten Arbeiter, der nach Ruhe seufzt, auch für den Gefangenen, der sich nach Freiheit sehnt, gewinnt die Frage der Sonntagsfeier weittragende Bedeutung. Dies erkennend, hat der internationale Gefängniscongreß, der jüngst zu Rom abgehalten wurde, sich mit der Angelegenheit der Sonntagsruhe in Hinsicht der Sträflinge beschäftigt.

Geht man von dem heutigen Zustande der Dinge aus, so gewahrt man sofort, daß die Schwierigkeit einer Verständigung eine ungewöhnlich große schon dann ist, wenn es sich nur um die bürgerliche Gesellschaft im allgemeinen handelt. Wieviel gebührt in dieser Sache der Kirche? Wieviel der freien Ordnung der Sitte, welche sich beispielsweise in England und Schottland so mächtig erweist? Wieviel der zwangsweise eingreifenden Gesetzgebung des Staates und der verordnenden Polizeimacht, welche wenigstens den Sonntagslärm äußerlich hindern kann?

Im großen und ganzen sind es drei Gesichtspuncte, von denen aus die Streitfragen der in dieser Beziehung zu ziehenden Grenze beurtheilt werden können. Zunächst vom religiös kirchlichen, welcher nicht nur Sonntagsruhe, sondern außerdem eine innerliche Sonntagsheiligung, die der Staat nicht erzwingen kann, als Gewissenssache fordert. Sodann vom Standpuncte der Humanität, welche einen Tag der körperlichen und seelischen Ruhe als Abwehr gegen aufreibende Thätigkeit verlangt. Endlich vom wirthschaftlichen Standpunct einerseits des Arbeitgebers, der gewisse Productionszweige nicht unterbinden kann, und andererseits des Arbeitnehmers, der entweder das Recht beansprucht, auch an Sonntagen zum Unterhalt seiner Familie zu arbeiten, oder in entgegengesetzter Richtung vom Staat verlangt, daß er durch Verbote einschreite und die regelmäßige Sonntagsarbeit unterdrücke. Nicht zu verkennen ist dabei, daß neben dem immer allgemeiner erkannten Segen der Sonntagsruhe auch mancherlei Schattenseiten wohl erwogen werden müssen. Sonntagsruhe durch Einstellung der Arbeit bedeutet in nicht wenigen Fällen Sonntagsentweihung durch übermäßigen Genuß aufregender leiblich schädlicher Vergnügungen. Nur zu oft erwacht der vergnügungssüchtige, aufregungsbedürftige Städter am Montag Morgen im Zustande der durch Krafterschöpfung bedingten Arbeitsunfähigkeit. Durch den Misbrauch der Sonntagsruhe wurde ihm die Thatkraft geraubt, die er noch am Sonnabend Abend besaß. Immerhin handelt es sich bei der freien Bevölkerung, wenn Sonntagsarbeit oder Sonntagsruhe in Frage steht, um die Verantwortlichkeit des freien Bürgers innerhalb der vom Gesetz gezogenen Schranken und um die gesetzgeberische Würdigung der Thatsache, daß Uebertreibungen in der gebotenen Zwangsheiligung des Sonntags die Strafanstalten zu füllen pflegen.

Es ist allen Statistikern bekannt, daß in England und Schottland am Sonntage und hinterher am Montage ganz bedeutend größere Mengen von Uebelthaten das Einschreiten der Polizei veranlassen, als an den Wochentagen geschieht.

An dieser statistischen Thatsache offenbart sich die Wichtigkeit einer richtigen Sonntagsordnung für die Gefangenen. Sind die Rechtsfolgen übertriebenen Sonntagszwanges schon bei freien Arbeitern höchst schädliche — wie sollte es unter einer meistentheils verderbten Sträflingsgesellschaft anders sein? Die Gefahren der sonntäglichen Arbeitslosigkeit wachsen im Verhältnis zur Unbildung und Willensschwäche den Menschen. Mögen in den höher civilisirten Staaten Europas die meisten oder fast alle Kinder in der Volksschule lesen und schreiben gelernt haben, nur sehr wenige sind es, die in unseren Elementarschulen gelernt haben sich selbst geistig zu beschäftigen. Wo der durch wirthschaftliche Noth auferlegte Arbeitszwang aufhört, beginnt bereits das Bedürfnis schädlicher Aufregung oder aufreibender Vergnügungen. Und wie Selbstverwaltung das Ziel politischer Freiheit ist — ebenso bedeutet geistige Selbstbeschäftigung das Endziel elementarer Bildung des Volkes.

Einen höchst wesentlichen Theil aller Sträflingspflege und Gefängnisordnung bildet mit Recht der Arbeitszwang. Ist es nun aber völlig klar, daß, ohne die religiösen Fundamente des Volkslebens zu untergraben, der Staat an Sonntagen niemand zur Arbeit zwingen darf (ein Grundsatz, den die heutige Gesellschaft selbst gegenüber einem Sklaven bethätigen würde), so entsteht jene Frage: Was soll mit dem Bestraften an Sonntagen geschehen, wo er nicht zur Arbeit gezwungen werden darf und andererseits aus Gründen eigener Unbildung und gewaltsamer Einsperrung verhindert ist, sich selbst zu beschäftigen? Wäre erzwungener Müßiggang an Sonntagen nicht Anfang und Ende aller Laster? Man vergegenwärtige sich die für gefühlvolle und anregungsbedürftige Naturen furchtbare Monotonie einer mehrjährigen Gefängnisstrafe innerhalb kalter, schmuckloser Mauern: Ein Tag wie der andere. Dieselben Gesichter in der Umgebung, dieselbe Oede an den Wänden. Man bedenke, wie die Arbeit des Wochentages unter solchen Umständen gleichzeitig Ablenkung der Aufmerksamkeit von einer trostlosen Umgebung bedeutet. Dann begreift man sicherlich, was es heißt, am Sonntage stillesitzen. Und nun erst die stumpferen oder beinahe schwachsinnigen Sträflingsnaturen, die an Wochentagen noch nicht hinreichend durch Arbeit angeregt werden!

Unter solchen Umständen kommt es darauf an, sich darüber klar zu werden: Arbeitseinstellung der Gefangenen am Sonntage bedingt nicht nur keine Beschäftigungslosigkeit, sondern verlangt gradezu ein höheres Maß von nicht anstrengenden Beschäftigungen, und zwar in solcher Abwechslung und Mannigfaltigkeit, daß geistige Ermüdung ausgeschlossen bleibt. Sonntagsruhe darf niemals zum Sonntagsmüßiggang ausarten.

Schwerlich wird man meinen, daß der Sonntag mit erbaulichen Betrachtungen, geistlichen Ermahnungen oder gottesdienstlichen Handlungen ausgefüllt werden könne. Echte Religiosität bedingt immer ein gewisses Maßhalten im Cultus, eine freiwillige Hingabe, eine Selbsterhebung des Gemüthes. Eben deswegen ist von ebenso sachverständigen als frommen Männern bezweifelt worden, ob es überhaupt einen dauernden Nutzen gewährt, Sträflinge Sonntags in die Gefängniskirche zu commandiren; ein Zweifel, den Verwaltungsbeamte oft nur dadurch beseitigen, daß sie betonen, man wisse mit der Zeit der Sträflinge nichts anzufangen, wenn die Nöthigung zum Gottesdienste in Wegfall käme.

Ein in Gefängnissachen besonders erfahrene Spanierin,

deren Urtheil sehr schwer wiegt, Donna Concepcion Arenal, schreibt in einem von ihr eingeforderten Gutachten: „Die erzwungene Verpflichtung, dem Gottesdienst und der Predigt beizuwohnen, weit davon entfernt, nützlich zu sein, bewirkt (bei Gefangenen) grade das Gegentheil. Ihre Seele, der man Gewalt anthut, behauptet sich in ihrer ablehnenden Haltung, während, wenn man in dieser Hinsicht den Gefangenen völlige Freiheit ließe, sie vielleicht durch Wißbegierde oder Langeweile getrieben werden würden, zuletzt doch mit denjenigen im Gottesdienste sich zu vereinigen, die anfangs nur mit den Händen, endlich aber im Geiste und in der Wahrheit beten."

Dieselbe Frau macht für den Gefängnissonntag eine Reihe anderer höchst beachtenswerther Vorschläge, die mit dem hergebrachten Schematismus der Verwaltung schwer vereinbart werden könnten, aber dennoch sorgfältig erwogen werden müssen, sobald man begreift, daß die Aufrechterhaltung der äußerlichen Ordnung in den Strafanstalten zwar immer höchst wichtig bleibt, aber doch nicht das höchste und letzte Ziel aller geistigen Einwirkungen auf den Gefangenen darstellen kann. Solche Mittel wären: sittliche Belehrung in Form freier Vorträge (also nicht bloß der Predigt), Gestattung freiwilliger Selbstbeschäftigung durch nicht störende Arbeiten (was in Zellengefängnissen leicht möglich und vielfach zugelassen ist), Uebungen im Zeichnen, Belehrung durch naturwissenschaftliche Demonstrationen und Experimente, Vocalconcerte in Vortrag ernster, namentlich geistlicher Musik, Lectüre und zwar nicht bloß in Erbauungsschriften. In dieser Hinsicht sagt die Spanierin, was sogar in Ländern der nordischen Reformation auffallen wird: Im allgemeinen müssen unverlangt fromme Bücher den Gefangenen niemals verabreicht werden. Im Gegentheil muß man bei der Auswahl solcher mit großer Vorsicht verfahren. Bücher, die sie lesen und verstehen sollen, dürfen weder langweilig noch aufregend sein.

Weder langweilig noch sensationell! Das ist in der That die negative Grundregel für alle Volksschriften. Mit großem Nachdruck führt Donna Arenal aus, was ich oft im Kreise von Gefängnisreformatoren und im Hinblick auf die Sonntagsfrage angeregt habe: die Begründung eines Sonntagsblattes, das in den Hauptsprachen Europas erscheinend von den Hunderttausenden der Gefangenen, Trauernden und Elenden mit der Frucht der Gesittung, Tröstung und Veredelung gelesen werden könnte; eine Zeitschrift also, die weit erhaben über die Neugier des Tages und die Bedürfnisse oberflächlicher Unterhaltung, das beste was jemals in alter und neuer Zeit geschrieben wurde, das Edelgestein aus den Gedanken der Menschheit unter der verwahrlosten Classe in Umlauf brächte. Das wäre der Punct, von wo aus die frivole Litteratur bekämpft werden könnte. Hätte man doch für diese Tausende von Verbrechern und Duldern ein Sonntagsblatt, worauf sie mit Genehmigung der Gefängnisbehörden getrost abonniren könnten, das ihnen allmählich lieb würde, und dem sie auch dann anhänglich bleiben könnten, wenn sie in die Freiheit zurückkehren! Für die vornehmen Leute und für die gebildete Mittelclasse sorgt unsere moderne Litteratur hinlänglich. Für die Classe der verbrecherischen und elenden Leute ist aber der Vorrath des besten und edelsten in den Schriften aller Zeiten kaum ausreichend, wenn es unter dem Gesichtspunct der Volksverständlichkeit gewürdigt wird. Hier bedarf es noch auf längste Zeiten hinaus der Verdolmetschung durch unaufhörliche und unermüdliche Arbeit, eines nur auf Veredelung des Gemüths und Bildung des Geistes gleichsam eingeschworenen Volksblattes, das die höchsten sittlichen Interessen in schönen und doch überall fruchtbaren Formen pflegen würde.

Und Ihr, die Ihr diese Zeilen leset, gebt mir ein Zeichen der Zustimmung, wenn Ihr meinen Gedanken billigt. Ein erster Versuch der Verwirklichung mag dann gewagt werden.

(„Vom Fels zum Meer.")

Mögen unsere Leser vorausgesetzten Falls nicht unterlassen, gleich uns der Anregung ausdrücklich zuzustimmen!

Die Herausgeber des „Nordwest."

Das Frauenstudium eine sociale Gefahr?

Die gedankenlose Annahme, daß die Forderung des Frauenstudiums soviel bedeute wie eine unvermittelte, völlige Gleichstellung der beiden Geschlechter, der Wissenschaft und den wissenschaftlichen Berufsarten gegenüber, führt zu zwei weiteren Einwänden, die in nichts zerfallen, sobald man sich die Gedankenlosigkeit jener Annahme einmal klar gemacht hat. Viele Leute sehen eine sociale Gefahr darin, daß den Frauen die Hörsäle der Wissenschaft geöffnet werden. Weil ein großer Zudrang zu den meisten gelehrten Berufsarten stattfindet, weil viele Eltern keinen höheren Ehrgeiz kennen als ihre Söhne studiren zu lassen, weil mancher Jüngling, der etwa ein brauchbarer Landwirth oder ein geschickter Tischler geworden wäre, gesellschaftlichen Vorurtheilen zuliebe ein mittelmäßiger Prediger oder ein schlechter Lehrer werden muß: so meint man, es werde nicht sobald den Frauen die Universitätsbildung freigegeben werden, als sie sich auch schon in hellen Haufen herzudrängen würden, um Theologen und Juristen, Philosophen und Mediciner zu werden, und darin erblickt man denn natürlich in zwiefacher Richtung eine Bedrohung der heutigen Weltordnung. Die Witzblätter stellen das so dar, daß sie den Mann mit dem Kochlöffel und an der Wiege, die Frau am Schreibpult und auf dem Katheder vorführen. Der Mann wird aus der ihm gebührenden Arbeit verdrängt und muß dafür die der Frau gebührende, aber von ihr verlaufene Arbeit übernehmen.

Der erste der befürchteten Nothstände reimt sich nun freilich schlecht mit der gleichzeitig behaupteten Ueberlegenheit des männlichen Geistes und der von aller Welt, auch von denen die sie nicht verstehen, gläubig nachgesprochenen Darwin'schen Lehre vom Kampf ums Dasein. Gehen wir einmal von den allgemeinen Behauptungen zum einzelnen Fall. Ist nur der männliche Geist einer wissenschaftlichen Ausbildung fähig, so werden ja die Bewerberinnen, die sich mit einer Anzahl von Gymnasiasten zur Reifeprüfung, oder später diejenigen, die sich mit einer Anzahl Studenten zur Fachprüfung melden, schmählich durchfallen und gar nicht erst zum Wettbewerb im Beruf gelangen. Diese Beruhigung hält nun freilich den amtlichen Berichten gegenüber nicht Stich, die aus anderen Ländern über die Ergebnisse von Universitäts-Prüfungen kommen, zu welchen Jünglinge und Mädchen zugelassen waren. Was die Jünglinge konnten, das konnten im Durchschnitt die Mädchen auch — oder mehr! Ja, ich kann sogar eine verwandte vaterländische Erfahrung anführen. In einem kleinen deutschen Staat ist dieselbe Prüfungsbehörde mit der Prüfung der seminaristisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen beauftragt. Jene haben an einer Staatsanstalt einen drei- bis vierjährigen Curs durchzumachen, diese in Privatanstalten einen zwei- bis dreijährigen; die Anforderungen der Prüfung sind fast die gleichen. Ein dieser Behörde angehöriger Mann — keineswegs ein Freund der „Emancipirten!" — hat sich dahin ausgesprochen, daß so gute Prüfungs-Ergebnisse, wie sie vor einiger Zeit ein paar junge Lehrerinnen erreicht haben, innerhalb der letzten zehn Jahre überhaupt von keinem der jungen Lehrer erreicht seien, und daß in demselben Zeitraum der Durchschnitt der den Lehrerinnen ertheilten Zeugnisgrade um eine halbe bis eine ganze Nummer höher stände (es gibt vier Grade), als der den Lehrern ertheilter Grade.

Daraus soll nun nicht etwa auf ein Uebergewicht der weiblichen Befähigung über die männliche geschlossen werden. Die Bedingungen sind in diesem Fall nicht völlig gleich. Die Kreise aus welchen die Lehrerinnen herstammen, stehen im Durchschnitt gesellschaftlich wohl etwas höher als die heimatliche Umgebung der jungen Lehrer; bei den Mädchen — so versichern wenigstens die welche mit Jünglingen und Mädchen zu thun gehabt haben — ist das Pflichtgefühl reger, der Ehr-

geiz leichter zu wecken, die Angst vor der Prüfung größer. Jedenfalls scheint diese Erfahrung anzudeuten, und jedenfalls beweisen die Erfahrungen, die man in Cambridge, Oxford, Zürich und anderen Hochschulen gemacht hat, daß während der Ausbildung, während des Studiums das weibliche Geschlecht dem männlichen in den Leistungen nicht nachsteht. Umso schlimmer also im Beruf! werden die um unsere jetzigen Einrichtungen besorgten Gegner des Frauenstudiums sagen. Umso mehr werden die Frauen sich zu den gelehrten Laufbahnen drängen, umso mehr werden sie den Männern das Brot vom Munde wegnehmen, umso schmählicher werden sie ihre eigentliche Arbeit, die Arbeit des Hauses im Stiche lassen!

Wer so urtheilt, kennt die Frauennatur nicht. Ein richtig organisirtes Mädchen wird bei passender Gelegenheit wohl immer lieber heiraten als studiren. Daß ein Mädchen nicht frisch von der Schule weg, wie der Schüler vom Gymnasium, die Universität beziehen kann und soll, daß es wünschenswerth ist, die Studentin der Zukunft, namentlich die der Heilkunde, erst ihre bürgerliche Mündigkeit erreichen zu lassen, ehe sie ihr Studium beginnt, daß ein Mädchen, welches sich zu einem so ernsten, einem so umfangreiche Vorbereitung erfordernden Beruf entschließt, grade wie die angehende Krankenpflegerin, lebensreif genug geworden sein muß, um zu wissen, was sie übernimmt und was sie aufgibt, das haben wir schon früher dargelegt. Unter den weiblichen Wesen aber, welche gleichzeitig das einundzwanzigste Lebensjahr zurücklegen, werden immer die meisten, man gruppire sie nach Städten, nach Provinzen, nach Ländern, nicht mehr studiren wollen, weil sie entweder schon verheiratet sind, oder nahe Aussicht auf Verheiratung haben, oder lieber warten wollen, oder vorher in einen anderen Beruf eingetreten sind. Vor Ueberlauf braucht man wahrlich nicht bange zu sein! Selbst unter den Mädchen, deren geistige Gaben über den Durchschnitt hinausgehen, welche Freude am Lernen haben und sich deshalb Freude vom Studiren versprechen, werden noch immer viele zurückgehalten werden: manche, weil sie die Mittel nicht aufbringen können, manche, weil die Eltern oder sonstigen Berather ihre Zustimmung verweigern, manche, weil sie das öffentliche Aufsehen fürchten, das sich vorläufig an diesen Schritt heftet, manche, weil ernste, angestrengte, nachhaltige Arbeit das letzte ist, was in dem Lebensideal vieler jetzigen jungen Mädchen eine Stelle zu finden pflegt. Trotzdem bleiben einige, es mögen nun in ganz Deutschland hundert, oder nur fünfzig, oder ein paar hundert sein, und diesen müssen auch bei uns die Wege freigemacht werden: um ihretwillen, damit sie sich voll ausleben können, um der Gesammtheit willen, damit sie durch den Augenschein beweisen, daß an gewissen Puncten unserer Gesellschaftsordnung eine Arbeit wartet, die von wissenschaftlich gebildeten Frauen besser verrichtet werden kann als von Männern. Nur dieser Beweis scheint für manche Wahrheiten der jetzigen Menschheit einleuchtend: kein noch so scharfsinniges Gefüge von Vernunftgründen; und nur dieser Beweis der That wird auch allmählich die Welt überzeugen, daß die Erschließung eines neuen Arbeitsgebiets für die Kräfte der Frau nicht Verdrängung, sondern Ergänzung der männlichen Kraft bedeutet.

Im Hause, in der durch die Ehe gegründeten Familie haben Mann und Frau ihre Aufgabe neben einander: das ist so gewesen, so lange es Häuser und Familien gibt. Der Häuser und Familien werden jetzt weniger gegründet als je zuvor; der Arbeit, welche die Frauen im Hause hatten, haben zum großen Theil Männer sich bemächtigt und sie aus dem Hause heraus ins Gewerbe verlegt. Da aber doch noch immer das weibliche Geschlecht der Zahl nach die Hälfte der Menschheit bildet, und da die Segensverpflichtung der Arbeit auf die ganze Menschheit gelegt ist, von Anbeginn der Zeiten, so liegt auf der Hand, daß die beiden Geschlechter in außerhäuslicher Arbeit sich ergänzen lernen und die Fühlung suchen müssen, die sie im Hause nicht mehr ausreichend haben. Das vollzieht sich an manchen Stellen leicht und geräuschlos; an anderen knarrt und kracht das gesellschaftliche Gefüge, als wollte es aus den Angeln gehen. Es vollzieht sich leicht, wo immer die Welt mit einer vollendeten Thatsache überrascht werden kann; es läuft nicht ohne viel Lärm und Staub ab, wenn, wie in dem uns beschäftigenden Fall, die theoretischen Erörterungen der Praxis vorangehen müssen. Man denke sich einmal folgenden Fall. Ein großes Culturland führt Krieg mit einem anderen und muß zahlreiche Truppen in eine Gegend entsenden, die von seinen Grenzen hunderte von Meilen entfernt, nur halb civilisirt und dem Feinde gehörig ist. Erst leise, dann immer lauter kommen in Einzelbriefen und Zeitungsberichten Klagen darüber ins Vaterland, daß für die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen schlecht gesorgt sei, besonders aber die Verwundeten, Kranken und Sterbenden entsetzliche Noth leiden. Nun schlägt jemand vor: Wir wollen ein paar Frauen, genau genommen ein paar Damen dahin schicken, damit sie die Zustände prüfen und Hand anlegen, wo es noth thut. Welcher Sturm des Hohnes und Spottes würde sich erheben! Frauen, Damen! in ein entlegenes, feindliches Land, unter ein rohes Soldatenvolk, an Stätten herzzerreißenden Jammers und Grausens! Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie Blut sehen! u. s. w., u. s. w. Nun denn, dieser Fall ist, bis zu dem Vorschlage, nicht erfunden, sondern eine geschichtliche Thatsache: das Land heißt England, der Krieg heißt der Krimkrieg und wüthete vor dreißig Jahren, die Soldaten des englischen Heeres starben zu tausenden, nicht durch die Kugeln der Russen, sondern an Typhus, Cholera und den Vernachlässigungen der Gesundheitsbedingungen, durch welche diese Würgengel herbeigerufen werden. Nur der Verlauf war anders. Es machte nicht jemand jenen Vorschlag, welcher der ganzen Welt als hirnverbrannt gegolten hätte, sondern eine kluge, menschenfreundliche, thatkräftige Frau mit einem Häuflein gleichgesinnter Gehilfinnen, Florence Nightingale, unterstützt durch die Ermächtigung einer anderen Frau, welche zufällig jenes Land regiert, machte sich auf, brachte den Soldaten in der Krim Hilfe und schuf durch ihr heldenmüthiges Vorgehen eines der bewundernswerthesten Werke der Neuzeit: die Krankenpflege im Kriege, ausgeübt vornehmlich durch Frauen. Sind dadurch die Männer im Kriege oder auch nur in der Krankenpflege überflüssig geworden? Sind dadurch Männer um die Möglichkeit gebracht sich einen eigenen Herd zu gründen, oder in die Nothwendigkeit versetzt, ihr Essen selbst zu kochen, ihre Stube selbst zu kehren, ihre Kinder selbst aufzufüttern?

Vor allem nun auf denjenigen beiden Gebieten, die uns vorläufig allein der Mitarbeit wissenschaftlich gebildeter Frauen zu bedürfen scheinen: der ärztlichen Praxis an Frauen und Kindern und dem Unterricht heranwachsender Mädchen, kann von einem Verdrängen der Männer schlechthin nicht die Rede sein. Aerzte gibt es in Deutschland gewiß nicht zuviel, sondern zu wenig; Oberlehrer an höheren Mädchenschulen mögen allenfalls soviele zu finden sein, wie man anstellen will; aber es ist bekannt, daß viele den Mädchenunterricht nur wie einen Durchgang zu Stellungen an Knabenschulen betrachten, und gleichfalls bekannt, daß der Lehrer erwachsener Mädchen sich und seine Schülerinnen durch viele Klippen hindurch zu schiffen hat, die ihm und anderen oft den Wunsch nahe legen, er hätte lieber ein anderes Feld seines Berufes erwählt. Es wird, soviel sich voraussehen läßt, immer wünschenswerth bleiben, daß an der Ausbildung heranwachsender Mädchen auch Männer betheiligt bleiben, es wird nie danach getrachtet werden müssen, Aerzte aus der Frauen- und Kinder-Praxis einfach auszuschließen. Sowie die Menschen jetzt geartet sind, wird in der Regel eher ein Mann als eine Frau geeignet erfunden werden, großen Unterrichtsanstalten vorzustehen, und gewisse ethische Fächer wird man in Deutschland wenigstens, wo es sich um die letzten Schuljahre handelt, lieber Männern als Frauen anvertrauen. Von Männern, nicht von Frauen, wird man zunächst erwarten, daß sie die ärztliche Wissenschaft weiter för-

dern und, wenn es nöthig thut, in neue Bahnen leiten. Bei Operationen, die große Körperkraft erfordern, ist der Mann unentbehrlich; in die Ausübung seiner Kunst an seinem eigenen Geschlecht denkt überhaupt keine Aerztin einzugreifen. Ist aber einmal bei einer Operation eine besonders feine, zarte, linde Hand nöthig, warum will man die von Natur so geschaffenene Hand des Weibes zurückweisen? Wie sich die Thätigkeit der beiden Geschlechter neben einander auf diesen Gebieten künftig abgrenzen, ergänzen und in einander fügen wird, das läßt sich im einzelnen gar nicht vorhersagen. Den Grundzügen nach werden, solange die jetzige Weltordnung vorhält, ganz gewiß immer die von Gott gewollten Eigenthümlichkeiten der beiden Geschlechter dabei ihren Ausdruck finden. Im einzelnen wird es Abweichungen und scheinbare Uebergriffe geben, wie es deren auf den jetzt gemeinsamen Arbeitsfeldern auch gibt: leidlich gute Ehen, in welchen die Frau statt des Mannes das Vermögen verwaltet, erträgliche Kindererziehung, bei welcher der Vater die Seite des Gemüths, die Mutter die Seite des Verstandes und Willens vertritt, und ähnliches.

Es gibt nun schließlich noch wunderliche Leute, welche die Frauen durchaus auf ihrem bisherigen Standpunct festhalten möchten, nicht weil ihr Wettbewerb den Männern zu gefährlich, sondern weil er ihnen nicht gefährlich genug zu werden droht. Wie oft ist schon denen, die sich um Erweiterung des weiblichen Arbeitsgebiets bemühen, entgegengehalten, daß die Geschichte keine weiblichen Michel Angelos, Beethovens und Goethes kenne! So meinen nun auch manche dem Studium der Frauen einen Riegel vorzuschieben, indem sie vorhersagen, nie werde eine Frau, oder nie werden die Frauen für alle Verzweigungen des ärztlichen Berufs zu brauchen sein, nie werde es einen Billroth, Virchow, Esmarch u. s. f. unter ihnen geben. Was thut denn das? Diese Geister ersten Ranges, und wären ihrer zehnmal soviel und jeder noch zehnmal so gescheut, können ja doch nicht die Heilarbeit der ganzen Welt besorgen. Es muß daneben eine ganze Menge Meier und Müller, Schmidt und Schulz, Dr. med. geben, und nur zwischen diesen suchen die Frauen ein Plätzchen, wo sie der leidenden Menschheit helfen, ihre besonderen Gaben im Dienste derselben verwerthen und ihrem eigenen Leben nach Gottes Willen einen befriedigenden Inhalt geben können.

M. L.

Soße oder Salse? —

eine Verdeutschungsfrage, von Dr. Daniel Sanders in der Nationalzeitung der Hauptsache nach wie folgt beantwortet:

„In meinem „Verdeutschungswörterbuch“ finden sich für den Ersatz von Sauce mehrfache Vorschläge; zuerst der, wenn das Wort als vollständig eingebürgert betrachtet werde, es auch ganz nach deutscher Weise zu schreiben, nemlich Soße, wie es z. B. mit unnöthig eingeschobenem h in dem von C. F. v. Rumohr überarbeiteten und herausgegebenen „Kochbuch“ von Jos. König (Stuttgart 1882) heißt: „Tunken oder Sohßen nennt man die flüssigen Zugaben zu festen nichtauflösbaren Nahrungsmitteln.“ Man vergleiche auch die bei Goethe in seinem Nachspiel zu Iffland's „Hagestolzen“ sich findende zugehörige Verkleinerung:

„Doch wie zuletzt aus der Casserolle
Ein Sößchen sich entwickeln solle,
Das ist mir nur allein bewußt.“

Freilich, wenn ein deutsches Wort als Ersatz für das fremde allgemein anerkannt würde, dann bedürfte man des Fremdlings nicht weiter. Aber das dafür angegebene Brühe deckt sich mit Soße nicht außer in der Tabaksbereitung, wo man auch das Wort Beize dafür hat; das weiter von Campe nach dem hamburgisch-plattdeutschen Bigöte vorgeschlagene Beiguß darf schwerlich auf allgemeine Aufnahme rechnen. So konnte ich denn nur noch auf das wie von F. v. Rumohr so auch von J. G. Forster und von G. A. Bürger (in „Münchhausen's wunderbare Reisen“) gebrauchte Tunke hinweisen, dem ich noch folgende Stelle aus Walter Ryff's „Spiegel der Gesundheit“ vom Jahre 1544 hinzufügte: „Essig ist allein Beiesse zu einem Eindunke, Salsen oder dergl. Gebrauch, andere Kost damit zu verbessern und den Lust oder Appetit zu der Speis anzureizen.“ Das hier erwähnte „Salse“ ist unüblich geworden, doch Dank namentlich Luther's Bibelübersetzung nicht ganz aus dem Gebrauch geschwunden, da es hier von dem Osterlamm wiederholt heißt: „Ihr sollt es mit bittern Salsen essen,“ eine Wendung die sich, namentlich übertragen, auch weiterhin erhalten hat. Der immer möglichst auf rein deutschen Ausdruck haltende Joh. Heinr. Voß schreibt auch noch: „Braten-, Fisch- und Herings-Salsen.“

Ich setze noch den Schluß dessen was ich in meinem „Verdeutschungswörterbuch“ zu dem Worte „Sauce“ beigebracht habe, her: „Die Hauptschwierigkeit macht immer noch die Sauce, da unser Sprachgeschmack sich mit Tunke schwerlich befreunden wird. Würze, Brühe passen nicht. Sauce stammt von Salsa, d. i. Salzbrühe, Salzsaft. Kraftsaft ist nur in mittelalterlichen fürstlichen Küchenordnungen vorgekommen, es findet sich auch bei Joh. Fischart. Wie wäre es mit Würzsaft? H. Stephan in der „Deutschen Verkehrszeitung,“ 1877 S. 66. „Wie mußte es mich nun freudig überraschen, als ich in jüngster Zeit von dem zuletzt genannten Staatssecretär des Reichspostamts, dem ich als dem vor allen thatkräftigen Förderer der Reinheit unserer Muttersprache mein mehrgenanntes Verdeutschungswörterbuch habe widmen dürfen, das nachstehende Schreiben empfing: „Es tritt mir in neuerer Zeit öfter auf Speisezetteln u. s. f. als Ersatz für das Fremdwort „Sauce“ der Ausdruck „Tunke“ entgegen. Ich glaube mich nicht zu irren, dafür in den mittelalterlichen Küchenordnungen das gute deutsche Wort „Salse“ angetroffen zu haben, woraus offenbar erst das französische Wort „sauce“ entstanden ist. Es würde mich freuen, wenn Sie meine Ansicht bestätigen könnten und in diesem Falle Ihren Einfluß auf sprachlichem Gebiet dazu verwenden wollten, daß dem altdeutschen „Salse“ sein Recht werde und die so unschöne Bezeichnung „Tunke“ für Sauce aus der Sprache verschwinde. Ebenso würde ich in meinen Kreisen für die Wiedereinbürgerung von Salse wirken. Indem ich Ihrer gefälligen Rückäußerung mit Interesse entgegensehe, verbleibe ich u. s. w.

v. Stephan.“

Ich habe kaum noch etwas hinzuzufügen, denn ich zweifle nicht im geringsten, daß allerdings nicht durch meinen Einfluß, aber nach diesem Vorgang das in der Abstammung und nach dem Klange sich so eng an das zu ersetzende Fremdwort anschließende Salse eben so schnell allgemein sich wieder bei uns einbürgern wird wie die vielen anderen gut deutschen Ausdrücke, die als treffender Ersatz für Fremdwörter unser heutiger Sprachschatz bereits eben demselben Manne als unverlierbares Eigenthum dankt.

Es bedarf kaum noch der Bemerkung, daß mit der Sauce auch zugleich der ganz undeutsche Ausdruck Saucière verschwinden und dem Salsennapf Platz machen wird.“

Ein Liebesbrief

von Robert Schumann an seine spätere Frau.

An Clara Wieck in Dresden.

Leipzig, 1834.

Meine liebe und verehrte Clara!

Es gibt Schönheitshasser, welche behaupten, Schwäne wären eigentlich größere Gänse — mit eben demselben Recht könnte man

sagen, die Ferne wäre nur eine auseinander gerückte Nähe. Und sie ist's auch, denn ich spreche täglich mit Ihnen (ja noch leiser als ich gewöhnlich pflege) und weiß doch, daß Sie mich verstehen. Im Anfang hatte ich verschiedene Pläne über unsere Correspondenz. Ich wollte z. B. eine öffentliche in der musikalischen Zeitung mit Ihnen contrahiren — sodann wollte ich meinen Luftballon (Sie wissen, daß ich einen besitze) mit Briefgedanken anfüllen und bei günstigem Winde unter passender Adresse aufsteigen lassen. — Ich wollte mir Schmetterlinge einfangen als Briefträger an Sie — ich wollte meine Briefe erst nach Paris schicken, damit Sie sie recht neugierig aufmachten und dann, mehr als überrascht, mich in Paris glaubten. Kurz ich hatte viele witzige Träume im Kopf, aus denen mich erst heute ein blasender Postillon weckte. Postillone, liebe Clara, wirken überhaupt auf mich so magisch, wie etwa der vortrefflichste Champagner. Man glaubt keinen Kopf zu besitzen, so wonnig leicht ist es einem im Herzen, wenn man sie so lustig in die Welt hineinschmettern hört. Ordentliche Sehnsuchtswalzer sind diese Trompeterstückchen für mich, die uns an etwas erinnern, was wir nicht besitzen. Wie gesagt, der Postillon blies mich aus meinen Träumen in neue hinein.

Bücher und Schriften.

Die Schriftkürzung. Ein Lehrbuch zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht, von Otto Serini (Frankfurt a/M., Moritz Diesterweg, 1886) gibt neben einem System für abgekürzte Schreibung, welches sich einfacher ansieht als Stenographie, viele interessante Bemerkungen über Schrift, Schriftzeichen, Sprache, Rechtschreibung u. s. f. und verdient in allen den Kreisen beachtet zu werden, wo dem geschriebenen Wort Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Allerlei Gemeinnütziges.

In der von Geh. Regierungsrath Böhmert herausgegebenen Zeitschrift des königlich sächsischen statistischen Büro werden die Ergebnisse der sächsischen Einkommensteuer in dem Jahrzehnt 1875 bis 84 ausführlich mitgetheilt und dabei die interessante Frage, ob der Mittelstand in Sachsen ab- oder zugenommen habe, wie folgt beantwortet: „Es scheint sich aus den nunmehr siebenmaligen sächsischen Abschätzungen zu ergeben, daß der Mittelstand selbst in der sehr kritischen Erwerbsperiode von 1875 bis 1880 sich ziemlich fest behauptet hat, während grade die reichsten Classen in dieser Zeit die meiste Einbuße an Einkommen erlitten hatten. Es liegt das auch in der Natur der Sache, weil die unteren und mittleren Classen weniger zu verlieren hatten, als die in der Periode von 1881—1875 meist rasch zu Reichthum gelangten Höchstbesteuerten. Die Jahre 1879 und 1880 bilden einen Wendepunct, da sich die Wirkungen der Krisis für die höheren Classen allmählich verlieren. Das Jahr 1882 zeigt schon ein sehr bedeutendes und das Jahr 1884 ein noch höheres Ansteigen der Zahl der Höchstbesteuerten und der Summe ihres Einkommens. Der Zeitraum seit 1880 scheint mithin der Ansammlung großer Einkommen wieder weit günstiger zu sein, während die mittleren und unteren Classen in diesem Zeitraume zwar auch fortgeschritten sind, aber doch nur eine mäßige Erhöhung des Einkommens im Vergleich mit den reicheren Classen aufweisen.“ Ein steuerndes Jahreseinkommen über 48 000 ℳ hatten in Sachsen

1880	320	Personen
1882	387	„
1884	487	„

sodaß allerdings binnen vier Jahren ihre Zahl sich um die Hälfte vermehrt hat. Durch die Reichsgesetzgebung braucht hier also wohl nicht mehr nachgeholfen zu werden.

Die Frankfurter Pfennig-Sparanstalt hat im Jahre 1885 ausgegeben Sparmarken im Werthe von ℳ 97 269, dagegen wurden durch ihre Vermittelung bei der Sparcasse verzinslich angelegt ℳ 100 282 in 13 385 Posten, von denen 2229 neue Einlagen und 11 156 Nachschüsse waren. Der Durchschnittsbetrag der Einlage war ℳ 7.49.

Die neuen Einleger des abgelaufenen Jahres 1885 zerfallen in:
256 gewerbliche Gehilfen und deren Frauen,
103 weibliche Dienstboten,
107 Angehörige von weiblichen Berufsständen,
79 Taglöhner und Fabrikarbeiter, bezw. deren Frauen,
78 kaufmännische Gehilfen und deren Frauen,
46 Frauen ohne Beruf,
57 geschäftliche und persönliche niedere Bedienstete und deren Frauen,
28 Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und städtische Unterbeamte und deren Frauen,
27 Angehörige verschiedener Berufsstände und deren Frauen,
50 selbständige Gewerbetreibende, Wirthe und deren Frauen,
1398 Kinder.

Von den Einlegern waren 1169 männlichen und 1060 weiblichen Geschlechts. Die Eltern der Kinder gehörten folgenden Berufsständen an:
252 gewerblichen Gehilfen,
76 kaufmännischen Gehilfen,
136 Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und städtischen Unterbeamten,
115 geschäftlichen und persönlichen niederen Bediensteten,
100 Taglöhnern und Fabrikarbeitern,
47 weiblichen Berufsständen,
42 Frauen ohne Beruf,
307 selbständigen Gewerbetreibenden und Wirthen,
238 selbständigen Kaufleuten,
43 Gelehrten und verwandten Berufsständen,
25 Rentnern,
10 Landwirthen,
5 verschiedenen Berufsclassen.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungs-gebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 7. Sonntag, 14. Februar. 1886.

Tischgespräche.

Vom Glockengusse mag Schiller Recht haben, daß „die Arbeit munter fortfließt, wenn gute Reden sie begleiten“, denn er hat ihn bekanntlich genau studirt, ehe er daraus den verbindenden Text seines großartigsten Gedichtes machte; sonst aber kann nicht jede Arbeit, auch nicht jede körperliche diese Begleitung vertragen, sowenig wie schlechthin jeder Gesang die begleitenden Accorde des Claviers. Dagegen steht es wissenschaftlich fest, daß das Essen besser verdaut wird, wenn es gemeinsam und unter passendem Gespräch eingenommen wird. Nur daß es eben auch passend sei! Denn unpassende Gespräche oder Reden können die beförderliche Wirkung nicht nur aufheben, sondern sogar in ihr Gegentheil verkehren.

Herr Dompastor Schenkel hatte sich daher keinen üblen Gegenstand gewählt, als er am letzten Sonntag-Abend im Bremer Frauen-Erwerbs-Verein (nachdem der noch stärker als gewöhnlich sich einstellende Zudrang ein halbes Dutzend der Besucherinnen ohnmächtig hatte werden lassen) „das Tischgespräch“ behandelte. Er gestand am Schlusse, daß Luther's denkwürdige Tischreden ihm den Gedanken zuerst eingegeben hätten. Das waren freilich Reden, Einzelreden des den Vorsitz führenden und die Unterhaltung unumschränkt leitenden gewaltigen Mannes, der offenbar so froh war dem Einerlei der Kloster-Gespräche entronnen zu sein und mit andächtigen Schülern, Weib und Kind seine Mahlzeiten halten zu können, daß das Herz ihm alle Tage von neuem auf- und überging in unerschöpflich ideenreichem mannigfaltigem Redefluß. Nicht an allen Tischen nimmt ein Luther Platz, d. h. ein seinen Umgebungen so überlegener, so lebensvoller und so beredter Geist; und das ist am Ende gut, denn wo bliebe sonst das Gespräch im Unterschied von der Rede? Der hiesige Redner vom 7. Februar, dem es selbst so glücklich leicht zu reden wird, erklärte die richtige Führung eines Gesprächs für oft schwieriger als das Reden. Es handelt sich eben darum, alle Mitessenden mehr oder weniger ins Interesse zu ziehen, die Redseligen milde zu beschränken, die Stummen aus ihrer zeitweiligen Taubstummheit herauszulocken, und selber allemal die geeignetsten Beiträge zu dem Pickenik des Geistes zu liefern, über welche man eben verfügt.

Um schon die Kinder in der Theilnahme an Tischgesprächen zu üben, bestand in einem Hause, das dem Redner genauer als irgend ein anderes bekannt war, die Regel, daß jedes der Kleinen über Tisch dem Vater — der oft selbst beim Essen noch den Kopf sehr voll hatte: er war eben Gelehrter, Universitäts-Lehrer und ein höchst thätiger Kirchenpolitiker zugleich — und der für ihre Liebenswürdigkeit stadtkundigen Mutter etwas aus seinem engen Erfahrungskreise erzählen mußte. Eine vortreffliche Gewohnheit! Ich glaube nicht daß sie, wie mein Nachbar fürchtete, die Gefahr in sich birgt, zu Erfindungen zu verleiten. Thut sie es aber, nun so entwickelt sie die schöpferische Phantasie; und das wären doch sehr stümperhafte Erzieher, ich hätte fast gesagt: unerlaubt dumme Eltern, die sich von ihren eigenen Kindern weismachen ließen, sie hätten erlebt was sie nur erfunden, oder die gegen den Misbrauch in Verlegenheit um wirksame Abwehr wären.

In einem anderen Puncte schien der sonst so lebenskundige und billigdenkende Redner seinerseits etwas puritanisch weitzugehen, — wenn er nemlich alle die Tagesvorfälle aus der Nachbarschaft vom Tischgespräch ausgeschlossen wissen wollte, welche dem sogenannten Klatsch seinen Stoff liefern. Wäre ihre Zulassung nicht vielmehr grade das Mittel, den jüngeren Menschen das Wohlgefallen an falschem faulem Klatsch gründlich abzugewöhnen? Es kommt ja nur auf die Wendung an, welche die lieberfüllte Mutter oder der gerechtdenkende Vater der Mittheilung gibt! Eigentlich aber war es so wohl auch gemeint. Klatschstoff soll nicht zu Klatsch entfaltet, sondern in etwas besseres, bildenderes und sittigenderes verwandelt werden, wenn es am Tische einer Familie erscheint, die diesen Mittelpunct ihrer Zusammenkünfte nicht zur Bierbank oder zu dem Kaffee-Kränzchen von der lästernden, scandalliebenden Art herabsinken lassen will.

Das Tischgespräch gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Erziehungs-Gelegenheiten. Die täglichen Mahlzeiten nehmen soviel Zeit des Lebens hinweg (die der schnellrechnende Redner allerdings doch auf das doppelte der Wirklichkeit anschlug, wenn er bei den am behaglichsten lebenden Leuten auf vier statt zwei Monate im Jahre, weil vier Stunden täglich kam); und sie bieten sich so ungezwungen dar, jedem für seine Mittheilung an die Uebrigen, allen zu empfänglichem Aufmerken. Wenn nur keiner unterlassen wollte, sich vorher nicht allein die Hände zu waschen, sondern auch Kopf und Gemüth zu befreien von störender Ueberfüllung mit Sorgen oder rein persönlichen Gedankengängen und Plänen! — wenn jeder etwas

mitbrächte, das den anderen zur Freude gereichen oder mindestens von einigem Interesse sein kann! vor allem aber sein Herz gegen sie öffnete, daß es lauter Wohlwollen, nicht geheimen Groll hege, und die rechte freie, frohe Stimmung von sich ausströme, welche dem Essen und Trinken selbst sowohl als den sie begleitenden guten Reden erst ihren wahren Segen verleiht. A. L.

Gemeinplätze und Kalauer.

Von

Wilhelm Fischer.

Auch im Ausdrucke geziemt dem verständigen Menschen eine gewisse schlichte Nüchternheit, falls er nicht grade einen Dithyrambus dichtet, und das kommt bei verständigen Leuten im allgemeinen nur selten vor. Der begreifliche Wunsch aber, Eindruck zu machen, die Wahrnehmung, daß auch die besten Worte, wie viel umlaufende Goldstücke, mit der Zeit einen Theil ihres Glanzes und Gepräges einbüßen, der Nachahmungstrieb und ähnliche Gründe verleiten auch besonnene Menschen hin und wieder zu Uebertreibungen und Neuerungen, die nicht immer zu billigen sind. „Mein lieber Freund“, so innig es klingt, wenn's von Herzen kommt, wird durch „liebster Freund“ verdrängt — in zehn Fällen, wenn der also Redende zehn Freunde hat, genau genommen neunmal auf Kosten der Wahrheit. „Er sagt mir nicht zu“ heißt in gewählter Sprache: „Er ist mir nicht sympathisch.“ In vielen Fällen würde ein Eigenschaftswort ohne Zusatz und Steigerung den Sinn genügend stark ausdrücken, ja vielleicht etwas zu stark, z. B. „Wir sind hungrig“. Denn das bedeutet gewöhnlich doch nur: „Wir möchten bald essen“ — vom eigentlichen Hunger, der weh thun soll, haben, Gott sei Dank! die wenigsten Menschen einen rechten Begriff. Aber hört nur einmal Kinder und Erwachsene an, wenn sich die Tafelstunde um ein Weilchen verspätet! „Wir sind so hungrig! Wir sind *sehr* hungrig!“ schallt es der armen Hausfrau oder Köchin von allen Seiten entgegen. Ja, das gute Wörtchen „*sehr*“ thut's auf die Dauer nicht mehr: es wird etwa durch „*gewaltig*“ ersetzt. In neuerer Zeit scheint „*furchtbar*“ beliebt zu werden. Noch klingt mir der in seinem tiefen Ernste zum Lachen reizende Ton in den Ohren, mit dem ein zehnjähriges Bübchen, nach einer Wanderung sich reckend und dehnend, langsam und nachdrücklich in die Worte ausbrach: „O, ich bin so *furchtbar* müde!“ Und ebenfalls lächelnd hörte ich bald darauf eine zarte Dame äußern: „Solch einen Ausflug in die Berge mag ich *furchtbar* gern!“ Hoffentlich hält das stark gewebte Wort Gebrauch und Abnutzung, eine geraume Zeit aus, ohne fadenscheinig zu werden, sonst führt der nächste Schritt zu „*entsetzlich* lieb“ und „*gräßlich* schön.“

Zu den vielbedeutenden Wörtern, mit welchen ich sparsam umzugehen pflege, gehört auch „*geistreich*.“ Und grade aus dem Munde einer Frau, der man in manchen Stunden diese Eigenschaft ohne Uebertreibung und Schmeichelei beilegen durfte, habe ich meines Wissens zuerst das Wort gehört, welches ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe. Luise von Gall, die früh verstorbene Gattin Levin Schücking's, der uns nun auch schon entrissen ist, sprach sich einmal, und wie man erwarten kann, nicht eben lobend über „*Gemeinplätze*“ aus.

Ich harmloser Jüngling horchte hoch auf, wohl in der dunklen Ahnung, daß ich selbst mich oft auf solche „Gemeinplätze“ verirrte, nicht nur in meinen Reden, sondern sogar in den Gedichten, die ich damals schon verbrochen hatte.

— Halt! Da hab' ich wieder der Zeitströmung zu viel nachgegeben und einen erbärmlichen Ausdruck gebraucht. „Ein Gedicht machen, schmieden, zusammenstümpern“, meinetwegen! aber „verbrechen“? Nein! das ist gesucht und wäre besser ungefunden geblieben. Sagen wir schlichtweg: „Von Gemeinplätzen waren vermuthlich sogar die Gedichte nicht ganz frei, die ich damals schon geschrieben hatte.“ Thut das nicht denselben Dienst, lieber Leser, und klingt es nicht besser?

Ich nahm mir vor: Es soll anders werden! und wohl mir (und meinen Lesern!) wenn ich diesen Entschluß wenigstens in meinen Schriften hätte halten können! Doch am Ende soll der edelste Wein nicht aus lauter Alkohol bestehen — das meiste ist Wasser, und Wasser bleibt das beste. Und was gar den mündlichen Verkehr anbetrifft, so bin ich gar bald wieder anderen Sinnes geworden und lege hier dankbar eine Lanze für die vielverleumdeten Gemeinplätze ein.

Was ist ein Gemeinplatz? Eine nahe liegende Bemerkung, die sich mehr durch Wahrheit als durch Neuheit auszeichnet; eine Redensart, die bei ähnlichem Anlaß schon von vielen vor uns gebraucht worden ist; eine Gedanken-Münze, die wir nicht selbst geprägt, sondern von anderen empfangen haben und in wohlbegründetem Glauben an ihre Echtheit weitergeben.

Und darauf sollten wir verzichten? Die ganze fahrende Habe, die wir ererbt, sollten wir einschließen und vermodern lassen und zu jedem Bedarf eignes Geräth zimmern? Die altvertrauten, gefälligen Wortfügungen, die Weisheit, ja nur die Art und Weise unserer Vorfahren sollten wir verschmähen aus ängstlichem Bestreben, geistvoll und eigenthümlich zu sein, aus krankhafter Furcht nach Neuem? Dann laßt uns doch nur gleich Trappisten werden oder besser noch ganz verstummen: Memento mori ist nachgrade wohl auch ein Gemeinplatz geworden. „Dagewesen!“ sagt Ben Akiba. „Nichts neues unter der Sonne“ mag zu stark ausgedrückt sein, wie wir leichtfertigen Menschlein die Worte „alles“ und „nichts“ gar oft misbrauchen, aber „wenig neues“ ist nicht zuviel gesagt.

Wer kann denn, so oft er den Mund öffnet, einen nagelneuen Gedanken äußern? Ich nicht. Wer ist nur so gewandt und regsam, daß er jeden alten Gedanken wenigstens in neue Gestalt und Einkleidung bringt, das längst zu Tage geförderte Erz gleichsam mit seiner besonderen Präge versieht? Ich wiederum nicht — es wäre auch übel angewandte Müh'. Wer möchte endlich fortwährend von solchen Geistesblitzen umleuchtet werden, immer fremde Gesichter, oder doch alte Bekannte in neuer Vermummung sehen? Nochmals, ich nicht, ebenso wenig wie immer Schaumwein trinken, so wohl mir hin und wieder ein Spitzglas voll des prickelnden Saftes thut.

Gottlob bin ich selten lange mit Leuten zusammen gewesen, die sich ein Geschäft daraus machen, geistreich zu sein. Dagegen habe ich alte, liebe Wahrheiten, wenn auch zuweilen mit Ungeduld, doch meist mit stiller Behaglichkeit angehört, wie man sein täglich Brot verzehrt, oft sogar mit Freude und Dankbarkeit, wenn dem Brote ein wenig Butter zugefügt wird.

Als ich, glühend vom Bergsteigen, Rigi-Kulm erreicht hatte und gern stillgestanden wäre, um den großartigen Anblick der Fernen, in ewigen Schnee glänzender Alpen zu genießen, die uns drunten in Wäggis noch durch die Vorberge verdeckt wurden, da hätte die freundliche Unbekannte, welche oben übernachtet hatte, mit leuchtenden Augen nach den weißen Gipfeln starrend etwa äußern können: So ergeht es uns auch mit den großen, über Zeit und Raum erhabenen Männern! Im niederen Thal des Tageslebens bemerken wir sie nicht; um sie zu sehen, müssen wir selbst in die Höhe steigen; und je mehr wir uns erheben, desto gewaltiger tritt ihr herrliches Bild hervor. — Nicht wahr, das läßt sich hören, das streift fast ans geistreiche, obgleich ich selbst es sage, der's nicht sollte. Allein sie äußerte nichts dergleichen, sondern ließ dem Zaun ihrer Zähne die ewige Wahrheit entschlüpfen: Wenn man erhitzt ist, so kann man sich leicht erkälten! und freudig stimmte ich der schönen Seele zu und hüllte mich fest in das warme Wollentuch, das sie mir vorsorglich anbot.

Es gilt für durchaus nicht geistvoll, ein Gespräch mit weisen Bemerkungen über das Wetter zu beginnen. Und doch, welcher Stoff liegt uns näher? welcher ist zugleich so wichtig und unverfänglich? welcher gleich geeignet zur gemeinsamen Verarbeitung mit Bekannten und Unbekannten? Sollen wir

lieber über die Welthändel sprechen? Wenn zwei Deutsche zusammen sind, so sind in der Regel vier Meinungen vertreten, denn

„Zwei Seelen wohnen, ach! in jeder Brust.“

Oder auf Markt und Straßen von Gott und Unsterblichkeit? Ein erhabener Gegenstand, aber wenn ich auch durchaus nicht meine, er sei den Geistlichen allein vorbehalten, so habe ich doch einmal ein Wort gehört von: „ins Kämmerlein gehen.“ Oder etwa von „der Wissenschaft des Absoluten in der Form dialektischer Entwickelung“? Das verstehen die meisten nicht; ich selber versteh's kaum. Wie verständnisinnig lächele ich dagegen, wenn mein biederer Hauswirth mir beim Antritt meines Spaziergangs die freilich nicht unumgänglich nöthige Versicherung gibt: Heute scheint die Sonne noch einmal! wie wehmüthig neige ich mein altes Haupt, wenn ich triefend zurückkehre und er theilnehmend fragt: Auch ein wenig angefeuchtet? Ja, ja, es regnet wieder. — Der muß sehr stumpf sein, auf den das Wetter keinen Eindruck macht. Es ist nun einmal das große, von Menschenwitz und Willen unabhängige Meer, in dem wir Fischlein mehr oder minder lustig schwimmen, dessen Wellenschläge wir im innersten Hause, sogar im Bett spüren. Auf Pläne und Wünsche, auf Stimmungen und Handlungen übt es den mächtigsten Einfluß aus. Und darüber sollte man nicht reden, eben weil es so nahe liegt und so wichtig ist? Nein, lassen wir uns diesen bequemen Tummelplatz scharfsinniger Bemerkungen und aufrichtiger Gefühlsergüsse durch mängelnde Krittler nicht verkümmern. Auf Reisen und daheim, mit Freunden und Fremden bietet die jeweilige Witterung nicht nur einen ausgezeichneten Anfang, sondern oft sogar Mitte und Ende der Unterhaltung dar. Wie offenbart sich auch hier wieder die reizende Verschiedenheit der vielen tausend Einzelwesen, und zwar in einer lieblichen Milde, durch keine Bitterkeit vergällt! „Ein herrlicher Tag!“ „Freilich, freilich! Aber ich geh' am liebsten bei fünf Grad Kälte spazieren.“ „Sonderbar. Mir wären sechzehn Grad Wärme jahraus jahrein eben recht.“ Ein Dritter liebt mildfeuchte Luft, staubfreie Wege und halbverschleierten Himmel, ein Vierter scharfen Frost, tiefen Schnee und hellen Sonnenschein dazu, und da alle nur wünschen, nicht ändern können, so vertragen sie sich bei den verschiedensten Ansichten aufs beste. Oder ein Halbdurchnäßter fragt den andern: Wie, Sie haben sich auch herausgewagt? und fühlt sich belohnt und erhoben durch die stolze Antwort: Ja, bei gutem Wetter kann jeder spazieren gehen! Und äußert er darauf: Heute gehört freilich Ueberwindung dazu. Ein wahres Hundewetter! so vernimmt er vielleicht den etwas dunklen Orakelspruch: Immer noch besser, als gar kein Wetter! Was eigentlich damit gemeint ist, ob der Zustand der Todten, oder das reine Nichts vor Erschaffung der Welt, das ist mir nie klar geworden, aber tiefsinnig bleibt's.

Muß ich noch erwähnen, daß sogar die Dichter dies Lieblingsfeld aller fühlenden Menschen nicht verschmäht haben? von den Griechen an:

Hyei men ho Zeus —

und den Römern:

Solvitur acris hiems —

zu den Franzosen:

Il faisait froid, ma mère,
O, comme il faisait froid!

den Engländern:

The day is cold, and dark, and dreary,
It rains, and the rain is never weary —

und den Deutschen hin:

Wieder steigt der Nebel, wieder
Rauscht ins Thal der Regen nieder. —

Was den Pflegern der Schönheit in den prächtigsten Liedern gestattet ist, sollen wir uns das im gewöhnlichen Leben versagen, einigen überklugen Narren zu lieb?

Doch um vom Wetter abzubrechen: auch auf anderen Gebieten haben mich die ehrlichen Gemeinplätze oft erquickt. Von den eigentlichen Sprichwörtern, dieser kristallisirten Weisheit der Vorfahren, red' ich dabei gar nicht einmal, nur von anspruchslosen Redensarten. Kindern kann man mit einer Kleinigkeit Freude machen, sagt der Bauer, indem er großmüthig ein paar wurmstichige Aepfel verschenkt. Nun ist der alte Hauschild auch abgerückt zur großen Armee! heißt es auf dem Wege zum Leichenbegängnis. Wie kräftig und ungesucht spricht sich hier das soldatische Wesen unseres Volkes aus! Er hat's hoch genug gebracht, 91, nicht wahr? Ein schönes Alter! Sagen Sie lieber: ein hohes Alter. Neunzehn Jahr, das ist ein schönes Alter! Nun kommt etwa die wehmüthige Frage: Wer mag der nächste sein? und ganz sicher die unanfechtbare Behauptung: Einmal müssen wir alle daran glauben! Tröstend setzt ein heiteres Gemüth hinzu: Es braucht aber nicht gleich zu sein, und befriedigt geht man auseinander mit dem erhebenden Bewußtsein: das Nöthige und Passende gesagt und gehört zu haben.

Schraubt die Ansprüche an den armen Menschengeist nicht zu hoch. Denkt nur, wie unendlich reich an geistvollen Sprüchen wären wir, wenn von den Millionen und abermals Millionen zur vollen Entwickelung Gelangenden jeder in seinem langen Leben nur einen einzigen halbwegs neuen, eigenthümlichen, vernünftigen und bleibenden Gedanken zu Tage förderte!

Nur flüchtig berühre ich noch ein anderes Gebiet, das ebenfalls von der Ueberfeinerung in Verruf erklärt worden ist: Witze, Schnurren, Schwänke und Wortspiele. Ihnen gegenüber lautet die Vorschrift für einen wohlerzogenen Flachkopf augenblicklich etwa so: er hat die länglichen Hände sanft bis zu den entsprechenden Ohren zu erheben und leise: Au! Au! zu rufen. Herzlich zu lachen gilt für ungebildet, und die Anwandlung dazu läßt sich wirklich bei einiger Uebung unterdrücken. Um so leichter, je stumpfer der Sinn und je kälter die Seele schon ist.

Ich gebe nun gerne zu, daß sich auch in dieser Vorrathskammer des geistigen Eigenthums unendlich mehr Mittelgut, ja Ausschuß als echte Waare „aus dem ff“ vorfindet. Es soll im Ganzen nur 37 Witze auf der Welt geben, die, nach Ort, Zeit und Gelegenheit geschickt verändert in tausend Gestalten den Unbefangenen über ihre geringe Anzahl erfolgreich täuschen. Ich selbst habe vor einigen Jahren in der ersten Nummer des Journals pour rire, die mir zu Händen kam, mit Verwunderung zwei uralte Bekannte entdeckt und mich über ihr Fortkommen innig gefreut; sie sahen in dem neuen Röcklein, welches der Pariser Schneider ihnen angezogen hatte, nicht übel aus. Ich gebe ferner bereitwillig zu, daß dieser bescheidene, ererbte Grundstock nur sehr langsam und allmählich vermehrt wird. Selten stößt man auf reiche Goldnester und blitzende Diamanten; man muß fürs winzigste Steinchen und kleinste Körnlein dankbar sein. Wenn nicht der sogenannte Zufall, einer der größten Witzbolde, wenn nicht das oft urscherzhaft dichtende Leben mit seinen überraschenden Verschlingungen uns zur Hilfe kämen, so wären wir noch ärmer in dieser Beziehung, als wir sind. Aber eben weil der Schatz nicht groß ist, müssen wir ihn sorgsam hüten; weil das Schicksal für Ueberfluß an bitterstem Ernst sorgt, müssen wir das kostbare Gegenmittel weise benutzen, weil Finden und Erfinden so schwer hält, müssen wir jeden mäßig gelingenden Versuch freundlich anerkennen.

Es mag einzelne Menschen geben, tüchtig und achtungswerth, die tiefernst und für jeden Scherz unempfänglich sind. Die bedauere ich, ohne sie in ihrer Eigenart zu stören, wie ich einem biederen Türken weder Wein noch Schinken aufdrängen würde. Die meisten aber, mit denen ich noch zusammengetroffen bin, können über einen Witz, der bei ihnen ins Schwarze trifft, herzlich lachen, und befinden sich jedesmal um so besser danach.

Aerzte behaupten, schon das bloße Lachen sei dem Leibe zuträglich. Daß es der Seele, und unmittelbar also dem ganzen Menschen, vorzüglich bekommt, davon bin ich fest überzeugt. Nach der heilsamen Erschütterung des ganzen Wesens fühlt man sich empfänglich für geistige Eindrücke, frisch zum

Denken und Handeln, und, was die Hauptsache ist, freundlich gesinnt gegen Mensch und Thier.

Ich spreche hier nicht vom Grinsen des Spotts, vom Hohngelächter der Schadenfreude, auch nicht vom Wiehern der Gemeinheit, sondern von dem herzlichen Lachen guter Menschen über ein drolliges Wort, eine scharfsinnige Bemerkung, ein seltsames Vorkommnis, über ein spaßhaftes Stückchen, das man auch in Gegenwart edler Frauen allenfalls erzählen kann.

Und da behaupte ich: jeder gute Witz, jede harmlose Schnurre, jeder köstliche Schwank ist ein wahrer Segen für die arme, gequälte, viel seufzende Menschheit, eine wohlschmeckende Arznei, ja, in der rechten Form eine unverächtliche Blüthe am weitverzweigten Baume der edelsten Kunst.

Im Beruf, im Dienst, im Geschäft, in allen ernsten Dingen ernst, das versteht sich! Aber in den kurzen, willkommenen Pausen? Und Abends, in Gesellschaft oder Daheim, beim Thee oder Wein? Immer ernst? Immer dasselbe würdevolle, nur auf die Dauer vielleicht etwas langweilige Gesicht? Dann geht unter die Elephanten und Pferde, die sind auch ziemlich klug, und lachen niemals. —

Weinen kann auch der Hirsch in seiner Todesnoth — so hab' ich einmal gelesen, ich weiß nicht, ob es wahr ist — aber lachen kann nur der Mensch.

Und wir sollten denen nicht dankbar sein, die uns Gelegenheit geben wollen, diese Kunst auszuüben? Sie wiederholen sich zuweilen; das ist fast unvermeidlich bei der beschränkten Auswahl und der Schwäche des menschlichen Gedächtnisses. Aber was der eine der Mühe werth hält, zum zweitenmal zu erzählen, das kann der andere vielleicht anhören, ohne die Nase zu rümpfen. Wer durchaus die alte Bekanntschaft nicht verleugnen mag, dem empfehle ich die höfliche Wendung: So oft ich diesen Scherz höre, bereitet er mir dasselbe Vergnügen.

Und warum soll ein harmloses Wortspiel so besonders straffällig sein? Es ist nicht die glänzendste Art von Witz, aber wenn nicht allzu gesucht und frostig, so ist es Witz und jedem genießbar, der überhaupt Sinn für die wunderbare Sprache hat. Durchlaucht, sagt der Bürgermeister an der Ehrenpforte, wir haben alles gethan, was wir wir schuldig waren, und sind noch alles schuldig, was wir gethan haben! Bauern, spricht der Amtmann, die gnädige Herrschaft will ja nur euer Bestes! Ja, gerade das wollen wir nicht hergeben, antworten sie. Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Bringt mir tausend ähnliche Wortspiele, und ihr sollt willkommen sein!

Eine höhere Art, eine schönere Gabe freilich ist der Humor, das überlegene Spielen eines freundlichen Riesen mit Menschen und Dingen, mit sich selbst, mit seinem schwächeren Ich. Wer eine Ader dieser köstlichen Fähigkeit in sich spürt, der lasse sie nicht vertrocknen! Wie ergötzlich nehmen sich in solcher Darstellung die alltäglichsten Ereignisse aus! Wie befriedigt blicken wir von seliger Höhe auf das possierliche Treiben der Zwerglein herab! Wie ergreifend ist es, mitten im Lächeln plötzlich eine Thräne zu spüren, und mitten im Alltagsleben einen Schauer der Ewigkeit!

Ich schließe mit einigen Gemeinplätzen oder doch daran streifenden Sätzen. Allzuscharf macht schartig. Der stets gespannte Bogen erschlafft. Goldgeld ist gut, aber ein wenig Scheidemünze für den Handbedarf auch nicht übel. Dem ausgeruhten Boden entsprießt die herrlichste Saat. Erkünstelte Eigenthümlichkeit ist widerlicher, als die schlichteste Natur. Wer auf Gedanken Jagd macht, verscheucht sie leicht. Dagegen fliegen sie zuweilen dem Arglosen zu seiner eigenen Ueberraschung zu. Die rechte Fröhlichkeit thut dem rechten Ernste keinen Abbruch, und wer selbst gern lacht, der trocknet auch fremde Thränen gern.

Gute Nachrichten vom Handfertigkeits-Unterricht in Sachsen.

G Die Schülerwerkstatt zu Leipzig, in der gegenwärtig in 13 Knabenabtheilungen und 2 Lehrercursen gearbeitet wird, ist wiederum durch einen namhaften Beitrag des königlichen Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts in ihren Bestrebungen unterstützt worden. Es ist dies schon das dritte Mal, daß das Unternehmen der Gemeinnützigen Gesellschaft die Gunst solcher Beihilfe von der höchsten Unterrichtsbehörde des Landes erfährt. — Ferner beabsichtigt der Vorstand der Leipziger Schülerwerkstatt auf Anregung seines Vorsitzenden Musterabtheilungen zu bilden, in denen gleichaltrige, befähigte Knaben zwei Jahre hindurch völlig unentgeltlich in einer ausreichenden Anzahl von Wochenstunden Handfertigkeits-Unterricht empfangen sollten. Um die Mittel zur Ausführung des geplanten Unternehmens zu erlangen, das für die methodische Durchbildung des nach fester Gestalt ringenden Unterrichtszweiges bedeutsam werden kann, hatte man sich an eine wohlthätige Stiftung gewandt, und die Verwalter dieser „Stiftung eines Menschenfreundes" haben der Schülerwerkstatt die Mittel zur Bildung zweier solcher Normalclassen zur Verfügung gestellt.

Endlich hatte sich der Sächsische Landesverband zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts an das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts sowie an die Ständekammern mit der Bitte um Unterstützung gewandt. Die Petitions-Commission der Zweiten Kammer hat sich dann zu dem Gesuch äußerst günstig gestellt. Der Vorsitzende des Landesverbandes Professor Dr. Weicker in Zwickau hatte gebeten, die Stände wollten sich bei der Regierung für eine kräftige Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts wohlwollend verwenden und demselben die dazu erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen. Eine gleichzeitige an das Cultusministerium gerichtete Petition gab als Richtung für die erbetene Förderung namentlich an: die Einführung dieses Unterrichts in den Seminaren und die Unterstützung unbemittelter, sich der Sache des Handfertigkeits-Unterrichts widmender Gemeinden und Vereine mit Geldmitteln. Zur Begründung war u. a. bemerkt: Aufgabe dieses Unterrichts sei, die Knaben zur Erlernung leichter Holzarbeiten an der Hobelbank, zum Holzschnitzen und zu Papparbeiten anzuleiten, durch diese Thätigkeit den Körper zu stärken und zu kräftigen, Hand und Auge zu bilden, Sorgfalt und Sauberkeit beim Arbeiten zu fördern, dadurch auch die geistige Arbeit zu unterstützen, und so die Knaben mehr und früher als bisher auch für die praktischen Ansprüche des Lebens in naturgemäßer Weise auszubilden. Dabei sei zur Vermeidung von Misverständnissen noch besonders zu betonen, daß es sich nicht um eine handwerksmäßige Ausbildung der Knaben zu dem oder jenem bestimmten Beruf handeln könne und dürfe, sondern nur um eine allgemeine, für jeden künftigen Beruf vorbereitende und nützliche Ausbildung der dem Menschen von der Natur zugemessenen praktischen Fähigkeiten. Daraus folge von selbst, daß durch den Handfertigkeits-Unterricht weder die mit dem 14. Lebensjahre beginnende und für den künftigen Handwerker und Gewerbtreibenden bestimmte Lehrzeit ersetzt oder entbehrlich gemacht, noch dem Handwerk irgendwie zu nahe getreten werden solle. Hingegen sei zu beobachten gewesen und von verschiedenen Handwerkern und Gewerbtreibenden anerkannt worden, daß die in dem Handfertigkeits-Unterricht vorgebildeten Knaben sich leichter die für den erwählten Beruf nöthigen technischen Fähigkeiten aneignen und sich ihrem Lehrmeister eher nützlich machen als die Knaben welche ohne diese Vorbildung sind. Hierin liege der Nachweis, daß der Handfertigkeits-Unterricht auch für das gewerbliche Leben, für Staat und Gemeinde von der größten Bedeutung sei, insofern nemlich dadurch die allgemeine Leistungsfähigkeit der Bevölkerung in gewerblicher Hinsicht kräftig gefördert und für die Concurrenz auf dem Weltmarkt unterstützt werde. Die bis-

herigen Aufwendungen des sächsischen Staates für den Handfertigkeits-Unterricht beziffern sich auf insgesammt 6250 *M*, darunter allein für den Lehrcurs im Seminar zu Dresden-Friedrichstadt 3000 *M* und für Unterstützung von 40 Lehrern aus allen Landestheilen behufs Theilnahme an dem Lehrcurse 1755 *M*.

Der Deputationsbericht der Zweiten Kammer geht näher auf die Geschichte des Handfertigkeits-Unterrichts ein, und bemerkt zum Schlusse: „Obwohl nach Lage der Sache ein abschließendes Urtheil über den Erfolg, der etwa durch Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts, wenn auch in beschränkterem Maße, in den Seminaren erzielt werden könnte, zunächst noch nicht möglich war, so kann doch immerhin constatirt werden daß ein nicht geringer Theil der Schüler an den genannten Seminaren freiwillig nicht ungern an demselben sich betheiligt hat, zum anderen daß sie durch denselben in freien, dem obligatorischen Unterricht nicht entzogenen Stunden in einer nützlichen, auch die Gesundheit fördernden Weise angenehm beschäftigt worden sind, und drittens daß dadurch manche, die mit Neigung und einer gewissen Empfänglichkeit am Unterricht sich betheiligten, sich gewisse Fertigkeiten angeeignet haben, welche ihnen nicht nur selber nützlich sein, sondern sie auch befähigen werden fördernd einst auf andere einzuwirken und sich ihren Schülern und deren Eltern hilfreich und freundlich zu erweisen. Die berichtende Deputation war daher gern mit dem Cultusministerium auch darin einverstanden, daß diese Versuche fortgesetzt und jene Unterstützungen auch weiterhin, beziehentlich in noch erweitertem Umfang gewährt werden möchten, und schlägt daher in Verbindung mit der Finanzdeputation, welche ihrerseits erklärte, daß finanzielle Bedenken gegen die beabsichtigte Einstellung nicht vorlägen, der Kammer vor: 1) die Petition des Prof. Weicker der königlichen Staatsregierung zu überweisen, und 2) die Staatsregierung zu ermächtigen, 5000 *M* für das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts dazu einzustellen." Indem die berichtende Deputation der Kammer Annahme des vorstehenden Antrags empfahl, „war sie sich sehr wohl bewußt, daß auch nach Bewilligung der hier geforderten Summe sich nicht ganz das wird erreichen lassen, was die Petenten ihrerseits etwa gewünscht haben mögen. Indeß muß berücksichtigt werden, daß bis auf weiteres, bis die Sache festere Gestalt gewonnen und sich noch weiter bewährt haben wird, die Hauptsache die private Thätigkeit der hier in Frage kommenden Vereine bleiben wird und muß. Insbesondere kann die berichterstattende Deputation nicht finden, daß der Handfertigkeits-Unterricht auch bei uns, so wie in Schweden, ein Theil des eigentlichen, beziehentlich obligatorischen Volksschulunterrichts werden sollte."

In der am 4. Februar stattgefundenen Sitzung der Zweiten Kammer, in welcher sich namentlich Herr Bürgermeister Bönisch aus Dresden in wärmster Weise unserer Sache annahm, wurden die beiden Anträge der Deputation von der Kammer einstimmig angenommen.

(Wir kommen auf die interessante Verhandlung zurück.
Der Herausgeber.)

Eine Stimme aus der Lehrerwelt der höheren Schulen über den Handfertigkeits-Unterricht der Knaben.

In einer Besprechung des Görlitzer Handfertigkeits-Congresses in Krumme's „Pädagogischem Archiv" sagt Oberlehrer Klinghardt zu Reichenbach in Schlesien:

„Die Bewegung des Handfertigkeits-Unterrichts ist sichtlich völlig frei von jenem Geiste der Schwärmerei und Selbstüberschätzung, der nur zu leicht solchen Bestrebungen anhaftet, die keiner strengen Zucht und Leitung, sei es von seiten des Staates, sei es von seiten der Wissenschaft, unterliegen. Alle Vertreter des Handfertigkeits-Unterrichts, die in Görlitz zu Worte kamen, sprachen sich durchweg in maßvollster Weise aus. Niemand glaubt lediglich auf diesem Wege eine Verjüngung von Unterricht und Leben herbeiführen zu können; niemand erwartet oder erstrebt glänzende, in kurzer Frist eintretende Erfolge; niemand redet einer obligatorischen Einführung dieses Unterrichtszweiges das Wort. Man sieht in der angestrebten Einführung der Handfertigkeit in das System der Jugenderziehung eben nur eines jener Mittel, welche alle schließlich auf das allgemeine Wohl des Vaterlandes und der Menschheit abzielen. Innerhalb dieses Maßes und dieser Beschränkung aber darf man sich um so sicherer der Aussicht auf immer wachsende Erfolge hingeben...

„Die innere Vorstellung beherrscht uns alle, Anschauung fehlt, wir erfassen die Außenwelt überhaupt nur noch indirect, auf dem Wege des Gedankens," äußerte E. von Schenckendorff, und kennzeichnete damit schlagend die ganze Einseitigkeit unserer neueren Erziehungsweise. Grade durch die Kreise unserer höheren Bildung geht eine förmliche Scheu vor dem Nützlichen und Praktischen; nur das Theoretische und Unnütze wird hoch gestellt, und wie tief hierdurch das Wohl des Vaterlandes geschädigt wird, hat Schmeding in seinem ausgezeichneten Buche „Ueber die klassische Bildung der Gegenwart" mit erschreckender Klarheit nachgewiesen. Die „Bildung der praktischen Intelligenz" (Gelbe) ist darum als Ziel des Handfertigkeits-Unterrichts nicht bloß unmittelbarer Zweck, sondern je mehr sich ihre Pflege verbreitet, desto mehr dürfte auch der hohe Dünkel unserer „unpraktischen Intelligenz" auf ein richtigeres Maß zurückgeführt werden. Daneben aber werden wir in der Ausbildung von Formensinn und Geschmack eine schöne Frucht des Handfertigkeits-Unterrichts gewinnen, und wenn auf diesem Wege die Hand des gebildeten Deutschen etwas von ihrer jetzigen täppischen Ungeschicklichkeit, die jeden Dienstboten und Handwerker lächeln macht, verlieren sollte, so wäre dies nur ein weiterer Vortheil.

„Man drängt allgemein auf Entlastung unserer Schüler, Verkürzung ihrer häuslichen Arbeitszeit. Vielen Eltern wird damit aber nur ein zweifelhafter Dienst erwiesen. Wie sollen sie nun ihre Kinder in der umfangreicheren Freizeit beschäftigen? Wären wir reiche Engländer, so möchten sie sich ja Velocipedes, Ruderboote und Kricketausrüstungen, sowie zugehörige ausgedehnte Plätze kaufen. Aber wir sind eben leider kein reiches Volk. Da dürfte es denn nun eine vortreffliche Ergänzung des auf Beschränkung der häuslichen Arbeit gerichteten Strebens der höheren Schule bilden, wenn dieselbe sich entschlösse, den Handfertigkeits-Unterricht mit Entschiedenheit zu begünstigen, und Werkstätten für die freie Zeit ihrer Zöglinge zu eröffnen. „Dem Handarbeiter ist am Feierabend das Buch die beste Erholung, dem Kopfarbeiter das Werkzeug — aber nicht der elende schmutzig abgegriffene Schmöker" (Götze).

Zum „Sonntag der Gefangenen".

Leipzig, 8. Februar.

Nachdem ich im gestrigen Nordwest F. von Holtzendorff's Artikel über den „Sonntag der Gefangenen" gelesen hatte, wollte ich ihm gern das erbetene Zeichen der Zustimmung geben, wußte aber leider den Autor im Deutschen Reiche nicht sicher zu finden, und vermißte in der redactionellen Anmerkung die Wohnortsangabe. *)

Dr. W. Götze.

*) München.

Verehrte Redaction. Dürfte ich Sie bitten, unter den Zustimmungen zu dem Aufsatze des Herrn Prof. v. Holtzendorff auch die meinige aufzuführen?

Berlin. Jenny Hirsch.

Deutsche Erzieherinnen in der Levante.

Smyrna — schreibt Hans Prutz der Nationalzeitung in seinen griechisch-levantinischen Reise-Skizzen — wird den Reisenden nicht lange fesseln: ein Ritt durch das Türkenviertel, auf die Höhe des Pagusberges hinauf, wo man im Schatten der gewaltigen Mauern des zerstörten türkischen Castells lagernd, einen herrlichen Blick auf die von schwirrendem Leben erfüllte Stadt, den von dichtgedrängten Schiffen besetzten Hafen, den lebhaften Verkehr in der von malerischen Bergen umkränzten Bucht genießt; ein damit verbundener Gang nach der Karawanenbrücke am südwestlichen Ende der Stadt, wo man täglich, namentlich gegen Abend, sich an den fremdartigen Bildern erfreuen kann, welche Ankunft und Aufbruch der kommenden und gehenden Karawanen mit ihren hunderten von Kameelen darbieten, und in der Betrachtung derselben die lebhafte Empfindung davon bekommt, wie man von diesem Puncte aus mit dem noch immer so geheimnißvollen Innern Asiens in unmittelbarer Berührung steht; ein Spaziergang von dort nach dem ein Stück weiter in das Land hinein gelegenen Dianabad, einem beliebten Ziel für die Ausflüge der europäischen Gesellschaft von Smyrna, einem schönen tiefen Bassin, das von mehreren Quellen gespeist und von einer Mauer umfaßt wird und trotz seiner Vernachlässigung dicht mit Schilf anmuthig bewachsen ist — damit wäre, was die nächste Umgebung bieten kann, erschöpft. In der Stadt selbst ist außer dem erfreuenden Verkehr mit liebenswürdigen Landsleuten nichts zu holen. Alterthümer, interessante Bauwerke bietet die Stadt nicht, und das nächtliche Kaffeehausleben, in dem der Smyrniot seine Haupterholung findet, hat für den Fremden, wenn er dasselbe am Strande Abends beobachtet hat, schnell jeden Reiz verloren. Aber Eine Stätte soll der Deutsche in Smyrna nicht unbesucht lassen, wo es ihn inmitten dieses türkischen Schlendrians und dieser levantinischen Unordnung wahrhaft heimatlich anmuthet: das schöne Haus der Kaiserswerther Diakonissinnen mit den darin befindlichen segensreich wirkenden Anstalten, — einer höheren Töchterschule mit einem trefflich gehaltenen Pensionat verbunden und einem Mädchenwaisenhaus. Bei kleinen Anfängen ist diese Stiftung unter umsichtiger und thatkräftiger Leitung zu hoher Blüthe gediehen und erfreut sich weithin durch die Levante eines wohlbegründeten ausgezeichneten Rufes. Die schönen luftigen Räume, die tadellose Sauberkeit, das Behagen der stillen Häuslichkeit der hier wirkenden Schwestern, die Frische und Anmuth der alle Nationalitäten repräsentirenden Kinder, die schattigen, kühlen, mit Lehrmitteln trefflich ausgestatteten Classenzimmer um den mit allerhand seltenen Pflanzen gefüllten, von vier mächtigen Palmen überragten Garten, den ich für das lauschigste Fleckchen Erde in ganz Smyrna erklären möchte; all das hat dieser Stiftung mit Recht den Ruf einer unübertroffenen Musteranstalt eingetragen, und es kann kaum einen rührenderen Eindruck geben, als wenn die hier erzogenen Waisenkinder, die nur zum kleinsten Theil das Deutsche zur Muttersprache haben, einen deutschen Choral oder die wohlbekannten deutschen Volkslieder anstimmen. In den mehr als dreißig Jahren ihres Bestehens hat diese Anstalt eine Fülle des Segens von sich ausgehen lassen, nicht bloß insofern sie sich der vereinsamten Kinder hilfreich annahm, sondern mehr noch durch die Mitgift an deutschem Ordnungssinn, an Arbeitsliebe und häuslichem Sinn, welchen auch die hier erzogenen jungen Levantinerinnen, Griechinnen u. s. f. mit in die Heimat genommen und durch welche sie auf die wenig entwickelten Zustände daheim fördernd und veredelnd eingewirkt haben.

Aeltere Sprachreinigungs-Versuche.

Ueber die neuesten Bestrebungen um Reinerhaltung der deutschen Sprache hat Prof. Dr. R. Jonas in Posen zum Besten der dortigen Diakonissen-Krankenanstalt am 12. Januar einen Vortrag gehalten, der einem Zweige des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ins Leben helfen soll. Wir entnehmen dem Vortrag einige beredte Stellen:

„Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam und traut!

Wie oft haben wohl schon deutsche Landsleute, welche in der Ferne inmitten eines fremden Volkes weilten, wenn sie die alten traulichen Klänge hörten, wenn sie plötzlich einmal unerwartet deutsch angeredet wurden, jenes Wort Max von Schenkendorff's mit wehmuthvoller Freude in seiner ganzen Tiefe erfaßt! Es ist aber nicht allein die so laut und vernehmlich sprechende Stimme des Herzens; es ist nicht bloß eine Empfindung unseres Gemüths, was uns die Muttersprache so werth und theuer macht: auch der Gedanke daran daß der Geist unseres Volkes die herrlichsten Schätze in dieser Sprache niedergelegt hat, daß sie dadurch höchst ausdrucksvoll und reich ausgestattet worden ist, läßt Liebe für dieselbe und eine gewisse Ehrfurcht vor ihr in uns entstehen. Herder nennt die Sprache ein Schatzhaus der Völker; wenn irgend eine Sprache, verdient die unsrige diese Bezeichnung. In ihr sind Schätze aller Art aufgestapelt, Güter an denen sich Millionen erfreuen und begeistern.

In einem seltsamen Gegensatz zu einer solchen wohl begründeten Liebe, zu der Begeisterung für die edle Muttersprache, wie sie deutsche Herzen von jeher erfüllt hat, steht eine nicht zu verkennende Neigung, dieselbe mit fremdartigen Bestandtheilen zu durchsetzen. Eine solche Entlehnung von Wörtern aus fremden Sprachen hat ja bis zu einem gewissen Grade in einem Bedürfnis ihren Grund. Mit der Geistescultur nehmen wir naturgemäß auch manche in dieselbe einschlagenden Bezeichnungen von anderen Völkern herüber; und daß die Nationen welche überhaupt eine höhere Geistesbildung besitzen, mit einander in solchen Wechselbeziehungen stehen und stehen müssen, wer wollte das leugnen? So haben denn auch wir von solchen Völkern, denen wir einen Theil unserer geistigen Bildung verdanken, auch eine ganze Anzahl von Ausdrücken entlehnt, die in das Gebiet der Wissenschaft hineingehören. Aber Wissenschaft und Leben stehen in enger Beziehung mit einander: auch die Sprache aller Gebildeten hat ihren Antheil an solcher Entlehnung. Indessen grade die Deutschen haben namentlich in gewissen Zeiten mehr als nöthig aus anderen Sprachen entlehnte, von jeher eine gewisse Neigung dazu gezeigt, und noch selbst in solchen Zeiten, in denen das Nationalgefühl nicht schwach war. Aber von jeher hat echt nationaler Sinn gegen solche Unsitte angekämpft.

Nachdem Luther durch sein im höchsten Sinne des Worts nationales Werk, die Bibel-Uebersetzung unserem Volke eine Sprache voll Kraft und Wohllaut gegeben hatte, schien es als wolle man auf diesem Boden bleiben und weiterbauen. Die traurigen Zeiten des 16. Jahrhunderts jedoch, die noch traurigeren des 17. Jahrhunderts erwiesen diese anfangs gehegte Hoffnung als trügerisch. Deutsche Sitte, deutsches Sprachthum verloren, statt zu erstarken, immer mehr an Bedeutung. Da war es im Anfang des 17. Jahrhunderts ein edeldenkender deutscher Fürst, der die erste Anregung dazu gab, in der Besserung und Reinigung der Sprache deutsche Gesinnung zu bethätigen. Es entstand im Jahre 1617 nach dem Muster ähnlicher Bestrebungen in Italien durch Herzog Ludwig von Anhalt-Köthen die erste der sogenannten Sprachgesellschaften, die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmen-Orden. Die Säuberung der Sprache von fremdartigen Bestandtheilen sollte durch diese thunlichst erstrebt werden. Aber so gut es auch gemeint war, echt volksthümlich ist jene Bewegung niemals geworden; sie beschränkte sich auf zu enge Kreise. Nicht viel anders erging es der im Jahre 1643 begründeten Deutsch-

gesinnten Genossenschaft, die in mehr ausgesprochener Weise den Zweck verfolgte, alle nicht deutschen Bestandtheile und alle unschönen Ausdrücke aus unserer Muttersprache zu entfernen. Diese Bewegung ging von dem Hamburger Dichter Philipp von Zesen aus, demselben Manne den die Geschichte unserer Litteratur als einen der ersten deutschen Romanschriftsteller nennt. Er wollte, wie Wilhelm Scherer sagt, in der Reinheit des Ausdrucks alle Zeitgenossen übertreffen; keiner hat den Krieg gegen die Fremdwörter so ernst genommen wie er, aber keiner hat sich deshalb auch so sehr dem Spotte ausgesetzt wie er. Er persönlich ging in seinen Romanen und anderen Dichtungen hierin so weit, daß er selbst die Namen der sagenhaften Helden und Götter des Alterthums verdeutschte, daß er statt Pallas die Kluginne, für Jupiter Erzgott, für Vulcan Glutfang sagte. Auch sonst wollte er eine große Zahl von Wörtern aus der Sprache entfernt wissen; viele derselben verdeutschte er in höchst wunderlicher Weise. Manche der von ihm getadelten Wörter sind so sehr Eigenthum des deutschen Volkes geworden, daß das Bewußtsein, sie seien ursprünglich entlehnt, schon gänzlich geschwunden war. Bei Wörtern wie Fenster, Natur denken wir doch nicht mehr an das lateinische fenestra, natura; es ist demnach ganz erklärlich, daß sich Zesen durch die Verdeutschung derselben (Fenster nannte er Tageleuchter, Natur Zeugemutter) nur Spott zuzog. Einen solchen forderten noch mehr diejenigen seiner Wandlungen heraus, die er unternahm, um die Sprache schön und poetisch zu gestalten; was sollte man dazu sagen, daß er das Wort Tod als unpoetisch verbannte und das nach seiner Ansicht mehr poetische Ohnefleisch ersetzt wissen wollte! Aber mochten auch solche Verirrungen mit unterlaufen: die nationale Gesinnung, die gute Absicht aus der sie entsprangen, verdient die höchste Anerkennung, besonders wenn man bedenkt, welche Zerrissenheit zu jenen Zeiten Deutschland zerklüftete. Daß er trotz seiner Wunderlichkeiten, sagt Koberstein, bei dem großen Ansehen, in welchem er als Sprachforscher stand, und bei dem Einfluß, den er namentlich mit seiner deutschgesinnten Genossenschaft ausübte, vielfach genützt und wenigstens einer weiteren Verbreitung der Sprachmengerei Einhalt gethan hat, ist ganz unleugbar. Eine gründliche Beseitigung des Uebels wurde zu seiner Zeit dadurch ganz besonders und wesentlich erschwert, daß die meisten der damaligen Dichter und sonstigen litterarischen Persönlichkeiten viel zu wenig volksthümlich und viel zu sehr Gelehrte waren, daß ihre ganze Ausdrucks- und Darstellungsweise auf ihrer gelehrten Beschäftigung beruhte; um dies zu verdeutlichen, erinnere ich nur an Martin Opitz, welcher zugleich der ganzen Dichtung jener Zeit ihr Gepräge verlieh.

Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften verliefen allmählich im Sande. Das folgende Jahrhundert, von dessen Mitte wir den neuen Aufschwung unserer Litteratur rechnen, brachte eine Fortsetzung derselben in einer etwas praktischeren Form. Die ersten Anregungen dazu gab vielleicht die Beschäftigung mit den älteren deutschen Dichtungen. Aus langer Vergessenheit hervorgeholt, eröffneten diese einen Blick in eine deutsche Vergangenheit, von der man damals kaum noch eine Ahnung hatte. Sie zeigten auch einen bis dahin völlig unbekannten Entwicklungsgang unserer Sprache. Mit der Darstellung der Versuche, die von Gottsched und manchen anderen um dieselbe verdienten Männern ausgingen, will ich Sie nicht ermüden. Es entstand in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Bestreben, den deutschen Wortschatz zu sammeln und zu sichten. Erinnern wir uns nur an die beiden Namen Adelung und Campe! Beiden Männern verdankte die damalige Zeit deutsche Wörterbücher; und der letztere namentlich versuchte die Sprache von den derselben fremden Bestandtheilen zu säubern, indem er ein „Wörterbuch der Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ folgen ließ. Die sehr einseitige Art, in welcher er dabei verfuhr, zog ihm mancherlei Spott zu. Unter Schiller's und Goethe's Xenien, die ja kaum irgend etwas verschonten, was in der damaligen litterarischen Welt eine Blöße bot, findet sich unter der Ueberschrift „der Purist“ auf ihn der Vers:

„Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:“
„Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht!“

Es half dem auf diese Weise Angegriffenen nicht viel, daß er zu seiner Vertheidigung den Nachweis zu führen versuchte, Goethe selber sei in seinem „Wilhelm Meister“ aufs eifrigste bemüht, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu säubern; ja er gehe in diesem Streben bisweilen so weit, daß er mitunter den Regeln der Vernunft und Sprachähnlichkeit kühn Trotz biete; der Xeniendichter habe sich ganz über den Sprachgebrauch emporgeschwungen, wenn er Ochs und Esel sage für verdienter Mann, und Purist, Kleiderbürster, Waschfrau und Pedant für Leute die wie Goethe selbst die deutsche Sprache nach Vermögen zu reinigen, zu bereichern und auszubilden beflissen seien. Jener Aufforderung, das Wort Pedant zu verdeutschen, kam er sodann in ziemlich witziger Weise dadurch nach, daß er mit Beziehung auf Goethe selbst sagte:

„Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen,
„Trifft er nicht jegliche Art — Eine trifft er gewiß.“

Er wollte darauf hinweisen, daß Goethe's Vorgehen gegen ihn selbst eine Art Pedanterie sei.

Die durch die Gebrüder Grimm in der geistvollsten Weise angebahnte gründliche Erforschung unserer Muttersprache mußte von neuem den Blick für das schärfen, was fremd ist und ursprünglich nicht in dieselbe hineingehörte. Aber die rein wissenschaftliche Beschäftigung der Gelehrten reicht nicht aus dazu; die ganze Angelegenheit ist eine im weitesten Sinne des Wortes nationale, sie muß das Volk in allen seinen Schichten bewegen. Daraus erklärt es sich denn wohl auch, daß erst nach einem nationalen Aufschwung, wie ihn die neuere Zeit gebracht hat, die Sache wieder in Fluß gekommen ist.“

Prof. Jonas schließt sich dann im weiteren dem bahnbrechenden Vorgang von Prof. Herman Riegel in Braunschweig vollkommen an.

Verdeutschung.

Ein Lehrer an höherer Knabenschule schreibt uns zu „Soße oder Salse“: „Wissen denn die beiden Sprachgewaltigen, Sanders und Stephan nicht, daß auch Salse ein, nur früher herübergenommenes Fremdwort, nemlich das mittellateinische salsa ist, das seine Entstehung dem lateinischen Eigenschaftswort salsus, a, um verdankt? Das kann man doch kein „gutes deutsches Wort“ nennen! Mit demselben Rechte wäre Constabler gegenüber Connétable ein gut deutscher Ausdruck.“

Der kleine Stephan.

Schon wieder eine neue Zeitschrift, dachte ich etwas verdrießlich, als ich die drei Treppen nach meinem Briefkasten hinuntergeklettert war und nichts darin fand als eine lange, dünne, von unbekannter Hand adressirte Streifbandsendung. „Der Papier-Interessent!“ Der Papier-Korb lieber: das ist ja der Ablagerungsplatz für alle Beschwerde und allen Kummer, den ein Redactions-Herz empfindet — denn auch Redactionen können ein Herz haben, so wenig das gewisse angehende Schriftsteller glauben wollen — also in den Papierkorb mit dem „Papier-Interessenten.“ Aber mit der gewohnten Handbewegung und dem auf rasches Sehen abgerichteten Auge durchfliegt man doch schon halb im Fortwerfen selbst dies dem Untergange geweihte, übrigens sehr anständig aussehende Blättchen — und siehe: was ist da für ein niedliches kleines Bild? Zwei Briefträger der Deutschen Reichspost, nicht denen von Fleisch und Bein, sondern irgend einem zierlichen Metallguß nachgebildet, mit dem biederen Gesicht und

den Kriegsdenkmünzen, die man an den leibhaftigen meistens kennt und gern sieht. Jeder hält in einer Drahtschlinge einen Brief, der eine etwas höher, der andere etwas tiefer: was soll das? Beschreibung steht dabei, das müssen wir doch wohl vor dem Papierkorb retten. Also die bekannte große Scheere zur Hand, ohne die eine Redaction nun einmal nicht arbeiten kann. „Der kleine Stephan. Eine neue hübsche und originelle Briefwage, besonders für Privatgebrauch, hat ein geschickter Fabrikant auf den Markt gebracht. Es ist eine sauber und elegant in Bronze ausgeführte Figur eines Briefträgers der Deutschen Reichspost, in Höhe von 30 cm, welche in der rechten Hand ein feines Drahtnetz trägt. Legt man in dieses Drahtnetz den zu befördernden Brief, so sieht man sofort, wenn der Brief mehr als das einfache Briefgewicht von 15 Gramm hat; so lange die Figur unverändert bleibt, ist nemlich der Brief unter diesem Normalgewicht und passirt für 10 ₰ (bez. 20 ₰ nach dem Ausland). Sowie ein aufgelegter Brief ein wenig mehr wiegt, springt an der Posttasche des Boten eine Klappe auf und zeigt dem Auge des Beschauers die deutliche Inschrift „20 ₰", eine Mahnung, den Brief gehörig zu frankiren, um dem Adressaten den Aerger des Strafportos von 20 ₰ zu ersparen. Bei Briefen nach dem Ausland wird man natürlich den entsprechenden Mehrportobetrag verwenden. Preis der Statue in brauner Bronze 15 ℳ, in hell Kupfer hochelegant ausgeführt 20 ℳ."

Besorgen will's auf Wunsch der Herr vom „Papier-Interessenten", der Herr Carl Fraenkel, Berlin W. 56, Französische Straße 33 d. Und nun kommt ein Stoßseufzer der Redaction, der an vielen Redactionstischen und auch anderswo ein Echo finden wird — nicht etwa ein Seufzer der Begehrlichkeit: Schenkte uns doch jemand einen solchen allerliebsten Briefträger! nein, der Ausdruck eines frommen Wunsches: Wollten sich doch alle Absender kleiner Manuscripte, beziehungsweise, wenn es das noch gibt, vielseitiger Briefe, in den Besitz eines solchen nützlichen und getreuen Warners setzen! Die umfangreichen Aufsätze kommen schon richtig frankirt an, von sehr ängstlichen Verfassern sogar als „eingeschriebene Sendung", zum großen Entsetzen des Briefträgers, der dann sechsundsiebenzig Stufen hinauf ins Redactionszimmer turnen muß, was den an bremische Ideal-Wohnverhältnisse gewöhnten Briefträger-Beinen ganz über den Spaß geht und auch wirklich ganz unnöthig ist. Aber die kleinen Notizen, die kurzen Besprechungen und Mittheilungen, die auf drei dünne Octavbogen oder anderthalb Quartblätter geschrieben nebst Visitenkarte des Verfassers, Briefumschlag und Freimarke sich um die vorgeschriebenen fünfzehn Gramm so beharrlich herumbewegen, wie das Wetter diesen Winter um den Gefrierpunct: eben drunter, meint der unbesonnene Absender, welcher die riesigen Einnahmen der Deutschen Reichspost um keinen Nickel zu vermehren denkt, den er sparen kann; eben drüber! findet der gewissenhafte Stephansjünger, der die Sendung befördern soll, und flugs steht die große blaue 20 auf dem Umschlag, zum Hohn der einsamen rothen Marke, die sich in die rechte obere Ecke verkriecht — das sind die Missethäter, denn die nicht minder gewissenhafte Redaction, die kein Manuscript verwirft, ohne es gelesen zu haben, namentlich kein von bekannter Hand gesendetes, greift zähneknirschend in den Beutel und zahlt 20 ₰ Strafporto für die — Sparsamkeit ihres geehrten Mitarbeiters, häufiger noch — ach! daß wir es sagen müssen: ihrer geehrten Mitarbeiterin. Es wäre ja nun eine großmüthige Vergeltung, wenn man jedem solchen unbesonnenen Absender schnell einen „kleinen Stephan" schickte, mit der Bitte, ihn doch fleißigst zu benutzen und sich bei Postsendungen an die Redaction nie wieder „aufs Gefühl" zu verlassen, was namentlich weibliche Gemüther so gern thun. Aber die edlen unter ihnen würden sich beschämt fühlen, wollte die Redaction hinter den 20 ₰ jedesmal noch 20 ℳ wegwerfen, und die unedlen — nein, deren gibt es ja nicht. Aber käme jemals von einem unedlen Absender eine ungenügend frankirte Sendung in Zukunft, so soll, da es jetzt „kleine Stephane" gibt und sich niemand mehr mit Unwissenheit entschuldigen kann, die Annahme feierlich verweigert werden; dann mag der „große Stephan" sehen, von wem er die 20 ₰ eintreibt. Denn auch die größte Langmuth hat zuletzt ein Ende, sogar die einer vielgeplagten

Redaction.

Allerlei Gemeinnütziges.

In dem „Verein zur Unterstützung befähigter Kinder zu Lindenau bei Leipzig sprach am 30. Januar Dr. Woldemar Götze über Knabenhorte, dessen Zweck war, dem Comite für Errichtung eines Knabenhorts in Lindenau zu Hilfe zu kommen.

Verdeutschungs-Verein in Weimar. Das in immer weiterem Umfang sich zunehmende Bestreben, aus der deutschen Sprache die entbehrlichen Fremdwörter zu verdrängen, hat an dem Großherzog von Sachsen-Weimar einen eifrigen Beförderer gefunden. Nachdem schon im Jahre 1883 die Regierung aufgefordert war, den Beamten die thunlichste Vermeidung von Fremdwörtern anzuempfehlen, hat der Großherzog neuerdings das Ministerium und den Curator der Universität Jena angewiesen, die bisher in der amtlichen Sprache üblichen Fremdwörter zusammenzustellen und für eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellte Verdeutschung der Fremdwörter Sorge zu tragen. Im Anschluß hieran ist ein „Deutscher Sprachverein" unter dem Schutze des Großherzogs und dem Ehrenvorsitz des Erbgroßherzogs begründet worden. Der Verein zählt die Mitglieder des Staatsministeriums, die Spitzen der Hof- und der Theater-Verwaltung, sowie zahlreiche Persönlichkeiten aus der Mitte der Beamtenwelt, der Geistlichkeit und der Lehrerschaft Weimars, Eisenachs und Jenas zu seinen Angehörigen. Vom Großherzog ist dem Verein ein einmaliger Beitrag von 1000 ℳ und von dem Erbgroßherzog ein solcher von 300 ℳ gewährt worden, auch sind ihm für seine Versammlungen die Räume der ehemaligen Behausung der Herzogin Anna Amalia zur Verfügung gestellt. Als Zweck des Vereins wird bezeichnet: Pflege und Wiederherstellung der Reinheit der deutschen Sprache. Der Verein gibt nach Maßgabe der zu seiner Verfügung stehenden Geldmittel Drucksachen, insbesondere Verzeichnisse der durch die großherzoglichen Behörden aus dem bisherigen Gebrauch der amtlichen Sprache zusammengestellten Fremdwörter mit deren endgiltig festgestellten Verdeutschungen heraus, die er allen Mitgliedern unentgeltlich zusendet. Der Verein sucht zu diesem Zweck Verständnis mit großherzoglicher Staatsregierung und betheiligt sich mit deren Genehmigung an der Ausführung ihrer Absichten und Beschlüsse, welche den gleichen Zweck verfolgen. Der Verein sucht auf Landtag, Stadtverwaltungen, Handelskammern, Berufsclassen, Vereine und überhaupt das ganze öffentliche Leben in jeder angemessenen und zuläßigen Weise einzuwirken.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 8. Sonntag, 21. Februar. 1886.

Die besten Bücher.

Sir John Lubbock, Bankier, Naturforscher und Politiker in Einem, hat seine Vielseitigkeit neulich noch weiter dadurch bekundet, daß er einem Working Men College oder Arbeiter-Gymnasium zu London „die hundert besten Bücher" nachwies, charakterisirte und empfahl. Noch überbieten wollte ihn dann oder sein Werk fortführen die Pall Mall Gazette, indem sie „die hundert besten Kritiker Englands" zu einem Gutachten in ihren Spalten über Lubbock's Katalog aufforderte, und nun die eingegangenen Bescheide, hübsch und anziehend zusammengestellt, abwechselnd mit den Eindrücken ihres schriftstellerischen Leiters Stead in dem Strafgefängnis veröffentlicht, das er auf einige Monate als „Zwangsgast der Königin" hat beziehen müssen, weil sein Eifer in der Verfolgung schändlicher geheimer Unthaten ihn ein wenig zuweit geführt hatte. Seine Stellvertreter sind in der Aussendung ihrer Fragen nicht blöde gewesen. Obenan setzten sie zwar nicht — wenigstens muß man es entnehmen aus dem Mangel einer Antwort — Ihre Majestät die Frau Victoria, aber doch gleich ihren ältesten Sohn, der für sie die gesellige und gesellschaftliche Repräsentation besorgt, den Prinzen von Wales, der indeß nicht „hineinfällt", sondern mit lobenswerthem Tacte seine ungenügende Competenz erklärt. So bescheidet sich der Minister-Präsident Gladstone, da doch die Pall Mall Gazette es ihm zutraut, nicht, aber er hat keine Zeit, natürlich! Von besonderem Interesse sind die Auskünfte welche ein großer Krieger, Lord Wolseley, und ein großer Reisender, Henry Stanley von sich geben. Der General verbindet in seiner kleinen Campagne-Bibliothek mit militärwissenschaftlichem Stoffe den religiösen, die Bibel und das Gebetbuch; der Entdecker Livingstone's hat eine lange Reihe litterarischer Werke nach Afrika mitgeschleppt, aber als ihm die Träger ausgingen, mußten jene bei Dutzenden weggeworfen werden, wo sie nun seinen denkwürdigen Forscherweg säumen, und zum Congo brachte er nichts mit als die Bibel und einige Stücke von Shakespeare. Shakespeare und die Bibel sind überhaupt der eiserne Bestand, wie es scheint, jeder englischen Bibliothek, gleichviel ob diese als Muster gemeint ist oder persönlich. Dagegen fehlt Macaulay in mehreren der eingegangenen Verzeichnisse ganz, und Carlyle, dieser englische Jean Paul und Schopenhauer in unerquicklicher Verschmelzung, den sein Freund und Verehrer Froude uns so abschreckend enthüllt hat, prangt Gottlob wenigstens nicht in allen.

Mit einigen Abänderungen würden wir den Londoner Vorgang in unserem Leserkreise gern nachmachen. Es hat nicht allein für Stifter von Volks- oder Vereins-Büchersammlungen, auch für solche Dienstherren oder Wohlthäter, die ihre Freigebigkeit gern in gedrucktem Lesestoff bethätigen, seinen Werth, einigermaßen deutlich und zuverlässig zu erfahren, wonach sie greifen sollen. Selbst für den eigenen Bücherschrank der Familie, für litterarische Geburtstagsgeschenke fehlt es grade um so eher an Richtschnur und Anleitung, je mehr Neuigkeiten aller Art heute fortgesetzt den Buchladen füllen oder zur Ansicht ins Haus fliegen.

An die ganz unheilige, willkürliche Zahl Hundert wollen wir uns dabei nicht binden. Wir dürfen auch jeden unserer Leser und jede unserer Leserinnen für ungefähr gleichbefähigt halten. Daher sei willkommen, wer im Laufe der nächsten beiden Monate der Redaction oder dem Herausgeber entweder nur ganz nackt aufschreiben oder mit Begründung ausgestattet angeben will:

1) welche Bücher er oder sie selbst am höchsten schätzt, am liebsten und häufigsten liest;

2) welche Bücher sie oder er für das allgemeine Lesebedürfnis des Volks am dringendsten empfiehlt.

In der zweiten Reihe dürfen natürlich keine fremdsprachigen Bücher erscheinen. Die erste hat ebenso selbstverständlich keinerlei Grenzen.

A. L.

Der Nutzen der Gedichtsammlungen.

Von

Hermann Hartmann.

Das Sprichwort: Der Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande, findet wohl auf niemanden eine richtigere Anwendung als auf den Dichter. Kehrst du auf einer deiner Reisen in einer Stadt ein, welche zugleich der Wohnort eines in den weitesten Kreisen bekannten, ja geschätzten Dichters ist, so wirst du dich leicht von der Wahrheit des oben Gesagten überzeugen können. Du erkundigst dich zunächst bei dem Wirthe nach dem Dichter, dessen Bekanntschaft du zu machen wünschest. Dieser kennt ihn natürlich ganz genau und will die letztere gern vermitteln, welches, wie er sagt, um so leichter geschehen könne,

als der Herr zu den Mitgliedern des in seinem Hause sich versammelnden Clubs gehöre. Auf deinen Wunsch, dir über die Persönlichkeit und Gewohnheiten des Dichters etwas näheres mitzutheilen, erfährst du, daß er ein stiller, freundlicher Herr ist, der in dem Kreise seiner Clubbrüder übrigens wenig Beachtung findet. Daß er Dichter, ja ein berühmter Dichter ist, dessen Gedichte schon in mehreren Auflagen erschienen sind, erfährt der Wirth übrigens zuerst von dir, scheint aber wenig Gewicht darauf zu legen und ist vielmehr bemüht, deine Aufmerksamkeit von ihm ab auf die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt, deren Besuch er dir dringend räth, zu lenken. Du hast im Verlaufe des Tages Gelegenheit, bei bekannten Familien Besuche zu machen und die Rede auf den dich interessirenden Dichter zu bringen. In einigen weiß man allerdings von der Gepflogenheit desselben, Gedichte zu machen, scheint aber wenig erbaut davon zu sein, spricht vielmehr mit einem gewissen Bedauern über diese Verirrung des in seinem Berufe sonst so tüchtigen Mannes. Am Abend, nachdem du dem freundlichen Wirthe deine Anerkennung über die Vorzüglichkeit der Küche seines Gasthauses ausgesprochen hast, läßt du dich durch ihn in den Club einführen und dem Vorsitzenden, einem wohlbeleibten, lustigen Herrn, vorstellen. Dieser, nachdem er dich mit den einzelnen Mitgliedern, ohne daß du die Namen verstanden oder behalten hättest, bekannt gemacht hat, bittet, an seiner Seite Platz nehmen zu wollen, und setzt dann die durch deinen Eintritt unterbrochene Unterhaltung, welche alles mögliche, politische und städtische Neuigkeiten, berührt, fort. Du musterst die Gesellschaft, die einen durchaus verständigen Eindruck macht, und versuchst aus den verschiedenen, mehr oder weniger geistreichen Zügen den Dichter herauszufinden. Sie müssen eine hohe edle Stirn, träumerische Augen, aus welchen dann und wann ein Gedankenblitz schießt, eine zarte gebogene Nase, feine Lippen, um welche ein gewinnendes Lächeln spielt und die noch ungeborenen lieblichen Reime verräth, zeigen. Hat die ins Auge gefaßte Persönlichkeit langes lockiges Haar und eine nach vorne gebeugte Haltung, so bist du sicher, den berühmten Dichter entdeckt zu haben. Aber keine von allen diesen Eigenschaften kannst du an den neben dir und gegenüber sitzenden Personen entdecken. Wie nun aber den Dichter herausfinden? Du hast erst kürzlich sein neuestes, Aufsehen erregendes Werk, welches von der Kritik sehr günstig aufgenommen wurde, gelesen, und erwartest sicher, daß in der Gesellschaft, welche seine vornehmsten Mitbürger umfaßt, darüber gesprochen wird. Aber es geschieht nicht; keiner erwähnt das Werk, noch weniger wird es besprochen. Willst du nun die Person des Dichters kennen lernen, so mußt du schon nothgedrungen den gewöhnlichen Weg einschlagen und deinen Nachbar, den Herrn Vorsitzenden, um Auskunft bitten. In einer Gesprächspause ersuchst du ihn darum und frägst ihn flüsternd, ob der Herr N. N. wohl gar abwesend sei. Zu deinem größten Erstaunen erfährst du nun, daß du die ganze Zeit hindurch neben ihm gesessen hast. Ein unscheinbarer, stiller Mann, aus dessen Munde du fast kein Wort vernommen hast, der berühmte Dichter, sitzt an deiner, dem Vorsitzenden entgegengesetzten Seite. Nachdem du die erste Ueberraschung überwunden hast, siehst du dir den stillen Nachbar etwas genauer an und entdeckst nun, daß er mit einem friedlichen, freundlichen Gesichte den Dampf seiner Pfeife in den der übrigen Gäste bläst, im übrigen aber mit seinen Gedanken oft abwesend zu sein scheint. Nun aber hat der unbeachtete Nachbar bald deine ganze Sympathie gewonnen, du knüpfst ein Gespräch mit ihm an und findest ein freundliches Entgegenkommen. Du bringst die Rede auf seine Gedichte und sprichst ihm deine warme Anerkennung über dieselben aus. Er antwortet bescheiden. Das Glück, die Bekanntschaft des berühmten Dichters gemacht zu haben, begeistert dich, du wirst immer eifriger und bemerkst nicht, wie die nächste Nachbarschaft, durch deine immer lauter geführte Unterhaltung zuletzt aufmerksam geworden, sich derselben zuwendet, und hier und da ein ausgetauschtes Lächeln sich auf dich und deinen stillen Nachbar lenkt. Zuletzt kannst du dein misbilligendes Erstaunen nicht unerwähnt lassen, daß im eignen Wohnorte so wenig von dem berühmten Mitbürger gesprochen wird. Da antwortet dein Nachbar, indem er deine Aufmerksamkeit mit einer bescheidenen Handbewegung auf die Gesellschaft lenkt, deren Blicke du jetzt erst mit einem gewissen Erstaunen auf dich gerichtet siehst, mit einem feinen Lächeln: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Ein Dichter muß in vielen Fällen ein hohes Alter erreichen, wenn er am Ende seiner dichterischen Laufbahn noch diejenige Aufmerksamkeit und Anerkennung erlangen will, die er schon im Verlaufe derselben mit vollem Rechte beanspruchen konnte. Ein lebendes Beispiel bietet uns der berühmte Verfasser von „Dreizehnlinden“, der Dichter Friedrich Wilhelm Weber. Schon in den vom Oberlandesgerichtsrath M. Bachmann zu Paderborn in den dreißiger Jahren herausgegebenen Taschenbüchern „Gunloda“ und „Arminius“ stehen neben denen Ferdinand Freiligrath's auch schöne Gedichte von Fr. W. Weber, bald unter seinem eigenen, bald unter einem angenommenen Namen, scheinen damals aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Vielleicht lag es an der natürlichen Bescheidenheit des echten Dichters, der sich nicht hervordrängen wollte und zunächst in der treuen Erfüllung seines ärztlichen Berufes seine Lebensaufgabe sah. Im Jahre 1878 veröffentlichte er sein lyrisch-episches Gedicht: „Dreizehnlinden“, welches im vorigen Jahre in einer Jubiläumsausgabe die fünfundzwanzigste Auflage erlebte. Trotzdem daß Weber durch „Dreizehnlinden“ und die im Jahre 1884 schon in achter Auflage erschienenen Gedichte, welche ich noch höher stellen möchte als jenes, seinen Ehrenplatz unter den ersten Dichtern der Gegenwart fest begründet hat, war man dennoch, wenn auch vergebens, von gewissen Seiten bemüht, ihn todt zu schweigen. In dem in Leipzig im Verlage des Bibliographischen Instituts im Jahre 1882 erschienenen „Biographischen Dichterlexikon“ von Bornmüller ist nicht einmal sein Name zu finden. Selbst Adolph Stern, der in seinem „Lexikon der deutschen Nationallitteratur“ 1882 vier Weber aufführt, hat unseren Weber, den dichterisch jedenfalls bedeutendsten, von seiner Sternwarte aus nicht erblickt. Weber steht schon im 78. Lebensjahre. Das liebe Christkind hat ihn uns im Jahre 1813 geschenkt.

Denjenigen Dichtern, welche keine Gelegenheit und Lust haben, sich einer auf dem Felde der Litteratur herrschenden Genossenschaft anzuschließen und von ihr auf den Schild gehoben zu werden, wird es schwer, für sich und ihre Dichtungen Beachtung und Anerkennung zu erlangen. Auch der Büchermarkt hat seine gängigen Artikel, und der Dichter, der nicht zugleich ein wenig Speculant ist und auf den Geschmack des Publicums Rücksicht nimmt, wird wenig Beachtung bei diesem finden. Augenblicklich haben die lyrisch-epischen Dichtungen, welche einen historisch-sagenhaften Stoff in alterthümelnder Sprechweise behandeln und mit Spielmannsliedern durchsetzt sind, die meiste Nachfrage. Sie sind wie geschaffen, mit leichter Mühe in Operntexte umgewandelt zu werden, und nun auch, durch gefällige Melodien getragen, sich in aller Herzen einzuschmeicheln. So ist es mit dem „Trompeter von Säckingen“ und dem „Rattenfänger von Hameln.“ Auch diejenigen Dichter, welche ihre Leier in den Dienst der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes stellen, gelangen zu rascher Berühmtheit. Tüchtige Verleger ihres Glaubens und ihrer Tendenz sorgen für schöne Ausstattung ihrer der Kirche verherrlichenden Werke, und diese und das von der katholischen Presse besorgte Lob sorgen dafür, daß eine Auflage nach der anderen auf dem Büchermarkte erscheint. Dagegen haben diejenigen, welche sich von dem Parteitreiben fernhalten und in der idealen Pflege des Guten und Schönen die alleinige Aufgabe ihrer Dichtkunst finden, einen harten Stand. Dem treuen Sohne der Rothen Erde, Lewin Schücking, dessen Schriften so viel zur Verherrlichung seines Vaterlandes beigetragen haben, kann man es nicht verzeihen, daß er Luther zum Helden eines seiner Romane gemacht hat. Möge doch bald zum Heile des neubegründeten deutschen Reiches und der unter seinem Schutze blühenden

Künste die Zeit wiederkehren, wo nicht das kirchliche Bekenntnis, sondern die Tüchtigkeit der Künstler den Ausschlag gibt, wo katholische Dichter, wie Broxtermann und Annette von Droste-Hülshoff ihre Sympathien, ohne dafür dem Banne zu verfallen, für die evangelischen Helden des Dreißigjährigen Krieges dichterisch verwerthen durften.

Zeit und Stunde haben ebenfalls ihren fördernden und hemmenden Einfluß auf die Erfolge dichterischer Producte. Ein Beispiel bietet sich in dem verstorbenen osnabrückischen Dichter Hagemann dar. Seine Gedichte erschienen in zwei Bänden im Jahre 1848. Es sind hübsche Sachen darunter. Aber wer, frage ich, hatte im Jahre 1848 beim Erwachen des „Völkerfrühlings„ Zeit und Lust, lyrischen Gedichten, welche von Lenz und Liebe sangen, sein vom Donner hochtönender Phrasen eingenommenes Ohr zu leihen? Die Gedichte von Hagemann sind spurlos vorübergegangen. Auch der Dichter Broxtermann, der im Beginn dieses Jahrhunderts starb, hat unter der Ungunst der Zeit leiden müssen. Schon in seinem 16. Lebensjahre dichtete er ein Epos: „Bischof Benno," welches Wieland im „Teutschen Merkur" aufnahm und wofür er dem jugendlichen Verfasser seine Anerkennung und Aufmunterung aussprach. In dem Getöse der französischen Revolution, das ihn von Holland aus in seine Arme zog, konnte er nicht zur Sammlung kommen. Als er endlich in München als Kanzleirath des Herzogs Wilhelm von Bayern eine feste Stellung gewonnen hatte, starb er im 30. Lebensjahre am Typhus. Seine Gebeine wurden eingescharrt, man weiß nicht wo, und seine nachgelassenen Schriften, darunter sein Hauptwerk: „Wittekind" im Manuscript, den Flammen übergeben.

Ein anderer wichtiger Factor für die Entwickelung und den Erfolg des Dichters ist der Wohnort. Ein Dichter, der in einer großen Stadt, einem Mittelpunct schönwissenschaftlicher Bestrebungen wohnt, hat in den dort bestehenden litterarischen Verbindungen, den reichhaltigen Bibliotheken und den buchhändlerischen Beziehungen mächtige Förderer seiner dichterischen Bestrebungen. Seine Pläne legt er seinen litterarischen Freunden vor, holt ihren Rath ein, geht mit ihnen das Geschaffene durch und legt schließlich das Vollendete ihrem Gesammturtheile unter. Die ihm offen stehenden Bibliotheken, die ihm bekannten Buchhandlungen unterstützen ihn mit Büchern und Beziehungen, und schließlich wird es ihm, dem von tonangebenden Vereinen und dichterischen Größen empfohlenen, nicht schwer werden, einen Verleger für seine Werke zu finden. Viel ungünstiger steht der Dichter da, der auf sich allein angewiesen ist, der auf dem Lande wohnt. Allerdings hat er den Vorzug, mannigfache Eindrücke des Volks- und Naturlebens unvermittelt auf sich einwirken lassen zu können, dagegen muß er fast jeden schönwissenschaftlichen und fachsachlichen Rathes entbehren. Bibliotheken stehen ihm nicht oder nur sehr beschränkt zu Gebote. Die schwerste Aufgabe für ihn, welche er oft gar nicht zu lösen vermag, ist offenbar für seine Werke einen Verleger zu erhalten. Seine Anfragen, welche er an die Verlagsbuchhandlungen gewöhnlich brieflich machen muß, werden, wenn auch sehr höflich, meistens verneinend beantwortet. Die Verlagsbuchhändler machen sich die Sache leicht, sie halten gedruckte Formulare vorräthig, welche übereinstimmend dahin lauten, daß man für das bewiesene Vertrauen danke, leider aber nicht in der Lage sei u. s. w. Der unglückliche Dichter, von allen Thüren zurückgewiesen, gibt zuletzt jeden weiteren Versuch auf und muß sich damit begnügen, seine Gedichte in den für solche Sachen aufbewahrten Ecken der Localpresse natürlich ohne Entgelt, abgedruckt zu sehen. So gehen sie denn — das ist das Loos des Schönen auf der Erde — als Hüllen für Nahrungsmittel zuletzt jämmerlich zu Grunde. Der Verfasser hat schon manches Manuscript, welches von dem verstorbenen Dichter druckfertig hergestellt war, und dessen gedunkeltes Aussehen — ein echter Adelsrost — und auf dem letzten Blatte angebrachter Vermerk des Censors, daß es gedruckt werden dürfe, von seinem hohen Alter Zeugnis ablegte, in den Händen gehalten und bedauert, daß die darin enthaltenen schönen Gedanken und köstlichen Perlen der Dichtkunst keinen Verleger gefunden haben. Aber — vorbei! Der Trost, daß auch die Bücher ihre Schicksale haben, ist für die Lebenden ein mißlicher. Wer fühlt bei dem Massenangebot der Tagespoesie wohl das Verlangen, nach vergessenen Dichtern und ihren Werken zu forschen! Jene finden in den beliebten Blüthenlesen noch den letzten Halt, an welchem wenigstens ihre Namen für die Nachwelt hängen bleiben.

Aus diesem Bestreben, zunächst die Landsleute mit den Werken ihrer eigenen Dichter, gemäß der Goethe'schen Mahnung

„Was willst du in die Ferne schweifen,
Sieh', das Gute liegt so nah."

bekannt zu machen und dann auch die weiteren Kreise auf sie aufmerksam zu machen, sind die Gedichtsammlungen einzelner Provinzen, ja einzelner Städte hervorgegangen und haben die Stelle der früher beliebten Taschenbücher eingenommen. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine Blüthenlese westfälischer Dichtungen unter dem Namen: „Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst in hoch- und plattdeutscher Sprache" im Jahre 1885 bei J. C. C. Bruns in Minden herausgegeben und in dieser die stattliche Zahl von 74 Dichtern aus dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis zur Neuzeit aufgeführt. Daß darunter auch einige weniger bedeutende Dichter, deren Namen kaum mehr genannt werden, Aufnahme gefunden haben, möge man seiner Pietät und dem Bestreben, sie vor der gänzlichen Vergessenheit zu retten, zu gute halten. Zum Schlusse möge der Anfang der Vorrede hier wieder gegeben werden: Wenn neben den Gedichtsammlungen anderer deutscher Länder, selbst einzelner Städte, nun auch eine westfälische erscheint, so bedarf dies eigentlich keiner Rechtfertigung. Denn das wegen seiner geistigen Schwerfälligkeit ebenso lange als ungerecht verspottete Land Westfalen steht keinem anderen im deutschen Reiche in der Anzahl tüchtiger Poeten nach, es sind Dichterfürsten unter ihnen, ja die anerkannte Königin der deutschen Dichterinnen, Annetta von Droste-Hülshoff, Westfalens Stolz, ist ein echtes Kind der Rothen Erde. So soll das Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst zeigen, wie ungerecht jener oft wiederholte Vorwurf ist, und durch seine Reichhaltigkeit und Gediegenheit beweisen, daß die westfälischen Jünger des Apollo in den verschiedenen Arten der Dichtkunst sich die höchsten Ziele gesteckt haben, dann aber auch den jüngeren und weniger hervorragenden westfälischen Dichtern neben den Sängerfürsten, deren Gedichte in vielen Ausgaben und Sammlungen verbreitet sind und nicht unserer Nachhilfe bedürfen, die Bekanntschaft des großen deutschen Publikums vermitteln und zuletzt die einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallenen älteren dieser wieder entwinden.

Einheit örtlicher Armenpflege.

In der Stadt Frankenhausen ist die Vereinigung der amtlichen und der freiwillig-persönlichen Armenpflege durch die Armenordnung vom 12./14. Januar 1885 und den Frauenverein, welchem der Landesherr Fürst Georg von Schwarzburg-Rudolstadt am 12. December 1884 Rechtspersönlichkeit verliehen hat, der Hauptsache nach vollzogen. Erstere setzt städtischerseits einen Armenrath ein, welchem unter dem Vorsitz des ersten Bürgermeisters neben drei Stadträthen, dem Oberpfarrer und einem Armen-Arzt die Vorsitzende (Frau Ottilie Gräf) und die Diakonissin des Frauenvereins als ordentliche Mitglieder angehören. An den Kosten der so geleiteten öffentlichen Armenfürsorge betheiligt sich der Frauenverein mit allem was er über zweihundert Mark einnimmt; diese verwendet er selbst und unbeaufsichtigt.

Wie Herr Bürgermeister Lemcke die Güte hat uns wissen zu lassen, „bewährt sich die Sache zur Zufriedenheit." Wie sollte sie nicht? Sie führt zu Ersparnissen richtiger Arbeitstheilung und dem hochbefriedigenden Gefühl sichtlich zuneh-

mender Wirksamkeit. Sie läßt nicht im Dunkeln tappen, noch erweitert sie wie zersplitterte wirre Armenpflege den Schlund des Elends, welcher gestopft sein will.

Sparcassen-Fortschritte.

Regeln für Pfennig-Sparcassen.

Der Verein für Pfennig-Sparcassen in Liverpool hat seinem neuesten fünfzehnten Jahresbericht ebenso wie früher neben einigen denkwürdigen Aussprüchen namhafter Männer, die zum Sparen anfeuern, einige erprobte Regeln für gute Verwaltung von Pfennig-Sparcassen hinzugefügt. „Pünctlichkeit“, sagt der Bericht, „rasche und gute Bedienung der Kunden, sorgfältige Buchführung, Befolgung fester Regeln sind die Kennzeichen gutgeleiteter Banken aller Art, folglich auch der Sparcassen.“ Die Regeln lauten:

Bei jedem geschäftlichen Vorgang müssen mindestens zwei Personen zugegen und betheiligt sein;

die Geschäftsbücher müssen jede Woche abgeschlossen, verglichen und mit dem Baarvorrath ausgeglichen werden;

Spareinlagen müssen regelmäßig in die Haupt-Sparcasse abgeführt werden;

von Zeit zu Zeit haben die Vorsteher und Aufseher alles zu revidiren.

Ein Verein der 173 Pfennig- oder Groschen-Sparcassen umfaßt mit zusammen 677 686 einzelnen Geldübertragungen, darunter Einlagen für fast 500 000 ℳ und Rückzahlungen für mehr als 36 000 ℳ, mit einem Bestand am 20. November 1885 von ungefähr 170 000 ℳ, der nicht weniger als 47 492 Einlegern gehörte, — der darf sich wohl auf die Erprobung seiner Grundsätze und Regeln berufen.

Die Sparcasse der Capital-Versicherungs-Anstalt zu Hannover hat von Beginn bis Ende des Jahres 1884 bei der Sparcasse verkauft 103 302 Sparmarken zu 10 ₰, und naturgemäß hat infolge dessen eine Menge neuer Bücher über Einlagen von 1 ℳ an ausgegeben werden müssen — 11 562 überhaupt. Die meisten dieser kleinen Einlagen sind der Sparcasse bisher verblieben und ein großer Theil der Sparer hat der ersten Einlage bereits weitere Einzahlungen folgen lassen. „Der Besitz eines Sparcassebuchs reizt erfahrungsmäßig zur Fortsetzung des Sparens, und die große Bedeutung der Sparmarken-Einrichtung liegt deshalb eben darin, daß letztere den Anfang des Sparens und die Erwerbung eines Sparcassebuchs so ungemein erleichtert.“ Von den 35 212 Sparcassebüchern, welche am Schlusse des Jahres 1884 im Umlauf waren, hatten ein Guthaben

bis zu 60 ℳ	15 080 = 42,8	pCt.
von 60 bis 150 ℳ	6 539 = 18,6	„
„ 150 „ 300 „	4 919 = 13,9	„
„ 300 „ 600 „	4 106 = 11,7	„
und von über 600 „	4 568 = 13,0	„

Das durchschnittliche Guthaben eines Einlegers belief sich bei 35 212 Sparcassebüchern und einer Einlagesumme von ℳ 11,489 738 . 94 auf rund 326 ℳ. „Wenn den deutschen Sparcassen“, sagen die Herren A. Jugler und G. Drape als Direction, „in letzterer Zeit von autoritativer Seite der Vorwurf gemacht ist, sie seien der Mehrzahl nach ihrer eigentlichen Bestimmung, die Sparpfennige der Minderbemittelten zu sammeln und zinsbar anzulegen, ungetreu geworden, und hätten sich in Depositenbanken der mittleren Capitalisten verwandelt, so wollen wir die Berechtigung dieses Vorwurfs zwar dahingestellt sein lassen, glauben ihn angesichts der vorstehend mitgetheilten Zahlen für unsere Sparcasse aber zurückweisen zu müssen. Diese Zahlen ergeben, daß von der Gesammtheit der Einleger 87 pCt. nur ein Guthaben bis zu 600 ℳ hatten, daß also auf die größeren Einlagen von über 600 ℳ nur 13 pCt. fielen. Man wird Sparcasseguthaben bis zu 600 ℳ als sogenannte Capitalanlagen gewiß nicht ansehen, und andererseits auch nicht behaupten können, daß eine Sparcasse für den Minderbemittelten um deswillen unzugänglicher werde, weil sie neben den kleinen Einlagen des letzteren auch eine angemessene Anzahl größerer Einlagen von bemittelten Personen, von Instituten, Vormundschaften u. s. f. entgegennimmt.“

Entwaffnet.

„Du könntest jetzt wieder einmal deinen Weberinnen nachgehen, man merkt's jedesmal“, dachte ein Fabrikherr am Rhein und ließ anspannen. Er machte in Seide, kannte aber nicht nur das Gespinnst welches den besten Satin gibt, sondern auch die Fäden welche die Seelen der Arbeiter und Arbeiterinnen mehr oder weniger einspinnen, daß sie hängen bleiben. Ein solcher Arbeitgeber und Brotherr übt auf Kostgänger und ganze Haushaltungen eine Macht aus, von der in keinem Fabrikgesetz etwas gesagt ist noch gesagt werden kann. Unter Umständen ist sie eine Wohlthat, wenn reine, väterliche Gesinnung das Regiment führt. Manchmal aber fügt sie nur ein weiteres Glied zu der Kette, die den Abhängigen fesselt und seine Seele entmannt. Denn um des lieben Brotes willen thut mancher, was am meisten zieht, obwohl er sich dazu zwingen muß. Man sollte freilich meinen, mit schöner Arbeit und pünctlich inne gehaltener Frist wäre genug gethan. Damit aber war der Herr, der in der Kutsche saß, noch lange nicht zufrieden. Als Seidenfabrikant, der die gängigen Artikel kannte, hielt er auch im christlichen Haushalt seiner Leute auf eine bestimmte Farbe. Vielleicht meinte er es gut. Daß er aber nicht merkte, wie die Sache in Wirklichkeit herauskam, und wie viel leichter das Färben und Appretiren in der Religionsübung ist als in der Manufactur, das war sein Fehler.

Unter seinen Weberinnen war eine, auf die er es diesmal besonders abgesehen hatte, eine verheiratete Frau und seit vielen Jahren seine beste Arbeiterin. An der gelieferten Stückarbeit war nie das geringste auszusetzen, dafür aber desto mehr seit einiger Zeit an ihrer übrigen Haltung. Sie trug sich nemlich mit dem ernsthaften Vorhaben, sich von ihrem Manne zu trennen, und da sie wußte, daß der Fabrikherr sich mit solchen Dingen, die ihn eigentlich nichts angingen, eifrig befaßte, so hatte sie ihm ihren Entschluß mitgetheilt. Aber damit sägte sie in den Ast, auf dem sie saß. „Wisset ihr nicht“, hatte er gesagt, „daß die Ehe heilig ist und gehalten werden muß, bis daß euch scheidet der Tod?“ „Das weiß ich, Herr“, antwortete sie schüchtern, „aber wenn es gar keine Ehe ist, am wenigsten eine heilige?“ „Dann ist es ein Kreuz“, entgegnete er, „und ihr Kreuz muß eine Jüngerin des Herrn tragen.“ Diese Kreuzträgerin konnte aber den Glauben, daß es in diesem Fall auch so sei, nicht finden, und um ihr in ihrem eigenen Hause noch mehr ins Gewissen zu reden, hatte er anspannen lassen. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch den Mann kennen lernen, und das war billig.

Bis zum Wirthshause, wo er den Wagen einstellen wollte, kannte er den Weg. Von dort aber war noch eine Strecke durch ein Gehölz zu Fuß zurückzulegen, und über die konnten ihm ja die Wirthsleute Auskunft geben. Der Braune war tüchtig gelaufen und in Schweiß gerathen, als sein Herr dem Hausknecht rief, um ihm auszuspannen. Doch der Knecht kam nicht, und der Herr, der ans Warten wenig gewöhnt war, machte sich schon daran, sein Pferd selbst auszuschirren. Da sprang der Wirth aus dem Hause und nahm ihm unter vielen Entschuldigungen die Arbeit ab. „Dieser und jener hole die Dienstboten“, wetterte er, als er die Kutsche unter das Vordach zog. „Ich habe den Faullenzer vor wenigen Augenblicken noch um das Haus herum streichen gesehen, wo steckt er jetzt wieder mit seinen Wasserstiefeln? Den jage ich heute noch davon, bevor seine Probezeit vorüber ist, den Galgenstrick, den...“

Während der Wirth über den Weg durch den nahen Wald geschwätzige Auskunft gab und dieselbe häufig mit Fluchen

über den Knecht unterbrach, die er mit den Worten begleitete: „Der braucht auch Wasserstiefel zu tragen" — hörte dieser der ganzen Verhandlung aus dem Kammerfenster ungesehen zu, verschwand aber, als der Herr den Fußweg durch den Wald einschlug. Der Seidenfabrikant folgte der angegebenen Richtung, die ihn nach zwanzig Minuten in die Wohnung seiner Arbeiterin führen sollte. Aber der Auftritt vor dem Wirthshause und die heftigen Ausdrücke des Wirths, die keineswegs nach dem heiligen Lande tönten, hatten ihn verstimmt. Er nahm sich vor, bei seiner Rückkehr seine Misbilligung dieser gottlosen Sprache auszusprechen. Denn es gibt Leute, denen erst auf der Treppe einfällt, was sie hätten sagen sollen. Eben setzte er seinen Sermon zusammen, als das Gebüsch zu seiner Seite in Bewegung gerieth und ein Bursche über die Böschung sprang, die den Weg überragte. Er kommt dem Herrn entgegen, macht wenige Schritte vor ihm Halt, schwingt einen Knüttel und sagt: „Hier bezahlt man Weggeld." Es war so schnell geschehen, daß der Ueberraschte nicht wußte, was er antworten sollte. Doch er bleibt nicht lange im Zweifel. Während er betroffen die langen Wasserstiefel betrachtet, in denen der Bursche vor ihm steht, rückt dieser noch einen Schritt näher und sagt: „Euer Geld her oder..." Er kommt aber nicht weiter, der Herr hält ihm die Mündung eines artigen Revolvers entgegen und bemerkt: „Oder ich schieße dich todt." Dies hat der Bursche nicht erwartet, er schrickt zusammen, läßt den Knüttel fallen und entflieht in das Dickicht.

Noch übler gelaunt als zuvor setzt der Ueberfallene seinen Weg langsam fort und gelangt vor das Haus der Weberin. Er tritt in die niedrige Kammer, wo sie arbeitet. Er beginnt mit ihr ein Gespräch und bekommt nur halbe Antworten. Die Frau befindet sich in einer seltsamen Aufregung, die immer stärker wird, während der Herr auf den Zweck seines Kommens einlenkt. Auf die Frage: „Wo ist euer Mann?" wird sie noch befangener; sie hat ihr Haupt auf ihr Gewebe niedergebeugt, auf welche ihre Thränen fließen, durch die ganze Gestalt zuckt ein krampfhaftes Zittern. Der Herr schließt aus diesem haltlosen Wesen auf den tiefen Eindruck, den seine Worte machen, und nun öffnet er erst recht die Schleusen seiner Beredtsamkeit. „Ihr Weiber, seid unterthan euern Männern als dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt, wie auch Christus das"

Plötzlich bricht er ab und schnappt nach Luft. Während seines Sermons hat er den Blick erhoben und starrt nun nach dem Kachelofen, der dem Webstuhl gegenüber steht. Es ist eines jener gewaltigen Bauwerke, wie sie in den meisten alten Bauernhäusern zu sehen sind. Vom oberen Rand bis zur Zimmerdecke geht rings herum ein Vorhang, hinter dem die Faullenzer ungesehen liegen können. Da wo die beiden Theile des Vorhangs zusammen stoßen, klafft eine Lücke, durch welche ein Paar mit Wasserstiefeln bekleidete Unterschenkel herabhängen. Es sind die Stiefel, in denen ihm der Mann im Wald entgegengetreten ist. Sie sind ihm an dem Burschen am meisten aufgefallen, er hat sie gesehen, als er vor ihm stand, sie sind der letzte Anblick gewesen, den ihm der Entfliehende geboten hatte und er erkennt sie wieder. Der Mann auf dem Ofen, der Mann der Weberin ist sein Angreifer, er ist der gleiche, gegen welchen er die weinende Frau zur Treue und zum Kreuztragen ermahnt hat. Noch immer starrt der Herr auf die Wasserstiefel am Ofen, und der Mann, dem sie gehören, rührt sich nicht. Aber der geistliche Zuspruch will nicht mehr in Fluß kommen, denn der ihn gehalten, ist entwaffnet. Das Leben, die furchtbare Wirklichkeit ist stärker als das geschriebene Wort. In tiefes Nachdenken versunken verabschiedet er sich und hilft nun selbst der Frau, das Band lösen, das für sie eine unerträgliche und entwürdigende Fessel geworden ist. Auch dem Wirth blieben alle Vorwürfe, die ihm zugedacht waren, erspart; denn der faule Knecht hatte die gleichen Stiefel getragen, die den eifrigen Herrn entwaffneten und die ihm später noch oft einfielen, wenn er, ohne zu untersuchen, predigen wollte.

(Pfarrer Hemmann
im Schweizerischen Protestantenblatt.)

Die Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege

sendet uns ihre ersten drei Rundschreiben, unterzeichnet von dem Vorstand des Berliner Vereins für häusliche Gesundheitspflege, in Vertretung K. Schrader, und alle vom 10. Februar datirt.

Das erste stellt die Verbindung mit den bestehenden deutschen Vereinen oder Comites für Feriencolonien d. h. Sommerpflegen her;

das zweite wendet sich ganz ähnlich an die Kinderheileinrichtungen in Sool- und See-Bädern;

das dritte endlich wendet sich an die Magistrate aller einigermaßen in Betracht kommenden deutschen Städte (derjenigen über 7000 Einwohner, wenn wir nicht irren) mit der Bitte um Auskunft über bestehende Sommerpflege-Veranstaltungen, und einer leisen, bescheidenen Anregung, fehlenden Falls solche zu treffen, wozu die Centralstelle ihren Beistand erbietet. Hiermit hat die eigentliche Agitation zweckmäßig begonnen, während jene andern beiden Rundschreiben dem Bedürfnis fester Vereinigung und Zusammenfassung dienen.

Ein tüchtiges Stück gemeinnütziger Arbeit wird daraus entstehen. Möge es den berufenen Kräften nicht zuviel werden!

Erziehungsverein für den Kreis Magdeburg.

An den Herausgeber.

Magdeburg, 14. Februar 1886.

Bei dem Antheil, den Sie und Ihr Blatt gütigst an dem Gedeihen des hiesigen Erziehungsvereins nehmen, wird es Sie interessiren, daß wir am 6. Januar Corporationsrechte empfangen haben auf Grund beifolgender Statuten.

Das Vereinsvermögen betrug Ende December 71 058 ℳ 89 ₰.

Angemeldet sind aus dem Kreise Magdeburg 386 arme, verlassene und verwahrloste Kinder; 362 Erzieherfamilien.

In Pflege hatten wir bisher 78 Zöglinge, deren große Mehrzahl leiblich, geistig und sittlich gediehen sind.

Hochachtungsvoll ergebenst

Lic. theol. Dr. med. hon. H. Tollin, Pastor.

Neue Kinderheime.

Der Münchener Knabenhort ist nach kaum fünf Jahren eine vierte Anstalt zu errichten imstande, und sein Begründer Rath Ludwig Jung wirft nun auf die verflossenen Jahre einen kurzen Rückblick: Im November 1880 brachte die „Nürnberger Presse" einen Aufsatz mit der Unterschrift des Prof. Schmid-Schwarzenberg in Erlangen, worin dieser der Stadt Nürnberg „ein freundnachbarliches Memento" widmete und zur Gründung eines Vereins für Volkserziehung nach dem Vorbild von Erlangen und Augsburg aufforderte. Diese Mahnung fand, wenn auch nicht sofort in Nürnberg, doch in München eine fruchtbare Stätte. Herr Jung wendete sich auf Grund dieser Anregung an den Verfasser mit der Bitte um Mittheilungen über den Erlanger Verein. Prof. Schmid-Schwarzenberg schrieb daraufhin unterm 15. November 1880: „Unter Band sende ich Ihnen einige Schriften unseres Vereins für Volkserziehung. Ich bin über Ihr Interesse an unseren Bestrebungen, einen Beitrag zur Verminderung des socialen Elends zu leisten, erfreut. Mein Verlangen, Sie näher kennen zu lernen, werden Sie erklärlich finden." Am 1. Februar 1881 fand eine erste Besprechung über die Gründung eines Vereins

nach dem Vorbild des Erlanger statt, und schon am 7. Februar konnte eine Versammlung zur weitern Ausführung des humanen Werkes veranstaltet werden. Am 16. März wurde dann der Verein, für welchen der erste Anreger den Namen „Knabenhort" vorgeschlagen hatte, gegründet und die Statuten festgesetzt. Schon am 1. Mai erfolgte die Einschreibung der Knaben in der ersten Anstalt Türkenstraße Nr. 48 und am 24. Mai die feierliche Eröffnung derselben. Am 15. November 1882 konnte die zweite Anstalt Jckstattstraße Nr. 21, und am 21. Mai 1884 die dritte Anstalt Wörthstraße Nr. 11 in feierlicher Weise eröffnet werden. Nun steht der Verein nach fünf Jahren ernsten Schaffens vor dem Inslebentreten der vierten Anstalt in Giesing, eine fünfte aber in der Nähe des Stiglmaierplatzes ist ebenfalls geplant. Wenn Prof. Schmid-Schwarzenberg am 20. Februar 1881 nach München geschrieben hatte: „Der Münchener Verein wird durch die weise Berücksichtigung der dortigen Verhältnisse ein mächtiges Licht für ganz Süddeutschland werden, ganz besonders dadurch daß er einfach ohne Gepränge allgemein sittlich und menschlich, praktisch und ohne Forderungen für Aufwand antritt" — so hat er nicht unrichtig geurtheilt. Der Münchener „Knabenhort" hat es an Anregung der guten Sache in anderen Städten und bei Behörden nicht fehlen lassen, so daß es seiner Thätigkeit nach außen mit zugeschrieben werden darf, wenn die Fürsorge für arme Knaben immer mehr sich ausbreitet und vertieft.

Am 4. Januar wurde der erste Kinderhort der Schweiz in Winterthur eröffnet. Fabrikbesitzer J. J. Weber und Lehrer K. Wirth aus Winterthur besuchten im November die Knabenhorte zu Bamberg und Erlangen, um die Einrichtungen und den Betrieb derselben kennenzulernen. Auf ihre Anregung hin nahm sich das seit 1881 in Winterthur bestehende Comite für Feriencolonien — Vorsitzender Pfarrer O. Herold — der Verwirklichung der Knabenhort-Idee an. Diesem Comite ist es nun gelungen, einen Knaben- und Mädchen-Hort zugleich ins Leben rufen zu können. Der Knabenhort wurde in dem prachtvollen Gebäude des dortigen Kindergartens, wo der nöthige Raum noch vorhanden war, untergebracht und wird von 31 Knaben besucht. Der Mädchenhort befindet sich vorderhand in einem Privathause; die Zahl der denselben besuchenden Mädchen beträgt 7. Der Kinderhort in Winterthur ist an den Werktagen täglich mit Ausnahme des Samstags von 4—6 Uhr geöffnet. Die Leitung der Knabenanstalt hat eine größere Anzahl städtischer Lehrer abwechslungsweise übernommen, bis es gelungen ist, einen ständigen Erzieher zu gewinnen. Die Mädchenanstalt steht unter Leitung einer Kinderfreundin. Eltern, die Kinder anmelden wollen, haben sich an den Lehrer ihrer Kinder zu wenden, welcher ein hierzu bestimmtes Formular ausfüllt und dem Kinderhortcomite übergibt. Die Kinder erhalten täglich ein Stück Brot und Aepfel. Nach Verzehrung desselben fertigen sie ihre Schulaufgaben. Die übrige Zeit wird mit Spielen, Turnen, Vorlesen, Erzählen, Singen, Auswendiglernen von Gedichten u. s. f. ausgefüllt; im Mädchenhort kommt Stricken, Nähen u. s. f. noch hinzu. Als Strafen kommen zur Anwendung: Verweis, Ausschluß vom Spiel, Ausweisung bis zu drei Tagen durch den Erzieher, gänzlicher Ausschluß. Unentschuldigtes Wegbleiben wird den Eltern angezeigt; erfolgt kein regelmäßiger Besuch, so wird der Ausschluß verhängt. Der Erzieher hat Stimme in den Sitzungen des Vorstandes, in welchen über Organisation, Neuanschaffung u. s. f. berathen wird.

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger

zählt zur Zeit 54 Bezirksvereine und 219 Vertreterschaften. Ordentliche Mitglieder hatte die Gesellschaft zu Ende des Berichtjahrs 1. April 1884/85: 44 305 (gegen 43 243 in 1883/84), welche an Jahresbeiträgen die Summe von ℳ 137 843.57 (gegen ℳ 134 756.01 in 1883/84) aufgebracht haben. Die außerordentlichen Beiträge beziffern sich für das letzte Jahr auf ℳ 51 334 18 (gegen ℳ 48 406.49 in 1883/84). Die Gesammteinnahmen der Gesellschaft beliefen sich im Berichtsjahre auf ℳ 211 135.26 (gegen ℳ 205 493.44 in 1883/84). Diesen Einnahmen steht gegenüber eine Gesammtausgabe von ℳ 181 573.33 (gegen ℳ 142 980.87 in 1883/84). Die erhebliche Mehrausgabe des Jahres 1884/85 ist ausschließlich durch die bedeutenden Kosten hervorgerufen worden, welche der Gesellschaft durch Errichtung neuer und Vervollständigung alter Rettungsstationen erwachsen sind. Immerhin bleiben die Ausgaben auch jetzt noch weit hinter den Einnahmen zurück. Als im Jahre 1865 die Gesellschaft zu Kiel begründet wurde, zweifelten viele, ob sie den Gehalt des Generalsecretärs mit 1000 Thaler Gold je werde tragen können! Jetzt besitzt sie (Bremen, Martini-Straße 41) ein eignes 50 000 ℳ werthes Haus, und hat in den verflossenen zwanzig Jahren fast drei Millionen Mark Einnahmen gehabt.

Die Stationen der Gesellschaft haben im verflossenen Jahre eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Neu errichtet sind Travemünde-Priwall und Funkenhagen, überwiesen der Gesellschaft früher fiscalische Rettungsstationen zu Swinemünde und West-Dievenow. Insgesammt verfügt die Gesellschaft zur Zeit über 99 Stationen, 42 an der Nordsee und 57 an der Ostsee. Von denselben sind 35 Doppelstationen, ausgerüstet mit Rettungsboot und Raketenapparat, 45 Rettungsboot-Stationen und 19 Raketen-Stationen.

Die Zahl der vom 1. April 1884 bis zum 31. März 1885 durch die Stationen der Gesellschaft geretteten Personen beziffert sich auf 64. Damit ist die Gesammtzahl der durch die Rettungseinrichtungen der Gesellschaft bis zum 1. April 1885 Geretteten auf 1546 gestiegen. Von den Rettungen des letzten Jahres sind 12 mit 61 Personen vermittels Rettungsböte, 1 mit 3 Personen vermittelst Raketenapparat ausgeführt worden. Von den Gesammtrettungen der Gesellschaft entfallen 173 mit 1307 Personen auf die Böte, 40 mit 239 Personen auf die Raketen- und Mörser-Apparate.

Die Ausbildung der Rettungsmannschaften durch Esmarch's Deutschen Samariter-Verein ist bekannt. Letzterer hat im verflossenen Jahre nach vorgängiger Verständigung mit dem Vorstand der Rettungs-Gesellschaft in Büsum, Süderhöft, den Inseln Amrum, Sylt und Röm auf eigene Kosten durch Aerzte Vorträge halten lassen, welche eine erfreuliche Betheiligung der Einwohner und der Rettungsmannschaften aufzuweisen hatten. Gelegentlich dieser Vorträge wurden vor allem praktische Anweisungen ertheilt, wie Verunglückten, insbesondere auch Scheinbar-Ertrunkenen im Nothfall die erste Hilfe zu bringen ist, wie ein Noth-Verband angelegt wird u. s. f. Nach kürzlich eingegangener Mittheilung wird der Samariterverein in nächster Zeit die Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeoog und Spiekeroog in gleicher Weise durch Aerzte bereisen lassen.

Pflegehaus zu M.-Gladbach.

Der Vorstand des Pflegehauses zu M.-Gladbach (Bürgermeister Kaiser, M. C. Busch, L. Custodis, O. Esser) sagt in seinem Bericht für 1884/85, das vierte Geschäftsjahr: „Das Betragen der Pfleglinge gibt fast nur an Sonntagen Veranlassung zu Klagen. In der Woche, wenn die Leute vollauf Beschäftigung haben, sind sie arbeitswillig und zufrieden, dagegen kehren einzelne fast regelmäßig Sonntags Abends betrunken heim. Sie werden an Sonn- und Festtagen von ihren Bekannten mit Brantwein übermäßig bewirthet, die Trunkenheit macht sie dann unzufrieden und streitsüchtig. Das übermäßige Brantweintrinken kommt weniger in den Wirthshäusern als in den Privatwohnungen vor, denn dahin wird der Brantwein aus den Läden geholt; auch in den Läden selbst wird leider zum Brantweintrinken Veranlassung geboten, die Leute wissen sehr gut, wo das versteckte Glas zu finden ist."

Das Pflegehaus ist eine Schöpfung des Antibettelvereins, und nach dessen Ueberzeugung nicht mehr zu entbehren. „Durch die Existenz des Hauses sind die Organe der städtischen Armenverwaltung in die Lage versetzt worden, ungerechtfertigten Ansprüchen mit Erfolg entgegenzutreten. Arbeitslosen konnte vielfach Arbeit angewiesen werden. Leute die sich jahrelang arbeitscheu herumgetrieben haben, wurden im Pflegehause an ein arbeitsames regelmäßiges Leben gewöhnt und können sich jetzt wieder selbständig ernähren. Alte schwächliche Leute wurden gegen Erledigung einer ihren Kräften angemessenen Arbeit oder Mithilfe an den erforderlichen Arbeiten der Haushaltung und der Suppenanstalt im Hause verpflegt. Da wo die Bezirksvorsteher und Pfleger der städtischen Armenverwaltung eine Unterstützung durch Geld nicht für angebracht hielten, wurden nach deren Angabe Suppenportionen und andere Lebensmittel verabreicht. Vagabundirende Personen und reisende Handwerksburschen erhalten im Pflegehause Mahlzeiten und Nachtlager, je nach Umständen gegen entsprechende Arbeit." Man strebt deshalb denn auch aus den gemietheten Räumen, wo sich eine zweckmäßige Trennung der verschiedenen Geschlechter und Classen von Unterstützungsbedürftigen nicht wie wünschenswerth durchführen läßt, in ein eignes Gebäude hinüber. Der Antibettelverein hat der Stadt zu vollem freiem Eigenthum ein zu dem Preise von 10 800 ℳ gekauftes Grundstück angeboten, auf welchem ein Pflegehaus erbaut werden soll für höchstens 60 000 ℳ. Nächsten Herbst hofft man es dann zu beziehen.

Ueber Kunstvereine

findet man in Ludwig Richter's köstlicher Lebensbeschreibung von ihm selbst zwei merkwürdige Stellen, die wir hersetzen:

„Ueber die Kunstvereine und ihre Wirkungen auf die moderne Kunstentwicklung ist viel für und gegen gestritten worden. Ich bin nie für sie begeistert gewesen; aber das muß ich zu ihren Gunsten sagen, daß diejenigen, welche die Kunstzustände kennen, wie sie in Deutschland bis in die zwanziger Jahre fast durchgängig waren, genöthigt sein werden, ein Loblied auf diese Vereine anzustimmen. Sie haben in weiten Kreisen ein Publicum herangebildet, welches der Kunst in ihren verschiedensten Richtungen lebendigen Antheil und vielfach ein feines Verständnis entgegen bringt, während ein solches früher gar nicht vorhanden war.

Wie viele Talente sind jämmerlich zu Grunde gegangen aus Mangel an jeglichem Auftrag. Ich nenne hier in Dresden nur Gränicher, Wehle, Schiffner. Andere, die sich einigermaßen durcharbeiteten, kamen doch nicht zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, und in Dresden konnte ein Maler ohne eine Anstellung an der Akademie nicht wohl existiren, wenn er nicht eigene Mittel besaß.

Wie anders ist dies jetzt, und in Städten, wo dergleichen Vereine in guten Händen waren, ist Kunstverständnis und Kunstliebe ganz bedeutend befördert worden. Man denke z. B. an Frankfurt und Leipzig. Die Kunstvereine waren den damaligen Verhältnissen angemessen; deshalb verbreiteten sie sich in Kürze über ganz Deutschland. Daß diese Vereine mehr aus dem Bedürfnis der Künstler nach Käufern ihrer Arbeiten als aus dem Verlangen des Publicums nach Bildern entsprungen sind, mag zum Theil wahr sein; allein Kunstsinn entwickelt sich nur an Kunstwerken und am meisten an solchen aus der lebendigen Gegenwart. Förderung der Künstler durch Absatz ihrer Arbeiten mußte daher das erste sein, um einer kunstlahmen, nach dieser Culturseite hin verstorbenen Zeit abzuhelfen."

Und weiterhin:

„Meistens mußte ich wie Oehme die Hoffnung auf den Kunstverein setzen, und schlug diese fehl, d. h. wurde das Bild nicht gekauft, so war das eine große Calamität für das Hauswesen, und lange Zeit mußte vergehen, ehe wieder alles ins Gleiche gebracht war. Es hatte etwas tragikomisches, wenn wir beiden Hausväter zu gleicher Zeit unsere vollendeten Bilder ausgestellt hatten und einige Wochen in gespanntester Erwartung einer Entscheidung entgegensahen. Widerwärtige, ja qualvolle Tage folgten jeder Arbeit als pikantes Finale nach; das in idealer Begeisterung begonnene und ausgebildete Werk mußte die via dolorosa passiren, und in die rauhe Wirklichkeit zu gelangen. War der Tag endlich herbeigekommen, wo das Comite des Kunstvereins über Ankauf der Bilder zu entscheiden hatte, und die Nachricht vom Ergebnis der Abstimmung bis zu uns gelangt, dann fiel entweder ein schwerer Sorgenstein vom Herzen, oder es legte sich ein doppelt schwerer darauf. Da ich aber nun einmal mit meinen Arbeiten auf den Kunstvereinsmarkt verwiesen war, mußte ich es immerhin als ein Glück ansehen, daß von jetzt an meine Bilder jedesmal zum Ankauf kamen. Daß dieser aber von einer wechselnden, zufälligen Mehrheit abhing, und die Bilder ebenso zufällig durch das Loos Besitzern zugeführt wurden, denen sie vielleicht gar nicht erwünscht waren, und die nur den relativen Geldwerth ästimirten, das alles wirkte nicht anregend und erhebend. Der Kunstverein nahm den Charakter einer Unterstützungsanstalt an, und darin sah ich ein unrichtiges, ungesundes Verhältnis. Als ich daher späterhin von Verlegern bestimmte Aufträge erhielt zur Ausführung, wenn auch nur kleiner Compositionen, die gebraucht, gewünscht, mit freudigem Interesse empfangen und mit Dank bezahlt wurden, versetzte mich dies sogleich in ein viel frischeres Element, ich athmete freier auf und fühlte mich nicht mehr abhängig von Gunst und Laune des Zufalls."

Der Naturwissenschaftliche Verein in Bremen

hat zum Andenken an den auf Madagaskar gestorbenen jungen Forschungsreisenden Dr. Christian Rutenberg von dessen Vater fünfzigtausend Mark erhalten, um von deren Zinsen die Lieblingsfächer des Sohnes Thier- und Pflanzen-Kunde, aber auch andere seiner wissenschaftlichen Zwecke zu fördern. Der Urheber und hauptsächliche Leiter des Vereins, Prof. Franz Buchenau, benutzte diese Gelegenheit sehr passend, um den gemeinnützigen Charakter des Vereins nachzuweisen, als der sich auch deshalb für runde Geldzuwendungen empfohlen halten dürfe. Nach seiner einleuchtenden Darstellung muß der Naturwissenschaftliche Verein, indem er freiwillige Gaben anzieht, die verhältnismäßige Kargheit des Staats und der stiftenden Vergangenheit für wissenschaftliche Zwecke ausgleichen, damit Bremen in dieser Beziehung seine großstädtischee Pflicht für einen möglichst weiten Umkreis, für seinen Nordwesten zu erfüllen imstande sei. Seit dem nationalen Umschwung von 1886 sei dies noch dringender Bremens Pflicht und Aufgabe geworden. Der Verein gibt regelmäßige gelehrte Abhandlungen heraus und gewinnt dadurch im Austausch viele andere; er unterstützt fortlaufend die städtischen Natur-Sammlungen, deren Haushalt knapp bemessen ist. Weiter sagte u. a. der für seine Sache edel begeisterte und hochverdiente Redner:

„Die Durchforschung des deutschen Nordwestens erfordert größere Mittel. Wird man den Anspruch erheben dürfen, daß unsere ohnehin meist nur in bescheidenen Verhältnissen lebenden Gelehrten dieselben aus eigener Tasche aufbringen? Denken wir nur an die mit so gutem Erfolg begonnene Erforschung der ostfriesischen Inseln, oder um ein augenblicklich nahe liegendes Beispiel zu erwähnen, an das Vorkommen von Salz und Gyps im Gebiete der unteren Weser. Man glaube doch nicht, daß die auf die Verfolgung dieser Verhältnisse gerichteten Bestrebungen zu einem befriedigenden Abschluß führen werden, wenn demselben nicht größere Mittel zur Verfügung stehen! Um anderes zu berühren: die Ausgrabung der überaus merkwürdigen Schädel aus der Dom-Düne, die Nachforschungen auf dem Urnenfriedhof zu Blumenthal, die ersten Anregungen zur Hebung der Fischerei in der Weser, die schönen Brügge-

mann'schen Arbeiten über die Käfer unserer Umgegend sind von dem Naturwissenschaftlichen Verein unternommen, beziehungsweise angeregt worden. Der Verein darf sich auch rühmen, daß er kräftig zur Hebung der Bodencultur im deutschen Nordwesten beigetragen hat. Seiner Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von 400 *M*, und Uebernahme der finanziellen Verwaltung ist es zum nicht geringen Theile zu danken, daß die Moor-Versuchs-Station in Bremen errichtet wurde. . . . . Dem Bildungsbedürfnis zahlreicher junger Kaufleute und Gewerbetreibenden kommen die Einrichtungen des kaufmännischen Vereins und des Vereins Vorwärts entgegen. Daneben bleiben aber nicht wenige Kreise strebsamer junger Leute übrig, z. B. die jungen Lehrer und Apotheker, welche nach Fortbildung namentlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften streben. Solche Kreise haben zu Anfang der letzten Winter die Herren Director Dr. Ludwig, Director Dr. Spengel, Dr. Hergt und Dr. Schneider um Abhaltung von Vortrags-Cursen über Themata aus der Zoologie, der Chemie und Physik ersucht. Bei diesen Cursen hat sich aber stets der Mangel einer Organisation und die Höhe der Localkosten als hinderlich erwiesen. Hier einzutreten betrachtet der Naturwissenschaftliche Verein als eine wichtige Aufgabe, und noch ehe wir von der Rutenberg-Stiftung Kenntnis hatten, war beschlossen worden die bildungsbedürftigen Kreise zu ersuchen, sich mit dem Vorstand ins Einvernehmen zu setzen. — Hier liegt noch ein großes, sehr segensreiches Arbeitsfeld vor uns, ein Feld dessen Bedeutung für Bremen wohl von keiner Seite mehr bestritten werden dürfte, denn die Zeiten sind doch wohl für immer vorbei, in welchen man vielseitig aussprechen hören konnte, daß wissenschaftliche Kenntnisse für den jungen Kaufmann überflüssig seien.

Berühren wir noch die Beobachtungen über den Zustand des Weser- und Seewassers, welche im Auftrage des Vereins auf dem in der Wesermündung liegenden Leuchtschiff „Weser" angestellt werden, erinnern wir uns der Aufstellung der Wettersäule vor dem Bischofsthor, so haben wir wohl der wichtigsten Gebiete gedacht, auf welchen der Naturwissenschaftliche Verein unserer Stadt zu nützen bestrebt ist. „Nichts für sich, alles für Bremen und den deutschen Nordwesten" ist von jeher die Richtschnur seiner Thätigkeit gewesen. Wenn der Verein sich daneben in der wissenschaftlichen Welt eine hochgeehrte Stellung errungen hat, so verdankt er dies der unermüdlichen Geistesarbeit, welche in ihm seit 22 Jahren ununterbrochen von einem Kreise befreundeter, durch gleiches Streben verbundener Männer geleistet worden ist."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Aufruf

zum Besten der Begründung

eines

Ferienheims für Lehrerinnen

in dem

Curorte Salzbrunn in Schlesien.

Wie oft sehen sich Lehrerinnen, die sich infolge ihrer anstrengenden und aufreibenden Berufsarbeit eine Krankheit, meist wohl ein Hals- oder Lungenleiden, zugezogen haben, genöthigt, Curen an Badeorten durchzumachen, die eine Beseitigung der genannten Uebel ermöglichen oder doch wenigstens Erholung und Kräftigung in guter, frischer Luft gewähren! Erfahrungsmäßig sind solche Curen und Erholungsreisen aber für alleinstehende Damen in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, und sie werden gar oft der Kosten wegen und aus Furcht, allein unter Fremden zu sein, verschoben oder ganz unterlassen.

Auf Grund dieser Gedanken und Thatsachen ist daher in Lehrerinnenkreisen des östlichen Deutschlands die Idee aufgetaucht, an einem dazu geeigneten Orte, nemlich in Salzbrunn in Schlesien, ein

„Ferienheim für Lehrerinnen"

zu begründen, das heißt ein Haus, in welchem Lehrerinnen für einen möglichst billigen Preis Wohnung, Beköstigung und, was besonders wichtig ist, Anschluß an andere Damen finden sollen. Da Seine Durchlaucht der Fürst von Pleß die Hergabe eines geeigneten Bauplatzes huldreichst in Aussicht gestellt hat, so ist das ganze Vorhaben dadurch schon wesentlich gefördert. Zur Ausführung des Baues, welcher 20 Wohnzimmer und die sonst noch nothwendigen Räumlichkeiten enthalten soll, ist eine Summe von nur 50 000 *M* erforderlich. Die Unterzeichneten sind zu einem Comite zusammengetreten, welches sich die Förderung der hochwichtigen Sache zunächst durch Beschaffung der nöthigen Mittel angelegen lassen sein will. Es erscheint gradezu als eine Ehrenpflicht für alle, welche einen Einblick in die Sachverhältnisse haben, welche wissen, wie mühevoll und anstrengend die Unterrichtsthätigkeit besonders für Damen ist, dies Unternehmen mit allen Kräften fördern zu helfen. Es bietet sich uns hier eine Gelegenheit, durch die That unsere Dankbarkeit zu beweisen für alle im Dienste der Erziehung und Bildung unserer Töchter in selbstlosester und hingebendster Weise aufgewandte Mühe und Arbeit!

Jeder der Unterzeichneten ist bereit, Beiträge entgegen zu nehmen.

Frau von Bergen, Magdeburg. Fräulein von Duve, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Fräulein Glaubitz, Schulvorsteherin, Posen. Frau Consistorialpräsident von der Groeben, Posen. Frau Oberpräsident von Guenther, Excellenz, Posen. Frau Haarbrücker, Königsberg (Pr). Frau Oberlandesgerichts-Senatspräsident Hahndorff, Posen. Fräulein von Hasenkamp, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Frau Geheime Kommerzienrath Jaffe, Posen. Fräulein Marie Knothe, Lehrerin, Posen. Fräulein Krause, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Fräulein Mathilde Lammers, Bremen. Frau Loeper-Housselle, Markirch (Elsaß). Frau Reichsgerichtsrath Mittelstaedt, Leipzig. Fräulein Ripke, Lehrerin, Waldenburg in Schlesien. Frau Generalin von Sandrart, Excellenz, Hannover. Frau General-Superintendent Taube, Königsberg (Pr). Frau Regierungspräsident von Tiedemann, Bromberg. Fräulein Valentin, Schulvorsteherin, Posen. Fräulein Zukertort, Schulvorsteherin, Posen. Dr. med. Aufrecht, prakt. Arzt, Magdeburg. Born, Bürgermeister, Magdeburg. Dr. med. Cohn, Medizinalrath, Posen. von Colmar-Meyenburg, Königl. Kammerherr, Polizeipräsident, Mitglied des Reichstages und des Landtages, Posen. Dr. Gensel, Sekretär der Handelskammer, Leipzig. Gericke, Rektor, Posen. Dr. Götze, Oberlehrer, Leipzig. Hagemann, Bürgermeister, Danzig. Dr. Haupt, Professor und Director, Stettin. Herse, Bürgermeister a. D. und Rechtsanwalt, Posen. Dr. Jonas, Professor, Posen. Kupke, Mittelschullehrer, Posen. Dr. Meffert, Realgymnasial-Director, Breslau. Dr. med. Nitsche, Fürstl. Pleß'scher Brunnenarzt, Salzbrunn i. Schl. Dr. Noeldeke, Professor und Director, Leipzig. Graf Posadowsky Wehner, Posen. Roestel, Stadtrath, Landsberg a. d. W. Dr. med. Schmeidler, prakt. Arzt, Berlin. Dr. Schneider, Geh. Ober-Regierungsrath, vortragender Rath im Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin. Dr. Schornstein, Director, Elberfeld. Schrage, Rektor, Waldenburg i. Schl. D. Schulze, Generalsuperintendent, Magdeburg. Seligo, Geheimer Regierungsrath, Posen. Selke, Oberbürgermeister, Königsberg (Pr). Dr. Senator, Professor, dirigierender Arzt an der Charite und dem Augusta-Hospital, Berlin. Dr. jur. Simon, Banquier, Königsberg (Pr). Staeckel, Schulvorsteher, Berlin. Dr. med. Tornwaldt, praktischer Arzt, Danzig. Wangemann, Schulrath, Meißen. Woltersdorff, Stadtschulrath, Magdeburg. Ziegler, Director der Provinzial-Aktienbank, Posen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 9. Sonntag, 28. Februar. 1886.

Vierteljahrs-Nummer für den Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England.

15 u. 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

Die fünfzehnte Generalversammlung.

Unter zahlreicher Betheiligung — es waren 97 Mitglieder zugegen — fand die fünfzehnte Generalversammlung am 26. December statt. Frl. Lüschow führte den Vorsitz und eröffnete die Versammlung durch einige herzliche Worte. Hierauf machte die Geschäftsführerin, Frl. Adelmann, die Versammlung in erster Linie damit bekannt, daß das Comite nach § 3, I. Theil der Statuten Lady Suffield zur Präsidentin und Nachfolgerin von Gräfin Marie Münster gewählt habe, und daß es heute die Generalversammlung ersuche, diese Wahl zu bestätigen. Sie wies auf die Verdienste hin, die sich Lady Suffield um den Verein erworben habe, auf das rege und thätige Interesse, das sie stets für denselben gezeigt, und wie sie seit ihrer Wahl zur Vice-Präsidentin im Jahre 1881 nicht allein keine Sitzung versäume, wenn sie in der Stadt anwesend, sondern auch zu jeder Zeit mit Rath und That bereit sei, wenn die Geschäftsführerin ihrer bedürfe. Niemand sei wohl besser imstande zu beurtheilen, wie hoch dies zu veranschlagen sei als sie, da sie in den verflossenen fünf Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, Lady Suffield's ruhiges, sicheres Urtheil, ihren klaren Verstand und ihr warmes Herz kennen zu lernen. Frl. Adelmann sagte weiter, sie beleuchte diese Puncte hauptsächlich darum, weil sie von Herzen wünsche, daß die Bestätigung der einstimmigen Wahl des Comites seitens der Generalversammlung gleichfalls eine einmüthige und einstimmige sein möge.

Das Ergebnis der Abstimmung war die einstimmige, von lautem Beifall begleitete Wahl von Lady Suffield. Hierauf schlug Frl. Daniel vor, eine Dank-Adresse an Lady Suffield zu richten, die, von allen Anwesenden unterzeichnet, ihr zugeschickt werden sollte. Dieselbe lautete:

Gnädige Frau.

Wir, die heute versammelten Mitglieder wünschen Ihnen hiermit unseren warmen Dank dafür auszusprechen, daß Sie die Wahl des Comites zur Präsidentin angenommen haben, und versprechen Ihnen, das unsere treulich zu thun, um Ihnen die gütigst übernommenen Pflichten erleichtern zu helfen.

Mit ausgezeichneter Verehrung verharren
(folgen die Unterschriften.)

Die mittlerweile eingelaufene Antwort von Lady Suffield lautet wie folgt:

46 Upper Grosvenor Street
W.

My dear Fräulein Adelmann,

It was very gratifying to me to receive the letter you sent me, signed by so many of my good friends. I feel much flattered at being elected your President and it will always be my earnest wish and pleasure to further in any way I can, the excellent Institution to which I have the honour of belonging.

Yours
very truly
Cecilia Suffield.

(Mein liebes Fräulein Adelmann!

Es war mir sehr erfreulich, den Brief zu empfangen, den Sie mir schickten, und der von sovielen meiner guten Freundinnen unterzeichnet war. Ich fühle mich sehr dadurch geschmeichelt, daß Sie mich zur Vorsitzenden erwählt haben, und es wird immer mein ernstlicher Wunsch und meine Freude sein, in jeder mir möglichen Weise den vortrefflichen Verein zu fördern, dem ich die Ehre habe anzugehören.)

Sodann wurde von der Generalversammlung die Wahl des Ersatzmitgliedes Frl. Krause ins wirkliche Comite einstimmig bestätigt.

Darauf erstattete Frl. Adelmann Bericht über die Einnahmen und Ausgaben während des verflossenen Jahres. Die Mitgliederbeiträge seien ebenso hoch wie im Vorjahre, betrügen also Lstrl. 415. 15 kranken Mitgliedern sei der Beitrag erlassen worden. Die Commissionen seien bis jetzt um Lstrl. 20 niedriger als im verflossenen Jahre, also Lstrl. 190, obwohl mehr Stellen besetzt worden seien. Der Grund dafür wäre in der Saumseligkeit der Zahlerinnen zu suchen, die häufig mehrere Male gemahnt werden müßten; zu wiederholten Mahnungen habe die Geschäftsführerin im vorigen Jahre aber keine Zeit gehabt. Um der Unregelmäßigkeit in den Commissionszahlungen für die Zukunft vorzubeugen, und der Geschäftsführerin die unnöthige und unangenehme Arbeit des Mahnens zu sparen, wünsche das Comite, daß die Vortragende der Versammlung folgenden Vorschlag unterbreite: In § 3, II. Theil der Statuten heiße es, daß die Commission für eine durch den Verein erlangte Stelle nach Ablauf der ersten fünf Monate fällig sei. Jedes durch den Verein placirte Mitglied solle von nun an ein Kärtchen empfangen, auf dem der Zahlungstermin angegeben sein werde. Wer nach Ablauf von vier Monaten seine Commission aber nicht bezahlt habe und bei dem Comite auch nicht um weitere Stundung eingekommen sei, zahlt für jeden ferneren verstrichenen Monat 1 Schilling Strafgeld. (Allgemeine Heiterkeit.) Einstimmige Annahme erfolgte. Frl. Adelmann sagte darauf: „Ich danke Ihnen, denn Sie unter-

stützen mich sehr, und ich werde Ihnen das sicher in der nächsten Generalversammlung wiederholen dürfen."*)

Hierauf fuhr Frl. Adelmann fort zu berichten, daß etwa Lstrl. 700 an Zuwendungen eingegangen seien, und zwar größtentheils von deutschen Fürsten, Regierungen und Städten. Sie könne diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den Mitgliedern einige Worte über die letzten Nordwest-Artikel, von Frl. Lentz und Frl. Gaudian unterzeichnet, zu sagen. Sie wünsche zu wiederholen, daß der Verein seit seinem Bestand nach Selbsterhaltung gestrebt habe und diesem Ziel von Jahr zu Jahr näher gekommen sei. Wer die Jahresberichte verfolgt hat, müsse gesehen haben, daß die Einnahmen durch die Mitglieder an Jahresbeiträgen und Commissionen ein fortwährendes Wachsthum nachweisen. Gestiegen sei die Mitgliederzahl in den letzten Jahren nur um ein geringes — 1883 um 20; 1884 um 18; 1885 um 5. Also könne man auch nicht behaupten, der Verein ziehe so viel Lehrerinnen aus Deutschland herüber, und verringere dadurch den hiesigen den Verdienst — „er sei ins riesenhafte gewachsen!" Nur Zahlen, geprüfte Zahlen, nicht nebelhafte Begriffe würden von der Geschäftsführerin zur Beweisführung angewandt. Daß die Arbeit sich vergrößert habe, auch ohne erhebliches Wachsthum des Vereins, sei ein Zeichen seines gesunden Lebens, und wenn die Verwaltung selbst manche neue Arbeit auf sich geladen, so habe ich das Bedürfnis danach gewiß recht fühlbar gemacht. Sie erinnere nur z. B. an den Leihfonds, welcher jährlich etwa 3000 ℳ ohne Zinsen in Umlauf setze — ferner die Arzneikasse des „Hampelmannvereins"; gar mancher schöne Lebenstrieb sei im Laufe der Jahre erweckt, entwickelt und gekräftigt worden. „Wir sind alle mit Recht stolz auf unser Daheim," fuhr Frl. Adelmann fort, „das Stück deutscher Erde auf englischem Boden — stolz auf unseren Verein, den kräftigen Baum, der seine Wurzeln hier tief in die Erde gesenkt hat, und 700 von Deutschlands Töchtern Schutz und Schatten bietet — stolz auf das, was der Verein durch seine freudige, einige Thätigkeit geleistet hat! Aber falscher und lächerlicher Stolz wäre es, wenn wir zu unserem gemeinnützigen Unternehmen nicht die Hilfe von außen erbäten, die uns noch nöthig ist, und von der wir wissen, daß sie uns gern gewährt wird. Die deutschen Städte und Regierungen wissen es, daß das Geld, welches wir hier verdienen, zum größten Theil nach Deutschland fließt und zwar nicht zum wenigsten zur Unterstützung der Familien daheim. Daher aber auch die rege, allseitige Theilnahme, daher die sehr anerkennende Art und Weise, in welcher der Verein unterstützt wurde, und so Gott will auch ferner unterstützt werden wird, bis wir schuldenfrei sind.

Wer übrigens mit Frl. Lentz übereinstimmt, der thue, was sie in einem Brief an mich verlangt, der gebe ihr einen Penny für die Bielefelder Anstalten. Bitte — ich will das Geld in Empfang nehmen, ist niemand da?" Allgemeines Stillschweigen. „Niemand?" wiederholte Frl. Adelmann. Keine Antwort. Nun denn, wer mit mir übereinstimmt, der bitte, gebe mir nur einen Penny, bitte!" (Allgemeine große Heiterkeit und Beifallsrufe, während welcher die Pennys von allen Seiten herbeiströmten. Das Resultat war, so viele Mitglieder, so viele Pence = 97). Frl. Adelmann meinte, diese scherzhafte Wendung werde vielleicht am meisten dazu beitragen, daß die Angelegenheit ihren Stachel verliere.

Frl. Dabis bat hier um das Wort.

„Ich bin vollständig der Meinung unserer Geschäftsführerin inbezug darauf, ob unser Verein schon selbsterhaltungsfähig sein sollte oder nicht. Ich halte es für lächerlich zu verlangen, daß ein Institut wie das unsere, ohne Außenhilfe zu erbitten, in so beispiellos kurzer Zeit selbsterhaltend geworden sein sollte. Ich bin Mitglied mehrerer Vereine und kenne viele ähnliche Institute, kann daher aus eigener Anschauung sprechen, und versichere Ihnen, daß unser Verein rascher vorangekommen ist, als irgend eine mir bekannte Anstalt. Mich drückt aber augenblicklich eine andere Frage: Wie kommt es, daß Frl. Lentz sich über eine öffentliche Anklage zu beschweren hatte? Ich dächte, wenn Frl. Lentz sich aus irrthümlicher Auffassung ihrer Pflichten auch vergangen hat, so wäre es nach meinem Gefühl besser gewesen, den Namen zu unterdrücken."

Frl. Adelmann erwiederte hierauf: „Es ist mir lieb, daß auch dieser Punct noch berührt wird. Frl. Lentz spricht allerdings von einer öffentlichen Anklage, allein mit Unrecht. Als in der Generalversammlung vom 27. December 1884 jene Angelegenheit zur Sprache kam, habe ich keinen Namen genannt, habe auch ausdrücklich vermieden, etwas zu sagen, was irgendwie auf sie hindeuten könnte, und wenn Sie zu Haus Ihren „Nordwest" vom 29. März 1885 zur Hand nehmen und den Generalversammlungsbericht nachlesen wollen, so werden Sie den Namen auch darin nicht finden. Da sie aber unter ihre „Erwiderung" selbst ihren vollen Namen setzte, und ihr an der Veröffentlichung sehr viel gelegen schien, so blieb uns keine Wahl. Niemand als Frl. Lentz selbst und das Comite hätte gewußt wer gemeint war, wenn Frl. Lentz ihren Namen nicht selbst preisgegeben hätte." Uebrigens freue sie sich melden zu können, sagte Frl. Adelmann, daß die Summe der Jahresbeiträge durch Schutzdamen für 1885 sich um Lstrl. 6 vergrößert habe. Eine Dame, deren Beitrag von Lstrl. 1—1 dem Verein durch Frl. Lentz entzogen worden wäre, habe auf Frl. Lüschow's Erklärung der Umstände zur Vergrößerung sogar Lstrl. 5 beigesteuert. (Allgemeine Heiterkeit.)

Was nun den Ankauf der beiden Häuser beträfe, fuhr Frl. A. fort, so wolle sie ein paar Puncte, die vielleicht allen noch nicht klar sein dürften, kurz erläutern. No. 15 und 16 Wyndham Place seien nun auf den Zeitraum von 21 Jahren für den Preis von Lstrl. 5500 erworben. Da der Verein aber nur über Lstrl. 3900 verfügen konnte, so machte das Comite eine Anleihe von Lstrl. 1600, die zu 5 pCt. verzinst werden müsse. Die jährliche Hausmiethe von Lstrl. 390 würde jetzt nach dem Ankauf allerdings nicht gebraucht, da jedoch am Ende der 21 Jahre wiederum ein Capital von mindestens Lstrl. 5500 vorhanden sein müsse, um die Grundstücke aufs neue für eine Reihe von Jahren zu erwerben, so müßte man das, was man sonst als Hausmiethe ausgegeben hätte, zum Theil zu einem neuen Capital anwachsen lassen. Theilweise müßten damit aber auch andere Kosten gedeckt werden, als da seien 1) die Steuern, welche jetzt nicht mehr Lstrl. 60, sondern Lstrl. 110 betrügen, 2) die sog. Ground-Rent von Lstrl. 35 und 3) die Zinsen der Anleihe Lstrl. 80. Je schneller nun die Schuld getilgt sei, desto besser, und Frl. Adelmann meinte, sie habe die beste Hoffnung, daß sie innerhalb 5 Jahren abgetragen sei, wenn Jede das Ihre thäte!

Zum Schluß, sagte Frl. A., habe sie auch noch über den Verlauf des Stellengeschäftes Bericht abzustatten. Sie dürfe sich mit Dank gegen Gott auch in diesem Fach sehr befriedigt über die Resultate aussprechen. Trotz der allgemeinen Klage über den Rückgang in fast jedem Geschäftszweige, hätten wir doch auch in diesem Jahr einen Fortschritt zu verzeichnen. Während im Vorjahr 223 Stellen besetzt wurden, hätten wir es in diesem auf 238 gebracht! „Gott segne unseren Verein auch im kommenden Jahre!" Mit diesen Worten endigte Frl. A. ihren Bericht, und nachdem Frl. Lüschow das übliche Schlußwort gesprochen, ging die Versammlung auseinander.

Die Versammlung nach der Generalversammlung.

Die geschäftlichen Angelegenheiten waren erledigt, und in den Räumen des lieben Daheims bildeten sich heiter plau-

---

*) Es wird die Mitglieder interessiren zu hören, daß die rückständigen Commissionen binnen fünf Tagen, also noch vor dem Jahresschluß fast sämmtlich eingelaufen sind, so daß die Summe des Vorjahres sogar um Lstrl. 21 überstiegen ist. Besten Dank den freundlichen Zahlern.
(Anmerkung der Geschäftsführerin.)

dernde Gruppen. Fräulein Adelmann wurde von einigen Mitgliedern, die sehr eilig schienen, ihre Jahresbeiträge für 1886 jetzt schon loszuwerden, ins Büro gebeten; Fräulein Gaudian wurde an der Thür des Lesezimmers, wo sie mit Damen plaudern wollte, abgefangen, in ein Gespräch verwickelt und ins Eßzimmer geführt. Das Glöckchen, dessen Klang die offizielle Versammlung eröffnet hatte, ertönte abermals; von eilfertigen Botinnen aus allen Plauderwinkelchen der beiden Häuser zusammengerufen hatte sich eine stattliche Schar zu dieser geheimen Nachversammlung im Salon eingefunden, und die Vorsitzende der eben stattgehabten Generalversammlung entwickelte jetzt mit Herzenswärme den Plan, unseren beiden Vorsteherinnen als Dank für ihr treues Schaffen die Vereinsmedaille in Gold zu widmen. Allgemeiner, stürmischer Beifall folgte.

„Nur Beiträge aus freudigem Herzen werden angenommen, keine unter einem Farthing (kleine englische Kupfermünze) und keine über eine halbe Krone ($2^1/_2$ *M*), und hier ist die Casse!" und dabei streckte Fräulein Lüschow die Hand aus.

Wem es vergönnt war, die sich nun abspielende Scene zu beobachten, die fröhlichen, freudigen Gesichter anzuschauen, der mußte sich eingestehen, hier ist Eintracht, und hier ist vor allem Liebe für die beiden Vorsteherinnen. In der kürzesten Zeit war die Summe, die zur Anfertigung der Denkmünzen nothwendig war, zusammen, und in den folgenden Tagen konnte man noch manches Wort des Bedauerns von denen hören, die sich nach der Generalversammlung rasch entfernt und darum von der Sache nichts gehört hatten, folglich ihr Scherflein nicht beitragen konnten.

Das Gerücht ist laut geworden, daß das Hampelmann-Comite gar nicht abgeneigt sein soll, sich über etwaige noch einlaufende Beiträge zu erbarmen und sie zur Bezahlung von Arzneirechnungen, armer, kranker Mitglieder zu verwenden. Eines der Hampelmann-Comitemitglieder sitzt grade neben mir und meint: Machen Sie das doch etwas klarer und dringender! Also, wer nichts zu den Denkmünzen beigetragen hat und darob unzufrieden ist, beruhige sich dadurch, daß er an das Hampelmann-Comite einschicke, was den Münzen gezollt worden wäre. 17 Schillinge sind auf diesen Vorschlag bereits eingezahlt worden.

Die schön ausgeführten, mit goldenen Eichenblättchen als Abschluß verzierten Medaillen wurden Fräulein Adelmann und Gaudian in großer Versammlung unter dem strahlenden Weihnachtsbaum durch Fräulein Simons am Sylvesterabend mit einigen herzlichen Worten und einer poetischen Widmung überreicht; an weißer Schleife wurden sie sodann feierlichst und ordensregelrecht auf der linken Schulter befestigt. Die Widmung lautete wie folgt:

Treue Arbeit, treues Wirken,
Liebe nur allein kann's danken;
Treu geschaffet, treu gewirket,
Habt Ihr beide, ohne Wanken.

Liebe ward' Euch, Liebe dankt Euch,
Bittet Euch in Gold zu tragen
Des Vereines Bundeszeichen,
Das Euch unsern Dank soll sagen.

Eintracht sammelt, Eintracht stärket,
Freundlich grüßt uns unser Heim.
Dank Euch für die Müh' und Arbeit
Treu gemeint in schlechtem Reim.

Tragt das Zeichen, wohl verdienet,
Denn voll Dankbegeisterung
Hat es jubelnd dedicirет
Die Gen'ralversammelung.

Beide Damen waren sehr erfreut und gerührt, und Fräulein Adelmann versicherte uns mit feuchtem Auge, daß sie und Fräulein Gaudian noch nie einen Schmuck höher geschätzt hätten oder höher schätzen würden als diese Medaillen, „und", fügte sie dann lächelnd hinzu, „ich will's nur gestehen, gewünscht habe ich mir unsere Vereinsmedaille, die sich ja jeder in Silber kaufen kann, heimlich schon lange als Geschenk. An Gold dachte ich freilich nicht. Wir danken Ihnen herzlich!" (Allgemeiner jubelnder Beifall.)

Ein paar fröhliche Stunden, die unter Scherzen und kleinen Vorstellungen (worunter nachfolgender Nachtwächtergruß) nur zu schnell verrannen, endeten das Jahr 1885.

Der Nachtwächter mit Laterne und Hellebarde trat auf die Bühne, ließ sein Horn ertönen und sprach:

Hört Ihr Herren — ja so, Ihr seid ja Damen
Hört Ihr Damen, laßt Euch sagen,
Die Glocke wird bald zwölfe schlagen,
Und um Mitternacht sinkt heut
'S alte Jahr zur Ewigkeit.
'S alte Jahr mit Freud' und Leiden,
Mit Sorg' und Arbeit, Müh' und Pein,
Mit Lust und Wonne, Segensfülle,
Mit Regen, Wolken, Sonnenschein.

Das alte Jahr kann ruhig schlafen,
Es hat sein Tagewerk vollbracht;
Das neue Jahr, umkränzt mit Hoffnung,
Um Mitternacht als Kind erwacht.
Es wächst und wächst, ganz unaufhaltsam,
Die Zeit, sein Vater, mahnt's zur Eil';
Es theilt den Menschen ihre Loose
Und scheidet selbst nach kurzer Weil'.

Das neue Jahr bringt alte Pflichten,
Vielleicht auch neue noch dazu,
Und Eurer Stadt getreuer Wächter
Wird weiter schützen Eure Ruh!
Doch Kinder, — einen beff'ren Wächter
Kenn' ich für Euch und den Verein,
Und der wird unsres Bundes Hüter
Wohl auch im neuen Jahre sein!

Weihnachten im Daheim.

Wer hätte je in Deutschland der Feier eines Weihnachtsabends im trauten Familienkreise beigewohnt, ohne den wundersamen Zauber zu empfinden, der vom lichtstrahlenden Christbaum ausgehend aller Antlitz freudig verklärt und den Gaben, mit denen Groß und Klein einander überraschen, eine ganz besondere Weihe verleiht! Nicht als ob der schön geschmückte Baum oder der helle Lichtschimmer an sich allein die festlich gehobene Stimmung hervorriefen; sinnig, wie der Deutsche seinem innersten Wesen nach ist, hat er von alten Zeiten her beiden eine tiefere Bedeutung zu Grunde gelegt, die der Feier des Geburtstags seines Heilandes erst das ihr eigene liebliche Gepräge gibt. Ihm ist der immer grüne Tannenbaum ein Bild des sich stets verjüngenden Menschengeschlechts, sein bunter, glitzernder Schmuck eine Mahnung an die lockenden Versuchungen, die an dasselbe herantreten — der helle Kerzenglanz am Christbaum aber das Symbol des Lichtes, das von Bethlehem ausgehend, erleuchtend und erwärmend in die Herzen der Menschen scheint und sie mit überströmender Bruderliebe füllt.

Es wird gar wenige unter uns geben, die nicht mit dem im Lichtglanz strahlenden Christbaum Erinnerungen an einige der glücklichsten Stunden ihres Lebens verknüpften, an Stunden, in denen jeder sich selbst zu vergessen und nur der Lieben zu denken schien, die er mit der Erfüllung heimlich abgelauschter Wünsche zu beglücken trachtete. Ach, und wie selig pochte uns das Herz, wenn dies gelungen, wie weidete unser Auge sich an der Freude, ja der Rührung, welche die Beschenkten verriethen; wie vergaßen wir über der Wonne des Gebens fast das Nehmen, bis wir mit Entzücken und Jubel wahrnahmen, daß der theuren Angehörigen zarte Liebe auch uns sinnig bedacht hatte, daß auch sie unseren leisesten Wünschen ahnungsvoll zuvorgekommen waren.

Was Wunder denn, wenn von diesem Zauber berührt selbst der bärtige Krieger in Feindesland sich am Christabend einen Weihnachtsbaum anzündete und beim Anschauen des Baumes wenigstens in Gedanken mit den Lieben in der Heimat feiern wollte; was Wunder, wenn die einsam in der

Fremde lebenden Deutschen sich im eigenen Zimmer ein Bäumlein aufputzen und sich am Lichterglanz sonnen — weil sie ohne Tannenbaum nicht das Gefühl haben, als ob es Weihnachten sei; müssen ihnen doch die Briefe aus der Heimat Ersatz leisten für die fehlenden Lieben. Für uns Mitglieder des Vereins deutscher Lehrerinnen in England ist auch in dieser Hinsicht jetzt gesorgt; wir brauchen uns im fremden Lande weder einsam zu fühlen, noch auf eigene Hand einen Tannenbaum anzuzünden, denn, wie alljährlich, erging auch diesmal schon mehrere Wochen vor dem Christtage an alle, die sich im Daheim blicken ließen, die herzliche Aufforderung, sich am Abend des 24. Decembers zur Bescherung daselbst einzustellen. Trotz aller dringend gebotenen und gewissenhaft durchgeführten Sparsamkeit, welche unsere „Vereinsmütter" sogar darüber wachen läßt, daß bei den Mahlzeiten keine eßbaren Speisereste auf den Tellern, noch zerbröckelte Brotstückchen neben denselben liegen bleiben, ist doch in der Comitesitzung die Bestimmung erwirkt worden, daß wie in früheren Jahren eine „Bescherung" veranstaltet würde, und die das Daheim verlassenden Mitglieder, welche Ferienstellen antraten, erhielten vor ihrer Abreise ein versiegeltes Päckchen mit der Beherzigung, es nicht eher zu öffnen, als am Christabend um 9 Uhr, wenn auch im Daheim der Tannenbaum angezündet würde.

Je näher die Festtage rückten, desto lebhafter wurde der Verkehr in den bedeutend erweiterten, behaglichen Räumen und bald waren alle Zimmer besetzt, so daß die Zuletzteintreffenden die in der Nachbarschaft gemietheten Quartiere beziehen mußten. Wer morgens einen Blick in das Eßzimmer warf, der dürfte gestaunt haben, wie die unerschöpflichen Theekannen vierzig bis fünfzig durstige Kehlen ausgiebig versorgten und kaum haben begreifen können, daß der unermüdlichen Trankspenderin beim Einschenken nicht der Arm erlahmte. Aber Vereinsmütter, wie Vereinsschwestern waren in gehobener Stimmung und konnten mehr leisten, mehr ertragen, als im gewöhnlichen Alltagsleben; nur wenn der altgermanischen Gewohnheit gemäß bei den Mahlzeiten „das Innere der Brust sich in zwangloser Fröhlichkeit öffnete" und gar zu viele „ohne Rückhalt ihre Meinung darlegten", da ertönte ein Warnungsruf oder ein leiser Schlag gegen das Glas, und die rauschenden Wogen der Unterhaltung sanken unter beifälligem Lächeln zu leisem Gemurmel herab.

Wie wohlthuend sich die erweiterten Räumlichkeiten erwiesen, ist kaum zu beschreiben; konnte doch nicht nur der Ordnung im allgemeinen, sondern auch dem Behagen der einzelnen Mitglieder weit mehr Rechnung getragen werden, als in früheren Jahren. Wer schreiben wollte, fand im Lesezimmer den geeigneten Platz und hätte dort auch die „gebotene Stille" finden sollen; allein wo so manche zusammentrafen, die von gleichen Interessen beseelt, alle mehr oder wenig festlich erregt waren, da ließ sich das Gesetz des Schweigens nicht so strenge festhalten, und wohlgemeinte Scherzworte flogen hin und her, eine Neckerei jagte die andere — es war ja in der Weihnachtszeit, und die allgemeine Stimmung eine äußerst friedliche und freundliche. Soweit es in der Macht der einzelnen Damen lag, war jede freudig bereit, einen Theil der unvermeidlichen Arbeit zu übernehmen, die der Zusammenfluß so vieler Vereinsmitglieder nach sich zieht, und hatte es schon angenehm berührt, zu sehen, wie emsige Hände fröhlich die Zimmer und Vorplätze mit Stechpalmen- und Mistel-Zweigen zierten, — oder andere den schönen Weihnachtsbaum mit schillerndem Weihnachtsschmuck behängten, so machte es einen nicht weniger erquicklichen Eindruck, die Bereitwilligkeit der jüngeren Damen wahrzunehmen, die sich in liebenswürdigster Weise bei den Mahlzeiten der Aufgabe des Herumreichens unterzogen und selbst erst dann Platz nahmen, wenn die übrigen Tischgäste versorgt waren. Freilich wurde ihre Mühewaltung durch die allgemeine Anerkennung versüßt und die Verkündigung angenehmer Neuigkeiten lieh oft den Tafelfreuden eine besondere Würze, mochten dieselben nun in der Aussicht auf einen anonym aus Deutschland eingetroffenen Baumkuchen, oder auf die von Lady Suffield und Mrs. Wagg geschenkten Puter und Gänse zum Festbraten, oder gar auf den vom Herrn Dr. Armitage eigenhändig gebrachten Riesenplumpudding bestehen, oder in anderer Form den Beweis liefern, daß der Verein sich in der Nähe und Ferne eines guten Rufes und des aufrichtigen Wohlwollens mancher Gönner erfreut. So kam kurz vor Weihnachten ein in London lebender deutscher Herr vorgefahren, der aus der Zeitung ersehen hatte, wie sich in der Heimat Fürsten, Regierungen und Städte großmüthigst an Schenkungen für den Verein betheiligen, und der nun selbst den Wunsch hegte, auch seinerseits ein Scherflein beizutragen, indem er einem der Vereinsmitglieder einen behaglichen Ferienaufenthalt in seiner Familie anbot. In der Art, wie die Einladung erging, lag etwas so Gewinnendes, daß sie mit größtem Vergnügen angenommen, und dem liebenswürdigen Landsmanne manch Loblied gesungen wurde. Aber auch aus der Heimat trafen fröhliche Nachrichten ein. Fräulein Adelmann erhielt am Vortage des Festes einen Brief aus Schwerin in Mecklenburg, der sie in verbindlichster Weise davon verständigte, daß eine von dortigen Lehrern und Schulfreunden veranstaltete Sammlung für den Verein die Summe von nahezu fünfhundert Mark erzielt habe, die ihr demnächst zugesandt werden würde. Das waren in der That Weihnachtsüberraschungen, die von allen im Daheim weilenden Mitgliedern mit Jubel und herzlicher Dankempfindung begrüßt wurden, wenn sie auch vor der Bescherung und nicht während derselben eintrafen.

Zur Bescherung selbst erschienen gegen hundert Mitglieder. „Je mehr desto besser", klang es schon tagelang vorher von der Vereinsmütter Lippen, und allen ward in den festlich geschmückten Räumen ein herzliches Willkommen zutheil. Um 9 Uhr wurde der Christbaum angezündet; als die Mitglieder den lichtstrahlenden Saal betraten, tönte ihnen die liebliche Melodie des altvertrauten Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht", entgegen und von Fräulein Gaudian begleitet, stimmten alle in den Gesang ein. Wer die Macht der Musik am eigenen Herzen erfahren hat, den wird es nicht befremden, daß hier und da eine stille Thräne zerdrückt ward, weckten die Klänge doch sehnsüchtige Gedanken an die Heimat und die Angehörigen, die zu entbehren uns grade an diesem Abend am schwersten fällt. Nachdem der Gesang beendet, wies Fräulein Adelmann in herzlichen Worten auf das frische Gedeihen des Vereins hin, der durch Einheit stark geworden sei und durch Einheit stark erhalten werden müsse, worauf sie mit bewegter Stimme hinzufügte, Gottes Segen habe so sichtlich auf der Entwickelung desselben geruht, daß sie nur aufs neue betonen könne, Ihm allein gebühre die Ehre, weswegen sie auch für die Inschrift des Transparents in der Eingangshalle den Spruch „Ehre sei Gott in der Höhe" gewählt habe. Darauf ward das schöne Lied „O, du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" gesungen und als die feierliche Stimmung, die alle beseelte, allmählich der Bewunderung des schönen Christbaumes Raum gab, da wurden auch die Geschenke, die wie im vergangenen Jahre, aus dem Kartenspiel Royal Old Maid, einem sehr nützlichen Büchlein, „die Declinationen in Versen", von unserem Vereinsmitglied Frl. W. Endt kürzlich herausgegeben und einigen Süßigkeiten bestand, fröhlich in Augenschein genommen. Indessen kaum war die bisher gedämpfte Unterhaltung wieder eine allgemeine, lebendigere geworden, so öffnete sich die Thür und herein trat der Weihnachtsmann oder Knecht Ruprecht mit zwei hübschen Stühlen im Arm, die er den Vereinsmüttern mit schwungvollen Worten für das Besuchs-Zimmer überreichte und die ein um so willkommeneres Geschenk waren, als das Füllen des Hauses nicht mit dem Wachsen der Räume hatte gleichen Schritt halten können.

Daß zum Beschluß der Feier eine Bowle getrunken und dazu der aus Deutschland eingetroffene Baumkuchen verzehrt wurde, bedarf nur der Erwähnung; daß dabei auch vor allem die Gesundheit unseres geliebten Kaisers und die unserer lieben Vereinsmütter ausgebracht wurden, ist nur selbstverständlich;

ebenso selbstverständlich aber ist es auch, daß die Mitglieder sich nicht damit zufrieden geben wollten, nur dem „Daheim" ein Weihnachtsgeschenk zu machen, sondern das Versäumte nachholend, am Sylvesterabend ihre mit hingebendster Treue für den Verein wirkenden, fast nur den Verein lebenden beiden Vorsteherinnen in dankbarer Anerkennung mit der „goldenen Vereinsmedaille" schmückten.

So verlief das Fest und die ganze Festwoche in ungetrübtem Frohsinn und das freundliche Entgegenkommen der Mitglieder unter einander, sowie das sich in mannigfacher Weise zeigende Bestreben derselben nach besten Kräften zur Hebung der Vereinsmittel beizutragen, liefern aufs neue den Beweis, wie erfolgreich auch Frauen wirken und wie glücklich sie sein könnten,

„Wenn jeder, statt sein eignes Ich zu fördern, nur für das Wohl des Allgemeinen schaffte!
Unglaubliches kann da geleistet, wo jeder treulich seine Pflicht erfüllt."

Auguste Daniel.

Bekanntmachungen des Hampelmann-Comites.

Da unsere Präsidentin Frl. Volckhausen auf das Land gezogen ist, haben wir unser Mitglied Frl. Anna Braunschweig in Anbetracht ihrer großen Verdienste um den Hampelmannverein zur Vice-Präsidentin erwählt.

Als weitere Mitglieder wurden gewählt: Frl. Balsiger, Frl. Delfs und Frl. Tornwaldt.

Es diene allen unseren lieben Freunden zur Nachricht, daß die Gesammt-Einnahme des Hampelmann-Vereins, den ein fröhlicher Abend im Daheim ins Leben gerufen hat, bereits 20 Pfund 16 Schilling 9 Pence beträgt, wovon laut Rechnungsstellung für Arzneirechnungen kranker sehr bedürftiger Mitglieder 10 Pfund verausgabt wurden.

Bericht des Hampelmann-Comites.

	Lstrl.	sh.	d.
Cassenbestand am 1. October 1885	4.	1.	7
Für verkaufte Hampelmänner	3.	7.	2½
Geschenk von Frl. H—t.	3.	—.	—
" " " M.	—	.15.	—
" " " S.	—	.10.	—
" " " H—l.	—.	5.	—
Erlös für Zwickerschnüre	—.	2.	—
	12.	—.	9½

Auslagen:

	Lstrl.	sh.	d.
Portokosten und Seide	—.	4.	1
" " "	—.	1.	11
	—.	6.	—
Arzeneirechnung F.	—	.18.	—
	1.	4.	—
Cassenbestand am 1. Februar 1886	10.	16.	9½
	12.	—.	9½

Geprüft und richtig befunden.

Anna Braunschweig,
Vice-Präsidentin.

Helft sammeln!

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus! — aber die Schulden! —

Diese Gedanken bewegten mich, als ich vor kurzem unser nun vergrößertes Heim besuchte. Manche unsrer Mitglieder kennen dasselbe wohl kaum, und ich möchte gerne anfragen, ob sich wohl alle klar sind, was da geleistet worden, bis sich unser Heim so weit entwickelt hat? Seit neun Jahren verfolge ich mit warmen Interesse das Entstehen und das Erstarken unseres Vereins, und obgleich ich nie nahe genug lebte, um an Ort und Stelle an der Gründung des Heims Hand anzulegen, so war ich doch immer recht erfüllt von dem Wunsche das Meinige an dem guten Werke zu thun, sei es gebend, sammelnd oder Interesse dafür erweckend. Obwohl ich bis jetzt die Hilfe des Vereins noch nicht im eigenen Anliegen gebraucht habe, ist es mir um so mehr ein Verlangen mitzuarbeiten, damit der Verein so viel wie nur immer möglich seinen Mitgliedern beistehen könne. Und dies kann nur geschehen, wenn wir alle uns eifrig bemühen, um die durch die Vergrößerung des Heims auf uns lastende Schuld von Lstrl. 1600 zu tilgen. Wenn jedes Mitglied aufrichtig und eifrig dafür thätig ist, sollte man doch denken, daß wir bald damit ans Ziel kommen könnten. Wir sind fast 700 Mitglieder. Wenn jedes Mitglied es sich zur Aufgabe machte 2½ Pfund aufzubringen, wäre die Schuld mit einem Schlage gedeckt. Ich weiß aus langjähriger Erfahrung, wie schwer es oft hält, um Beisteuer zu bitten, denn man wird nicht immer freundlich angehört. Aber es kommt viel darauf an, wie man bittet. Wenn wir ernst und bescheiden anklopfen, dürfen wir oft Theilnahme erfahren, wo wir sie am wenigsten erwarteten. Das habe ich in England und Deutschland im Laufe des letzten Jahres erfahren dürfen. Manche milde Hand that sich auf und machte mir es möglich, dem Heim zum Christfest eine gesammelte Gabe von Lstrl. 10 zu senden. Ebenso gesegnet waren meine Bemühungen während meiner Sommerferien in der schwäbischen Heimat, wo viele gute Wünsche und bescheidene Gaben zu weiteren Lstrl. 7 anwuchsen. Wie möchte ich es jedem unsrer Mitglieder gönnen, wenn ihnen ähnliches widerfahren würde. So viel schon ist geworden, lasset uns nicht müde werden mit Eifer fort zu wirken, daß es heiße: Tausend fleißige Hände regen,
Helfen sich in muntrem Bund. (Schwäbin.)

Herzlicher Dank.

Aus Stettin ist von einer unbekannten Geberin zum Christfeste ein riesenhafter Baumkuchen ins Daheim gekommen, von echt pommerschem Umfange und heimatlichem Wohlgeschmack. Wir danken der gütigen Freundin unseres „Daheim" hiermit von Herzen und wollen nur hoffen, daß ihr diese Vereinsnummer in die Hände fällt und ihr kundthut, wie sehr ihr Wunsch uns zu erfreuen, erfüllt ist.

Die Weihnachtsgesellschaft
im „Daheim."

Frauenstudium.

Einem sehr beachtenswerthen Aufsatze von Dr. Franziska Tiburtius über die „Vorbildung der Mädchen für den wissenschaftlichen Beruf" in den „Neuen Bahnen" entnehmen wir folgendes:

„In den letzten Jahren habe ich zuweilen Briefe von Müttern erhalten, welche mich fragen, welche Wege einzuschlagen sind, um ihre ganz jungen Töchter für das Studium der Medicin vorzubereiten. (Nur einmal war es der Vater, welcher diese Frage stellte.) Die Mittel sind meist spärlich; man will keine Zeit verlieren, um das junge Mädchen, welches nach Urtheil der Eltern und der Lehrer ausnahmsweise befähigt ist, möglichst bald für die Universität „reif" und dann auch möglichst bald für eine Selbstthätigkeit und für einen lohnenden Beruf „fertig" zu machen.

„Ich überlege dann einige Zeit und schreibe meist einen Brief, von dem ich weiß, daß er sehr wenig gefallen wird. Ich rathe den Eltern, ihr Töchterchen, falls es noch schulpflichtig, ruhig die Töchterschule bis zur Selecta besuchen zu lassen, dann es der Schule zu entnehmen und in vernünftiger Weise in Häuslichkeit und Wirthschaft zu beschäftigen, ihr Gelegenheit zu geben, die Welt zu sehen, wie sie außerhalb der Schulstube aussieht, das Leben kennen zu lernen wie es wirk-

lich ist; und dann nach einigen Jahren, wenn der Charakter sich mehr formirt hat, zu sehen, ob die Lust, die Fähigkeiten, der Charakter, die Gesundheit des jungen Mädchens sie wirklich auf einen Beruf hinführen, welcher, so schön er ist, doch von einer Frau das Aufgeben von vielem, woran das jugendliche Herz hängt, verlangt; — ganz abgesehen von vielen anderen Gründen, welche den Besuch der Universität grade für ganz junge Mädchen nicht rathsam erscheinen lassen.

„Ich weiß ganz sicher, daß mein Rath nicht gefällt und meist nicht befolgt wird, und genüge nur meinem Pflichtgefühl, indem ich ihn ertheile. Diese Erfahrungen kamen mir wieder in Gedanken, als ich von dem auf dem Frauentag in Leipzig erörterten Project eines Gymnasiums für Mädchen und einer für Studienzwecke dem Verein überwiesenen Schenkung hörte. Diese Angelegenheit ist es, welche mich veranlaßt, ihr einige Zeilen zu widmen.

„Brauchen wir ein Gymnasium für Mädchen? Ein Gymnasium, welches genau der Lehranstalt für Knaben und junge Männer, wie sie jetzt besteht, nachgebildet wäre? Jedenfalls nicht!

„Zunächst: würden sich wohl viele Eltern finden, welche das Herz hätten, ihre kleinen Töchter von vornherein für einen wissenschaftlichen Beruf zu bestimmen und sie von der Sexta bis zum Abiturientenexamen alle Nöthe des Latein und Griechischen, der Mathematik u. s. f. durchmachen zu lassen? Soviel ich Welt und Menschen kenne, träumen Elternherzen gewöhnlich Anfangs von einem ganz andern Lebensloos für das Töchterchen, und es ist in der Folgezeit meist die Nothwendigkeit, das bittere „Muß“ in irgend einer Form, oder sonst besondere Lebensschicksale, welche die Berufswahl nahe legen. Und ich glaube, daß es für lange Zeit nicht anders sein wird.

„Sodann: auch vorausgesetzt, daß es gelänge, ein unserem heutigen Gymnasium ganz analoges Institut für Mädchen zu gründen, und daß eine Anzahl von Schülerinnen, genügend groß, um das Bestehen zu sichern, sich fände, — so wäre es bei dem heutigen Stande der Gesetzgebung mehr als zweifelhaft, ob das abgelegte Abiturientenexamen die Mädchen zum Besuch deutscher Universitäten berechtigen werde. Möglicherweise würde es nach einer Reihe von Jahren der Fall sein; fürs erste würden sie höchst wahrscheinlich, weil sie eben Mädchen sind, abgewiesen werden und müßten doch ihre Zuflucht ins Ausland nehmen.

„Drittens endlich ist doch wohl die Frage erlaubt: ob denn die Gymnasialbildung wirklich die ideale Vorbildung für das Studium ist. Ein Theil der Schulmänner und Universitätsprofessoren bejaht dies unbedingt; ein anderer und, wie ich glaube, nachgrade ziemlich großer Theil verlangt Abänderung des Lehrplans; nicht so sehr inbezug auf das Quantum des Wissens, als auf die qualitative Zusammenstellung, — namentlich mit Rücksicht auf einige Berufsarten. Ich erinnere an den Streit über die Zulassung der Realschulabiturienten zum naturwissenschaftlichen und medicinischen Studium, an die vielen Gründe, welche von berufener Seite für und wider angeführt wurden. Jedenfalls würde es bedenklich sein, einen Lehrplan, welcher sich für Knaben als nicht ganz zweckentsprechend für die Berufsbildung erwiesen hat, ohne weiteres für Mädchen zu benutzen.

„Ich glaube also, von der Einrichtung einer den Knabengymnasien ganz analogen Bildungsanstalt für Mädchen können wir absehen,

1) weil mit den vorhandenen Mitteln eine solche absolut nicht herzustellen, und weil der Besuch wenigstens für lange Zeit so wenig zahlreich sein würde, daß sie sich nicht erhalten könnte;
2) weil auch dies Abiturientenexamen den Mädchen noch nicht die Sicherheit geben würde, daß sie Aufnahme an deutschen Universitäten finden;
3) weil das Gymnasium für die Berufsclassen, welche voraussichtlich am meisten von Frauen gewählt werden, weder die allein mögliche noch das Ideal der Vorbildung gewährt.

„Es scheint mir vielmehr zweckmäßiger, der einzurichtenden Bildungsanstalt die Anforderungen, welche eine Realschule I. Classe an ihre Abiturienten stellt, als Ziel hinzustellen. Um zunächst Punct 3 zu berücksichtigen: die vornehmlich in Frage stehenden Berufsclassen würden sein: Naturwissenschaften in ihren einzelnen Specialfächern: Botanik, Mineralogie, Geologie, Chemie, sowohl technische als theoretische; Mathematik (die für die Fassungskraft der Frauen absolut nicht das ewig verschlossene Buch mit sieben Siegeln ist, sobald nur einmal das Verständnis für die Art des mathematischen Denkens, für die Bedeutung von a und b = c aufgegangen ist). Vornehmlich aber Medicin und Philologie als historische Forschung und Sprachwissenschaft. —

„Was speciell die Medicin betrifft, so kann ich auf Grund eigenster Erfahrung sagen, daß wenigstens für die Frauen, welche sich dem medicinischen Beruf widmen, ein etwa der Realschule I. Classe entsprechendes Wissen nicht nur quantitativ genügend, sondern qualitativ ganz passend ist. Man hat gesagt, daß die Realschule möglicher Weise ganz leidliche Praktiker, sogenannte „Wald- und Wiesen-Aerzte“ vorbereiten könne; — daß für bahnbrechende Forschung jedoch die sogenannte classische Bildung der Gymnasien nothwendig sei; möge dem sein, wie ihm wolle; ich glaube, daß fürs erste die wenigen deutschen Frauen, welche den ärztlichen Beruf erwählen, ihre Kraft zunächst der praktischen Thätigkeit widmen müssen. Ich stelle damit ihre Arbeit keineswegs einem bloß handwerksmäßigen Schaffen gleich, weise vielmehr ein solches Urtheil mit aller Entschiedenheit zurück. Grade in der den Frauen zunächst liegenden Specialität braucht man, wenn irgendwo in der Medicin, das Individualisiren der Fälle, welches bekanntlich die Kunst des Arztes ausmacht und das grade Gegentheil von Handwerksmäßigkeit ist. Dazu braucht man aber nicht den Hippokrates in der Ursprache gelesen zu haben; wohl aber braucht man Beobachtung, Nachdenken, Geduld, Takt — und das lernt man nicht nur auf den Gymnasien. —

„Für das Studium der Philologie, Geschichte und Sprachwissenschaft, soweit sie die neueren Sprachen betrifft, dürfte ebenfalls die Realschule eine im ganzen passende Vorbildung geben. Und voraussichtlich würden die Frauen doch zunächst vornehmlich die Zweige der Philologie wählen, welche sie als Lehrerinnen verwenden können, da bei den meisten die Existenzfrage denn doch sehr ins Gewicht fällt. Nur wer die alten Sprachen studiren will, würde das Griechische entbehren; sollte sich später das Bedürfnis herausstellen, so würde durch Einführung des Griechischen als facultativer Lehrgegenstand dem abzuhelfen sein.

„Sollen wir denn nun eine vollständige Realschule oder ein Realgymnasium von der Sexta bis zur Prima einrichten? Dagegen würden ebenfalls die bereits erwähnten Bedenken sprechen: es wäre zu kostbar in der Einrichtung und würde sich für Jahre hinaus nicht ohne sehr bedeutende Zuschüsse erhalten können. Aber — wir brauchen auch nicht eine vollständige Realschule.

„Die Prognose einer neuen Einrichtung ist immer günstiger, wenn sie aus bereits Bestehendem emporwächst; es ist von vornherein wahrscheinlich, daß sie als nothwendige Consequenz der Verhältnisse entstanden ist und in sich den Keim zu noch weiterer Entwicklung trägt; in dem Maße als die Umstände eine solche fordern. So glaube ich, daß wir die berufliche Vorbildungsschule recht gut unseren höheren Töchterschulen als einen Aufbau aufsetzen können. Mögen unsere höheren Töchterschulen zum Theil auch recht reformbedürftig sein — davon verstehe ich nicht viel; ihr Lehrplan entspricht im großen und ganzen dem der Realschule, abgesehen, daß Latein und Mathematik keine Stelle darin haben und Physik und Botanik meist sehr nebensächlich behandelt werden. Das wäre aber nachzuholen. Ich habe mit Philologen, Lehrern und anderen wissenschaftlich gebildeten Männern gesprochen; alle stimmten darin überein, daß ein etwa vierjähriger Cursus durchaus hinreichend sei, um einer strebsamen Frau von Durchschnittsintelligenz und

etwas über durchschnittlicher Arbeitskraft das Quantum Wissen zu geben, was ihr nach Absolvirung einer guten Mädchenschule noch fehlt, um etwa den Abiturienten einer Realschule I. Classe gleichzustehen. Zwei Classen mit je zweijährigem Cursus, der höheren Töchterschule gleichsam aufgesetzt, würden also vorerst genügen. Es würde sich wohl empfehlen, eine größere Stadt in Mitteldeutschland zu wählen, wo einerseits die passenden Lehrkräfte zu finden, andererseits die jungen Mädchen aus den verschiedenen Theilen Deutschlands gutes und nicht zu theures Unterkommen finden. Die Eltern könnten ihre Töchter ruhig daheim unterrichten lassen, sie bei sich behalten, bis sich herausstellt, ob Charakter und Fähigkeiten das Mädchen auf den wissenschaftlichen Beruf hinweisen, und brauchten dann erst ihr Kind, welches inzwischen fester im Charakter, sicherer durch Nachdenken und Erfahrung geworden ist, von sich zu geben. Allzugroß dürfte die Zahl der Aspirantinnen für die ersten Jahre noch nicht sein. — Bringt die Folgezeit andere Bedürfnisse, so wird sie auch die Möglichkeit des weiteren Ausbaues der Einrichtung bringen.

„Ich würde es durchaus nicht für zweckmäßig halten, wenn das junge Mädchen sofort nach Absolvirung des Schulunterrichts in den beruflichen Vorbildungscurs einträte, eine Zwischenzeit dürfte wünschenswerth, nothwendig sein, — und ich würde das zurückgelegte neunzehnte Lebensjahr als unterste Altersgrenze für die Aufnahme in den Vorbereitungscurs feststellen. Aus mancherlei Gründen. Zunächst ist doch von vornherein klar, daß unsere jungen Mädchen, von denen mehr als die Hälfte blutarm und mit Disposition zu „Nervosität" die Schule verlassen, grade zu jener Lebenszeit einer Ausspannung, bez. eines Wechsels der Thätigkeit bedürfen. Grade die Zeit vom sechzehnten bis neunzehnten Lebensjahr sollten die jungen Mädchen nicht auf der Schulbank zubringen. . .

„Mit der körperlichen Gesundheit consolidirt sich auch der Charakter in diesen Jahren, die Fähigkeiten und Neigungen entwickeln sich nach bestimmt ausgesprochenen Richtungen! Eltern, welche ihre Töchter für einen außerhalb des Gewohnten liegenden Beruf bestimmen oder sie einen solchen wählen lassen, haben auf das sorgfältigste die Individualität in Betracht zu ziehen. Inbezug auf Berufswahl liegen die Verhältnisse für die Frauen denn doch etwas anders als für die jungen Männer. Der Mann muß einen Beruf wählen; thut er es nicht, so erfüllt er eben nicht seine Pflicht als Staatsbürger, verliert in der Achtung seiner Mitbürger u. s. f. Für die Frau ist das nächstliegende und natürlichste doch die Heirat, welche allerdings einen wissenschaftlichen oder technischen Beruf nicht ausschließt, aber in den meisten Fällen doch nicht wünschenswerth oder nothwendig erscheinen läßt; — nächstdem die Thätigkeit im Lehrfach oder in der Häuslichkeit, in der Wirthschaft. Meiner Meinung nach kann eine Mutter nicht besser für ihre der Schule erwachsene Tochter sorgen, als wenn sie derselben reichliche Thätigkeit in Haus und Wirthschaft anweist. Einerseits gibt es keine mehr gesundheitsmäßige Beschäftigung; andererseits wird der Sinn auf das Praktische gerichtet; Beobachtungsgabe, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit in kleinen Dingen werden herangebildet. Ich halte eine Zeit praktischer Thätigkeit im Hause, dem eigensten Gebiet der Frau, für jedes junge Mädchen, möge es sich welchem Beruf immer zuwenden, für sehr wünschenswerth; — sie wird den Gewinn davon in jedem Lebensberuf verspüren. — Mit neunzehn Jahren ist ein Mädchen von Intelligenz, Bildung und Verständnis wohl so weit, daß sie sich annähernd klar darüber sein kann, welcher Lebensweg ihren Fähigkeiten und Neigungen am meisten entspricht. Sie kann ungefähr überschauen, was sie aufgibt, wenn sie die gewöhnlichen Bahnen verläßt und ob sie in einem strengen Berufsleben glücklich sein wird. Für die Wahl des Berufs hätte sie noch die Jahre des Vorstudiums, könnte auch noch recht wohl zurücktreten.

„Ich halte also einen mehrjährigen Zwischenact für wünschenswerth 1) mit Rücksicht auf die körperliche Gesundheit, 2) wegen der Entwickelung des Charakters, der Fähigkeiten und Neigungen, 3) endlich befürworte ich ihn, weil ich es nicht für gut halte, daß die Mädchen in allzu jugendlichem Alter auf die Universität gehen. Man bedenke, daß sie in verschwindender Minderzahl unter einer großen Anzahl junger Männer ihre Stellung wahren, sich Achtung erwerben und bewahren sollen. Ich habe viel zu hohe Achtung vor der Wissenschaft, um anzunehmen, daß in dem vorgetragenen Stoff an sich etwas liegen könnte, was Frauen in Gegenwart junger Männer nicht hören dürften, — wenn eben die Auffassung eine würdige und objective ist. Zu dieser gehört aber eine gewisse Reife, welche sich durchschnittlich nicht in ganz jungen Jahren findet. Es ist gewiß richtig, daß ein Mädchen, welches unter vielen jungen Männern eine richtige und würdige Stellung einnehmen soll, denselben in irgend einer Weise überlegen sein muß; durch Wissen ist sie es nicht, so muß sie es in Welterfahrung, Takt, Sicherheit, Ruhe, Objectivität sein. Und diese Eigenschaften können wir von unseren jungen Mädchen von achtzehn Jahren durchschnittlich noch nicht in hohem Maße erwarten. Ich spreche aus Erfahrung. Einzelne Vorkommnisse in den Hörsälen der Universität Zürich, wo im Winter 1871/72 plötzlich eine große Schar ganz jugendlicher russischer Studentinnen auftauchten, sind mir noch sehr farbenfrisch in Erinnerung. Ausnahmen gebe ich gern zu, auch unter diesen jungen Russinnen, den „Kosackenpferdchen", von den Studenten genannt, gab es einzelne, welche, trotz Jugend und mancher kleinen Excentricität, durch den Ernst ihres Strebens sich allgemeine Achtung erwarben. Doch — Ausnahmen beweisen die Regel.

„Wenn ich meine Meinung über die mögliche und wünschenswerthe Art der Vorbereitung der Mädchen für den wissenschaftlichen Beruf dargelegt habe, so geschah es hauptsächlich in dem Wunsch, auch andere zur Aeußerung ihrer Meinungen und Erfahrungen zu veranlassen. Natürlich werden die Meinungen auseinander gehen, weil die Erfahrungen verschiedenartig sind; vielleicht finden sich aber doch gemeinsame Puncte, die als Richtschnur für das Handeln genommen werden können."

Nationalität des Sprachlehrers.

Ein junger englischer Lehrer, der im „Journal of Education" (Jan. 1886) seine Erlebnisse in einem französischen Lyceum sehr anziehend beschreibt, stellt folgende Betrachtung an: „Können Ausländer als Lehrer irgend welcher Art jemals wirklich tüchtige Arbeitskräfte sein? Meine Antwort war früher; Ich glaube nicht! und doch, mit beklagenswerther, aber sehr menschlicher Inconsequenz, wurde ich, der Ungläubige gegenüber der Wirksamkeit ausländischer Lehrer, selber einer, sobald sich die Gelegenheit bot, und zwar ohne den Schatten eines Gewissensbisses. Ich kann nur sagen: Möge derjenige, der von jeder ähnlichen Schwäche frei ist, den ersten Strafbrief an den Herausgeber schicken. Ich muß billigerweise hinzufügen, daß ich nach einjähriger Erfahrung (was vielleicht nicht viel sagen will) meine Meinung ein klein wenig, aber auch nur wenig geändert habe. Die Schüler hintergingen mich weder, noch waren sie frech, und die Zucht in meinen Classen blieb nicht unter dem Durchschnitt zurück; aber freilich genoß ich nicht soviel Vertrauen und Respect, wie ich von englischen Knaben gewohnt gewesen war. Ich glaube, daß dem gewöhnlichen Schüler ein Ausländer zuerst immer als ein untergeordneter, verächtlicher Mensch vorkommen wird, der nicht einmal ordentlich sprechen kann. Wenn die Schüler ihm gehorchen, so wird das wohl immer nur sein, weil sie ihn fürchten. Außerdem glaube ich, da die wahre Erziehung nicht sowohl darin besteht, das Gedächtnis mit Thatsachen und Regeln anzufüllen, als vielmehr den Geist zu bilden, daß das Verkehrsmittel zwischen dem Geist des Lehrers und des Lernenden so vollkommen wie möglich sein sollte, und nicht, wie gewöhnlich der Fall, wenn der Lehrer ein Ausländer ist, außerordentlich unvollkommen. Deshalb bin ich immer noch der Meinung (einer Meinung, welche viele Franzosen theilen) daß ein Engländer in England der beste Lehrer des Französischen ist, wie ein Franzose der

beste Lehrer des Englischen in Frankreich. Ich nehme natürlich an, daß niemand versuchen soll eine fremde Sprache zu lehren, ehe er sie selbst wirklich gut kennt. Hiernach will ich hinzufügen, daß ich selbst hoffe englische Schüler eines Tages im Französischen und zugleich im Denken zu unterrichten, und ich bin fest überzeugt, daß ich, abgesehen von den letzten Feinheiten (die sich nach meinem Dafürhalten nur durch sehr ernstliche Studien in Frankreich selbst erwerben lassen) mehr bei ihnen wirken kann als irgend ein Franzose, der nicht ein vom Himmel selbst gesendeter Lehrer ist, wenn er auch von meiner Muttersprache sehr viel mehr verstände als ich von der seinigen."

Bücher und Schriften.

Unser Mitglied, Frl. W. Endt, hat ein sehr amüsantes Büchelchen geschrieben, das die Declinationen der deutschen Sprache englischen Kindern in Versen „genießbar" machen soll, wie sie sich ausdrückt. Diese englischen Knittelverse sollen nemlich nach den Melodien der bekanntesten deutschen Volkslieder gesungen werden. „Wir haben heute furchtbar gelacht," schreibt uns ein Mitglied, welches das Büchelchen zum erstenmale im Schulzimmer gebrauchte — „im Handumdrehen hatte sich meine faule kleine Ella mit der ersten Declination vertraut gemacht, an der sie schon seit acht Tagen vergeblich gelernt hatte. Es war wirklich urkomisch, nach der Melodie: „Du, du liegst mir am Herzen," zu singen: Nouns, nouns, we do divide them, into Declensions five.

„Morgenroth, Morgenroth."
„Ich hatt' einen Kameraden."
„Im Wald und auf der Haide."
„O Tannenbaum" kann wohl jede von uns singen, wenn sie auch nicht sehr musikalisch ist!

Das Büchelchen ist durch den Verein zum Preise von 4 Pence zu beziehen. Ladenpreis 6 Pence.

Luther's Leben. Die mehrfach laut gewordene Klage, daß es oft schwer sei, gute deutsche Unterhaltungslectüre für jüngere englische Kinder zu finden, veranlaßt uns heute, unsere Vereinsmitglieder auf ein kleines Buch aufmerksam zu machen, das sich ganz besonders für dieselben eignet. Es ist eine Lebensgeschichte Dr. Martin Luther's, die ursprünglich für englische Kinder geschrieben, in der Uebersetzung und theilweisen Bearbeitung eines unserer Mitglieder streng geschichtliche Berichtigungen gefunden hat und dem Leser nicht nur ein anziehendes, sondern auch ein treues Bild des großen und guten Mannes gewährt. Da die Sprache eine durchweg edle und die Darstellung eine möglichst objective ist, so glauben wir das Buch aufs wärmste empfehlen zu dürfen und hegen die Ueberzeugung, daß es den Kindern ein lebhafteres Interesse für den in England so vielfach verkannten muthigen Reformator einflößen wird, als der knappere Geschichtsunterricht es vermag.

Durch eine Vereinbarung mit dem Verleger haben wir das Buch in Commission und erhalten beim Verkauf einen Rabatt von 40 pCt., der mit Bewilligung des Comites der Krankencasse des Hampelmann-Vereins zugutekommen soll. Wer also ein oder mehrere Exemplare für seine Schülerinnen brauchen kann, der wende sich an Frl. Braunschweig unter der Daheim-Adresse 16 Wyndham Place W. Der Preis jedes Exemplars beträgt 2½ Schilling. Das Porto 3 Pence. Das Buch ist sehr hübsch gebunden, und ein Bildnis Luther's nach dem Kranach'schen Gemälde ziert das Titelblatt.

Auguste Daniel.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Aufruf zum Besten der Begründung eines Ferienheims für Lehrerinnen in dem Curorte Salzbrunn in Schlesien.

Wie oft sehen sich Lehrerinnen, die sich infolge ihrer anstrengenden und aufreibenden Berufsarbeit eine Krankheit, meist wohl ein Hals- oder Lungenleiden, zugezogen haben, genöthigt, Curen an Badeorten durchzumachen, die eine Beseitigung der genannten Uebel ermöglichen oder doch wenigstens Erholung und Kräftigung in guter, frischer Luft gewähren! Erfahrungsmäßig sind solche Curen und Erholungsreisen aber für alleinstehende Damen in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, und sie werden gar oft der Kosten wegen und aus Furcht, allein unter Fremden zu sein, verschoben oder ganz unterlassen.

Auf Grund dieser Gedanken und Thatsachen ist daher in Lehrerinnenkreisen des östlichen Deutschlands die Idee aufgetaucht, an einem dazu geeigneten Orte, nemlich in Salzbrunn in Schlesien, ein

„Ferienheim für Lehrerinnen"

zu begründen, das heißt ein Haus, in welchem Lehrerinnen für einen möglichst billigen Preis Wohnung, Beköstigung und, was besonders wichtig ist, Anschluß an andere Damen finden sollen. Da Seine Durchlaucht der Fürst von Pleß die Hergabe eines geeigneten Bauplatzes huldreichst in Aussicht gestellt hat, so ist das ganze Vorhaben dadurch schon wesentlich gefördert. Zur Ausführung des Baues, welcher 20 Wohnzimmer und die sonst noch nothwendigen Räumlichkeiten enthalten soll, ist eine Summe von nur 50 000 ℳ erforderlich. Die Unterzeichneten sind zu einem Comite zusammengetreten, welches sich die Förderung der hochwichtigen Sache zunächst durch Beschaffung der nöthigen Mittel angelegen lassen sein will. Es erscheint gradezu als eine Ehrenpflicht für alle, welche einen Einblick in die Sachverhältnisse haben, welche wissen, wie mühevoll und anstrengend die Unterrichtsthätigkeit besonders für Damen ist, dies Unternehmen mit allen Kräften fördern zu helfen. Es bietet sich uns hier eine Gelegenheit, durch die That unsere Dankbarkeit zu beweisen für alle im Dienste der Erziehung und Bildung unserer Töchter in selbstlosester und hingebendster Weise aufgewandte Mühe und Arbeit!

Jeder der Unterzeichneten ist bereit, Beiträge entgegen zu nehmen.

Frau von Bergen, Magdeburg. Fräulein von Duve, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Fräulein Glaubitz, Schulvorsteherin, Posen. Frau Consistorialpräsident von der Groeben, Posen. Frau Oberpräsident von Guenther, Excellenz, Posen. Frau Haarbrücker, Königsberg (Pr). Frau Oberlandesgerichts-Senatspräsident Hahndorff, Posen. Fräulein von Hasenkamp, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Frau Geheime Kommerzienrath Jaffe, Posen. Fräulein Marie Knothe, Lehrerin, Posen. Fräulein Krause, Schulvorsteherin, Königsberg (Pr). Fräulein Mathilde Lammers, Bremen. Frau Loeper-Housselle, Markirch (Elsaß). Frau Reichsgerichtsrath Mittelstaedt, Leipzig. Fräulein Ripke, Lehrerin, Waldenburg in Schlesien. Frau Generalin von Sandrart, Excellenz, Hannover. Frau General-Superintendent Taube, Königsberg (Pr). Frau Regierungspräsident von Tiedemann, Bromberg. Fräulein Valentin, Schulvorsteherin, Posen. Fräulein Zukertort, Schulvorsteherin, Posen. Dr. med. Aufrecht, prakt. Arzt, Magdeburg. Born, Bürgermeister, Magdeburg. Dr. med. Cohn, Medizinalrath, Posen. von Colmar-Meyenburg, Königl. Kammerherr, Polizeipräsident, Mitglied des Reichstages und des Landtages, Posen. Dr. Gensel, Sekretär der Handelskammer, Leipzig. Gericke, Rektor, Posen. Dr. Götze, Oberlehrer, Leipzig. Hagemann, Bürgermeister, Danzig. Dr. Haupt, Professor und Director, Stettin. Herse, Bürgermeister a. D. und Rechtsanwalt, Posen. Dr. Jonas, Professor, Posen. Kupke, Mittelschullehrer, Posen. Dr. Meffert, Realgymnasial-Director, Breslau. Dr. med. Nitsche, Fürstl. Pleß'scher Brunnenarzt, Salzbrunn i. Schl. Dr. Noeldeke, Professor und Director, Leipzig. Graf Posadowsky Wehner, Posen. Roestel, Stadtrath, Landsberg a. d. W. Dr. med. Schmeidler, prakt. Arzt, Berlin. Dr. Schneider, Geh. Ober-Regierungsrath, vortragender Rath im Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin. Dr. Schornstein, Director, Elberfeld. Schrage, Rektor, Waldenburg i. Schl. D. Schulze, Generalsuperintendent, Magdeburg. Seligo, Geheimer Regierungsrath, Posen. Selke, Oberbürgermeister, Königsberg (Pr). Dr. Senator, Professor, dirigierender Arzt an der Charite und dem Augusta-Hospital, Berlin. Dr. jur. Simon, Banquier, Königsberg (Pr). Staeckel, Schulvorsteher, Berlin. Dr. med. Tornwaldt, praktischer Arzt, Danzig. Wangemann, Schulrath, Meißen. Woltersdorff, Stadtschulrath, Magdeburg. Ziegler, Director der Provinzial-Aktienbank, Posen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 10. Sonntag, 7. März. 1886.

Fortgang der erziehlichen Knaben-Handarbeit in Sachsen.

Das sächsische Cultus- und Unterrichts-Ministerium fördert unter den deutschen Schulverwaltungen den Handfertigkeits-Unterricht der Knaben bisher am kräftigsten und planvollsten. In den Jahren 1883 und 84 gab es dafür aus: 1755 ℳ Unterstützungen an 40 Lehrer für die Theilnahme an Lehrgängen in Leipzig, Dresden, Stollberg und Nääs; 1100 ℳ für die Leipziger Schülerwerkstatt; dem Realschuldirector Dr. Gelbe in Stollberg 200 ℳ Gratification für seine Bemühungen um den Handfertigkeits-Unterricht und 150 ℳ zum Besuch des Osnabrücker Congresses (wo leider diese Art von Auftrag der Congreß-Leitung nicht bekannt geworden); rund 3000 ℳ für einen einjährigen Lehrgang des Rittmeisters Clauson von Kaas am Seminar zu Dresden-Friedrichstadt. Daran schlossen sich, 800 ℳ Kosten verursachend, weitere Lehrversuche an dem schon genannten Seminar und den Seminaren zu Plauen, Schneeberg und Pirna, — wie wir mit den übrigen vorstehenden Angaben dem Bericht des Bittschriften- und Beschwerden-Ausschusses der Zweiten Kammer über die Eingabe des Prof. Weicker zu Zwickau namens des Sächsischen Landesverbandes, erstattet durch Dr. Straumer, entnehmen.

Der Bericht, den die Kammer am 4. Februar einstimmig annahm, überwies die Bittschrift der Staatsregierung zur Erwägung, und ermächtigte sie 5000 ℳ in den Unterrichts-Haushalt des Staats einzustellen, um die Sache weiter zu fördern. In der Verhandlung trat der ungemeine Fortschritt hervor, welchen die Ansichten über erziehliche Knaben-Handarbeit vor allem in Sachsen, etwas abgeschwächt aber wohl überhaupt in Deutschland gemacht haben.

Wie schon der einhellig gefaßte Beschluß zeigt, hatte der Antrag auf Förderung der Sache durch weitere staatsseitig unternommene oder unterstützte Versuche gar keinen Gegner, — die Sache selbst freilich noch Einen, der aber mehr ein Zweifler als ein Gegner ist, und für recht umfassende Erprobung, wie er sagte, gern die doppelte Summe bewilligt haben würde. Es war der alte Schulrath Heger, der auch nicht etwa die Nützlichkeit erziehlicher Knaben-Handarbeit an sich in Frage stellte, sondern nur die Zulässigkeit ihrer Aufnahme unter die Zwangsgegenstände der Volksschule. Grade um hierüber ins Klare zu kommen, wollte er fortgesetzte Versuche: das sei für Staatsregierung und Volksvertretung eigentlich das einzige Interesse der Sache. Was ihn noch bedenklich stimmte, war die Erinnerung an soviele andere Gesuche um Einlaß in den Volksschulplan, die mit großer Lebhaftigkeit gestellt, eine Zeitlang verfochten, und dann doch endgiltig abgeschlagen worden seien, ohne wiederzukommen. Er nannte in dieser Hinsicht aus den vierziger Jahren das sogenannte Eckernföhrder Verfahren, den wechselseitigen Unterricht, — aus den fünfziger Jahren erst die Stenographie, eine außerordentlich achtungswerthe aber doch nicht allen schlechterdings aufzunöthigende Kunst, dann die Mnemotechnik, die man heute als eine bloße Sonderbarkeit betrachte. Vor ungefähr fünf Jahren, fuhr er fort, kamen die Schul-Sparcassen auf; bald nachher wurde verlangt, in die Mädchenschulen Küchen-Chemie und Kochkunst aufzunehmen, und erst vor wenigen Tagen habe er einen Vortrag gehört, der mit großer Wärme darlegte, in den höheren Classen müsse ein Arzt den Mädchen die Krankenpflege beibringen. Ein begeisterter Obstfreund habe die Einführung des Obstbaus, ein schwärmerischer Bienenvater die der Bienenzucht in die Lehrer-Seminare verlangt. Kurz, schon oft seien am pädagogischen Himmel scheinbar glänzende Sterne aufgegangen, um nach einem Jahrzehnt etwa spurlos zu verblassen. Die Volksschule sei nicht danach, daß sich fortwährend an und mit ihr experimentiren lasse.

Man wird sich hier in Bremen erinnern, daß genau dasselbe Abwehrgerüst vor sechs Jahren auf dem hiesigen nordwestdeutschen Lehrertag durch Herrn Schul-Inspector Backhaus aus Osnabrück aufgeführt wurde. Es schützt, was zunächst noch gar nicht angegriffen wird. Wie damals im „Nordwest“ entgegnet wurde, jetzt im Dresdener Stände-Saal Herr Bürgermeister Bömisch wieder ausführte, muthen die Förderer der Sache dem Staate eine Zwangsaufnahme in die Volksschulen noch gar nicht zu. Dafür fehlt es an hinlänglich festgestelltem Plane und Verfahren, und vor allem an Lehrkräften. Selbst die Versuche welche zu jenem führen, die Uebungen aus denen diese hervorgehen können, sind ja bisher größtentheils von freiwilligen Arbeitern und Gebern unternommen worden. Die Volkschule als Ganzes soll den Nutzen des Experiments haben, ohne seine Kosten zu bezahlen. Sie ist ja bisher so verfaßt, so einförmig gestaltet und so unbedingt abhängig von staatlicher Schulverwaltung, daß Versuche mit Neuem in ihr fast gar keinen Spielraum haben, daß es sich immer gleich um

alles oder nichts handelt, und einem Zusatz zu ihren Ausbildungsmitteln allemal eine lange unerquickliche Zeit abstracten theoretischen Streites in Blättern und Versammlungen vorausgehen muß, — die Zeit wo man seine Gründe und Einwände aus der Tiefe des Gemüthes oder aus der mehr oder minder rechtverstandenen Geschichte der Lehr- und Erziehungs-Kunst schöpft, anstatt aus thatsächlicher vergleichender Erprobung. Diese unsere deutsche Schulverfassung hat durch ihre allzu geduldig ertragene Herrschaft so viele Lehrer gewöhnt, in ihren Berufsfragen mehr dogmatisch zu denken als realistisch-experimentativ, oder wie man auch sagen könnte: als echt historisch, wie wenn die Lehrkunst und das Schulgestaltungsvermögen vom Himmel gefallene Offenbarungen oder Ausflüsse des gläubigen Herzens wären, nicht Sache der Erfahrung. Für ihre eigne geistige Freiheit in Berufssachen, ihren nothwendig auszudehnenden Einfluß auf die innere Entwickelung und Gestaltung des Schulwesens sollten sie sich freuen, wenn an dessen hergebrachter Starrheit und Abhängigkeit von geheimen Oberen einmal kräftig gerüttelt wird, — wenn regierende Geheimeräthe selbst mit so guter Art auf einleuchtende Neuerungen sich einlassen, wie das gegenwärtig betreffs der Knaben-Handarbeit in Dresden geschieht. Insofern hat der Abgeordnete Schulrath Heger zwar die alte übliche Auffassung des „Rührmichnichtan" noch zu geistvollem Ausdruck gebracht, aber ebensowenig wie vor ihm Herr Schul-Inspector Backhaus bis zu stumpfer Ablehnung gehuldigt, sondern sich praktisch allem angeschlossen, was die Freunde der Neuerung eben wünschten.

A. L.

Eines Zuchthäuslers Jubelfeier.

Herr A. E. in G. wird nichts dagegen haben, wenn wir dem Wiesbadener Evangelischen Gemeindeblatt die kleine Geschichte nacherzählen, die er in demselben jüngst zum besten gab, — „nicht um für die alte Strafvollstreckungsart der Gemeinschaftshaft einzutreten, der ich ganz und gar nichts gutes nachzusagen habe, sondern um zu zeigen, daß mitunter auch bei jenem unvollkommenen System gute Früchte erzielt werden können, wenn der liebe Gott seine Hand besonders darüber hält."

„Wenn ich mich dazu anschicke", sagt der bekanntermaßen stets überbeschäftigte Freund, „so muß es schon nach einem heißen Arbeitstage in später Abendstunde geschehen, die sonst meiner Familie gehört. Diese erquickt sich eben wohl mit Ihnen und anderen guten Leuten an der Wundermusik der Teresina Tua. Und ich soll mit meinen Gedanken in die Nacht eines alten Zuchthauses mit Gemeinschaftshaft eintauchen? Sei es drum.

Als jungem Beamten eines thüringischen Ministeriums ward mir u. a. die Fürsorge für ein schönes und segensreiches Landesinstitut, eine große Landes-Baumschule anvertraut, welche ursprünglich in einer gewissen, sehr segensreichen Verbindung mit dem Schullehrer-Seminar der Residenz gestanden hatte. Die künftigen Volkslehrer sollten auch an der Pflege junger Bäume lernen, wie man mit Geduld, Fleiß und Geschick, mit manchem scharfen Schnitt am rechten Ort und zur rechten Zeit, mit müh- und sorgsamer Bodenbereitung gute Früchte erzielt. Zu meiner Zeit war das leider schon ein überwundener Standpunct geworden. Das theoretische Drillen ward für besser befunden als jene sinnige, sinnbildliche und schließlich doch auch sehr praktisch-nützliche Erziehung.

Mir war die Anstalt in sehr verwahrlostem Zustand übergeben worden, und ich setzte eine Ehre darein, sie in möglichst kurzer Zeit zu einer Musteranstalt zu machen. Dazu, namentlich zu dem nöthigen tiefen Aufgraben (Rajolen) der großen Flächen waren viele Arbeitskräfte nöthig; aber mein Budget war klein.

Da fand ich einen treuen Helfer an dem Dirigenten des in der Residenz bestehenden Zuchthauses, einem guten und menschenfreundlichen Manne — Gott hab' ihn selig. Der fand, daß es für viele seiner Pfleglinge doch am Ende nicht übel sei, wenn sie ab und an in Gottes freier Natur den Boden für Baum-, Saat- und Pflanz-Schulen bereiten dürften. Er überließ mir eine ausgewählte Abtheilung, und es ist mir heute noch eine erquickende Erinnerung, wie diese armen Leute bei der ungewohnten aber wohlthätigen Beschäftigung auflebten, zumal ich natürlich menschlich und freundlich mit ihnen verkehrte. Auch der Director war zufrieden mit mir, denn seine Leute kehrten gesunder, williger, botmäßiger in ihr finsteres nothgedrungenes Daheim zurück.

So entstand meine Bekanntschaft — ich darf wohl sagen Freundschaft mit dem lieben Director unseres Zuchthauses.

„Wollen Sie heute mein Gast sein?" — frug er mich einst bei einer Begegnung auf der Straße.

„Ihr Gast? Wie meinen Sie das? Zwar sind wir allzumal Sünder, aber eines zuchthauswürdigen Verbrechens bin ich mir nicht grade bewußt," erwiderte ich darauf.

„Nun diesmal handelt sich's auch nicht um meine großen dunklen Salons, sondern um mein bescheidenes eigenes Daheim, freilich im Zuchthause, aber bei Weib und Kind; wir haben heute einen anderen seltenen Gast. Der Züchtling M. — Sie kennen ihn ja —, der Gattenmörder, der zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigte, feiert heute sein 50jähriges Zuchthaus-Jubiläum. Der Landesherr hat ihn von jeder Strafe losgesprochen. Nun wird er an meinem Tische, den er lange Jahre als mein Privatdiener bedient, als mein Gast zu Mittag speisen. Ich hätte Sie gern dabei."

Wer hätte da widerstehen können, zumal, wenn er, wie ich, ein junges Herz voll warmer Menschenliebe, und einen suchenden Sinn für Götliches im Menschen hatte?

M. war also frei, ganz frei; aber der äußeren Freiheit entwöhnt, hatte er gebeten, seine Tage in dem Hause beschließen zu dürfen, wo der liebe Gott ihn durch alle Versuchungen der Umgebung hindurch zu tiefer, tiefer Reue, zu stiller Einkehr, zu ernstem Besserungs-Vorsatz, zu seligem Sichwiederfinden, zu treuer Arbeit und Pflichterfüllung geführt und es so gefügt hatte, daß er zum Liebling aller Guten, deren es ja auch in diesem Hause gab, zum guten Geiste des finsteren Hauses wurde.

Was soll ich erzählen von diesem Mittagsmahl, wo statt des jüngsten Söhnleins des Directors der Aelteste des Hauses, der begnadigte Gattenmörder mit bebender Stimme uns das „Danket dem Herrn" betete? Er war still und in sich gekehrt. Aber ein heiliger Friede leuchtete aus den immer noch frischen Augen des alten Mannes. Er war nicht schüchtern; denn unseres Verstehens war er ja gewiß; er war nicht kriechend; denn er hatte ja in heißem Kampfe längst seine Menschenwürde wieder gefunden. Aber er war demüthig und bescheiden.

„Und nun, M., machen wir einen Spaziergang. Ihr sollt doch sehen, daß Ihr frei seid, ganz frei, und die Leute sollen's auch wissen, daß Ihr Euch das verdient habt. Sie kommen doch mit, lieber Freund?" — so fragte mich der Director, als die Tafel aufgehoben war.

Natürlich kam ich mit. Und so wanderten wir, ein eigenthümliches Dreigespann, begleitet von der Frau und den Kindern des Directors, an einem hellen, fröhlichen Herbst-Nachmittag nach dem Bahnhof. Die Thüringer Eisenbahn war erst seit kurzem eröffnet; Jung und Alt wanderte gerne hinaus, das neue Weltwunder eines ankommenden Zuges anzustaunen.

Wir warteten auf dem Perron. Die Nachricht, daß der Zuchthausdirector seinen befreiten Jubilar spazieren führe, hatte sich schnell unter der Menge verbreitet; man umdrängte uns;

jeder wollte den unglücklichen Glücklichen sehen; bei manchen verdrängte die Rührung die Neugier. M. hatte die frische Luft wie ein längstvergessenes Lieblingsgericht seiner Kindheit rasch wieder kennen gelernt und mit vollen Zügen genossen; er war unterwegs still vor Staunen gewesen über die Herrlichkeiten, welche sein Auge schaute; ganz kleines erregte bisweilen sein lebhaftes Interesse. Hier in dem Menschengewühl ward ihm nicht wohl; seine Lippen zitterten, ein schmerzlicher Zug trübte sein Antlitz; wir betrachteten es als eine Erlösung, als ein jäher Pfiff der ankommenden Maschine seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aber die Erscheinung war zu gewaltig; er fing am ganzen Leibe zu zittern an, als das Ungeheuer heranbrauste, und ein Thränenstrom kündigte die tiefe innere Erregung.

Der verständige Director mahnte im rechten Moment zum Aufbruch; der Alte zeigte keine Lust, noch mehr zu sehen; des neuen ungewohnt hatte er jede Neugier verlernt; er lebte auch nicht mehr mit seinem ganzen Ich auf dieser neugierigen Erde, sein Sinn war halb dem Irdischen abgewandt.

Als treuer Hausdiener, mit leichter Arbeit und viel Beschaulichkeit im Gärtchen der Anstalt beschäftigt, hat er seine Tage beschlossen. Ob ihm der liebe Herrgott seine blutige Jugendthat verziehen?

Ich habe diese Lebenserfahrung zum Ausgangspunct ernster Studien über die Todesstrafe gemacht. Ich habe dabei nicht vergessen, daß man Ausnahme-Erfahrungen nicht allzuviel Gewicht beilegen darf."

Die Kinderhort-Anstalten in Berlin.

Vor einigen Wochen war es mir bei einem kurzen Aufenthalt in Berlin durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Stadtschulinspector Dr. Zwick vergönnt, die beiden Anstalten kennen zu lernen, welche der dortige Verein „Kinderhort" ins Leben gerufen hat. Herr Dr. Zwick hat sich mit dieser Volkserziehungsangelegenheit eingehender beschäftigt, auch im Sommer 1884 im Auftrag des Berliner Magistrats die Knabenhorte zu München und Erlangen besucht und darüber der Zeit einen sehr ansprechenden Druckbericht erstattet; von ihm ist die Anregung zur Errichtung von Knaben- und Mädchenhorten in Berlin ausgegangen, wie er auch noch jetzt die eigentliche Leitung des Vereins „Kinderhort" in Händen hat. Die beiden Jahresberichte dieses Vereins von 1884 und 1885 geben ein klares Bild von dem, was man in Berlin durch die Kinderhorte zu erzielen sucht, und was bereits erreicht ist. Das letztere kann freilich nur als ein recht bescheidener Anfang bezeichnet werden, und es ist zu verwundern, daß grade in Berlin ein derartiger Verein bis jetzt so geringe Beachtung und Unterstützung gefunden hat. Man sollte meinen, diese Millionenstadt, die doch die Verwahrlosung und Verwilderung so vieler ohne genügende Aufsicht aufwachsenden Knaben und Mädchen nur mit der größten Besorgnis ansehen kann, müßte doppelt bestrebt sein, immer mehr Mittel und Wege zur Hebung und Aufbesserung der Volkserziehung aufzusuchen und praktisch zu verwerthen. Während sich bekanntlich zur Zeit viele größere Städte Deutschlands, neuerdings auch Oesterreichs und der Schweiz ernstlich bemühen, neben den Kinderbewahranstalten auch solche Anstalten einzurichten, welche die schulpflichtigen Kinder, soweit sie von ihren Eltern eine ausreichende Aufsicht und Pflege nicht erhalten können, vor den Einflüssen schlechter Gesellschaft und den Gefahren des Straßenlebens bewahren, scheint man, wie gesagt, in Berlin die Dringlichkeit derartiger Vorkehrungen weniger lebhaft zu empfinden; sonst würden dort dem bereits im October 1883 eröffneten ersten Knabenhort, wie dem im Mai 1884 eingerichteten Mädchenhort sicher schon mehrere gleiche Anstalten in anderen Stadttheilen gefolgt sein.

Was für Ursachen dieser Erscheinung etwa zu Grunde liegen, ist bei dem wahrhaft betäubenden Durcheinander der Interessen und Tagesmeinungen für jeden Fremden, der den Kämpfen der politischen, wirthschaftlichen und religiösen Parteien ferner steht, schwer erkennbar. Soviel darf ich aber wohl sagen, daß die Grundsätze, nach welchen die Berliner Anstalten eingerichtet sind und im Betrieb erhalten werden, die laue Aufnahme schwerlich verschulden. Zum Beweise hierfür hebe ich aus dem letzten Jahresbericht einige Sätze hervor, und das um so lieber, weil ich glaube, daß die darin kundgegebenen Ansichten und Erfahrungen für alle, welche sich mit derartigen Volkerziehungsfragen beschäftigen, von großem Interesse sein und namentlich denen, die zur Zeit die Einrichtung von Knabenhortanstalten zu besorgen haben, manche recht beachtenswerthe Winke geben dürften.

Getreu seinen Statuten, sagt der Jahresbericht von 1885, fanden unter den angemeldeten Knaben und Mädchen nur diejenigen Berücksichtigung, bei welchen infolge ungenügender Beaufsichtigung Gefahr im Verzuge war. Indem der Vorstand bei Anmeldungen in Prüfung aller Umstände mit peinlichster Sorgfalt verfuhr, ist es ihm gelungen, Elemente fernzuhalten, die aus Nützlichkeits- oder Bequemlichkeitsgründen die Anstalten aufsuchten. Viele Eltern sind leider zu leicht geneigt, sich der Sorge um ihre schulpflichtigen Kinder zu entledigen oder schon fremde Hilfe anzunehmen, wenn sie selbst noch sehr wohl eintreten könnten. Manche erhoffen billige Nachhilfe in den Schularbeiten, andere unentgeltliche Beköstigung, wieder andere Bekleidung oder gelegentlich der Weihnachtszeit eine Bescherung u. s. w., kurz es wird vielfach die Wohlthätigkeit auszunützen versucht von solchen Familien, die recht wohl in der Lage sind, selbst die Kinder zu pflegen und zu erziehen. Diesen Thatsachen gegenüber trat bei Anmeldungen in jedem Falle die Bedürfnisfrage in den Vordergrund der Erwägung, und nur bei ihrer unbedingten Bejahung konnte den angemeldeten Kindern Zutritt zu den Vereinsanstalten gewährt werden. Das letztere geschah aber auch in der Regel nur unter der Bedingung, daß sich die Angehörigen zur Zahlung des kleinen Beitrages von 20 ₰ für die Woche verpflichteten. Die Erfahrung bewies die Zweckmäßigkeit dieser Forderung. Die Sorge für ihre Erfüllung ist ein täglicher Mahner an das Pflichtgefühl der Väter und Mütter und erzeugt und erhält lebendige Theilnahme für das Geschick der Kinder. Ein gutes Zeugnis für ein besseres Verständnis der Vereinsbestrebungen und das wachsende Vertrauen der Eltern liegt in der Thatsache, daß diese Beiträge im letzten Jahre erheblich regelmäßiger als früher eingingen. Mit ihnen erwächst der Vereinscasse ein Zuschuß, welcher wenigstens einen Theil der für die leibliche Verpflegung verursachten Ausgaben deckt. Je länger die Erfahrung, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit auch der körperlichen Pflege. Man braucht kein Arzt zu sein, um das kränkliche Aussehen vieler Kinder, wenigstens theilweise, als Folge einer mangelhaften Ernährung zu erkennen. Der Kinderhort ist hier ergänzend eingetreten, insofern er durch Gewährung einer Portion Suppe oder Milch im Laufe des Nachmittags offenbare Mängel abstellte. Weiter zu gehen, etwa in Verabreichung von Mittagessen, Vesper und Abendessen, wohl gar von Kleidung und sonstigen Geschenken, würde ganz abgesehen von den Kosten erhebliche Gefahren bringen, in erster Linie die einer leicht zu weit gehenden Steigerung der Bedürfnisse der Kinder, wodurch mehr Schaden als Nutzen entstände. Wer die Anstalten des Vereins besucht, wird finden, daß sich die **Bedürftigkeit** bei allen unseren Pfleglingen mehr oder weniger im Aeußeren ausprägt. Mit ihr parallel läuft, als Folge des früheren Ueberlassenseins, ein namentlich bei den Knaben stark ausgeprägter **Individualismus**. Ihn in die richtigen Grenzen zu weisen, und zwar in diejenigen der Hausordnung, macht oft erhebliche Schwierigkeiten. Härte richtet hier Schaden an, da das Kindesgemüth verstockt und unter Umständen heuchlerisch wird. Es bedarf der ganzen Umsicht, Energie und vor allen Dingen der **Liebe** des Erziehers, diese Kinder auf die Bahn des Gehorsams, des Fleißes und der guten Sitte zu führen und doch dem Individuum Luft und Licht zu lassen. Die Erziehung und demgemäß

das Leben in einem Knabenhort soll und darf daher nur „häuslich“, nicht streng „schulmäßig“ sein. Wer also in unseren Anstalten eine, wie man sagt, „stramme, schulgemäße“ Haltung sucht, wird enttäuscht sein; unser Knabenhort ist eben keine Schule. Ein ausreichendes Zeugnis dafür, daß die in diesem Sinne gethane Arbeit keine erfolglose war, ist die zunehmende Liebe der Kinder zur Anstalt, ihr zutrauliches Wesen, ihre ganze sittliche Haltung und vor allen Dingen die wesentliche Verbesserung fast aller Schulzeugnisse. Auch soll noch kurz hervorgehoben werden, daß sich dem Vorstande mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängt, es sei ein größeres Bedürfnis für Errichtung von Knaben- als von Mädchenhorten vorhanden, eine Ueberzeugung, die er früher nicht hatte, und welche wahrscheinlich auf Widerspruch stoßen wird.

Die vorstehenden allgemeinen Bemerkungen des letzten Berliner Jahresberichtes sind eigentlich nur eine durch Erfahrung aufs neue beglaubigte Umschreibung der Hauptgesichtspuncte für die Einrichtung und Verwaltung der Knaben- und Mädchenhorte. Im einzelnen wird man sich ja den besonderen Verhältnissen seiner Stadt oder Landschaft anbequemen müssen und Vorrichtungen und Methoden, die sich in irgend einem Orte vorläufig bewährt haben, nicht um deswillen ohne weitere Prüfung nachahmen wollen. Aber es gibt für alle hier in Betracht kommenden Veranstaltungen doch auch etwas gemeinsames, aus ihrer volkserzieherischen Aufgabe naturgemäß hervorgehendes, das man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn man nicht berechtigte Bedenken und Einreden geradezu hervorrufen will. Als derartige Grundlinien möchte ich bezeichnen, daß es sich nur um ärmere schulpflichtige Kinder handelt, welche aus offenbarem Mangel an häuslicher Obhut und Pflege in Gefahr sind zu verwahrlosen, daß sodann das Zusammenleben der Kinder in den einfach ausgestatteten Räumen der Anstalt demjenigen in der Familie möglichst ähnlich zu machen und der individuellen Entwicklung bei Beschäftigung und Unterhaltung, natürlich innerhalb der durch eine vernünftige Hausordnung gebotenen Begrenzung, freier Raum zu lassen ist, und daß neben der geistigen auch die leibliche Pflege thunlichst berücksichtigt und von den Eltern, um in ihnen das Bewußtsein ihrer natürlichen Verpflichtung wach zu halten, ein wenn auch noch so geringer Geldbeitrag verlangt werden muß. Was übrigens in dem Berichte über das größere Bedürfnis für Einrichtung von Knabenhorten gesagt ist, darf ebenfalls, wenigstens außerhalb Berlins, auf allgemeine Zustimmung rechnen. In der That sind die Mädchen viel leichter zu beaufsichtigen und zu beschäftigen und finden deshalb schon eher bei Verwandten und Nachbarsleuten ein passendes Unterkommen, so daß sie in der schulfreien Zeit den Gefahren des Straßenlebens nicht in dem Maße wie die Knaben ausgesetzt sind.

Was ich nun in den beiden Berliner Anstalten gesehen und gehört habe, steht mit dem Inhalt des Jahresberichtes in bestem Einklang. Der Knabenhort ist an der Pankstraße in einem Hinterhause untergebracht. In dem saalartigen Parterrezimmer haben gegen 40 Knaben noch genügenden Raum; freilich gibt die länglich schmale Form und die geringe Höhe dem Zimmer etwas gedrücktes. Da aber dabei ein ziemlich geräumiger Hofplatz zum Spielen und sogar ein kleiner Garten zur Verfügung steht, so ist die Anstalt nach Maßgabe der Berliner Wohnungsverhältnisse gewiß als gut untergebracht zu bezeichnen. Als ich eintrat, es war etwas nach fünf Uhr Nachmittags, hatten die Knaben grade ihre Linsensuppe, welche von einer in der Nähe gelegenen Volksküche geliefert wird, verzehrt; im Sommer bekommen sie abgekochte Milch mit einem Stücke Brot, das sie aber selbst mitbringen müssen. Die Knaben sahen meist recht ärmlich aus, doch war ihre Bekleidung einigermaßen reinlich und ordentlich; bei weiterer Nachfrage erwiesen sie sich mit wenigen Ausnahmen als Kinder von bedürftigen Witwen, die tagsüber außer dem Hause in Arbeit stehen. Es fiel mir, der ich freilich an die durchschnittlich etwas schwerfällige und wortkarge Umgangsweise der Bremer Jungen gewöhnt bin, besonders angenehm auf, wie sie bei aller Bescheidenheit doch so resolut und frisch antworteten; auch einige Lieder, die sie mir vorsangen, zeigten eine gewisse natürliche Keckheit und selbstbewußte Sicherheit. Der Handfertigkeits-Unterricht erstreckt sich infolge der räumlichen Beschränktheit vorerst außer etwas Stuhlflechten auf Papparbeiten und Flickschneiderei, wozu ein Buchbinder und ein Schneider in einigen Stunden die nöthige Anleitung geben; im Sommer kommt die auch hier von den Knaben sehr bevorzugte Beschäftigung im Garten dazu. Großes Gewicht legt man mit Recht auf die sorgfältige Ueberwachung bei Anfertigung der Schularbeiten und rühmt die gegen früher wesentlich besseren Schulzeugnisse. Als Erzieher sind zwei Lehrer abwechselnd an je drei Tagen der Woche thätig, die Oberleitung führt Frau Sanitätsrath Dr. Solger mit großer Hingebung. Leider war es mir nicht vergönnt, diese auch von den Knaben hochverehrte Dame persönlich kennen zu lernen; ihrem freundlichen, verständnisvollen Eingehen auf die Interessen der einzelnen Pfleglinge glaubt man es zum nicht geringen Theile verdanken zu müssen, daß die oft recht unbändigen, unmanierlichen Knaben sich so bald an eine sinnigere und anständigere Weise des Verkehrs gewöhnen. Ich habe eine ähnliche Beobachtung schon vor einigen Jahren in einem Knabenhort in Hannover gemacht, wo auch ein würdiger Herr, ein pensionirter Officier höheren Ranges häufig in der Anstalt anwesend war, sich den Knaben mit väterlicher Zuneigung widmete und auf ihre sittliche Haltung einen recht günstigen Einfluß ausübte. Kann man nur voraussetzen, daß das regelmäßigere Eingreifen einer solchen Respectsperson in der richtigen, die Autorität der eigentlichen Erzieher der Anstalt nicht schädigenden Weise geschieht, so ist natürlich eine derartige Unterstützung immer mit Freuden zu begrüßen.

Und nun noch einige Worte über meinen Besuch in dem Mädchenhorte. Demselben ist ein großes Schulzimmer in der Müllerstraße eingeräumt. Es waren gegen 30 Mädchen versammelt, der Mehrzahl nach erheblich jünger als die Knaben in der Pankstraße. Zwei Lehrerinnen wechseln in der Beaufsichtigung mit einander ab, wie ebenfalls eine Dame des Vorstandes die Oberleitung besorgt. Da in den Berliner Schulen kein Nachmittags-Unterricht stattfindet, so kommen die Mädchen wie die Knaben schon um zwei Uhr und werden gegen sieben Uhr nach Hause entlassen. Bei gutem Wetter machen sie zuerst einen längeren Spaziergang oder spielen im Freien. Nach der Rückkehr verzehren sie ihre Suppe, fertigen ihre Schularbeiten an und singen, zeichnen und lesen dann abwechselnd; der Rest der Zeit wird mit weiblichen Handarbeiten ausgefüllt, wobei die Fürsorge für die lieben Puppen verdientermaßen auch eine große Rolle spielt. Natürlich würde es einen noch gemüthlicheren Eindruck machen, wenn die Kinder nicht in einem Schulraume mit den üblichen Tischen, Bänken u. s. w. zu hausen brauchten; aber bei den Mädchen läßt sich diese Beschränkung eher ertragen, und Mädchen sind ja auch darin erfinderischer, daß sie sich überall einigermaßen häuslich einzurichten wissen.

Damit nehme ich von den beiden Berliner Kinderhortanstalten Abschied. Meinem herzlichen Danke für mancherlei mir gewordene Anregung füge ich noch den Wunsch hinzu, daß ihre Zahl sich baldigst verdoppeln und den Bedürfnissen Berlins entsprechend, in nicht zu ferner Zeit verzehnfachen möge.

H. O. Reddersen.

Schutz der Jugend vor Verwahrlosung.

Es ist eine hocherfreuliche Erscheinung, daß der Fürsorge des heranwachsenden Geschlechts immer mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die Knaben-Horte und -Heime nehmen stetig in Deutschland zu und wo diese nützlichen Vereine einmal Wurzel gefaßt haben, entwickeln sie sich sehr gedeihlich.

Ein Beweis dafür ist die Stadt München, wo im Mai 1881 der erste Knaben-Hort ins Leben gerufen wurde. Jetzt bestehen schon drei Anstalten mit je 50 armen Knaben, im ganzen also mit 150 Zöglingen und der Ausschuß hat beschlossen in den nächsten Tagen eine vierte Anstalt in der Vorstadt Giesing, wo sich eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung befindet, zu eröffnen. Man ist zum erstenmal von dem Grundsatz abgegangen, eigene Locale zu miethen, da der Stadtmagistrat dem Verein im Giesinger Schulhaus einen Saal zur Verfügung gestellt hat, wodurch die Miethe (400—500 *M*) erspart werden kann. Der Münchener „Knaben-Hort" hat 1885 aus Mitgliederbeiträgen 4542 *M*, von Geschenken 2567 *M* eingenommen. Der Uebertrag für 1886 stellt sich auf 4374 *M*. Die Zöglinge haben in wenigen Jahren 1274 *M* erspart und sich 118 Sparbücher erworben.

Lehrlingshort in München.

Auch im neuen Jahr sind die Zusammenkünfte der früheren Zöglinge des „Knabenhort" an den Sonntag Abenden in dem hübschen Vereinslocal in der Ickstattstraße Nr. 21 gerne besucht. Die Lehrlinge beschäftigen sich mit Schach und anderen Spielen, Benutzung illustrirter Werke, Vorträgen von Musikstücken und Gedichten u. s. f. Die Vorträge werden mit großer Aufmerksamkeit angehört. So erregte kürzlich ein Vortrag des Herrn Schuhmachermeisters Blümel über seine Lehrlings- und Gesellen-Zeit, besonders die Schilderungen der Reisen das größte Interesse der jungen Leute. An guten Lehren und Ermahnungen ließ es der Vortragende ebenfalls nicht fehlen. In gleicher Weise folgten die Lehrlinge einem Vortrag des Herrn Lehrers Gewald über dessen Besteigung des höchsten Berges in Deutschland, der Zugspitze unter Vorzeigung von Karten und Photographien mit großer Theilnahme. Weitere Vorträge von Freunden und Gönnern der Sache sind angemeldet und so wird es an Unterhaltung und Belehrung im Lehrlingshort nicht fehlen. Um im Sommer einen gemeinschaftlichen Ausflug unternehmen zu können, ist eine Reisecasse angelegt worden, in die schon Einlagen erfolgt sind. Die aus dem Verein geschenkten Büchern angelegte kleine Bibliothek wird fleißig benutzt.

Eine Schülerwerkstätte im Bremer Landgebiet.

Eine der Schülerwerkstätten die im Bremer Staatsgebiet nach der vor sechs Jahren gegebenen Anregung des Volksbildungsvereins entstanden, die in dem arbeiterreichen Nachbarorte Hastedt, „Arbeitsschule" genannt, besteht noch heute in ununterbrochener Thätigkeit unter der Leitung des Lehrers Beckmann und verdankt dies in erster Linie dessen Aufopferung. Seit dem Jahre 1880, wo sie mit 33 Knaben und 14 Herren in zwei Knaben- und einem Herren-Curse eröffnet wurde, wird jedes Jahr in den Wintermonaten, etwa von November bis Anfang Mai, fleißig geklütert. Der Unterricht bezieht sich auf Laubsäge- und Papp-Arbeiten, Holzschnitzerei und etwas Tischlerei, soweit die beschränkten Räume und Mittel letzteres gestatten, und trotz mancher Hemmnisse wird von großen und kleinen Schülern mit großem Eifer gearbeitet und verhältnismäßig anerkennenswerthes geleistet, wie dies schon die erste Ausstellung bewies. Leider ist es dem Leiter der Arbeitschule nicht gut möglich, alljährlich solche Ausstellungen von Schülerarbeiten zu veranstalten, da die fertigen Sachen meist sogleich mitgenommen und hierhin und dorthin verschenkt werden, am Schlusse des Curses aber entweder überhaupt nicht mehr zu haben oder doch vielfach durch den Gebrauch unansehnlich geworden sind. Wenn man bedenkt, daß die Schüler im Alter und demzufolge auch im Können höchst verschieden sind und daß die älteren, mehr selbständig gewordenen, sobald sie zu häuslichen oder Fabrik-Arbeiten benutzt werden können, häufig austreten, so wird man begreifen, welche Aufwendung von Kraft und Zeit die Arbeitschule von dem Leiter erfordert, zumal eine unterstützende Lehrkraft nicht gewonnen werden konnte. Diese Umstände und die Rücksicht auf berufliche Arbeiten und andere Geschäfte haben Herrn Beckmann gezwungen, in den letzten Jahren nur Eine Abtheilung zu bilden, und sobald diese besetzt war, weitere Anmeldungen einstweilen zurückzuweisen. Auch in diesem Winter wird die Arbeitschule in Hastedt von 18 Knaben besucht, welche meist wöchentlich zweimal in $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden arbeiten. Der Gesammtbesuch betrug bis jetzt 157 Schüler.

Irrenpflege in Oldenburg.

Vor einem Vierteljahrhundert war für die Geisteskranken im Großherzogthum Oldenburg noch wenig geschehen und sie mußten, um rationell behandelt zu werden, fremden Anstalten übergeben werden. Die ersten Schritte, um eine Verbesserung des Irrenwesens im Herzogthum anzubahnen, geschahen durch einen Antrag des Medicinalcollegs an die damalige Regierung, eine Zählung der Geisteskranken im Herzogthum vornehmen lassen zu wollen. Diese wurde denn auch im Jahre 1845 ausgeführt und ergab die unerwartete Thatsache, daß die Zahl der Irren und von Jugend auf Blödsinnigen im Verhältnis zur Bevölkerung im Herzogthum Oldenburg eine weit größere als in anderen Staaten Deutschlands war. Damit war die erste Anregung zur Errichtung einer Irrenheilanstalt gegeben und die Nothwendigkeit derselben für das Land genügend erwiesen, aber die Ungunst der damaligen Zeitverhältnisse verzögerte die Erbauung noch auf mehrere Jahre, und erst im Juli 1854 wurde in Wehnen der Grundstein zum Bau gelegt und die Anstalt zu Anfang des Jahres 1858 vollendet.

Der damals in der Psychiatrie geltenden Anschauung von getrennten Heil- und Pflege-Anstalten entsprechend, sowie der bedeutenden Mehrkosten halber und mit Rücksicht auf die vorhandene Pflegeanstalt Kloster Blankenburg wurde von der Erbauung einer gemischten Heil- und Pflege-Anstalt abgesehen und Wehnen als reine Heilanstalt zur Aufnahme von 80 Kranken bestimmt und eingerichtet. Im Laufe der Jahre 1882 und 1883 ward wegen Ueberfüllung der Anstalt, und um für unheilbare Kranke der beiden ersten Classen ein Unterkommen im eigenen Lande zu schaffen, eine Erweiterung der Anstalt in der Weise ausgeführt, daß für den Director, Verwalter und Lehrer ein besonderes Wohnhaus gegenüber der Front des Hauptgebäudes erbaut und die von jenen bewohnten Räume zu Krankenräumen eingerichtet wurden. Außerdem haben auch die Zellenstationen eine Vergrößerung um je vier Räume für unreinliche Kranke erhalten, so daß statt der früheren 80 jetzt 114 Kranke aufgenommen werden können.

Nach einem kürzlich erschienenen und uns übersandten Bericht des jetzigen Directors, Medicinalrath Dr. Hemkes, ist die Ueberzahl der Frauen. Vom 1. April 1858 bis zum 1. April 1883 sind unter 1413 Kranken 696 Männer und 717 Weiber in die Anstalt aufgenommen, 1147 Kranke oder 560 Männer und 587 Weiber entlassen und 182 Kranke oder 97 Männer und 85 Weiber gestorben. Dies weicht von anderen Anstalten ab. In Wehnen aber deckt sich der Anstaltsbefund mit demjenigen der letzten Volkszählung vom Jahre 1880, da nach Regierungsrath Dr. Kollmann das Verhältnis der geisteskranken Männer zu den geisteskranken Frauen damals wie 45.32 zu 54.64 war und auf 1000 Einwohner des entsprechenden Geschlechtes im ganzen Großherzogthum 1.85 männliche und 2.26 weibliche Kranke kamen.

Die Betrachtung der Krankheits-Verläufe gibt dem Verfasser nachstehende Mahnung ein: „Allen denen die Sorge um Geisteskranke obliegt, mögen es nun Private oder Behörden sein, kann nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, für

die schleunige Unterbringung Frisch-Erkrankter in die Irrenanstalten Sorge zu tragen. Ganz besonders zu berücksichtigen sind hier auch die Armen, welche aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden. Abgesehen von der Forderung der Humanität, ihnen rasche Hilfe zu gewähren, gebietet es auch die Klugheit, da bei einer rechtzeitigen Ueberführung des Kranken in die Anstalt die Heilung wahrscheinlicher ist und also der betreffenden Gemeinde nur die Verpflegungskosten für den Aufenthalt des Kranken bis zu seiner Genesung erwachsen, während wenn der Kranke infolge verspäteter Aufnahme unheilbar wird, er dauernd der Gemeinde zur Last fällt, und falls er Familie hat, auch diese noch von ihr unterstützt werden muß."

Dr. Hemkes kommt dann zu den Krankheitsursachen. Da ergeben sich als von Trunksucht herrührend 78 männliche Fälle oder 11.2 Procent, 15 weibliche Fälle oder 2 Procent, und von Trunksucht der Eltern stammend bei 4 Männern und 8 Frauen die Geisteskrankheit.

Der Central-Vorstand deutscher Arbeiter-Colonien

hielt seine dritte ordentliche Sitzung am 16. und 17. Februar zu Berlin im Herrenhause ab. Die Tagesordnung war reichhaltig, ja wie sich bald zeigte, zu reichhaltig, um in allen Theilen gründlich besprochen werden zu können. Den Eindruck wird aber jeder, der theilnahm, empfangen haben, daß es den Männern welche dort erschienen waren, heiliger Ernst ist, die Sache der Arbeiter-Colonien und Natural-Verpflegungs-Stationen zu fördern. Was vor allen Dingen angenehm auffiel, das war der Freimuth, mit dem die noch vorhandenen Schäden aufgedeckt wurden.

Freilich ist es ja zunächst nicht erfreulich, wenn man inbetreff des Fortgangs einer Sache, von deren Vortrefflichkeit man fest überzeugt ist, so viele Klagen vernehmen muß, wenn immer von neuem Schwierigkeiten aufgezählt werden, die zu bekämpfen sind, ja wenn selbst von geschehenen Misgriffen berichtet werden muß. Indessen das muß sich doch jeder einsichtige Beurtheiler sagen, daß nur dann eine segensreiche Schöpfung sich ungehemmt entfalten kann, wenn man vorgekommene Misgriffe offen aufdeckt und den bestehenden Schwierigkeiten fest in die Augen sieht, und das wird auch kein Unbefangener verkennen, daß die praktische Ausführung eines so großartigen Gedankens, wie er den Arbeiter-Colonien zu Grunde liegt, nicht möglich ist ohne Fehlgriffe und falsche Einrichtungen.

Zwei Uebelstände besonders sind es, die von allen Seiten gleichmäßig beklagt wurden und inbetreff deren Herr Pastor von Bodelschwingh sagen mußte, daß man, wenn sie nicht beseitigt werden, an der völligen Lösung der gestellten Aufgabe, ja vielleicht an dem Fortbestehen der ganzen Sache verzweifeln müsse. Das ist einmal die große Lückenhaftigkeit des Netzes der Natural-Verpflegungs-Stationen und daß die schon bestehenden noch zu wenig im Zusammenhang stehen; andererseits daß wegen der bestehenden Legitimationslosigkeit eine wirkliche Controle der wandernden Bevölkerung nicht möglich ist. Dies beides hat zur Folge, daß die Stromer die bestehenden Stationen misbrauchen, was dann wieder bewirkt, daß in den Kreisen wo Stationen eingerichtet sind, die erste Begeisterung nachläßt, in anderen gar nicht aufkommt. Wie diesen Uebelständen abzuhelfen sei, darum drehten sich die Verhandlungen.

Zwei Anschauungen schienen sich bei allen Fragen, die besprochen wurden, gegenüberzustehen. Nach der einen soll man das Bestehende festzuhalten und zu schützen suchen, wobei man sich dann der Hoffnung hingeben dürfe, daß der Segen, den Arbeiter-Colonien und Natural-Verpflegungs-Stationen in ihrer ruhigen Entwicklung schaffen, von selbst neue Anhänger und Förderer herbeiziehen werde; nach der anderen sollen die Staatsbehörden, namentlich das Ministerium des Innern aufgefordert werden sich der ganzen Sache anzunehmen, also von oben ein Druck ausgeübt werden auf Regierungs-Präsidenten, Landräthe u. s. f., daß diese energischer, namentlich für die Errichtung von Natural-Verpflegungs-Stationen in Herbergen zur Heimat eintreten.

Für die erste Anschauung trat namentlich Herr Oberregierungsrath von Massow, für die letztere Herr Pastor von Bodelschwingh ein.

Um seine Anschauung zu begründen, wählte Herr von Massow in seinem Referat ein Bild, indem er die Sache der Arbeiter-Colonien und Natural-Verpflegungs-Stationen mit einer höheren Schule verglich. Jede neu einzurichtende Schule pflege mit der Sexta anzufangen und in jedem Jahr eine neue Classe hinzuzufügen; da sei es nun jedenfalls unzweckmäßig, schon im ersten Jahr Bestimmungen zu treffen, die nur für ein Vollgymnasium Bedeutung hätten. In der Angelegenheit, die der Central-Ausschuß zu fördern suche, sei man höchstens in Westfalen unter der energischen Leitung des Herrn Pastor v. Bodelschwingh bis zur Quarta gekommen, in den meisten anderen Provinzen befinde man sich noch in Sexta. Nun erwarte man aber doch nicht von einem Sextaner deshalb, weil er Schüler eines Gymnasiums sei, daß er sich wie ein Primaner verhalten solle, und ebenso würde es doch jeder verwerflich finden, wenn man durch allerlei künstliche Mittel frühreife Primaner erzeugen wollte. Man helfe eben den Schülern, daß sie ihren Jahren entsprechend sich entwickelten und nach und nach die höheren Classen erreichten. So solle man es auch mit den Stationen und Colonien machen.

Dem gegenüber meinte Herr Pastor von Bodelschwingh, daß leider zu viel Misstände zu beseitigen, zu viel Schwierigkeiten zu überwinden seien, so daß ohne energische Hilfe der Behörden nicht nur keine ruhige Entwicklung der guten Sache zu erwarten, sondern sogar ein Zurückgehen derselben zu befürchten sei. Bei dem Bestreben, nach und nach alle die hervorgetretenen Uebelstände zu beseitigen, falle ihm immer wieder jener Mann ein, der seinem Hunde den Schwanz abhauen wollte, aber immer nur ein kleines Stück abhieb, weil er ihm sonst zu weh thue.

Daß sich für beide Anschauungen vieles sagen läßt, wird jeder zugestehen, und die bei der Verhandlung der einzelnen Fragen gefaßten Beschlüsse zeigten denn auch, daß man verstanden hat sie mit einander zu vereinigen, indem man die Beseitigung einzelner Uebelstände selbst in die Hand zu nehmen beschloß, wegen anderer aber Staatshilfe erbitten will.

So will der Central-Vorstand, um dem Legitimationsmangel entgegenzutreten, die Einführung von facultativen Wanderbüchern und Wanderscheinen möglichst befördern. Es war Herr Regierungs-Präsident von Diest, der über diese Fragen referirte. Er wies zunächst nach, daß man dem weitgehenden Misbrauch, der mit den Stationen getrieben werde, weniger durch die Gesetzgebung als durch die freie Vereinsthätigkeit und durch gleichzeitige Einführung eines Wanderbuchs im ganzen Vereinsgebiet steuern werde. Zwar könne ohne Mitwirkung der Gesetzgebung ein völlig befriedigender Zustand nicht geschaffen werden, indeß dürfe man deshalb die Hände nicht in den Schoß legen und von einem gemeinsamen Vorgehen in der bezeichneten Richtung überhaupt absehen. Er glaube vielmehr empfehlen zu müssen, daß der Versuch der Einführung eines facultativen Wanderbuchs in den Gebieten aller Arbeiter-Colonien baldmöglichst herbeigeführt werde. Ein von einer eigens dazu eingesetzten Commission ausgearbeitetes Wanderbuch wurde vorgelegt. Ein gleiches geschieht von Herrn Pastor von Bodelschwingh, der zugleich mittheilte, daß der Vorstand des deutschen Herbergs-Verbandes bei seinen Berathungen ganz zu denselben Resultaten gekommen sei wie die Commission des Central-Ausschusses. Außer seinem Arbeitsbuch empfiehlt Herr von Bodelschwingh, auch die Wanderscheine als eine Unterart von Legitimation ins Auge zu fassen. Ersteres soll nur solchen Wanderern eingehändigt werden, welche nachweislich drei Monate

in Arbeit gestanden, während letztere an jeden Wanderer ausgegeben werden sollen, der ehrlich und fleißig seinen Lebensunterhalt suchen will. Dieser Arbeitsschein muß von dem Inhaber in jeder Herberge zur Heimat oder Naturalverpflegungs-Station, die er passirt, vorgelegt werden, und es soll eben durch diesen Schein constatirt werden, daß der Wanderer die Stationen den Vagabunden-Herbergen vorzieht. Die Mittheilung daß man in Westfalen entschlossen sei, schon jetzt das Wanderbuch und den Wanderschein einzuführen, wurde mit allgemeiner Freude vernommen, da man wohl mit Recht annimmt, daß wenn Westfalen, wie es bei der ganzen Sache mit gutem Beispiel vorangegangen ist, auch hier die Initiative ergreift, die anderen Provinzen bald nachfolgen werden. Daher beschloß der Central-Ausschuß an das Reichsamt des Innern die Bitte zu richten, daß dasselbe den Organen welche Verpflegungs-Stationen einrichten, empfehle, daß sie die Grundsätze zur Anwendung bringen, welche bezüglich des Wanderbuchs bezw. des Wanderscheins von den Hauptverband der Herbergen zur Heimat aufgestellt werden.

Ein ebenso wichtiger Beschluß wurde gefaßt, inbezug auf die Colonisten, welche freiwillig die Colonie verlassen haben und dann wieder um Aufnahme bitten. Leider hat sich nemlich herausgestellt, daß die Colonie von Stromern in der Weise misbraucht werden, daß sie in der schlechten Jahreszeit dieselben aufsuchen, in der guten aber wieder verlassen, bezw. dann wenn sie wieder mit guter Kleidung versehen sind. Da kann man sich im Interesse des Gedeihens der Arbeiter-Colonien nur freuen, daß nach langer Erörterung der Antrag des Schatzraths Müller aus Hannover zum Beschluß erhoben wurde: der Colonist, welcher eine Colonie freiwillig verlassen hat, soll in der Regel nur dann in eine Colonie wieder aufgenommen werden, wenn aus den Umständen zu entnehmen ist, daß er unverschuldet wieder arbeits- und mittellos ist.

Auf alle Gegenstände der Tagesordnung, die verhandelt wurden, läßt sich hier nicht füglich eingehen. Eine Bitte möchte ich aber noch aussprechen: die Zeitschrift „Arbeiter-Colonie“ zu halten und die Schrift „die Entwicklung der Natural-Verpflegungs-Stationen und Arbeiter-Colonien“ von G. Evert (Verlag des Königlichen Statistischen Büro) aufmerksam zu lesen. Ich bin überzeugt, daß dadurch manche Freunde für die gute Sache gewonnen würden.

E. C.

Charakter-Züge.

Die Helden des amerikanischen Bürgerkrieges treten gegenwärtig, nach Verlauf von reichlich zwei Jahrzehnten, heller als zuvor in das bleibende litterarische Licht. General Grant's nachgelassene Beschreibung seines eigenen Lebens und Wirkens ruft in den drüben erscheinenden Zeitschriften eine endlose Folge von Verwahrungen, Bestätigungen und Zusätzen hervor; während ein ebenso anziehendes als werthvolles Buch uns die vielleicht noch größeren Kriegsführer des Sonderbundes schildert, vor allen den Oberfeldherrn Robert Lee, General Jackson genannt der Stonewall, und den glänzenden Cavalleristen Stuart. Dies sind die ursprünglich in England und englisch erschienenen Feldzugs-Schilderungen von Stuart's Stabschef Heros von Borcke, einem ehemaligen preußischen Offizier, der dieses schneidigen Reiter-Generals Liebling und rechte Hand ward. Uebersetzt und mit beziehungsreichen Anmerkungen begleitet hat sie ein namhafter Militärschriftsteller, der kürzlich in türkischen Diensten verstorbene Kähler Pascha. Heros von Borcke, ein Hüne von Kraft, war während des amerikanischen Krieges bei Freund und Feind besonders bekannt durch sein riesiges zweischneidiges Schwert, das er sich als Garde-Cürassier im Jahre 1835 eigens in Solingen hatte machen lassen. Leider gefiel es zwar dem alten Wrangel, aber nicht dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, der es bei einer Parade spöttelnd das Ahnenschwert derer von Borcke nannte, so daß sein Oberst es ihm zu führen verbot. Doch kam es später nicht allein in ausgiebigen Gebrauch, sondern auch zu hohen Ehren. Als Oberst von Borcke im Jahre 1884 die Stätten seiner Feldzüge wieder sah, wurde er, wie er nicht ohne Grund sagt, „mit königlichen Ehren empfangen“; und nachdem der Sonderbunds-Congreß zu Richmond ihm schon zwanzig Jahre früher denselben feierlichen Dank erstattet hatte wie der erste Congreß der Vereinigten Staaten einst Lafayette, baten sich nun alte Waffengefährten Borcke's sein berühmtes Schwert zur Uebergabe an die gesetzgebende Gewalt Virginiens aus, die es denn auch gern entgegennahm, obgleich sie Republikaner, nicht bloß Demokraten in ihrer Mitte hatte.

Ein Gegenstück zu dieser Ehrung eines preußischen Reiter-Offiziers in der Neuen Welt ist die ungewöhnliche Anerkennung, welche der verstorbene Prinz Friedrich Karl dem General Stuart zollte. Er sah auf Borcke's Gut sein Bild über dem von Stuart hangen; „das müssen Sie ändern,“ sagte er, „denn Stuart war ein größerer Reiterführer als ich.“ Der Chef der südlichen Cavallerie hatte besonders durch rasche abenteuerliche Märsche um das ganze nördliche Heer herum demselben wiederholt ungeheuren Abbruch gethan durch Abschneidung von Telegraphen-Drähten, Zerstörung der Brücken und Dämme von Eisenbahnen, Auffangung von Depeschen, Wegnahme von Vorräthen u. dgl. Er war ein höchst heiterer und lebensfroher Mann, der allgemeine Liebling der Damen, und einem gewissen Prunk sowenig abgeneigt wie ehedem Murat; zugleich aber ein vortrefflicher Familienvater, und abgesagter Feind aller berauschenden Getränke. Seine Witwe, die jetzt zu Staunton in Virginien ein sehr besuchtes Mädchen-Pensionat hat, litt demgemäß auch nicht, daß als Borcke sie dort vor zwei Jahren besuchte, zur Feier des Wiedersehens durch ihren Schwager Champagner auf den Tisch geschafft werde. Einfachheit des Lebens und frommes festes Gottvertrauen neben dem frischesten übersprudelnden Wesen waren die Grundzüge dieses ritterlichen Mannes. Kähler vergleicht ihn in einem kurzen Nachwort mit dem alten Zieten, dem sein König, Friedrich der Große, in schwerer Stunde einmal zurief: „Ich wollte, Zieten, ich hätte Seinen Glauben!“

Aehnlich werden uns die beiden anderen berühmten Generale des Südens geschildert. Stonewall Jackson war in seinem Aeußern mehr als schlicht, so daß er kaum zu bewegen war, von seinem Freunde Stuart eine neue Uniform statt seiner ganz zerfetzten anzunehmen. Den Oberfeldherrn Robert E. Lee lernen wir als den Inbegriff ruhiger Würde und wahrhaft vornehmer Bescheidenheit kennen. Nach der heißen Schlacht bei Fredericksburg las er Abends lange Depeschen bei dem unsicheren Flackern der Lagerflamme; aber als Borcke, der sich erinnerte unter der feindlichen Beute eine Kiste mit Stearin-Kerzen bemerkt zu haben, ihm diese herholte dicht vor den feindlichen Vorposten weg, verwies er es ihm mit freundlichen Ernste, daß er sich um einer bloßen Gefälligkeit willen einer Lebensgefahr ausgesetzt habe. Solch edles Heldenthum wuchs auf dem Boden der Sklavenstaaten! Es ist jedoch sehr bezeichnend, daß weder Borcke noch Kähler in den Schutzreden für die besiegte Sache des Sonderbundes von der Sklaverei überhaupt auch nur sprechen: sie reden lediglich von Vertheidigung des eigenen Landes, als wäre dieses von jeher selbständig gewesen, und dem Norden plötzlich eingefallen es vergewaltigen zu wollen. Darin liegt das widerwillige Zugeständnis, daß es nicht füglich anders gehen und ausgehen konnte. Von besonderem Reize ist für uns Europäer noch, die wir an streng-geordnete Feldzüge großer stehender Heere gewöhnt sind, das Gemisch von blutigen Kämpfen und frischem, üppigem, etwas wildem Lebensgenuß, das der Bürgerkrieg wenigstens auf der südlichen Seite bei dem Stabe der Reiterei vorstellte.

Ein guter Erzähler.

Es wird zur Zeit sehr viel geschrieben in Deutschland, und nicht alles ist schön und bedeutend, sondern vieles dummes und thörichtes Zeug, wenn nicht etwas schlimmeres. Deshalb hoffe ich mir den Dank einiger Leselustigen zu verdienen, indem ich sie auf

einen neuen liebenswürdigen Erzähler aufmerksam mache, den ich zu meiner (nicht ganz neidlosen) Freude kürzlich entdeckt habe.

Dieser Mann heißt Wilhelm Sommer, weiter weiß ich von seiner Person nichts. Aber die zwei Erzählungen von ihm, welche ich in der „Straßburger Post" gelesen habe, „Schadchen Levy" und „Wie Dani das Glück suchte," sind ganz vortrefflich. Beide spielen im Elsaß und dem angrenzenden Theile Frankreichs und verrathen auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser Land und Leute genau kennt. Wie bezeichnend sind in den Reden die französischen Brocken, im „Schadchen" (Heiratsvermittler) auch die verstümmelten hebräischen Ausdrücke: Schidech (Heirat), Massel und Broche (Glück und Segen)! Alles wird geschickt und lebendig erzählt, ohne weitschweifige Ausmalung des Nebensächlichen. Und was die Hauptsache ist, es wirkt nicht nur erheiternd, sondern sittlich erhebend. Also schönen Dank, lieber Herr Sommer, und „Mehr! mehr!" wie die kleinen Kinder sagen.

Uebrigens ist das Blatt, welches die beiden köstlichen Erzählungen gebracht hat, auch seinem anderen Inhalte nach empfehlenswerth. Die „Straßburger Post", vom Verleger der Kölnischen Zeitung begründet und von Pascal David umsichtig geleitet, pflegt maßvoll und besonnen das Deutschthum in den Reichslanden und bringt viele wichtige und zuverlässige Nachrichten aus denselben; dabei ist der Preis, 5 ℳ vierteljährlich, für eine täglich erscheinende Zeitung nicht hoch.

Bückeburg. Dr. Wilhelm Fischer.

Bücher und Schriften.

Die menschliche Ernährung und die culturhistorische Entwickelung der Kochkunst von Lina Morgenstern. Das treffliche Buch der verdienstvollen Begründerin der Berliner Volksküchen und intellectuellen Leiterin der Kochschule des Berliner Hausfrauen-Vereins liegt jetzt in zweiter sehr gut ausgestatteter Auflage vor und ist im Verlage der deutschen Hausfrauen-Zeitung, Berlin W. erschienen. Die Verfasserin hat 29 Vorträge, welche sie ihren Schülerinnen gehalten, zur Kenntnisnahme und Belehrung für andere Lernbegierige zusammengestellt, und da sie dabei großen Fleiß mit eigener Erfahrung und vollster Hingebung an die Sache verband, so ist ein ebenso schätzenswerthes wie empfehlenswerthes Werk zu Stande gekommen. Die Vorträge verbreiten sich über die Ernährungsfrage in Beziehung zu Gesundheit, Sittlichkeit und Volkswirthschaft; über die Organe des menschlichen Körpers, sowie über Knochen, Gelenke und Haut in ihren Beziehungen zur Ernährung; über Nährstoffe, Genuß- und Nahrungsmittel; über die Ernährung des Menschen auf den verschiedensten Lebensstufen, sowie über Giftstoffe. Ferner gibt das Buch eine Zusammenstellung und Uebersicht der Küche bei den verschiedenen Völkern in alter und neuer Zeit; ein Vortrag handelt von Tafelluxus, ein anderer von der Cultur der Küche, von Familientisch und Gasttafel und das Schlußwort bildet „die richtige Diät zur Vermeidung von Erkrankungen des Magens." Frau Morgenstern nennt ihr Buch einen Beitrag zur Gesundheitspflege, wir können uns dieser Bezeichnung nur anschließen. J. H.

Allerlei Gemeinnütziges.

Eine Speiseanstalt für Frauen wurde zu Berlin (Kronenstraße 12/13) eröffnet. Unternommen ist dieselbe mit Unterstützung des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen und von gemeinnützig gesinnten Freunden durch einige Damen, welche auch freiwillig und unentgeltlich die Verwaltung führen. In den betheiligten Kreisen findet die Anstalt großen Anklang. Gleich am ersten Tage speisten gegen 150 Frauen und Mädchen dort, und von Tag zu Tag wächst die Zahl derselben. Ausgegeben wird eine Portion, aus Suppe, Gemüse und Fleisch bestehend, für 35 ₰, und Gemüse mit Fleisch für 25 ₰, eine Suppe für 15 ₰, eine Tasse Kaffee für 5 ₰.

Das Asyl für entlassene weibliche Strafgefangene zu Scheibenhardt in Baden hat am 12. Januar seine Arbeit begonnen. Es geschah dieses in aller Stille ohne jede weitere Feierlichkeit. Sämmtliche Räume sind gesund, geräumig und machen einen freundlichen Eindruck. Im unteren Stocke befinden sich die Koch- und Waschküche mit den erforderlichen Vorraths- und Nebenräumen. Neben der mit allen zur Besorgung der Wäsche dienenden Einrichtungen wohl versehenen Waschküche befinden sich auf der einen Seite das Bügelzimmer mit Bügelofen, auf der anderen das Badezimmer. Im zweiten Stock sind die Wohnräume für die Hausmutter, das Arbeitszimmer mit einer Nähmaschine, die Schlafzimmer der Schützlinge und der Gehilfin. Bei Vermehrung der Zahl wird der dritte Stock mit fünf Schlafräumen bezogen werden. Die ganze Einrichtung ist einfach und dauerhaft. Es wurden bei derselben die Erfahrungen, die andere ähnliche Anstalten gemacht haben, zu Rathe gezogen.

Der Vorstand des Bremer Erziehungsvereins (Vorsitzer Herr H. D. Reddersen) bemerkt im Bericht für 1885, trotz mancher laut gewordenen Bedenken sei die Familienpflege, sofern sie nur umsichtig eingerichtet und sorgfältig überwacht werde, als die bessere und billigere Versorgung armer verlassener oder verwaister Kinder anzusehen; daneben sei aber für manche Kinder auch die Anstaltspflege nicht zu entbehren. Im vorigen Jahre wurde beim Erziehungsverein die Aufnahme von 24 Kindern beantragt, es konnten aber nur 6 aufgenommen werden. Ende 1885 hatte der Verein 73 Pfleglinge. Hiervon sind bereits 28 in der Lehre oder im Dienste, während die übrigen 45 in Familienpflege stehen, nemlich 6 in Bremen, die übrigen Kinder auf dem Lande.

Der Frauenverein zur Bewahrung der weiblichen Jugend, welcher am 29. December 1884 in Bremen entstand, hat die Aufgabe verwahrloster oder sittlich gefährdeter Mädchen sich anzunehmen und denselben zu einem rechtschaffenen Broterwerb zu verhelfen. Trotz der Schwierigkeit der Aufgabe blickt der Vorstand des Vereins doch schon mit einiger Befriedigung auf den Anfang seiner Thätigkeit zurück. Es wurden im verflossenen Jahre dreißig verschiedene Anträge an den Verein gestellt; sieben Mädchen wurden, nachdem sie eine Zeitlang vom Vorstande beaufsichtigt und ihre Leistungen geprüft waren, in geeignete Dienste gebracht und haben sich bis jetzt im allgemeinen gut bewährt, vier andere in eine Erziehungsanstalt nach Hamburg geschickt. Die übrigen wurden nach einer kürzeren oder längeren Zeit aus der Pflege des Vereins wieder entlassen, da sie zum Theil für ein Asyl reif waren und dem Magdalenenverein überwiesen oder wegen Widerstands der Eltern in ihren Verhältnissen gelassen werden mußten, oder sie wurden wegen Krankheit als für den Verein unpassend abgewiesen. Mit den in Diensten befindlichen Mädchen wird von den Damen des Vorstandes ein mündlicher oder schriftlicher Verkehr gepflogen. Diese Art der Fürsorge erweist sich als sehr nothwendig und heilsam für die oft noch wankelmüthigen Mädchen. Die Correspondentin erhält den Verein im Laufenden über die Entwickelung der nach auswärts gesandten Mädchen, und wenn auch anfangs das Betragen der Zöglinge manches zu wünschen übrig ließ, so sind doch in letzter Zeit wieder recht erfreuliche Nachrichten eingelaufen. Der Abschluß der Casse zeigt ℳ 1746.80 Einnahme und ℳ 513.67 Ausgabe, also ℳ 1233.13 Ueberschuß. Im Hause der Frau Richter Klugkist befindet sich eine Niederlage von Stoffen und Kleidungsstücken, aus der die Mädchen vor Eintritt in den Dienst oder in die Anstalt mit dem ihnen Fehlenden ausgerüstet werden.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 11. Sonntag, 14. März. 1886.

Der Kampf der Kleinstädte ums Dasein

ist nicht leicht; er gleicht dem der Handwerker, deren Arbeitserzeugnisse auch der Großbetrieb zu liefern vermag, oder einer veralteten Art von Landwirthschaft, die ihren Markt überschwemmt sieht mit dem billigen Getraide und Fleisch fremder Welttheile. Die unternehmenden Söhne der Kleinstädte verlassen sie, von den günstigeren, mannigfaltigen Aussichten des Erwerbs in größeren Städten oder industriellen Landstrichen angezogen. Wohlhabende Familien, die nicht an die Scholle gefesselt sind, siedeln gern über in Orte wo das Leben mehr Genuß und wechselnde Unterhaltung bietet, oder ziehen aufs Land, das den meisten trotz oder wegen seiner verhältnismäßigen Einsamkeit immer noch für reizender gilt als kleinstädtische Umgebung, in der im ganzen nur zurückbleibt wer muß, und der Sinn sich verengt, das Streben erlahmt, tüchtige Kraft der stählenden und ausbildenden Einflüsse eines bewegten Lebens ermangelt.

Entweder in einer großen Stadt leben oder auf dem Lande: das ist beinahe zum allgemeinen Wahlspruch aller der Zeitgenossen geworden, welche überhaupt in der Lage und Stimmung sind, ihren Platz in weiteren oder beschränkteren Grenzen als einen Gegenstand freier Wahl zu behandeln, wäre es auch nur im Spiele der wünschereichen Phantasie.

Ich war deshalb sehr überrascht, als neulich eine gebildete und geistreiche Dame, die sich dermalen in einer der wohnbehaglichsten deutschen Städte über hunderttausend Einwohner befindet, mit lebhaften Farben ausmalte, wie gern sie und ihr Gemahl vorher in einer Kleinstadt gelebt hätten. Es war freilich keine gewöhnliche, wirkliche Kleinstadt, sondern ein Ort in reichentwickelter industrieller Gegend; und was der Erklärung vollends ihren grundsätzlichen Werth nahm: Schönebeck liegt eine kleine halbe Eisenbahnstunde von Magdeburg, sodaß seine Bewohner bequemlich theilnehmen können an manchen Genüssen, wenn auch nicht schlechthin an allen Annehmlichkeiten einer Großstadt.

Es wird also doch wohl dabei bleiben, daß das heutige nationale Leben hinwegstrebt von den Kleinstädten, und daß ihre Selbstbehauptung in dem Wettbewerb um Erwerbsquellen, Unternehmungsgeist und erworbenen Reichthum von Jahr zu Jahr schwieriger wird, falls nicht etwa die große Industrie die eine oder andere Kleinstadt aufsucht wegen wohlfeiler Löhne, nahe und reichlich zu habender Rohstoffe des Bergbaus oder der Landwirthschaft, einer ergiebigen Wasserkraft u. dgl. Das ist indessen kein Vorgang, welchem Großstädter und Landbewohner unbekümmert zusehen könnten, in der Meinung daß es nur die kleinen Städte selbst angehe. Millionen unseres Volkes wohnen in ihnen, müssen in ihnen aushalten von der Wiege bis zum Grabe, und wofern sie durch die Vertrocknung der Lebensquellen immer mehr verkümmern sollten, würde das Ganze es unerfreulich mitfühlen. Auch die angenehmer untergebrachten übrigen Millionen sind daran interessirt, daß die Kleinstädte bewohnenswürdig, anziehend und im Fortschritt bleiben.

Thun können freilich fast nur die Kleinstädter selbst etwas für die Lösung dieser vielgestaltigen Aufgabe. Die Hilfe anderer Kreise wird höchstens darin bestehen können, daß man einige Anregungen ihnen nicht vorenthält, — daß mal eine Wanderversammlung in sie verlegt, Vorträge ihnen zugewendet, für neue Anstalten allgemeineren Belangs Kleinstädte vorgezogen werden, wenn sie, wie nicht selten, aus sachlichen Gründen den Vorzug verdienen.

Viele Kleinstädte, ohne Zweifel, helfen sich auch thatsächlich selbst nach Möglichkeit. Sie bringen sich in den Zusammenhang des Eisenbahnnetzes, versehen sich mit Gasbeleuchtung, sorgen für gute Schulen, wohl gar sogenannte höhere, und was solcher in ihrem Bereich liegenden Belebungsmittel der Gegenwart mehr sein mag. Aber wir möchten den Blick unserer kleinstädtischen Leser — nicht für alle wird es mehr nöthig sein — auf eine andere Reihe von Verbesserungen richten, die besonders geeignet erscheinen einem sinkenden städtischen Wohlstand neue Stützen und Hebel unterzulegen: die freiwillig-gemeinnützigen Bestrebungen der Zeit.

Nicht an allen ja werden kleine Städte ohne weiteres theilzunehmen vermögen, nicht mit allen für ihre Verhältnisse etwas anzufangen wissen. Für die Sommerpflege schwächlicher armer Kinder ist es für sie mindestens noch zu früh. Das Rundschreiben des Berliner Vereins für häusliche Gesundheitspflege machte deshalb Halt bei den Städten die nicht unter siebentausend Einwohner haben. Mit Knabenhorten dürfen sie einstweilen füglich auch noch warten. Jugendspielplätze werden in ihnen kein Bedürfnis sein.

Aber wenn sie noch keine Sparcasse besitzt, sollte jede

Kleinstadt sich eiligst eine verschaffen; und wenn eine da ist, sie versehen mit jenem neuen Saug-Apparat, der als Pfennig- und Schul-Sparcassen bezeichnet zu werden pflegt oder sich durch die Einführung von Sparmarken ausdrückt. Sie sollte ferner ihren Knaben Gelegenheit zu erziehlicher Handarbeit geben, die dem Handwerk eine neue, leider noch vielfach verkannte Bahn zum Aufkommen öffnet. Der Trunksucht entgegenzuarbeiten ist überall Anlaß und Gelegenheit, nirgends aber mehr als wo das stockende Leben die Menschen in der Schenke festkleben oder im Rausche eine trügliche Erfrischung und eine kurze Vergessenheit suchen läßt.

Man glaube doch nicht in voreiliger Verzweiflung, daß in Kleinstädten dergleichen nicht gedeihen könne! Woher ist denn die deutsche Genossenschaft gekommen als aus dem Landstädtchen Delitzsch, das in der Geschichte der Socialreform unsterblich geworden ist im Zusammenhang mit dem etwas allzu gewöhnlichen Namen seines großen Sohnes? und stammt die soviel Segen spendende Sparmarke, wenigstens für Deutschland, nicht aus dem kleinen sächsischen Städtchen Burgstädt, wo Bürgermeister Bauer sie zuerst einführte und ausgab?

Ein einziger Verein, der danach geleitet wird und Zersplitterung der Kräfte verhütet, kann für einen kleinen Ort eine unerschöpfliche Quelle nützlicher Anregungen und öffentlicher Wohlthaten werden, mit denen die ganze Stadt sich über ein gemeines Schicksal erhebt. Als solche Fälle möchte ich ansehen Lingen im Westen, Pyritz im Osten. Gewiß können noch manche andere genannt werden; und sehr ersprießlich wäre es gewiß, wollten gemeinnützig gesinnte Kleinstadt-Bewohner in diesen Spalten uns erzählen, was bei ihnen geschieht oder was überall geschehen sollte, das drohende Verhängnis durch thätigen Gemeinsinn von unseren lieben deutschen Kleinstädten abzuwenden. A. L.

Betrunkenheit als Strafausschließungs- und Strafmilderungs-Grund.

In Nr. 12 der Mittheilungen des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke vom vorigen Jahre wird ein Urtheil eines Berliner Gerichts erwähnt, welches in der Thatsache, daß jemand eine strafbare Handlung in betrunkenem Zustande begeht, einen Grund für die Anwendung eines höheren Strafmaßes erblickte, während nach einem in Nr. 1 dieses Jahrgangs mitgetheilten Erkenntnis eines würtembergischen Gerichtes die Trunkenheit ein Grund zur Freisprechung ist. In beiden von einander so sehr abweichenden Erkenntnissen kommt die Unklarheit deutlich zum Ausdruck, welche bezüglich der criminalistischen Behandlung der Trunkenheit in Deutschland, auch in juristischen Kreisen herrscht, ein Punct der auf der letzten allgemeinen Versammlung des obengenanten Vereins erwähnt wurde und auch eine Stelle in dem Bericht des leider nicht mehr unter uns weilenden Wirklichen Geheimraths von Schwarze fand, den dieser verewigte Meister der Rechtswissenschaft auf Veranlassung des Vereinsvorstandes erstattete.

Die Gesetzbücher, welche vor dem deutschen Strafgesetzbuch in Deutschland bestanden, hatten sich zum Theil über diese Frage ausdrücklich ausgesprochen, so daß die Praxis der Gerichte nicht im Zweifel sein konnte, welche Bedeutung der Gesetzgeber der Trunkenheit beilege. Beispielsweise sei auf die Bestimmungen des hessischen und würtembergischen Strafgesetzbuches verwiesen. Jenes enthielt einen Artikel, welcher lautete: „Der Zustand vorübergehender Verwirrung der Sinne oder des Verstandes sowie der Zustand des Schlafs schließt jedoch die Zurechnung einer Strafe dann nicht aus, wenn sich der Thäter in den Zustand durch Trunk oder andere Mittel absichtlich versetzt hat, um in demselben ein in zurechnungsfähigem Zustande beschlossenes Verbrechen auszuführen, oder wenn inbezug auf die Handlung, wodurch er sich in jenen Zustand versetzt hatte und inbezug auf die darin verübte That die Bedingungen der Fahrlässigkeit vorhanden sind.“ Aehnlich lautete die Bestimmung des würtembergischen Gesetzes. Im Gegensatz hierzu enthält das deutsche Strafgesetzbuch keine ausdrückliche Erwähnung der Trunkenheit, so daß in jedem Falle zu prüfen ist, ob derselbe einen Zustand der Bewußtlosigkeit herbeiführte, in welchem die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Man hat nun seitens der Criminalisten das Gesetzbuch in der Weise auf die praktischen Vorkommnisse angewendet, daß man zunächst zwischen absoluter und relativer Bewußtlosigkeit unterschied. Der Unterschied zwischen diesen beiden Stadien eines bewußtlosen Zustandes ist auch ohne criminalistische, beziehungsweise psychiatrische Kenntnisse einigermaßen verständlich. Unter jener versteht man den Zustand, in welchem jedes Bewußtsein von dem Zusammenhang mit der äußeren Welt erloschen ist, unter diesem denjenigen, in welchem es zwar durch traumhafte Vorstellungen verdunkelt ist, aber gleichwohl noch fortbesteht. Man sagt nun, war infolge der Trunkenheit lediglich die relative Bewußtlosigkeit eingetreten, so ist der Zustand der Bewußtlosigkeit, welcher das Gesetz fordert, überhaupt nicht vorhanden, es kann also eine Strafausschließung gar nicht in Frage kommen. Mit diesem Unterschiede verbindet man einen anderen sehr passend, den zwischen verschuldeter und unverschuldeter Trunkenheit. Ist eine Person gänzlich unverschuldet, also in einer Weise betrunken geworden, daß ihr auch bei Anwendung des strengsten Maßstabes keine Fahrlässigkeit zur Last gelegt werden kann, und hat sie dann eine strafbare Handlung begangen, so wird ihr schon der Zustand der relativen Bewußtlosigkeit die Strafausschließung sichern. Anders dagegen, wenn jemand durch eigne Schuld der Trunkenheit anheimfällt. Hier wird auch im Falle der relativen Bewußtlosigkeit von einer Straffreiheit nicht gesprochen werden dürfen. Manche Criminalisten unterscheiden hierbei noch, ob der Thäter die That schon in nüchternem Zustande erwog oder nicht, die Mehrheit ist jedoch geneigt, die Strafausschließung auch dann zu verneinen, wenn letztere Alternative zutrifft. In der Praxis haben wir es oft lediglich mit solchen Handlungen zu thun, welche im Zustande relativer Bewußtlosigkeit begangen wurden. Nun ist man ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Dolose, d. h. vorsätzliche Herbeiführung der Trunkenheit, um in ihr ein Verbrechen zu begehen, die Strafe nicht ausschließt. Weniger allgemein ist die Ansicht, daß auch die fahrlässig herbeigeführte Trunkenheit zu demselben Ergebnis führen muß, und dies ist um so mehr zu bedauern, weil grade die Fälle der fahrlässigen Trunksucht zu den praktisch wichtigsten gehören. Berner, der bekannte Criminalist sagt in seinem Lehrbuche des Strafrechts, auch bei fahrlässig herbeigeführter Trunkenheit könne die strafbare Handlung vor dem trunkenen Zustande liegen und als eine fahrlässige zu bezeichnen sein, sobald der Trinker die Möglichkeit der verbrecherischen Wirkung vorhergesehen hat oder doch hätte vorher sehen können und sollen. Wenn die in den letzten Worten ausgedrückte Auffassung bei den deutschen Gerichten an Boden gewinnt, dann werden Urtheile, wie das Eingangs dieser Berichte erwähnte eines würtembergischen Gerichtes nicht mehr vorkommen. Wer von sich weiß, daß er durch den Genuß geistiger Getränke in einen Zustand versetzt wird, in dem er nicht imstande ist, sich eines strafbaren Thuns zu enthalten, handelt fahrlässig im höchsten Grade wenn er trotzdem zur Flasche greift, und es besteht juristisch kein Anstand, ihn die Strenge des Gesetzes empfinden zu lassen. Ob jemand seine verbrecherische Disposition kannte und kennen mußte, ist stets Sache

der thatsächlichen Feststellung des Einzelfalles; es darf jedoch hierbei nicht nur kein milder, sondern es muß sogar der strengste Maßstab angelegt werden, um das Gefühl der Verantwortlichkeit in jedem Einzelnen zu stärken. Die Anwendung einer solchen Rechtsprechung dürfte dem wahren Interesse der Gerechtigkeit mehr entsprechen, als die oft empfohlene schlaffe Rechtsprechung, welche ohne Unterschied für alle in einem fahrlässig herbeigeführten Trunkenheitszustande begangenen Vergehen Strafausschließung begehrt. Oder entspricht es der Gerechtigkeit, daß der Schnapslump, welcher im Rausche voll viehischer Lust kleine Mädchen überfällt, entspricht es ihr, daß er ohne Strafe bleibt? Soll die Trunkenheit einen Freibrief zu Verübung aller Schandthaten abgeben? Sehr verbreitet ist die Anschauung, in der Trunkenheit einen strafmildernden Grund zu sehen, namentlich die Geschworenen sind daran gewöhnt mit Rücksicht auf eine constatirte Trunkenheit die Frage nach mildernden Umständen zu bejahen. Auch für diese Frage muß an dem soeben hervorgehobenen Unterschiede festgehalten werden. Unverschuldete Trunkenheit mag als mildernder Umstand gelten, die verschuldete sollte aber die Strafe ebenso wenig mildern wie ausschließen, gleichviel ob sie vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt wurde. Wer seine im Rausche zu Excessen neigende Natur kennt und sich gleichwohl nicht vor denselben hütet, hat es nicht verdient, daß ihm die Wohlthat des Gesetzes, wonach aus besondern Gründen unter den Normalsatz der Strafe herabgegangen werden darf, zutheilwerde.

Die Bedeutung der im vorstehenden erörterten Fragen ist in unseren Tagen äußerst dringlich. Die Criminalstatistik für 1883 bringt einen neuen Beweis für den Einfluß des Consums geistiger Getränke auf die Vermehrung gewisser Delicte. Während im Durchschnitt auf 100 000 Einwohner des Deutschen Reiches 126,9 kommen, welche wegen gefährlicher Körperverletzungen verurtheilt wurden, kommen in der Pfalz 343,8, in Niederbaiern 333,8 und in Oberbaiern 294,4 Verurtheilte auf diese Zahl. Der Grund, weshalb grade in diesen drei Bezirken die Körperletzungen eine solche Höhe erreichen, liegt in den großen Consum geistiger Getränke, welcher in ihnen herrscht. Die officiellen, vom statistischen Amte des deutschen Reiches bearbeiteten Erläuterungen der Tabellen anerkennen diese Ursache ausdrücklich. In Ober- und Niederbaiern ist der Genuß des starken bairischen Biers sehr verbreitet, in der Pfalz hat sich infolge der zahlreichen kleinen Brennereien der Schnapsgenuß sehr eingebürgert. Ohne grade behaupten zu wollen, daß lediglich hierin die Ursache der großen Frequenz der Körperletzungen in diesen Gebieten zu finden ist, sind wir doch der festen Ueberzeugung, daß der erwähnte Umstand die Bezeichnung als ursachliches Moment in ganz hervorragendem Umfange verdient. Wenn hierdurch der Zusammenhang zwischen dem Uebermaß geistiger Getränke und der Steigerung der Criminalität mit Deutlichkeit ersichtlich ist, so ergibt sich von selbst, welches Interesse die Gesellschaft daran hat, daß die verschuldete Trunkenheit weder als strafausschließender noch als strafmildernder Grund betrachtet und behandelt werde, und es wäre lebhaft zu wünschen, daß die gesunde Auffassung, welche sich in dem oben erwähnten Urtheile eines Berliner Gerichtes aussprach und auch bei den übrigen deutschen Gerichten schon reichen Anklang gefunden hat, sich immer mehr und ohne Zuthun der Gesetzgebung ausbreite. Wenn dies auch nicht unmittelbar den Erfolg hätte, die Verbrechen Betrunkener zu vermindern, so wäre doch der berechtigten sittlichen Entrüstung damit eine Genugthuung gegeben. Denn sie hat kein Verständnis dafür daß die verschuldete Trunkenheit für den Richter ein Grund sein kann, die gesetzliche Strafe zu mildern oder gar auszuschließen.

Mainz. Ludwig Fuld.

Eines freien Mannes That.

In Pennsylvanien lag an einem Orte, wo die mit der Eisenbahn ankommenden Reisenden auf dem Canal befördert werden, ein Canalboot vor Anker und wartete auf die Ankunft des Eisenbahnzuges, um Reisende welche nach dem Osten reisen wollten, mitzunehmen. Der Capitän des Boots, ein großer, kräftiger, sonnengebräunter Mann, stand auf einem Fahrzeuge, die Arbeit der Mannschaft zu beaufsichtigen, als der Zug ankam. Etwa ein halbes Dutzend vornehm gekleideter Herren verließen ihn, begaben sich zum Capitän und redeten ihn folgendermaßen an:

Herr Capitän, wir beabsichtigen mit Ihrem Schiffe nach dem Osten zu gehen; unsere Weiterreise wird indeß von Ihnen abhängen. In unserem Wagen haben wir einen kranken Mann verlassen, dessen Gegenwart uns höchst unangenehm war. Die Passagiere haben uns zum Comite ernannt, Sie zu ersuchen, dem Kranken die Aufnahme in Ihrem Boote zu verweigern. Wenn er geht, so bleiben wir — was haben Sie uns darauf zu erwiedern?

Meine Herren, versetzte der Capitän, ich habe das Anliegen der Passagiere durch Sie vernommen. Hat der Kranke auch einen Bevollmächtigten?

Da auf diese unerwartete Frage keine Antwort erfolgte, so begab sich der Capitän augenblicklich nach der Eisenbahn und fand hier in der Ecke eines Wagens einen armen, elenden Mann, welcher an der Auszehrung litt, und mit dem es bald zu Ende zu gehen schien. Sein Kopf ruhte in den Händen — er weinte. Der Capitän näherte sich ihm und redete ihn freundlich an.

Ach, mein Herr, sagte der zitternde Kranke, indem er aufsah und mit ängstlicher Erwartung jenem ins Gesicht blickte, sind Sie der Capitän? — Wollen Sie mich mitnehmen? Ach, mein Gott, — die Passagiere blicken mich an, wie einen Pestkranken — sie sind so unfreundlich gegen mich. Sie sehen wohl, mein Herr, ich liege fast im Sterben — aber ich möchte gern noch so lange leben, bis ich meine Mutter wiedergesehen habe; dann will ich gern sterben. Sie wohnt in Burlington, und ich habe die größte Strecke meiner Reise zurückgelegt. Ich bin ein armer Buchdrucker und das einzige Kind meiner theuren Mutter, in deren Armen ich zu sterben wünsche.

Ich werde Sie mitnehmen, versetzte der Capitän, und wenn ich auch alle übrigen Passagiere verlieren sollte.

Inzwischen hatten sich sämmtliche Passagiere ans Ufer begeben und ihr Gepäck am Wege niedergelegt, um die Entscheidung des Capitäns zu vernehmen, ehe sie das Ueberfahrtsgeld zahlten. Nach wenigen Augenblicken erfuhren sie schon die Entscheidung, denn sie sahen den Capitän von der Eisenbahn kommen, den Kranken in seinen Armen tragen. Indem er durch die Menge schritt, gab er Befehl, den besten Platz im Boote für den Kranken auszusuchen und dorthin Betten zu bringen. Mit väterlicher Sorgfalt legte er denselben nieder und traf Vorbereitungen zur Abfahrt. Das machte einen Eindruck auf die Reisenden; sie schämten sich ihrer Härte, kamen nun alle trotz des Kranken an Bord des Bootes, um doch mit ihm gemeinschaftlich die Reise zu machen, und noch mehr: einige Stunden später hatten sie einige andere Männer aus ihrer Mitte gewählt, die sich nun im Namen aller zum Capitän begaben und ihn dringend einluden, in die Cajüte zu kommen. Unter den Passagieren erhob sich nun ein alter Mann mit weißem Haar, welcher thränenden Auges den edelherzigen Capitän anredete und ihm sagte, daß sämmtliche Reisende von ihm eine Lehre erhalten, die allen tief zu Herzen gegangen sei und sie veranlasse, ihr Unrecht einzugestehen, sowie ihn um Verzeihung zu bitten. Es war ein rührender Auftritt. Das edle Gefühl der Theilnahme hatte sich Bahn gebrochen — kein Auge blieb thränenlos. Man veranstaltete hierauf eine Sammlung, zu welcher auch der Capitän einen nicht unbedeutenden Beitrag lieferte; und als dann die Fahrt auf dem Canal vollendet war, riefen die Passagiere dem armen kranken

Manne den Segenswunsch zu: Gott geleite Sie! Bald nachher kam er zu Hause an, um in den Armen seiner theuren Mutter zu sterben. Böses Beispiel vermag viel, aber das gute übt auch eine große Macht aus.

Wir entnehmen dies Geschichtchen einer illustrirten Monatsschrift: Der Bote Bethesda's, welche als Organ des Deutschen Hospitals in Chicago erscheint und in verschiedenen Mittheilungen von recht reger gemeinnütziger Arbeit unter unseren dortigen Landsleuten Kunde gibt.

Sommerpflege in Kiel.

(Versuch mit Unterbringung in Familien.)

Die der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel unterstehende Commission für Feriencolonien hat es früher lediglich mit dem System der geschlossenen Gruppen gehalten, und erst im vorigen Jahre einen Versuch mit demjenigen der Familien-Unterbringung gemacht. Darüber ist soeben der Bericht erstattet, der für die Beurtheilung der Vorzüge des einen und des anderen Verfahrens recht bemerkenswerthe Ergebnisse vorführt.

„In dem Berichtsjahre haben wir das von uns bisher ausschließlich zur Anwendung gebrachte System der geschlossenen Colonie zum Theil verlassen, um einen Versuch mit der Unterbringung der Kinder in geeigneten Familien auszuführen. Wir haben uns hierzu verpflichtet gefühlt, da die Kosten der Familienpflege weit geringer sind und die Berichte anderer Städte über dieselbe in jeder Beziehung günstig lauten. Möglich geworden ist es uns aber allein durch die thatkräftige Unterstützung und die große Personalkenntnis eines Freundes unserer Bestrebungen. Durch ihn wurden wir mit zwei ausgezeichneten Männern bekannt, den Herren Kirchenältesten Freede in Brügge und Hofbesitzer Mahrt in Osterby bei Eckernförde, welche uns an ihren Wohnorten eine Anzahl von Familien namhaft machten, die sie als geeignet ansahen, je zwei Kinder bei sich aufzunehmen und während der drei Ferienwochen wie ihre eigenen zu pflegen und zu behandeln. Auf diese Weise lernten wir auf dem Lande Familien von Landleuten und Handwerkern kennen, welche nicht des materiellen Nutzens wegen, sondern aus Menschenliebe gern und mit Verständnis die Mühen und Sorgen auf sich nahmen, welche die Hausgenossenschaft so zarter und schwächlicher Kinder mit sich bringt. Auch während der ganzen Dauer der Ferien haben die genannten beiden Männer mit großer Treue über jedes einzelne Kind gewacht und durch Veranstaltung größerer Ausflüge und anderer kleinerer Vergnügungen ihren Schutzbefohlenen noch ganz besondere Freuden bereitet. Durch die Uneigennützigkeit, mit der sie außerdem die Beförderung der Kinder und ihres Gepäcks von den Bahnhöfen und zurück übernahmen, sind uns wesentliche finanzielle Vortheile erwachsen, so daß wir, abgesehen von kleinen Bedürfnissen, nur 5 ℳ für Kind und Woche als Kostgeld zu verausgaben hatten. Ueber das Betragen der Kinder sind uns keinerlei Klagen mitgetheilt worden: alle haben durch gutes Verhalten und Folgsamkeit ihre Dankbarkeit für die erwiesenen Wohlthaten bekundet. Für uns war es eine besondere Genugthuung die gegenseitige Freundschaft so feste Wurzeln fassen zu sehen, daß eine Anzahl der Kinder auf die Einladung ihrer Pflegeeltern hin bei ihnen wieder die Michaelisferien und einzelne auch die Weihnachtsferien verlebten. Auch vom Wetter sind wir in diesem Jahre sehr begünstigt worden. Sowohl die zwölf in Brügge untergebrachten Mädchen als die dreißig in Osterby befindlichen Knaben wurden dadurch in den Stand gesetzt, sich beständig im Freien aufzuhalten und Wanderungen auf die Felder mit ihren Hausgenossen zu unternehmen. In Brügge konnte außerdem mit großer Bequemlichkeit täglich in der Eider gebadet werden, und von Osterby aus wurden die Knaben durch Herrn Mahrt und Herrn Lehrer Junge, dem wir auch für seine sonstige Fürsorge zu großem Danke verpflichtet sind, mehreremale in der Woche zum Baden nach dem Windebyer Noor geführt. Außer diesen beiden Colonien haben wir denn noch eine geschlossene Colonie von 36 Mädchen in der früheren Weise nach Stein an den Ostseestrand geschickt. Eines dieser Mädchen (es war das einzige, welches überhaupt von den 78 diesjährigen Sommerpfleglingen erkrankte) mußte leider wegen des Ausbruchs einer heftigen Augenentzündung bald nach Hause zurückkehren. Um diesem Kinde, das an hochgradiger Scrophulose der Halsdrüsen und der Haut litt, die so dringend nöthige Hilfe zutheilwerden zu lassen, haben wir dasselbe nach seiner Genesung noch zu einer vierwöchigen Cur ins Soolbad nach Oldesloe geschickt, wo uns durch die besondere Vergünstigung der Diakonissenanstalt in Altona noch im September ein Platz zur Verfügung gestellt war. Der Erfolg dieser Cur war ein ganz außerordentlicher; nicht nur zeigte das Körpergewicht eine erhebliche Zunahme, sondern es waren auch alle die langjährigen scrophulösen Hautwunden geheilt und die großen Drüsenpakete des Halses bis auf geringe Reste geschwunden. Hierdurch allein wurde es dem Mädchen möglich, wieder regelmäßig die Schule zu besuchen, wozu es seit Jahren nicht imstande gewesen war. Es ist unsere Absicht, falls uns die Gesellschaft die nöthigen Mittel gewährt, im nächsten Jahre eine kleine Anzahl solcher Unglücklichen, welche sich für die Colonien nicht eignen und auch für die Schulen nur eine Last sind, eine vierwöchige Cur im Soolbade durchmachen zu lassen, wozu die Altonaer Diakonissenanstalt mit ihren vortrefflichen Einrichtungen in Oldesloe eine sehr günstige und preiswürdige Gelegenheit bietet. Außerdem gedenken wir eine größere Anzahl von Kindern als in diesem Jahre in Familienpflege zu geben und hoffen, dieselben wieder in den alten und benachbarten Quartieren unterbringen zu können. Hoffentlich werden wir auch dann ebenso günstige Erfahrungen machen. Wir wollen übrigens nicht verschweigen, daß, wenn man die Zunahme des Körpergewichtes allein als Maßstab anlegen will, der Colonie in Stein der Vorrang gebührt, denn die durchschnittliche Zunahme des Körpergewichtes in 21 Tagen betrug dort . . . . 2,1 Kilogramm,
in Osterby . . . . . . 1,5 „
in Brügge . . . . . 1,4 „

Wir glauben aber, daß dies allein nicht entscheidend sein kann, ganz abgesehen davon, daß bei der Operation mit so kleinen Zahlen, wie den unserigen, den größten Zufälligkeiten freier Spielraum gegeben ist. Außerdem waren die Kosten der Steiner Colonie nicht unerheblich größer als die der anderen beiden. Die Ausgaben betrugen nemlich:

für ein Kind in Brügge	15,67 ℳ
„ Osterby	17,41 „
„ Stein	23,42 „

Wir müssen demnach den von uns in diesem Jahre gemachten Versuch als einen glücklichen ansehen, und halten es für geboten, das System der Familienpflege weiter auszubilden.“ H.

Die Erziehung zur Arbeit wie in Schweden.

Einem Vortrag des Dr. W. Götze (Leipzig) in dem Dresdener Gemeinnützigen Verein entnehmen wir folgende Ausführungen:

„Unsere Schule übt nicht den wünschenswerthen Einfluß auf die Bildung des Willens. Wie oft habe ich jüngst auf einer Reise im Norden, besonders in Schweden hören müssen, welch großen Respect man dort vor der deutschen Gelehrsamkeit habe, — die deutsche Schule aber, sagte man, sei unter der Ueberschätzung des Wissens und durch die übermäßige

Fülle des Lernstoffs allzusehr zu einer Unterrichtsanstalt geworden.

Und welche Folge hat die wachsende Fülle des Lehrstoffes für den Unterricht selbst? Durch sie wurde jene Theilung der Arbeit herbeigeführt, die das Fachlehrerthum veranlaßte. Statt unter dem Einfluß einer tüchtigen Lehrerpersönlichkeit zu stehen, zu der er als zu seinem Vorbild mit jugendlicher Begeisterung emporschaut, sieht nun der Schüler in den verschiedenen Lectionen eine Reihe von Fachlehrern sich ablösen, denen die Mittheilung ihres Schatzes von Kenntnissen vor allem am Herzen liegt. Bei dem reichen Lehrstoff kann ferner die Schule nicht mehr wie früher ein enger begrenztes Gebiet gründlich beherrschen, ihr Einfluß geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Aus diesem Grunde lernt unsere Jugend mehr mit dem Gedächtnis, als daß sie zur Freiheit eigener Einsicht gelangt. Und durch dies nur äußerlich angelernte, nicht innerlich verarbeitete Wissen wird bei der Mehrzahl die Fähigkeit, die in ihnen angelegten Geisteskräfte frei zu verwenden, eher gehemmt als gefördert. Je mehr Lernstoff angeeignet werden muß, desto mehr wird der Lehrer gezwungen den Schülern die Resultate der Erkenntnis als Dogmen mitzutheilen, statt sie in der einzig fruchtbaren, die Kräfte des Schülers und seinen Willen entwickelnden Weise durch ihn selbst verarbeiten zu lassen. Statt in lebendiger Forschensfreude sich selbst bethätigen zu dürfen, wird dann der Schüler zur passiven Hinnahme der dogmatisch übermittelten Erkenntnisse anderer genöthigt.

Und selbst wenn es so gelänge, den Zöglingen ein reiches, geordnetes Wissensmaterial zuzuführen: was erreicht man mit der Entwicklung der Intelligenz allein, wenn sie nicht unter der Zucht eines festen sittlichen Willens steht? An Intelligenz fehlt es ja leider jenen jugendlichen Verbrechern, die sehr oft sogar eine gründliche Kenntnis des Strafgesetzes an den Tag legen, in den wenigsten Fällen, wohl aber an Zucht, an sittlicher Kraft. Von der richtigen Erkenntnis bis zur festen Bethätigung des Willens ist gar ein weiter Weg, und wir werden nicht mit voller Ueberzeugung behaupten dürfen, daß die Schule jene Pfade, die vom Wissen in die Tiefe führen, wo sich der Charakter bildet, zur Genüge gangbar mache. Der Wille entwickelt sich durchs Handeln, und weist unsere Pädagogik nicht noch die Bestrebungen, die auf eine reiche Bethätigung des Willens hinzielen, ich meine die Erziehung zur Arbeit von sich ab? Wir haben keine Zeit dazu, auch das noch zu betreiben, heißt es; die Erfahrungen, wie wir sie in den Fortbildungsschulen an den Schülern machen, zeigen uns, daß die Volksschule die Bildung ihrer Zöglinge noch nicht so weit fördert, wie sie eigentlich sollte. Aber grade die erschrecklich geringen Früchte des Unterrichts, die in der Fortbildungsschule zu Tage treten, sollten zeigen, daß der bisher beschrittene Weg doch vielleicht nicht ganz der richtige ist. Wenn das die Frucht von acht im bildungsfähigsten Alter in der Schule zugebrachten Lebensjahren ist, was eine große Anzahl von Schülern mit zur Fortbildungsschule bringt, wenn namentlich die sittliche Einwirkung auf die Jugend nicht weiter reicht, als daß manche Fortbildungsschulen zur Durchsetzung ihrer Gebote der Hilfe der Polizei nicht entrathen können, so hätte man doch wohl Anlaß, nachzusehen, ob die bisher angewandten Erziehungsmittel völlig ihren Zweck erreichen, und es wäre vielleicht gut, wenn man wohlüberlegte Vorschläge für die Abhilfe nicht so schroff abwiese. . . .

Die Gegner des Arbeitsunterrichts behaupten, daß wir durchaus keine Zeit dazu hätten, uns mit diesen Dingen zu befassen. Jene mehr als 800 schwedischen Schulen, die den Handfertigkeits-Unterricht oder den Slöjd, wie es dort heißt, eingeführt haben, beweisen aber doch unwiderleglich, daß sie die Zeit dazu finden. Und ist das schwedische Schulwesen nicht als vorzüglich anerkannt? Das schwedische Volk aber, auch das niedere ist ganz gewiß nicht weniger gebildet als das unsere; vor allem steht es an tiefreligiöser Gesinnung, an sittlichem Werth hinter uns wahrhaftig nicht zurück.

Man sagt ferner, es sei unmöglich, die Kosten, welche der Handfertigkeits-Unterricht erfordern würde, aufzubringen. Und doch hat Schweden, das schon durch seine klimatischen Verhältnisse ein viel ärmeres Land ist als das unsere, die Ausrüstung jener ganzen Zahl von Slöjdschulen aufgebracht, weil es eine klare Erkenntnis von ihrem Werthe besaß. In dem mir zu Gebote stehenden Voranschlag der Kosten für das Unterrichtswesen der Stadt Stockholm auf das Jahr 1886 sind für den Arbeitsunterricht 45 000 Kronen, das sind 56 250 *M*, ausgeworfen, und Stockholm hat weniger Einwohner als Dresden. Aber nicht nur die großen Städte, nein auch das platte Land bringt Opfer für den Slöjd. Es ist ja so bezeichnend, daß die ganze Bewegung dort nicht von den Städten, die ihr vielmehr nur gefolgt sind, sondern grade von dem Lande ausgegangen ist. Grade hier hat der Arbeitsunterricht seine begeistertste Pflege. Die Anzahl der Slöjdschulen wächst in immer rascherer Folge, und es ist nur eine Frage kurzer Zeit, daß die schwedischen Schulen durchgängig den Slöjd treiben werden. Der Inspector der Schulen Stockholms, der das dortige Schulwesen zu einer von mir, dem Deutschen, beneideten Höhe entwickelt hat, sagte mir, daß er nach den guten Erfahrungen, die er mit dem Arbeitsunterricht gemacht habe, nicht ruhen werde, als bis der Slöjd in allen Stockholmer Schulen organisch in den Lehrplan eingefügt sei. Dieses Vorbild der Hauptstadt aber wird umgekehrt bestimmenden Einfluß auf das Land üben.

Man sagt bei uns ferner, daß es das Ansehen des Lehrers schädigen werde, wenn er aus der Sphäre des geistigen Bildungslebens heraustreten und die Schüler zu praktischer Thätigkeit anleiten solle. Und es ist wahr, daß manche unserer Lehrer von der Befassung mit dem Werkzeug des praktischen Mannes eine Verminderung ihres Ansehens befürchten würden. Ich habe aber auf meiner Reise mit keinem einzigen finnischen, dänischen, norwegischen oder schwedischen Lehrer verhandelt, der diesen Gedanken nicht ganz und gar von sich gewiesen hätte. Sie sind mit Leib und Seele für die Sache, denn sie arbeiten selbst mit großem Vergnügen, und sie sehen, welche Erfolge sie durch die praktische Arbeit auch für den anderen Unterricht gewinnen. Will man aber den vielen erfahrenen Schulmännern, die großentheils früher selbst Gegner des Slöjds waren, nicht glauben, wenn sie sagen, daß der ganze Unterricht durch die Frische und Gewandtheit, die der Slöjd den Kindern gibt, großen Nutzen schaffe, daß ihr geistiges Wesen durch ihn aufgeschlossener erscheine? Daß der Schulbesuch seit der Einführung des Slöjds regelmäßiger geworden ist, ist statistisch nachgewiesen. Die Kinder kommen mit größerer Lust, und die Eltern, welche früher von dem Werthe der Schule weniger durchdrungen waren, halten sie um des Slöjds willen, dessen Werth sie hochschätzen, namentlich auf dem Lande, weniger von der Schule zurück. Mit so großem Interesse wird in den schwedischen Schulen gearbeitet, daß der Ausschluß von den Slöjdstunden für unfleißige Schüler ein seine Dienste nie versagendes Strafmittel geworden ist. Und mit welchem Geschick arbeiten diese Kinder in Schweden! Wenn ich dabei an die Klagen unserer Handwerksmeister über den Mangel an Anstelligkeit und Geschick dachte, an welchem die von den Volksschulen ihnen zugeführten Lehrlinge so auffällig leiden, so konnte ich mich der Sorge nicht entschlagen, daß ein nach der jetzigen Weise erzogenes deutsches Geschlecht es vielleicht einmal schwer zu büßen haben werde, wenn die Erziehung zur Arbeit in den nordischen Ländern, ferner in Holland, Belgien, der Schweiz, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in gleicher Weise wie bisher fortschreitet, während wir nach wie vor es für unthunlich erklären, auf die Forderungen des Lebens einzugehen. Das jedenfalls kann ich versichern, daß im Norden die Lehrer die Erziehung zur Arbeit tragen. Zu den von den Handfertigkeits-Seminaren veranstalteten Unterrichtscursen drängen sich die besten Kräfte. Müssen doch in Nääs bei Gothenburg jährlich sechs solcher Unterrichtscurse, in denen immer 30 bis 40 Lehrer ausgebildet werden, stattfinden, sodaß dort also jährlich 200 Lehrer im

Slöjd unterwiesen werden! Hunderte von Anmeldungen aber müssen unberücksichtigt bleiben oder auf spätere Zeit verschoben werden, und so groß ist der Andrang der Lehrerschaft, daß auf zwei bis drei Jahre hinaus die Stellen in diesem Handfertigkeits-Seminar bereits besetzt sind. Das sieht doch nicht so aus, als ob die schwedischen Lehrer an Ansehen einzubüßen fürchteten, wenn ihre Thätigkeit etwas von dem Nimbus der Gelehrsamkeit verliert.

Weiter wird grade die fröhliche Lust, mit welcher die Kinder praktisch thätig sind, als Grund gegen den Arbeitsunterricht ins Feld geführt. Man werde die Kinder dadurch zerstreuen, fürchtet man, und sie würden das Interesse an dem theoretischen Unterricht verlieren. Muß nicht aber der Einfluß dieses Unterrichts ein recht schwacher sein, wenn man fürchtet, ihn durch einige Stunden praktischer Beschäftigung hinfällig zu machen? Sollte man solchen Anschauungen weitere Folge geben, so müßte man das Turnen, den Spielplatz und alles, wofür das frische Kind empfänglich ist, beseitigen, damit der theoretische Schulunterricht alles beherrsche. Eine solche Anschauung führt zur Langeweile, und diese ist der Todfeind einer guten Erziehung. Nein, das ist pädagogisch, das Interesse des Kindes zu nehmen da, wo man es findet, und es in den Dienst der Erziehung zu stellen. So vermag es aber mit dem Arbeitsunterricht zu geschehen, und so geschieht es in Schweden. Indem hier die Kinder ihrem Schaffensdrange frisch und fröhlich nachzugehen meinen, werden nicht nur ihre Hände und ihre Sinne geübt, sondern auch eine Menge Erfahrungen, Anschauungen, Erkenntnisse nicht docirt, sondern erlebt, und dabei eine Menge schätzenswerther Eigenschaften, wie Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Fleiß, Ausdauer entwickelt; die Begeisterung für die Arbeit hilft eben über alle Schwierigkeiten hinweg und die Freude über den sichtbaren Fortschritt derselben, das Glück über die Beherrschung der Stoffe und Formen gibt dem sich bildenden Willen eine Spannkraft, die sich dann auch anderwärts bethätigen muß. Und das ist ein weiterer gewaltiger Vortheil des Arbeitsunterrichts. Durch ihn reicht die Schule über sich selbst hinaus und in das Leben der Kinder außerhalb derselben hinein. Hierdurch wird ein wesentlicher Unterschied zwischen unserem und dem nordischen Unterrichtswesen begründet. Außer durch die Schulaufgaben beherrscht unsere Schule das Leben des Kindes in der Familie nur wenig. Nur durch die Steigerung der Aufgaben suche sie die Kinder vor schlechter Verwendung ihrer freien Zeit zu bewahren. Entweder haben also die Kinder keine freie Zeit, oder sie bleibt unausgefüllt. Auch aus diesem Grunde erklärt sich das Straßenleben vieler Kinder. In Schweden habe ich Klagen über eine verwilderte rohe Jugend nicht gehört, und in der Presse bildeten Berichte über die Streiche junger Taugenichtse nicht die tägliche Kost. In Stockholm habe ich mein Augenmerk besonders in diesem Sinne auf die Jugend gerichtet, ein Straßenleben halbwüchsiger Jungen aber, wie es bei uns entwickelt ist, habe ich dort zu meinem Erstaunen nicht beobachtet. Die Muße dieser Kinder füllt eben der Slöjd. Ein Schnitzmesser hat jeder, und so sind sie in Haus und Hof thätig. Die Schule aber, die den Slöjd pädagogisch durchbildet, die die praktische Arbeit erzieherisch verwerthet, sie weist dadurch über sich hinaus und wirkt auch auf das häusliche Leben ein.

Daß die praktische Arbeit endlich auch für die Gesundheit, für die körperliche Tüchtigkeit unserer Jugend zum Segen werde, darf man sicher erwarten. Die Resultate unserer Kurzsichtigkeitsstatistik sind ernst und bedrohlich, schon sie allein müßten zur Umkehr mahnen. Die Augenärzte berechnen den Procentsatz der kurzsichtigen Schüler Deutschlands mit 60—80 pCt. Auch gegen die Zeitkrankheit, die Nervosität, würde die praktische Arbeit ein unschätzbares Gegenmittel sein. Es ist gewiß bedeutsam, daß in jüngster Zeit drei für weitere Kreise bestimmte Werke über die Nervosität von Autoritäten erschienen sind. In dem Buche von Krafft-Ebing, dessen zweite Auflage bald nach dem Erscheinen wieder vergriffen war, werden aber als die Ursachen für die Zunahme der Nervosität bei uns genannt: die Vererbung, ferner die unregelmäßige, die Nerven strapazirende Lebensweise vieler Menschen, und — die Einflüsse unseres Unterrichtswesens. Nur zwei Sätze aus der sehr lesenswerthen Schrift möchte ich citiren: „Unsere Jugend ist überbürdet mit Lehrstoff nach vielfach recht unzweckmäßigem Lehrplan. Unsere moderne Erziehung hat einseitig die Verstandesbildung im Auge auf Kosten der Gesundheit und Entwicklung des Körpers, und mit Hintansetzung der Gemüths- und Charakter-Bildung. Darum trifft man leider heutzutage soviel Menschen voll Egoismus und Materialismus, Charakterschwäche bis zur Charakterlosigkeit."

In den schwedischen Schulen habe ich weder über Kurzsichtigkeit noch über Nervosität klagen hören. Daß aber ihr Slöjd für die physische Gesundheit von großem Werthe ist, das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Ich habe mich nie so frisch und spannkräftig gefühlt, als da ich in Nääs von früh bis Abends mit an der Hobelbank stand, auch kann ich nun den Knaben die Lust und Liebe zur praktischen Arbeit, zur Bethätigung ihrer Kräfte vollkommen nachfühlen, und gar manchmal sehne ich mich aus der Studirstube wieder mitten in das frische Treiben des schwedischen Slöjd-Saals hinein."

Die sociale Bedeutung der Fremdwörterhetze

wird im „Volkswohl" folgendermaßen nachgewiesen:

„Die Jagd auf Fremdwörter, welche neuerdings eine Art von Volksleidenschaft in Deutschland geworden ist, geht aus sprachlich-ästhetischem Geschmack und nationalem Selbstgefühl hervor. Patriotische Gebildete fangen an, sich der ihrem Gedankenkleide bisher gedankenlos aufgesetzten fremden Kleider und Lappen zu schämen. Sie verlangen eine gesunde Reinheit der Sprache von ihren Rednern und Schriftstellern.

Aber die Bewegung hat auch keinen geringen Werth für die Ausfüllung der Kluft zwischen der höher gebildeten Minderheit der Nation und ihrer nur durch die Volksschule gegangenen großen Mehrheit. Dieser erleichtern wir das Verständnis alles Geschriebenen und Gedruckten ungemein, wenn es zum guten Tone der Schriftsteller wird, sich aller solcher Lehnwörter aus anderen Sprachen, für die es gute deutsche Ausdrücke gibt, zu enthalten; und wenn die Redner sich des Gebrauchs von Fremdwörtern überhaupt immer mehr entwöhnen wollten, würden sie nicht solche Schwierigkeiten haben, ihre Sprache dem Ohr und Verständnis der Massen anzubequemen.

Da ist zum Beispiel die Gesundheitspflege! Wie viel wichtiger noch, als den Wohlhabenden, wäre es sie durch lebendiges Wort und durch bleibenden Druck den Armen zu predigen, die so beschränkt wohnen, sich so dürftig nähren müssen, und bei denen ein Badebesuch oder eine Erholungsreise im allgemeinen ganz außer Frage steht. Aber die Männer, welche fast allein hinlänglich eingeweiht sind in die Regeln und Vorschriften der Gesundheitslehre, die sich jahrelang darin ausgebildet und ihre Anwendung als Lebensberuf ergriffen haben, die Aerzte, bringen von ihren Hochschulen ein abscheuliches Gemisch von Deutsch, Latein und Griechisch mit, das nicht einmal ihre Mitschüler vom Gymnasium verstehen, geschweige denn ungelehrte Leidende und Krankenpflegerinnen. In ihrem Stande ist das Vorurtheil noch nicht überwunden, daß die Heilkunde eine Geheimwissenschaft sei, in welche man die Laien so wenig wie möglich hineinblicken lassen dürfe, damit sie nicht auf den Einfall kommen sich selbst curiren zu wollen. Zum Lohne dieser Verkehrtheit spielen die Pfuscher und die schwindelhaften Geheimmittel in keinem Fall eine so breite, schamlose und einträgliche Rolle wie in dem ärztlichen. Die Aerzte, an Ueberfülle der Besetzung leidend wie fast alle gelehrten Fächer, wollen wohl heilen, aber meistens nicht gern belehren und aufklären; wer von ihnen es will, dem steht seine

unglückliche Mischsprache auf Schritt und Tritt im Wege. Man empfindet dies auch in der gegenwärtigen Mäßigkeitsbewegung, der nichts wirksamer dienen würde als gemeinverständliche Vorträge über die Zerstörung von Leib und Seele durch lange fortgesetzten übermäßigen Alkohol-Genuß. Keine anderen Vorträge würden halb so begierig, dankbar und fruchtbringend angehört. Es fehlt nur leider vielerwärts an denen die sie halten; so sehr in der That, daß weil es doch Aerzte sein müssen, die Vereins-Vorstände kaum darauf verfallen, denn es sind ihnen zu wenige wirklich deutschsprechende ärztliche Redner bekannt.

Oder nehmen wir die Vertreter der Kirche, die Geistlichen! An Uebung im Reden, auch zu den ungebildetsten Volksschichten, fehlt es ihnen ja nicht. Durchschnittlich sind auch unter ihnen ohne Zweifel die besten und volksthümlichsten Redner, welche wir besitzen. Noch mehr als die Lehrer pflegen sie die Beredsamkeit kunstgerecht. Aber wie oft erlebt man es trotzdem, daß sie hoch über die Köpfe selbst einer gar nicht sehr tiefstehenden Hörerschaft hinwegpredigen! Das macht nicht sowohl ihre theologische, philosophische, kirchenhistorische Gelehrsamkeit, als daß sie dieselbe großentheils aus fremdsprachlichen Quellen saugen, und das was ihnen von daher an unnöthigen Uebersetzungen aus dem Deutschen anhaften bleibt, nicht vor dem Austritt auf die Kanzel mit scharfer Bürste wieder absäubern.

Lassalle, der deutsche Volksredner der Socialdemokratie, hat sogar derjenigen unserer Parteien, der es am meisten auf volksthümliche Sprach- und Schreibweise ankommen muß, mit seinem ausgeprägten Gelehrtendünkel, seiner Bildung durch Hegel und Marx ein zopfig gemischtes Deutsch gelehrt, und die nahen Beziehungen zu den Umstürzlern anderer Länder erhalten dasselbe am Leben. Damit wird anderen Bemühungen zur Bildung und Förderung der Massen ein Vorsprung eingeräumt, der nur eifriger und ausdauernder benutzt werden sollte. Aber die tendenzfreien, unpolitischen Volksschriften-Unternehmungen haben in Deutschland bisher kurzen Athem gehabt, weil vorläufig noch die volle, an und für sich schon lohnende Empfänglichkeit der Armen fehlte und so lange selbst die genügende Einsicht und Opferwilligkeit der Reichen. Nun leitet die Erlösung vom Fremdwort, zu welcher der „Allgemeine Deutsche Sprachverein" des Kunstgelehrten Hermann Riegel in Braunschweig das deutsche Volk auffordert, eine neue hoffnungsvolle Bewegung ein, deren Fortgang von selbst die schlimmste der Schranken niederreißen wird, welche das höhere Wissen von der Mehrzahl der Menschen trennt."

Kinderschutz.

Ueberall regen sich edle Menschenherzen, das Wohl ihrer Mitmenschen zu fördern und sich derer, die in Noth und Elend sind, anzunehmen. Vorzugsweise der Jugend gelten die humanen Bestrebungen der Gegenwart: Krippen, Kinderbewahranstalten, Kinderhospitäler, Kindergärten, Sommerpflege, die in ihren Lehrfächern, wie in ihren Räumen vielfach verbesserten Volksschulen, Kinderspielplätze und Schulfeste: sie zeigen, wie sehr städtische Verwaltungen und Vereine ihr Augenmerk auf die Pflege, Erziehung und Bildung des kommenden Geschlechtes gerichtet haben.

Umsomehr muß es uns Wunder nehmen, daß es ein öffentliches Elend gibt, an dem man scheinbar gleichgiltig und stumpf vorübergeht, ein schreiendes Unrecht, dem noch viel zu wenig Beachtung gezollt wird. Ich meine die rohe Behandlung oder besser die Mishandlung schutzloser Kinder von seiten roher Pfleger oder Eltern.

Wie viele solcher schutz- und wehrlosen Opfer gibt es, die körperlich und geistig zu Grunde gerichtet werden, bevor eine mitleidige, thatkräftige Seele es wagt, sich ihrer anzunehmen und sie ihren Peinigern zu entreißen! Nicht nur jene armen heimat- und namenlosen Wesen, die nie das Familienleben kennen lernen, die bald hier, bald dort durchs Leben gestoßen, misachtet, verkümmert, ohne Liebe aufwachsen, nicht allein sie sind es, die oft, ja meistens diesem traurigen Loose verfallen: auch innerhalb der Familie, die eigentlich der Mittelpunct der nationalen Wohlfahrt sein sollte, sehen wir das Kind vielfach Mishandlungen preisgegeben, die hervorgerufen sind durch Ausbrüche des Zornes, der Trunksucht oder anderer herrschender Laster der Eltern, denen das wehrlose, schwache Kind vollkommen machtlos gegenüber steht. — Und nicht nur in den untersten Classen des Volkes, auch in solchen, die Ansprüche auf Bildung machen, findet man gar oft dergleichen Ausschreitungen.

Den Eltern steht das Züchtigungsrecht bei ihren Kindern gesetzlich zu. Sie dürfen sie täglich wiederholt schlagen. So lange das Leben nicht in Gefahr ist, kann das Prügeln fortdauern. Nun denke man sich, wie dieses außer auf den Körper auch auf den Charakter, die Sittlichkeit, das Herz und Gemüth des Kindes wirken muß! welche tägliche innere Angst und Qual das arme Menschenkind auszustehen hat! wie die gewohnheitsmäßige Prügelei es stumpf, gleichgiltig, ja verstockt und schlecht machen muß! Und ist nicht der geistige Mord dem leiblichen zum wenigsten gleichzustellen? Muß sich nicht unser Innerstes bei dem bloßen Gedanken an solche Verkommenheit auflehnen? Und sollten wir nicht ernstlich danach streben, solchem Uebel zu wehren? Einsichtsvolle, erfahrene Pädagogen haben längst die Prügel in der Schule als verderblich für die Kinder und unwürdig des Lehrers verworfen; die Eltern haben energisch gegen dieses Schul-Zuchtmittel, das der Lehrer doch nur im äußersten Falle als Strafe in Anwendung bringen wollte, gekämpft. — Paßt aber nicht dasselbe auch für die Familie? Wo der Stock und die Ruthe regieren, so lehrt uns die Erfahrung, da muß immer wieder geprügelt werden. Der Stock schafft nur augenblicklich Unterwürfigkeit, Besserung nicht; im Gegentheil: die geprügelten Kinder, weit davon entfernt, Musterkinder zu werden, sinken immer tiefer infolge der ihnen zutheilgewordenen Erniederung.

Was aber können wir, die nicht unmittelbar Betheiligten thun, um dem Uebelstande abzuhelfen? Wie können wir Mishandlungen vorbeugen? gegen sie einschreiten? sie abstellen? Jeder Einzelne vermag dazu beizutragen, wenn er dort, wo sein Einfluß, seine Vorstellungen fruchtlos blieben, eine gerichtliche oder polizeiliche Anzeige nicht scheut. Sie unterbleibt so oft aus Scheu vor Unannehmlichkeiten und Weitläufigkeiten. Wo aber kein Kläger, da ist auch kein Richter! Und da diese Kleinen nicht für sich selber zeugen können, so ist es wohl Menschenpflicht, sich ihrer anzunehmen. Mehr aber als einzelne, vermögen es vereinte Kräfte.

In London hat sich ein Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe stellt, gegen rohe körperliche Mishandlung, Vernachlässigung, Betteln und Umhertreiben, Unsittlichkeit und Kindesmord zu wirken. Er hat in allen Bezirken der Stadt Aufsichtsbeamte, die sich der vernachlässigten und mishandelten Kinder annehmen, auf die Eltern auf gütlichem Wege einzuwirken suchen, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und wo dieses nicht gelingt, den Schutz der Behörden anrufen. Er beabsichtigt auch, ein Haus zu eröffnen, in welchem solche armen Kinder vorübergehend Schutz, Unterkunft und liebevolle Behandlung finden. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß es in allen größeren Städten solche Asyle gäbe, in denen die Aufnahme nicht nur vorübergehend, sondern dauernd erfolgte! Die bestehenden Kinderasyle sind meist Rettungshäuser, d. h. Strafanstalten für misrathene, nicht aber Schutzstätten für mishandelte oder heimatlose Kinder, die doch gewiß, und zwar vorzugsweise berechtigt sind, unser Wohlwollen und unsere Fürsorge in Anspruch zu nehmen. Sie den Mishandlungen zu entziehen und sie der Segnungen des Familienlebens: der geordneten Zucht und Sitte theilhaftig zu machen, das wäre in Wahrheit eine schöne, edle Aufgabe für Menschenfreunde!

Vielleicht möchte man einwenden, daß da viele Eltern, um der Sorge für ihre Kinder überhoben zu sein, sie erst recht

mißhandeln würden, weil sie wüßten, daß sie dadurch ein Anrecht auf das Asyl für ihre Kinder erwürben. Aber ich denke, auch dieser Verirrung abzuhelfen würde es schon Mittel geben. Erstens entgingen ja die Eltern der gesetzlich vorgeschriebenen Strafe nicht, sodann müßte ein Theil der Strafe darin bestehen, daß sie ein ihren Verhältnissen entsprechendes Kostgeld, das ihnen von ihrer Einnahme entzogen würde, zu entrichten hätten.

Noch ein anderer Einwand möchte lauten: das seien Eingriffe in die Elternrechte. Haben aber solche Eltern nicht ihre Rechte selbst vor dem Gesetze verwirkt? Nicht allein die körperliche Tödtung, auch der moralische Niedergang, die geistige Verkommenheit sind, wenn durch Mißhandlung erwiesen, als Mord anzusehen. Und der trunkene Zustand entschuldigt nicht. Die sinn- und maßlosen Ausschreitungen des Trunkenboldes erfordern unbedingtes Einschreiten und machen ihn seines Bestimmungsrechtes über seine Kinder verlustig.

Möchte dieser Hinweis auf einen der wundesten Puncte innerhalb der menschlichen Gesellschaft edle Menschenfreunde anregen, auf thatkräftige Abhilfe zu sinnen, denn die Folgen der Mißhandlungen sind für alle socialen Verhältnisse, wie für die gesammte nationale Wohlfahrt von unberechenbarer Tragweite.

Dresden. Natalie Schohl.

Salse?

Herr Professor Dr. Dunger in Dresden stimmt nach einem uns gütigst übersandten Artikel im „Dresdener Anzeiger“ mit dem „Lehrer“ in Nr. 7 darin überein, daß „Salse“, weil selbst ein Fremdwort, unmöglich zur „Verdeutschung“ von „Soße“ gebraucht werden könne. Er macht ferner mit Recht darauf aufmerksam, daß die der wirklichen Bedeutung entsprechender Klangähnlichkeit mit „Salz“ es dem deutschen Sprachgefühl immer als widersinnig erscheinen lassen werde „süße Salse“, also z. B. „Himbeer-Salse“, „Wein-Salse“ zu sagen, und schlägt vor, den Gebrauch des auf Sprachreinheit rühmlichst bedachten Blattes „Fürs Haus“ allgemein anzunehmen und für „Soße“ „Beiguß“ zu sagen, ein schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gebrauchtes, gut deutsches, kurzes und bezeichnendes Wort.

Charakter-Züge.

Auf Grund der kürzlich veröffentlichten Briefe von George Sand, die von 1812 bis 1876 reichen, sagt ein englisches Blatt: „Ihre größte Freude war Gedankenaustausch, und sie ist immer auf der Höhe der Zeit. Mit Louis Napoleon bespricht sie in seinem Gefängnis zu Ham das Massen-Elend, mit Armand Barbes während seiner Haft in Vincennes die Freiheit; sie schreibt an Lamennais über Philosophie, an Mazzini über Socialismus, an Lamartine über die Demokratie, und an Ledru-Rollin über die Rechtspflege. Ihr Briefwechsel enthüllt uns nicht allein die Seele einer großen Erzählerin, sondern einer großen Frau, die sich eins fühlte mit allen edlen Bestrebungen ihrer Zeit und deren Sympathie mit den Menschen schlechthin ohne Grenzen war. Sie hatte die tiefste Verehrung für die Aristokratie des Geistes, aber die Demokratie des Leidens rührte sie mehr. Sie predigte die Verjüngung der Menschheit, nicht mit dem lärmenden Eifer bezahlter Advocaten, sondern mit der Begeisterung des wahren Apostels. Von allen Künstlern des Jahrhunderts war sie der mindest selbstsüchtige: sie empfand jedermanns Unglück, kann man fast sagen, außer ihrem eigenen. Das Volk enttäuschte sie allerdings ein wenig. Sie sah, daß es Persönlichkeiten, nicht Grundsätzen nachlebte. Die Theorie von den großen Männern flößte ihr keinen Respect ein; einer ihrer Denksprüche lautet dahin, daß Eigennamen die Feinde der Principien und Ideen seien. Ebenso wenig wollte sie etwas wissen von „der Kunst um der Kunst willen.“ „Kunst um des Wahren, Schönen und Guten willen ist mein Glaube“, sagte sie. Einem Freunde schrieb sie in diesem Sinne: „Die Leute meinen, der Vogel singe um zu singen, aber ich glaube es nicht. Er strömt im Gesang seine Liebe und sein Glück aus. Menschen müssen mehr thun, und Dichter ihr Volk rühren und recht denken lehren.“

Allerlei Gemeinnütziges.

Zu Ehren des unvergeßlichen George Gordon ist im Fort Wallington bei Portsmouth ein Gordon-Heim errichtet, bestimmt zur Vorbildung verwahrloster Stadtknaben für den Dienst in Heer und Flotte. Sie werden zwischen dem 14. und 18. Jahre aufgenommen. Ein General und ein Major außer Diensten stehen der Anstalt vor; Zuchtmittel sind: kein Pudding eine Woche oder einen Monat lang, Alleinsitzen bei Tische, Ausschließung von dem monatlichen Gange zur Stadt, vermehrtes Exerciren. Der Versuch scheint gut zu gelingen.

Die Herberge zur Heimat in Oldenburg (Großherzogthum) hatte im fünften Vereinsjahr 1. April 1884/85 einen Ueberschuß von ℳ 2602.85 ₰. Auf die Haus-Schulden konnten 2000 ℳ gegen 1500 ℳ 1883/84 abbezahlt werden, während der Ueberschuß am Ende des Rechnungsjahres fast 1100 ℳ sich höher stellt als Ende März 1884. Der Umsatz der Wirthschaft steigerte sich von 7641 ℳ 84 ₰ auf 8467 ℳ 38 ₰, der Geschäftsgewinn derselben von 2387 ℳ 5 ₰ auf 2550 ℳ 72 ₰. „Der Segen der Herberge zur Heimat“, sagt der Jahresbericht, „wird in immer weiteren Kreisen anerkannt; eine ursprünglich vorhandene gewisse Abneigung gegen vermeintlichen Zwang verliert sich auch bei uns zu Lande je mehr und mehr. Im Ausland werden ähnliche Institute nicht nur für die Einheimischen gegründet, sondern namentlich auch in den Hafenstädten für deutsche Schiffer ins Auge gefaßt. Dieser Erfolg beruht gewiß nicht zum geringsten Theile auf dem anspruchslosen, stillen Wesen der Sache, welche nur auf dem Wege der Ueberzeugung, Anschauung und Leistung gewinnen will.“

Die seit einiger Zeit bestehende Kaffe- und Suppenschenke der Fabrik von Villeroy und Boch in Dresden erfreut sich eines lebhaften Zuspruchs. Es werden ungefähr täglich ausgeschenkt 200 Portionen Suppe und 250—300 Portionen Kaffee. Der Preis eines halben Liter Kaffee mit Milch beträgt 5 ₰, zu welchem Preise die Fabrik auf die Kosten kommt, während sie bei den Suppen zuschießen muß. Bezüglich der Suppen hat sich herausgestellt, daß die Arbeiter Erbsensuppe bevorzugen; Linsen- und Bohnensuppe werden nicht so gern genossen.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 12. Sonntag, 21. März. 1886.

Die neue Leitung des Vereins deutscher Armenpfleger.

„Habemus Papam! wir haben endlich einen Papst", konnten die Cardinäle des Centralausschusses sagen, als sie am 13. März in Berlin dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit wieder ein Haupt gegeben hatten. Aber wird man sie auf dem Berliner Rathhaus nicht eines Abfalls vom monarchischen Princip beschuldigen, daß sie dem einen Dr. Wolfgang Straßmann, der bisher fast unumschränkt schaltete, fünf Nachfolger gegeben haben? Nein, denn nicht allein daß die dort leitenden Persönlichkeiten selbst mitunter der Hinneigung zur Republik verdächtigt werden, was doch nur böswillige Gegner thun: sie haben auch den erledigten Thron nicht besteigen wollen, der theils wegen ihrer sonstigen Richtung sie nicht reizen konnte, theils ihnen auch an sich, als eine Domäne der Stadt Berlin, nicht recht mehr gefiel. Der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt hat ihn schon vor sechs Jahren nicht besteigen wollen, als das Anerbieten aus einem kleinen zufällig in Leipzig versammelten Kreise nach Berlin gelangte. Wäre der damalige Stadtverordneten-Vorsteher nicht gewesen, der als Begründer des großen Vereins gegen Verarmung und Bettelei ebensoviel Kenntnis als Eifer zu dem Posten mitbrachte, man hätte wohl damals schon thun müssen, wozu man für den Fall einer abschläglichen Antwort entschlossen war: ohne Berlins Initiative vorzugehen. Natürlich war es besser, daß das nicht nöthig ward. Man faßte so leichter überall festen Fuß, gewann sicherer die Fühlung mit dem Vaterländischen Frauen-Verein, und entging eher der Verflechtung in die Kämpfe der politischen Parteien.

Aber ebenso befriedigend wie der Rückblick auf Straßmann's fünfjährige Leiterschaft den Mitgliedern und Freunden des großen deutschen Armenpflege-Vereins sein darf, ebenso sehr werden wir uns Glück zu wünschen haben, daß die Spitzen der Stadt Berlin nicht allzu zähe festhielten, was sie durch das Verdienst des Verstorbenen besaßen. Wenn hierzu die kleine Verstimmung über das Unterliegen Eberty's gegen Ohly in der Verwahrlosten-Verhandlung auf dem Bremer Congreß im vorigen Herbste beigetragen hat, brauchen wir selbst die damalige unnöthige Einmischung eines politischen Standpunctes und Gefühls weniger zu beklagen. Einen Mann wie Straßmann konnte uns für diesen Platz die Reichshauptstadt nicht mehr stellen. Jeder dort zu gewinnende Nachfolger hätte denen die die Aufgabe einigermaßen übersahen, die schwersten Sorgen einflößen müssen; nicht weil es wahrscheinlich ein Mitglied der deutsch-freisinnigen Partei gewesen wäre — das war ja Straßmann auch, sogar vom Fortschritts-Flügel her —, sondern wegen der Eigenschaften und Erfahrungen und der ganzen Stellung zur Sache, auf welche es ankommt.

Der versammelte Centralausschuß war deshalb im ganzen keineswegs unangenehm enttäuscht, als sein Vertrauensmann Herr L. F. Seyffardt ihm am vorigen Sonnabend eröffnete, die Unterhandlungen wegen Fortführung der Vereinsgeschäfte durch eine Rathhaus-Kanzlei Berlins seien gescheitert. Es dünkte ihm offenbar eine Erleichterung, auf die Vorschrift der Satzungen zurückgreifen und statt eines geschäftsführenden Vorsitzenden einen geschäftsführenden Ausschuß oder Vorstand bestellen zu können. In diesem ließ sich die so namhaft an den Vereinsarbeiten betheiligte conservative Weltanschauung bedenken, und neben Preußen mittel- und süddeutsche Staaten. Man konnte an seine Spitze einen städtischen Armenpfleger ersten Ranges setzen, und neben diesen einen gelehrten Kenner des Armenwesens, der zugleich eben jetzt die Umgestaltung der ländlichen Armenpflege Deutschlands in den ersehnten Fluß bringt. Die Acten des Vereins gehen vorläufig nach Leipzig zurück, wo sie nach Pfingsten 1880 mit einem Schreiben an die Berliner Stadtbehörden begannen, um dann demnächst endgiltig nach Crefeld überzusiedeln, einer derjenigen deutschen Städte, die mit ihrer Armenpflege der Welt das früheste Muster durchgreifender Wirksamkeit aufgestellt haben.

In der gemeinsamen Fürsorge und Verantwortlichkeit für die großen Aufgaben des Vereins werden die Herren Seyffardt, v. Reitzenstein, Ludwig-Wolf, Eberty und Ohly es so schwer nicht haben, selbst über Straßmann's verdienstvolle Leistungen noch hinauszusteigen.

Stuttgart als diesjähriger Congreß-Ort war schon im Herbste hier auf Herrn Eduard Elben's warme Einladung, die im Namen des dortigen ausgezeichneten Oberbürgermeisters erfolgte, sogut wie entschieden. Wir Norddeutsche müssen jede so gute Gelegenheit willkommen heißen, um den Südwesten in die freiwillig-gemeinnützigen Unternehmungen der Gegenwart stärker und allseitiger hereinzuziehen. Auch hat man die Tagesordnung ohne Mühe den dortigen praktischen und geistigen Interessen anzupassen vermocht. Neben der Reform der ländlichen Armen-

pflege (Referenten Landesdirector Graf Winzingerode in Merseburg und Oberamtmann Huzel in Schwäbisch-Hall), die wohl den ersten Tag ausfüllen wird, sind gewählt der Arbeitsnachweis als Mittel vorbeugender Armenfürsorge (Oberbürgermeister v. Hack zu Stuttgart und Bürgermeister Arnecke zu Dortmund) und Behandlung von Armen-Stiftungen (Dr. Emminghaus in Gotha und Ministerialrath Fr. Wielandt in Karlsruhe). Jener Gegenstand stand schon hier in Bremen zur Erörterung, — dieser war früher ebenfalls bereits einmal ins Auge gefaßt. Er ist von besonderem Interesse für altwohlhabende Städte, zumal für die neuerdings äußerlich eingeschrumpften. Bisher haben wohl nur Baden und die Hansestädte Hamburg und Lübeck den störenden Stifterwillen der Vergangenheit einem heilsam beugenden Gesetz unterworfen. Das übrige Deutschland bedarf desselben gleich sehr. Aber auch unsere stiftungsfreudigen Zeitgenossen sollten endlich einmal nachdrücklich von der Höhe erfahrener Einsicht herab daran erinnert werden, daß es eine sinnlose Anmaßung ist, in die Nöthe der Nachkommen mit ihrer Willkür, aus einer flüchtigen Spanne durchlebter Zeit geschöpft, oft wahrhaft unheilvoll hineinzufahren. Stiftungen auf den Todes-Fall müssen sich weise selbst beschränken zu Gunsten der jederzeitigen Behörden oder Vertretungen, und Stiftungen bei Lebzeiten, die im allgemeinen den Vorzug verdienen, vollends nicht unveränderlich übergehen wollen in die blaue Ewigkeit. Das ist eine sachlich nicht zu rechtfertigende und auch keine wahre Befriedigung mit sich bringende Art von Anspruch auf persönliches Fortleben.

Wir werden also den Stuttgarter Verhandlungen in der zweiten Hälfte September mit Spannung entgegensehen dürfen.

A. L.

Woher kommt das?

Das Brantweinmonopol war abgehandelt, die ziemlich erregte Auseinandersetzung über die im Reichstage gestellten Anträge inbetreff der Ausweisungen russischer und österreichischer Unterthanen aus Preußen hatte ihr Ende erreicht, die Frage ob demnächst Frieden oder ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten auf der Balkan-Halbinsel zu erwarten sei, ward nur gestreift, dann wandte sich die Unterhaltung Gebieten zu, welche mit der inneren und der äußeren Politik nichts zu thun haben und erfahrungsmäßig weniger Anlaß zu Erörterungen bieten, die sich leicht zu persönlichen Ausfällen zuspitzen können. Ich athmete auf, denn die Gesellschaft saß um meinen Theetisch, und wenn ich daselbst auch eine lebhafte, angeregte Unterhaltung sehr liebe und fördere, so bin ich doch ein abgesagter Feind von allem was wie Streit aussieht und thue mein möglichstes, Gegenstände vom Gespräch fern zu halten, die dahin führen können.

Mit aller Voraussicht läßt sich das indeß doch nicht vermeiden, das sollte ich an diesem Abend erfahren. Aus der Scylla Politik fielen wir nicht etwa in die Charybdis Religion, sondern erhitzten uns bei einem Thema, das sonst von den Herren mit einem gewissen vornehmen Achselzucken abgethan und den Damen überlassen wird wie die Bereitung und der Genuß von Torten und süßen Speisen — wir kamen nemlich auf den Roman zu sprechen.

Die eine Dame hatte dies, die andere das gelesen, man erzählte, kritisirte, stritt und schrieb sich gegenseitig Titel und Verfasser dieses oder jenes besonders warm empfohlenen Buches auf. Die Herren thronten in schweigender Unnahbarkeit und lächelten mitleidig, bis sich doch der eine zu einer Bemerkung verleiten ließ, welche bewies, daß er das Kosten der nur für Damen geeignet sein sollenden Speise doch nicht so ganz und gar verschmähte. Das Beispiel wirkte ansteckend, bald plauderten Männlein und Weiblein ganz wacker durcheinander; herüber und hinüber flogen die Namen unserer berühmten und bekannten Schriftsteller und Schriftstellerinnen und ihrer neuesten Werke.

Endlich kam die eigentliche Streitfrage, und sie wurde, wie sich's gebührte, von einem Herrn aufgeworfen.

Ich lese Romane, gestand er ehrlich, und ich lese sie gern, halte auch den Roman weit mehr als lyrische und epische Dichtung, ja selbst mehr als das Drama für diejenige Form, in welche das litterarische Schaffen der Gegenwart sich naturgemäß zu kleiden hat; ich muß jedoch bekennen, daß mir recht ernste Bedenken dagegen aufgestiegen sind.

Ernste Bedenken! spottete sein Nachbar, da thun Sie jenen Erzeugnissen unseres Büchermarktes doch allzu viel Ehre an, die können sie kaum einflößen.

Wer liest das Zeug! warf ein anderer ein.

Um Vergebung, es lesen es recht viele, erwiderte der erste Sprecher, wie Sie soeben zu hören Gelegenheit gehabt haben, mein verehrter Herr Professor; das Publicum der Romane ist weit größer als das der gelehrten Abhandlungen; man sollte sie deshalb nicht so geringschätzig abthun.

Leider kann ich aber dem Herrn Professor nicht so ganz Unrecht geben, bemerkte jetzt eine Dame mit klugen, geistvollen Zügen, es erscheinen alljährlich eine Anzahl Romane und Erzählungen, die nach Form und Inhalt wahrlich kaum das Papier werth sind, auf dem sie gedruckt worden.

Man weiß nicht, ob man sich mehr darüber wundern soll, daß sie einen Verleger oder daß sie Leser finden, fiel eine zweite ein, das meinten Sie doch mit Ihrem Bedenken, Herr Rath?

Nein, meine gnädige Frau, mit Ihrer gütigen Erlaubnis meinte ich das nicht, entgegnete der alte Herr mit feinem Lächeln. Ich sprach nicht von jenen unbedeutenden Machwerken, die von ihren Verfassern und Verfasserinnen geschrieben werden wie andere Strümpfe stricken, immer nach demselben Maß, immer mit den gleichen Maschen, in denen man wenig Erfindung und noch weniger Gedanken begegnet, sondern wenn's hoch kommt ein Ragout von anderer Schmaus. Mein Bedenken richtet sich gegen Werke aus den Federn bedeutenderer Autoren.

Und das wäre? fragte man gespannt.

Ich bitte vorweg die Damen um Verzeihung, wenn ich ein etwas heikles Thema berühre, fuhr der Rath fort; da Sie aber sämmtlich die Romane lesen, glaube ich es wagen zu dürfen. Es ist mir aufgefallen, daß — daß in den Romanen — er suchte offenbar nach einem recht zarten Ausdruck — stets die Rede ist von der Liebe, wie sie nicht sein sollte.

Ein lustiges Lachen der Herren folgte dieser gewundenen Bezeichnung und einer rief: Da Sie so weit gegangen sind, Herr Rath, sollten Sie Sich nicht scheuen, das Kind beim rechten Namen zu nennen; Sie sprechen von der Verherrlichung der sogenannten Cameliendamen.

Nein! rief der alte Herr, nein, die scheide ich aus, und ebenso wenig will ich hier Erzeugnisse der jüngsten Zeit nennen, durch welche junge, hochbegabte Schriftsteller sich an ihrem eigenen Talent, wie an der Gesellschaft vergangen haben, sondern ich spreche — nun, es hilft kein Verhüllen und Vertuschen: — von den Romanen, in welchen der Ehebruch behandelt wird.

Es folgte eine augenblickliche verlegene Stille, dann sprach der Rath weiter: Ich mag eine Zeitung aufschlagen, welche ich will, bringt sie einen Roman im Feuilleton und behandelt dieser nicht grade einen geschichtlichen Stoff, so kann ich darauf rechnen, daß in neun Fällen von zehn die Geschichte eines Mannes erzählt wird, der sich nach dem Weibe seines Nächsten gelüsten läßt und umgekehrt, ja es kommt sogar vor, daß die

beiden Paare sich über Kreuz lieben und heiraten, nachdem die Scheidung glücklich bewirkt ist.

Herr Rath, Sie übertreiben! rief ich mit dem Finger drohend. Beweise!

Beispiele möchte ich nicht anführen, Namen nicht nennen, lächelte er, die Klugen wissen Bescheid! Ich sage, daß sich nur wenige Schriftsteller von diesem Zuge der Zeit fernhalten, und daß sie sich nur in der Behandlung des Themas darin unterscheiden, daß der eine die Schuld, der andere die Berechtigung zur Anschauung des Lesers bringt und danach seiner Dichtung einen tragischen oder einen heiteren Abschluß gibt.

Und was folgt daraus? fragte der Professor.

Das eben möchte ich von Ihnen hören. Ich werfe hiermit die Frage auf: Woher kommt das?

Mode, war die schnelle Antwort, eine Mode, die wir von Frankreich bezogen haben, wie viele andere.

Und die unsere Schriftsteller übertreiben und beibehalten, nachdem sie sich in Frankreich längst überlebt hat, fügte ein anderer hinzu. Außerdem hatte sie dort noch einen ganz anderen Hintergrund in der Unauflöslichkeit der Ehe, während man bei uns offene Thüren aufstößt.

Und ist es denn bei uns wirklich schon dahin gekommen, daß unsere Gesellschaft an jene Thüren pocht? fragte der Rath.

Nein! Durchaus nicht! rief eine junge Frau in schönem Eifer, unsere Gesellschaft ist besser, als unsere Litteratur sie schildert.

Die Sucht sich in pikanten Stoffen zu überbieten, verlockt unsere Schriftsteller auf Abwege.

Man schreibt, um dem Bedürfnis nach Aufregung Genüge zu thun, die Litteratur ist ein Geschäft und eine Speculation geworden, hieß es bitter.

Das sind schwere Anklagen, nahm jetzt eine alte Dame mit weißen Locken das Wort, dagegen möchte ich doch die Mehrzahl unserer Schriftsteller in Schutz nehmen.

Frau von N. vertheidigt, wie immer, klang es scherzhaft von verschieden Seiten, aber man lauschte aufmerksam und ehrerbietig, als die liebe alte Frau nun weiter sprach:

Ich will nicht bloß vertheidigen, sondern auch anklagen. Mag es Schriftsteller geben, die bei Abfassung ihrer Werke weniger an diese als an Verleger, Publicum und klingenden Lohn denken, so bin ich doch überzeugt, dies ist nur eine kleine Anzahl. Reden wir von denen, die es ernst meinen, welchen es darauf ankommt, sich und der Kunst genug zu thun; auch sie behandeln jene bedenklichen Stoffe. Woher kommt das? Ich gebe nicht den Schriftstellern, sondern unseren Zuständen, unseren Anschauungen die Schuld daran.

Sie halten uns wirklich schon für so tief gesunken? O, Tantchen, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht! klagte die junge Frau ganz betroffen.

Das thue ich nicht, ich verkenne nur nicht die Zwangslage, in die man den Schriftsteller versetzt hat. Die Zeit ist vorüber, in welcher man in einem dreibändigen Romane die Schicksale zweier Liebenden ausspinnen konnte, welche durch einen hartherzigen Vater oder Oheim um irgend eines nichtigen Vorurtheils willen von einander getrennt wurden und sich erst im Schlußcapitel „kriegten“. Unsere Romane behandeln, je besser und bedeutender sie sind, um so mehr, die einschneidenden Fragen der Neuzeit, die Conflicte auf socialem, politischem und religiösem Gebiete, der Liebe ist nur ein beschränkter Raum angewiesen, und es ist ganz richtig so. Aber bis jetzt ist es doch noch nicht möglich gewesen, das Gewebe, das eine solche Erzählung zusammenhalten muß, zu spinnen, ohne daß die Liebe sich wie ein rother Faden hindurchzieht, und nun, meine Herrschaften, frage ich Sie auf das Gewissen, glauben Sie noch an eine Liebe, wie sie die Romane schilderten, die mich in meiner Jugend entzückten?

Wir sind nicht mehr so sentimental. Penseroso, Van der Velde und Henriette Hanke könnten wir heute nicht mehr lesen, bemerkte eine etwas angejahrte junge Dame ziemlich vorlaut.

Die Welt ist praktischer geworden, fügte ein Herr hinzu.

Klüger, viel klüger, bestätigte Frau von N. mit Kopfnicken. Man glaubt nicht mehr an die Liebe und den Liebesgram des Jünglings und der Jungfrau, man weiß sehr genau, daß die Frage: Was braucht man denn viel um glücklich zu sein? heutzutage eine Antwort erhält, die ein Jahreseinkommen von mindestens so und so viel tausend Mark fordert, und ist daher vorsichtig in der Wahl des Lebensgefährten. Die Liebe wird wie eine Art von Kinderkrankheit betrachtet, welche man die jungen Leute beiderlei Geschlechtes unter gehöriger Beaufsichtigung in der Tanzstunde durchmachen läßt, um sie dann, wie durch den Impfzwang, gegen weitere Anfälle für geschützt zu halten.

O, o! ertönte es höchst belustigt von allen Seiten.

Sie lachen über meine Schilderung, noch weit mehr würden Sie über einen Roman lachen, der eine solche Liebe ernsthaft behandelte. Man glaubt nicht mehr an die Liebe, von welcher die Dichter gesungen vom Frauenlob bis zu Geibel, wie kann man den Schriftstellern denn einen Vorwurf daraus machen, wenn sie die Liebe schildern, an die geglaubt wird, die man für möglich hält, weil sie der Zeit angemessen erscheint?

Es entstand eine Pause, die Worte der alten Dame waren nicht ohne Eindruck geblieben.

Sie sind noch nicht fertig, gnädige Frau, sagte endlich der Rath.

Es bleibt mir nur noch wenig zu sagen. Der Schriftsteller schöpft nicht bloß aus seiner Phantasie, er steht auf dem Boden seiner Zeit; er hält ihr nicht nur ein Spiegelbild vor, sondern ist auch Herold und Prophet. An uns ist es, seine Weissagung zu verstehen, und wenn wir immer noch praktischer, immer noch vernünftiger oder besser, immer noch materieller werden, wenn wir die Rechte des Herzens in immer fortschreitendem Maße von dem ihnen zukommenden Platze verdrängen, dann können Sie — ich bin wohl zu alt dazu — es erleben, daß das, was uns jetzt in den Romanen als unerhörte Ausnahme erscheint, zur beklagenswerthen Regel wird. Ich glaube, man wird gut thun bei dieser Erscheinung nicht nur die Frage aufzuwerfen: Woher kommt das? sondern noch viel ernster die zu erörtern: Wohin kommen wir?

Es war spät geworden, meine Gesellschaft löste sich auf; die angeregte Frage eignet sich auch viel mehr zum Durchdenken in einsamen Stunden. Möchte der Same dann auf fruchtbaren Boden fallen.

J. H.

Das Gesetz der Steigerung.

Der Pulsschlag des menschlichen Herzens ist recht eigentlich die Welt im kleinen. Hebung, Senkung, Schlag und Gegenschlag, Kraftentfaltung und Nachlassen der Kraft: darin faßt sich schließlich das Leben auf allen Gebieten des uns bekannten Weltalls zusammen. Darum hat man auch wohl gesagt, daß die Weltgeschichte sich in Wellen- oder Zickzack-Linien bewege. Nicht wie die aus dem Gewehr abgeschossene Kugel in schnurgrader Bahn zum Ziele hin, sondern bald rechts bald links ausweichend vollzieht sich die Entwickelung des Menschengeschlechts; sie kreuzt den graden Weg, sie trifft einen Augenblick die dem Ziele grade gegenüber liegende Mitte, aber sie bleibt nicht darauf, sie strebt unaufhaltsam nach der äußersten Seitengrenze, um dann den Lauf nach der grade gegenüberliegenden zu richten. So wird jede religiöse, politische, sociale, intellectuelle, ästhetische Bewegung von stark ausgeprägter Gestalt fast immer von der entgegengesetzten abgelöst: sie beginnt aus kleinen, unmerklichen Anfängen, sie steigt, sie schwillt an, sie erreicht eine Höhe, die aufhört vollberechtigt zu sein, sie überstürzt sich wie die am höchsten gestiegene Meereswoge und fällt wie diese in ein umso tieferes Thal, je höher sie war. Die Beispiele kann sich jeder, der die Geschichte und das Leben der Völker kennt, zu Dutzenden zusammensuchen. Je weiter sie in der Zeit hinter uns zurückliegen, desto schneller

scheint Schlag und Gegenschlag auf einander zu folgen. Stecken wir aber selbst in einer solchen Bewegung mitten drin, so gewahren wir eine mehr oder minder lange Zeit hindurch nur ihr Steigen, oder nur ihr Fallen, und finden es manchmal schwer an die Möglichkeit der entgegengesetzten Richtung zu glauben oder gar sie für naturnothwendig und daher in ihrer Art für berechtigt zu halten.

Unsere Zeit, oder sagen wir nur unser Volk in unserer Zeit befindet sich in allem was Entfaltung von äußerem Glanz und äußerer Pracht, Verschönerung des Lebens, sinnlichen und geistigen Genuß aller Art angeht, entschieden in aufsteigender Bewegung. Es sind die wenigsten Menschen, welche eine Einrichtung, ein Geräth, ein Kleidungsstück, ein Vergnügen, eine Lebensweise deshalb bevorzugen, weil sie einfach ist, die wenigsten, die danach trachten oder auch nur sich dabei beruhigen, möglichst wenig Bedürfnisse zu haben und sie in möglichst bescheidener Art zu befriedigen. Wenn eine Tochter heiratet, so kann sie nicht mit derselben Ausstattung, dem Werth und dem Preise nach, sich begnügen, die vor zwanzig Jahren für ihre Mutter gut genug war; ja, selbst wenn die Einrichtung des väterlichen Hauses, dem Zuge der Zeit folgend, in diesen zwanzig Jahren vielfach erneuert, verschönt, vervollständigt wäre, so muß das neue Nestchen doch wenn irgend möglich noch in allen Stücken um einen Grad reichlicher und reicher ausgestattet werden als das väterliche Haus. Die Mutter hat ihren Hausstand etwa mit der täglichen Hilfe einer Aufwartefrau begonnen; mit dem ersten Kinde ist erst das erste Dienstmädchen ins Haus gekommen, und nun hält sie ihrer zwei; die Tochter kann aber nicht anders als gleich mit zwei Dienstmädchen anfangen. Vater und Mutter als junge Eheleute gingen zur Hochzeitsreise auf acht Tage an den Harz oder nach Thüringen; der Tochter und ihrem jungen Gatten sind diese abgedroschenen Gegenden durch alljährliche Sommerreisen von Kindesbeinen an bis zur Gleichgiltigkeit vertraut: sie gehen allermindestens nach der Schweiz oder Paris, vielleicht nach Aegypten oder dem Niagara, wenn sie nicht, wie der englische Adel in diesem Fall, das Reisen überbietend, irgend ein romantisch gelegenes Schloß von guten Freunden für die Flitterwochen geliehen bekommen. Die Mutter tanzte als junges Mädchen in Muslin oder Tüll; die Tochter kann nur in Seide, Sammt und echten Spitzen tanzen. Die Mutter machte das übliche Pensionsjahr in einem Pfarrhaus auf dem Lande durch; die Tochter muß in die französische Schweiz oder sonst ins Ausland. Der Vater ging als Jüngling mit seinen Freunden an freien Nachmittagen in eine ländliche Kegelbahn, eine Fußreise ins Gebirg war der höchste Feriengenuß; der Sohn ist Besitzer eines Zweirads, eines Ruderbootes, eines Reitpferdes oder sieht doch wenigstens in diesen Besitzthümern das Ziel seines Strebens.

Es wäre thöricht und ungerecht, den Einzelnen allemal wegen dieser Steigerung seiner Ansprüche ans Leben der Genußsucht, der Prunksucht, der Prahlerei anzuklagen. Zu allen Zeiten sind die meisten Einzelnen geneigt, mitzumachen was sie am meisten thun sehen, die wenigsten selbständig oder hochmüthig genug, auf das Urtheil und Beispiel der übrigen gar nichts zu geben; die sich aber auszeichnen wollen, suchen die Auszeichnung natürlich in derselben Richtung, in welcher die allgemeine Bewegung geht. Wenn es als eins der begehrenswerthesten Vorrechte des Reichthums gilt Pferde und Wagen zu halten, so setzt hundertmal eher ein reicher Mann seinen Stolz darein, das schönste Gespann in der Stadt zu haben, als darein auf diesen Luxus zu verzichten. Nur sehr wenige Damen der großen Welt dürften in Verlegenheit gerathen, wenn sie in einer großen Gesellschaft am prächtigsten gekleidet sind; nur sehr wenige möchten sich nicht beschämt und gedrückt fühlen, wenn sie wahrnehmen, daß ihr Anzug der einfachste und billigste ist. Ich weiß nicht, ob es je eine geschichtlich erforschte Zeit gegeben hat, in welcher nach diesen Richtungen hin die Beschränkung auf das Nothwendige das Ideal auch des großen Haufens gewesen wäre; ich bezweifle es. Der Rückschlag ist für die Masse der Menschen je und dann durch die Noth gekommen. Nur in einzelnen kleineren, sittlich oder religiös besonders gehobenen Gemeinschaften: bei Waldensern, Quäkern, Herrnhutern wird das bewußte Streben nach thunlichster Beschränkung von der öffentlichen Meinung getragen; nur bei ihnen gehört kein besonderer Muth, keine eigenartige Lebensanschauung, keine hervorragende Begeisterung dazu, sich durch Verzichten und Entsagen auszuzeichnen.

Man muß deshalb über andere Leute nicht gleich den Stab brechen, wenn man sie mitmachen sieht, was alle thun. Ein sittliches Verschulden ist es an sich nicht, reich gekleidet und behaust zu sein, große Feste mitzumachen. Es kann aber freilich leichter strafbar werden, als der Verzicht auf diese Dinge, der auch an sich ja noch keine sittliche Heldenthat ist. Bei ordentlichen Leuten sollte es sich von selbst verstehen, daß sie nie über ihren Stand und ihre Mittel hinausleben, und von Menschen, die da wissen, daß sie zu einem höheren Leben bestimmt sind, sollte man erwarten, daß sie den Genüssen und Freuden vergänglicher Art nicht mehr Zeit, Kraft und Mittel widmeten, als sich mit ihrer höheren Aufgabe verträgt. Das muß aber jeder möglichst sorgfältig und gewissenhaft für sich selbst abmessen und sein Leben danach einrichten; das ist fruchtbarer, schon weil die Kraft des guten Beispiels darin liegt, als das Bejammern des ungemessenen Luxus unserer Zeit und das Verurtheilen derer die einen anderen Maßstab an ihr Leben legen als wir. Denn ganz gewiß thut auch in diesen Dingen das Beispiel mehr als das Wort. Wir müßten keine Wesen mit sinnlichen und ästhetischen Bedürfnissen sein, wenn uns nicht die Fülle besser gefallen sollte als die Knappheit, das Glänzende besser als das Unscheinbare. Gibt es eine prahlerische, aufdringliche, sinnlose Art des Ueberflusses, die jedem Vernünftigen mehr abschreckend als wünschenswerth erscheint, so empfindet es doch jeder als eine Annehmlichkeit, wenn sein Lebenszuschnitt eine kleine Steigerung erfährt, wenigstens bis in dasjenige Alter hinein, in welchem die täglichen Gewohnheiten so fest geworden sind, daß eine Erhöhung des Verbrauchs ebenso gut unangenehm empfunden wird wie eine Entbehrung. Wer bis zu seinem zwanzigsten, dreißigsten Jahr neue Bücher, wenn er sie lesen wollte, sich nur leihweise verschaffen konnte, begrüßt, falls ihm überhaupt an Büchern liegt, die Möglichkeit, sich dann und wann ein gutes Buch zu kaufen. Wer auf seine äußere Erscheinung auch nur den durchschnittsmäßigen Werth legt, empfindet es angenehm, wenn er seine Kleider nicht mehr bis an die Grenzen des Anständigen auftragen braucht, sondern sich schon bei den ersten Anfängen der Abgängigkeit neu ausrüsten kann. Wer wanderlustig ist und hat sich nur gelegentlich kleine Fußreisen in die nächste Umgebung seines Wohnorts gestatten können, wie sollte der nicht gern zugreifen, wenn er findet, daß eine längere Reise in schöne Gegenden einmal oder gar wiederholt möglich wird? Kommt nun zu dieser unmittelbar empfundenen Annehmlichkeit der Steigerung die Erwägung, daß wir von den meisten Leuten unserer Umgebung ein wenig nach unserem Lebenszuschnitt geschätzt werden, daß die sogenannte Gesellschaft vor dem Reichthum Respect und für Dürftigkeit Verachtung hegt, daß auch billig und vernünftig Urtheilende, wenn sie nicht überwiegende Gründe sehen, eine größere Einfachheit in der Lebensweise als herkömmlich bei anderen leichter bemäkeln als loben: so liegt es auf der Hand, daß es für uns jetzt Lebende inderthat leichter ist uns auszudehnen als zu beschränken, und daß die Beschränkung umso schwerer fällt, je weniger sie durch zwingende Nothwendigkeit gerechtfertigt wird, und je vereinzelter sie dasteht.

Es ist gewiß schwer für eine verarmende oder plötzlich verarmte Familie, sich nicht allein von dem allgemein herrschenden Gesetz der Steigerung einfürallemal auszuschließen, sondern die absteigende Linie innezuhalten und auf immer neue Beschränkungen zu sinnen, anstatt sich Erleichterungen zu verschaffen, eben weil außer den Fesseln der ungewohnten Dürftigkeit auch das Urtheil der Welt zu tragen ist. Die Armuth ist

längst nicht in allen den Fällen wo sie dafür angesehen wird, ein Verschulden, aber sie ist es so oft, daß der große Haufe das Armwerden fast immer auf Dummheit, Untauglichkeit, schlechte Wirthschaft zurückführt, und dazu hat niemand Lust sich zu bekennen. Es gehört schon ein sittlicher Muth von einer gewissen Heldenhaftigkeit dazu, sein Leben in einer nach außen hervortretenden Weise auf geringeren Fuß einzurichten, weil die Mittel nicht mehr zureichen, und es wäre denkbar, daß wir leichter geneigt sind diesen Muth von anderen zu fordern, als ihn selbst im gegebenen Falle zu beweisen. Er ist aber nicht weniger nöthig, wenn wir ohne äußeren Zwang der Verhältnisse, nur aus sittlichen Erwägungen es für angezeigt halten, im ganzen oder im einzelnen unser Leben einfacher einzurichten als die überwiegende Mehrzahl der mit uns in gleicher Lebenslage befindlichen Leute. Es gehört sittlicher Muth dazu, wenn eine kinderreiche Familie mit knapper Einnahme ihre Kinder in eine billigere, wenn auch völlig so gute Schule schickt, als wohin die Kinder der Bekannten gehen. Es gehört Muth dazu, wenn eine junge Frau ihren Haushalt nur mit einer Aufwartefrau anzufangen wagt, während ihre Freundinnen mit zwei oder drei Dienstmädchen anfangen. Es gehört Muth dazu und Selbstüberwindung, seinen Kindern ein Vergnügen zu versagen, weil man einsieht, daß der damit verbundene Aufwand, selbst wenn man ihn bestreiten könnte, in keinem Verhältnis zu der damit verknüpften Freude steht. Aber andererseits können diejenigen, welche diesen Muth haben, auch sicher überzeugt sein, daß ihnen das Urtheil der Leute, an deren Urtheil am meisten liegt, schließlich zufällt, und daß ihr Beispiel vielen ein starker Stab werden kann, die auch wohl möchten, aber nicht gut auf den eigenen Beinen stehen können. Ob ihrer in absehbarer Zeit soviele sein werden, daß der Präsident Grevy Recht behält? „Im Elysee“, so erzählt die „Wiener Allgemeine Zeitung“, „fand vor einiger Zeit ein Kinderfest statt. Madame Wilson fragte ihren Vater um Rath, ob sie ihr Töchterchen im Stile Ludwig's XIII. oder Ludwig's XIV. kleiden solle. Der Präsident erwiderte seiner Tochter lächelnd: Erweise mir die Ehre und kleide meine Enkelin in Rücksicht auf meine Wiederwahl im Stile Grevy's II. — Wie ist das? fragte Madame Wilson. — So einfach, so sparsam wie möglich, und glaube mir, diese Mode wird sich über kurz oder lang in der ganzen Welt Bahn brechen.“

Wie im häuslichen und geselligen Leben, so macht sich das Gesetz der Steigerung beim Verbrauch auch im öffentlichen Leben, in Vereinen, Anstalten bemerkbar. Jeder wird es mit Freuden begrüßen, wenn er wahrnimmt, wieviel reichere Mittel Gemeinden und Einzelne jetzt aufwenden, um Armen, Kranken, Verwahrlosten, Gefangenen, Elenden aller Art zu helfen, als es in unserem Vaterlande je geschehen ist. Diese aufsteigende Bewegung hat sicher den Höhepunct noch nicht erreicht, der das Absteigen nicht bloß nothwendig, sondern wünschenswerth macht, — wenn sie ihn überhaupt erreichen kann. Während das Mittelalter vorzugsweise in all den Dingen Glanz und Pracht entfaltete, die dem kirchlichen Leben dienen, baut unsere Zeit Bahnhöfe, Casernen, Schulen, Museen, Regierungsgebäude, Theater, die sich zu den früheren verhalten, wie der Palast zur Hütte. Die innere Ausstattung entspricht der äußeren. Das Vereinswesen, welchen Zwecken es auch gewidmet sei, spart fast immer irgendwo ein Plätzchen fürs Vergnügen aus, und wenn nicht in den gemeinsam betriebenen ernsten Dingen, so zeigt sich in der Regel in den gemeinsam gesuchten Belustigungen der aufsteigende Zug.

Aehnlich geht es in den Anstalten. In irgend einer Stadt thun sich ein paar Männer zusammen, um Handwerkslehrlingen die höchst nöthige Gelegenheit zur Fortbildung zu gewähren. Sie miethen ein paar Zimmer und gewinnen einen Lehrer für einige Fächer. Die Sache findet Anklang: mit der wachsenden Schülerzahl wächst naturgemäß der ganze Betrieb; man gründet einen Verein, um auf sicher eingehende Mittel rechnen zu können, und erwirbt ein eigenes Haus. Nun kehrt irgend ein Jahrestag wieder, und das Gedeihen des Werkes lockt ihn festlich zu begehen, in aller Einfachheit zuerst: bei einem Glase Bier werden ein paar Reden angehört und ein paar Lieder gesungen. Nach etlichen Jahren hat der Verein nicht Ein Jahresfest, sondern alle paar Wochen ein Fest; die allmählich aufgekommenen theatralischen Aufführungen werden so beifällig aufgenommen, daß sie gar nicht mehr fehlen dürfen, es muß eine kleine Bühne gebaut und ausgerüstet, und, da sie einmal da ist, muß sie möglichst oft benutzt werden. Aus dem Einen Glase Bier sind mittlerweile zwei, vielleicht auch mehr geworden, und es wird nicht bloß an Festabenden, sondern an jedem Abend verzapft, nicht zum Schaden und daher nicht zum Misvergnügen des Hausverwalters, den man nach abermals einigen Jahren besser Clubwirth als Hausverwalter nennen könnte, wie die ganze Veranstaltung einen Club, mit ein paar Unterrichtsstunden verbrämt, statt einer Fortbildungsanstalt mit einem gelegentlichen frohen Beisammensein.

In einer anderen Stadt hat etwa vor fünfundzwanzig Jahren eine Schule die löbliche Sitte begonnen, einmal im Sommer mit sämmtlichen Zöglingen ins Freie zu ziehen, einmal im Winter die Lehrer und die ganze Schulgemeinde zu einer Abendunterhaltung im eigenen Hause zu versammeln. Jenes war ein Nachmittags-Spaziergang mit Spiel im Freien und einfachster Bewirthung; dieses trug einen ausgeprägt schulmäßigen Charakter und war dazu bestimmt, gewisse Leistungen der Schüler den übrigen Anwesenden vorzuführen. Nach und nach sind alle gleichartigen Schulen derselben Stadt dem guten Beispiel gefolgt, wenn auch mit Abänderungen, und sie folgen auch darin dem Zuge der Zeit, der in heilsamer Weise trachtet die körperlichen und gemüthlichen Bedingungen der Jugendentwickelung zu ihrem Recht kommen zu lassen. Die Nachmittags-Spaziergänge sind nicht aufgegeben; sie werden jetzt aber nur mit einzelnen Classen und an freien Nachmittagen nach Bestimmung der Classenlehrer vorgenommen. Als Sommerfest muß es nothwendig ein weiterer Ausflug mit Eisenbahn oder Dampfschiff für einen ganzen Tag, für die größeren Schüler vielleicht eine mehrtägige Fahrt ins Gebirge oder an die See sein. Das Winterfest hat längst den streng schulmäßigen Anstrich verloren und unterscheidet sich von einer eigentlichen größeren Gesellschaft für Kinder vielleicht nur dadurch, daß es dabei weniger ungebunden hergeht, als wo die Kinder sich selbst überlassen sind, und daß der Unterhaltung mehr Gedanken-Inhalt gegeben wird.

Ist das zu tadeln? Schwerlich, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß höhere Zwecke dadurch geschädigt, oder daß die vorhandenen Mittel überschritten werden. Aber wer mit der Leitung dieser Dinge zu thun hat, sollte doch manchmal den Blick rückwärts wenden, um sich klar zu machen, wie stark er das Gesetz der Steigerung auf sein Thun hat wirken lassen, und ob jene beiden Gefahren seinem Werk nicht drohen. Um auf das zuerst angeführte Beispiel zurückzukommen, so ist ein Club für Männer des unteren Mittelstandes möglicherweise ein ebenso gutes und in seiner Art nothwendiges Ding wie eine Fortbildungsanstalt für Handwerkslehrlinge: es ist nur nicht dasselbe. Können Anstalt und Club nicht beide zu ihrem Recht kommen, so muß für beide getrennt gesorgt werden. Die Schulen, von welchen wir sprachen, haben darin das Richtige getroffen, daß sie die alte einfache Form der Ausspannung, sogar noch mehr vereinfacht, neben der erweiterten wieder eingeführt haben; es steht der einzelnen Schule immer offen, sobald sie findet, daß ihre größeren Feste aus dem schulmäßigen Gefüge ganz herauszuwachsen drohen, darauf nun ihrerseits ganz zu verzichten und sich wieder an die streng dem Zweck entsprechende ursprüngliche Veranstaltung zu halten.

Und daher, denke ich, werden eifrige Menschenfreunde, wenn sie finden, daß in ihrer Nähe Veranstaltungen gemeinnütziger Art durch das Gesetz der Steigerung ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet werden, weniger darauf bedacht sein, die Leiter solcher Veranstaltungen zu tadeln, als ihrerseits die Hand bieten, damit die unten entstehende Lücke wieder ausgefüllt werde. Es gibt solcher Puncte in unserem socialen Leben

schon ziemlich viele. In England hat man beobachtet, daß in Kaffeeschenken, die ursprünglich für die untersten Volksschichten bestimmt waren, der Besuch aus den darüber befindlichen Ständen allmählich bis zur thatsächlichen Verdrängung der ersten Art von Gästen zugenommen hat. Man kann weder diese wieder hineinlocken, noch jene hinauswerfen, denn auch jene würden nicht kommen, wenn nicht eine Kaffeeschenke ihrem Bedürfnis entspräche. Was man thun kann, ist nur, für den Arbeiter untersten Ranges wieder anzufangen und alles was ihn fortschreckt und seine mehrbegünstigten Genossen anlockt, thunlichst und dauernd zu vermeiden. Man nennt das wohl den unteren Weg gehen. Der obere ist immer leichter, bequemer, anziehender, geschmückter. Aber der untere hat die Verheißungen für sich: sie gelten dem „Becher kalten Wassers", „der Geringsten einem" gereicht, und nicht dem verzierten Kelchglas, in welchem das edelste Traubenblut funkelt.

M. L.

Von gemeinnützigen thätigen Menschen.

Am 15. März erlag der Altersschwäche, 77 Jahre alt, Geheimer Sanitätsrath Dr. Georg Varrentrapp in Frankfurt am Main. Er war unter den Ersten, der Zeit wie unzweifelhaft auch dem Verdienste nach, die in Deutschland gemeinnützig wirkten. Seine Betheiligung an der Gefängnis-Reform, der Medicinalstatistik, der öffentlichen Gesundheitspflege haben ihn seit vierzig Jahren zu den im Auslande bekanntesten deutschen Namen gesellt. Daß es heute einen Verein und eine Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege mit großer Wirksamkeit gibt, ist hauptsächlich sein Verdienst. Die „Feriencolonien" hat er zuerst, neben der sich im Dunkel haltenden Hamburger Sommerpflege, von Zürich nach seiner Vaterstadt und ganz Deutschland übertragen. Frankfurt dankt ihm auch für seine Wasserleitung und Canalisation sowie für eine geglückte gemeinnützige Baugesellschaft. Er verband praktischen Sinn und Feuereifer mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten und mit der Hingebung eines echten Volksfreundes.

Frau Lina Morgenstern ist, wie wir einem hierher gerichteten Briefe von ihr aus San Remo vom 8. März entnehmen, in Begriff sich dort von ihrer Krankheit erfreulich zu erholen. „Ich hatte", schreibt sie, „einen sehr bösen Winter; im November Rippenfell- und Lungen-Entzündung, dann einen neuen chronischen Lungen-Katarrh nach oft wiederholten der letzten Jahre, dazu Fieber und asthmatische Beschwerden. Nur zwölf Tage lag ich, aber ein Vierteljahr lang mußte ich das Haus hüten und hätte es, so lange das Wetter rauh, weiter hüten müssen. Da vernahm die Kaiserin von meiner Krankheit, als ich beim Ordensfest im Januar fehlte. Sie schickte theilnehmend mehrmals zu mir, und wie sie hörte was mir fehle, ließ sie mich auffordern mit meinen Aerzten eine Reise nach dem Süden zu überlegen, zu der sie gern ihre Beihilfe gewähren wolle. Auf deren Gutachten hin erfolgte diese in ansehnlichem und thatsächlich ausreichendem Betrag. Die Art wie die Kaiserin mir in fast mütterlicher Herzlichkeit schreiben ließ, hat mich tief gerührt." Weitere Schwierigkeiten waren zu überwinden im Hause, bei der Redaction der Hausfrauen-Zeitung und bei den Vereinen. Frau Morgenstern rühmt hier die Stütze, welche sie neben ihrer Tochter Olga vor allen an Fräulein Jenny Hirsch gefunden hat. „Der Aufenthalt in der reinen Luft, durch das Meer, die Berge und die balsamische Vegetation gekräftigt, hat mich schon sehr erholt, denn ich war ganz herunter. Aber der Husten ist noch sehr heftig und die Nächte sind deshalb meist schlaflos." Gute Nachrichten von daheim: besonders Abiturienten-Examen ihres jüngsten Sohnes, und angeordneter mündlicher Bericht ihrer Tochter an Ihre Majestät, — halfen mit zur Kräftigung. „Sie können Sich leicht vorstellen, wie ich Gott für die Gnade danke, die mir in so reichlichem Maße geworden. Die herrliche Natur, die uns hier umgibt, erhebt das Gemüth, die Abgeschiedenheit von den kleinen und großen Mühseligkeiten des täglichen Lebens und all den Störungen der großen Stadt ladet zur Einkehr in sich und zur Sammlung ein, die ich benutzen will um geistig zu schaffen." Möge die unermüdliche Frau bald mit erfrischter Thatkraft und Lebensfreude in ihren bedeutenden gemeinnützigen Wirkungskreis heimkehren können!

A. L.

Das Rauhe Haus bei Hamburg.

Soeben erscheint der neueste Bericht des Rauhen Hauses, die Jahre 1882—85 umfassend. Er enthält zunächst eine Beschreibung aller Neubauten und erklärt ihre Bedeutung für die erziehlichen und wirthschaftlichen Aufgaben der Anstalt. Das neue Arbeitshaus, im Jubeljahr 1883 mit ℳ 64 000 aus den Jubelgaben erbaut, dient der Ausbildung von Lehrburschen in 4 Hauptwerkstätten, mit festangestellten Meistern, Brüdern des R. H., und 20—24 Gesellen. Die Production der Werkstätten stieg 1885 bis auf ℳ 71 000. Die nicht in der Anstalt zu beschäftigenden Lehrlinge bleiben doch unter Controlle derselben. Gegenwärtig sind es deren 48. Das Jahr 1884 brachte das neue Stallgebäude (ℳ 36 000). Die wohlgeordneten Einrichtungen desselben, für 3 Pferde, 20 Kühe, 70—80 Schweine ermöglichen die Einführung einzelner Zöglinge in die wichtigsten Arbeiten der einfachen Oekonomie. Im Jahre 1885 wurde das Pensionat, wegen wachsenden Andrangs, durch den Bau „des Adlers" um 20 Plätze erweitert. Den Grundstock der Bausumme bildete die Gabe einer dankbaren Mutter, von ℳ 10 000. Ende April 1886 soll auch der neuerbaute Kastanienhof auf der Anscharhöhe zu Eppendorf bei Hamburg bezogen werden. Damit wäre die Entwickelung auch der Mädchenanstalt des R. H. zu einem befriedigenden Abschluß gekommen. Die Hamburger Freunde der Anstalt schenkten ℳ 18 000; es fehlen noch ℳ 12 000.

Für die Volksschule wurden in jenen Jahren 497 Kinder gemeldet, 120 aufgenommen, für das Pensionat 721 mit 138 Aufnahmen, (376 aus Preußen, 236 aus allen anderen Bundesstaaten, 109 vom Ausland). Der Vorsteher betont, wie erwünscht es sei, daß Knaben deren Eltern eine besonders sorgfältige Aufsicht und Pflege für sie wünschen müssen, möglichst frühzeitig angemeldet werden. Das Lehrercollegium besteht aus 10 akademisch gebildeten Lehrern, 5 Theologen und 5 staatlich geprüften für alte und neuere Sprachen, 2 Elementarlehrern und 3 Fachlehrern. Die etwa 70 Knaben wohnen in 5 Abtheilungen und stehen vorwiegend unter Leitung von Theologen, denen im ganzen 10 Erziehungsgehilfen beigeordnet sind. Auf eine feste Verknüpfung der Schule mit den Familienabtheilungen ist besonderes Gewicht gelegt. Der Unterricht entspricht dem des Gymnasiums und der Realschule bis Obersecunda. Welch großen Vertrauens sich speciell dieser Zweig der Anstalt von Jahr zu Jahr in wachsendem Maße erfreut, wie dringend wiederum das Bedürfnis für ein solches Institut, beweist schon die hohe Zahl der Meldungen!

Eingehend wird auch die Brüder-Anstalt behandelt. Seit 1880 meldeten sich 739 Brüder, 160 wurden angenommen, 80 blieben; 465 Brüder wurden erbeten als Hausväter, Stadtmissionare u. s. f. 135 wurden entsandt, 73 durch Versetzung überwiesen. Am 1. Januar 1886 wirkten 29 Lehrer unter 2003 Schülern, 51 Hausväter mit 47 Gehilfen an Kinder-Anstalten unter 2569 Kindern, 30 Stadtmissionare an Sonntagsschulen mit 5350 Kindern, an verschiedenen Vereinen mit über 1400 Mitgliedern; 52 Hausväter standen in Herbergen mit 2813 Betten Umfang und einem Gesammtdurchgang für 1885 von 375 979 Personen; in 6 Arbeiter-Kolonien standen 20 Brüder unter etwa 7—800 Colonisten; in Armenhäusern 12 Brüder unter 882 Insassen.

Der Bericht enthält endlich Mittheilungen über eine Reihe von Conferenzen im Rauhen Hause, in denen wichtige Fragen

der Inneren Mission und solche der Organisation der ganzen Brüderschaft zur Berathung kamen. Die Brüderschaft zählte am 1. Januar 1886 420 Personen mit 314 Berufsarbeitern. Im Blick auf so reichen Segen, mit dem der Herr das Werk gekrönt, darf wohl der Schluß des Berichtes in den Dank austönen: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Psalm 103, 1 u. 2.

Der Sonntag-Abend der Arbeiter.

Man schreibt der Weserzeitung aus Lüneburg: „Eine mit Beginn dieses Winters zuerst ins Leben gerufene Einrichtung hat sich bereits die allgemeinste Anerkennung erworben und wird sicher ständig erhalten bleiben: nemlich Unterhaltungs-abende für die arbeitende Classe. Mit Recht sind die Unternehmer davon ausgegangen, daß eine bessere und würdigere Feier des Sonntags, als sie bisher leider vielfach stattgefunden, in den Arbeiterkreisen auf rege Theilnahme stoßen würde, sobald nur die Gelegenheit dazu geboten werde, daß aber jeder eigentlich erbauliche oder gottesdienstliche Charakter solcher Sonntagsabendunterhaltung fern gehalten werden müsse. Wer den Gottesdienst besuchen will, findet Vormittags und Nachmittags reichlich Gelegenheit dazu. Der Abend soll der Erholung und der gemeinsamen weltlichen aber anständigen Unterhaltung gewidmet sein. So ist auch zum Beispiel ein Eröffnungs- oder Schlußgebet grundsätzlich und mit voller Ueberlegung fortgelassen, obwohl unsere Geistlichen mit an der Spitze des Unternehmens stehen. Es werden von verschiedenen Vereinen, die sich gern dazu bereit erklärt haben, Lieder vorgetragen; dann werden gemeinsam bekanntere Volkslieder gesungen, deren Text auf den Eintrittskarten abgedruckt ist. Auch wird ein längerer Vortrag über irgend ein allgemein interessirendes Thema gehalten, der regelmäßig in zwei Hälften zerlegt wird, so daß nach Ende des ersten Theils eine Pause stattfindet, während deren der Besuch des einfachen Buffets, das nur Bier und Butterbröte bietet, stattfinden kann. Auch ist in dieser Pause das Rauchen gestattet, und nach Schluß des Vortrages findet zwanglose Unterhaltung statt. Eintrittsgeld wird grundsätzlich nicht gehoben; wohl aber kommt niemand ohne Eintrittskarte hinein, die jeder welcher sie verlangt, unentgeltlich erhalten kann. Je 600 Eintrittskarten werden der Herberge zur Heimat und der Heiligen-Geist-Schule, d. h. der untersten Volksschule überwiesen und können dort in Empfang genommen werden. Ueber 200 Karten hat das Comite für die Mitwirkenden, Sänger u. a. die Verfügung vorbehalten. Bis jetzt sind noch jedesmal sämmtliche 1400 Eintrittskarten und zwar meistens schon Freitags vor dem betreffenden Sonntage vergriffen gewesen, und viele Gesuche um Karten haben zurückgewiesen werden müssen, da die Turnhalle, in welcher die Abendunterhaltungen stattfinden, mehr als 1400 Personen ohne Ueberfüllung und die Gefahr lästigen Gedränges nicht wohl fassen kann. Die Kosten für Druck der Karten und Lieder u. s. w. sind durch freiwillige Gaben aufgebracht, und es hat an geeigneten Personen zur Uebernahme der Vorträge auch nie gefehlt. Mit Ausnahme der Comitemitglieder und Sänger sind die Besucher ausschließlich Angehörige des Arbeiterstandes und zwar Männer und Frauen. Schulkinder sind grundsätzlich ausgeschlossen. Die von einzelnen Seiten gewünschte Theilnahme auch anderer Berufsclassen in größerer Zahl, um eine Art Verbrüderung mit den Arbeitern herbeizuführen, hat man unseres Erachtens mit vollem Rechte abgelehnt. Es ist das für beide Theile im Endresultat doch nicht erquicklich, und der Arbeiter fühlt sich ohne Zweifel behaglicher, wenn er sich der Hauptsache nach nur unter Berufsgenossen weiß, die seine Lebensgewohnheiten und Anschauungen kennen und theilen, als wenn er sich in bunt gemischter Versammlung befindet. Auf würdige Unterhaltung der Arbeiter in einer ihnen zusagenden Form ist es abgesehen, und dies ist, wie der Erfolg zeigt, in überraschender und befriedigender Weise gelungen.“ Zur Nachahmung anregend!

Fünf nützliche Vögel

sind der Kukuk, die Eule, der Specht, die Blaumeise und der Spatz.

Hören wir auch die Beweise an, daß diese Vögel wirklich nützlich sind; denn einige von ihnen werden aus Unkenntnis sogar für arge Schadenanrichter gehalten. Die Beweise liefert eine kleine Broschüre, welche der Wiener Thier-Schutz-Verein herausgab.

„Der Kukuk“, sagt Brehm, „darf dem Walde nicht fehlen, denn er trägt nicht nur zu seiner Belebung, sondern auch zu seiner Erhaltung bei. Der Kukuksruf bezeichnet den Einzug des Frühlings in den Wald und eines der treuesten unserer Waldhüter. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Insecten und deren Larven, vor allem aber aus haarigen Raupen, welche von den übrigen Vögeln verschmäht werden. Sein unersättlicher Magen gereicht dem Walde zur Wohlthat, seine Gefräßigkeit ihm selbst zur größten Zierde. Er leistet in der Vertilgung des schädlichen Gewürmes mehr als der Mensch vermag.“ Ein Naturforscher beobachtete im Jahre 1848 ein Kukukspärchen und sagt, daß jedes in der Minute zwei Raupen verschlang. Es war die kleine Kieferraupe. Der kleine Kiefernspinnerfalter legt aber 600—800 Eier, von welchen, wenn die Hälfte Weibchen geworden wären, im nächsten Jahre über eine Viertel-Million Raupen ihre Verheerungen angerichtet hätten. Ein Glück für unsere Waldungen ist, daß der Kukuk nicht so leicht zu fangen ist, und daß seine ungeheure Fluggewandtheit ihn auch vor des Jägers Büchse schützt.

Die Eule sucht neben Mäusen und Ratten auch die Raupen auf. Ist es nicht ein wahrer Spott auf den Feldbau, wenn der Bauer seinen Wohlthäter ans Stadelthor nagelt? Eine Katze wird der Bauer nicht annageln, und doch übertrifft die Eule im Mäusefang die beste Katze? Zeugt dies nicht von Unverstand? Eine Lieblingsspeise von ihr ist die Kieferspinnerraupe, welche oft zweimal im Sommer 600—800 Eier legt, wovon, wenn die Hälfte der Raupen Weibchen geworden wären, unzählige Falter im Frühjahre hervorgekrochen wären. Nun wurde die Eule geschossen, es werden also die am Leben gebliebenen Raupen ihr Vernichtungswerk als Falter im Walde beginnen.

Der Specht (Baumhackl), dessen Schnabelschläge weithin hörbar sind, nährt sich von Insecten, welche unter der Rinde der Wald- und Gartenbäume ihre Verwüstung treiben, wohin der Mensch nicht so leicht kommt. Mancher glaubt, daß der Specht durch sein Hämmern die Bäume beschädigt; allein da irrt man gewaltig. Er untersucht nur mit seinem Schnabel die Bäume und erkennt aus dem Ton, daß unter der Rinde Höhlungen sind, welche von Ameisen oder dem Borkenkäfer zur Niederlage der Eier gemacht wurden. Wenn er einen kernfaulen Baum, ein Astloch oder abgebrochenen morschen Ast gefunden hat, dann beginnt er seine Arbeit mit dem Aushöhlen zum Neste, und die Späne die er heraus wirft, sind sehr klein und erst wenn er Raum gewonnen hat, fallen größere herab. In 10—14 Tagen ist die Arbeit fertig, aber oft bei 15 Zoll tief und 8 Zoll im Durchmesser. Welche ungeheure Kraft würde dazu gehören, wenn der Specht solche tiefe Wohnungen in einem gesunden Baum auszimmern wollte! Er sucht sehr fleißig die große Roßameise und ihre Puppen, alle Arten Holzwürmer in den Nadelbäumen, den schädlichen Borken- und Fichtenkäfer, die rothe Ameise und ihre Puppen und Holzwespen auf. Am häufigsten aber setzt er dem kleinen Frostspanner und der Obstmade nach, deren ersterer er leicht 20 verzehrt. Von dieser den Waldbäumen so schädlichen Raupe legt ein einziges Weibchen des Falters durchschnittlich 150

Eier, wovon, wären aus der Hälfte der Raupen Weibchen hervorgegangen, 10 000 neue Raupen im nächsten Jahre ihre Verwüstungen beginnen würden.

Die Blaumeise sucht gerne die Eier des Nonnenfalters auf, wovon 20 000 nur ein Loth wiegen. Nach angestellten Versuchen hat dieses Vöglein zu seiner täglichen Nahrung mindestens ein halbes Loth nöthig, eine Blaumeise ist also eine wahre Wohlthäterin für den Wald.

Nun kommt der Spatz, der zudringliche, der wegen seiner Naschhaftigkeit allenthalben verfolgte Vogel. Ein einziges Spatzenpärchen bedarf zur Auffütterung seiner drei bis fünf Jungen wöchentlich bei 2000 Raupen, und da es jährlich zwei- bis dreimal brütet und seine Jungen durch fünf Wochen ätzt, so werden sie für nur zwei Bruten 20 000 Raupen brauchen. Unter diesen sind es besonders: der Baumweisling (Weinfalter), der Ringelspinner und der Maikäfer, die der Spatz verfolgt; bei der ersten Brut geht er dem Maikäfer, bei der zweiten dem Baumweisling zu Leibe. Zwanzig Spatzenpaare werden also für die Aufatzung ihrer Jungen in zwei Bruten 400 000 Raupen brauchen, nicht gerechnet, was die Jungen der ersten Brut dann selbst als Nahrung bedürfen.

Die Bremer Volksküche

hat sich auch im verflossenen Jahre bemüht, allen Anforderungen, welche an ein derartiges Institut gestellt werden können, zu genügen; namentlich hat sie es daran nicht fehlen lassen, ein ebenso gutes und nahrhaftes Essen wie in den vorhergehenden Jahren zu liefern. Wenn der Vorstand trotzdem gezwungen war, die beiden Filialen Nordstraße und Vor dem Steinthor im October zu schließen, so war in erster Linie die Abnahme des Consums in der Filiale Nordstraße die Ursache dazu. Die Hoffnung, daß die Arbeiter vom Freihafengebiet diese Filiale besuchen würden, veranlaßte den Vorstand mit der Schließung bis zum October zu warten. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt, und dieses Abwarten hat dem Verein viel Geld gekostet, was umso härter ist, als die vorhandenen Mittel nur grade noch knapp zum Betriebe der Küche genügen. Der Unterhalt beider Filialen hat dem Verein mindestens 2500 ℳ jährlich gekostet, und so war derselbe nicht in der Lage noch länger solche Opfer bringen zu können, auch war keine Aussicht vorhanden, daß sich der Consum schon bald bedeutend wieder heben werde.

Der Vorstand hofft, daß die Küche in der Langenstraße in der Lage sein wird, mit den noch vorhandenen Mitteln ihren Betrieb in bisheriger Weise fortzusetzen, wenn nicht unerwartet größere Ausgaben entstehen wie etwa für eine Kesselerneuerung, welche mit der Zeit in Aussicht genommen werden muß.

Von der Direction der Sparcasse empfingen wir das schöne Geschenk von 1250 ℳ.

Der Consum in der Langenstraße hat im verflossenen Jahre erfreulicherweise wieder zugenommen. Wenn auch die Einnahme nicht wesentlich höher als 1884 ist, so ist doch die Zahl der Besucher bedeutend größer, nachdem in einem besonderen Saale Frauen und Kindern Gelegenheit geboten wird, für 10 ₰ eine Portion Essen bestehend aus Gemüse ohne Fleisch zu erhalten. Hier wirkt die Küche wahrhaft wohlthätig. Ueber 19 000 Portionen zu 10 ₰ sind im vorigen Jahre verabreicht. In den weitaus meisten Fällen, sind die Personen, welche für 10 ₰ essen, wirklich nicht in der Lage mehr auszugeben, während ein großer Theil der regelmäßig seit Jahren die Küche besuchenden Arbeiter u. s. f. sehr wohl in der Lage sind 30 ₰ und vielleicht auch noch etwas mehr für ihr Mittagessen aufzuwenden.

Auch die Verabreichung von Kaffee während und nach der Essenszeit hat bei den Besuchern unserer Küche eine günstige Aufnahme gefunden. Es sind in den letzten Monaten über 500 Tassen zu 5 ₰ monatlich, im ganzen Jahre 4640 Tassen verkauft.

Im Jahre 1885 besuchten die Volksküche

Langenstraße 64	76 833	Personen,	
Filiale Vor dem Steinthor	10 441	„	bis 17. October
„ Nordstraße	8 014	„	
zusammen	95 288	Personen.	

Langenstraße 64 wurden verabfolgt:

Januar	860	Portionen zu 10 ₰	4 366	Port. zu 30 ₰
Februar	775	„ „ „	4 236	„ „ „
März	1 059	„ „ „	5 190	„ „ „
April	909	„ „ „	4 443	„ „ „
Mai	1 392	„ „ „	4 516	„ „ „
Juni	1 512	„ „ „	5 026	„ „ „
Juli	1 811	„ „ „	5 063	„ „ „
August	1 842	„ „ „	4 533	„ „ „
September	1 914	„ „ „	4 510	„ „ „
October	2 448	„ „ „	5 650	„ „ „
November	2 466	„ „ „	5 050	„ „ „
December	2 732	„ „ „	4 530	„ „ „
	19 720	Portionen zu 10 ₰	57 113	Port. zu 30 ₰

Es wurde u. a. im vorigen Jahre verbraucht:

25	Pfund	Fleisch-Extract,
2 700	„	Cornedbeef,
6 285	„	Ochsenfleisch,
2 101	„	Kalbfleisch,
4 387	„	Speck,
1 275	„	Sülze,
1 235	„	gekochte Mettwurst,
1 689	„	Fett und Schmalz,
67	„	Lammfleisch,
528	„	Blutwurst,

20 292 Pfund und 3 255 Paar Frankfurter Bratwürste, wofür zusammen ℳ 12 901.84 ₰ bezahlt wurden, ferner 662 Pfund Graupen, 1640 Pfd. Erbsen, 2174 Pfd. Linsen, 2336 Pfd. Reis, 3280 Pfd. Bohnen, 3859 Hektoliter Kartoffeln.

Im ganzen wurde ausgegeben

für Lebensmittel, Gehalte und Löhne	ℳ 28 213.50
Es wurde verbraucht der Vorrath vom 1. Janr. 1885	„ 850.—
	ℳ 29 063.50
am 31. December 1885 vorhandene Vorräthe	„ 558.45
	ℳ 28 505.05
Die ganze Einnahme 1885 beträgt	„ 25 639.93
Verlust 1885	ℳ 2 865.12

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeige.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 13. Sonntag, 28. März. 1886.

Neue Aufgaben des Vereins deutscher Armenpfleger.

Der segenbringende Einfluß der alljährlich wiederkehrenden Versammlung deutscher Armenpfleger ist ohne Zweifel noch einer bedeutenden Erhöhung und Ausdehnung fähig. Man braucht ihn nicht darauf zu beschränken, daß die Erschienenen oder die regelmäßiger Leser der Berichte und Verhandlungen sich gegenseitig für ihr praktisches Thun aufklären, oder daß versucht wird der Gesetzgebung im Reiche wie in den Einzelstaaten vorwärtszuhelfen. Eine dritte hiernach wenn auch nur unbewußt verlangende Schicht sind die Biederleute, welche mit Geld und Schöpfungen trachten das Loos der Armen zu erleichtern.

Auf diesen Weg lenkt der dritte Gegenstand, welcher neulich auf die Tagesordnung der Stuttgarter September-Tage gesetzt worden ist: Behandlung von Armen-Stiftungen. Zunächst mag der erfahrene Mann von Fach bei dieser Fassung allerdings an die vorhandne oder wünschenswerthe Rechtsbefugnis denken, eine alte Stiftung in Einklang zu setzen mit dem gegenwärtigen Bedürfnis; denn wo dieselbe fehlt, kann das größte Unheil anrichten, was als Wohlthat gemeint war und ursprünglich wirkte. Dies gilt besonders von altreichen Städten, deren Bevölkerung stehengeblieben oder zurückgegangen ist. Wie hat die einstige Hanse-Königin Lübeck unter dem Reichthum armenpflegender und folglich zuletzt gradezu Arme machender Stiftungen der Väter gelitten, bis sie sich ihrer glücklich bewahrten Gesetzgebungs-Vollmacht bediente, um einen herzhaften Schnitt in dieses Geschwür säfteverderbender Ueppigkeit zu thun! Wie leidet darunter vielleicht heute noch, litt jedenfalls vor 16—17 Jahren, als eine kleine Gesellschaft deutscher Armenpflegbeflissener sie besuchte, die kleine Reichsstadt Ueberlingen am Bodensee! Je reicher die Armen durch das Vermächtnis wohlthätiger Vergangenheit sind, desto hoffnungsloser wird ihr Erlahmen in allzu gut genährter Hilfsbedürftigkeit. Sie sind wie nervöse junge Mädchen, die man in thörichter Ueberschonung ihrer Schwäche immer nur nachgeben läßt, bis die wässerigen Muskeln alle Kraft verlieren und die Füße elend verkümmern.

Aber es handelt sich bei der Frage, wie der Centralausschuß sie aufnahm, nicht allein um die zur Plage gewordene Wohlthat und in Unsinn umgeschlagene Vernunft früherer Zeiten. In Betracht kommen auch die Stiftungen, welche noch alle Tage entstehen. Bis jetzt ist ja die Einsicht keineswegs allgemein, daß der Stifterwille, dem die Gesetzgebung kein Ziel und kaum überhaupt Grenzen steckt, sich selbst demüthiglich und weise beschränken sollte. Jeder Stifter ist aufgelegt, seine tausend oder zehntausend Mark als unangreifbares Capital zu hinterlassen, dessen Zinsen nur von Jahr zu Jahr oder vielleicht auch so nicht einmal verwendet werden dürfen, und demselben in alle Ewigkeit die Zwecke zu geben, welche ihm augenblicklich einleuchten. Die Vernunftlosigkeit dieses Wahnes, die Gemeingefährlichkeit dieses Anspruchs ist so groß, daß nur der Mangel jeglicher öffentlicher Erörterung ihre allgemeine Verbreitung einigermaßen erklärt. Deshalb ist es die Pflicht des allmählich Autorität gewinnenden Congresses deuscher Armenpfleger, hier einmal ein nachdrücklich aufklärendes Wort in die Nation hineinzurufen.

Einen anderen triftigen Anlaß bieten dafür die „Reichsfechtschulen", die „Bettelakademien", die „Vereine zum Kreuz Stammtisch Nr. 1 bis —" und was ähnliches weiter in den an derartigen Schöpfungen fruchtbaren letzten Jahren entstanden sein mag. Nicht alles was aus ihnen hervorgeht, ist so bedenklich wie die Weihnachtsbescherungen der wild und wohlthätig gewordenen „Stammtische", oder so zweifelhaften Werthes wie die neuen „Reichs-Waisenhäuser" in Magdeburg, Schwabach und Lahr. Der Stettiner Knabenhort wirft auf die dortige „Bettelakademie", seine Mutter, einen aussöhnenden Glanz zurück. Aber diese ganze Art sich der Bedrängten anzunehmen verdient nachgrade eine wohlmeinend unbefangene und rückhaltlose Kritik, wie der Verein deutscher Armenpfleger sie so gut zu liefern vermöchte.

Er besteigt jetzt offenbar eine höhere Stufe. Zehn Augen sehen, zehn Ohren hören mehr als zwei, zumal wenn sie nicht wie diese durch den dichten Dunst und lauten Lärm, der aus unserer Millionen-Stadt aufsteigt, mehr oder weniger abgeschnitten werden von der deutlichen Wahrnehmung alles dessen, was sich in ganz Deutschland zuträgt. Bisher war es nur eine künstliche und zufällige Hilfe, die an den Leiter solche Eindrücke außer denen der Reichshauptstadt hinanbrachte. In Zukunft werden fünf sehr verschiedene aber alle gleich gut aufgestellte Beobachter, voran den Uebrigen im Centralausschuß von Jahr zu Jahr darüber nachdenken, wessen die deutsche

Armenpflege zu ihrer Förderung bedarf und sich füglich von dem Verein versehen kann.

A. L.

See-Hospize des Auslandes

schildert Dr. Ludwig Rohden, früher Bade-Arzt in Lippspringe, jetzt ärztlicher Leiter der entstehenden großen Kinderheilstätte auf Norderney, auf Grund einer Reise, die ihn vom 22. Juni bis Mitte September durch sechzehn See-Hospize für Skrofelkranke geführt hat, nemlich Zoppot bei Danzig (noch im Bau), Colberg (2), Groß-Müritz, Refsnäs, Wyk, Norderney, Scheveningen, Zandvoort, Wijk aan Zee, Margate, Berck sur mer (4) und am Lido bei Venedig.

Fremdartig und nicht nachahmenswerth ist ihm ganz wider Erwarten das alte Seehospiz zu Margate in England erschienen, seitdem es durch die großartige Geberlaune des berühmten Londoner Arztes Sir Erasmus Wilson einen ganz anderen Charakter angenommen hat, als es früher besaß. Es kann 250 Kranken Unterkunft gewähren. „Zur Unterbringung von 60 derselben hat nun Wilson einen neuen Flügel an das Hospital gebaut für die Summe von nicht weniger als 30 000 Pfund Sterling, das einzelne Bett kommt also auf die Summe von 10 000 Mark zu stehen. Dieser Wilson'sche Flügel, so groß wie das übrige Hospital, ist die Realisirung um jeden Preis einer nahezu phantastischen Vorstellung von dem Wohl kranker Menschen. Angesichts der kleinen Zahl von 60 Kranken, welche in diesem Palast für 600 000 Mark Aufnahme finden können, stehe ich nicht an, im Interesse der kranken Menschheit die geübte Verschwendung eine sinnlose zu nennen. Die Feindseligkeit der kühlen Welt gegen die Versuche, utopische Vorstellungen zu verwirklichen, zeigt sich jedoch nach wenig Jahren jetzt schon in schweren Finanznöthen des Hospitals, in Schwierigkeiten welche das Curatorium zu der Drohung bringen, die Zahl der Betten um die Hälfte herabzusetzen, wenn die Beisteuern des Publicums nicht mindestens verdoppelt würden. Solche Verhältnisse sind gewiß nicht erstrebens- und deshalb auch nicht nachahmenswerth, ich werde mich darum wohl bei gewissen nebensächlichen Dingen an Einrichtungs-Gegenstände des Hospitals zu Margate erinnern, lasse aber die Einrichtung und die Verfassung dieses ältesten Seehospizes aus dem Spiele.

„Aehnlich werde ich es machen können mit den Hospizen zu Scheveningen und Wijk aan Zee in Holland, aber aus einem ganz anderen Grunde. Dieselben sind vortrefflich gehalten und haben mich mancherlei sehen lassen, was für Norderney und dessen Pfleglinge von größtem Werthe ist, aber sie sind nicht groß genug und auf ganz anderen Fundamenten errichtet, sodaß wir uns, wenigstens für Norderney, auch nach diesen schönen kleinen Anstalten nur in Nebendingen richten können.

„Von allen gesehenen kann ich nur das dänische Refsnäs und das französische große Hospital zu Berck sur mer als in großem Stile lehrreich für uns betrachten."

Refsnäs ist auf 128 Betten eingerichtet; das Alter der Pfleglinge beträgt von 2 bis zu 15 Jahren. Die Grade ihrer Krankheit sind die allerverschiedensten; Dr. Rohden sah vorwiegend mittelschwere Formen der Skrofulose. Mit der Schwere des Leidens steigt auch die Dauer des Aufenthalts der Kinder, von denen die mit Knochen- und Gelenk-Leiden versehenen eine mittlere Aufenthaltsdauer von 297 Tagen haben.

Berck sur mer kann augenblicklich 734 Kinder von 2 bis 17 Jahren aufnehmen. Der Besucher fand unter denselben eine große Anzahl sehr schwer leidender, doch auch solche bei denen schwere Leiden schon ausgeheilt und nur noch an den Narben sichtlich waren. Die mittlere Aufenthaltsdauer ist 423 Tage; „es gibt dort keine andere Grenze der Aufenthaltszeit, als die Heilung oder der gehörig festgestellte Zustand der Unheilbarkeit.

Die Kinder in Refsnäs kommen aus allen Theilen Dänemarks und zahlen Kostgeld; das Gros der in Berck verpflegten Kinder wird von einigen Spitälern in Paris geliefert und bleibt in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu denselben. Aus den Spitälern kommen sie, in die Spitäler gehen sie zur Wiederbesichtigung zurück. So ist denn auch die Reise nach Refsnäs Sache der Kinder selbst oder deren Angehöriger, während die Pariser Kinder in größeren regelmäßigen Transporten ungefähr zehnmal jährlich, aber nur während der guten Jahreszeit, nach Berck geholt und von Berck zurückgebracht werden.

Kinder mit ansteckenden Krankheiten werden natürlich nirgends aufgenommen, in Wijk aan Zee nicht einmal solche in deren Familie während der vorhergegangenen zwei Monate eine ansteckende Krankheit vorgekommen ist. Auch Krankheiten, welche Störungen erheblicher Art herbeiführen könnten, wie Idiotie und Epilepsie, sind überall ausgeschlossen. Jedes Hospiz will natürlich nur heilbare Fälle, aber man kann sich denken, daß diesem Wunsche hier und da auffallend Hohn gesprochen wird, oft aus Flüchtigkeit, oft aus Unkenntnis, von anderen Gründen ganz zu schweigen. Das große Hospital Berck hatte so von 1869 bis 1882 unter 4692 Patienten 339 Todte = reichlich sieben auf hundert.

Das Heil-Personal beträgt zu Refsnäs 30 Personen. Von diesen sind mit der eigentlichen Pflege und dem Dienste der Kranken beschäftigt 22, die andern gehören zur Verwaltung und Wirthschaft. Diese sämmtlichen Personen haben reichlich zu thun. Das weibliche Pflegepersonal ist ein weltliches und besteht aus vier Pflegerinnen, einem Krankenmädchen für die bettlägerigen Kinder, elf Mädchen, von denen die besten Wärterinnen werden, einer Badefrau und einer Nachtwachfrau. Sie verrichten ihre oft schwierigen Obliegenheiten mit großer Geschicklichkeit. Bei dem Baden und dem dabei stattfindenden Wechsel der Verbände lief alles ruhig und glatt ab; kein überflüssiges Wort erscholl, aber auch kein Klagelaut trotz der schweren Wunden, welche entblößt wurden, die Kinder saßen mit dem Ernste von Erwachsenen, die ihre Pflicht zu thun bewußt sind, im Bade oder unter der Dusche, und das Personal that ernst und geräuschlos seine Arbeit. Diese Pflegerinnen und Wärterinnen stehen unter einer Pflegemutter, welche, ihrem Namen entsprechend, die mütterliche Aufsicht über die ganze Existenz der Kinder hat und eine gebildete Dame ist. Die Badefrau ist nur unter der Badezeit da und auch die Nachtwachfrau erscheint nur während der Zeit ihrer Amtspflichten. Letztere macht Nachts allstündlich die Runde in den Zimmern und sieht nach den Kindern. Die ärztliche Behandlung und Leitung wird von einem Oberarzt und einem Reserve-Arzt bewirkt. Eine Lehrerin ertheilt einige Stunden des Tages Unterricht, auch in Gymnastik.

In Berck ist die Sache wesentlich großartiger angelegt. Das Personal besteht aus rund 100 Köpfen. Davon sind im Dienste der Kranken und in allem was damit zusammenhängt, allein 76 Ordensschwestern beschäftigt; in deren Händen liegt also auch die Reinigung der Krankenzimmer, die Wäscherei, die Küche und die Apotheke. So ist dies ein Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, aber unter weltlicher Leitung und Verantwortung. Die Barmherzigen Schwestern (Franciscanerinnen) schienen Dr. Rohden auch hier über alles Lob hinausragend. Der ärztliche Director hat zwei Assistenzärzte zur Seite.

Refsnäs hat im Jahre 1884 eingenommen insgesammt 69 116 Kronen = 77 400 Mark, zum allergrößten Theile aus den Kostgeldern der Kinder, welche für die Mehrzahl für Kopf und Tag 2 Kronen = ℳ 2.25 betragen. Da die Ausgaben desselben Jahres insgesammt nur 823 Kronen mehr betragen, kann man füglich sagen, daß die Anstalt sich selbst erhalten habe. Im ganzen waren während dieses Jahres 240 Kinder dort mit zusammen 36 137 Krankentagen, jedes Kind kostete also durchschnittlich den Tag 1 Kr. 93½ Oere, über 2 Mark. Von diesem Betrage trifft aber die Beköstigung der Kinder nur der kleinste Theil, nemlich nur 56 Oere = 63 Pfennig.

Immerhin fällt auf den Unterhalt der Löwenantheil der Ausgaben, nemlich 29 600 Kronen, während die Besoldungen 12 742 Kronen = 14 271 Mark erfordern. Im ganzen ist der Betrieb sehr sparsam, und es wird mit Vernunft so gewirthschaftet, daß alles Nothwendige für wenig Geld da ist. Der Maschinist macht sehr geschickt billige Ersatzmittel für kostspielige orthopädische Apparate, ein Hühnerhof ist vorhanden, und zwei starke Pferde, welche der Anstalt gehören, verdienen die beträchtlichen Summen, welche sonst die Fahrten von dem eine Stunde entfernten Städtchen kosten würden. Die unmittelbare Nähe der See, welche vor der Thüre der Anstalt ihre Wellen schlägt, macht Badekarren oder Transportmittel der Kranken überflüssig; die Kinder gehen unmittelbar vom Hause in Badehäuschen zum Auskleiden.

In Berck geht es großartiger her. Refsnäs ist die Schöpfung einer Anzahl menschenfreundlicher Aerzte, Dr. Engelstedt voran: das große Hospital zu Berck dagegen hat die große Stadt Paris aus kleinen Anfängen, nemlich einer ebenfalls einem wackeren Arzte zu dankenden kleinen Anstalt emporwachsen lassen. Das kleine Hospital hatte 100 000 Frcs. gekostet, die Kosten des großen in seiner ersten Form stiegen für 580 Krankenbetten auf 3,200 000 Frcs. Das Bett, welches zuerst kaum 1000 Frcs. kostete, mußte dann mit 5500 Frcs. berechnet werden. In seiner jetzigen Gestalt für 734 Kinder, 140 Angestellte und deren Angehörige eingerichtet, hat das Hospital gegen 5 Millionen Francs gekostet. „Diese Summe", sagt Dr. Rohden, „ist gewiß sehr hoch, besonders uns wird sie so erscheinen, weil wir das Glück gehabt haben einen im richtigen Moment kühlverständigen und sparsamen Baumeister zu finden. Ich denke mir, daß in der Ausdehnung der Gänge und Treppen ohne Schaden hätte gespart werden können, ebenso in der üppigen Ausstattung der sämmtlichen Hauptgebäude mit meterhohem Kiefernholzgetäfel. Im übrigen ist es aber, wenn auch in der besten Weise, so doch ohne die phantastische Verschwendung von Margate gemacht und vorhanden, und die 874 Menschen sind so bequem und geräumig untergebracht, daß kein hygieinischer Schaden entstehen kann, und darauf kommt es in diesem Falle doch zuoberst an." Der zahlenden Pensionäre, welche in dem „kleinen Hospital", dem ursprünglichen, untergebracht werden, sind nur 60—80, welche für Tag und Kopf früher 1 Frcs. 80 Cts., jetzt 2 Frcs. 10 Cts. zahlen. Die übrigen Kosten fallen der Stadt Paris zur Last, welche durch das Hospital den großen Vortheil hat, ihre städtischen Hospitäler um die chronischen Fälle erleichtert zu sehen, sodaß in jenen Platz für acute Krankheiten wird. Die jährlichen Ausgaben des Hospitals beliefen sich 1884 auf 418 880 Frcs. = 335 104 Mark. Bei Annahme einer stetigen vollen Besetzung der 734 Krankenbetten das Jahr hindurch ergeben sich 267 810 Krankentage. Danach würde auf Kopf und Tag die nicht große Summe von kaum über 1½ Frcs. entfallen. Die Kinder sind also um über 1 Mark billiger verpflegt als in Refsnäs. Ueber die Hälfte der Ausgaben wird von den Lebensmitteln verschlungen, nemlich 233 700 Frcs. Diese Summe verglichen mit derjenigen der Krankentage, 267 810, stellt sich heraus, daß für Kopf und Tag noch nicht 1 Frc. für Lebensmittel gebraucht werden. Ein billiger Posten sind die 76 weiblichen Pflegerinnen und dienenden Schwestern, von welchen 30 je 260 Frcs., 46 je 180 Frcs., im Durchschnitte je 211 Frcs. 50 Cts. = 169 Mark 30 Pf. erhalten, nahezu ebensoviel wie die gleichen Personen in Refsnäs, „immerhin jedoch um die Hälfte mehr als Barmherzige Schwestern bei uns bekommen in ähnlicher, vielleicht noch schlimmerer Beschäftigung. Die ausgezeichneten Vincentinerinnen, welche das Idiotenhaus in Niedermarsberg verpflegen und unterrichten, bekommen nur je 105 Mark."

In Dr. Rohden's praktischen Schlußfolgerungen heißt es: „Je größer der Betrieb, desto billiger stellt sich auch in Hospizen die Verpflegung des einzelnen Kranken. In Refsnäs kostet trotz aller Sparsamkeit das Kind eine Mark mehr den Tag als in dem großartigen Berck. Von dem Anlage-Capital ist dabei freilich nicht die Rede, dessen Zinsen bei Berck allein das Budget mit 250 000 Frcs. belasten würden, aber selbst dann würde auf Kopf und Tag noch weniger fallen als in Refsnäs.

Der Hauptposten wird dort wie hier von den Lebensmitteln gebildet. Aber in Berck kostet die Ernährung der Kinder trotz ihrer Menge und trotz eigener Wirthschaft der Anstalt für Tag und Kopf 17 Pfennig mehr. Davon kommen 9 Cts. auf Wein und Bier, vielleicht das übrige dann auf den Umstand daß in Berck zweimal Fleisch täglich gegeben wird. In Refsnäs scheinen außerdem billige Fleischformen in der Uebung zu sein; zweimal wöchentlich Frikadellen und einmal Fleischklöße ermöglichen niedrige Metzgerrechnungen. In Berck kommt nun noch die Schwierigkeit des Transports von Paris bis an den Canal hinzu, in Refsnäs handelt es sich nur um den kleinen Weg von Kallundborg nach dem Hospiz. Um dies möglichst billig abzumachen, allerdings auch des Personentransports wegen, haben sich beide Anstalten gezwungen gesehen Pferde zu halten. Der Umstand, daß trotz kostspieligerer Verpflegung als zu Refsnäs das Kind in Berck doch so wesentlich weniger kostet als in Refsnäs, beweist daß es die Verwaltung, die Nebenumstände sind, was die Kostspieligkeit des Betriebes ausmacht. Je großartiger der Betrieb, desto weniger kostet der einzelne Pflegling.

„Ein Hospiz kann auf eigenen Füßen stehen, wenn es nicht von vornherein edelmüthiger ist als das Publicum. Dänemark ist ein kleines und nicht reiches (?) Land, aber das Hospiz Refsnäs ist trotzdem dauernd gefüllt mit Kindern, für welche ℳ 2.25 für Tag und Kopf gezahlt wird. Das Hospiz hat nur noch wenig Beiträge nöthig zu seinem Bestehen. Das Hospiz in Margate dagegen erklärt trotz des Reichthums von England nicht in seinem Bestande bleiben zu können, denn es ist großartiger gewesen als die Mehrheit des Publicums. Am wohlthätigsten im Verhältnis zu seiner Größe erscheint in unserer Sache übrigens Holland" (das reichste aller Völker übrigens auch!). „Es erhält aus freiwilligen Beiträgen und Geschenken drei Seehospize, und allein die Legate und Geschenke welche 1884 dem Amsterdamer Kinder-Hospital zuflossen, betragen in Summa 17 502 Fl. = 29 753 Mark. Aber auch sie verlangen Zahlungen von Seiten der Angehörigen oder Behörden, welche die Kinder senden, in Scheveningen wie in Wijk aan Zee je 1 Fl. für Kopf und Tag. Denn auch solche Wohlthaten werden misbraucht. Gegen die Benutzung der Hospize durch solche Personen, welche nicht nöthig haben Begünstigungen von wohlthätigen Anstalten nachzusuchen oder anzunehmen, haben die Gesetze mancher Anstalten sehr energische Maßregeln getroffen. Für die Aufnahme in Margate ist ein Armuthszeugnis erforderlich; jeder Patient, der nach seiner Aufnahme als nicht arm befunden wird, soll sofort entfernt werden.

„Geistliche Krankenpflege ist nicht unbedingt erforderlich, weder der Billigkeit noch sonst eines anderen Grundes wegen. Ist dieselbe nicht billig oder gut genug zu haben, so ist auf weltliche zurückzugreifen. Refsnäs und die holländischen Hospize zeigen, daß aus guten Dienstmädchen vortreffliche Wärterinnen und Pflegerinnen erwachsen können. Das erziehliche Moment hat mit dem Hospital nicht mehr zu thun, als gut geartete Mädchen unter Leitung einer gebildeten Pflegemutter oder eines pädagogischen Beamten zu leisten imstande sind; der den Kindern zu ertheilende Unterricht soll lediglich dazu dienen, die Kinder zu beschäftigen, sie frisch zu erhalten. Einige chirurgisch geschulte Pflegerinnen bilden den Stamm, an dem sich die andern heranbilden können. Die Zahl der Pflegerinnen ist, das geht vorzüglich aus den Verhältnissen von Refsnäs hervor, bei guten Eigenschaften derselben und nicht etwa gar zu ausschließlich vorhandenen schwerkranken Pfleglingen nach dem Verhältnis von 1 auf 25 zu berechnen."

Trost in Trübsal.

Ein Arzt, der ein Seelenkenner war, wurde zu einer reichen Dame gerufen. Sie hatte in kurzer Zeit ihren Mann und ihr einziges Kind verloren und war von den Anstrengungen der Krankenpflege, sowie von den Gemüthsbewegungen nun selbst erkrankt. Weil aber der Tod ihrer Lieben ihr Vertrauen in ihren bisherigen Hausarzt erschüttert hatte, so ließ sie den Doctor F. holen, der für einen sehr geschickten und zuverlässigen Arzt galt. Er that in seiner langsamen, bedächtigen Art einige Fragen, sah dabei die Frau ein Weilchen mit seinen Falkenaugen an, die er dann wieder über die Einrichtung des Zimmers streifen ließ, gab etliche Winke über die einzuhaltende Lebensweise und forderte endlich Papier und Dinte, um ein Recept zu schreiben. Er überreichte es, nachdem er es sorgfältig mit der Löschrolle getrocknet hatte, zusammengefaltet seiner Kranken und empfahl sich dann sehr eilig, eiliger als mit seinem sonst so gelassenen Wesen zu stimmen schien. Sie entfaltete das Blättchen mit der gedankenlosen Neugier, mit welcher der Ungelehrte die gelehrten Krakelfüße einer für ihn bestimmten, aber ihm jedenfalls unverständlichen ärztlichen Vorschrift zu betrachten pflegt, las aber statt derselben von einer sehr deutlichen Hand geschrieben die Worte: Thun Sie etwas für irgend jemand!

Die arme Frau sank in ihrem Sessel zusammen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Der Griff des Arztes hatte grade die Stelle berührt, die sie am meisten schmerzte. Sie stand ja jetzt allein in der Welt, sie die so reich an Liebe gewesen war, die soviel Liebe empfangen und soviel Liebe gegeben hatte. Woher kamen die langen bangen, schlaflosen Nächte, die ruhelosen Tage, das Weh in Kopf und Herz anders als von dem unaussprechlich bitteren Gefühl der Vereinsamung, das sie auf Schritt und Tritt begleitete? Thränen überflutеten ihr Gesicht, sie meinte, wie so oft schon, die Schritte ihres Mannes im Vorzimmer zu hören, das fröhliche Lachen ihres Kindes, der beiden, denen sie alles gewesen war, für deren Behagen sie hundertmal das ihrige geopfert, für die sie ausschließlich gelebt hatte. Wem war sie jetzt noch nöthig? Es schien ihr, wie so oft schon, unmöglich weiterzuleben, vielleicht noch lange Jahre, denn sie war jung; wer doch nur auch sterben könnte! — —

Da klopfte es leise an die Thür, und ihr Stubenmädchen kam mit einem auffallend verstörten, schreckensbleichen Gesicht herein. Das Mädchen war erst kürzlich bei ihr in Dienst getreten, und sie wußte von seinen Verhältnissen nichts, die Trübsal im eigenen Hause hatte sie abgehalten, sich persönlich um die neue Magd zu bekümmern, wie sie doch sonst zu thun pflegte. Was wollen Sie, Marie? fragte sie mit müder Stimme und erhob kaum den Kopf.

Ich wollte die gnädige Frau um Erlaubnis bitten, auf ein paar Stunden weggehen zu dürfen, sagte das Mädchen, an allen Gliedern zitternd, und wenn — ach, wenn Sie mich doch gleich ganz gehen lassen wollten! es fände sich ja wohl eine andere —, die Sie brauchen könnten.

Jetzt richtete sich die betrübte Frau auf und sah das Mädchen an. Aber was ist denn? fragte sie; warum wollen Sie so plötzlich fort?

Nun erzählte das Mädchen stockend und mit oft versagender Stimme, sie habe einen Bruder in der Stadt, der Maurer sei, und jetzt eben habe man ihr die Nachricht gebracht, er sei vom Gerüst gefallen, habe sich den Kopf schwer verletzt und den Arm gebrochen, und seine Frau liege mit einem vierzehn Tage alten Kinde in den Wochen, und es seien noch zwei kleine Kinder da; nun müsse sie dort ins Haus und helfen; sie habe sich auch etwas erspart, und so gern sie auch den guten Dienst behielte — wenn die gnädige Frau sie doch nur entlassen wollte — —

Die Augen der einsamen Frau waren bei dieser jammernden Bitte wieder auf das vor ihr liegende Recept gefallen: Thun Sie etwas für irgend jemand! Sie strich sich mit der Hand über die verweinten Augen, dann stand sie auf, legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter und sagte: Packen Sie von Ihren Sachen ein, was Sie in den ersten Tagen nöthig haben, Marie, schicken Sie mir die Haushälterin hierher und sagen Sie Franz, daß er gleich anspannt; ich will mit Ihnen zu Ihrem Bruder fahren, und Sie sollen zur Pflege so lange dort bleiben, wie es nöthig ist; Ihr Platz bleibt Ihnen hier unterdessen offen.

Als die reiche Frau mit dem armen Mädchen in den Wagen stieg, hatte die Haushälterin nach erhaltenem Auftrage einen Korb mit allerlei Vorräthen hineingestellt, wie sie im Haus der Krankheit gelegen kommen, und Marie brauchte ihre Ersparnisse nicht anzugreifen. Wenn sie in der Pflege des Verunglückten und der Wöchnerin aber eine Ablösung brauchte, so war eine schwarzgekleidete Frau da, die täglich in die Hütte kam und mit Hand anlegte, und auf deren blassem Gesicht ein heller Freudenschimmer glänzte, als ihr die Genesenen das erstemal bis an die Thür entgegenkamen. Den stürmischen Dankesbezeugungen wehrte sie leise. Ihr habt mir einen größeren Dienst erwiesen als ich euch, sagte sie; wollt ihr aber Gott dankbar sein, so thut etwas für irgend jemand.

Der neue mächtige Zug der Geister.

Der frühere Bürgermeister von Posen, jetziger Rechtsanwalt Herse begann einen dort am 28. Februar gehaltenen Vortrag über öffentliche Armenpflege und private Wohlthätigkeit mit folgenden ergreifenden Sätzen:

„In diesen trüben Tagen leidenschaftlicher Parteiung, religiösen Haders, wirthschaftlichen Niederganges, eines hin- und herwogenden rücksichtslosen Kampfes um materielle Interessen hebt sich auf dem dunklen Zeitgrunde licht und und hell ein praktischer Gemeinsinn ab, der Heimat und Gegenwart uns verklärt. Wie ein erfrischender Frühlingshauch muthet es es uns an, wenn wir um uns schauen und sehen, welche schönen Blüthen er in den letzten Jahren gezeitigt, wie sich immer neue Ringe in die Kette gemeinnütziger Bestrebungen schlingen, die, sich durch ganz Deutschland ziehend, die feindlichen Elemente verbindet, wie man überall der Noth der Welt nachzuspüren und ihr abzuhelfen sich bemüht. An allen Ecken und Enden unsres Vaterlandes sehen wir Krippen errichten, Kleinkinderbewahranstalten, Kinderschutzvereine, Jugendheime und Jugendhorte, Schulwerkstätten, Jugendspiele im Freien, Feriencolonien, Kinderheilstätten in Soolbädern, Seehospize, Ferienheime, Versorgungshäuser für Gefallenene, Heimstätten für Fallsüchtige, Trinkerasyle, Arbeitercolonien, Asyle für Obdachlose, Kaffeeschenken, Volksküchen, Vereine für entlassene Strafgefangene und wie die Thaten reiner Menschenliebe alle heißen. Die deutschen Bildungsvereine konnten sich dem neuerwachten mächtigen Zuge der Geister nicht verschließen; die um sie wogende Flut schaffenden Lebens riß auch sie mit fort."

Vom Vegetarismus.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten neben meinen Gästen.
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den besten.

Goethe.

Gespräch zwischen einem vernünftigen Menschen und einem Vegetarier.

„Mein lieber Herr V." — so sagte kürzlich bei einem prächtigen Mittagessen der Dr. B. zu seinem Nachbar — „ich halte Sie doch sonst für leidlich verständig, aber daß Sie Vegetarier geworden sind, die Marotte hätten Sie billig einem anderen überlassen können."

Also eine Marotte ist der Vegetarismus?

„Ich habe mich noch sehr mild ausgedrückt. Wenn Sie

meine ganze Meinung hören wollen: er ist nichts als die verrückte Ausgeburt ein paar toller Phantasten."

Nur gemach! Nennen Sie ihn, wie es Ihnen beliebt. Ich bin starke Ausdrücke gewöhnt. Nur hören Sie auch mich an.

„Unsere Frau Wirthin hat es so eingerichtet, daß ich Ihnen nicht ausweichen kann. Sie sitzen mit leerem Teller und haben Wasser im Glase, ich genieße mit allen fünf Sinnen. Es ist nur in der Ordnung, daß Sie auch ein Vergnügen haben. Ich gönne Ihnen die Seligkeit des Bekehrens."

Sie Spötter! Ich sollte mich nicht mit Ihnen auf Eine Bank setzen. Aber ich weiß wohl, daß Sie den Spott nur als Nebengewerbe betreiben. Im Ernst: wollen Sie mich hören?

„Gewiß! Denn ich weiß, Sie gehen sänftlich mit mir um und verekeln mir Austern, Sect und Hummerpastete nicht. Was ist der Vegetarismus?"

Die Kunst und Wissenschaft des naturgemäßen Lebens.

„Das wäre vortrefflich, wenn wir nur wüßten, worin das naturgemäße Leben besteht."

Grade das will der Vegetarismus erforschen, und hat es auch, wie ich überzeugt bin, zum großen Theile bereits erforscht.

„Ich bin doch neugierig, was Ihr entdeckt habt."

Der Mensch ist seinem ganzen Bau und insbesondere der Beschaffenheit seiner Verdauungs-Organe nach weder ein Fleischfresser wie der Tiger, noch ein Grasfresser wie das Rind, noch ein Allesfresser wie das Schwein, sondern gleich den höchstentwickelten Classen der Affen, ein Fruchtesser. Diese Erkenntnis verdanken wir Cuvier, dem größten vergleichenden Anatomen der Neuzeit, und mit ihr macht der Vegetarismus Ernst, indem er Mehlfrucht und Obst zur Nahrung anweist, dagegen alles, was von todten Thieren herrührt, als ungeeignet verwirft. Selbstverständlich empfiehlt er die Muttermilch für Säuglinge, als von der Natur selbst geboten. Ob aber Gemüse, Thiermilch, Butter, Käse und Eier zuzulassen, das ist in der vegetarischen Litteratur streitig. Meistens wird es als Zugeständnis für die heutige Uebergangszeit bejaht, und auch ich gehöre dieser milderen Richtung an.

Was erfahrungsmäßig auf Blutbildung und Nerven schädlich wirkt, müssen wir meiden, insbesondere scharfe Gewürze, Kaffee, Thee, Taback, Alkohol in jeder Form.

Positiv verlangt unsere Heillehre Pflege des Körpers und Geistes durch zweckmäßigen Wechsel von Arbeit und Ruhe, geistige und körperliche Uebung, Sorge für reine Luft, gesunde Wohnung, rationelle Kleidung und Hautpflege.

Unser oberstes Gesetz aber ist die größte Mäßigkeit im Genießen, ohne daß wir uns deshalb zur Mittelmäßigkeit verdammt glauben.

Der Vegetarismus ist nichts als angewandte Gesundheitslehre.

„Mit allem will ich mich einverstanden erklären; nur das Fleisch halte ich für nothwendig. Das sagen auch alle Aerzte."

Alle ist wohl zu viel gesagt. Wir haben auch studirte und von wohllöblicher Prüfungs-Commission examinirte, approbirte vegetarische Aerzte, unter den ich nur den Dr. Doche auf der Waid bei St. Gallen und den Dr. Lahmann, früher in Stuttgart, jetzt in Chemnitz, nennen will.

„Sie wollen mich mit Ihren „studirten, examinirten, approbirten" aufziehen, und sollten doch wissen, wie wenig mir unsere deutsch-chinesischen Examina imponiren, die nur dazu bestimmt erscheinen, der lieben Mittelmäßigkeit falsche Legitimationspapiere zum Zweck ihres besseren Fortkommens in die Hand zu drücken, und gar zu oft wahres Studiren und Forschen grade bei Begabteren erschweren, wenn nicht vereiteln. Mir geht das Herz und der Mund über, wenn ich an diese Brutkästen des deutschen Philisteriums und seines Dünkels denke. Doch halt! Heute haben Sie das Wort. Ich verrathe sonst noch die tiefsten Geheimnisse der auf hohen Schulen gebildeten, vorschriftsmäßig dressirten Männer der gelehrten Berufsarten in Deutschland."

Also alle Aerzte, das wäre zu viel gesagt. Und wenn auch alle — 3000 principielle Vegetarier in Deutschland, 6000 in Amerika, 9000 in England beweisen das Gegentheil, ganz abgesehen von der großen Masse Minderbegüterter, insbesondere auf dem Lande, welche so wenig Fleisch genießen, daß es bei der Frage ihrer Ernährung nicht ins Gewicht fällt.

Und beweist das gar nichts, daß sehr viele, die bei gewöhnlicher Lebensweise trotz Wasser- und Luftkuren und größter Ruhe und Vorsicht schwer krank daniederlagen und nicht genesen konnten, wenige Monate nach Annahme der vegetarischen Diät ihre volle Gesundheit wieder erlangt haben? Ich habe den Vegetarismus schlechtweg als experimentum in corpore vili an mir selbst versucht und einen glänzenden Erfolg damit erzielt. Probiren geht über studiren. Wir leben im Zeitalter der Experimentalphysik. Versuche es jeder, der überhaupt für die Frage der richtigen Ernährung Interesse hat. Aber nicht acht oder vierzehn Tage nur — denn dann kommt er niemals über die Unbehaglichkeit des Uebergangs hinweg —, sondern mindestens drei Monate hindurch. Dann wird bald genug die angebliche Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Fleischnahrung als ein Vorurtheil erkannt werden.

„Sie sind warm geworden, lieber Freund, und der ganze Tisch hört schon dem Propheten zu. Steigen Sie von der Rednerbühne zu mir simpeln Manne des gesunden Menschenverstandes herab, und lassen Sie auch der Logik ihr Recht. Sie waren krank, Sie wurden Vegetarier, Sie sind gesund. Sie nehmen es für Ursache und Wirkung, ich sehe nur eine zeitliche Aufeinanderfolge. Es ist die alte Verwechselung. Nach diesem, also durch dieses. Wunderglaube, lieber Herr Nachbar, Wunderglaube! Sie geben keinen zureichenden Grund für die von Ihnen erlebte Thatsache. In der Wissenschaft aber fällt selbst das Wahre so lange in die Kategorie des Wunderglaubens, als nicht die Erklärung gefunden ist. Sie schweigen? Sie sind besiegt."

Sie triumphiren zu früh, verehrter Herr Doctor! Ich überlegte nur, an welchem Ende ich die kunstvoll geknüpfte Schlinge anfassen müßte, um sie aufzulösen. Nun denn! Mein Handwerk verweist mich an die Logik. Sie ist das Ein und Alles des Juristen. Ich müßte mich vor Gott und der Welt schämen, wenn das Handwerkszeug schadhaft wäre. Haben Sie schon einmal Ursache und Wirkung körperlich auf dem Tisch liegen sehen? Haben Sie sie schon einmal mit den Händen betastet?

„Sie werden philosophisch und das ist gar nicht zeitgemäß, noch dazu bei Tische."

Halten Sie nur einen Augenblick still, es thut nicht weh. Ich weiß wohl, worauf Sie hinaus wollen und komme Ihnen lieber gutwillig entgegen. Ursache und Wirkung sind keine körperlichen Dinge, sondern Begriffe. Es ist eine eigene Kraft und Fähigkeit des Geistes, zeitlich aufeinander folgendes durch die Denkform der Causalität innerlich mit einander zu verknüpfen, sich als von einander abhängig, als Bedingung und Bedingtes vorzustellen.

Der materielle Stoff für den Causalitätsdenkproceß ist also der Umstand, daß das eine Ereignis früher, das andere später eingetreten ist. Dann verliert der erhobene Einwand eine zwingende Kraft, denn die zeitliche Aufeinanderfolge ist die nothwendige Voraussetzung des Schlusses auf Ursache und Wirkung.

„Sehr wohl! Aber die Schwierigkeit liegt grade darin, den bedingenden Umstand für den einzelnen Fall zu ermitteln, namentlich wenn er vereinzelt auftritt. Wenn der Ball fliegt, nachdem er geschlagen worden, wenn der Hungrige satt ist, nachdem er gegessen hat, so schließen wir mit Recht, daß das eine die Wirkung, das andere die Ursache, weil die Erfahrung immer und immer wieder in gleicher Weise gemacht wird und wir dadurch zur Annahme des nothwendigen Zusammenhangs gezwungen werden. Aber bei Ihnen? Wer hat je davon gehört, daß nach dem Uebergang zur vegetarischen Lebensweise alle Krankheiten und Leiden verschwinden?"

Darin haben Sie Recht. Ein Alleinheilmittel, ein modernster Wundercurschwindel ist der Vegetarismus nicht. Einem gänzlich zerrütteten Organismus kann auch die pythagoräische Lebensweise nicht wieder aufhelfen. Aber wo noch einige Lebenskraft vorhanden, da wirkt sie wundergleich. Fragen Sie nur in unseren Reihen nach. Die meisten sind durch schwere Leiden zu uns geführt worden und haben ohne irgend welche medicinische Behandlung nach wenigen Monaten die verlorene Gesundheit wieder erlangt.

„Nun ja! Ich will gern glauben: wenn Sie mäßig leben, Bier und Wein und Likör meiden, nicht rauchen, fleißig baden u. s. f. u. s. f., dann müßte es ja mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn Sie nicht gesund bleiben würden. Was hat das aber mit dem Fleisch zu thun?“

All das habe ich ein ganzes Jahr hindurch gethan, ohne daß es mir geholfen hätte. Nachdem ich mich obendrein des Fleischgenusses drei Monate hindurch enthalten, war ich genesen. Andere versichern mir, daß es ihnen ähnlich ergangen.

„Wie erklären Sie die Wirkung? Die kahle Thatsache sagt gar nichts. Geben Sie einen zureichenden Grund.“

Sie zwingen mich auf ein Gebiet, auf dem ich mich ungern bewege. Ich „tumber Laie“, um mit Walther von der Vogelweide zu reden, soll mit medicinischen Argumenten fechten.

„Ei, lieber Freund, Sie brauchen Sich nicht zu scheuen. Es ist ja kein Arzt, der uns hörte, in der Nähe.“

Möchten mich doch recht viele hören! Vielleicht veranlaßte mein unwissenschaftliches Geplauder diesen oder jenen der gelehrten Herren zu ernsteren Untersuchungen.

„Nun heraus mit Ihren Gründen. Schließlich fallen Sie bei mir in den Verdacht, daß Sie heimlich Romane schreiben, in denen Sie die Leute durch drei dicke Bände hindurch spannen, um endlich...“

Hier sind meine Gründe. Das Fleisch enthält eine große Menge Zersetzungserzeugrisse: Krealin, Kreatinin, Saccin, Harnsäure, Harnstoff u. dgl., die eine sehr mächtige Wirkung auf Nerven und Muskeln ausüben. In kleineren Gaben bringen sie eine Erregung, in größeren eine Ermüdung, in extremen Fällen sogar eine Lähmung in diesen Organgruppen hervor. *) Das Fleisch wird so schnell und so vollständig resorbirt, daß zur Weiterbeförderung eine zu geringe Masse zurückbleibt. Auch fehlt die wohlthätige mechanische Reibung, welche die unverdaulichen Pflanzerfaserstoffe ausüben. Daher rührt oftmals Verstopfung nebst ihren Folgen. Die Hautporen, — doch es ist unnöthig, weitere Gründe vorzubringen. Das Angeführte genügt meiner Meinung nach vollständig.

„Ich will doch einmal meinen Hausarzt fragen, der mir noch kürzlich Braten und guten Rothwein gegen Nervosität verordnet hat.“

Mir summt da ein recht unhöflicher Goethe'scher Vers im Kopfe, den ich nicht ganz zusammenbringen kann: „Die Krankheit ist ein Capital, wer wollte das vermindern.“

„Auf meinen Arzt laß ich nichts kommen!“

Es ist nicht so bös gemeint. Aber ein älterer Herr wird sich schwerlich zu einem Experiment verstehen. Uebrigens Sie sind ja ein eifriges Mitglied des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke. Ein anderesmal erzähle ich Ihnen, warum das Fleisch den Genuß geistiger Getränke befördert und auch sonst der Sittlichkeit schädlich ist. Für diesmal verzeihen Sie. Ich sehe den Spargel kommen. Ich habe lange gefastet und muß mich nun wacker daran halten. Sonst bin ich der einzige Gast, der hungrig nach Hause geht.

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen; aber! aber! Mich haben Sie noch nicht. So lange ich lebe, will ich genießen.“

Ich genieße jetzt auch. Sehen Sie, wie trefflich es mir schmeckt.

*) Prof. Dr. med. Ranke in den Grundzügen der Physiologie des Menschen. S. 223.

„Und Sie kehren doch noch zu Bouillon und Wein und Wein und Braten zurück.“

Ich glaube, Sie irren Sich. Eine Ueberzeugung, welche sich eines Skeptikers seinem eigenen Unglauben zum Trotz bemächtigt hat, ist fest begründet.

Dr. B. bei Seite: „Sonderbarer Schwärmer!“

Lothar Volkmar. *)

*) Der Verfasser wünscht Entgegnungen.

Der Herausgeber.

Verzeichnis der Knabenarbeitschulen Deutschlands,

in Stuttgart aufgestellt.

Adorf (Sachsen).	Meerane (Sachsen).
Aue (Sachsen).	Markneukirchen (Sachsen).
Auerbach (Sachsen).	Penzing.
Dresden-Friedrichsstadt,	Pforzheim (Baden).
„ Neu- und Antonstadt.	Plauen (Sachsen).
Darmstadt (Hessen).	Pausa (Sachsen).
Gengenbach (Baden).	Salzungen.
Grimma (Sachsen).	Seiffen.
Görlitz.	Stollberg.
Groitzsch.	Straßburg (Elsaß).
Heilbronn.	Stuttgart Stöckachschule,
Karlsruhe.	„ Johannesschule.
Lechhausen (b. Augsburg).	Schneeberg.
Leipzig.	Schöneck.
München.	Würzburg.

Selbstverständlich sind hier nur die selbständigen Schulwerkstätten oder Knabenarbeitschulen gemeint, sonst wäre Bremen doppelt mitzunennen, für das Petri-Waisenhaus und die Knabenheime. Ausgelassen ist unser Nachbarort Hastedt; vielleicht noch andere Orte?

Die Knabenarbeitschule zu Stuttgart

wurde im verflossenen Jahre von ungefähr 50 Knaben besucht, welchen wiederum Gelegenheit geboten wurde, ihre Freizeit mit Laubsäge-, Holzschnitz- und Papp-Arbeiten nützlich zu verbringen. Auch heuer machte man wieder die erfreuliche Erfahrung, daß die meisten der Schüler sich durch anhaltenden Fleiß manche Geschicklichkeit in Handhabung der Werkzeuge aneigneten und in Verfertigung verschiedener Arbeiten wesentlich gefördert wurden. Ihr kleiner Arbeitsverdienst ward in der städtischen Sparkasse nutzbringend angelegt.

„Von der Centralstelle für Gewerbe und Handel“ sagt Herr Th. Klunzinger im Jahresbericht, „wurden wir mit einem Vorlagenwerk für die Holzschnitzerei beschenkt, was uns um so werthvoller ist, als wir diesen Zweig des Arbeits-Unterrichtes für einen der nützlichsten halten, weil durch denselben der Schönheits- und Formensinn am meisten geweckt wird. Dagegen stellen wir aus verschiedenen Gründen die Laubsägerei, obgleich sie den Knaben viele Freude bereitet, erst in zweite Linie.“

Der Bericht sagt außerdem: „Im vergangenen Jahr haben wir die weitere Seite unserer Thätigkeit, den Knabenhort nicht außer Acht gelassen. An schönen Sommertagen, namentlich Mittwoch- und Samstag-Nachmittags machte der Lehrer mit den Arbeitsschülern Ausflüge in die nahe gelegenen Wälder. Mit der Freude und Erholung in der herrlichen Natur verbanden wir auch das Bestreben, auf solchen Gängen die Knaben in die Kenntnis der Natur einzuführen. Auf diese Weise verging unter Spiel, Gesang und Declamation der Nachmittag; vergnügt kehrte die junge Schar Abends nach Hause zurück. . . An Tagen zweifelhafter Witterung wurde den Sommer hindurch nach vollbrachter Arbeit noch manche Stunde in fröhlicher Unterhaltung auf dem Schulspielplatze zugebracht.“

Handfertigkeits-Nachrichten.

Im Slöjd-Seminar Otto Salomon's zu Nääs in Schweden sind für die diesjährigen Lehrgänge alle Plätze besetzt; und auch wer 1887 ankommen will, thut wohl sich bald zu melden. Die Einführung der Knaben-Handarbeit in die höheren Schulen Schwedens scheint bevorzustehen.

Von der Stiftung eines Menschenfreundes sind in Leipzig 300 ℳ auf 1886 zur Unterstützung der Schülerwerkstatt ausgezahlt worden.

Land-Krankenpflege.

Wenn in der Krankenpflege überhaupt der thätigen Menschenliebe ein weites Gebiet offen liegt, auf welchem, nach der vorhandenen Noth bemessen, erst die Anfänge der Bebauung sichtbar werden, so gilt das vorzugsweise für die Krankenpflege auf dem Lande, eine doppelt so nöthige und doppelt so schwer zu beschaffende Unterstützung der Heilkunde als in den Städten. Der ausgezeichneten Thätigkeit des Badischen Frauenvereins gebührt das Verdienst, dieses schwierige Gebiet zuerst nachhaltig in Angriff genommen zu haben. Der Bezirksarzt Dr. Brunner zu Schopfheim hat im Auftrage jenes Vereins die sogenannten Helferinnen für ihre Aufgabe vorbereitet und erstattet darüber in den „Blättern des Badischen Frauenvereins“ folgenden höchst bemerkenswerthen Bericht:

„Wie schon früher erwähnt, wurden die Helferinnen mit einem Irrigator, mit einem Schröpfapparat und einem Fieberthermometer ausgestattet, welche Instrumente auf 21 ℳ zu stehen kamen. Bei allen Helferinnen sind die Gemeinden nicht nur für diese Auslagen eingetreten, sondern sie gewährten auch den Schülerinnen für die Zeitversäumnisse während des Cursus eine Entschädigung in der Höhe von 15 bis 35 ℳ. Dieser schöne Zug der Gemeinden ist wohl der beste Beweis für die Erkenntnis der Wohlthat solcher Helferinnen.

Die Vergütungssätze für die Leistungen der Helferinnen sind folgendermaßen festgesetzt worden: 1. für einen Krankenbesuch mit kleinen Verrichtungen 20 ₰; 2. für desgleichen mit größeren Verrichtungen (Schröpfen, Klystier) oder einen solchen, welcher ½ Tag in Anspruch nimmt, 50 ₰; 3. für eine Tag- oder Nachtwache 1 ℳ; 4. für Tag- und Nachtwache 1 ℳ 50 ₰. Für unbemittelte Gemeindeangehörige sind die Leistungen unter 1 unentgeltlich. Jede Leistung hat die Helferin in eine Tabelle einzutragen mit der Angabe, ob dieselbe auf oder ohne ärztliches Geheiß erfolgte. Diese Einträge werden periodisch revidirt, um die mancherseits geäußerten Befürchtungen der Curpfuscherei durch die Helferinnen zu zerstreuen.

Die vorhin erwähnten Taxen wurden den Bürgermeistern mitgetheilt und von diesen in den Gemeinden veröffentlicht. Diese Vergütungssätze dürfen mit Recht als mäßige bezeichnet werden, doch mußten sie diese bescheidene Höhe haben, um dem Institute bei der Bevölkerung Eingang zu verschaffen und um auch den weniger bemittelten Kranken diese Wohlthat zugänglich zu machen. Um aber andererseits den Helferinnen für ihre aufopfernde Mühe Entschädigung zu gewähren und zu verhüten, daß sie auf die Gutwilligkeit der Verpflegten angewiesen sind, welche leicht solche Dienstleistungen als Freundschaftsdienst hinnehmen würden, wurden die Bürgermeisterämter angewiesen, den Einzug der Gebühren halbjährlich durch den Ortsdiener besorgen zu lassen. Zu diesem Zwecke muß die Vorlage der obenerwähnten Tabelle beim Bürgermeisteramt erfolgen.

Was die Leistungen der Helferinnen draußen in ihrem Berufe betrifft, so bin ich mit denselben sehr zufrieden. Mit Pünctlichkeit und Gewissenhaftigkeit kommen sie ihren Obliegenheiten nach und haben sich bereits in das Vertrauen des Publicums zu setzen gewußt, welches es als große Wohlthat empfindet, bei Vollführung der ärztlichen Anordnungen eine sachkundige Hand thätig zu wissen. Die Helferinnen sind aber auch eine große Erleichterung im Verkehr zwischen Arzt und Kranken, der ja auf dem Lande und besonders im Gebirge bei den seltenen Besuchen nur durch Mittelspersonen vor sich geht. Hier kann die Helferin durch eine gut angelegte Temperaturtabelle mit den Bemerkungen über die wichtigsten Vorkommnisse sehr segensreich wirken, indem der Arzt dadurch in den Stand gesetzt ist, Krankheiten in der Entfernung richtig zu erkennen oder erkannte ohne Schaden für den Kranken aus der Ferne zu verfolgen. Insbesondere bei leichten chirurgischen Fällen, wo bei der antiseptischen Verbandmethode nur eine sachkundige Hand den Verband wechseln darf, bringen die Helferinnen dem Arzte große Erleichterung und dem Kranken große Ersparnisse, indem ersterer statt täglicher Besuche nur wöchentlich ein- bis zweimal nachzusehen braucht.

Grade in dieser Beziehung habe ich die Hilfe der Helferinnen schon recht schätzen gelernt. So mußte in Maulburg ein wenig bemittelter Mann an einem tuberculösen Absceß des Schulterblattes operirt werden. Wegen der starken Eiterung sollte der Verband täglich zweimal gewechselt werden, was zwei ärztliche Besuche nöthig machte. Nun konnte ich aber den einen Verband des Tages gut der dortigen Helferin überlassen, welche bei späterer Besserung sogar den Kranken jeden andern Tag allein besorgen konnte.

Ebenso sinnfällig trat die Hilfe der Helferin in Wiesleth zu Tage. Hier erkrankte ein Kind am Scharlach und Diphtheritis. Als Nachkrankheiten kamen Lungenentzündung und eiterige Brustfellentzündung. Letztere wurde lebensgefährdend und drängte zur Operation. Zu diesem Zwecke ins hiesige Krankenhaus gebracht, wurde das Kind, das vier Jahre zählte, durch den Schnitt operirt und es mußte zur besseren Eiterentleerung ein Stück einer Rippe weggenommen werden. Das durch die große Schwäche beinahe empfindungslose Kind erholte sich rasch, konnte aber aus äußeren Gründen — es war das uneheliche Kind einer armen verschämten Fabrikarbeiterin, welche die öffentlichen Mittel nicht anrufen wollte — nicht länger als acht Tage im Krankenhause verbleiben. Die Helferin in Wiesleth mußte das Kind nun in pflegende Obhut nehmen und den antiseptischen Verband täglich wechseln, was sie so zu meiner Zufriedenheit besorgte, daß ich das Kind nur zweimal und später einmal wöchentlich zu besuchen brauchte. Heute ist das Kind, das Ende December operirt wurde, genesen.

In einem bisher unvorhergesehenen Felde war es mir möglich, die Dienste einer Helferin zum weiteren Segen zu verwerthen. So wurden in Fahrnau, einem großen Fabrikorte, von der Hebamme drei Wöchnerinnen inficirt. Um weiteres Unheil durch Uebertragung zu verhüten, mußte die Hebamme bei diesen Frauen außer Dienst gestellt werden. Zur Pflege und Besorgung dieser kranken Wöchnerinnen wurde die Krankenhelferin herangezogen, welche besonders die Ausspülungen zu besorgen hatte. Dadurch konnte die Hebamme dem Krankheitsgifte fernbleiben, sich gründlich desinficiren und weitere Fälle verhüten. Diese Seite der Thätigkeit der Helferin wird in späteren Cursen Berücksichtigung finden. Ueberhaupt muß es vom hygienischen Standpuncte begrüßt werden, daß die Helferinnen in Zukunft den Hebammen die niederen chirurgischen Leistungen und andere Handhabungen am Krankenbette abnehmen, wodurch letztere den Kranken fern bleiben und keine Krankheitskeime zu Wöchnerinnen verschleppen können.

So recht deutlich beleuchtet den Segen der Helferinnen der nachstehende Fall, welcher durch seine Sinnfälligkeit die Gemüther des Bezirkes beinahe mit elementarer Gewalt von der Nothwendigkeit einer geordneten Krankenpflege auf dem Lande überzeugte und dieselben zu Gunsten des Instituts der Helferinnen wie im Fluge umstimmte.

In dem entlegenen Pfarrdorfe Wies erkrankten in einem Zeitraum von zwei Tagen die vier erwachsenen Mitglieder einer Familie an Typhus. Da diese Krankheit im Dorfe endemisch ist und die Bevölkerung einen großen Schrecken vor derselben hat, so wagte sich niemand ins Haus, und die Lage

der armen Kranken war eine äußerst hilflose. Durch einen Nachbar von dem Elende benachrichtigt, wies ich durch diesen Boten die Krankenhelferin in Tegernau an, sich schleunigst nach Wies zu begeben, da hier ihre Hilfe dringend nothwendig sei und sie ihre Kenntnisse da zum Nutzen der Kranken verwerthen könne. Die Helferin folgte meiner Weisung auf dem Fuße, und ich rüstete mich, des andern Tags selbst nachzusehen. Ich darf offen gestehen, mir war vor diesem Besuch etwas bange. War ja die junge Helferin selbständig vor eine große Aufgabe gestellt, welche in ihrem Umfange eine gut geschulte Wärterin erheischt hätte. Ich fühlte deutlich, daß dieser Fall ein Prüfstein war für die Zulänglichkeit meiner Lehrmethode und für deren Resultate in Beziehung auf selbständiges Handeln in der Krankenpflege. Von Freude wurde ich bei meinem Besuche erfüllt. Sofort erkannte man beim Eintritt ins Krankenzimmer eine geordnet thätige Hand. Die Kranken waren aus der dunklen Kammer in zwei luftige und helle Wohnstuben gebracht, lagen in frische weiße Leinwand gebettet, und für die jüngste Kranke war aus überflüssigem Material ein geordnetes Bett zusammengetragen. Jeder Kranke hatte seine Eisblase auf dem Kopf und eine richtig geführte und angelegte Temperaturtabelle. Die Zimmerluft war durch gründliche Lüftung rein und dem Fieberzustande in der Temperatur angepaßt. Die Kranken dankten mit rührenden Worten für die ihnen erwiesene Wohlthat durch Entsendung der Helferin. Diese hielt treu aus, bis die genesenen Eltern die Pflege der Kinder übernehmen konnten.

Die ganze Gemeinde ist augenscheinlich belehrt über den großen Werth der Krankenhelferinnen und empfindet etwas wie Scham und Reue über ihre Kurzsichtigkeit, nicht mit allen Kräften die Ausbildung einer Helferin für die Gemeinde erstrebt zu haben. Sie will die erste sein, dieses Versäumnis nachzuholen. Auch auf den übrigen Bezirk hat dieser Fall seine Wirkung nicht verfehlt. Von verschiedenen Gemeinden ist bei mir angefragt worden, ob weitere Curse stattfinden, in welchen sie nicht unvertreten sein wollen. So ist die Sache einer geordneten Krankenpflege auf dem Lande im diesseitigen Bezirke in ein erfreuliches Wachsthum eingetreten, und ich hoffe es dahin zu bringen, im Laufe des Frühjahres einen weiteren Curs abhalten zu können."

Allerlei Gemeinnütziges.

* Der Südwestdeutsche Herbergsverband ist entstanden als „eine Vereinigung derjenigen Herbergen zur Heimat und verwandten Anstalten für die wandernden Handwerker und Arbeiter in Südwestdeutschland, welche auf dem Boden des evangelischen Christenthums errichtet sind und im Sinne der Inneren Mission wirken, insbesondere durch Einhaltung einer christlichen Hausordnung mit Morgen- und Abendandacht, sowie durch Ausschluß des Brantweins und des Kartenspiels." Der Verband hat den Zweck gegenseitiger Förderung durch Vertretung gemeinsamer Angelegenheiten und durch Austausch von Erfahrungen und erprobten Einrichtungen; er stellt sich ferner die Aufgabe, die Gründung neuer Herbergen anzuregen und überhaupt für die Sache des christlichen Herbergswesens zu wirken. Verbands-Herbergen sind in Stuttgart, Heilbronn, Ulm, Reutlingen, Leonberg, Göppingen, Karlsruhe, Freiburg i/B., Mannheim, Straßburg, Kaiserslautern, Darmstadt, Wiesbaden; Vorort ist Stuttgart.

Am 16. und 17. März d. J. hat an der Landwirthschaftsschule zu Hildesheim die diesjährige Abgangsprüfung stattgefunden. Den Vorsitz führte der Geheime Regierungs- und Provinzial-Schulrath Spieker aus Hannover, während das Curatorium durch Stadtsyndikus Dr. Schmidt vertreten war. Das Resultat der Prüfung war auch in diesem Jahre (es war die neunte Prüfung seit Ertheilung des Freiwilligenrechts) ein sehr erfreuliches, indem sämmtliche achtzehn Prüflinge bestanden und zwar vier derselben unter Erlaß der mündlichen Prüfung. Am Geburtstage unseres Kaisers hat nach dem Schulactus die Entlassung der Abgehenden der Abtheilung B (Ackerbauschule) stattgefunden. Das Sommerhalbjahr beginnt am Dienstag den 4. Mai, und es sind bereits zahlreiche Anmeldungen eingegangen.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 14. Sonntag, 4. April. 1886.

Sparbeförderung bei der Jugend.

Von dem „Deutschen Verein für Jugendsparcassen" kann dessen Geschäftsführer, Pfarrer Senckel in Hohenwalde bei Müllrose mit mehr Recht als in einem anderen bekannten Falle sagen: „Der Verein bin ich!" Deshalb wollen wir aus dem eben veröffentlichten siebenten Bericht die Einleitung als gleichsam seine Thronrede für 1886 hierhersetzen:

Das Jahr 1885 hat unseres Wissens auffallende Fortschritte der Jugend- und Schul-Sparcassen unserem lieben Vaterlande, wie aus den nachfolgenden Nachrichten zu ersehen, nicht gebracht; es sei denn, wir zählen — wozu wir gewissermaßen berechtigt sind — die vielfach von Geistlichen und Lehrern geleiteten, häufig auch überwiegend von Kindern benutzten Pfennigsparcassen oder Spar-Stationen mit Sparmarkenvertrieb auch zu derartigen Bestrebungen. Dann freilich wären wir bedeutend vorgerückt. Denn die Pfennigsparcassen haben in manchen Gegenden Deutschlands, namentlich im Großherzogthum Hessen, Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, in Bayern und Württemberg, Provinz Brandenburg, Westfalen und Rheinland schon eine erhebliche Ausbreitung erlangt. Steht doch eine amtliche statistische Aufnahme über dieselben in Aussicht! Man kann wohl annehmen, daß rund 600 Pfennigsparcassen und dazu 6000 Verkauf- und Annahme-Stellen von Sparmarken in ganz Deutschland errichtet worden.

Andererseits muß freilich abgewartet werden, ob die Erwartungen, die man von ihnen hegt, sich erfüllen. Die beiden Arbeiten des Statistikers der Pfennigsparcassen H. Klein in Siegen für 1882 und 1883 lassen bei genauer Vergleichung vielfach, nemlich in 16 von den aufgeführten 24 meist großen oder doch mittleren Städten, Rückschritte erkennen. In Berlin, Stettin ist die Sache wieder eingegangen, in Bremen, Straßburg i. E. ganz auffallend gesunken. In Bremen gingen die Spareinlagen [durch Marken!] von 27 250 auf 9872 M. zurück, in Straßburg von 14 000 auf 5700 M., in Wiesbaden von 19 062 auf 7993 M., in Königsberg von 40 813 auf 26 100. Allerdings sind dagegen auch an anderen Orten bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, namentlich in Plauen, Frankfurt a. M. In Bochum, Tübingen, Thüringen überhaupt (wo der Städtetag wieder über die Einführung der Schulsparcassen verhandelte), so auch in Zittau heißt es, die Pfennigsparcassen seien eigentlich Kindersparcassen; in Pyritz, das Landvolk wolle sich nicht daran betheiligen. Die Einrichtung der Sparmarken wird vielen Cassen zu theuer, und an diesem Umstande droht die Unternehmung solcher Cassen oft zu scheitern. „Der erste Eifer erkaltet schon wieder", liest man auch. Ob man nicht die Erfahrung, die man in Wien gemacht hat, auch bei uns machen wird? Die Schulen, erfuhr und erfährt man dort immer wieder, halten ihre Sparer fest, die sonstigen Spar-Stationen vermögen das nur in geringem Maße. Warum ruft man denn jetzt in Oesterreich so dringend nach den Schulsparcassen? Gewiß auf Grund dieser Erfahrungen.

Vermag hiernach der deutsche Vertreter des Schulsparcassen-Werkes von „auffallenden Fortschritten" aus jüngster Vergangenheit nichts zu melden, so finden wir einen solchen angekündigt in dem eben ausgegebenen Bericht der Bremer Sparcasse, die unabläßig auf erhöhte Sparbeförderung bedacht ist, sich darin auch durch den Rückgang einzelner zur Benutzung dargebotenen Mittel und Gelgenheiten keinen Augenblick beirren läßt. Es heißt da wörtlich:

Der Verkauf unserer Sparmarken hat auch im Jahre 1885 abgenommen. Er betrug 52 443 Stück, während im Jahre 1884 davon 74 060 Stück, 1883 noch 98 723 Stück und 1882 die bedeutende Zahl von 201 911 Stück verkauft wurden. Bekanntlich verfolgen wir mit dieser Einrichtung vor allem den Zweck, in der Bevölkerung die Neigung für Ersparung ganz kleiner, sonst leicht vergeudeter Beträge anzuregen und zu kräftigen. Um in diesem Sinne besonders auch auf die heranwachsende Jugend einzuwirken, wünschen wir mit Genehmigung der Behörde die Hilfe der Schule in der Weise in Anspruch zu nehmen, daß wir die Herren Schulvorsteher und Oberlehrer der Volks- und Gemeinde-Schulen, der Freischulen u. s. f. ersuchen, uns jährlich die Namen derjenigen Schüler aufzugeben, welche in die zweitoberste Classe der Schule eintreten, und es zu übernehmen dann diesen Schülern die von der Sparcasse mit den entsprechenden Namen und 50 ₰ in Sparmarken versehenen Sparkarten auszuhändigen, auf welchen die Empfänger nur noch weitere 50 ₰ in Sparmarken nachzufügen haben, um das Recht zu erlangen, gegen Einlieferung einer solchen Karte an die Sparcasse ein Sparcassenbuch mit Gutschrift einer Mark zu erhalten. Diese Mark soll für sechs Jahre gesperrt bleiben, wodurch wir eine fortlaufende Controlle über die Zahl der gegen solche Karten ausgenommenen Bücher und deren fernere Benutzung erhalten. Im übrigen soll ein solches Buch in derselben Weise zu weiteren Einlagen und Erhebungen benutzt werden können wie jedes andere Einlegebuch. Die Sparcasse schenkt also bei Aushändigung eines

Buches gegen die oben erwähnte Sparkarte dem Einleger jedesmal 50 ₰, und wir schlagen der Generalversammlung vor, uns aus dem verfügbaren Ueberschuß der Rechnung des Jahres 1885 einen wahrscheinlich für einige Jahre ausreichenden Betrag zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen [was geschah]. Wir sind der Ueberzeugung, daß man keinen gemeinnützigeren Zweck finden kann, und hoffen durch die sich regelmäßig jährlich wiederholende Anregung viel gutes zu stiften.

Die Leiter der Sparcasse werden sich darin nicht täuschen, wenn die Volksschulvorsteher ihren Plan gutheißen und zur Verwirklichung desselben mithelfen. Ein höchst glücklicher Gedanke tritt hier zu Tage. Er pflanzt die Pflege des Spartriebes an einem Puncte in die Schule, wo sie diese nicht stören noch das Selbstgefühl der Lehrer reizen kann; macht die Anlockung zu den ersten kleinen Zurücklegungen fast unwiderstehbar, und gewöhnt an Beziehungen zur Sparcasse in einem Alter, das dafür grade heranreift, hält in denselben auch fest während der ganzen gefährdeten Zeit, wo der junge Mensch aus kindlicher Gebundenheit in die freiere Selbstbestimmung der Lehrjahre übertritt. In dem Texte des Jahresberichts nimmt sich die Sache außerordentlich schlicht und unscheinbar aus. In Wirklichkeit hat sie den gediegenen Glanz einer praktischen socialen Idee. Wenn nicht so viele communale Sparcassen-Verwaltungen sich gewöhnt hätten platt fiscalisch zu rechnen, anstatt des ursprünglichen und heute mehr als je sich aufdrängenden Berufs ihrer Entstehung treulich eingedenk zu sein, müßte diese einleuchtende Neuerung reißend umsichgreifen.

A. L.

Trunkenheit als Strafmilderungsgrund.

Von

Franz von Holtzendorff.

Die statistischen Thatsachen, auf welche Herr Rechtsanwalt Fuld in Mainz neuerdings in dieser Zeitschrift die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat, verdienen sicherlich eine sorgfältige Prüfung. Wenige Erscheinungen der Strafrechts-Pflege erregen außerhalb der juristischen Kreise Deutschlands so ernste Bedenken, wie die häufig aus dem Grunde der Trunkenheit dem Angeklagten zugestandene Strafmilderung, und in keinem anderen Lande hat man Gelegenheit, ähnliche Wahrnehmungen in der Gerichtspraxis zu machen. Dennoch wäre es voreilig zu glauben, es könnte durch schleunige Aenderung der Gesetzgebung hier schnelle Abhilfe geschaffen werden. Seit Jahrhunderten hat das Thema der Trunkenheit und der davon abhängigen Strafzumessung die juristische Litteratur beschäftigt. Allgemeine Formulirung irgend eines Rechtssatzes erscheint fast unmöglich. Trunkenheit kann bei vorsätzlichen Vergehen als Strafmilderungsgrund in zahlreichen Fällen betrachtet werden, während sie in wiederum anderen Fällen Strafschärfung herbeiführen muß; z. B. wenn der Thäter sich vorsätzlich in den Zustand der Trunkenheit versetzt hat, um sich, wie das Volk zu sagen pflegt, Curage zu einem Verbrechen zu trinken. Abgesehen von den Fällen der Fahrlässigkeit in der Begehung eines Vergehens durch Betrunkene muß man bei der moralischen und rechtlichen Würdigung verbrecherischer Thaten, wie schon Mittermaier andeutete, verschiedene Hauptclassen von Trinkern unterscheiden. Zunächst kann Trunkenheit auf einem pathologischen Zustande beruhen. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß z. B. diejenigen, welche am delirium tremens leiden, je nach den Umständen des einzelnen Falles wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen werden müssen oder doch als Menschen erachtet werden sollten, die sich im Zustande verminderter Zurechnungsfähigkeit befinden. Ob alsdann diese Trunksucht ererbt oder durch Verwahrlosung langsam erworben würde, kann gegenüber der Thatsache nicht ins Gewicht fallen, daß solche Menschen von den Aerzten als schwer krank erkannt sind. Gegenüber dieser Classe bleibt nichts anderes übrig als Entmündigung oder Verweisung in eine Heilanstalt. Strafen erscheinen in Hinsicht auf solche Personen absolut erfolglos. Eine zweite Classe setzt sich zusammen aus den Gelegenheitstrinkern, die sich in heiterer Gesellschaft vergessen und dann mit den Beamten oder dem Publicum oder ihren eigenen Freunden in Collision gerathen. Hier muß man den gesellschaftlichen Hintergrund beachten, vor welchem sich die Excesse der Trinkenden abspielen. Nirgends in der Welt genießt das Trinken so weit verbreitete Sympathien, wie grade in Deutschland. Der Richter erinnert sich an die Verse des Horaz oder des Anakreon, an Claudius und die berühmten Namen des Commersbuches. Ohne sich dessen bewußt zu werden, gedenkt der Richter angesichts leichterer in der Trunkenheit begangener Acte des Unfuges der Zeiten des Studentenhumors und seiner Universitätsjahre. Man kann sagen: Für die Mehrzahl der Richter ist ein gewisses Maß von Heiterkeit ohne die Reizmittel spirituoser Getränke undenkbar. Nicht zu vergessen ist, daß in unseren Volksvertretungen in bedauerlicher Weise der regelmäßigen Unsitte des Frühschoppens gelegentlich Lob gespendet wird. Was an besonderen Festtagen gelegentlich einmal geduldet werden mag, wird alsdann zum Range einer Alltagssitte erhoben. Man vergißt, daß dasjenige, was in der Blüthe der Nation als herkömmliche Kraftübung und als Zeichen jugendlichen Frohmuthes gepriesen wird, auch in den unteren Schichten als nachahmungswürdig erscheint und dann entartet. Es würde vergebens sein, wenn ein Gesetzgebungsparagraph dem Richter eine Anschauung aufnöthigte, die im Widerspruch zur Denkweise des Alltagslebens steht. Auch darf billigerweise nicht übersehen werden, daß studentische Zechgelage in geschlossenen Räumlichkeiten abgehalten werden und meistens bei Ueberschreitungen der richtigen Grenzen für Begleitung der „Angeheiterten" gesorgt wird, so daß man sich Excesse zu verhindern bemüht.

Die dritte und der öffentlichen Ordnung gefährlichste Kategorie von Trunkenheitsfällen stammt aus dem Kreise der Gewohnheitstrinker, bei denen ein doppelter Typus der Erscheinungen hervortritt: entweder ein periodisch wechselnder Reizzustand der Gehirnnerven oder ein Zustand der Erschlaffung, der sich als Stupidität kund gibt. Diese Classe ist es, welche die Gesetzgebung vorzugsweise ins Auge fassen sollte und zwar unter Berücksichtigung der häufigsten Fälle, durch welche das Strafgesetz verletzt zu werden pflegt. So sind z. B. die Wirthshäuser unzweifelhaft als Stätten anzusehen, aus denen vornehmlich die Tabellen bestrafter Körperverletzungen ihre Mehrung empfangen. Angesichts solcher nicht nothwendig unmäßiger Gewohnheitstrinker wäre es angemessen, dahin zu wirken, daß diese Personen sich ihrer erhöhten Verantwortlichkeit bewußt werden. Bei den abstracten Formulirungen unserer modernen Gesetzgebungsparagraphen kann die Menge des Volkes nicht erkennen, welche praktischen Erscheinungen sich hinter den einzelnen Gesetzesformeln verbergen. Man betritt herkömmlicher Weise das Wirthshaus mit dem unklaren Gefühl, sich der täglichen Lasten und Sorgen zu entledigen und sich gehen lassen zu dürfen. Wie der Engländer sagt: „My house is my castle": die Stätte bürgerlicher Freiheit, so regt sich umgekehrt das Freiheitsgefühl im schlimmen Sinne bei deutschen Gewohnheitstrinkern, wenn sie Abends die Schwelle des Wirthshauses übertreten. Hier meinen sie sich der höchsten Freiheitsgenüsse erfreuen zu dürfen. Gegenüber abstracten Satzungen unserer Strafgesetzgebung hat man im Jahre 1876 ganz richtig erkannt, daß es wünschenswerth sei, den sogenannten Messerhelden eine besondere Strafdrohung entgegenzuhalten, daher durch § 223 a nachträglich die Körperverletzung mittels einer Waffe, insbesondere des Messers oder eines an-

deren gefährlichen Werkzeuges oder mittels eines hinterlistigen Ueberfalles mit härterer Gefängnisstrafe im Minimum von zwei Monaten, abgesehen von einigen anderen Fällen bedroht wurde. Bedenkt man nun, daß eine große Ziffer von Körperverletzungen durch den Wirthshausbesuch vorbereitet wird, vor den Thüren der Schenken, oft auf der Straße und zur Nachtzeit oder in später Abendstunde während der Dunkelheit zur Verwirklichung gelangt, so liegen hier Erscheinungen vor, die in einem Gesetzesparagraphen ebensowohl Berücksichtigung verdienen, wie der Gebrauch des Messers. Man überlege, ob zwischen der einfachen Körperverletzung des § 223 und der ausgezeichneten Körperverletzung des sogenannten Messerparagraphen (§ 223a) nicht noch eine Zwischenstufe einzuschieben wäre, worin eine härtere Strafe angedroht wird auf die Begehung einer Körperverletzung in Wirthshäusern und auf offener Straße oder zur Nachtzeit. Von der Erhöhung des Strafmaßes selbst wird man vielleicht nicht allzuviel directen Nutzen zu erwarten haben, wohl aber würde durch eine derartige Androhung das Gefühl praktischer Verantwortlichkeit in den Kreisen der Gewohnheitstrinker langsam verstärkt und damit indirect eine Besserung erlangt werden. Sie verdienen eine besondere Warnung, die in dem Strafgesetz enthalten sein sollte. Hier in Bayern wird dieser nicht unwichtige Gesichtspunct bereits polizeilich beachtet. Sogenannte schwere Biere, die in höherem Maße berauschend sind (Bockbier, Salvator), dürfen in den Abendstunden nicht geschenkt werden. Und die altehrwürdige Polizeistunde beruhte ebenfalls nicht sowohl auf dem Wahne, die Menschen zur Tugend zwingen zu können, als auf der richtigen Erkenntnis der den nächtlichen Zechern im Wirthshause innewohnenden Rechtsgefährdung.

Die evangelischen Arbeitervereine in Westfalen.

In der Dortmund-Essener Bergbau-Gegend ist der Gegensatz des katholischen und des evangelischen Kirchenwesens sehr gespannt. Die dortigen evangelischen Arbeiter haben nach ihrer Aussage viel zu leiden unter der römischen Propaganda; durch allerlei Mittel werden sie verlockt zum Uebertritt zum Katholicismus, insonderheit haben die vielen dortigen Mischehen in jetziger Zeit einen schweren Stand gegenüber den Forderungen der römischen Kirche. Gleichzeitig ist die dortige Bergmanns- und Arbeiterbevölkerung täglich den Verlockungen und Vorspiegelungen der Socialdemokratie ausgesetzt.

Im Mai 1882 kam nun ein intelligenter evangelischer Arbeiter in Gelsenkirchen zum Pfarrer, trug ihm alle diese bitteren Klagen seiner Glaubens- und Standesgenossen vor, und bat ihn ihnen zur Gründung eines evangelischen Arbeitervereins behilflich zu sein. Da der Pfarrer Bedenken trug an die Spitze der Bewegung zu treten, fanden sich Ende Mai rasch und entschlossen 57 Arbeiter zusammen, entwarfen Satzungen und gründeten einen evangelischen Arbeiterverein. Nach § 1 der von Staatswegen genehmigten Satzungen steht der Verein auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses und hat den Zweck: 1. unter den Glaubensgenossen das evangelische Bewußtsein zu wecken und zu fördern; 2. sittliche Hebung und allgemeine Bildung seiner Mitglieder; 3. Wahrung und Pflege eines friedlichen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber; 4. Unterstützung seiner Mitglieder in Krankheits- und Todesfällen. Ordentliche Mitglieder können nur dortige ehrbare Arbeiter werden, während für Genossen anderer Stände die Ehrenmitgliedschaft vorgesehen ist.

Der Verein in Gelsenkirchen hat sich erfreulich weiter entwickelt, und fast in ganz Westfalen ist eine gleiche Bewegung hervorgerufen. An 25 Ortschaften bestehen jetzt solche Vereine mit 11 700 Mitgliedern; sie haben im „Evangelischen Arbeiterboten" sich ein eigenes Organ gegründet und wecken sichtbar evangelisches Ehr- und Pflicht-Gefühl, friedfertige Gesinnung bei Arbeitern und Arbeitgebern, friedliches Streben nach socialem Wohlergehen im Arbeiterstande Westfalens. Wer als Mitglied das Versprechen der katholischen Kindererziehung gibt, die Trauung oder die Taufe unterläßt und dergleichen, wird statutengemäß aus dem Verein gestoßen.

Die ganze Bewegung ist nicht von oben, von Pastoren u. s. f. gemacht, sondern aus dem Arbeiterstande herausgewachsen. Arbeiter bilden den Vorstand, Arbeiter allein können ordentliche Mitglieder werden. Und doch spricht sich darin kein Kastengeist und Gegensatz zu anderen Ständen aus, sondern das Bewußtsein, daß der Arbeiterstand lernen muß sich selber helfen und die Selbsthilfe im großen organisiren. Thatsächlich besteht ein freundliches Verhältnis zwischen dem Verein und der evangelischen Kirche; die Vereinsgenossen bemühen sich, ihr Religions-Bekenntnis hochzuhalten und zu den Arbeitgebern ein gutes Verhältnis zu bewahren. Möchte die Bewegung weiter wachsen, möchten wohlgesinnte Fabrikherren anderer deutscher Landestheile intelligente Arbeiter nicht nur zu den Industrie-Ausstellungen, sondern auch zu den Jahresfesten evangelischer Arbeitervereine senden. Dann wird der gute Same von Westfalen weiter getragen durch ganz Deutschland und bringt unter Gottes Segen reiche Frucht im Aufbau des evangelischen Familien- und Gemeindelebens, im Suchen des Friedens zwischen Evangelischen und Katholischen, und in der Ueberwindung der den Classenhaß nährenden Socialdemokratie!

Wanderer-Unterstützung in Bayern.

Dem vierten Jahresbericht des Vereins gegen Hausbettel in Augsburg entnehmen wir, daß „auch heuer wieder die Zahl der Durchreisenden im Vergleich zu den Vorjahren sich vermehrt hat." Dieser Umstand lasse den Schluß zu, daß eine Besserung der Geschäfts- und Wirthschaftsverhältnisse zur Zeit überhaupt noch nicht fühlbar wurde. „Es ist daher auch unverkennbar," meint der Vorstand, „daß das beschäftigungslose Umherwandern in demselben Maße erleichtert ist, als die Wanderunterstützung allerorts eingeführt und organisirt wurde. Einen Anhaltepunct dafür, wie ausgiebig allein in Bayern durch freie Vereinsthätigkeit für die Reisenden gesorgt wird, gibt die Thatsache, daß schon zu Ende des Jahres 1883 in Bayern 1909 Wanderunterstützungs- und Antibettel-Vereine bestanden, von welchen indessen nur 60 wie wir in Augsburg sich auf ausschließliche Gewährung der Naturalverpflegung und Herberge zu beschränken vermochten. Die Annahme, daß sich im Laufe der letzten beiden Jahre die Anzahl dieser Vereine noch bedeutend vermehrt habe, ist eine durchaus berechtigte. Um nun diejenigen Individuen, welche bloß darauf ausgehen jahraus jahrein auf fremde Kosten zu leben, von der Unterstützung auszuschließen, und andererseits den besseren Elementen Gelegenheit zu geben, sich die nöthige Unterstützung redlich zu verdienen, wurde von vielen Vereinen der Grundsatz aufgestellt, daß nur derjenige eine Wanderunterstützung empfangen solle, welcher zuvor während einiger Stunden eine angemessene Arbeit geleistet hat. Dieses Verfahren hat sich bisher nach allen uns vorliegenden Berichten überall bewährt und den Zuzug der Durchreisenden bedeutend vermindert. Unserem Verein war es indeß im abgelaufenen Jahre noch nicht möglich — obgleich sich der Gedanke mehrfach in den Vordergrund drängte — eine Beschäftigung für die Durchreisenden aufzufinden, welche in jeder Beziehung zweckmäßig und entsprechend erschien und hierbei insbesondere die hiesigen beschäftigungslosen Arbeitskräfte nicht beeinträchtigte. Erst im laufenden Jahre (1886) ist es uns gelungen, unterstützt durch das dankenswerthe Entgegenkommen des Stadtmagistrats, eine Arbeitsgelegenheit zu ermitteln, welche allen Anforderungen entspricht und uns ermöglicht von jetzt an als Entgelt für die Wanderunterstützung eine angemessene Arbeitsleistung zu fordern und dadurch die arbeitsscheuen Individuen ganz fern zu halten. Einen weiteren Gegenstand der steten Sorge

bildet für alle auf Naturalverpflegung eingerichteten Wanderunterstützungsvereine die Beherbergung der Durchreisenden. Geschieht dieselbe wie hier in den Gasthäusern, so liegt es nahe, daß die Durchreisenden, welche ja für die Speisen und das Nachtlager nichts zu entrichten haben, ihr noch vorhandenes Baargeld, das sie entweder auf der Reise erbettelt oder von benachbarten Vereinen als Reiseunterstützung erhalten haben, nunmehr in Getränken aufgehen lassen oder sonst unnütz vergeuden. Das schlechte Beispiel anderer und die Gewißheit auf der Weiterreise doch wieder in den Besitz von Baargeld zu kommen, erringen gar oft den Sieg selbst über die besten Vorsätze; im Interesse der Wirthe liegt es aber überdies unzweifelhaft, daß der Reisende auch möglichst viel Geld bei ihm verzehre. Obwohl nun bezüglich der von unsererem Verein ausgewählten Quartiere in dieser Beziehung noch keine Klagen laut geworden sind, so ist doch offenbar das sicherste Mittel, um die Corruption der Wandernden zu verhüten oder wenigstens thunlichst einzuschränken, die Unterbringung derselben in einer Herberge, in welcher die schlimmeren Elemente in strenger Zucht und Aufsicht gehalten, die besseren aber in den guten Vorsätzen bestärkt und vor Verführung thunlichst bewahrt werden. Dies ist das Ziel und die Aufgabe der sogenannten Herbergen zur Heimat. Die Zahl dieser Herbergen vermehrt sich fortwährend, und im Jahre 1885 waren deren schon 218 über ganz Deutschland verbreitet. Es konnte von uns nur mit Freuden begrüßt werden, daß sich im abgelaufenen Jahre auch hier ein Verein zur Errichtung einer Herberge zur Heimat gebildet hat, und wir können dieses Unternehmen allen unseren Mitgliedern aus voller Ueberzeugung zur regsten Theilnahme empfehlen."

Unter den Vorstands-Mitgliedern sind die Herren Karl Troeltsch, Rechtsrath Metzger, Landgerichtsrath a. D. Gwinner, Großhändler Carl Butz, Stadtpfarrer Julius Hans und Wechsel-Sensal Karl Merker.

Weibliche Gesanglehrer.

Von

C. R. Hennig,

Königlichem Musikdirector in Posen.

Steigerung der Erwerbthätigkeit des gebildeten weiblichen Geschlechts! Diesem schönen, in vielen Nummern dieser Zeitschrift verfolgten Ziele wollen sich auch die nachfolgenden Zeilen dienstbar machen. Ist es durchführbar, daß der Schulgesang-Unterricht zum Theil in die Hände des weiblichen Geschlechts gelegt werde? Diese Frage beantwortet der Verfasser von vornherein mit einem vollen Ja!

Der Schulgesang-Unterricht wird den technischen Lehrfächern beigezählt, also mit Schreiben, Turnen, Zeichnen und Handarbeiten in eine Linie gestellt. Er hat wie diese die Erwerbung gewisser, nicht auf rein wissenschaftlichem Gebiete liegender Fertigkeiten im Auge. Was ihn aber über diese Fächer emporhebt, ist seine Bedeutung für die Entwicklung des Gemüthslebens der Kinder. Hier steht er mit dem Religions-Unterrichte und dem Unterricht in der Geschichte sowie in der Litteratur des Heimatlandes auf gleicher Linie.

Es sollte natürlich erscheinen, wenn dem Gesang-Unterricht überall eine seiner Wichtigkeit entsprechende, zum mindesten diejenige Beachtung, welcher sich die übrigen technischen Fächer erfreuen, geschenkt würde. Dies ist aber thatsächlich nicht der Fall. Ich spreche hier nur aus der Kenntnis der Verhältnisse meines preußischen Vaterlandes heraus. Die Erlaubnis zur Ertheilung des Unterrichts im Turnen, Zeichnen und Handarbeiten ist bei uns von dem Ergebnis besonderer, für die verschiedenen Stufen des Schul-Unterrichts berechneter Fachprüfungen abhängig; für die sich heranbildenden Turnlehrer und -lehrerinnen haben wir eine im großen Maßstabe angelegte Fachschule. Was aber den Gesang betrifft, so ist derselbe nur in den Zeugnissen derjenigen, welche sich einer vollen Seminar-Abgangsprüfung unterziehen, mit einer besonderen Nummer bedacht. Für alle über die einfache Volksschule hinausgehenden Verhältnisse sind weder durchweg staatliche Prüfungen eingesetzt, noch ausreichende staatliche Vorbereitungsanstalten vorhanden.

Um die einfache Bedürfnisfrage decken zu können, ist demnach bei uns einem freien Gesanglehrerthum Thor und Thür geöffnet; ob zum Nutzen oder Schaden für die Weiterentwickelung dieses Unterrichtszweiges mag hier nicht näher untersucht werden. Mit anderen Worten: jeder der seitens eines Schuldirectors das Vertrauen, ein tüchtiger Schulgesanglehrer zu sein genießt, kann als solcher, auch ohne seine Befähigung durch amtlich beglaubigte Zeugnisse nachgewiesen zu haben, berufen werden. Thatsächlich wird nun dieses Amt, vielleicht einige verschwindende Ausnahmen abgerechnet, nur von Männern verwaltet. Wir meinen aber, daß musikalisch tüchtig durchbildeten Frauen das Schulgesanglehrfach mangels ausreichender behördlicher Verordnungen ebenso gut offen steht, wie den Männern. Es brauchte nur der Bruch mit alt hergebrachten Gepflogenheiten herbeigeführt zu werden.

Das Arbeitsfeld, welches sich den Frauen hier bietet, ist allerdings naturgemäß nur ein bedingtes. In allen Mädchenclassen der Volks- und Mittel-Schulen, sowie in der gesammten höheren Mädchenschule steht aber der Uebernahme des Gesanglehreramtes durch dieselben nichts im Wege. Doch wäre es an der Zeit, daß die Frauen bald in dieses Gebiet eintreten, damit, wenn die Behörden eines Tages den gesammten Schulgesang-Unterricht auf dem Wege der Verordnungen regeln, die Frauen schon den Beweis der Tüchtigkeit für dieses Fach geliefert haben, und ihnen nur das Recht zuerkannt werde, hier weiter neben den Männern zu wirken.

Gehen wir jetzt im Aufsuchen und Abweisen etwaiger Behinderungsgründe zu einem anderen Puncte über.

Der weibliche Organismus, welcher sich manchem schon übernommenen Amte nur mit Mühe anbequemen kann, hat im Schulgesanglehrerberufe keine Schädigung seiner Weiterentwicklung zu fürchten. So fallen z. B. die nicht zu allen Zeiten leicht zu tragenden körperlichen Anstrengungen des Turn-Unterrichtes beim Gesang-Unterrichte vollkommen fort. Die Inanspruchnahme des Sprechorgans dürfte allerdings bei letzterem erheblicher sein als bei anderen Unterrichtszweigen, besonders wenn es sich um die Unterweisung großer Classen handelt. Jedoch meine ich, daß bei wohlberechnetem Gebrauche der Halsorgane kaum eine Schädigung derselben zu erwarten ist, wenn anders sonst organische Leiden nicht vorliegen. Was eigentlich alle Lehrer angeht, mag hier den Schulgesanglehrerinnen besonders ans Herz gelegt werden.

Wer im Berufe laut zu sprechen genöthigt ist, muß auf Entlastung des Kehlkopfes bei der Sprechthätigkeit rechtzeitig Bedacht nehmen. Beim Sprechen kommt es, wie sonst bei jeder Thätigkeit, auf einen freien, d. h. ungezwungenen Gebrauch aller betheiligten Organe, hier also derjenigen des Halses und Mundes an. Viele Lehrer gebrauchen die Mundtheile beim Sprechen nicht in gehöriger Weise. Da kommt es denn, daß der Sprechton zu tief im Halse bleibt und dort den Kehlkopf über Gebühr anstrengt. Es ergeben sich zunächst leichte Indispositionen, die allmählich zu ernsteren Beschwerden, schließlich zu ausgesprochenen Kehlkopfleiden anwachsen können. Es kommt darauf an, den Sprechton vom Halse fort an die vorderen Theile des harten Gaumens hinzugewöhnen. Auf diese Weise ist die Entlastung des Kehlkopfes erreicht. Durch möglichst ausgiebigen Gebrauch der Lippen, der Mundwinkel, der Zunge und auch des Unterkiefers, soweit er bei der Sprachbildung in Betracht kommt, wird man am sichersten zum gewünschten Ziele gelangen.

Wir sprechen ferner von der Gelegenheit zur Vorbereitung für sich heranbildende Schulgesanglehrerinnen.

Eine amtlich geregelte Vorbereitung wird bei uns in Preußen den Zöglingen der allerdings nur in geringer Zahl (?) vorhandenen Lehrerinnen- und Erzieherinnen-Seminare zutheil.

Daraus, daß in der Prüfungsordnung dieser Anstalten der Gesang als obligatorischer Lehr- und Prüfungs-Gegenstand aufgeführt wird, sehen wir, daß die Behörden einer Ertheilung des Gesang-Unterrichtes durch weibliche Kräfte von Hause aus wohlwollend gegenüber stehen. Die für den Gesang in den betreffenden Abgangszeugnissen erlangte Befähigung wird in vielen Fällen für eine Lehrthätigkeit in der Volksschule und in den Unterclassen der höheren Mädchenschule ausreichen. Darüber hinaus müßte die Befähigung eigentlich durch eine erneute Prüfung dargethan werden, ganz ähnlich wie für den Turn-Unterricht auf höheren Stufen die Ausbildung, welche das Seminar gewährt, auch nicht mehr genügt, sondern ein Besuch der Centralturnanstalt, sowie ein dort zu bestehendes Examen nothwendig sind. Wie wir aber schon eingangs betonten, harren die Verhältnisse beim Gesang-Unterrichte noch einer durchgreifenden Regelung durch die Behörden.

Außer den in Seminaren gebildeten Zöglingen unterziehen sich jährlich noch Hunderte von jungen Damen den sogenannten Commissionsprüfungen. Auch in den hierbei ausgefertigten Zeugnissen finden wir das Fach: Gesang. Aber aus einer hier etwa erlangten guten Nummer im Gesange eine Befähigung zur Unterrichtsertheilung in diesem Fache ableiten zu wollen, halten wir für recht bedenklich. Ein tüchtiger Schulgesanglehrer muß auf mannigfachen Gebieten beschlagen sein, wenn anders er gehörig seines Amtes warten soll; ohne eine durchgreifende Kenntnis der Gesanglehre z. B. könnte ein Lehrer unter den Stimmen der Schüler vielleicht nicht wieder gut zu machendes Unheil anrichten. Es ist ganz unmöglich, daß ein Prüfungscommissar einen Examinanden in den wenigen der Gesangsprüfung offen stehenden Minuten nach jeder Beziehung gründlich ausforschen kann. Nur eine eingehende, über alle Gebiete des Schulgesang-Unterrichts sich erstreckende Fachprüfung kann volle Gewißheit über die wirklichen Kenntnisse eines Bewerbers geben.

Wir wenden uns nun aber auch zu denen, welche nicht eine amtlich überwachte Ausbildung als Schulgesanglehrerin genossen und kein amtlich beglaubigtes Zeugnis in Händen haben. Diese sind auf den Weg privater Vorbereitung, d. h. auf die Unterweisung durch einen tüchtigen Fachlehrer und auf eifriges Selbststudium angewiesen. Es ist eigentlich zu bedauern, daß die Heranbildung zur Schulgesanglehrerin nicht zu einem besonderen Zweige conservatoristischer Ausbildung erhoben wird. Sicherlich ließen sich dem Lehrplane derartiger Anstalten leicht die für dieses Fach nothwendigen Vorbereitungsstunden besonders auch auf dem Gebiete der Pädagogik anfügen. Es wäre vielleicht an der Zeit, daß die Conservatorien einer solchen Frage ernstlich näher träten.

Welchen Weg nun aber auch die Ausbildung einschlagen möge, stets wird das Zuhören in den Classenstunden anerkannt tüchtiger Schulgesanglehrer den betreffenden Bewerberinnen von großem Nutzen sein und wir möchten dieselben hiermit dringend auf die eifrige Benutzung dieses Hilfsmittels hingewiesen haben. Ebenso rathen wir ihnen das Studium geeigneter, die Sache erschöpfend behandelnder Lehrbücher an.

Der Verfasser ist in der Lage, hier auf ein von ihm herausgegebenes Buch: „Methodik des Schulgesang-Unterrichts" — Leipzig 1885 bei Max Hesse erschienen — hinweisen zu können. Wem dieses nicht gefällt, der nehme Sering's, im Verlage von C. Merseburger ungefähr zu gleicher Zeit erschienene Methodik zur Hand, oder belehre sich aus Schütze's Schulkunde über sonst zu wählende Lehrbücher.

Wir kommen zum letzten Hauptpuncte, nemlich zu einer kurzen Uebersicht über die Fähigkeiten und Kenntnisse, die jemand besitzen muß, um in dem Berufe als Schulgesanglehrerin wirken zu können.

Persönliche Anlage, gründliche musikalische Durchbildung und methodische Schulung sind die Erfordernisse für diesen Beruf. Persönliche Anlage besitzt derjenige, welcher sich Treffsicherheit beim Singen zu eigen gemacht hat. Bewältigung aller rhythmischen Verhältnisse, d. h. volle Tactsicherheit ist ein weiteres Erfordernis, desgleichen ein natürliches musikalisches Empfinden, sowie schließlich der Besitz eines für diesen Beruf ausgesprochenen Lehrtalents.

Von den mannigfachen sich hier darbietenden Gesichtspuncten hebe ich nur einen einzelnen heraus. Es ist ein eigenes Ding um die Aufrechterhaltung der Zucht innerhalb der Schulgesangstunden. Weit entfernt derjenigen zu gleichen, die z. B. in den Religionsstunden gefordert werden muß, darf die Haltung bei aller Frische und Fröhlichkeit im Anfassen des Stoffes doch nie in Zügellosigkeit umschlagen. In der Aufrechthaltung so gestalteter Zucht dürfte vielleicht manche Lehrerin eine schwer zu umgehende Klippe sehen. Jeder Lehrer hat es bei Uebernahme eines Schulamtes in der Hand, sich mit den Schülern hinsichtlich der Zucht richtig zu stellen. Im Anfange dieselbe aus der Hand gegeben heißt soviel, als sie dauernd verscherzt haben. Diejenige Lehrerin wird im großen und ganzen das Richtige getroffen haben, die unter möglichster Schonung ihrer Halsorgane die Kinder so an sich zu fesseln versteht, daß letztere den Unterweisungen gern und mit unbedingtem Gehorsam folgen.

Bei Besprechung der musikalischen Durchbildung heben wir zunächst die theoretische Seite hervor. Im Mittelpuncte der letzteren steht die genaue Kenntnis der Gesanglehre mit ihren Capiteln: Umfang und Eintheilung der menschlichen Stimmen, Tonbildung und ihre Fehler, Athemgebrauch, Textaussprache und Vortrag. An dieser Stelle sprechen wir nur kurz von der Stimmpflege. Um diese ist es häufig im Schulgesang nicht gut bestellt, weil viele Schulgesanglehrer nicht im Besitze tüchtiger Kenntnis der Gesanglehre sind. Verfasser legt es angehenden Schulgesanglehrerinnen recht ans Herz, sich mit Ernst auf dieses Gebiet zu begeben und alle Wege zu versuchen, auf denen sie zu einer klaren Erkenntnis über den Charakter, die fehlerhaften Bildungen und die kunstgerechte Behandlung der einzelnen Gesangsorgane kommen können. Bloßes Selbststudium führt hier schwerlich zum Ziele; vielmehr ist die Unterweisung eines erfahrenen Fachmannes Erfordernis. Den schon im Amte stehenden Schulgesanglehrerinnen rathen wir, halbjährlich Stimmprüfungen ihrer Schüler vorzunehmen. Durch die fortgesetzte Beobachtung eines reichen Materials wird der Blick für die Besonderheit der einzelnen Organe geschärft. Der Verfasser gestattet sich übrigens darauf hinzuweisen, daß er dem Capitel: Stimmpflege in seinem Buche viel Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Hinsichtlich der praktischen musikalischen Durchbildung ist zweierlei selbstverständlich. Ein Schulgesanglehrer muß ansprechend zu singen und das für die Einübung der Gesänge bestimmte Musikinstrument tüchtig zu behandeln verstehen. Große technische Fertigkeit wird in beiden Beziehungen von ihm nicht verlangt, kommt auch beim Schulgesange gar nicht zur Verwendung; wohl aber muß sich jeder Schulgesanglehrer eine geschmackvolle Art des musikalischen Vortrages aneignen, damit seine Schüler an ihm ein gutes Vorbild haben. Bei der Einübung neuer oder beim Vortrage schon eingeübter Lieder und Choräle dürfen stets nur die dem Stimmumfange der Schüler günstigen Tonarten gewählt werden. Daher ist es häufig im Interesse der Schüler geboten, von den in den betreffenden Liederbüchern vorgezeichneten Tonarten abzuweichen. Es muß sich also jeder Schulgesanglehrer die Kunstfertigkeit des Transponirens, d. h. der Versetzung eines Musikstückes in beliebige andre als die vorgezeichnete Tonart eifrig zu eigen machen. Auch in der Führung des Tactstockes muß derselbe wohl bewandert sein.

Das Ziel, welches jeder einzelne Zögling in der einfachen Volksschule bei bescheidenen, in den über dieser stehenden Anstalten bei schärferen Anforderungen erreichen muß, ist dies, daß derselbe eine bestimmte Zahl von Chorälen, Schul-, Volks- und Vaterlands-Liedern nach Melodien und vollständigen Texten als sicheren Besitz ins Leben mit hinausnimmt. Ferner muß auch jeder Schüler soweit herangebildet werden, daß er leidlich von Noten zu singen versteht.

Der richtige methodische Weg zur Erreichung dieser Ziele ist derjenige, welcher sich auf die für die übrigen Schulfächer giltigen pädagogischen Grundsätze stützt. Anschaulichkeit und synthetische Behandlungsweise des Unterrichtsstoffes z. B. bei der Erlernung der Notenzeichen; genau der jedesmaligen Altersstufe der Schüler angepaßte Erklärungsformen wären einzelne von den wichtigen hier in Betracht kommenden Lehrsätzen. Damen, welche eine allgemeine seminaristische Ausbildung genossen haben, werden sich auch leicht in die für den Gesang-Unterricht giltigen methodischen und pädagogischen Grundsätze finden. Nach Aneignung der nothwendigen musikalischen Kenntnisse können sie sich getrost auf das neue Gebiet wagen, wobei es von Vortheil wäre, wenn sie zunächst nur auf Stufen, die sie leicht überschauen können, unterrichteten. Den außerhalb seminaristischer Erziehung stehenden musikalisch befähigten Damen muß die Aneignung der wichtigsten pädagogischen und methodischen Lehren als Vorbedingung zum segensreichen Wirken im neuen Berufe dringend ans Herz gelegt werden. Was sie ohne derartige festgefügte Kenntnisse im günstigen Falle nur unter einem Aufgebote übermäßig angespannter physischer und geistiger Kräfte erreichen könnten, wird ihnen im Besitz derselben von vornherein verhältnismäßig leicht fallen. Uebrigens dürfte wohl kaum jemals für sie eine Anstellung ohne den Nachweis gehöriger pädagogischer Kenntnisse erfolgen.

Es ist ja die Pflicht jedes gewissenhaften Schuldirectors, bei Meldungen aus solchen Kreisen heraus, wie wir sie eben schildern, sich über die pädagogische Befähigung neben der rein fachlichen Ausbildung der Bewerberinnen sofort ein genaues Bild zu schaffen und nach dem Ergebnis dieser Untersuchung weitere Maßnahmen zu treffen.

Der Verfasser wollte durch seinen kleinen Aufsatz die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ein in diesen Blättern noch nicht vertretenes Gebiet lenken, auf dem nach seiner Ueberzeugung mancherlei Segen geschaffen werden kann.

Wollentracht?

Professor Jäger in Stuttgart hat mit Erfolg bis vor kurzem über Woll-Kleider gepredigt. In neuester Zeit aber scheint sich das Blatt zu wenden. Erschienen Jäger's Bestrebungen, sofern sie einen Umschwung der Bekleidung im Auge hatten, immerhin für die Gesundheitspflege beachtenswerth, so wurde doch das Wolletragen bald durch niemanden in höherem Maße gefährdet als durch seinen Erfinder selbst. Mit den öffentlichen Kundgebungen über die „riechbare Seele", der „Haarpillen-Industrie", der Theorie vom „Wetterglück" als Monopol einzelner vorzugsweise begnadeter Menschenkinder, drückte der Woll-Apostel seinem „System" einen bedenklichen Stempel auf und that den Schritt über jene Grenze, welche das Erhabene von dessen Gegentheil trennt. In ärztlichen Kreisen wird erkannt, daß es an der Zeit ist, die Jäger'sche Agitation im Interesse aller Leichtbethörten auf den Bruchtheil innerer Berechtigung zurückzuführen. Besonderes Interesse bietet in dieser Beziehung ein von Dr. med. Stepp im „Verein für öffentliche Gesundheitspflege" zu Nürnberg gehaltener Vortrag, in welchem darauf hingewiesen wird, daß Jäger's Woll-Predigt nicht auf einem neuen Gedanken beruht. „Schon vor langer Zeit ist von vielen Aerzten der Vorschlag gemacht worden, die Haut ganz mit wollenen Kleidern zu bedecken." Demgegenüber bemerkte der berühmte Hufeland: „Im ganzen genommen glaube ich, daß es nicht gut wäre, wenn die wollene Hautbekleidung allgemein eingeführt würde; wenigstens würde ich sie nie einem gesunden Kinde oder jungen Menschen angewöhnen." In Jäger's System findet Dr. Stepp „wahres und falsches innig mit einander vermengt." Nach einer Werthbestimmung der verschiedenen Gewebearten constatirt er, daß das wollene Unterjäckchen seit vielen Jahren als Schutzmittel vor Erkältungen eine wichtige Rolle spielt und dem in Ganzwolle arbeitenden Jäger eine willkommene Brücke geboten hat. „Die Jäger'schen Oberkleider liegen dem Körper dicht an; je mehr die Kleidungsstücke diese Eigenschaft haben, um so stärker findet die Wärmeausstrahlung der Haut statt. Die Folge davon ist, daß bei der Jäger'schen Kleidung trotz der warmhaltenden Eigenschaft der Wolle die Ausstrahlung der Körperwärme gefördert und die Eigenschaft der Wolle als eines schlechten Wärmeleiters durch zu nahen Anschluß an den Leib fast wieder aufgehoben wird. Diese Erscheinung läßt sich in jedem Augenblick an einem Schleier nachweisen; befindet sich der letztere in einer gewissen Entfernung von dem Gesichte, so hält er warm, rückt er aber dicht an das Gesicht heran, dann hat er sofort diese Eigenschaft verloren; die Wärmeausströmung geht dann ungehindert von statten. Allbekannt ist die gleiche Erscheinung bei Handschuhen und Stiefeln, welche zu dicht anschließen. Ein Wollener ist deshalb gegen die Kälte nur schlecht geschützt; der Organismus hat die über Gebühr verlorene Wärme zu ersetzen und muß hierzu besondere Anstrengungen machen. Eine Zeit lang wird der Körper diese ihm zugemuthete Arbeit leisten können, aber auch nur eine Zeit lang; dann treten Störungen im Organismus ein. Die Wolle wirkt auf der Haut weniger erkältend als andere Stoffe, weil sie das aufgesaugte Wasser langsam an die Luft abgibt. Dieser Vortheil geht aber verloren durch die große Porosität der Tricotstoffe; darum ist ein „Wollener" in dieser Hinsicht nicht besser daran, als ein unter gleichen Umständen mit Leinenhemd und gewöhnlichem Anzug Bekleideter. Wenn Jäger sagt: „Fort mit dem ungewaschenen, stinkenden Rockfutter!" (er meint damit das baumwollene) — so gibt Vortragender ihm darin Recht, „daß Reinlichkeit zu allen Dingen nütze ist," fügt aber hinzu, daß ein ungewaschenes Wollfutter vergleichsweise noch viel schmutziger. Wolle hat, wie für Wasser, so auch eine größere Aufnahmefähigkeit für Schmutz, und da der Schmutz ein Träger der Ansteckungsstoffe, so wird die fortwährend ungewaschene Wolle mit ihrem angeblich guten Duft zu einer Quelle von Krankheiten werden können, und die Seuchenfestigkeit, die Jäger vermeint gefunden zu haben, ist ein Wahn. Wenn auch theoretisch die Wolle als Unterkleid in mannigfacher Beziehung große Vortheile gewährt, so wäre es doch gewagt, das Wollenhemd, das wollene Unterbeinkleid als in jeder Beziehung zuträglich hinzustellen. Individualität, Beruf und Jahreszeit machen es nothwendig, außer der Wolle auch andere Gewebe in Betracht zu ziehen. Ohne Noth soll niemand zur Wolle als ausschließlichem Unterkleid greifen. Es ist Thatsache, daß die „Wollenen" häufig an Muskelrheumatismen leiden und vom Schnupfen fast nicht wegkommen. Ferner wird ihre Haut mit der Zeit so erschlaffen, daß sich die Neigung zu reichlicher Schweißbildung in unangenehmster Weise bemerkbar macht." Was die warme Jahreszeit anlangt, so weist der Nürnberger Redner auf die Thiere hin, die ein Winter- und ein Sommer-Kleid abwechselnd tragen. Bekanntlich verlieren Schafe, welche aus kalter Zone in die Tropen gebracht werden, für immer die Wolle. Von Krankheiten, die ein Jäger-Hemd unmittelbar zur Folge hat, ist ein über den ganzen Körper sich verbreitender Ausschlag zu nennen, der durch Jucken und Brennen wochenlang schlaflose Nächte und ruhelose Tage verursacht, (Jäger tröstet in dieser Beziehung mit dem einfachen Schlagwort „Wollkrisis.") Der Vortragende faßt sein Urtheil über die Jäger-Tracht wie folgt zusammen: „Im Sommer bringen die schlechte Wärmeleitung der Wolle, die durch hohe Temperatur verhinderte Abgabe der Wärme durch Strahlung und die langsame Verdunstung des Schweißes eine Wärmestauung zu stande, welche geradezu unerträglich und wegen des drohenden Hitzschlages nicht unbedenklich ist. Ebenso sehen wir, daß die sogenannte Normalkleidung im Winter wie im Sommer große Nachtheile in sich schließt, daß dieselbe keine Verbesserung, sondern gradezu eine Verschlechterung der Bekleidung bildet und zu einer Gefahr für die Gesundheit des Trägers werden kann."

Erziehliche Knaben-Handarbeit in Aschaffenburg.

Ueber den Handfertigkeits-Unterricht hier kann ich nur erfreuliche Mittheilungen machen. Meine Zöglinge arbeiten mit Lust und Liebe täglich eine Stunde in unserer schönen Werkstatt. Ich wundere mich nur, daß dieses so sehr gemeinnützige Bestreben nicht raschere Fortschritte macht, denn nichts hindert das Laster mehr als Arbeit; man soll nicht nur begangene Verbrechen strafen, sondern auch verhindern, daß Verbrechen begangen werden.

24. März. J. Deppisch,
Hausvater und erster Lehrer an der St. Johannis-Pflege.

Kinderhort-Verein in Dresden.

Im vorigen Herbste hielt Herr Oberlehrer Dr. W. Götze-Leipzig auf Einladung des Gemeinnützigen Vereins zu Dresden einen öffentlichen Vortrag über Wesen, Zweck und Einrichtung von Kinderheimen. Während infolge der gegebenen Anregung der Gemeinnützige Verein die Errichtung eines Kinderheims vorzubereiten begann, geschah ein gleiches auf Anregung des Schuldirector Altner seiten des Bezirksvereins rechts der Elbe, und gleichzeitig beschloß der Pädagogische Verein infolge eines Vortrages des Schuldirector Baron in gleicher Richtung vorzugehen. Dies führte zur Gründung des „Vereins Kinderhort", dessen Statuten, vom Rechtsanwalt Dr. Georg Schmidt entworfen, einstimmige Annahme fanden. Am 26. März erging der Aufruf des Vorstandes in den Tagesblättern.

Inzwischen ist bereits seit Anfang Februar in den Räumen des Schulpavillons auf der Luisenstraße das erste Kinderheim eröffnet worden, über welches die günstigsten Berichte vorliegen. Die Knaben verweilen hier täglich von 4—7 Uhr, erhalten Brot und Milch, fertigen ihre Schulaufgaben und befleißigen sich der Papp-Arbeit. Bereits haben mehrere andere Bezirksvereine dem neuen Verein namhafte Beiträge zur Errichtung und Erhaltung von Kinderheimen in ihren Stadttheilen in Aussicht gestellt, und einige sehr ansehnliche Gaben sind schon eingegangen (z. B. 1000 ℳ vom Commercienrath Bienert, 500 ℳ vom Geh. Commercienrath Jordan). Es steht also zu hoffen, daß recht bald von frischer Entwickelung und glücklichem Gedeihen weiterer Kinderheime berichtet werden kann. P. Kth.

Zur deutschen Gewerbeausstellung.*)

Im vorigen November wurden von der freien Vereinigung zur Vorbereitung der deutsch-nationalen Gewerbeausstellung Listen an die Gewerbetreibenden zur Einzeichnung ihrer Namen und ihrer „Branche" versandt. Ein Anschreiben war beigefügt. So erfreulich nun auch eine solche Kundgebung vaterländischer Unternehmungslust und vaterländischen Selbstbewußtseins war, eins vermißt man in den Schriftstücken, nemlich das Bestreben, auch im sprachlichen Ausdruck zu zeigen, daß das deutsche Gewerbe keiner fremdländischen Beihilfe bedarf. Schon daß man die Ausstellung eine deutsch-nationale, nicht einfach eine deutsche nennt, ist nicht gut; ärger aber ist es, daß zur Vorberathung eine „Conferenz" zusammengetreten ist und eine „Resolution" beschlossen hat. Man erfuhr aus letzterer, daß in Frankreich Unmuth über das Ausstellungsproject wachgerufen worden ist und daß daraus den deutschen Gewerbetreibenden die „patriotische" Pflicht erwächst, „energisch" für die deutsche Nationalausstellung einzutreten und grade im gegenwärtigen „Moment". Nun gar die am 9. November im Sitzungssaale des Aeltesten-Collegii der Berliner Kaufmannschaft gefaßte „Resolution!" Sie empfiehlt die Ausstellung in Rücksicht auf den „Export" und die sehr erwünschten „Impulse" für unser ganzes wirthschaftliches Leben. Seitdem hat die erwähnte Angelegenheit weitere erfreuliche Fortschritte gemacht, manches Schriftstück ist zu Gunsten der Sache abgefaßt worden; was aber davon auszugsweise bekannt geworden ist, scheint den gerügten Fehler jener Aufforderung zu theilen, so daß zu fürchten steht, daß bei dieser deutschen Ausstellung die deutsche Sprache nicht zu ihrem Rechte kommt. Ich besorge, daß nicht nur die Verzeichnisse (Kataloge!), welche vom Ausstellungsausschuß (Comite!) besorgt werden, von fremden Brocken strotzen, sondern auch die von den Ausstellern gewählten Benennungen und Ankündigungen (Prospecte!) ihrer Schöpfungen manches fremdartige bieten werden, wenn nicht von zuständiger Stelle rechtzeitig zur Achtsamkeit gemahnt worden ist. Wird dagegen auch dieser anscheinend geringfügigen, in Wahrheit aber wichtigen Sache die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt, so ist zu hoffen, daß jeder der die Ausstellungsräume betritt, nicht nur mit Stolz auf die Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes blicken, sondern auch einen Hauch von dem sichtlich gewachsenen vaterländischen Geiste verspüren wird. Jedenfalls aber würde das hier gegebene Vorbild einen großen Einfluß auf den geschäftlichen Verkehr üben, der noch leider mehr als nöthig und gut ist, seine Wendungen aus der Fremde borgt, einen Einfluß der allein höher anzuschlagen wäre als die Zinsen des Geldes, welches das Reich für dieses vaterländische Unternehmen zu geben ersucht werden wird.

Pyritz. Dr. Blasendorff.

*) Nachdruck erwünscht.

Charakter-Züge.

Sir Rowland Hill, der Erfinder des billigen Briefportos, kannte vorzüglich gut den Werth der Zeit. Da er in seinen letzten Lebensjahren sehr empfindlich gegen Geräusch war, so wurde in seinem Hause alles thunlichst vermieden, was seine schwachen Kopfnerven erschüttern konnte. Er fragte einst seinen Neffen, ob er wohl bemerkt habe, daß außer der Hausthürklingel selten ein Glockenton zu hören wäre. Das käme daher, weil er selbst streng pünctlich sei und seine Dienstboten an die strengste Pünctlichkeit gewöhnt hätte. Diese Mühe konnte er sich wohl geben, denn die Leute blieben immer sehr lange in seinem Dienst. Wer ihn besuchte, sah in den wohlbekannten Gesichtern derer die ihn bedienten, das beste Zeugnis für eine gute Herrschaft. Da alles und jedes zur bestimmten Zeit geschah, so brauchte die Klingel nicht zu ertönen. Seine Mahlzeiten, seine Arznei wurden immer auf die Minute hereingebracht. Niemand mußte gerufen werden, denn niemand kam zu spät. In den Zeiten als er noch stark genug war auszufahren, war ihm die Unpünctlichkeit seines Kutschers oft lästig gefallen. „Ich rieth ihm", erzählt er, „er möge danach trachten, immer fünf Minuten vor der Zeit dazusein. Natürlich war das nur ein Rath; hätte ich es befohlen, so würde das ja nur den bestimmten Zeitpunct geändert haben; grade wie das Zugeständnis von fünf Minuten im Postamt den Schalterdienst einfach von Schlag zehn Uhr Morgens auf zehn Uhr fünf Minuten hinausrückt und der Pünctlichkeit keinen Vorschub leistet.

„Das half indessen auch nichts, und mich langweilte und ärgerte die Beharrlichkeit des Menschen. Er war ehrlich und nüchtern und hatte eine Frau und mehrere Kinder. Entlassen konnte ich ihn also nicht. Ich dachte an Geldstrafen und an Belohnungen für anhaltende Pünctlichkeit; aber zu beiden habe ich wenig Vertrauen.

„Endlich fiel es mir ein die bei der Post geltende Vorschrift in Anwendung zu bringen, wonach jeder, der eines Vergehens im Dienste angeklagt ist, aufgefordert wird, eine schriftliche Erklärung seines Verhaltens „nach seinem Gutdünken" zu geben.

„Dem Bedienten wurde aufgetragen, bei jeder Verspätung, wenn sie auch nur den Bruchtheil einer Minute betragen sollte,

diese Erklärung einzufordern; die große Dielenuhr galt als unanfechtbare Richtschnur."

Der Kutscher wurde durch dies Verfahren so pünctlich, daß er sich im Laufe eines ganzen Jahres nur sechsmal verspätete, und daß diese Verspätungen insgesammt nicht mehr als acht Minuten betrugen.

Einst wurde Sir Rowland Hill von einem kaum dreijährigen Enkel in sehr ernsthafter Weise zur Rechenschaft gezogen. Das Büblein, welches mit einem älteren Brüderchen im Hausflur spielte, sah, wie der Großvater mit einer Gerte einem kleinen Hunde einen Schlag gab (was den Kindern verboten sein mochte). Da es im Flur ziemlich dämmerig war, so sah der Großvater die beiden Kinder nicht, sonst würde er in ihrer Gegenwart Trottie nicht geschlagen haben. Nachher am Abend kamen die Kinder um Gute Nacht zu sagen; als sie das Zimmer wieder verließen, bemerkte er, daß sie zögerten, und draußen vor der halbgeöffneten Thür hielten sie eine Berathung. Es handelte sich offenbar darum, wer den Wortführer machen sollte. Wahrscheinlich bot F., obgleich der jüngere, seine Dienste an; sie erschienen wieder, Hand in Hand, und F. sagte in einem der Sachlage angemessenen höchst feierlichen Tone: Großpapa, warum hast du Trottie geschlagen? Der alte Mann freute sich, daß der Kleine soviel Muth hatte ihn zur Rechenschaft zu ziehen; er hieß die Jungen zu sich kommen, und erinnerte sie daran, daß ihm jedes Geräusch Kopfweh machte. „Sollte einer von euch laut sein, so würde ich ihn gewiß nicht schlagen, sondern ihn bitten künftig vorsichtiger zu sein, und er würde sicherlich auf meinen Wunsch achten; aber mit Trottie zu reden hilft nichts: er dürfte also entweder gar nicht mehr ins Zimmer kommen, was der Großmama unlieb sein würde, oder es muß ihm mit der kleinen Gerte beigebracht werden, daß er dort nicht bellen darf." Die Knaben zogen ab, von dieser Erklärung völlig befriedigt.

Das Interesse, welches er an allen Verkehrs-Angelegenheiten nahm, setzte er gern auch bei anderen Menschen voraus. Sein Neffe (der die Geschichte seines Lebens und Wirkens geschrieben hat), besuchte ihn einst, etwa anderthalb Jahre vor seinem Tode. Als er ins Zimmer trat, wandte sich Sir Rowland mit frohem Lächeln zu seinem gleichfalls anwesenden Sohne und sagte: „Hat dein Vetter von der Entdeckung gehört?" Dieser horchte auf, er dachte an eine alte Familien-Urkunde, die etwa in einer alten Kiste oder einem Schranke aufgefunden sein mochte. „Dies Jahr", fuhr der alte Mann mit stolzer Freude fort, „ist die Post-Einnahme größer als die Einnahme aus der Einkommensteuer! Ich war ganz erschrocken, als ich das fand." Viele Jahre früher erzählte er einmal brieflich seinem älteren Bruder Matthew davon, wie er Garibaldi gesehen hatte. „Donnerstag, 21. April 1864 waren Caroline (seine Frau) und ich eingeladen in Fishmongers Hall mit Garibaldi zu speisen. Ich fürchtete mich etwas davor, aber es verlief alles sehr gut und ist mir gut bekommen. Ich unterhielt mich mit Garibaldi über die Zustände im italienischen Postwesen; aber er interessirte sich augenscheinlich nur wenig dafür. In seiner Erscheinung und seinem Wesen ist etwas sehr angenehmes, um nicht zu sagen bezauberndes." Der Bruder antwortete: „Ich freue mich zu hören, daß du nach Fishmongers Hall gehen konntest, und habe mich sehr darüber amüsirt, daß du Garibaldi über das italienische Pfennigporto ausgefragt hast. Wenn du in den Himmel kommst, so sehe ich voraus, daß du an der Pforte stehen bleiben und dich bei Petrus erkundigen wirst, wieviel Briefausgaben sie da täglich haben, und wie die Kosten des Postverkehrs zwischen dem Himmel und dem „anderen Orte" bestritten werden."

Schulsparcassen im Amte Aplerbeck (Westfalen).

Schulgemeinde	Ende 1885		
	Sparer	Einlagen	Rückzahlungen
		ℳ	ℳ
Ev. Aplerbeck	528	4 904	2 431
Ev. Aplerbecker Mark	142	671	208
Kath. Aplerbeck	249	2 101	609
Rectoratschule Aplerbeck	23	296	163
Ev. Berghofen	231	638	653
Ev. Berghofer Mark	112	516	134
Ev. Holzwickede	93	556	548
Ev. Opherdicke	147	1 106	736
Kath. Opherdicke	145	1 062	455
Ev. Schüren	378	2 619	1 621
Kath. Schüren	147	877	556
Ev. Soelde	135	875	316
Ev. Soelderholz	96	579	240
Kath. Soelde	111	532	225
zusammen	2 537	17 336	8 895

Allerlei Gemeinnütziges.

Mit dem Sächsischen Landesverband für Handfertigkeits-Unterricht, der am 28. April in Dresden zusammentritt, verbindet sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Sitzung des deutschen Centralcomite, von welcher wichtige Beschlüsse für die Agitation erwartet werden.

Der deutsche Armenpflegertag, den der Centralausschuß des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit diesmal nach Stuttgart berufen will, wird dort voraussichtlich am 21. und 22. September stattfinden.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 15. Sonntag, 11. April. 1886.

Verbreitung guter Bücher.

Wir haben unsere Leser kürzlich eingeladen uns mitzutheilen: 1) welche Bücher sie selbst am liebsten lesen und am höchsten schätzen, 2) welche sie am dringendsten für den allgemeinen Genuß empfehlen würden. Einige Verzeichnisse sind uns darauf zugegangen, die wir ehestens zu veröffentlichen oder zu besprechen beginnen werden; auf noch mehrere rechnen wir, besonders von den kommenden Ostertagen, die dazu Muße und hoffentlich auch den Schwung menschenfreundlicher Stimmung mit sich bringen werden. Inzwischen schalten wir hier ein paar Schilderungen dessen ein, was das Volk heute liest. Es wird die Nothwendigkeit, ihm zu besserem Futter zu helfen, einleuchtender erscheinen lassen.

„Hintertreppen-Romane" schilderte kürzlich ein Mitarbeiter der Weserzeitung nach folgender erläuternder Einleitung: „Der Umstand, daß die Berliner Miethshäuser zum bei weitem größeren Theil außer dem Treppenaufgang für die Herrschaften auch einen solchen für die Dienstboten haben, der zumeist in der Nähe der Küchen und Dienstbotenzimmer liegt, begünstigt ungemein einen in kleineren Städten nicht zu gleicher Blüthe gedeihenden Geschäftszweig, das Colportiren von Romanen, die auf den Geschmack der Anwohner der Hintertreppen wie der Bewohner von Hinterhäusern überhaupt berechnet sind. Nur selten fügt es der Zufall, daß dem an den Küchenthüren Einlaß begehrenden Colportör von einem Mitgliede der Herrschaft geöffnet wird; meist wird er von einer Küchenfee, einem Hausmädchen oder einem Diener empfangen. Der gar nicht recht ernsthaft gemeinten etwaigen Abwehr des Gebotenen begegnet sein ehrlichentrüstetes: „Herrjott, Se brauchen ja nich jleich abonniren! De ersten fünf Hefte laß' ick Ihnen umsonst hier und hole se mir in'ner Dage achte wieder retur, wenn Se se nich wollen! — Aber Se werden schon wollen," setzt er dann sich selbst besänftigend hinzu, „Se wer'n schon sehen! Schon dat erste Heft jeht zu schöne; jleich heite Abend lesen Se't aus, Freilein." Das „Fräulein" besieht noch die auf den hellgelben Umschlag des dünnen Heftchens gedruckte Illustration, da ist auch der Colportör, mit einem gewandten „'N Morjen, Freilein!" die Thür in das leichte Drückerschloß werfend, verschwunden. Ein zweiter Blick, schon ein längerer, wird auf die Rückseite des Umschlags mit der kurzen Inhaltsangabe und fesselnden Capitelüberschriften geworfen, und ohne Rettung geht's vielleicht sofort, vielleicht auch erst am Nachmittag zwischen Aufscheuer- und Kaffee-Zeit ans Lesen. Ist erst der Anfang gelesen, so wird sicher nach den Fortsetzungen verlangt, und der Colportör ist auf längere Zeit seines wöchentlichen Nickels — jedes Heft zu 2 Bogen kostet 10 ₰ — sicher."

Die Hintertreppen-Romane combiniren die grauenerregende Criminalgeschichte mit der sentimentalen Liebeserzählung. Die Gerechtigkeit aber erfordert nach unserem Gewährsmann zu sagen, „daß sie sich vom Eigentlich-Gemeinen oder Niedrigen, ja auch nur vom Sinnereizenden in Inhalt und Ton völlig frei halten; das Laster wird bestraft und die Tugend siegt, jenes wird immer in den schwärzesten Farben und als verabscheuenswürdig, diese immer strahlend rein und liebenswerth geschildert. Die Schreibart ist fast durchweg eine correcte. Eine andere Frage ist natürlich die, ob die Hintertreppen-Romane das Geld werth sind, das sie kosten. Ein Roman, von dem 20 Hefte bezahlt werden, kostet 2 ℳ ungebunden; dafür liefert die Collection Spemann zwei ihrer eingebundenen und inhaltlich werthvollen Bücher. Freilich können die 2 ℳ nicht durch allmähliche Einzahlung von 20 einzelnen Zehnpfennigstücken entrichtet werden, und zur Ausgabe von zwei oder auch nur einer Mark auf einmal für ein Buch entschließt sich das Lesepublicum der Hintertreppen-Romane nicht leicht. . . Man möchte freilich dem Arbeiterstand eine gesundere, innerlich und äußerlich wahrere Lectüre wünschen, als sie der Colportage-Roman bietet. Aber wer körperlich arbeitet, geht nicht mit frischen Sinnen an die Lectüre, sondern mit solchen die einer Anreizung bedürfen; diese Anreizung wird beim Colportage-Roman bewirkt durch die rasche Aufeinanderfolge von spannenden Momenten, und eine solche will und kann der Roman eines besseren, sich in psychologische Probleme, in Naturschilderung oder in Darstellung vergangener Zeiten vertiefenden Schriftstellers nicht bieten. Er setzt nicht sowohl einen klügeren oder feiner gebildeten Leser, denn unter den Arbeitern befinden sich Leute von scharfem Verstand und feiner Herzensbildung, als einen weder körperlich noch geistig abgespannten Leser voraus. Daß auch geistige Abspannung daran hindert, einen wirklich guten Roman mit Genuß zu lesen, weiß jeder Leser aus Erfahrung. Es wird daher wohl der Colportage-Roman, soweit er in den eigentlichen Arbeiterkreisen gelesen wird, seinen jetzigen Charakter sobald nicht ändern; indeß darf auf das Entstehen eines gewissen Ueberdrusses an dem dem Colportage-Roman nothwendig anhaftenden Schematischen gerechnet werden, der sich namentlich bei älteren und lebenserfahrenern intelligenten

Arbeitern, nicht zuletzt vielleicht noch durch die Einflüsse der durch Volksbibliotheken zugänglich gemachten guten Schriften herausbilden wird. Mit dem Ueberdruß an unwahren Bildern des Lebens wird dann von selbst der Geschmack an wahren sich einstellen."

Mit der „Lectüre des Volkes" beschäftigt sich auch das jüngste Heft einer „Gegen den Strom" wirkenden Wiener Flugschriften-Gesellschaft. Der ungenannte Verfasser — später als Herr Müller von Guttenbrunn enthüllt — hält bei der Erörterung des Gegenstandes zwar zunächst den Standpunct eines Beobachters der Verhältnisse in Oesterreich fest, doch bieten die Schlüsse und zumal die Endfolgerung, die in den Vorschlag der Begründung eines allgemeinen deutschen Volkslitteratur-Vereins ausläuft, soviel des beachtenswerthen und auch auf unsere Verhältnisse anwendbaren, daß wir wenigstens einen Theil der Ausführungen der Kenntnis unsrer Leser vermitteln wollen:

„Unter den 50 Millionen Deutschen, die in Deutschland und Oesterreich seßhaft sind, können etwa 90 pCt. lesen und schreiben, 4 pCt. lesen aber nicht schreiben, und nur 6 pCt. weder lesen noch schreiben. Es wird also kaum nöthig sein von den Analphabeten zu sprechen. Von diesen 50 Millionen Deutschen dürften sich etwa zwanzig damit begnügen, wenn sie sechs Tage der Woche im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben, am siebenten das Gebetbuch, die Bibel oder den Kalender zu lesen. Diese 20 Millionen bilden die träge Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an der Scholle haftet und durch nichts aufzurütteln ist; die übrigen 30 Millionen theilen sich in die Lectüre der in Deutschland und Oesterreich erscheinenden 6000 deutschen Zeitungen (darunter etwa 1000 Tagesblätter) und in die Bewältigung des Büchermarkts, der jährlich ich weiß nicht wie viel Nummern aufweist. Von diesen 30 Millionen aber lesen kaum zehn die besseren Zeitungen, die anständige Bellettristik der sogenannten Familienblätter und die wissenschaftlichen Erscheinungen, und ich wage nicht die Behauptung aufzustellen, daß mehr als zwei Millionen von ihnen den Faust lesen und die wahrhaft edlen Werke unserer Litteratur kennen. Von diesen zwei Millionen hält kaum die Hälfte Schritt mit der Entwicklung unsres guten modernen Schriftthums. Die übrigen 30 Millionen aber — also der bewegliche Theil der Volksmasse, mit dem der Staat gar sehr zu rechnen hat — lesen zum größten Theil schlechte Zeitungen und schlechte Schriften überhaupt. Diese schlechten Schriften zerfallen in verschiedene Gruppen. Obenan stehen: die verrohte Volkspresse und die bellettristische Schund- und Schand-Litteratur, die mit den gemeinsten Trieben der Massen rechnet und die wir unter der Bezeichnung Colportage-Romane kennen; ihnen reiht sich die unter dem Schutze religiöser Gesellschaften stehende Litteratur an, welche den wahnwitzigsten Aberglauben im Volke nährt. Dann folgen als anmuthige Arabesken zu diesen Säulen unsres schlechten Schriftthums die socialistische Bellettristik, die größtentheils von überspannten Frauenzimmern herrührt und die hirnverbrannten Ideen von der freien Liebe im freien Staate und ähnliches predigt, und schließlich die für die Jugend berechneten massenhaften Indianer-Geschichten, die nicht wenig beitragen zur Verrohung der Gemüther, zur Ueberhitzung der Phantasie in unsrer Knabenwelt."

Nun verbreitet sich der Verfasser über die Wirksamkeit der sogenannten illustrirten Volksblätter, die ihre Hauptaufgabe darin erblicken, Verdummung und Verrohung in die breitesten Kreise zu tragen. Die Zunahme der Verbrechen überhaupt und die häufige Wiederholung der Verbrechen einer ganz bestimmten Art glaubt er direct auf den Einfluß der von diesen „Volksblättern" cultivirten Bellettristik zurückführen zu müssen, wie er an der Hand mehrerer Beispiele, darunter auch des Falles Francesconi erörtert, welcher bekanntlich selbst eingestand, daß er die erste Anregung zur Ermordung des Briefträgers aus einem Colportage-Roman empfangen habe. „Mit dem Fall Francesconi wären wir nun bei einer der schlimmsten Arten von Volkslectüre angelangt, bei der niedersten Gattung der Bellettristik, dem Colportage-Roman, dieser mächtigen Concurrenz-Litteratur jener Schandpresse, die wir bereits kennzeichneten. Vom Inhalt dieser Romane haben die gebildeten Kreise nur eine schwache Ahnung, von der Verbreitung desselben wissen sie nichts. Wir begnügen uns damit zu lächeln oder zu spotten, wenn wir von Colportage-Romanen hören, wenn wir die verdächtigen Hefte bei unseren Dienstleuten, in Werkstätten oder Fabriken sehen. Und doch verdienen dieselben sehr ernst genommen zu werden. Alle diese Romane sind nach dem von den Speculanten, die sie verbreiten, offen einbekannten Grundsatz verfaßt: das Volk will nicht unterhalten, es will aufgeregt sein. Darin liegt ja ein Körnchen Wahrheit. Es frägt sich nur, nach welcher Richtung hin diese Herren das Volk aufregen, mit welchen Mitteln sie dies thun und zu welchem Zweck? Die Antwort auf diese drei Fragen lautet vernichtend. Um Richtung und Mittel der Aufregung festzustellen, genügt in den meisten Fällen die Kenntnis des Titels und der Capitelüberschriften eines solchen Romanes. Da heißt einer z. B.: „Die arme Näherin oder des Mordes verdächtigt" und die einzelnen Capitel: „Der Mord," „Der Fluch des Vaters", „Der Brandstifter," „Vom Tode erstanden," In „Todesängsten," „Bei der Todtenwache" u. s. f. Ein anderer dieser Romane ist betitelt: „Das Geheimnis einer Frauenseele oder Engel und Dämonen." Erstes Capitel: „Das Flammenzeichen." Zwei Mordgesellen haben einen Mann, dessen geheimnisvolle Papiere sie rauben wollen, vergiftet. Er stirbt, aber seine Tochter wacht bei der Leiche, der Raub ist unmöglich. Deshalb legen sie Feuer im Haus und warten in der nächsten Brantweinschenke ab, bis Lärm erschallt. Das tritt alsbald ein, und einer von ihnen raubt während des Tumults die Papiere, der andere unter dem Vorwande es zu retten das Mädchen, und der Todte verbrennt. Was will man mehr? Im ersten Capitel: 1. ein Giftmord; 2. eine Brandstiftung; 3. ein Mädchenraub; 4. ein Diebstahl von Documenten, und 5. eine Leichenverbrennung. Soll ich fortfahren? Ich denke, das genügt vorläufig, um die Niederträchtigkeit einer Litteratur zu kennzeichnen, mit der die Volksseele grundsätzlich und planmäßig unter dem Schutze unsrer Gesetze verpestet wird."

In dem folgenden legt der Verfasser dar, wie die Ausbeutung der Leser aus dem Volke in systematischer Weise dadurch betrieben wird, daß ein und derselbe Roman unter drei- und viermal verändertem Titel den zahlenden Abonnenten immer wieder aufs neue in die Hände gespielt wird. Um sich ihre Leute zu sichern, statten die Unternehmer, die Colportagebuchhändler ihre „Werke" mit pomphaften Prämienankündigungen aus. Da steht z. B. unter solch einem Colpartageroman fett gedruckt: „Unsere Gratisprämien. Jeder Abonnent erhält zwei reizende Oelfarbendruckbilder und zum Schlußheft gegen Rückgabe der Coupons von Nr. 26 bis Schluß eine hochfeine, elegante silberne Damenuhr sammt silberner Kette vollständig gratis!" Die beiden, so verlockend angekündigten Romane erscheinen in zwei Abtheilungen,

jede in etwa 28 Lieferungen, jede Lieferung in zwei Heften, das Heft zu 15 Kreuzer. Dieses „etwa" wird selbstverständlich immer überschritten. Wenn wir nun diese Ueberschreitung bloß mit zwei Lieferungen für jede Abtheilung veranschlagen, so besteht das ganze Werk aus 60 Lieferungen, also 120 Heften zu 15 Kreuzer. Wie viel beträgt das? Ich denke 18 fl., sage 18 Gulden für einen neuen und einen alten Colportage-Roman, denn der zweite ist fast immer alt." Nun führt der Verfasser an der Hand von ziffermäßigen Nachweisen aus, wie der Abonnent des Colportage-Romans Zahlung auf Zahlung häuft, bis er endlich die Summe von 24 Gulden 12 Kreuzer geleistet hat, wofür er dann die Prämien-Uhr bekommt, die höchstens einen Werth von 3 Gulden 50 Kreuzer repräsentirt.

„Dieses schamlose Treiben hauptsächlich war es, was die Frage der Colportagelitteratur vor drei Jahren in Deutschland vor das Parlament brachte, und hier ist nun der Ort es auszusprechen, daß in Deutschland damals ein Gesetz geschaffen wurde, welches den Prämienschwindel vollständig verbietet. Dadurch traf man die ganze Colportage-Litteratur ins Herz. Ich habe mir von allen Enden Deutschlands von Buchhändlern über die Wirkung des neuen Gesetzes berichten lassen und von überallher dieselbe Auskunft erhalten: das Gesetz hat segensreich gewirkt, indem es den eigentlichen Colportage-Buchhandel auf eine solidere Basis gestellt und Schwindelunternehmungen zu Fall gebracht hat. Gegen manche allzu harte Bestimmung des Gesetzes und gegen die strenge behördliche Ueberwachung, der die Colportage-Litteratur seit drei Jahren in Deutschland unterliegt, lehnen sich zwar einige Buchhändlerstimmen auf, die Abschaffung des Prämienschwindels aber billigen alle ohne Ausnahme. Und es ist hoch an der Zeit, auch in Oesterreich dieser nichtswürdigen Volksbewucherung ein Ende zu bereiten! Nirgends in Deutschland hatte das Uebel verderblichere Formen angenommen als bei uns, und doch ging die große Bewegung gegen die Colportage-Litteratur vor drei Jahren spurlos an Oesterreich vorüber. Wem die Bedeutung dieser Angelegenheit nach allem was ich bisher an thatsächlichem vorgebracht, noch nicht einleuchten sollte," so fährt der Verfasser fort, „der halte sich bloß eins vor Augen: die besten deutschen Bücher erscheinen in der Regel in einer Auflage von 1000 Exemplaren auf dem Markte, die geringste Auflage des Colportage-Romans aber beträgt das zehnfache, und es ist etwas ganz gewöhnliches, wenn ein solches Schandwerk in 50 000 Exemplaren verbreitet wird. Der Schauerroman „Hugo Schenk und seine Verbrechen oder der Frauenmörder und seine Opfer" z. B. ist in deutscher und tschechischer Sprache zugleich erschienen, und zwar wurde die erste Auflage gleich in der Höhe von 140 000 Exemplaren ausgegeben. Wem auch das noch nicht imponirt, den erschreckt es vielleicht doch, wenn er vernimmt, daß der Roman „Der Sträfling oder unschuldig verurtheilt," dessen blutrünstiges Inhaltsverzeichnis ich oben mitgetheilt habe, nach einer prahlerischen Versicherung des Verlegers weit über eine Million Abnehmer fand. Selbst wenn wir annehmen, daß die Hälfte erlogen ist, bleibt noch immer die ungeheuerliche Ziffer von mehr als 500 000 Exemplaren übrig, d. h.: dieser Schundroman wurde in einem Jahre in mehr Exemplaren verbreitet, als die sämmtlichen Werke Scheffel's oder Freytag's in zwanzig Jahren."

Wir übergehen, was der Verfasser über eine gewisse (katholische) religiöse Schriftenmacherei sagt, obwohl es eben erst Widerhall im Reichsrath und selbst bei der Regierung gefunden hat.

Der Verfasser erblickt das einzige Mittel, dem vergiftenden Einfluß der Colportage-Litteratur und ihrer religiösen Abart entgegenzuwirken, in der Schaffung eines Volkslitteratur-Vereins. Dieser Verein hätte sich zunächst des Colportörs, dieses wesentlichsten Mittlers zwischen Geist und Materie durch Bewilligung hoher Procente zu versichern und unter Nachahmung der dem Colportageleser einmal sympathisch gewordenen Form — durch illustrirtes Titelblatt, Illustrationen im Text, verlockende Titelüberschriften u. s. f. — Werke gediegenen Inhaltes, so „Michael Kohlhas" — der in einen „Michael Kohlhas oder der Mordbrenner aus verletztem Ehrgefühl" umgewandelt werden müßte, — Ekkehard, Soll und Haben u. a. unter die Menge zu bringen.

„Wer den Muth hätte mir zu sagen, daß dies Verfahren eine Entwürdigung des Dichters sei, dem würde ich ruhig entgegnen: daß dies nicht nur keine Entwürdigung des Dichters, sondern eine der größten buchhändlerischen Thaten wäre, die jemals vollführt worden sind. Den Dichter entwürdigen heißt ihn in Goldschnitt gebunden in unserem Bücherschrank verstauben lassen, und ihn ehren heißt den geistigen Inhalt seiner Werke als edlen Samen ins Volk streuen. Die Form, in der das geschieht, ist ganz gleichgiltig, wichtig ist nur, daß sie so gewählt werde, wie es der Zweck erheischt, wie sie der Verbreitung des guten Inhalts förderlich sein kann. Und diese Form ist einzig und allein die des Colportage-Romans."

Einen Verein für gute zeitgemäße Volksschriften haben wir bekanntlich hier in Bremen bis vor kurzem besessen, und seine schöpferische Arbeit ist nicht umsonst gewesen. Den „Colportage-Roman" hat er allerdings nicht gepflegt: sollte deshalb sein Leben so kurzathmig früh zu Grunde gegangen sein? Jedenfalls fand er die Colportöre nicht, sei es daß sie nicht da waren, sei es daß er nicht eifrig und geschickt genug suchte. Aber es wird seine ziemlich zahlreichen Unternehmer und Theilnehmer interessiren zu sehen, daß aus Wien wie aus Berlin der Ruf nach einer solchen Volksschriftenquelle sich von neuem nachdrücklich zusammenstimmend erhebt!

A. L.

Doctor Faust.

Ein Schattenriß von **Wilhelm Fischer.**

Fürchte nicht, geneigter Leser, daß ich dem großen Goethe oder seinen Auslegern ins Gehege kommen und Wasser in den Rhein tragen werde: nicht von dem alten, unheimlichen Schwarzkünstler Doctor Faust will ich reden, sondern von einem freundlichen Namensvetter desselben neuerer Zeit. Einen Schattenriß aber nenne ich meine kleine Darstellung mit geziemender Bescheidenheit, weil ihr zu einem vollständigen Lebensbild gar vieles fehlt. Doch sind die einzelnen Züge hoffentlich bezeichnend genug, um mit einiger Freude betrachtet zu werden und eine annähernd richtige Vorstellung vom Urbild zu erwecken. Entnommen habe ich sie gewissen Nummern der Schaumburg-Lippischen Landeszeitung, einigen Flugblättern und alten Drucken und mündlichen Mittheilungen.

Man sagt und hört zuweilen, die seltsamen Käuze sterben aus. Ich fürchte das nun zwar nicht. Das äußere Leben mag sich gestalten, wie es will: jeder Mensch wird doch als ein Eigenwesen geboren und entwickelt sich in einer gewissen Eigenart. Wenn dieselbe nur kräftig genug ist, so läßt sie sich auch durch den lebhaftesten Verkehr nicht verwischen, und kommt die erforderliche geistige Bedeutung dazu, dann hebt

sich der Träger derselben ebenso sicher von seiner Umgebung ab, wie ein Goldstück aus Scheidemünze hervorleuchtet. Doch in etwas behält jene Bemerkung Recht: wie in einem rasch dahin schießenden Strome die Steine eher rund und glatt werden, so schleifen in unserem bewegten Weltgetriebe die äußeren Eigenheiten leichter ab, als in früheren, stilleren Zeiten; es gibt im Grunde noch ebensoviel Sonderlinge wie sonst, aber ein ungeübtes Auge entdeckt sie nicht so leicht auf den ersten Blick. Umso lieber schauen wir dann und wann, vom heutigen Einerlei ermüdet, zur Erquickung einmal wieder auf einen wunderlichen Prachtkerl vergangener Tage zurück, der sich unbeirrt und ungestört in voller Eigenthümlichkeit entfaltet hat, und ein solcher war ohne allen Zweifel der würdige Herr Bernhard Christoph Faust, geboren im Jahre 1755 zu Rothenburg als zuletzt geborener Zwilling. Durch die vortreffliche und unvergessene Gräfin Juliane, geborene Landgräfin von Hessen-Philippsthal und zweite Gemahlin des Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe, kam Faust nach Bückeburg, wurde Leibarzt, Hofrath, Ehrenbürger der Stadt und Ritter des preußischen Rothen Adlerordens, und starb hochbetagt und unbeweibt in der ersten Woche des Jahres 1842.

Graf Philipp regierte von 1777—1787, in welchem Jahre er mit Hinterlassung von drei Kindern starb. Für den 1784 geborenen Erben Georg Wilhelm übernahm die thatkräftige Mutter Juliane die Regierung, aber auch sie starb früh, 1799; ein Graf von Wallmoden-Gimborn wurde Vormund, bis Georg Wilhelm 1807 selbst die Regierung antrat, die er als Fürst bis 1860 fortgeführt hat. Ihm folgte sein ältester Sohn, der jetzt regierende Fürst Adolf Georg, geboren im Jahre 1817.

Dieser kurze geschichtliche Rückblick erschien mir bei der dienstlichen Stellung des guten Doctors nicht überflüssig.

Faust war also Arzt, sogar fürstlicher Leibarzt, aber gleich hier tritt uns eine Eigenthümlichkeit entgegen. Er hielt von seiner eigenen Wissenschaft nicht viel, wenigstens in Beziehung auf innere Krankheiten. „Puh! Puh!" pflegte er wohl zu sagen, „was wir Aerzte wissen, das kann man auf den Nagel meines Daumens schreiben." Manche Menschen lieben es, sich mit gründlicher Ausführlichkeit über ihren Gesundheits-Zustand zu verbreiten; mit einem Arzte, dem sie besonderes Vertrauen schenken, reden auch verständige Leute bei Gelegenheit einmal gern darüber. Ich glaube nun zwar auch schon bemerkt zu haben, daß dies den meisten Männern vom Fach eher lästig und langweilig, als schmeichelhaft und angenehm ist, allein so deutlich wie der ehrliche Doctor Faust werden sie doch selten. Der sagte nemlich solch einem Klagenden und Fragenden einst offen heraus: Mit Aerzten über Krankheiten zu sprechen, ist meistens schrecklich; aber mit einem Laien ist es gar nicht zum Aushalten; schweigen Sie still!

So belustigte ihn denn die harmlose Aeußerung eines Knaben außerordentlich, der kürzlich seinen Vater verloren hatte und nach den näheren Umständen befragt treuherzig antwortete: Wir haben keinen Arzt gebraucht; mein Vater ist von selber gestorben!

Daß bei solcher Gesinnung die Pillendreher erst recht keine Gnade vor seinen Augen fanden, ist begreiflich. Die ganze Apotheke ist unnütz, meinte er. Haltet den Kranken im Bett, gebt ihm dann und wann ein Glas Wasser und sorgt für frische Luft, den Rest überlaßt der Mutter Natur.

Doch empfahl er noch 1831 als Hausmittel gegen das kalte Fieber Spinnweben an. Dieselben werden an der Sonne und in freier Luft erwärmt, getrocknet, gelüftet, auf einem Rohrstuhle mit dünnem Stäbchen tüchtig ausgeklopft, dann gezupft und sorgfältig gereinigt. 14 Loth rohe Spinnweben geben nur 1 Loth gereinigte. Darauf werden sie sehr fein zerschnitten und 1 Quentchen zu je $1^1/_2$ Loth frischer Butter gemischt, auf eine dünne Brotschnitte gestrichen, eine andere Schnitte wird aufgelegt, und das ganze, gut gekaut, wird treu und ehrlich gegessen. „Hört, Menschen! eine Wahrheit will ich euch sagen: Ihr müßt die Bröte in Wahrheit Rumpf und Stumpf essen, wenn sie euch helfen sollen."

Eine Stunde Wegs von Bückeburg entfernt liegt im lieblichen Thal der Aue, von schönen Bergen und Wäldern umgeben, der kleine Badeort Eilsen, wo man nicht nur die Schwefelquellen, sondern auch Moorbäder zu Heilzwecken benutzt, und zwar, wie ich von glaubwürdiger Seite höre, in gewissen Fällen mit bestem Erfolge. Der dunkle Brei schmiegt sich wie ein Allgemein-Umschlag sanft und doch fest um die von Flüssen und Reißen gequälten Glieder und wirkt, wenn nicht in anderer Weise, wahrscheinlich durch die gleichmäßige langdauernde Wärme lösend und wohlthätig. Insofern hätte das Verfahren dem ehrlichen Doctor Faust eigentlich zusagen müssen, der sonst ja, die Tränklein und Pülverchen verwerfend, nachdrücklich einfach äußere Mittel empfahl. Allein der schwarze Morast scheint seine Licht und Schönheit liebende Seele beleidigt zu haben. Er nannte das Schlammbad höchst verächtlich einen „Höllenpfuhl" und glaubte die Nutzlosigkeit desselben kurz und schlagend beweisen zu können, indem er kopfschüttelnd sagte: Es hilft nichts, die Leute kommen immer wieder! Wenn sie wirklich geheilt wären, brauchten sie nicht wieder zu kommen.

Daß man eine halbgelungene Heilung im nächsten Jahre zu vervollständigen, oder neuen Leiden durch neue Bäder zu begegnen sucht, daß mancher, der es nicht unbedingt nöthig hätte, schon aus Dankbarkeit gerne zu der freundlichen Stätte zurückkehrt, die ihm Genesung verliehen hat, sowie daß ein zur Sommerzeit so überaus reizendes Fleckchen Erde wie Eilsen ganz Gesunde anlocken kann, die nur nebenher einmal baden und im übrigen mit der Luftveränderung zufrieden sind — das alles übersah der sonst so verständige Herr seiner vorgefaßten einseitigen Meinung zu lieb; doch ist auch hier wieder sein Eifer und seine urkräftige Ausdrucksweise erfreulich.

Seine Abneigung gegen die Bekämpfung innerer Krankheiten durch Arzneien wuchs mit den Jahren. Allmählich behandelte er fast nur noch Knochenbrüche und Wunden, doch auch diese ohne irgend eine Salbe. So mußte bei Hofe neben ihm immer noch ein anderer Arzt thätig sein. Doch schätzten die hohen Herrschaften den treuherzigen, von warmer Menschenliebe beseelten Leibarzt sehr, behandelten ihn mit großer Rücksicht und verziehen ihm lächelnd seine vielen Schrullen wegen seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften.

Denn er konnte mehr, als nur tadeln und verneinen. Es zeigt sich auch in seinem Falle wieder, daß bei der menschlichen Beschränktheit eine gewisse Einseitigkeit oft die Kräfte nach der einmal als richtig erkannten Richtung hin um so lebendiger und wirksamer spielen läßt. Wenn er einen großem Misbrauch ausgesetzten Theil der Heilkunde zu geringschätzig behandelte, ja fast gänzlich verwarf, so legte er auf einen anderen, damals wohl noch weniger allgemein anerkannten umso größeres Gewicht. Er verschmähte die künstlichen Arzneien und pries dagegen mit der Wärme der innigsten Ueberzeugung die natürlichen an: gutes Wasser, frische Luft und Sonnenlicht. Er drang mit Ernst und Nachdruck auf eine vernünftige Lebensweise, auf Reinlichkeit und Mäßigkeit. Insonderheit bekämpfte er nach bestem Vermögen die Blattern und begrüßte Jenner's Erfindung mit rührendem Entzücken. Auch auf die Gefängnisse und ihre Insassen erstreckten sich seine menschenfreundlichen Bestrebungen. Endlich suchte er, freilich ohne sonderlichen Erfolg, Wohnung, Kleidung und Lagerstätten gründlich zu verbessern.

Seit 1780 kämpfte er auch mit der Feder für seine Ueberzeugung, sowohl in Zeitschriften, als in einzelnen Heften und Flugblättern. Großen und dauernden Beifall hat sein Gesundheits-Katechismus gefunden, von ihm selbst deutsch und lateinisch geschrieben, von anderen in verschiedene fremde Sprachen übersetzt, und noch vor wenigen Jahren in neuer Ueberarbeitung zu Bonn wieder aufgelegt.

Sprich, damit ich dich sehe! ist ein tiefsinniges Wort. Und so wollen wir, statt nur über den wackeren Doctor zu reden, ihn selbst einmal hören, wie er von Alt-Morschen aus im Jahre 1785 zu seiner Kundschaft gesprochen hat — einige

Stellen des alten vergilbten Flugblattes werden den Leser einen unmittelbaren Einblick in das kindlich liebenswürdige Gemüth des guten Mannes thun lassen.

„Liebe Landsleute! Da es gut ist, wenn man den Mann, mit dem man etwas zu thun hat, kennt: so will ich euch sagen, daß ich ein gerechter, guter, rechtschaffener Mann bin.

Ich wünsche euch zu nützen, und als rechtschaffener Mann und als Arzt biete ich euch meine Hilfe an.

Meinen Kranken gebe ich auch die Arzeneyen. Aus der Hand und auf bloßes Fordern verkaufe ich aber nichts, auch keinen Likör.

Ich habe zwar selbst wenig; da ich meinen Haushalt aber so einrichten werde, daß ich auch wenig und nicht den Schweiß eurer Arbeit bedarf; und da ich folglich für ein Geringes euch Rath und Arzneyen ertheilen kann und werde: so hoffe ich, liebe Mitmenschen! daß mein Wunsch, euch zu nützen, wird erfüllt werden — könnte ich nur lange unter euch seyn und leben! aber anders hat es die Vorsehung geordnet.

Das Recept kostet einen Groschen. Die Arzneyen gebe ich für den Einkaufspreis; und die Zusammensetzung und Bereitung der Arzneyen nach dem Recept kostet auch einen Groschen.

— — — Gern will ich in gefährlichen Umständen über Feld zu den Kranken gehen. Die Stunde Weges kostet zwei bis drei Groschen, nachdem der Weg und das Wetter ist. Ich werde immer zu Fuß gehen und bloß im Fall der dringenden Noth reiten. Weiter als drei Stunden werde ich nicht zu Kranken gehen.

Der Arme — ein Volk und Menschen vergangener Zeiten hatten den Glauben „heilig ist der Arme", und den Glauben habe ich auch — der wahre Arme komme auch ohne Groschen nur immer getrost zu mir her!"

Nun folgen treuherzige Rathschläge über das Verhalten bei Fiebern und Blattern. Diese entsetzliche Plage suchte Faust schon vor Jenner durch eine Art freiwilliger Uebertragung zu lindern: voll warmer Liebe zu den Kindern redet er mit nachdrücklicher Umständlichkeit also zu den Alten:

„Hört es, ihr Menschen! von hundert Kindern wird kaum ein einziges an den Blattern sterben, wenn ihr folgendes ganz genau befolgt. Nemlich 1. sobald die Blattern in der Nähe eures Dorfs zu herrschen anfangen, so haltet eure Kinder inne, und sucht die Ansteckung zu vermeiden. 2. Steckt, soviel ihr Kinder habt, die noch nicht die Blattern gehabt haben, für jedes zwei einzelne Groschen, oder Albus (nur kein Kupfergeld) bey euch, und noch einen Groschen mehr. 3. Nun — — — geht zu einem Kinde, das Blattern hat, die recht weißen dicken Eiter haben, und kauft ihm die Blattern ab; nemlich, ihr schenkt dem kranken Kinde einen Groschen, und eure andern Groschen bestreicht ihr jeden mit Blattereiter, daß ziemlich viel daran hängen bleibt. — — — 4. Nun bindet ihr jedem eurer Kinder an jedem Arm an der auswendigen Seite über das Handgelenk auf die bloße nackte Haut einen dieser mit Blattereiter befeuchteten Groschen. — — — 5. Jeder Groschen — — — bleibt zwölf Stunden unverrückt liegen, und haben sie so lange gelegen: so nehmet ihr sie ab, waschet sie recht rein, und sie gehören nun dem Kinde. (Das Kind darf aber ja nicht vor überstandenen Blattern sich Eßwaaren dafür kaufen.)"

Nun gibt der gute Doctor in großer Ausführlichkeit verständige Vorschriften über die Lebensweise der kleinen Kranken für die nächsten acht Tage: durchaus keine erhitzende Nahrung, fast nur Milch und Wasser, Tags über Aufenthalt im Freien, auch Nachts frische Luft, ein Fenster offen; keine Uebermüdung, am dritten und fünften Tage vollständige Abwaschung u. s. f. und schließt mit der Verheißung, das Kind bekomme acht Tage nach dem Kaufen gelindes Fieber und sehr wenige Blattern — „es lebt und ist gesund! Amen!"

Dann eifert er gegen „das heillose Brantweintrinken. O Gott! Fürsten, sagt, was hilft all eure Liebe und all euer Thun, da ihr dies Gift duldet, das die Grundveste der Menschheit, die Gesundheit, unwiderbringlich zerstört." Weiterhin rügt er das Unheil, welches „dumme, unwissende, abergläubische Hebammen" anrichten. „Ich erbiete mich daher, Weiber in der Hebammenkunst zu unterrichten. Dies kann aber nicht in ein paar Stunden geschehen, sondern erfordert mehrere Tage; denn diese Kunst ist edel und schwer, und muß man nicht, um das geringste Handwerk zu erlernen, mehrere Jahre in der Lehre stehen? — Auch, was ihr merken müßt, nicht jede Frau, sondern nur die vernünftige und gute kann diese schwere Kunst erlernen. Alte, schwache, gebrechliche Weiber schicken sich auch nicht dazu. Soll ich einem Dorfe eine Hebamme unterrichten, so muß man mir drei bis vier Weiber zuschicken, von denen ich eine zum Unterricht auswähle. Der Unterricht einer Hebamme kostet der Gemeinde drei bis vier Rthlr. — In schweren, widernatürlichen Geburten, wo Mutter und Kind leicht das Leben verlieren können, wenn nicht geholfen wird, auch da erbiete ich meine Hilfe — und die wird wohlfeil seyn, bisweilen nur ein: Gott lohn's euch, lieber Doctor!" —

Soll er abwesenden Kranken etwas verschreiben, so verlangt er wenigstens auf zweiunddreißig genau mitgetheilte Fragen bestimmte Auskunft. Endlich empfiehlt er Vorsicht beim Genusse der in jenem Jahre vielfach ausgewachsenen Körnerfrucht und einen Zusatz von gutem Roggenmehl und reiner Asche zum „Taig" und schließt: „Und nun, liebe Mitmenschen! will ich wünschen, daß ihr meiner Hilfe nicht bedürft. Bedürft ihr meiner Hilfe aber, so werdet ihr finden, daß ich ein rechtschaffener und verständiger Mann bin. Lebet wohl!"

Schon dieser kurze Auszug aus seinem offenen Briefe zeigt in mehr als einer Beziehung den großen Unterschied zwischen sonst und jetzt und erschien mir auch deshalb als der Mittheilung werth.

Dem Wasser hat Doctor Faust nicht nur sein ganzes Leben hindurch manch begeistertes Loblied gesungen, sondern in seinem hohen Alter sogar drei Altäre gebaut, und zwar vor den drei Thoren Bückeburgs; den ersten am 18. Juni 1833 vor dem Mindener Thore, seiner eigenen Wohnung grade gegenüber, feierlich eingeweiht. Dieser aus drei Stücken bestehende Altar war zwei Fuß sechs Zoll hoch; in der eingehauenen Kreisvertiefung des Deckelstücks stand ein schönes Faß von Eichenholz, welches einen Anker oder achtundzwanzig Maß faßte. Auf dem schwarzen Schilde desselben prangte die goldene Inschrift:

WASSER DEN DÜRSTENDEN.
DAS BESTE IST WASSER.
PINDAR.

Vorn, über dem untersten eisernen Reifen des Fäßleins war ein messingener Hahn, unter dem obersten Reifen eine blecherne, stahlblaue Klammer, an welcher der blecherne Trinkbecher, umgekehrt, frei — Gott behüte vor Ketten! — angehängt ist. Das Anhängen verursacht ein lautes Geräusch — wie Musik", sagt der gute Mann und fügt hinzu: „Das Anhängen am Ständer oder Pfeiler bei Quellen ist leicht zu machen. Auch da frei bei Tag und in der Nacht. Oeffentliches ist heilig. Und wo der Mensch den Menschen vertraut, da vertrauen sie ihm wieder, und alles ist gut."

Auf dem Boden des Bechers stand in Goldbuchstaben:

WER ALT WERDEN WILL, MUSS WASSER TRINKEN.
FAUST.

Beim Altar befand sich noch ein steinerner Wasserkump oder Trog, im Lichten zwei Fuß lang, vierzehn Zoll breit und sieben Zoll tief, mit der eingehauenen Inschrift Zum Waschen.

Während dreieinhalb Sommermonaten wurde das Faß täglich mit vier oder sechs Eimern Wasser gefüllt, was nach einer vorsichtigen Rechnung mindestens 15 000 Becher ergab.

Diese Einzelheiten entnehme ich der „Bitte um Beyträge von vier Mariengroschen zu einem zweiten und dritten öffentlichen Wasserfasse vor der Stadt Bückeburg" vom 12. October 1833.

Sie ist wieder so herzlich, fast kindlich abgefaßt, daß ich mir nur ungern versage, noch mehr wörtlich anzuführen. Zum Lächeln kann die Festsetzung der freiwilligen Beiträge auf vier Mariengroschen („oder zwei Gutegroschen acht Pfennig") reizen: kein Heller mehr oder weniger wird angenommen! Eindringlich klingt die Stelle: „Das Wassertrinken ist auch ein Bad! ein innerliches, Eingeweide, Fleisch und Bein, auch die Haut, die es am besten ausdünsten mag, durchdringendes Bad: ist von allen Gesundbrunnen und Bädern, in denen das Wasser immer und ewig das beste ist, bleibt und wirkt, sicherlich das erste."

Zur Genugthuung des guten Mannes bekam auch das Stadthäger und das Rintelnsche Thor jedes sein Wasserfaß; am meisten Freude machte ihm natürlich der erste vor seiner Wohnung stehende Altar.

Ganz ungemischt war dieselbe freilich nicht. Ein Bäuerlein in Pelzmütze und langschößigem weißem Rock, auf schlechten Wegen von fernher zur Stadt gewandert, starrte das Weltwunder lange tiefsinnig an, wie die Kuh ein neues Scheunenthor: dieser Altar war offenbar einem ihm unbekannten Gotte errichtet, und in seinem Kalender stand der heilige Pindar nicht. Doch endlich dämmerte eine Ahnung in seinem mächtig arbeitenden Dickschädel auf: er setzte entschlossen einen Fuß auf den Rand des Trogs und begann — den Stiefel abzuwaschen.

Ein andermal zeichnete dagegen, wie der Doctor mit freudestrahlenden Blicken von seinem Fenster aus sah, ein Fußreisender in blauem Kittel mit Ranzen Faß, Altar, Becher und Kump mit ihren Inschriften sich ab.

Und an einem Jahrmarktstage, den 25. Juni, an welchem Tage das Faß mit vierzehn Eimern Wasser war gefüllt worden, trat in den Kreis der dasselbe umringenden und trinkenden Menge eine ältliche Bürgersfrau von Minden, hob beide Hände in die Höhe und rief: Wundervoll! Wundervoll! — Wem das Klirren des Bechers Musik war, dem mußten diese Worte klingen wie Engelgesang. Ein Handwerksbursch sprach am Altare zu seinen Genossen: Das ist das Wahrzeichen von Bückeburg! Zwei listige Arbeiter, die denn freilich Durst hatten, wenn auch mehr nach gebranntem Wasser, läuteten eines Morgens vernehmlich mit dem Becher und tranken anscheinend mit innigem Behagen. Das ist Goldes werth! rief der eine laut. Köstlich, köstlich! versetzte der andere, und denk' nur an die vielen Wanderer und Fuhrleute, die sich hier im Vorübergehen erquicken; sie alle segnen die schöne Einrichtung. Da öffnete sich das Fenster ganz und eine freundliche Stimme rief: Kommt mal her, liebe Leute! — Ihre Berechnung hatte sie nicht getäuscht. Was sie empfingen, war durch Trinken verdient und in diesem Sinne schon anfangs ein Trinkgeld zu nennen. Bald darauf kam auch noch ein anderer, denn es wurde im nächsten Wirthshause, unter vergnügtem Grinsen des schlauen Paares, sofort in Schnaps umgesetzt.

(Schluß folgt.)

Von der Einführung des Slöjd in die höheren Schulen.

Einleitungsworte bei der Zusammenkunft der Gothenburger Lehrer-Gesellschaft am 6. März 1886

von

Otto Salomon.

Im dritten Buche seines „Emile" erörtert J. J. Rousseau auf sehr umfangreiche Weise den Werth körperlicher Arbeit für die Erziehung, und stellt an seinen Zögling die Aufforderung ein Handwerk zu lernen. Dieser Vorschlag weckt nun folgende Einwendung einer erschrockenen Mutter aus den vornehmeren Kreisen: „Ein Handwerk! Mein Sohn Handwerker! Mein Herr, was denken Sie?" Ich stelle mir vor, daß einer oder der andere Lehrer an einer der höheren Lehranstalten ungefähr denselben Gedanken haben kann, wenn er das hier vorgeschlagene Fach sieht, über welches discutirt werden soll. Erlauben Sie mir, damit dasselbe sogleich seinen wirklichen Inhalt bekommen könne, zu sagen daß die Frage gewiß nicht ist in den Unterrichtsplan ein oder mehrere Handwerke einzuführen. Der für pädagogische Zwecke getriebene Slöjd — denn von einem andern kann doch hier nicht die Rede sein — hat mit dem sachmäßig betriebenen Handwerk wenig anderes gemein als die Thätigkeit der Hände und den Gebrauch der Werkzeuge. Die Discussion wird sich also nur um die Berechtigung und die Art und Weise, wie der Slöjd in den Dienst der Schule zu stellen sei, bewegen.

Vieles bewegt sich in unseren Tagen auf dem Gebiet des Unterrichtes; man wünscht das höhere wie auch das niederere Schulwesen zu reformiren, um nicht zu sagen zu revolutioniren. Obwohl ein nicht geringer Theil der Kritik, welche gegen die Schule und ihre Wirksamkeit gerichtet ist, als nicht berechtigt kann betrachtet werden, weil sie oft genug aus mangelnder Sachkenntnis sich herleitet, oder daraus daß an die Schule Anforderungen gestellt werden, welche zu erfüllen sie gerechter Weise nicht die Schuldigkeit haben kann, so soll man doch für die factischen Verhältnisse nicht blind sein, daß nemlich die moderne Schule in manchen Hinsichten nicht so ist, wie sie sein sollte und sein könnte. Ein solches Erkennen, auch von Seiten des Lehrers, ihres nächsten Behüters, muß doch sicherlich nicht gerade etwas demüthigendes enthalten, denn kein Menschenwerk ist so vollkommen, daß man es nicht verbessern könnte. Im Kreise der Schule fallen Entwicklung und Leben zusammen, und ein stillstehender Schlendrian, welcher nicht sieht, weil er nicht sehen will, wäre in wahrem Sinne für jede Erziehungswirksamkeit der Tod.

Unter den hier angeführten Bewegungen dürfte es wohl kaum einer gelungen sein sich so allgemeine Aufmerksamkeit zu gewinnen, wie der in mehreren Ländern strenge hervortretenden Forderung, daß auch die körperliche Arbeit für Erziehungszwecke in Anspruch zu nehmen sei. Diese Forderung ist, wie man sehr leicht beweisen kann, keineswegs neu, sie durchzieht im Gegentheil wie ein rother Faden die Geschichte der Pädagogik nach der Reformation. Luther, Comenius, Franke, Locke, Rousseau, Basedow, Salzmann, Campe, Pestalozzi, Fröbel, Herbart und mit ihnen viele andere ließen sie in einer oder der anderen Form hervortreten. Unserer Zeit jedoch ist es vorbehalten, diesen Gedanken in größerem Maße zur Wahrheit werden zu lassen, und dies zuerst im Kreise der Volksschule. Die Volksschule, welche in Rücksicht auf Organisation und Methode vieles — ja ich sollte besonders im Hinblick auf Verhältnisse in Deutschland sagen — zu vieles von der gelehrten Schule geliehen hat, kann jetzt in dieser Rücksicht wenigstens wie ein Beispiel gelten. Doch will ich hier nicht unbemerkt lassen, daß man bei der Einführung des Slöjd als Unterrichtsfach in die Volksschule nicht überall verstanden hat, daß der aus ökonomischen Ursachen mit Gelderverdienst als Hauptzweck getriebene Handfertigkeitsunterricht gar niemals in den grundlegenden Lehranstalten mit dem grundlegenden Unterricht zusammengehören sollte, und daß deshalb die Volksschule keineswegs ohne einen Schritt von ihrem Wege abzuweichen in eine Slöjdstube oder Schnitzereiwerkstatt verwandelt werden kann.

Die vorgelegten Fragen haben wie es scheint eine theoretisch-pädagogische und eine praktisch-pädagogische Seite. In Hinsicht auf die erstgenannte gilt es zu untersuchen, was für eine Hilfe die Schulen als Bildungsanstalten vom Slöjd erwarten können; in Hinsicht der letzteren, wenn die befindlichen Verhältnisse dies erlauben, die Einordnung dieses neuen Uebungsfaches in die jetzigen. Sieht man auf den mehr theoretischen Theil der Frage, so will ich die Bemerkung vorausschicken, daß wir, die wir wünschen daß der Slöjd in den Dienst der Schule gestellt werde, denselben gewiß nicht als Universalmittel gegen die Misverhältnisse ansehen, unter denen die moderne Schule wirkt und leidet. Wir sagen nicht, daß er allein

alles machen könne, aber wir glauben andrerseits doch, in einem recht betriebenen Slöjdunterricht ein in mehreren Hinsichten kräftig wirkendes Erziehungsmittel zu haben, welches zu nutzen die Pflicht der Schule sei.

Es ist hauptsächlich nach vier Gesichtspuncten, daß der Slöjd recht verstanden und recht geleitet von großem Werthe, ja beinahe unentbehrlich für die allgemeinen Lehranstalten ist. Durch ihn kann den Schülern wahrhafte Achtung für die körperliche Arbeit als solche eingeflößt werden, und das ist etwas was grade in unsrer Zeit, wo die großen socialen Fragen auf der Tagesordnung stehen und Lösung fordern, von durchgreifender Bedeutung sein kann. Dieses sowohl bei denen welche mit dem Kopfe arbeiten, als bei jenen welche zur Wirksamkeit mit den Händen angewiesen sind. Slöjd wird weiter dem Turnen als eine Werkthätigkeit, welche kraftentwickelnd in physischer Hinsicht wirkt, zur Seite gestellt; er gibt sicherlich ein Gegengewicht gegen das viele Stillesitzen auf der Schulbank oder Aufgabenlernen zu Hause. „Eine gesunde Seele im gesunden Körper", dieser Satz möge Erziehungsideal sein, nicht als leere Phrase dastehen. Es hat Zeiten gegeben, wo die Entwicklung des Körpers alles war; es gab andre Zeiten und vielleicht kann man auch unsre Zeit theilweise dazu zählen, wo wieder die Entwicklung der Seelenkräfte in den Vordergrund gestellt wurde. Vielleicht kann die Einführung des Slöjd in die Schule dazu beitragen, daß das für eine harmonische Bildung nöthige Ebenmaß hergestellt werde.

Den großen Nutzen, welchen die Schüler, welcher Classe sie auch in Zukunft angehören mögen, daraus ziehen können, daß sie ihre Hände zu nützlicher Wirksamkeit gebrauchen lernen und dadurch daß sie in den Besitz von allgemeiner Handfertigkeit kommen, ist so greifbar, daß man ihn nur anzudeuten braucht. Diese Ansicht war auch von Anfang her bestimmend Slöjd als Uebungsfach der Schule einzuführen.

Die Summe der Bedeutung des Slöjd als Bildungsmittel möchte vielleicht darin liegen, daß sich durch eine richtig erwählte körperliche Arbeit bei den Schülern praktische Tüchtigkeit entwickeln, und so die am schärfsten hervortretenden und für das Leben nach der Schulzeit erkennbaren Mängel bei einseitig intellectueller Ausbildung unschädlich machen kann. Besonders zu bemerken ist, daß die Schule dann den Schülern Gelegenheit gibt die Anlagen und Kräfte nicht allein in theoretischer sondern auch in praktischer Hinsicht zu prüfen, wie die Wahlfreiheit in Hinblick auf die künftige Lebensbahn zu vergrößern. Dazu kommt — und das ist gewiß auch nicht das wenigst wichtige — daß bei manchem Schüler, welcher bei den jetzt bestehenden Schulverhältnissen auf Grund von schlechterer intellectueller Begabung oder mangelndem Sinne für theoretische Beschäftigungen sich zurückgesetzt sieht, es der Fall sein kann, daß er sich leicht praktische Fertigkeit zu erwerben vermag. Durch Slöjden in der Schule wird sein Selbstgefühl gestärkt und er kommt viel besser ausgerüstet und mit größerer Thatkraft versehen ins Leben hinaus, als wenn er gewohnt wäre sich Jahre lang in der Schule als dumm und unfähig betrachtet zu wissen. Die Schüler, welchen die Schule das beste Zeugnis geben muß, können oft im Leben nicht mehr dasselbe erwerben.

Was die Anordnung beim Slöjdunterricht anbelangt, möchte ich die Bemerkung machen, welche auch die Erfahrung bestätigt, daß es am besten sein dürfte, wenn der Schüler nicht durch gleichzeitige Beschäftigung in mehreren Slöjd-Arten Zeit, Kräfte und Interesse zersplittert, sondern daß sich der Unterricht auf jeder Altersstufe nur auf die für diese Zeit passendste Arbeitsart concentrirt. *Für die Kinder*, welche noch nicht die Entwickelung des normalen 11jährigen erreicht haben, dürfte sich wohl kaum noch eine nach allen Hinsichten völlig passende Arbeitsart finden, für die übrigen hingegen dürfte Holzslöjd und besonders jener Theil, in welchem das Messer und Löffeleisen, also hauptsächlich diejenigen Werkzeuge dienen, welche bei der Tischlerei Anwendung finden, am besten sein, weil er sämmtliche Anforderungen auf eine für den Zweck der Schule passende Arbeitsart erfüllt. Er ist nemlich von der Beschaffenheit, für die Zöglinge ein dauerndes Interesse zu gewinnen, er gibt anwendbare Arbeitsproducte, befördert Ordnung und Genauigkeit, erlaubt Reinlichkeit und Sauberkeit, bildet den Formensinn, kann von den Zöglingen selbstthätig ausgeführt werden, kann allseitig die Bewegungsmuskeln in Thätigkeit setzen, die körperlichen Kräfte stärken und entwickeln, ist ein Gegengewicht gegen das Stillsitzen, läßt sich methodisch mittheilen, und kann durch die vielen Werkzeuge und Handgriffe eine wenigstens relative Handfertigkeit beibringen. Aus diesen und andren Ursachen hat man im allgemeinen den fraglichen Unterricht auf diese eine Slöjdart, Holzslöjd concentrirt, in sich Drechsel- und Holzschnitzereiarbeiten fassend. Diese letztgenannten Arbeiten sollen jedoch nur sparsam vorkommen, weil keines von beiden ein aus hygienischen Rücksichten zu empfehlendes Unterrichtsfach ist. Was insbesondere Holzschnitzerei anbelangt, so wird diese Arbeit gewöhnlich in stehender oder gebückter Stellung ausgeübt, und kann schon aus diesem Grunde nicht geeignet sein kraftentwickelnd in physischer Richtung zu wirken, im Gegentheil! Man hat als ein Vortheil der Holzschnitzerei darauf hingewiesen, daß sie eine besonders passende Hausarbeit sei. Dies ist nicht wahr, denn eine Arbeit welche die Schüler zum weiteren Stillesitzen zwingt, wo unsre Schuljugend ohnedies eher zu viel als zu wenig sitzt, und die dazu wahrscheinlich noch anstrengend für die Augen sein kann, ist keineswegs aus Erziehungsrücksichten zu befördern. Es ist genug, daß die Schule die Kinder und Jünglinge anleitet auch zu Hause über Büchern zu sitzen, nicht daß sie, welche in den Entwickelungsjahren vor allem hinreichender Bewegung bedürftig sind, auch noch zu Hause zur Abwechslung über dem Holzschnitzereibrette sitzen sollen. Holzschnitzerei — ich will nicht unterlassen dies zu bemerken — ist im übrigen mehr eine *Handarbeit* als eine *körperliche Arbeit* im wahren Sinne.

Eine sehr beachtenswerthe Rücksicht, da es sich doch um die Einführung des Holzslöjd als einen Uebungsfach der Schule handelt, möchte auch sein, daß derselbe mit großem Nutzen mit einem andern, früher gewesenen Uebungsfache combinirt werden kann, mit dem Zeichnen nemlich. Nach einem früheren Curs in Freihand- und Linealzeichnen können die Schüler angeleitet werden die Modelle theils abzuzeichnen, theils über dieselben Constructionen auszuführen. Dies ist ein gutes Mittel, die errungene Zeichenfertigkeit in der Praxis anzuwenden.

Es ist mir sehr lieb gewesen, daß man bei Anführung der hier vorliegenden Frage vor Augen hatte, daß wenn der Slöjd in die höheren Lehranstalten eingeführt werden soll, er ein wahlfreies, nicht aber ein obligatorisches Fach sein soll. Ich glaube nemlich, daß es aus rein pädagogischen Rücksichten ganz unrecht ist, die Kinder in dem Falle in eine Zwangsjacke zu stecken, weil der Slöjd dadurch den größten Theil seiner Anziehungskraft verliert. Ich glaube, daß Locke recht hat, wenn er grade vom Handfertigkeits-Unterricht sagt: „Gebot und Gewalt können oft eine Abneigung erzeugen, aber niemals heilen; und alles wozu jemand durch bloßen Zwang gebracht, wird er wegwerfen, sobald er kann, und wenig Nutzen und noch weniger Erholung wird er haben, solange er dabei verweilt." Ich selbst bin davon auf das lebhafteste überzeugt — und die Erfahrung scheint es auch mehr und mehr zu bestätigen —, daß wenn der Slöjdunterricht recht erfaßt und geleitet durch seine eigene Natur eine so große Anziehungskraft auf die Zöglinge ausübt, sie nur aus dringenden Ursachen versäumen an dem Unterricht theilzunehmen und vielmehr eine Zulage an Slöjdstunden verlangen. In Stockholms Volksschulen z. B., wo der Slöjd noch nicht obligatorisch gemacht worden ist, gibt es Schulen, in welchen während eines ganzen Jahres der Katalog in der Rubrik „anwesend" 98 pCt. aufwies und wo kein einziger Zögling ohne Urlaub eine Unterrichtsstunde versäumte. Mittheilungen von andren Orten ergeben dasselbe Resultat. Daß bei Lehranstalten, wo die

Schüler mit rein handwerksmäßiger Beschäftigung ermüdet werden, oder wo sie unablässig Geduld prüfende Holzschnitzereiarbeiten nach einförmigem Muster ausführen müssen, dieser Unterricht, welcher ja nie ein erziehender Slöjdunterricht im wahren Sinne ist, obligatorisch gemacht wird, beweist nichts andres, als daß diese Lehranstalten auf einen ganz unrichtigen Weg gekommen sind. Macht nur die Arbeit angenehm und abwechselnd für die Kinder, und sie selbst sorgen dafür, daß die Slöjdsäle nicht leer und unbenutzt dastehen.

Daß jeder pädagogisch richtige Unterricht auf planmäßige Weise geleitet werden muß, sollte wohl selbstverständlich sein. Darum ist es nöthig, daß eine Modellserie so geordnet sei, daß der Unterricht nach derselben ohne Sprung vorwärtsschreiten kann; sie muß vom Leichten zum Schweren aufgestellt und befolgt werden. Diese Serie, deren Beschaffenheit näher zu beleuchten die Zeit mir hier nicht erlaubt, muß danach, daß der Slöjd mit Rücksicht auf die Ausbildung des Formensinnes das Zeichnen vollende, auch einer Anzahl von Modellir- und Formenarbeiten Raum geben, welche aus freier Hand ausgeführt werden. Ich brauche wohl hier in diesem Kreise nicht anzudeuten, daß ein solcher formellbildender Slöjdunterricht nicht in die Hände des ersten besten Handwerkers gelegt werden kann, sondern daß er unabweisliche Ansprüche an den pädagogischen Tact und die Erfahrung des Lehrers stellt. Er muß vor allem klar und deutlich vor sich sehen, daß wenn es einen solchen entwickelnden Unterricht gilt, die Bedeutung nicht in der verfertigten Arbeit, sondern in der Thätigkeit selbst liegt. —

Lange, vielleicht allzulange, da es sich ja nur darum handelt eine Discussion einzuleiten, nicht um einen Vortrag über dies Fach, bin ich bei der einen Seite der Frage geblieben, der theoretisch-pädagogischen; ich werde mich indessen um so kürzer fassen bei der Abhandlung des rein praktischen Theiles der Frage, d. h. wie man bei dem Einordnen des Slöjd in die übrigen Fächer der Lehranstalten zu Wege gehen soll. Dies ganz einfach darum, weil ich auf dem fraglichen Gebiete nicht genügend sachkundig bin um mich in die Details zu wagen. Daß man Schwierigkeiten begegnen werde, sehe ich leicht ein, wage aber doch zu glauben, daß dieselben mit ein bischen gutem Willen überwunden werden können. Alles neue wurde wie neu angesehen, mußte sich erst durchkämpfen, und so ist es gewiß auch mit dem Slöjdunterricht. Ich erinnere mich in diesem Falle daran, was ein alter hochangesehener Arzt in Berlin, welcher ein warmer Freund der Slöjdunterrichtsbewegungen ist, mir vorigen Frühling bei einem Besuch sagte: „Der welcher seit einem Jahrzehnt den Streitigkeiten gefolgt ist, welche die Pädagogen ausgekämpft haben, da es sich um die Einführung des Zeichnens, Turnens und der weiblichen Handarbeiten in die Volksschule handelte und sich erinnert, wie viele dabei ihr non possumus aussprachen, der braucht nicht zu fürchten, daß nicht auch der Slöjd in seiner Zeit als ein mächtiges Erziehungsmittel anerkannt werden sollte." Das ist auch meine Meinung, und ich glaube sicher, daß wie die Volksschulen mehr und mehr beginnen sich den Slöjd als ein werthvolles Unterrichtsfach anzueignen, es auch die höheren Lehranstalten allmählich vortheilhaft finden werden dasselbe zu thun, und dann — um mit einem Citat aus derselben Quelle, aus der ich zu Beginn geschöpft habe, zu enden — ihre Lehrer einsehen werden, „daß das große Geheimnis bei aller Erziehung darin liegt es zu veranstalten, daß die Uebungen des Geistes und des Körpers immer eine gegenseitige Erquickung für einander sind."

Pfennigsparcasse und Sparcasse.

In den Berichten über die **Darmstädter Pfennigsparcasse** hat deren verdienstvoller Begründer Herr Wilh. Schwab wiederholt darauf hingewiesen, in welchem Umfang sich die städtische Sparcasse zu Darmstadt unter der Einwirkung der Pfennigsparcasse, welche ihre Einlagen an die Sparcasse zur Verzinsung abgibt, entwickelt, und wie fördernd die Pfennigsparcasse den Sparbetrieb auch derjenigen Kreise, mit denen sie nicht unmittelbar in Berührung tritt, beeinflußt hat. In Darmstadt nahm die Pfennigsparcasse im Herbst 1880 die ersten Einlagen in Empfang; es ist augenfällig, welche Vermehrung seit diesem Zeitpuncte die Zahlen der städtischen Sparcasse erfahren haben. Es betrugen bei derselben

im Jahr	Anzahl der neuen Einleger	Anzahl der Einleger Ende des Jahres	Betrag der neuen Einlagen im Jahre	Zahl der Einlageposten Ende des Jahres	Betrag der Einleger-Guthaben Ende des Jahres
1879	2 043	11 729	ℳ 1,091 739	13 369	ℳ 4,091 193
1880	4 433	14 610	„ 1,224 363	17 789	„ 4,410 115
1881	5 700	20 310	„ 1,500 000	29 257	„ 5,000 000
1882	?	?	„ ?	33 300	„ ?
1884	?	21 444	„ ?	?	„ 5,623 677

Auch in **Frankfurt am Main** sind die gleichen Wahrnehmungen gemacht worden. Hier begann die Pfennigsparanstalt Anfang October 1882 ihre Wirksamkeit, und auch sie lieferte die durch sie angesammelten Ersparnisse an die Sparcasse ab. Die Ziffern der Pfennigsparanstalt sind die folgenden:

Jahr	Anzahl der neuen Einlagen	Anzahl der Nachschüsse	Gesammtzahl der Einlage-Posten	Betrag der Spareinlagen
1882 letztes Vierteljahr	4 166	2 230	6 396	ℳ 24 362
1883	6 246	13 418	19 664	„ 110 886
1884	3 105	12 035	15 140	„ 104 720
1885	2 229	11 156	13 385	„ 99 282

Hiermit vergleiche man die Zahlen der Frankfurter Sparcasse; es betrugen:

im Jahre	Anzahl der neuen Einlag.	Anzahl der Nachschüsse	Gesammtzahl der Einlage-Posten	die Einzahlungen in Mark	der Bestand am Jahresschlusse an Einlegern	der Bestand am Jahresschlusse an Einlag. in Mark
1862—1871 durchschnittl.	1 935	8 213	10 148	1,561 690	10 335	6,560 500
1872—1881 durchschnittl.	2 879	17 175	20 054	3,363 964	19 657	15,201 468
1880	3 048	19 409	22 457	3,662 384	23 406	19,755 806
1881	3 548	20 910	24 458	4,103 180	24 903	21,792 105
1882	7 811	24 087	31 898	3,978 754	30 589	23,054 197
1883	9 742	36 250	45 992	3,836 295	36 680	23,362 259
1884	7 174	38 788	45 962	4,435 441	40 450	24,784 204
1885	6 558	40 539	47 095	4,854 247	43 510	26,511 973

F. Th.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei zwei Beilagen**

Erste Beilage zu Nr. 15 des „Nordwest."

Sonntag, 11. April 1886.

Handfertigkeits-Unterricht in Keitum auf Sylt.

Aller Anfang ist schwer! Dieses Sprichwort hat sich auch bei der Entstehung unserer Handfertigkeitsschule bewahrheitet. Mit großer Mühe gelang es, die Geldmittel für das allernothwendigste Werkzeug aufzubringen und die Schule im November 1884 zu eröffnen. Der Gesangverein veranstaltete ein Concert zum besten der Sache, einige Freunde der Jugend gaben freiwillige Beiträge, und so standen uns endlich 70 ℳ zur Verfügung. Wer einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in eine Handfertigkeitsschule nach schwedischem Muster gemacht hat, wird wissen, was es heißt mit dieser bescheidenen Summe eine solche Schule einzurichten. Zum Glück gelang es uns, vier Hobelbänke leihweise zu erwerben und ein Zimmer im alten Schulhause unentgeltlich zu bekommen. Es wurden im ersten Jahre 16 Knaben in zwei Abtheilungen unterrichtet; diese zahlten je 2 ℳ zur Ergänzung der Werkzeuge und hatten außerdem das Material zu vergüten. Am 29. März 1885 veranstaltete die Schule eine öffentliche Ausstellung, welche recht gut besucht wurde und wesentlich dazu beitrug das Interesse für die Sache zu wecken. Nach vielen Erwägungen trat bei dieser Gelegenheit die Commission mit dem Plane zur Gründung eines Vereins hervor; es bestehen hier nemlich eine Menge Vereine, welche größtentheils der Vergnügungssucht Vorschub leisten und sich nur dadurch zu halten vermögen, daß sie häufig Abendunterhaltungen, Ausflüge, Stiftungsfeste u. s. f. veranstalten. Ja selbst solche Vereine, welche wirklich gemeinnützige Zwecke verfolgen wie z. B. Feuerwehr, Handwerkerverein u. s. f. müssen, wenn auch in beschränkterem Maße, zu dergleichen Zugmitteln ihre Zuflucht nehmen. Was soll nun aber ein Verein zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts seinen Mitgliedern bieten? Unsere Antwort lautete: das Bewußtsein, ein gutes Werk unterstützt zu haben, nicht mehr und nicht weniger! Das zieht aber nicht besonders, wenigstens nicht auf Sylt, und man wird es daher begreiflich finden, daß wir allerlei Bedenken trugen, mit dem Plane zur Gründung eines solchen Vereins hervorzutreten. Der Vorschlag fand jedoch einigen Anklang; am ersten Tage zeichneten 27 Mitglieder, welche einen jährlichen Beitrag von einer Mark an die Vereinscasse zahlen. Die Zahl der Mitglieder ist im Laufe des ersten Jahres auf 82 gestiegen, so daß wir jetzt über eine Jahreseinnahme von 86 ℳ (zwei Mitglieder zahlen einen höheren Beitrag) zu verfügen haben. Allein mit dieser Summe hätten wir noch jahrelang arbeiten können, ehe wir es zu einer normalen Handfertigkeitsschule gebracht hätten. Zu unserer großen Freude wurde uns im Laufe des Sommers eine Unterstützung von 400 ℳ durch die königliche Regierung zu Schleswig überwiesen, so daß wir jetzt in der glücklichen Lage waren, die Schule mit allem nothwendigen Werkzeug zu versehen und so zu erweitern, daß von jetzt an in jeder Abtheilung 12 Knaben unterrichtet werden können. Der Verein hat jetzt also nur die Unterhaltungskosten zu tragen und das Material zu vergüten. Der Lehrer bekommt von jedem Knaben 2 ℳ. Am 14. März veranstaltete die Schule wieder eine Ausstellung der im letzten Jahre hergestellten Gegenstände (etwa 360 an der Zahl). Gleichzeitig wurde die erste ordentliche Versammlung des Vereins abgehalten.

Die Erfahrung, welche man allgemein mit dem Handfertigkeits-Unterricht macht, hat sich auch hier bestätigt: die Knaben arbeiten mit großer Lust und versäumen nur im Nothfall die Unterrichtsstunden. Zur Begründung dieser Behauptung kann angeführt werden, daß von neun auswärtigen Zöglingen (aus dem Dorfe Tinnum, welches reichlich 20 Minuten von hier entfernt liegt) in 11 Wochen (von Anfang October bis Weihnachten) nur Einer eine einzige Stunde versäumte, trotzdem daß das Wetter manchmal recht ungünstig war.

Um auch den Knaben aus entfernteren Dörfern Gelegenheit zu bieten, sich am Unterricht zu betheiligen, wird in diesem Jahr ein Sommercurs von Mai bis October eingerichtet werden, für welchen sich schon 12 Knaben angemeldet haben.

P. H. Appel.

Waisenhaus-Brände.

Trotz aller Vorschriften welche inbezug auf die Feuersicherheit öffentlicher Gebäude gegeben werden, und ungeachtet der eingehendsten Belehrungen über das Verhalten einer größeren Menschenmenge in brennenden Häusern darf ein Waisenhaus-, Irrenhaus- oder Krankenhaus-Brand, bei welchem Menschenleben zu Grunde gehen, immer noch nicht zu den seltenen Vorkommnissen gezählt werden. Selbst in Deutschland, wo man allgemein der Meinung ist das Feuerwehr- und Feuersicherheitswesen so sehr vervollkommnet zu haben, liest man oft genug von Bränden staatlicher oder städtischer Gebäude, bei denen Menschen den Flammentod fanden oder beim Selbstretten durch einen kühnen Sprung verunglückten, weil alle Auswege vom Feuer oder mit Schloß und Riegel versperrt waren. Dem Feuer konnte nicht sofort Einhalt geboten werden, denn keinerlei Löschvorrichtungen befanden sich im Hause. Die nächste Feuerwehr zu rufen war nur durch die viel zu viel Zeit beanspruchende persönliche Meldung möglich. In die obersten Stockwerke führte nur eine schlechte, nicht im geringsten feuersichere Treppe. Die Schlafgemächer befanden sich oben. Die jugendlichen oder kranken Inwohner waren durchaus nicht über das Verhalten bei einem etwa entstehenden Brande unterrichtet.

Dergleichen Uebelstände bestanden wohl auch in dem in der Nacht vom 11. auf den 12. März abgebrannten Waisenhaus in Börde, Kreis Hagen in Westfalen. Bei diesem Brande büßten fünf Zöglinge und ein Aufseher das Leben ein. Das Feuer scheint in der Schneiderei entstanden zu sein. Ueber dieser waren die Schlafstellen für die Knaben, für Aufseher und Knecht. Der umfangreiche Söller war mit Heu, Stroh und Frucht gefüllt. Um zehn Uhr Abends hatte man sich zu Bette gelegt, gegen zwölf Uhr wurde ein Knabe durch Rauch geweckt und lief zum Aufseher, dieser sucht durch Rufen die Kinder zu ermuntern, eilt hinaus, um die Anstaltsglocke zu ziehen, stürzt wieder in das bereits in Flammen stehende Haus, bemüht sich um die Rettung der Kinder und ward so ein Opfer seiner Pflicht. Der Vorsteher der Anstalt mit zwei Nachbaren waren sofort zur Stelle, aber auch längere Zeit die einzigen welche hilfreiche Hand leisten konnten. Da die Treppe sofort ergriffen wurde, mußten die Retter sich hier mit verbrannten Haaren und Händen zurückziehen. Nur einem Knaben gelang es, über die Treppe in das Freie zu gelangen, alle übrigen aber sprangen theils aus den Fenstern, theils mußten sie mit Leitern dort herausgeholt, ja sogar gesucht werden, da sich eine Anzahl in ihrer Angst in die Betten versteckt hatten und bei dem furchtbaren Qualm in den sehr niedrigen Räumen bald nicht mehr gefunden werden konnten. Außer dem tief zu beklagenden Verlust an Menschenleben büßte das Waisenhaus seine sämmtlichen Wintervorräthe ein, sowie einen großen Theil der Kleider und Schuhe der Kinder, da letztere vielfach nur mit dem Hemde bekleidet ihre Rettung suchten; ebenso gingen sämmtliche Schulgeräthe verloren.

Was bindet denn die Waisenhausverwaltungen, die Schlafgemächer in die obersten Stockwerke, oft unter das Dach zu verlegen, wohin mitunter schlecht passirbare Stiegen führen? Bei vielen schon abgebrannten solchen öffentlichen Gebäuden wäre es gut gewesen, wenn die Schlafzimmer nicht über diesem oder jenem Raume mit feuergefährlichen Verrichtungen oder Lagerungen sich befunden hätten. Wie oft ist schon dringend empfohlen worden, daß für solche Gebäude nur feuersichere Treppen gestattet sein sollen! Warum ist in solchen Häusern oft nicht die geringste Löscheinrichtung, kein Feuermelder zur nächsten Ortsfeuerwehr, keine zweite Treppe oder ein sonstiger Nothausgang vom oberen Stock vorhanden? Die Kinder sollten öfter belehrt werden, wie sie sich bei einem am Tage oder in der Nacht ausbrechenden Feuer zu verhalten haben. Entleerungsproben, wie solche in den Münchener Schulen jetzt regelmäßig stattfinden, sind auch für Waisenhäuser zweckmäßig. Die Kinder sind dann auch daran zu gewöhnen, ihre Kleider Abends in Ordnung vor dem Bett niederzulegen und sich flink anzuziehen. Für die Sicherheit Unmündiger in dergleichen Anstalten, in Kranken- oder Irren-Häusern kann nicht genug geschehen. Die strengste Aufsicht der vorgesetzten Behörden ist unbedingt geboten, wobei jedesmal die Leiter der Feuerwehr zugezogen werden sollten.

Begeisterung in der Feuerwehr.

In dem Jahresbericht der Feuerwehr zu Reichenberg heißt es schwungvoll: „Welch' herrlicher Gedanke ist es, durch freiwillige Unterordnung des eigenen Willens die Kräfte zur gemeinsamen Arbeit zu vereinen, Kämpfe mit dem wilden Element und mannigfache Gefahren zu bestehen, alle Sonderinteressen hintanzustellen dem Allgemeinen, Nützlichen und Verdienstvollen — einzig nur des Nächsten Wohles wegen! Immer mehr wird der Werth der Feuerwehrsache anerkannt, und allmählich wird es heller in jenen Kreisen, die sich bisher noch ziemlich gleichgiltig gegen dieselbe verhielten, indem sie zur Ueberzeugung gelangen, daß die Sache nicht wie Spreu vom Winde hinweggefegt werden kann, sondern Wurzeln gefaßt hat in allen Theilen der Erde fest und zäh, und aus den Wurzeln ein Baum emporgesproßt ist groß und mächtig, wie er mit seinem Frucht- und Blätter-Schmucke segenspendender nicht gedacht und gewünscht werden kann. Wo sollte man beginnen und wo enden, wollte man auch nur die die Spanne von einem Jahre umfassenden zahlreichen Segnungen dieses herrlichsten der Sprossen echten Bürgersinnes aufzählen! Kein persönlicher Ehrgeiz, nur Opfermuth und Pflege des Ehr- und Pflicht-Gefühls haben sie zusammengeführt, die treuen braven Söhne ihrer Heimstätten, um in Kameradschaft und Einigkeit die helfende That zu vollführen. Wer sie nicht kennt, die Begeisterung für die gute und edle Sache, die innere Triebfeder all' ihrer Handlungen, wer nie das beseligende Bewußtsein der vollbrachten guten That besessen und sein Theil nicht mitgekämpft hat am Werke Gottes, der fühlt und kennt auch nicht den tiefen Sinn unseres freiwillig erwählten Berufs und den idealen Zug, der durch alle freiwilligen Feuerwehren weht und der in ihrem Wahlspruch so schönen und wahren Ausdruck findet: Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr"!

Allerlei Gemeinnütziges.

Herr Stadtrath Röstel aus Landsberg a. W. sprach am 1. März im Volksbildungsverein zu Cüstrin über die dort ebenfalls einzubürgende „Sommerpflege." Der dortige „Bürgerfreund" sagt, er könne den Werth des Vortrags nicht treffender bezeichnen, als wenn er constatire, daß die zahlreichen Zuhörer den Worten ununterbrochen in lautloser Stille lauschten. „Daß diese Worte aber, einem milden, warm fühlenden Herzen entsprungen, auch wieder den Weg zum Herzen fanden, davon gab der am Schluß dem Redner gespendete aufrichtig Beifall den besten Beweis. Nachdem der Vorsitzende auch noch seinerseits Herrn Stadtrath Röstel nach der Pause den Dank namens der Versammlung ausgesprochen hatte fügte er hinzu, daß der Vereins-Vorstand demnächst die weiteren Schritte thun werde, um auch hier eine Feriencolonie zu begründen."

Der Flensburger Knabenhort wurde Anfang August 1885 in einem bis dahin unbenutzten Classenzimmer der Marien-Knabenschule mit 58 Zöglingen eröffnet. Seitdem sind 6 ausgetreten. Die Kinder kommen zum größten Theil gern und die unentschuldigten Versäumnisse sind unbedeutend. An jedem Werktag bald nach 4 Uhr versammeln sich die Knaben bei günstiger Witterung auf dem Spielplatz, bei ungünstiger im Zimmer. Sie verzehren dann zunächst ihr Vesperbrot — leider ist die Zahl derer, welche ohne Vesperbrot zu erhalten in den Hort kommen, keine geringe, 20—30 Procent; — danach müssen sie die Hände waschen, und wenn nöthig, auch Kopf und Hals, denn keiner darf an den gemeinsamen Beschäftigungen und Spielen theilnehmen, der an den genannten Körpertheilen nicht ganz rein ist. Ebenso wird auf Reinlichkeit der Kleider gehalten. Diese Pflege ist dadurch möglich, daß der Hort ausreichend mit Waschgefäßen, Seife, Kämmen, Handtüchern und Bürsten ausgestattet ist. Dann werden unter Aufsicht des Vorstehers die Schularbeiten gemacht und nach ihrer Fertigstellung von ihm unterschrieben. Danach treten andere Beschäftigungen ein, wie Laubsägen, Zeichnen, Lesen; auch das Spiel findet genügende Berücksichtigung. Die Knaben bauen mit dem Richter'schen Patent-Steinbaukasten, spielen Dame und Mühle. Vielfach wird auch vorgelesen und erzählt, von dem Vorsteher wie auch von einzelnen dazu befähigten Knaben. Die Kinder wünschen oft noch mehr zu hören, wenn die Uhr 7 zeigt, so daß sie nach Hause gehen sollen. Zur Abwechslung wird ein Lied gesungen. Während des Sommers sind die Knaben nach Anfertigung ihrer Schularbeiten auf dem Spielplatz, wo abwechselnd gespielt und geturnt wird. Auch werden Spaziergänge in die freie Natur unternommen.

Heilschwindel. Nach Zeitungsanzeigen heilt die Privatanstalt für Alkoholismus von Oska in Stein-Säckingen die Trunksucht und zwar auch ohne Vorwissen des Patienten. Wer sich an die erwähnte Adresse wendet, erhält: 1) 70 gr Enzianwurzel-Pulver, 2) 180 gr eines Thees, der aus einer Mischung von Enzianwurzel und Blättern der Menyanthes trifoliata (Bitterklee) besteht. Die Mittel kosten 12 ℳ, während dieselben aus jeder Apotheke zu 1 ℳ 80 ₰ bezogen werden können. Eine Privatanstalt für Alkoholismus besteht in Stein-Säckingen nicht. Der angebliche Dr. Oska, welcher die Mittel versendet, ist ein gewisser Oskar Konetzky, der 17jährige Sohn des Heilschwindlers Th. Konetzky, vor welchem wir schon wiederholt gewarnt haben. Die von Oskar Konetzky versandte Gebrauchsanweisung für seine Mittel ist die nemliche, wie die früher von Th. Konetzky verbreitete und rechnet wie diese, auf die größte Unwissenheit und Beschränktheit der Hilfesuchenden. Die Mittel nützen gegen Trunksucht nichts und können auch ohne Vorwissen des Patienten diesem nicht beigebracht werden. Th. Konetzky wurde wegen Medicinalpolizeiübertretungen zweimal, einmal mit drei Wochen und das anderemal mit vier Wochen Haft bestraft. Ferner wurde gegen ihn wegen Betrugs, begangen durch Anpreisung und Verkauf von Heilmitteln gegen die Trunksucht, eine Gefängnisstrafe von vier Wochen erkannt, der er sich jedoch durch die Flucht entzog. — Zur Zeit hält sich Konetzky in der Schweiz auf. (Der Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe.)

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark.
Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 16. Sonntag, 18. April. 1886.

Die belgischen Arbeiter-Unruhen.

Der belgische Justizminister hat in der Kammer erklärt, die Arbeiter-Unruhen in den Fabrikdistricten von Charleroi und Mons seien auf den Alkoholismus zurückzuführen; und wenn ein reisender Zeitungsberichterstatter nun erzählt, dort um Charleroi herum sei jedes zweite Haus eine Schenke, so fehlt es dieser verzehrenden Flamme allerdings nicht an Nahrung. Aber für die auch in Deutschland immer noch herrschende verhältnismäßige Gleichgiltigkeit gegen die Schwere und Verbreitung dieses Uebels ist es bezeichnend, daß die Zeitungsurtheile sowohl wie die neuliche Verhandlung im Reichstag bei Gelegenheit der Verlängerung des Socialisten-Gesetzes diesen Grund des beunruhigenden Aufstandes nicht einmal streiften, mag der belgische Minister nun ganz oder nur theilweise Recht gehabt haben!

Theilweise, wird man denken dürfen (wenn seine Meinung in jenem Ausspruch überhaupt ganz getreu wiedergegeben war). Aehnlich theilweise, wie der Alkoholismus mitwirkt bei der Mehrzahl der Verarmungsfälle, der gestörten Ehen, der heruntergekommenen Familien, der Verbrechen, Geisteskrankheiten und Selbstmorde in allen den Völkern, welche diesem Giftgenuß ergeben sind. Belgien ist neben Dänemark dasjenige Land, wo die Gesetzgebung noch so gut wie nichts wider die Trunksucht — das gute und volksthümliche deutsche Wort für den hybridischen Barbaren „Alkoholismus" — gethan hat; und wo zugleich auch die freie gesellschaftliche Bewegung wider sie kaum begonnen hat, durch den Schriftsteller Em. Cauderlier ebenso feurig wie talentvoll angeregt, aber von den gebildeten Ständen mit einem gegen Deutschland nun schon außerordentlich abstechenden Stumpfsinn betrachtet. In Belgien wie in Dänemark scheint der politische Parteikampf alle sociale Initiative traurig aufzuzehren. Auch für die Wohlfahrt der Arbeiter im allgemeinen ist dort noch bitterwenig geschehen. Holland hat seinen van Marken in Delft, Frankreich seinen Godin in Guise, wir Deutsche freuen uns der u. a. in M.-Gladbach und Neviges gegebenen noch nachahmbareren Beispiele: aber was der Art hätte das dazwischen liegende industriell so ungemein entwickelte Land aufzuweisen?

Der Kampf der Parteien um die Regierungsmacht, der unsere belgischen Nachbarn sowenig an die bleibenden socialen Interessen denken läßt, ist augenscheinlich auch die Ursache, weshalb man mit Gesetzen und strenger Verwaltungs-Aufsicht dem Uebermaß der verführerischen Gelegenheiten nicht längst ernstlicher zu Leibe gegangen ist. Der ausgezeichnete Führer der Liberalen Frère-Orban hat es bereits vor Jahren einmal offen ausgesprochen: Regierung und Volksvertretung würden mit den Schenken und Schnapsläden nicht eher gründlich aufräumen, als bis der öffentliche Geist des Landes es weit energischer fordere. Solange, mit anderen Worten, sind die widerstrebenden Interessen der Schenkwirthe, Brenner, Korn- und Kartoffel-Bauer für die bloße menschenfreundliche Geneigtheit der gesetzgebenden Gewalten noch zu mächtig. Da nun aber der politische Streit zugleich alle verfügbare Kraft für das öffentliche Leben sogut wie ganz aufsaugt und verschlingt, kommt man schlechterdings nicht vom Flecke. Erst solche Eindrücke wie die der rauchenden Fabriken, Villen und Klöster aus jüngster Zeit mögen die Schlaffheit überwinden. Wir würden nicht erstaunt, aber sehr erfreut sein, wenn demnächst ein aus Liberalen und Klerikalen gleichmäßig gemischter Kreis angesehener Männer die ganze denkende Bevölkerung zu einem unerbittlichen Kriege wider das Uebermaß des Schnaps-Angebots und alle übrigen Quellen der gemeingefährlichen Trunksucht aufriefe.

In Deutschland dürfen wir froh sein, eine solche Verbindung haben stiften zu können ohne Lähmung durch bestehende politische Gegensätze und Kämpfe. Auch der leidenschaftliche Monopol-Streit hat sie, denken wir, zuletzt eher befestigt als gelockert. Die Nothwendigkeit der inneren staatlichen Auseinandersetzungen wird ja kein geschichtskundiger Mensch bezweifeln, aber der Vaterlands- und Volks-Freund wird immer zugleich wünschen, daß ihre trockene Gluth nicht das humane und patriotische Zusammenwirken Aller für solche Aufgaben verhindere, welche ihre Art und Bedeutung über die Parteikämpfe hinaushebt, und in deren Behandlung sich das nationale Gemeinbewußtsein auf die Dauer am kräftigsten nährt, wenn Gottes Gnade ihm die Prüfung großer Kriege erspart.

A. L.

Doctor Faust.

Ein Schattenriß von **Wilhelm Fischer**.

(Schluß).

Nun, das sah der gute Doctor nicht und hat's vielleicht nie erfahren. Aber eines Tages war trotz seinem Vertrauen auf die Menschheit der Becher verschwunden, und das ging ihm nahe, sehr nahe. Es wird nicht an schadenfrohen Spöttern gefehlt haben, allein sie wurden beschämt und der edle Dulder getröstet: unverhofft langte das vermißte Trinkgefäß mit der Post wieder an. Eine reisende Herrschaft hatte den Wagen am Altar halten lassen, die Inschriften gelesen, das Wasser versucht und aus Versehen den Becher mitgenommen und sandte denselben jetzt mit der Bitte um Entschuldigung und dem Ausdrucke des Danks und der Bewunderung zurück. Faust jubelte, und wir können noch seine unschuldige Freude nachempfinden. Er bekränzte den Becher mit Eichenlaub und sprach sein Siegesgefühl in einer neuen Inschrift aus: Mensch, traue den Menschen!

Auch der äußeren Anwendung des Wassers, dem Baden und Schwimmen redete er begeistert das Wort; leider findet sich von seinen Einrichtungen in Bückeburg nichts mehr vor.

Wie das Wasser, so liebte er auch Licht und Luft. Deshalb gefiel ihm seine eigene Wohnung in dem großen, jetzt von Herrn Hofmarschall von Meding bewohnten fürstlichen Hause, deren Fenster nach Süden gingen und über die breite Straße weg in den prächtigen Schloßgarten schauten. Und eine ähnliche günstige Lage hätte der Gute gern allen Menschen verschafft. Alle bewohnten Räume sollten nach Mittag gerichtet sein. „Wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin", scheint auch er gedacht zu haben. Kaum ein Parse kann das große Tagesgestirn feuriger rühmen, als der begeisterte Faust. „Baut, ihr Menschen, zur Sonne die Welt! Neu!" ruft er aus. „Die Sonne ist da, leuchtet allen, erwärmt und erfreut aller Menschen Herz. Regiert alles, Himmel und Erden, und den Menschen. Ihr gehorcht der Mensch und alles. Sie ist Aufklärung und Lehre allem Volke. Nicht in uns Menschen, in der Sonne liegt das Licht, die Wahrheit, das Recht und die Freude. Und erst mit der Sonne — indem zu ihr, rechtwinklig nach Mittag, die Menschen, die bei weitem größte Mehrzahl, einstens alle, wohnen, — — — kommt im großen — im einzelnen unendliches Leben, Ringen und Kämpfen — Frieden und Heil zu den Menschen und Völkern. Nicht eher."

Das kleine Vorbild einer solchen „Sonnenstadt" stand, Nürnberger Spielsachen ähnelnd, auf einem Tische seiner Wohnung aufgebaut. Jede Straße enthielt nur je eine Reihe Häuser, vor jedem derselben war ein Rasenplatz, hinten ein Hof. Auch Seidenbau sollte versucht werden, und es nahm sich sonderbar aus, wie hier und da eine Seidenraupe in natürlicher Größe sich vom First bis zum Sockel eines der niedlichen Puppenhäuschen schlängelte. Die Dächer sollten flach sein, getragen von Balken und Latten, und aus zwei Schichten Fliesen, mit Pech auf einander gepicht, bestehen. „Durch die Pechlage geht kein Regen, geht kein Blitz" ließ er mit Riesenbuchstaben drucken. Aber die Probe, welche der Fürst ihm auf sein inständiges Bitten und Drängen mit einem Waschhause zu machen gestattete, fiel nicht nach Wunsch aus: der erste heftige Regen drang durch. Faust sträubte sich dagegen, es zu glauben. Kerl, du lügst! fuhr er den Unglücksboten an. Er wurde gebeten, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Er that's nicht. Aber seine Musterdecke war gerichtet — sie fand keine Nachahmung.

Auch an einem Eis- oder vielmehr Schnee-Keller hat sich der erfindungsreiche Greis mit jugendlichem Feuer und beneidenswerther Hoffnungsseligkeit versucht. Der Platz dazu, neben der Kirche liegend, war vielleicht nicht besonders glücklich gewählt. Das Behältnis selbst bestand aus einem Holzkasten, zehn Fuß lang und hoch, sechs breit. Im Innern, zwei Fuß von den Wänden entfernt, war graue Leinwand ausgespannt, der Zwischenraum wurde mit gestampftem Strohhäckſel ausgefüllt. In den innersten Raum sollte durch ein Loch in der Mitte Schnee geschafft und, mit Salz vermischt, festgestampft werden, auf diese Masse das aufzubewahrende Fleisch gelegt und dann die Oeffnung mit einem Häckselkeil verschlossen werden. Um Martini war alles so weit fertig, nur die Hauptsache fehlte noch, der Schnee. Es klingt lächerlich und rührend zugleich, wie der alte ungeduldige Herr darüber mit dem Schicksal hadert. Der liebe Gott ist mir immer so gut gewesen, und nun schickt er mir keinen Schnee! jammert er. Nun, endlich ließ der Himmel sich durch die dringenden Wünsche des verwöhnten aber liebenswürdigen Lieblings erweichen und schüttete im Januar reichen Flockensegen herunter. Faustus füllte seine Schatzkammer, schloß sie sorgfältig und lachte mit dem ganzen ehrlichen Gesicht, aber leider wurde seine Freude bald mit dem eingestampften Schnee zu Wasser. Der Gedanke war gut, die Ausführung verfehlt.

Wir haben schon gehört, wie Faust von seinem ersten Auftreten als Arzt an den Verheerungen der Blattern entgegen zu wirken suchte. Jenner's Erfindung der Kuhpocken-Impfung wurde von ihm mit neidloser Begeisterung begrüßt. Er unternahm sogar 1802 eine Reise nach England, erhielt von seinem verehrten Berufsgenossen dessen Bild zum Andenken, und verbreitete, nach Deutschland zurückgekehrt, die neue Schutzmaßregel eifrig durch Wort und Schrift und That. Am 14. Mai 1796 hatte Jenner zum erstenmale geimpft: dieser Tag galt seitdem alljährlich dem schwärmerischen Doctor Faust als hoher Feiertag. Er versammelte an demselben die ganze Kinderschar Bückeburgs um sich, zeigte ihnen das bekränzte Bild ihres englischen Wohlthäters, wies ihnen an einem Wachs- oder Porzellanarme die Impfblattern erläuternd vor, und beschenkte jedes mit einem Kringel. 1833 schreibt er, daß er seit 33 Jahren wohl 20 000 Kringel vertheilt habe. Ja, er trug sogar Sorge, daß dieser edle Brauch auch nach seinem Tode nicht aufhöre, und derselbe besteht in der That noch immer fort.

Als eines Tages Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe (geboren 1834, jetzt zu Nachod in Böhmen) auf dem Arme der Wärterin an des Doctors Wohnung vorübergetragen wurde, ließ Faust ihn zu sich bringen und sprach, das Kind freundlich streichelnd: Siehst du, lieber Prinz, ich habe dir die Blattern geimpft; dafür hast du mir noch nichts gebracht; sage deiner Mutter, sie könne mir einmal einen schönen Kuchen schicken. Der kam denn auch am nächsten Tage, denn wenn auch der kleine Prinz noch nicht sprechen konnte, so hatte doch die Wärterin nicht geschwiegen, und die gütige Fürstin lächelnd den Wunsch ihres getreuen Leibarztes erfüllt.

Sein schönes Verhältnis zu dem durchlauchtigen Hause geht auch aus folgendem hervor. Als er einmal, wie alle Jahre, zur Christbescherung aufs Schloß kam, zeigte ihm der Erbprinz Adolf Georg vergnügt ein Paar Pelzhandschuhe, die das Christkindchen ihm gebracht habe. Puh, puh! rief der alte Doctor, so kleine Knaben müssen noch keine Pelzhandschuhe tragen! und damit warf er die Bescherung ohne weiteres ins Feuer.

Die Cholera suchte er 1831 durch äußere Mittel, durch Zuwehen frischer Luft und durch kräftiges Abreiben mit kaltem Wasser zu verhüten oder zu bekämpfen. Um das letztere zu erproben, bewog er einen Steinklopfer durch das Geschenk von einem Reichsthaler, sich nackt in einen Trog zu legen, und bearbeitete ihn dann mit einem neuen Besen und mit einem wahren Ueberfluß seiner Lieblings-Arznei Wasser so gründlich und verschwenderisch, daß ein Officier, der die Zimmer im Erdgeschoß inne hatte, gegen die durchsickernde Ueberschwemmung Einspruch erhob, der Behandelte selbst aber zur Erduldung eines zweiten Versuchs nur durch viele Bitten und die Zugabe einer Weste willig gemacht werden konnte. Zu einem dritten aber gab er sich sogar unter diesen Bedingungen nicht her. Kerl, dann bring' mir auch die Weste wieder! rief der ergrimmte Doctor, aber der Steinklopfer hielt sie wohl

mit Recht für theuer genug erkauft und redlich bezahlt oder abverdient und gab sie nicht zurück.

Da der Gerechte sich auch seines Viehes erbarmt, so gab der Thiere und Menschen liebende Doctor auch schon früh eine Noth- und Hilfstafel zur Verhütung und Ausrottung der Rinderpest heraus, die im November 1799 schon die sechste Auflage erlebte. Er räth, die ersten der von der Seuche befallenen Thiere rasch zu tödten. In Flandern wurden 552 pestkranke Thiere getödtet, und 137 229 blieben unangesteckt und gesund. In Holland und Friesland tödtete man die ersten kranken Thiere nicht, und es starben daselbst zwischen 1769 und 1770 in Einem Jahre 210 249 Stück an der Pest. Was war besser? schreibt er eindringlich. Zahlen entscheiden, sagt Benzenberg.

Fortwährend brütete der rastlose Geist des guten Doctors über Plänen zur Verbesserung des menschlichen Daseins. Für Gesunde empfahl er statt der schweren Federbetten Matratzen von Roggenstroh und Wolldecken. Für Schwerleidende ersann er ein künstliches, verstellbares Bett, das ohne Bettwerk schon 60 bis 80 Reichsthaler kostete. Zur Stiftung eines solchen theuren Bettes wußte er nicht nur seinen Fürsten zu bewegen, der, selbst sparsam und sehr wenig bedürfend, für Kranke und Arme eine offene Hand hatte, sondern auch seinen Freund von Vincke, den berühmten Ober-Präsidenten von Westfalen und den Herzog von Cambridge. Aus einem geizigen Professor, der ihn besuchte und seine Sammlungen und Modelle besah, preßte er, nicht loslassend, endlich wenigstens zehn Reichsthaler heraus.

Selbst den Gefallenen und Verbrechern wandte er seine herzliche Theilnahme zu und drang in beredten Worten (1830) auf Abschaffung der Todesstrafe und Verbesserung der Gefängnisse. Auch diese sollen zur Mittagssonne gerichtet, von Lehmsteinen erbaut, und mit Leinölfirnis angestrichen sein. Die Insassen sollen durch Arbeit ihre mäßige Nahrung verbessern und einen Sparpfennig sammeln können, Sonntags aber unterrichtet werden. „Die sonnenlosen, finsteren Kerker ohne Arbeit, und die harten, grausamen Strafen der Barbarey und Tyranney haben die Menschen hart, falsch, schlecht und grausam gemacht; von Natur sind sie es nicht."

Dem beweglichen und vielseitigen Manne lag auch das Verkehrswesen nicht zu fern abwärts: statt der Eisenbahnen schlug er, jedoch wieder ohne Gehör zu finden, Steinbahnen vor. Die schönen Sandstein-Platten der Bückeburger hatten wohl überschwängliche Hoffnungen in ihm erweckt.

Von allen Handwerken hat vielleicht das seit Jahrhunderten die wenigsten Fortschritte gemacht, das doch dem leiblichen Fortschritte dient: von allen Gliedmaßen des menschlichen Leibes werden wohl die untersten am meisten mishandelt. Wie schön ist ein unverkümmerter Fuß, z. B. der eines Säuglings! welche traurige Kreuzträger dagegen bekommt man oft auf Schwimmbahnen bei sonst wohlgebauten Männern zu sehen! Solche Erwägungen müssen wohl den guten Doctor bewogen haben, sein Augenmerk auch einmal auf die Verbesserung der Fußbekleidung zu richten. Dabei verfiel er denn auf den seltsamen Gedanken, jeder Zehe ihr besonderes Gehäuse anzuweisen. Warum zusammenpressen, was die heilige Natur gesondert und gegliedert hat? Er mußte sich freilich mit großer Geduld zu einem Meister der edlen Zunft hin- und demselben mit süßen Worten und Versprechungen lange zusetzen, ehe derselbe die unerhörte Neuerung begann und fertig stellte. Und störrischer noch als der Schuster bewiesen sich die undankbaren Zehen selbst: als der Schuh der Zukunft endlich vollendet war, gingen sie nicht in die Einzelzellen hinein! Aber männliche Hartnäckigkeit gegen zehischen Eigensinn! Der wackere Doctor erklärte sich noch nicht als völlig besiegt, der knurrende Meister mußte wieder an die Arbeit und ein anderes Paar herstellen, das wenigstens für die große Zehe eine Sonder-Cajüte hatte. Nun ging's — große Kinder sind ja meist verständiger als ganz kleine. Stolz wandelte der Erfinder eine zeitlang mit gespaltenem Huf einher, fand aber keine Nachfolger, und kehrte bald still und demüthig wieder zur alten Gleichheit der Zehen zurück — wäre nur auch immer Freiheit dabei!

Während der Befreiungs-Kriege machte er sich um die schonende und sanfte Behandlung der Verwundeten sehr verdient. Dies brachte ihm als äußeren Lohn einen Orden ein, worauf er nicht wenig stolz gewesen zu sein scheint. Denn auf manchem Flugblatte fügte er seitdem seinen übrigen Titeln und Würden hinzu: „Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe." Die sorgfältige Zubereitung der Wundfäden (so verdeutscht er Charpie) lehrte er mit großer, liebevoller Ausführlichkeit. Ueber Knochenbrüche hat er mehrmals geschrieben — wir kommen noch darauf zurück — auch eine Schwebe mit Eiderdunenkissen für gebrochene Beine erfunden. Er freute sich fast, als siebzigjähriger Greis am 3. Mai 1825 den rechten Arm oberhalb des Handgelenks zu brechen, da er so sein Verfahren am eigenen Leibe erproben konnte, welches er mit liebevoller Genauigkeit beschreibt: Gelinde Ausdehnung — — — um den ganzen Vorderarm verworrene Wundfäden dick aufgelegt, darüber Decklappen, dann oben und unten eine pappene Schiene, nun eine schmale Leinwandbinde lose umgewickelt und also der Arm in einer Binde getragen, weiter nichts! weder Trockenes noch Nasses, noch Warmes noch Kaltes, weder Pflaster noch Brey — wozu all das unverständige Zeug? — noch, Gott behüte! Arzney. Dagegen ein Glas Wein, „daß niemand so bald wieder einen Arm breche!" und kaltes Wasser in Menge getrunken. Anderen Tags „im zerbrochenen Gliede eine brütende, etwas höhere, angenehme Wärme; der Arm ruhte so weich und warm, wie das Vöglein in seinem Neste, im Neste der Wundfäden. „Alle Natur haßt das Unrecht und die Gewalt." — „Am achten Tage machte ich als Arzt einige Besuche. Am 14. May, diesem heiligen Tage, impfte ich mit zerbrochener Rechten einem Kinde, Nr. 3590 in meinem Impfungs-Buche, die Kuhpocken, die göttlichen, mit sechs Stichen, die alle anschlugen, ein; und des Nachmittags bei dem umkränzten, von den Hunderten und mir mit dreimal hoch! gepriesenen Bilde Dr. Edward Jenner's, mit welchem der Unsterbliche mich 1802 beehrt hatte, theilte ich von den 500 Kringeln manchen eigenhändig aus. Mit vierzehn Tagen konnte ich zur Noth, mit drei Wochen geläufig schreiben. In der achten Woche legte ich den Verband Nachts — um nichts Fremdes an und um meinen Körper zu haben („im Schlafen könnte der Mensch doch wohl frey sein!" Franklin) — und in der neunten und am Tage ab. — — Und so, im trockenen, weichen, warmen Neste der Wundfäden hat die Natur, die heilende, die heilige, meinen Knochenbruch gut und glücklich geheilt.

Sey von mir gepriesen, hohe, heilige Natur! O! daß gerecht und mild und menschlich alle Handlungen der Menschen seyen!"

Der Vielgeschäftige wandte sich auch der hohen Staatskunst zu und schrieb 1814 als ersten Theil seines Werks „Ueber den heiligen Frieden" mit ingrimmigem Haß gegen Napoleon „Ueber die Grenzen Frankreichs." Sein Grundsatz war: „Die Gebiete der Flüsse müssen die Grenzen der Staaten ziehen. (Die Grenzen nach den Sprachen nehmen wollen, ist unmöglich, ohne Sinn, und führt zu nichts.)" Er gibt merkwürdiger Weise dem besiegten Lande Nizza und Savoyen, nimmt ihn aber alles Land an der Schelde, der Maas und dem Rhein. Doch dies Gebiet soll nicht etwa wieder zu Oesterreich geschlagen werden, sondern eine ganze Reihe freier, unabhängiger Staaten bilden. Ebenso wollte Faust die Pyrenäische Halbinsel in dreißig Einzel-Staaten zerlegen mit je einer durchschnittlichen Bevölkerung von einer halben Million.

Der von ihm hochverehrte E. M. Arndt suchte ihn einmal auf, und beide in vieler Beziehung gleichdenkende Männer umarmten sich gerührt.

Das metaphysische Bedürfnis des ehrlichen Doctors scheint nicht bedeutend gewesen zu sein. Der Strom seines Geistes- und Gemüthslebens floß in lieblicher Klarheit, aber mehr breit als tief dahin. Für den mystischen Hintergrund aller Religion

hatte er wenig Sinn. Selbst unbeweibt, eiferte er doch gegen die Ehelosigkeit der katholischen Priester und meinte, der König von Preußen solle einfach befehlen: „Der Cölibat ist aufgehoben! Punctum!“ Ein treuer Protestant, tadelte er doch den berühmten Katechismus Luthers: „Das ist nicht gut gemacht. Die Wahrheit ist einfach, leicht und verständlich.“

Um auch ein paar Züge seines Aeußeren zu geben, wie es älteren Bückeburgern noch vorschwebt oder einem Steindruck-Bilde G. Osterwald's entnommen werden kann: sein sonst lang herabwallendes Haar war über der Stirn glatt abgeschnitten, sein gutmüthiges Gesicht rasirt, der mächtige Hals frei, ohne Binde, sogar das Hemd oft nicht zugebunden; er trug keine Weste; der kurze, blaue Rock mit Stehkragen, einigen Schnüren und einer Reihe Knöpfe ließ die Brust frei.

Seine mislungenen Versuche sind längst wieder aufgegeben, seine guten Gedanken noch lange nicht alle gebührend verwirklicht worden, seine Wasser-Altäre gestürzt, aber sein Name wird nicht verhallen, so lange noch am „heiligen“ 14. Mai das hohe Kringelfest gefeiert wird, wie ich selbst es im Jahre 1885 gesehen habe. Er hat die Menschen, und ganz besonders die Kinder lieb gehabt, schon darum Ehre seinem Andenken!

Ein Bremer Sommerpflegehaus.

In dem Bremer Comite für Feriencolonien unterhielt man sich kürzlich über ein zu begründendes eigenes und ständiges „Sommerpflegehaus“. Herr H. O. Reddersen entwickelt diese Idee in der hiesigen Tagespresse folgendermaßen:

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle, daß Aerzte, Pastoren, Lehrer, Armenpfleger, Gemeindeschwestern bei der Anmeldung ihrer kleinen Schutzbefohlenen allerlei besondere Wünsche aussprechen müssen. Entweder können die armen Kinder die Anstrengungen einer längeren Reise nicht ertragen, oder sie müssen besonders vorsichtig ernährt werden, sind vor größerer Aufregung zu bewahren, bedürfen vielleicht täglich kalter Abreibungen, haben wohl gar mit Salben und Tropfen, mit Bruchbändern und anderen orthopädischen Maschinen zu hantiren und können dabei fremder Hilfe nicht entbehren, alles Anforderungen, denen auch bei der umsichtigsten Auswahl ländlicher Pflegefamilien nur in seltenen Fällen völlig genügt werden kann. Was ist da zu machen? In der Regel wird das Comite die große Verantwortlichkeit für derartige Kinder nicht übernehmen können, und so müssen sie, für die man doch am ersten und liebsten sorgen möchte, grade ihrer größeren Hilfsbedürftigkeit wegen zu Hause bleiben, während die noch etwas mobileren Kameraden hinausziehen, um in erfrischender Landluft und bei kräftiger Nahrung vier Wochen lang ein sorgenfreies Leben zu führen.

Es fehlt uns also zur Sommerfrische für die schwächsten Kinder eine eigene ländliche Behausung mit Selbstbeköstigung und geeigneter Aufsicht, oder um es kürzer zu sagen, ein Sommerpflegehaus.

Aber zur weiteren Begründung muß man auch noch andere Kinder zu Worte kommen lassen. Sie haben während des Winters eine schwere Krankheit glücklich überstanden; doch mit der eigentlichen Genesung geht es in dem engen, dumpfen Elternhause nur sehr langsam vorwärts, an Schulbesuch ist noch gar nicht zu denken, und der Arzt hält dafür, daß nur ein mehrwöchentlicher Landaufenthalt, gute Ernährung und anregende Umgebung sie ordentlich wieder zu Kräften bringen werde. Ja, wenn die Zeit der Feriencolonien schon da wäre, so könnte solchen Kindern wohl geholfen werden: aber die wärmere Jahreszeit hat vielleicht erst eben begonnen, und bis zu den Sommerferien sind es noch viele Wochen. Nicht besseren Trost kann man solchen Kindern geben, die aus dem Krankenhause wohl als geheilt entlassen sind, indessen zur Stärkung noch eine längere Luftcur dringend nöthig haben. Für alle derartigen Fälle würde ein Sommerpflegehaus, das als Genesungsheim während der ganzen wärmeren Jahreszeit offen zu halten wäre, sehr am Platze sein.

Zuletzt möchten auch einige arme Kinder aufs Land geschickt werden, nachdem sie bereits theilweise auf Kosten unserer Armenpflege oder besonderer Comites auswärts in einem Sool- oder Seebad Heilung von besonders schweren Schwächezuständen gefunden haben, und es wäre ohne Zweifel in den meisten Fällen zur vollen Ausnutzung der Cur sehr erwünscht, wenn ihnen, bevor man sie in ihre dürftige Häuslichkeit und in die Schule zurückkehren läßt, noch ein paar Wochen Ruhe und Pflege in ländlicher Umgebung verschafft werden könnte. Leider ist das bei der jetzigen Einrichtung selten möglich zu machen, weil bei ihrer Rückkehr aus dem Bade die Feriencolonien meist schon fortgeschickt sind. Auch für solche Kinder könnte ein Sommerpflegehaus bis in den October hinein zur Nachcur die wesentlichsten Dienste leisten.

Also an zahlreichen kleinen Gästen wird es einem Sommerpflegehause schwerlich fehlen. Wie ein solches einzurichten ist, muß natürlich mit Aerzten und Baumeistern noch eingehender besprochen werden. Rechnet man auf die Beherbergung von etwa 30 Kindern, so werden wohl nöthig sein ein Speisesaal, der bei schlechtem Wetter den Kindern auch zum Spielen zu überlassen ist, ein entsprechender Schlafsaal, die erforderlichen Haushaltsräume und ein oder zwei Zimmer für das Aufsichts- und Wirthschaftspersonal; — letzteres könnte aus einer älteren, erfahrenen Krankenpflegerin und einer tüchtigen Haushälterin bestehen. Natürlich müßte eine einfache Badeeinrichtung, eine recht geräumige Veranda und ein kleiner Garten mit trockenem Spielplatz die Behausung noch vervollständigen. In welcher Gegend eine solche Anstalt am besten zu errichten ist, darüber wird kaum eine größere Meinungsverschiedenheit zu Tage treten. Der Lübecker Verein für Feriencolonien hat sich auf der Travemünde gegenüber liegenden und einen vorzüglichen Badeplatz darbietenden Priwallhalbinsel ein geräumiges Ferienhaus gebaut, während der Verein in Barmen für seinen alleinigen Gebrauch ein Kindercurhaus in dem Soolbade Königsborn bei Unna errichtet hat. Das Bremer Comite kann nun weder bis an die See vordringen, noch an eine Ansiedlung in einem Soolbade denken; dafür haben wir aber die schöne, hügelige und waldreiche Umgegend von Vegesack, und auf der Strecke von Lesum bis Blumenthal wird sich schon ein passender Platz für ein einfaches solides Sommerpflegehaus finden lassen.

Wie hoch die Kosten sich belaufen werden, ob man mit 25 000 ℳ, wie uns bestimmt versichert ist, ausreichen wird, kann hier nicht weiter erörtert werden. Aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dafür aus den gewöhnlichen Beträgen, welche für Zwecke der Feriencolonien eingehen, nichts entnommen werden darf. Auch für die laufenden Ausgaben des Haushalts im Pflegehause müßten noch besondere Mittel flüssig gemacht werden, denn es dürfte weder der Auffassung des Comites, noch den Wünschen des Publicums entsprechen, daß durch die Einfügung eines besonderen Sommerpflegehauses die Fortführung der eigentlichen Feriencolonien in dem bisherigen Umfange irgendwie gefährdet werde. Woher das Capital für das Grundstück, den Bau und die erste Einrichtung nehmen? Am nächsten liegt der Wunsch, daß die Familien, welche schon seit vielen Jahren allsommerlich die Vorzüge eines gesunden, herrlichen Aufenthalts auf ihren benachbarten oder entlegeneren Landgütern genießen, auch unseren ärmsten und schwächsten Stadtkindern zu einem einfachen, bescheidenen Pflegehause verhelfen möchten. Es ist ja das schöne Vorrecht reicher Leute, leichter helfend und rettend in die Lebensschicksale ihrer ärmeren Mitmenschen eingreifen zu können, und zudem liegt grade in der warmherzigen Fürsorge für die in ihrer Gesundheit gefährdeten Kinder des bedrängten Arbeiterstandes ein wunderbar versöhnender, ausgleichender Zug, dem auch das verbittertste Gemüth sich nicht zu verschließen pflegt.

Der Rechnungsführer der Feriencolonien ist gern bereit, Gaben für die Errichtung eines Pflegehauses entgegenzunehmen.

Im übrigen hoffen wir mit nicht geringer Zuversicht darauf, daß trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse und der gesteigerten Anforderungen an die Opferwilligkeit unserer Mitbürger sich schon zur rechten Zeit die berufenen Herzen und Hände öffnen werden, um den vielen Schönheiten der Vegesacker Umgegend als sinnigen und seine Geber ehrenden Schmuck ein Bremer Sommerpflegehaus für arme Kinder hinzuzufügen."

Sommerpflege in Dresden.

Seit dem Jahre 1879 schickt auch der Dresdener Gemeinnützige Verein alljährlich eine Anzahl arme schwächliche Kinder während der dreiwöchentlichen Sommerferien zu ihrer Kräftigung und Stärkung aufs Land. Dem soeben erschienenen Bericht auf das Jahr 1885 entnehmen wir folgende Mittheilungen:

Ein in den Tagesblättern wiederholt veröffentlichter Aufruf hatte einen sehr günstigen Erfolg. Es konnte im ganzen über 12 099 ℳ 38 ₰ quittirt werden, wozu noch Geschenke an Lebens- und Genußmitteln, Gebrauchsgegenständen u. s. w. kommen. Die königliche Generaldirection der Staatseisenbahnen gewährte beträchtliche Fahrpreisermäßigung (drei Kinder auf ein Tagesbillet mit verlängerter Giltigkeit) und die Direction der Sächsisch-Böhmischen Dampfschifffahrtsgesellschaft völlig freie Fahrt. Kurz vor Entsendung der bereits ausgewählten Kinder spendete ein Herr von A. dem Ausschuß 1000 ℳ mit der Bestimmung, denjenigen Kindern noch eine Unterbringung zu ermöglichen, welchen eine solche mangels der nöthigen Mittel bisher versagt worden war. So wurden im ganzen 335 Kinder (145 Knaben, 190 Mädchen) in 21 Stationen unter der Leitung von Lehrern oder geeigneten Damen untergebracht. Sechs Kinder fanden unentgeltliche Aufnahme in passenden Familien. Dieser Form der Unterbringung will der Ausschuß dauernd seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. Die Auswahl der Kinder erfolgte in der seit Jahren üblichen Weise. Die von den Schuldirectoren auf Ersuchen vorgeschlagenen Kinder fanden bis auf zwei, von denen das eine an einem Herzfehler, das andere an Epilepsie litt, sämmtlich Berücksichtigung. Vor und nach der Aussendung wurden die Kinder ärztlich untersucht. Der durchschnittliche Gewinn an Gewicht betrug 1,5 Kg. Die Mädchen gewannen durchschnittlich etwas mehr als die Knaben; je älter die Kinder, desto größer der Gewinn, je jünger desto geringer. Die Unterbringung der 335 Kinder erforderte einen Aufwand von 11 652 ℳ 58 ₰. Für die kommenden Jahre erhofft man insofern eine bedeutende Ersparnis, als man glaubt, daß auf eine erneute Bitte an die königliche Generaldirection der Staatseisenbahnen die Gewährung vollständig freier Fahrt ausgesprochen werden wird. Die Berichte der Führer und Führerinnen, sowie die Tagebücher der Kinder geben ein anschauliches Bild des ganzen Colonielebens, welches hier zu schildern unmöglich erscheint. Das heitere Leben innerhalb der Colonie ist in diesem Jahre nur in Einer Colonie durch eine ernstere Erkrankung (Diphtherie) getrübt worden, doch ist dieselbe binnen kurzer Zeit in der günstigsten Weise verlaufen.

Seit einer Reihe von Jahren wurde dem Ausschuß Milch zur unentgeltlichen Verfügung gestellt. Dies veranlaßte denselben in diesem Jahre, die ganze Milchvertheilung etwas fester zu ordnen, einmal, um eine gerechte Vertheilung zu ermöglichen, und dann, um eine geregelte Durchführung während der ganzen Ferienzeit sicher zu stellen. Mit diesen fünf sogenannten Stadt- oder Milch-Colonien, die gleichfalls unter der Leitung von Lehrern standen, welche dafür eine entsprechende Entschädigung erhielten, hat man auch die besten Erfahrungen gemacht. Die 216 Kinder, welcher dieser Wohlthat theilhaftig wurden, erhielten je früh und nachmittags 1/3 Liter Milch und für 3 ₰ Semmel, und unternahmen nach dem Genuß desselben gemeinschaftliche Spaziergänge in die nächstgelegenen Dörfer, auf die Höhen u. s. w. Vormittags trafen die Kinder in der Regel 1/2 8 Uhr zusammen; der abendliche Spaziergang wurde so eingerichtet, daß die Kinder 1/2 8 zu Haus sein konnten. Der Besuch war ein überraschend regelmäßiger, die Führung der Kinder musterhaft. Die Colonien wurden ärztlich überwacht. Der durch Wägungen u. s. w. festgestellte gesundheitliche Gewinn hat sich als sehr erfreulich erwiesen, das Ergebnis bleibt natürlich hinter dem der ländlichen Sommerpflege ganz beträchtlich zurück; er beträgt, was z. B. Gewichtszunahme betrifft 0,75 Kg. für jedes Kind im Durchschnitt. Ein Mitglied des Ausschusses hatte eine größere Anzahl von Kindern der entsprechenden Altersclassen gewogen, denen keine besondere Wohlthat während der Ferien zutheilgeworden ist, die in den gewöhnlichen Verhältnissen geblieben sind, auch diese haben beinahe alle eine Gewichtszunahme aufzuweisen, doch bleibt dieselbe nicht unwesentlich hinter jener zurück, sie betrug nur 0,6 Kg. Eine zum Theil nicht unbeträchtliche Abnahme des Gewichts zeigten diejenigen Knaben, welche sich während der Ferien durch Holzspalten einen Verdienst zu erwerben gesucht hatten. Die 216 Kinder der Stadtcolonien erforderten inbegriffen die Anschaffung von Ausrüstungsgegenständen einen Aufwand von 665 ℳ 88 ₰.

Endlich wurden noch 6 Kinder, wovon 2 auf Kosten des Vereins, in der Kinderheilstätte zu Norderney untergebracht. Diesen Kindern, unter der Führung einer Diakonissin, wurden auf der Hin- und Rückreise ganz besondere Vergünstigungen durch Fahrpreisermäßigung u. s. w. zutheil. Der Erfolg des sechswöchentlichen Aufenthalts an der See war auch hier ein hoch erfreulicher. Die Reisekosten beliefen sich einschließlich des Reiseaufwandes der Pflegeschwester, für jedes Kind auf 29 ℳ 76 ₰., der Gesammtaufwand für den Kopf aber auf 89 ℳ 76 ₰. Auch diesem Felde gemeinnütziger Thätigkeit will man fortgesetzt zum Heile des heranwachsenden Geschlechts seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. W.

Sommerpflege in Frankfurt am Main.

Der Frankfurter Verein für Feriencolonien faßte im Mai 1885 in dem Streben die Mittel zu gewinnen, um seine Fürsorge möglichst auf alle bedürftigen Kinder auszudehnen, und geleitet von dem Wunsche der anerkannt segensreichen Vereinsthätigkeit die nöthige Beständigkeit zu sichern, auf Anregung des Vorsitzenden Director Dr. G. Veith die Veranstaltung eines Bazars ins Auge, wofür die dem Vorstand angehörigen Damen in weiteren Kreisen alsbald ein reges Interesse zu entwickeln verstanden. Es bildete sich ein größeres Comite, das auf Vorschlag des Consul Lauteren das Unternehmen zu einem überaus anziehenden Jahrmarkt gestaltete, der am 10., 11. und 12. November 1885 in den Räumen des Saalbaus abgehalten wurde. „Hingebende Begeisterung für den edlen Zweck", sagt der Jahresbericht, „feinstes Verständnis in der Ausarbeitung der Pläne, größte Umsicht in der Durchführung, rühmlichste Ausdauer in der Beseitigung der Schwierigkeiten, die altbewährte Frankfurter Opferwilligkeit, Reichthum und Geschmack, Künstler, Kaufleute und Beamte, alle Kreise der Bürgerschaft, die muntere Jugend und würdige Väter und Mütter haben unter einer Leitung, in der die rechten Persönlichkeiten am rechten Platze waren, in schönster und glücklichster Harmonie zusammengewirkt und ein Resultat erzielt, das die kühnsten Erwartungen übertraf. Bei einer Gesammteinnahme von ℳ 103 938.30 verblieb ein Reinertrag von ℳ 88 000.

Zu diesem ansehnlichen Vermögenszuwachs trat die vielleicht noch erfreulichere Thatsache, daß in den Tagen des Jahrmarkts dem Vereine 254 neue Mitglieder sich anschlossen. Dieser Beweis des Interesses für die Sache kann doppelt erwünscht sein in einem Augenblick wo gegen unseren Verein heftige Angriffe gerichtet wurden. „Als bereits die monatelangen Vorbereitungen für den zu unseren Gunsten geplanten Jahrmarkt getroffen waren, veröffentlichte wenige Tage vor der Eröffnung Herr Dr. jur. Ponfick im „Intelligenzblatt" einen

gegen die Feriencolonien gerichteten Artikel, dessen Inhalt zu widerlegen wir indeß weder für angemessen noch für nöthig erachteten." Da aber bald darauf ein neuer Angriff von derselben Stelle ausging, und Herr Dr. Ponfick ein Flugblatt unter dem Titel „Die Feriencolonien, ein socialer Schaden" an die Mitglieder des Vereins, zahlreiche hiesige und auswärtige Amtsstellen, sowie an die gesammte Presse versandte, erließ der Vorstand eine Erklärung, welcher wir nachstehende Schlußsätze entnehmen: „Den Beweis für seine Behauptung, daß die Feriencolonien nicht nachhaltig wirkten, ist Herr Dr. Ponfick schuldig geblieben; wir können ihm zum Beweis des Gegentheils mit einer großen Anzahl von Heilungen und dauernden Besserungen besonders auf dem Gebiet der Skrofulose und der Bleichsucht dienen. Wenn nun gar Herr Dr. Ponfick in der Einrichtung der Feriencolonien, die sich seit dreißig Jahren in Dänemark bewährt und die seit 8 Jahren in Deutschland einen solchen Aufschwung gewonnen hat, daß sie auf der letzten allgemeinen Feriencolonienconferenz in Bremen und auch auf dem dortigen Armenpflegercongreß einmüthig „als eine gefestigte, werthvolle sociale Institution und als ein nothwendiges Glied in der Kette vorausschauender Maßnahmen" bezeichnet worden ist, eine sociale Gefahr erblickt, vor welcher er warnen zu müssen glaubt, so ist dies völlig unbegreiflich. Bis jetzt wurde noch von keinem der in den Vereinen für Feriencolonien thätig ist, beobachtet daß sich Begehrlichkeit, Neid und Habsucht bei unseren Pfleglingen entwickele. Wegen der Kinder, die wir in sehr einfacher, aber zweckmäßiger Weise auf dem Lande verpflegen und sich in Gottes schöner Natur herumtummeln lassen, braucht sich wahrlich niemand zu ängstigen. Der Anblick der im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Landleute und die gelegentliche Theilnahme an deren Beschäftigungen erzeugt bei unseren Stadtkindern sicherlich keine revolutionären Ideen. Viel eher mögen sich bei vierwöchentlichem beschäftigungslosem Aufenthalt in der Großstadt gefahrdrohende Elemente entwickeln. Wir heben die Kinder nach keiner Richtung über ihre Lebensverhältnisse hinaus und erregen keine maßlosen Wünsche; wir wollen ihnen bloß zur Gesundheit verhelfen, damit sie theilhaben an dem Gut, nach dem jeder streben soll, um ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden zu können. Das Volkswohl bedingt die Volksgesundheit noch vor der Bildung, und die Hebung der Gesundheit ist zugleich ein Mittel zur Bekämpfung der zunehmenden Verarmung. Grade in den freiwilligen persönlichen Bemühungen der Bemittelten um die vom Glück Verlassenen oder weniger Begünstigten liegt eine große versöhnende Kraft. Ohne Ausnahme sind die Eltern für die Wohlthat, die wir ihren Kindern gewähren, überaus dankbar; auch seitens der Schulen, aus denen wir die Kinder (ohne Unterschied der Confession, lediglich nach ihren physischen Bedürfnissen) auswählen, ist uns stets nur Anerkennung ausgesprochen worden."

Sorge für den Feierabend junger Arbeiter.

Pfarrer Gallwitz zu Meisdorf in der Provinz Sachsen schreibt in Prof. Beyschlag's Deutsch-Evangelischen Blättern:

„Was treibt die jungen Burschen auf dem Lande hauptsächlich dazu an, sich in jungen Jahren eine Häuslichkeit zu gründen, obwohl sie die Gefahren, welche dieser Schritt mit sich bringt, sich nicht verhehlen können? Es ist die Sehnsucht nach einem behaglichen Raume, wo sie die freien Abendstunden verleben und sich zu Hause fühlen können. In den seltensten Fällen hat der Knecht Abends ein sauberes, freundliches, erwärmtes und beleuchtetes Zimmer, wo er lesen und mit Kameraden zusammen fröhlich sein könnte. Will er einmal mit seinesgleichen in sauberem Anzug und sauberem Local zusammen sein, so muß er in die Schenke gehen. Dazu hat er an Wochentagen keine Neigung; er weiß, daß er sich hinter dem Glase nicht völlig beherrschen kann, und daß solche Besuche seinem Lohne nicht zuträglich sind. So beschleicht ihn oft des Abends in der unfreundlichen Knechtstube oder im Stalle ein Gefühl der Verlassenheit und eine Sehnsucht nach einem eigenen Heim, in welchem er des Abends eine behagliche Mußestunde feiern kann. Deshalb eilt er sich zu verheiraten.

Dieses gewiß gerechtfertigte Bedürfnis läßt sich aber auch außerhalb der Ehe und besser als in derselben befriedigen. Hier würde sich für den Pastor wie für alle lebendigen Glieder der christlichen Gemeinden ein weites und fruchtbares Feld der Thätigkeit öffnen. Es gilt ein oder mehrere eingerichtete Zimmer zu beschaffen, in denen die jungen Burschen an bestimmten Abenden zusammen kommen, rauchen, singen, lesen und sich unterhalten können. Bis ein selbständiges Interesse und eine eigene Organisation in die Schar gekommen ist, müßte ein Leiter anwesend sein, um die Unterhaltung anzuregen, am besten im Anschluß an irgend eine Lectüre. Man halte nur jeden steifen, belehrenden Ton fern, so wird bald genug das Interesse an solcher Geselligkeit erwachen und die beste Wächterin der Ordnung sein.

In England und Nordamerika, wo dergleichen Jünglingsvereine bereits eine große Vergangenheit hinter sich haben und eine starke vorbeugende Macht gegen die bei den jungen Burschen leicht einreißende Roheit und Lasterhaftigkeit bilden, gilt es als Grundsatz, daß die Versammlungszimmer der Jünglingsvereine behaglicher eingerichtet sein sollten als alle Restaurations- und Club-Locale desselben Ortes. In den größeren Städten besitzen die Vereine in der Regel ein Haus, nicht nur mit Lese- und Arbeits-Zimmer, sondern auch mit Restauration, Kegelbahn, Billardsaal und Lawntennis-Platz; auch umfaßt der Verein seinen Cricket-, Ruder- und Velociped-Club. Es ist der Grundsatz zur Anwendung gekommen, daß die Kirche vor allem trachten müsse dem jungen Volke harmlose Vergnügungen zu schaffen, dann werde sie sich die Herzen derselben gewinnen und zugleich die größte Klippe in der Entwickelung der jungen Leute, ausschweifende Vergnügungen, sicher umschiffen.

In Deutschland sind die Vergnügungen der Jugend anders geartet: sie bestehen in Tanz und Wirthshausbesuch. Die schöne Sitte des Ballspielens und größerer Fußwanderungen ist fast völlig verschwunden. Deshalb scheue man sich aber nicht, in den Jünglingsvereinen den jungen Leuten diese ihre Freuden in einer gehalt- und maßvollen Weise zu beschaffen! Dadurch wird man sich eine freie Bahn schaffen für jede weitere christliche Einwirkung. Es muß ein Ersatz geschaffen werden für die Behaglichkeit, welche der junge Mann in einem eigenen Hausstand zu finden hofft, um ihn von dem voreiligen Heiraten abzuhalten.

Daß letzteres die Quelle aller (?) socialen Hauptübel, vor allem der übermäßigen Kinderzahl der arbeitenden Classen ist, wird allgemein zugestanden werden müssen, ebenso daß der Pauperismus nothwendig Gottlosigkeit und Laster groß zieht. Daß möglichst umfassende und wirksame Hilfe geschafft werde, muß jeder Christ ersehnen und von Gott erbitten."

Behandlung außerordentlicher Nöthe.

Nach den jüngsten unruhigen Auftritten in London erließ der Lord Mayor der City einen Aufruf zu Geldgaben, um den beschäftigungslosen Armen beizuspringen. Mit ihrer Verwendung scheint es indessen ähnlich gegangen zu sein wie nach dem Ringtheaterbrand in Wien, dem Erdbeben von Ischia, und der großen Rhein-Ueberschwemmung vor einigen Jahren.

„Die Schaffung eines Mansion House-Fonds," lesen wir in der Saturday-Review, „verleitete Hunderte, sich in das Heer der Londoner Hilfsbedürftigen einzureihen. Das Geld wurde scheffelweise weggeworfen in einer Weise die die wirklichen Menschenfreunde, die welche sich der Armen auch dann annehmen, wenn es nicht grade Mode ist, fast zur Verzweif-

lung trieb. Einige dieser guten Männer und Frauen haben in der Uebertreibung ihres wohlbegründeten Unmuths sich nicht bedacht zu sagen, der Sammelfonds des Lord Mayor hätte ebensoviel Nutzen gestiftet und weniger Schaden, wenn er einfach ins Meer geschüttet worden wäre. Auf jeden Fall ist viel davon an Bettler von Profession gelangt, an Leute die nur zu diesem Zwecke ihrer Arbeit entliefen, und an Betrüger aller Art; während man fürchten muß, daß die wirklichen Nothleidenden nicht sehr viel empfingen. Unterdessen sahen die ständigen Wohlthätigkeitsvereine ihre Beiträge fallen, die öffentlichen Krankenhäuser sind überfüllt, aber in Verlegenheit um Mittel, und der Volks-Palast der Beaumont-Stiftung kommt ohne die Patronage des Prinzen von Wales nicht zustande."

In Hamburg ist während des vergangenen harten Winters ebenso verfahren worden, wie in London. Die Handelskammer hat dort gesammelt und das Ergebnis an die noch nicht unter einander oder mit der städtischen Armenpflege verbundenen Wohlthätigkeitsvereine vertheilt. Sollten da nicht verwandte Bedenken hervortreten?

Verminderte Sterblichkeit.

Aus einem statistischen Bericht über die Bevölkerungsverhältnisse in England ergibt sich, daß in den zehn Jahren 1871—1880 die Sterblichkeitsziffer für das weibliche Geschlecht um 4,24 pCt., für das weibliche Geschlecht um 6,02 pCt. gefallen ist und den niedrigsten Stand erreicht hat, seitdem überhaupt die Civilstands-Register geführt werden, nämlich 21,27 von 1000. Die Steigerung der Lebensfähigkeit zeigt sich überwiegend in den niederen Altersclassen, während umgekehrt in den höheren Lebensjahren die Sterblichkeit mehrfach zugenommen hat. Diese Thatsache läßt sich gewiß auf die erheblichen sanitären Verbesserungen der Neuzeit zurückführen, welche der Erhaltung des jugendlichen Lebens günstig sind, dadurch aber auch viele schwächliche Einzelwesen zu einem höheren Lebensalter gelangen lassen, welche unter ungünstigeren Bedingungen die Schwelle des Kindesalters nicht überschritten hätten und nun die Sterblichkeit der höheren Lebensalter vermehren. Eine Bemerkung des Berichts stellt den Gewinn in helles Licht, welcher der Nation aus der längeren Lebensdauer ihrer Glieder erwächst. „Die Veränderungen in der Sterblichkeitsziffer haben der Gesammtheit einen auf ihre Glieder vertheilten Zuwachs von 1,847 000 Lebensjahren gegeben, und wenn wir zugeben, daß die Verminderung der Sterblichkeit die unmittelbare Folge gesunderer Lebensbedingungen ist, so müssen wir diesen Zuwachs von fast zwei Millionen Lebensjahren als ein jährliches Einkommen ansehen, welches von dem in sanitären Verbesserungen angelegten Capital die Zinsen darstellt."

Der Unterschied zwischen gesunden und ungesunden Beschäftigungen, die auf die Lebensdauer von wesentlichem Einfluß sind, wird so gefunden, daß man die mittlere Sterblichkeit aller Männer einer bestimmten Altersclasse auf 1000 festsetzt; diejenigen Berufsarten sind ungesund zu nennen, in welchen diese Ziffer überschritten wird, und umgekehrt. Die gesundeste Lebensarbeit gewährt in England der geistliche Stand mit einer Sterblichkeitsziffer von 556. Gärtner folgen mit 599, Landwirthe mit 631, ländliche Tagelöhner mit 701, Schullehrer mit 719. Unter der Ziffer 775 halten sich ferner Krämer, Kohlenhändler, Papier-, Spitzen- und Strumpfswaaren-Fabrikanten, Wagenbauer, Schiffbauer und merkwürdigerweise Arbeiter in Kohlenbergwerken. Am anderen äußersten Ende, nemlich voran unter den ungesunden Berufsarten steht das Dienstpersonal der Gast- und Wirthshäuser mit der Ziffer 2205, ihnen zunächst Arbeiter in London, Gemüsehöker, Hausirer und Straßenverkäufer, jene mit 2020, diese mit 1879. Zu beiden Classen strömen bekanntlich eine Menge verkommener Menschen, die in anderen Berufsarten Schiffbruch erlitten haben. Schenkwirthe, Bier- und Weinhändler folgen mit 1521, Brauer mit 1361. Daß bei diesen der häufige Alkoholgenuß eine der wichtigsten Todesursachen ist, ergibt sich aus einer Vergleichung mit der Sterblichkeit der Leberkranken, da der Misbrauch geistiger Getränke sich hauptsächlich in der Erkrankung der Leber kundgibt. Gleich hinter den Gewerben, die mit Alkohol zu thun haben, folgen diejenigen, welche zur Einathmung von Staub zwingen (außer Kohlenstaub), und diejenigen, in welchen die Bleivergiftung eine Rolle spielt: Klempner und Anstreicher, Feilenhauer, Töpfer, mit den Ziffern 1202, 1667, 1742. Das Schlächtergewerbe ist keineswegs so gesund, wie es gewöhnlich angesehen wird; es steht mit 1170 zu Buch, und zwar haben an dieser hohen Ziffer theis Lungenkrankheiten, theils die Folgen des übermäßigen Trinkens Schuld.

Die Riesen der Baumwelt

ist man immer geneigt ihrer Entstehung nach in die graue Vorzeit zu verlegen. Nun spricht aber Forstmeister Gericke zu Breslau die Ansicht aus, daß das tausendjährige Alter deutscher Waldbäume eine Fabel sei, auch bei den sogenannten historischen Bäumen ein höheres Alter als 700—800 Jahre nicht nachgewiesen, und daß kein deutscher Baum dieses Alter in gesundem Zustande erreiche; Bäume von so hohem Alter sind immer hohl und vegetiren nur als Ruinen fort. Was die Frage betrifft, welches die Gesundheits-Grenze unserer Bäume sei, so ist von vornherein anzunehmen, daß dieselbe nicht bloß nach der Holzart, sondern auch nach Klima und Boden verschieden sein wird. Herr Gericke kommt auf Grund eigener Untersuchungen, sowie von Mittheilungen welche ihm durch deutsche, österreichische und russische Forstakademien über das Alter der ältesten in den Sammlungen befindlichen Holzscheiben zugegangen sind, zu folgenden Schlüssen:

Das höchste Alter, welches Bäume in gesundem Zustand erreichen können, finden sich nicht bei den Laub- sondern bei den Nadel-Hölzern. Nachdem dieses Alter erreicht ist, sterben die Nadel-Hölzer bald ab, während die Laub-Hölzer, nachdem sie die Gesundheitsgrenze erreicht haben, noch längere Zeit fortvegetiren können. Das höchste thatsächlich durch Zählung der Jahresringe gefundene Alter beträgt 500—570 Jahre, und zwar erreichen dieses Alter die Fichte im Böhmerwald, die Kiefer in Finnland und Schweden. Das nächsthöhere Alter scheint der Weißtanne zuzukommen, welche es im Böhmerwald auf 429 Jahre brachte. Die Lärche erreicht ein höchstes Alter von 274 Jahren (in Bayern). Von den Laub-Hölzern scheint die Eiche am längsten zu widerstehen, und zwar die Steineiche, von der das älteste gesunde Exemplar (Aschaffenburg) 410 Jahre zählt. Bei der Stieleiche waren die ältesten bereits den Beginn der Kernfäule zeigenden Exemplare nur 315 und 320 Jahre alt. Doch wird die Stieleiche viel stärker als die Steineiche. Die ältesten Rothbuchen sind 245 Jahre (Aschaffenburg) und 226 Jahre alt (Weißwasser) gefunden worden. Die Altersmaxima der übrigen Bäume stellen sich wie folgt:

Esche	170	Jahre	Schlesien,
Rüster	130	„	
Birke	160—200	„	Finnland,
Espe	219	„	
Rotherle	145	„	
Bergahorn	224	„	Bayern.

Grade der unter den historischen Bäumen am häufigsten vertretene Baum, die Linde, findet sich am seltensten in den Sammlungen; vielleicht ist dies ein Zeichen dafür, wie selten sehr alte und gesunde Linden vorhanden sein mögen. Die berühmteste unter den historischen Linden ist die zu Neustadt am Kocher in Württemberg. Ihre Aeste waren schon im Jahre 1448 mit 67 Säulen gestützt. Sie hat 12½ Fuß Durchmesser, theilt sich bei fünf bis sieben Fuß über dem Boden in sieben horizontale Aeste, die durch 94 steinerne und 17 hölzerne Säulen gestützt sind. In der Höhe von 60—65 Fuß gehen zwei Aeste von je etwa drei Fuß Durchmesser empor. Die

Linde, deren Alter Caspari 1868 auf höchstens 691 Jahre schätzte, vegetirt nur noch, ist ganz hohl und innen durch Mauerwerk gestützt.

Allerlei Gemeinnütziges.

Sparverein für Confirmanden zu Braunschweig. Im Jahre 1885 waren 54 Sammelstellen vorhanden, gegen 30 des vorigen Jahres;

aufgenommen waren Ende des Jahres 1884	2092 Kinder,
eingetreten sind im Jahre 1885	1889 „
	3981 Kinder.
Ausgeschieden sind infolge von Confirmation, Wegzug u. s. f.	189 „
Bestand am 31. December 1885	3792 Kinder.
Bestand des Sparfonds am 31. December 1885	ℳ 73 398.72.

Haushaltungsschulen für Fabrikmädchen. In Hannover rüstet man sich der Frage näherzutreten, wie die Mädchen aus den untersten Volksschichten für ihren späteren Beruf als Hausfrauen und Mütter tüchtig gemacht werden können. In einer jüngst unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten stattgehabten Besprechung mehrerer Herren aus Hannover und Linden über die Errichtung von „Haushaltungsschulen für Fabrikarbeiterinnen“ wurde die Nützlichkeit einer solchen Einrichtung allgemein anerkannt, weil die Heranbildung der Fabrikmädchen für ihren späteren Beruf als Hausfrauen dazu beitragen wird, den Arbeitern eine glückliche Häuslichkeit zu sichern und dem Familienleben derselben einen festen Halt zu geben. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, welcher Segen nicht nur für Mann und Frau, sondern auch für die Kinder darauf ruht, wenn im eigenen Hause das Glück gefunden wird, welches auch in Arbeiterkreisen leider zu viele auswärts vergeblich suchen. Dazu ist aber unbedingt erforderlich, daß die Frau des Arbeiters ihm ein schmackhaftes Essen zu bereiten und den Hausstand in Ordnung zu halten geübt ist. Zur Förderung dessen beschloß die Versammlung einstimmig: an verschiedenen Puncten der Städte Hannover und Linden den Versuch mit der Errichtung solcher Haushaltungsschulen (für Kochen, Hand- und Hausarbeiten), welche außerhalb der Arbeitszeit zu besuchen wären, zu machen, und zwar auf den Vorschlag anwesender Industrieller ausschließlich aus Mitteln, welche die Arbeitgeber dazu unter sich aufbringen würden. Obwohl im allgemeinen die Industriellen welche Arbeiterinnen beschäftigen, in rein geschäftlicher Hinsicht ein größeres Interesse haben, sich ihre einmal angelernten jugendlichen Arbeiterinnen zu erhalten, als sie zu Haushälterinnen auszubilden und bei der dadurch erleichterten Verheiratung zu verlieren, haben doch alle in der Versammlung anwesenden Industriellen dieser Kategorie ihre regste Betheiligung an der Durchführung des für das Gemeinwohl so nützlichen guten Werkes zugesichert, in dem Vertrauen daß auch die übrigen Industriellen, für deren Arbeiter gute Hausfrauen herangebildet werden sollen, nicht zurückstehen. Es haben sich infolge der von dem erwählten Comite an die Arbeitgeber in Hannover und Linden gerichteten Aufforderung bereits eine große Anzahl derselben zu einem erstmaligen Beitrage bereits erklärt, so daß mit der Errichtung von 2—3 Schulen in nächster Zeit begonnen werden kann. Es steht zu hoffen, daß auch die übrigen aufgeforderten Arbeitgeber ihre Beiträge für das erste Jahr noch anmelden, damit dem gewiß segensreichen Unternehmen die größtmöglichste Ausdehnung gegeben werden könne.

Im Herzogthum Anhalt ist von höchster Stelle eine Verfügung an die Behörden ergangen, sich in ihren Schriftstücken thunlichst der Fremdwörter zu enthalten; auch ist der Gebrauch der Fremdwörter in den Schulen verboten worden. Im braunschweigischen Landtag war ein umfängliches Brandcassengesetz berathen worden. Nach Beendigung der zweiten Lesung machte in der Sitzung vom 5. März der Abgeordnete Krampe auf die vielen in dem Gesetz befindlichen Fremdwörter aufmerksam, wodurch die Deutlichkeit nicht erhöht und das Verständnis bei der Bevölkerung erschwert werde. Er stellte deshalb den Antrag, die Landesversammlung wolle den Wunsch ausdrücken, daß bei der endgiltigen Redaction des Gesetzes alle in der Vorlage enthaltenen Fremdwörter und Ausdrücke, welche nicht als allgemein verständlich angenommen würden, thunlichst durch gutes Deutsch ersetzt werden. Dieser Antrag wurde mit dem vom Abgeordneten Lüderßen gemachten Vorschlage, das Staatsministerium um die Ausführung dieses Beschlusses zu ersuchen, einstimmig angenommen.

In Braunschweig besteht eine Schule für schwachbefähigte Kinder, durch Schuldirector Schaarschmidt vor mehreren Jahren ins Leben gerufen, die sich einer wachsenden Anerkennung erfreut. Sie hat drei aufsteigende Classen und bildet ein selbständiges Glied der Bürgerschulen. Gegenwärtig wird sie von 68 Kindern besucht. Da die Behandlungsweise der Kinder sich deren geistigem und leiblichem Vermögen anpaßt und der Unterricht langsam und stetig fortschreitet, können dieselben fast alle soweit geführt werden, daß sie sich im Leben zurechtfinden lernen. Wie wichtig es ist, solche geistig abnorme Kinder von vollsinnigen abzusondern, beweist schon der Umstand daß die ersteren in der Regel von den letzteren verlacht, verspottet und zurückgestoßen werden, wodurch nach und nach eine innere Verstimmung sich bei ihnen festsetzt, von der häufig ein späteres heimtückisches und rohes Auftreten die Folge ist, und daß viele derselben von Unkundigen als „rüde Burschen“ angesehen und behandelt werden, während ihre Verkehrtheiten und „Ungezogenheiten“ doch nur eine Folge ihrer krankhaften Veranlagung sind. Diese Schule ist daher eine wahre Wohlthat, einerseits für die schwachbefähigten Kinder, andererseits für die übrigen Schulen, da diese eben von einem lästigen Ballast befreit werden.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 17. Sonntag, 25. April. 1886.

Neue Wege und Ziele der Bewegung für Knaben-Handarbeit.

Die sächsische Erste Kammer hat die Zweite vermocht, der Regierung zehntausend statt fünftausend Mark zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts zu bewilligen. Dasselbe hatte in der Zweiten Kammer schon Herr Schulrath Heger angeregt, der einzige Redner welcher sich anders als schlechthin günstig für dieses neue Bildungsmittel aussprach, das er aber eben seiner noch obwaltenden Zweifel wegen gern so umfassend wie möglich geprüft haben wollte, ehe man beschließe es in den Lehrplan der Volksschulen als Zwangsgegenstand aufzunehmen. Ob die Erste Kammer von denselben Beweggründen ausging und noch dieselben Zweifel hegt, müssen wir hier dahingestellt sein lassen. Der Beschluß wird der Staatsregierung aber gewiß sehr willkommen sein. Sie ist dem neuen Bildungsmittel ja schon lange gewogen, und wendet es durch zwei Ministerien vielfältig an.

Auch der Sächsische Landesverband zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts, der am 28. April Mittags in Dresden zusammentritt, kann sich Glück wünschen, daß eine so substantielle parlamentarische Kundgebung von Sympathie seinen Bestrebungen eben jetzt entgegenkommt; und angenehm empfinden muß die Wärme des Orts das deutsche Centralcomite für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß, wenn es einige Stunden später sich ebendort um seinen Berathungstisch zusammensetzt.

Es trifft sich diesmal zu wichtigeren Fragen als gewöhnlich, und deshalb auch ohne nachfolgenden Congreß, der vielmehr wohl bis zum Herbste verschoben bleiben wird. Es soll sich selber häuten, wenn es nach der Meinung seines Urhebers geht, in einen förmlichen nationalen Verein verwandeln; und gleichzeitig soll es einer festen Pflanzanstalt für Handfertigkeitslehrer ins Leben helfen, verlangt der thätigste seiner Leipziger Freunde. Eine starke Zumuthung, könnte man denken. Entstehen und schaffen in derselben Stunde! Die Heeresordnung ändern am Vorabend der Schlacht — widerrathen das nicht alle Kriegsgeschichtschreiber?

Aber in der Sphäre der gemeinnützigen Agitationen gelten zum Theil andere Naturgesetze als in der Physiologie oder in der militärischen Taktik. Da gelingt oft das eine schwierige Unternehmen um so besser, wenn man es mit einem anderen gut verkuppelt. Da mag es grade des Aufrufs an verstärkte Anstrengungen, der in zwei Aufgaben für eine liegt, bedürfen, um auch nur die eine glücklich zu gestalten und zu lösen.

Doch wollen wir uns die beträchtlichen, die ganz ungemeinen Schwierigkeiten sowohl des einen wie des anderen Planes, der durch Emil von Schenckendorff vorgeschlagenen Begründung eines nationalen Vereins für die Sache, der Idee eines deutschen Slöjd-Seminars nach den Vorschlägen von Woldemar Götze, deshalb nicht verhehlen. Dem letzteren ist schon innerhalb des engsten Kreises der Sachförderer entgegengesetzt worden, ob nicht besser fortgesetzte Sommer-Ferien-Curse an verschiedenen Orten wären, als an dem einen Mittelpunct ein vielleicht noch nicht gleich ausgiebig besuchtes permanentes Seminar, und ob es richtig sei, das Leipziger Arbeitsverfahren dadurch vor allen anderen Systemen und Methoden unverhältnismäßig zu begünstigen? Auf diese Fragen die richtige Antwort zu finden in einem ganz Deutschland vertretenden oder doch zu berücksichtigen verpflichteten Kreise kann nicht leicht sein.

Bei dem anderen Antrage liegt die Schwierigkeit nicht auf der Oberfläche. Es ist sehr einfach zu beschließen, daß statt des bisherigen losen Zusammenhanges ein deutscher Verein gebildet werden solle, dessen Satzungen abzufassen das Werk der ersten besten paar Stunden ist, und dessen wenn auch noch so geringe Mittel zur Verfügung zu haben niemand für wünschenswerther halten kann als der dieses schreibende Geschäftsführer des Centralcomite, dessen Haushalt in der Luft schwebt. Aber wenn man von dem jeder Steuermacht entbehrenden, satzungslosen, auf gut Glück betitelten Centralcomite übergeht zu einem soliden Verein, so kann man schlechterdings nicht umhin, sich von neuem und ernstlicher, durchgreifender als bisher über Art und Grenzen seiner gemeinsamen freiwillig übernommenen Aufgabe klar zu werden. Es wird sich dabei voraussichtlich theils um Einschränkung handeln, insofern der Hausfleiß auf die Dauer kaum verdient hat im Titel zu prangen, und ein wenig zu stark an jene Jugendtage der Bewegung erinnert, wo wir noch schwärmerisch mit der Sache spielten, anstatt sie nüchtern und aller ihrer Seiten Herr zu bemeistern. Anderntheils aber und vor allem gilt es sich nun doch der vollen Tragweite des Einbruchs bewußt zu werden, welchen hier ein mächtiger Reform-Gedanke, von der Pietät

bescheidener Männer getragen, in das hergebrachte Wesen unsrer Knaben-Erziehung gewagt hat. Nicht alle Besserungsbestrebungen der Zeit auf diesem weiten, wichtigen, viel zu lange schon vernachlässigten Felde können wir an uns heranziehen. Aber uns mit ihnen allen in innigeren geistigen Verkehr zu setzen schon bei der Aufpflanzung der neuen Sammelfahne wird doch dringend geboten sein. Bisher stand diese kleine Kämpferschar zu weit ab. Es ist wohl Zeit, daß sie allseitige Fühlung suche und sich mehr in der Richtung auf die Mitte der Schul- und Erziehungs-Fragen zu fortan vorwärtsbewege. A. L.

Der Ponten-Capitän.

Ein Bild vom Rheinufer.

Von

Ph. Kniest.

Die stolzen Salondampfer lagen feiernd im Hafen. Die Menschen, so viele ihrer noch lebten, welche sich während der Reisezeit auf ihren Verdecken gedrängt hatten, fröhlichen Sinnes den funkelnden Wein aus den grünen Römern schlürfend, plaudernd, oder mit dem Fernglase diesen oder jenen berühmten Punct aufsuchend, erzählten sich hinter dem warmen Ofen von den Wundern des schönen Rheins, an dessen Ufern ich mich befand.

Es war Winter geworden. Die Bächlein versiegten fast. Ihre zu Eis erstarrten Gewässer glitzerten im Sonnenschein wie Krystall auf dem Geröll und Gestein. Ueber den still stehenden Mühlenrädern hingen die Eiszapfen. Die Berge waren weit und breit mit Schnee bedeckt, aus welchem die schwarzbraunen und gelben Felsen in abenteuerlichen Gestalten scharf und klar hervortraten. Aber dennoch war's schön am Rhein, wenn der blaue Himmel sich über ihm wölbte, wenn die Städtchen am Ufer im Mittagssonnenschein prangten und ihre grauen Mauern, Thürme und alterthümlichen Häuser sich in den stillen grünen Fluten spiegelten, die trotz der Kälte kein Eis zeigten. Morgens verhüllte der Nebel die Bergspitzen und verbarg mit dichtem Schleier das obere Thal. So wie aber die Sonne Macht gewann, fiel die Verhüllung, und die malerischen Formen des Gebirges zeichneten sich am Himmel in seltener Klarheit ab, die Fernsicht erschloß sich weit hinaus.

Der Wasserstand des Stromes war freilich niedrig. Die Kribben und sonstigen Correctionswerke traten nur zu deutlich hervor, — interessant wohl für Wasserbauverständige, doch sehr beeinträchtigend die Schönheit der Ufer. Nur kleine Personendampfer, meistens Güter führend, wenige Schleppdampfer mit halbbeladenen Kähnen hinter sich, einzelne Segler, die mit dem Ostwinde rasch den Thalweg zurücklegten, belebten den Wasserspiegel. Einige wenige Spaziergänger, meistens Curgäste, die auch während des Winters in der nahe gelegenen Curanstalt Genesung suchten, betraten zuweilen den steifgefrorenen Leinpfad, um mittels der ein halb Stündchen oberhalb befindlichen Fähre den berühmten und bekannten Ort, wo man das Drachenblut an der Quelle trinkt, zu erreichen.

Als sogenannter Einspänner schloß ich mich selten einer größeren Gesellschaft an; meistens wanderte ich allein den schmalen Weg am Strome unter den Terrassen der zahlreichen Villen hin, die mit geschlossenen Fensterläden und kahlen Flaggenstangen auf den Dächern einen keineswegs behaglichen Eindruck machten, den auch die schönen hohen Coniferen in den Gärten und der üppige Epheu nicht verwischen, sondern nur mildern konnten. Die warmen Sonnenstrahlen hatten an den Uferweiden schon einzelne graue Kätzchen — Palmen, wie sie in Norddeutschland heißen — herausgelockt. Die Bachstelzen wippten schon am Strande zwischen den Kieseln hin und her und wurden nicht selten durch ein Häslein, das ich in seiner Ruhe aufgestört, erschreckt. Amseln und Goldammern wiegten sich auf den kahlen Bäumen in den Gärten oder huschten in das dunkle Grün der Tannen, sich offenbar einbildend, daß es, weil's schon Mitte März war, auch Frühling sein müsse. Frau Holle aber schüttelte gar nicht selten noch recht tüchtig die Betten aus, und der harte Mann, der Winter, machte sich das Vergnügen, Nachts und Morgens das Quecksilber so herunterzudrücken, als ob der Rhein in Sibirien flösse.

Auch ich fühlte ein Frühlingsahnen im hellen warmen Mittagssonnenschein, wenngleich meine Füße Eis zertraten und im Schnee wühlten. Ich war krank gewesen und merkte das Wiederkehren der körperlichen und geistigen Kräfte. Ich hörte das Rauschen des Rheins und freute mich am Spiel der Wellen im Gestein des Ufers.

Die Glocken tönten von fern und nah von all den vielen Thürmen am Strande in melancholischen und doch so erhebenden Klängen. Der helle Ton eines Glöckleins mischt sich hinein. Er gibt das Zeichen der Abfahrt der fliegenden Fähre, die dort am Ufervorsprung liegt und auf welche eben ein mit zwei schweren Gäulen bespannter, hochbeladener Müllerwagen fährt. Ich beschleunige meine Schritte und komme noch eben zu rechter Zeit, ehe die Kette gelöst wird, die das Fahrzeug am Ufer hält und die andere, welche es in die richtige Lage zum Strom bringt, damit es an der langen, durch Nachen und Bojen unterstützten Verankerung zum anderen Ufer fliegt.

Der alte Fährmann mit dem rothen Gesichte, dem dicken grauen Schnurrbart unter der kräftigen Nase, die blaue Schiffermütze keck auf dem Kopfe, begrüßte mich freundlich, denn er kannte mich seit ein paar Tagen. Wir sind rasch Freunde geworden, wie es bei Leuten von der Wasserkante meistens geschieht.

„Das sah ich Ihnen gleich an“, sagte er mir neulich, „woher Sie sind, als Sie den Nachen mit dem Segel bestiegen. Die Landratten fürchten sich vor dem Segeln. Sie aber setzten sich bei der flotten Brise noch in Lee, damit der Wind noch besser faßte. Daran erkennt man den befahrenen Mann.“

Leute von der Wasserkante halten zusammen, gleichviel ob sie aus dem Osten oder Westen des deutschen Vaterlandes sind.

Nachdem der Alte das Fährgeld in Empfang genommen und ein paar freundliche Worte mit den Frauen und Mädchen an Bord gewechselt hatte, deren hübschestes sich ein Streicheln der rothen Wangen gern von ihm gefallen ließ, wandte er sich zu mir und sagte:

„Schon wieder im Wetter, lieber Herr? Ein bischen scharfer Ost, sonst aber erträglich. Wenn nur der Winter mal endlich einen anderen Curs einschlüge. Ein reeller Weststurm mit Regen wäre mir lieber als Morgens und Abends die Eiszapfen an den Ketten. Der liebe Gott muß wieder Wasser schaffen in den alten Rhein. Wenn's so fort geht, sieht's oben bös aus. Der heilige Nikolaus wird beim Auffahren der Dampfer und Schiffe auf Grund manche grobe Redensart in diesen Tagen von den Schiffern zu hören kriegen.“

„Ihr habt recht, Capitän, was das Wasser anbelangt,“ erwiderte ich. „Abgesehen von Eurem Wein ist's das beste in Eurer Gegend, denn ohne den Strom wären die Felsen und Berge doch eine recht öde Gegend.“

„Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Ja, ja, der Rhein! Ich kenne ihn von Worms bis an die See, dort wo er bei den Holländern ein gemächlicher Mijnheer wird, der sich besinnt, ob er noch vorwärts will; läßt sich von der Seeflut sogar einige Stunden am Tage zurückdrängen. Hier merkt man dem frischen Gesellen sein trauriges Ende noch nicht an. Sehen Sie drüben am Ufer das Schiff liegen? Just so eins besaß ich früher. Jetzt liegen solche Fahrzeuge meistens still, denn die Dampfer und Schleppschiffe verderben die Fahrt, sogar die Pulvertransporte haben sie uns weggenommen. Der kleine Mann wird immer mehr auf Grund gesetzt. Wenn man nicht Knecht werden will, kann man sein täglich Brot und

Schöppchen kaum mehr verdienen. Na, ich bin zufrieden; ich bin schon gut untergekrochen. Aber, Donnerkiel“....

Glücklicherweise langte die Fähre am anderen Ufer an. Der Capitän hörte auf, zu räsonniren. Er hatte alle Hände voll zu thun, um die Ponte anzufahren und die Landebrücke so zu legen, daß der Müllerwagen ohne Gefahr auf Land zu gelangen vermochte. Ich blieb noch einen Augenblick an Bord, um den Alten über ein grade aufkommendes Dampfboot zu befragen, dessen uraltertümliche Formen meine Aufmerksamkeit erregten.

„Das ist ein ganz alter Kasten, der „Rubens“, erklärte er. „Aber er thut doch noch gute Dienste, wenn das Wasser klein ist. Er geht so flach, daß er über die Wiesen zu fahren vermag, wenn's ordentlich gethaut hat. Daher pensioniren die Kölner ihn auch noch nicht. Bei Ihnen zu Hause wird man auch wohl solche Nothhelfer haben?“

„Leider Gottes gibt's bei uns auch alte Kasten genug. Nur sind sie keine Nothhelfer, sondern wir behelfen uns mit ihnen jahraus jahrein, obgleich sie uns Noth genug machen mit ihrer Langsamkeit und Unbequemlichkeit.“

„Die neuen Schiffe müßten Sie sehen, lieber Herr. Das sind stolze Dampfer. Die haben Maschinen, daß einem angst und bange wird, wenn sie auch nur halbe Kraft gehen. Tags über nehmen sich die Capitäne in acht, aber Nachts spielen sie mir manchen Streich und reißen Bojen und Ketten entzwei. Aber, ich weiß genau, wer's gethan hat und zeige den Dampfer unnachsichtlich an, heiße er „Moltke“ oder gar „Bismarck“ — keine Rücksicht! Dafür bin ich königlicher Beamter!“

Der Alte strich bei diesen Worten seinen Schnurrbart, als wenn er andeuten wollte, der sei das richtige Attribut seines Amtes. Dann wandte er sich um und zog wieder die Glocke, denn es hatte sich an Bord schon von neuem eine Gesellschaft versammelt, die die Reise ans linke Rheinufer machen wollte. Er reichte mir die Hand und sprach:

„Kommen Sie morgen Nachmittag mal herüber, wenn's Ihnen Spaß macht. Ich hab' dann frei, und wir plaudern in meinem Häuschen beim Schöppchen eigenen Gewächses. Das Tröpfchen ist nicht zu verachten. Sehen Sie dort das Eckhaus mit dem alten Giebel? Das ist meines. Sie müssen doch auch meine Alte sehen und sich über unser schmuckes Töchterchen freuen.“

Ich sagte gern zu. Der ehrliche Alte brachte die Ponte wieder in Gang, die mit ihren Trabanten, den beiden Nachen zur Seite rauschend durch das Wasser schoß, nur leise bewegt von den sanften Wellen, welche die harmlose Maschine des „Rubens“ auf dem ebenen breiten Spiegel des Stromes erregte.

* * *

(Fortsetzung folgt).

Suppen-Gemüse für Volksküchen.

Auf der vorjährigen Ausstellung in London haben die sogenannten Suppen-Dinners, welche die Vegetarische Gesellschaft Englands im eignen Restaurant täglich zum besten gab, allgemeines Aufsehen erregt. Die Besucher des Krystallpalastes haben den Mahlzeiten in ganz unerwarteter Weise zugesprochen, die Speisen wurden so schmackhaft befunden, die Zusammensetzung für den täglichen Tisch fand solchen Anklang, daß bei dem für englische Verhältnisse niedrigen Preis, diese Dinners als ein wahrer Erfolg der Gesellschaft bezeichnet werden konnten.

Jedem der sich einigermaßen für die Küche, namentlich aber dafür interessirt, was dieselbe gesundes und ungesundes liefert, wird zugeben müssen, daß nur das Vorurtheil der Reichen und die Unkenntnis der Armen verhindert, daß Speisen pflanzlichen Ursprungs mehr in den Vordergrund treten, während der Wissende und nüchtern Erwägende, Aerzte nicht ausgeschlossen, die hohe Bedeutung der Pflanzenkost mindestens neben derjenigen von thierischem Ursprung anerkennt. Während wir aber alles was uns die Thiere liefern, vom Kalbsgekröse bis zur Pastete aus Gänseleber, von der Pferdewurst bis zum Schnepfenabgang, vom borstigen Schwein bis zur delicaten Auster kennen und in der Küche verwerthen, herrscht doch die allgemeinste Unkenntnis über das was da förmlich in den Mund wächst. Ich will gar nicht davon reden, wie wenig noch die Pilze und deren Benutzung zu Suppen und Fleischbrühen bekannt sind, die jedenfalls kräftiger und wohlschmeckender befunden werden als die Knochensuppen mit gezählten Fettaugen in den Convicten der Studenten, will nur vorübergehend erwähnen, daß Badener und Schwaben ihren Suppen zu Liebe das tägliche Rindfleisch meist in hartem und so ausgekochtem Zustande gleichmüthig verzehren, daß den kräftiges Fleisch liebenden Norddeutschen höchlichste Verwunderung ergreifen wird; ich will gleichfalls nur vorübergehend erwähnen, daß von Australien in ungeheurer Menge alljährlich Pilze nach England kommen, die so fleischähnlich schmecken, daß jedenfalls manche kräftige Suppe dort, in der man die concentrirteste Fleischbrühe vermuthet, nur durch diese Pilze ihre Würze erhält. Dagegen wachsen um uns herum, ohne daß man nach den Wäldern zu gehen oder Champignonzucht zu treiben braucht, allerlei Kräuter und Pflanzen von köstlichen Geschmack. In England ist der Rhabarber geschätzt als Gemüse und Compot, in Deutschland blüht er meist unbenutzt dahin, man weiß hier auch nicht, daß Sellerie, Endivien, Portulak, Sauerampfer und Brunnenkresse richtig zubereitet vortreffliche Gemüse geben, daß ferner z. B. der so billige, weil mit Verständnis leicht zu bauende Goldlauch nicht nur Hammelfleisch viel besser würzt als Knoblauch, sondern auch zu Suppen ohne Fleischbrühe mit den nöthigen Kräutern zusammen ein außerordentlich verfeinerndes Zwiebelchen ist. Ein weiteres Beispiel: der so billig zu ziehende gesunde Paradiesapfel (tomate, pomito) wird nur in südlichen Ländern allgemein, z. B. zu Risotto, Maccaroni verwerthet, während in Deutschland nur wenige wissen, daß er Bouillon verbessert und selbst Fleischbeiguß schmackhafter macht. In erfreulichster Weise regt es sich jetzt im ganzen Lande, was Obst und Obstbau und Obstverwerthung anbetrifft, die Kunde aber der Kräuter und Pflanzen, ihre Benutzung wie auch die der Bodenfrüchte in der Küche ist noch im allgemeinen gleich Null. Hier läßt sich von den Vegetariern lernen, die dem Boden abzulocken suchen was sie können. Ich will damit gar nicht sagen, daß den Menschen, die es gern mögen, ein Stückchen Fleisch nicht zu gönnen wäre, gebe sogar zu, daß für manche Krankheiten Fleisch ein unschätzbares Heilmittel, Gemüse mehr oder weniger Ballast, Obst sogar, namentlich frisches schädlich ist. Für den gesunden Durchschnittsmenschen aber sollte Fleisch immer nur eine Nebenrolle, sollte Gemüse, Salate und Compots die Hauptrolle spielen. Und wenn sich auch die Reichen in ihrem Vorurtheil, bei allzuvieler Fleischkost wie in England die Gicht holen, das Vergnügen können sie sich ja nebst obligaten Verdauungsbeschwerden gönnen, die nebenbei gesagt durch richtig zubereitete, nicht allzu sehr mit erhitzenden Gewürzen wie Pfeffer, Paprika und Curry versehene Fleischspeisen auch nicht so arg werden würden; aber dem Volke das nur aus Unkenntnis nichts oder wenig von der billigen Pflanzenkost nimmt, soll man nach Möglichkeit die Augen öffnen. Billige Kost für die Armen zu liefern ist ja jetzt das allgemeine Streben, aber es ist nicht nöthig das dazu erforderliche Eiweiß noch Voit ausschließlich dem Thierreich zu entnehmen und sich an Dr. Meinert's preisgekrönte Schrift zu halten.

Ich bin zu vorstehender Mittheilung veranlaßt worden durch das Lesen des Artikels „Die Bremer Volksküche“ in Nr. 12 des „Nordwest“. Danach ist die Zahl der Besucher gegen 1884 im Jahre 1885 bedeutend gewachsen, seitdem in einem besonderen Saale Frauen und Kindern Gelegenheit geboten wird, für 10 Pfennig Gemüse ohne Fleisch zu essen. Ueber 19 000 Portionen zu 10 ₰ sind im vorigen Jahre verabreicht und zwar fast beständig steigend, sodaß z. B.

im Januar 860 Portionen, im December dagegen 2732 verkauft wurden. Wie ich in dem Bericht über die verbrauchten Gemüse finde, wurden nur Graupen, Erbsen, Linsen, Reis, Bohnen und Kartoffeln verwendet. Das dürfte in fast allen Volksküchen die gleiche ganze Reihe sein. Abwechslung frommt, und so wäre es den Vorständen der Volksküchen anzurathen, sich die billigen vegetarischen Kochbücher von Ed. Baltzer, Alfred von Seefeld un Carlotto Schultz anzuschaffen. Darin finden sich nicht nur praktische Recepte zu billigen Suppen und Gemüsen, sondern es ist auch grade in diesen Büchern auf Einfachheit gehalten. Von dem Nährwerth der Fleischbrühesuppen sind ja nach Virchow's Vorgang die Aerzte jetzt im ganzen nicht mehr erbaut; Oertel und Schweninger verbannen die Suppen überhaupt als unnöthige Verdünnungsmittel des Magensaftes, namentlich für gewisse Arten von Krankheiten, und der unsterbliche Fuhrmann Schroth hatte dies schon Jahrzehnte vor ihnen instinctiv herausgefunden. Die Suppe ist aber so verwachsen mit der allgemeinen Volksnahrung, daß sie eben bestehen bleiben wird. Nur soll man nicht magenverwässernde Brühen, sondern mehr Schleime und Suppen von halbbreiartiger Consistenz wählen. Hierzu eignen sich ganz besonders Körner und Hülsenfrüchte, wie Reis, Gries, Graupen, Sago, Bohnen, Erbsen, Linsen, Kartoffeln, Kohl-Kraute und Rübensorten, mit oder ohne Milch (Magermilch), aber in letzterem Falle stets mit Kräutern, Butter oder Schmalz schmackhaft gewürzt. Wo Kräuter nicht vorhanden, oder nur umständlich zu haben sind, kann man auch Dr. Lahmann's Pflanzennährsalzextract verwenden, von dem man zu Gemüse oder Suppe nur ganz geringe Mengen braucht, der intensiver wirkt als Fleischextract und dabei noch die für den Körperaufbau so wichtigen Nährsalze in leicht aufnehmbarer Verbindung enthält.

Die Vegetarier würden sicher mit dem Guten, was sie bieten, heute schon viel mehr Erfolge haben, wenn nicht zuviel Heißsporne unter ihnen wären. „Eines taugt nicht für alle", und unsre heutigen Constitutionen sind eben derart, daß nicht jeder bei Pflanzenkost gesund wird. Hierzu kommt, daß diese alte und ursprüngliche Lebensweise jetzt so ungewohnt und neu ist, daß erst im Laufe der Zeit die richtige Art und Weise der Zusammenstellung der einzelnen Speisen, namentlich für Leidende ermittelt werden kann. Jeder muß da übrigens auch an sich selbst studiren, und viele kommen nur deshalb wieder von der einmal angenommenen fleischlosen Lebensweise zurück, weil sie dieselbe nicht richtig angefangen, in Art, Zubereitung oder Mengen Fehler gemacht, und dabei ihre Gesundheit nicht verbessert sondern verschlimmert haben. Ueber die Berechtigung des Vegetarismus mag man übrigens denken wie man will, Achtung kann man seinen Anhängern nicht versagen! Vor einem Jahrzehnt noch belächelte man sie; heute gibt der Gebildete mehr oder weniger schon zu, daß von ihnen zu lernen ist. Und so empfehle auch ich nochmals dringend Volksküchen und Kaffeehäusern, von den Erfahrungen der vegetarischen Kochkunst einen allgemeinen nützlichen Gebrauch zu machen.

Dr. Max Vogel.

Liebhabereien

sind nach Ernst Legouvé in seinen prächtigen „Sechzig Jahre Erinnerungen"*) dem Menschen nächst Berufsarbeit und Herzensbanden das wichtigste. „Man kann nicht immer arbeiten oder denken; selbst das Gemüth hat seine Pausen. Dann treten die Liebhabereien in die Lücke. Abwechselnd ruhen sich Körper und Geist aus. Ein Arbeiter, der lesen mag, erholt sich bei einem Buche oder Blatte von seinen leiblichen Anstrengungen; der Künstler, wenn er körperliche Uebungen liebt, von seiner Kunst, indem er die Gliedmaßen arbeiten läßt. Die Liebhabereien haben tausenderlei Gegenstände: Jagen, Reiten, Schwimmen, Fechten, Spielen, Blumenzucht, allerhand Künste und Kunstfertigkeiten, selbst die gewöhnliche Handarbeit. Victor Hugo tapezierte, wenn er nicht dichtete. Abwechselnd formte er einen Gesang seiner „Orientalen" und schnitzte er an einem Baldachin. Nach dem Tode seiner Tochter soll er, arbeitsunfähig und allem Troste unzugänglich wie er war, nur ein einziges Mittel gefunden haben seinen Schmerz ein wenig zu betäuben: die neue Möblirung seiner Zimmer. Saint Marc Girardin war Tischler. Wenn er von der Arbeit in seiner Bibliothek müde war, arbeitete er an der Bibliothek selbst, hobelte Bretter und schnitt Fächer zurecht; die Bücher ließen ihn so selbst dann noch nicht los, wenn er nicht mehr lesen mochte, er sorgte dann für ihre Unterbringung.

Die Liebhabereien sind für alle Lebensalter wie für alle Stellungen. Fürst Talleyrand sagte eines Tages zu Villemain mit dem ihm eignen komischen Ernste: „Sie lieben das Whist nicht? Da werden Sie in Ihrem Alter unglücklich sein, und von Rechts wegen!" Dieses Scherzwort hat Wahrheit in sich. Das Alter löscht die Leidenschaften aus, macht ernste Berufsanstrengungen unmöglich, setzt dem Ehrgeiz sein Ziel und überläßt uns nicht sowohl der Ruhe als einem schrecklichen Feinde, der Langeweile. Wer wehrt sie ab? Die Liebhabereien, die sich mitunter zu der Höhe wahrer Tröster erheben. Einer der berühmtesten Männer dieses Jahrhunderts, ein großer Chemiker, den in seiner Jugend ein schwerer Liebeskummer traf, suchte und fand Erlösung von seiner Pein in dem bescheidensten, verachtetsten, meistverspotteten Hange, dem zur Angelfischerei! Humphry Davy, der Erfinder der Sicherheitslampe der Bergleute, hatte sich in ein junges Mädchen aus großer Familie sterblich verliebt, und da die Familie ihn abwies, reiste er zwei Jahre lang durch Europa mit nichts als seinen Angelruthen, um Lachse zu fangen. Nach der Zeit kam er getröstet zurück, aber nicht allein, sondern mit einem geschriebenen Meisterwerk, der „Salmonia", die zugleich eine gelehrte Untersuchung der Sitten der Fische, eine Reihe reizender Landschaftsgemälde und eine feine poetische Schilderung der Träumereien ist, in welche man bei langem Aufenthalt am Ufer lachender Wasserläufe versinkt. Jawohl, man darf es behaupten: in einem Angelfischer steckt zuweilen ein wahrer, und wenn auch unbewußter, doch deshalb nur um so glücklicherer Poet. Ich sehe oft einem solchen in der Nähe meiner Wohnung am Seine-Ufer zu, und niemals ohne ihn zu beneiden, denn es thut mir leid um alle Liebhabereien die ich nicht habe, und die welche ich habe, bete ich an.

Ich bin wahrscheinlich einer der spielwüthigsten Lyceisten von Paris gewesen. Unser mit Pension verbundenes Lyceum, in welchem ich vierzehn Jahre zugebracht habe, hatte einen großen mit Bäumen umgebenen Spielplatz, auf dem wir allen unseren Tollheiten Luft machen konnten. Es erregt mich heute noch, an die freien Donnerstag-Nachmittage zu denken, wo wir von Eins bis zur sinkenden Nacht spielten, den Kopf wie Feuer, den Körper wie aus dem Wasser gezogen, das Hemd offen, laufend, schreiend, athemlos, rasend und triumphirend, bis man Abends, wenn die Speiseglocke schlug, erschöpft, zerschlagen und entzückt auf die Bank des großen Eßsaals niedersank. Aus der Spielleidenschaft erwuchs bei mir die Lust an allen körperlichen Uebungen. Schwimmen und Fechten namentlich liebte ich bis zur Raserei. In meiner Jugend habe ich einmal 25 Lieues ohne Eisenbahn zurückgelegt, bloß um mit einem anderen Liebhaber den Degen zu kreuzen. Fechten und Musik sind die Hauptgenüsse meines Lebens gewesen."

Beiden widmet der enthusiastische aber zugleich scharfsinnige und durchaus geistesgesunde, der glückliche und an das Glück freudig glaubende Akademiker Legouvé einen eignen Abschnitt seines liebenswürdigen Buches, den der Musik gewidmeten gelehnt an seine Freundschaft mit Berlioz und der Malibran.

A. L.

*) Soixante Ans de Souvenirs. 1. 1886. (Erschienen in dem vornehmen Verlag J. Hetzel und Co. zu Paris, dessen jüngst verstorbener Chef ebenfalls ein bedeutender Schriftsteller war.)

Deutsche Krankenpflege in Neuyork.

Die Leser des „Nordwest" interessiren sich für so manches Werk der Humanität, und verfolgen mit Theilnahme die Bestrebungen menschenfreundlicher Liebe in allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes. Vielleicht würde es denselben nicht uninteressant sein, auch einmal einen Blick hinüber zu werfen nach der Riesenstadt Neuyork jenseits des Meeres, wohin wir so viele unserer Landsleute auswandern sehen, und zu erfahren, wie auch dort von Deutschen für Deutsche in Armuth und Krankheit gesorgt wird.

Wir entnehmen unsere Notizen dem kürzlich erschienenen Büchlein eines Neuyorker Arztes, der, selbst germanischen Stammes und in Deutschland zu seinem Beruf vorgebildet, ein Herz für seine armen und verlassenen Brüder hat.

Oestlich von dem East River, auf der Ostseite der Stadt, wohnen die meisten armen Deutschen. Sie leben gern unter Landsleuten; wenn man sie zwischen Irländern wohnend antrifft, so spricht das für einen gewissen Grad von Verkommenheit. Wer sich dafür interessirt, kann bei einiger Uebung an dem Zustand der Straße eines Häusergeviertes sofort erkennen, welchem Volksstamm die Bewohner angehören. Ist die Straße sehr schmutzig, so wohnen Irländer dort, ist sie schmutzig, so hausen dort Böhmen; ist sie verhältnismäßig reinlich gehalten, so sind es Deutsche. Oft finden wir sogar eine überraschende Sauberkeit dort, die Fenster blinken, und hinter den Scheiben sieht man Blumentöpfe. Gewöhnlich wohnt der Arme im obersten Stock einer Miethkaserne, im Hinterhaus oder in Kellern. Das letztere ist selten, und nur bei außergewöhnlicher Größe der Familie benutzt man sie. Sie sind so ungesund, daß die Behörde das Vermiethen solcher Höhlen verbieten sollte. Auch die großen Miethhäuser sind Brutöfen miasmatischer Krankheiten. Die Ausdünstungen des feuchten Kellers, in dem nicht selten beschädigte Abzugsröhren sind, mischen sich mit der oft mit Krankheitskeimen geschwängerten Luft der Wohnräume. Ist noch ein sogenannter Luftschacht entlang der Mauer, in welchem der Schmutz von Jahrzehnten langsam verfault, so finden sich Bedingungen zusammen, die einen eingeschleppten Krankheitskeim üppig gedeihen lassen. Und so ist es wirklich. Diphtherie, Scharlach, Lungenentzündung im Winter, Ruhr und Typhus im Sommer und Herbst sind in diesen Häusern fast immer zu finden.

Die Wohnräume der Armen sind sehr beschränkt. Die Schlafzimmer haben keine Lüftung, und zum Ueberfluß brennt die Petroleumlampe kleingeschraubt während der ganzen Nacht, verringert den ohnehin schon mäßigen Sauerstoffgehalt und erfüllt die Luft mit erstickendem Qualm. Das Halten von Hausthieren trägt auch nicht wenig zur Unreinlichkeit der Wohnräume bei. Nicht selten fahren dem besuchenden Arzte mehrere Köter kläffend gegen die Beine. Singvögel und Tauben befinden sich in ungenügend gereinigten Käfigen, und jeder, der noch Geruchssinn hat, kann merken, wie die Luft der ganzen Stube mit unreinen Beimischungen erfüllt ist.

Und welche Typen von Menschen findet der besuchende Arzt nicht hier! Der eigentliche Handwerker nimmt selten die Wohlthätigkeit in Anspruch, es sei denn daß sein Beruf ein gesundheitswidriger ist. Zimmerleute, Schuster und Schneider sind seltener unter den Patienten des Armenarztes als Bleigießer und Cigarrenarbeiter. Die letzteren sind bedauernswerthe Menschen. Sie leiden alle an langsamer Nikotin-Vergiftung. Sie arbeiten im Hause, athmen Tag und Nacht die Tabackstheilchen ein, rauchen selbst stark, und oftmals sind ihre Bettsäcke mit Tabacksstengeln gefüllt. Schwere Ernährungsstörungen, Krankheiten des Herzens und Wassersucht sind häufig bei ihnen zu treffen.

Dann sind da die Kellner. Unter ihnen befinden sich frühere Officiere, Kaufleute und Oekonomen. Es ist ein leichtsinniges Völkchen, munter und fidel, flott und freigebig, bis zur Erkrankung. Der Verdienst ist nicht schlecht, aber gespart wird nicht. Die Stube ist mit Nippsachen, Bildern und theueren Möbeln überladen, die Kleidung ist nach der neuesten Mode. Aber die Casse ist leer, das Ehrgefühl abgeschwächt. Dem Arzt wird bedeutet, daß man seine Besuche, seine freie Arznei als Darlehen betrachte, das in kurzem zurückgezahlt werden soll. Der Doctor aber kennt das schon, und wartet noch immer auf den ersten Kellner, der ihm Geld bringen soll. Da sind die Bäcker, die infolge der schlechten Luft in den überheizten Backstuben und des lüderlichen Lebenswandels vom Sonnabend Abend bis zum Sonntag Abend oft an chronischen Lungenleiden dahinsiechen. Da sind andere Arbeiter, die nach altdeutscher Sitte immer und überall Bier trinken. Vor der Arbeit einen Schnaps, bei der Arbeit, nach der Arbeit, bei jeder Mahlzeit, zu Hause und draußen trinkt der Mann Bier. Die Frau trinkt, die Kinder trinken, selbst der Säugling trinkt Bier. Einem bekannten Arzt erwiderte ein strammer Bayer einst auf die Frage nach der Kost seines kleinen Kindes ganz erstaunt: Woos mer holt some Kind gebt: a Bier! Durch diese Gewohnheit des Arbeiters gedeihen nebst der Leberschwellung des Mannes auch die Faulheit und Schlaffheit der Frauen und die Magenkatarrhe der Kinder.

Auf wie viele Nothstände könnte hier noch hingewiesen werden! Aber wir sehen uns lieber einmal um, mit welchen Hilfsmitteln denselben entgegengetreten wird.

In der Handhabung der Gesundheitslehre, so sagt unser Gewährsmann, ist man in Neuyork weit zurück z. B. gegen Berlin. Und doch ist die Stadt reich genug, und die maßgebenden Elemente der Bevölkerung sind geistig genug entwickelt, um die beste Gesundheitspolizei der Welt zu haben. Ein Hauptgrund dieser Sachlage ist wohl die Abneigung vieler Anglo-Amerikaner, die Errungenschaften der Neuzeit in Hygiene und Krankheitsforschung, die fast ohne Ausnahme in der alten Welt erlangt worden sind, anzuerkennen und anzuwenden. Kann man aber schließlich nicht mehr umhin, die Neuerung einzuführen, so verlautet kein Wort über ihren Ursprung, und das Publicum wird in dem Glauben gelassen, es handle sich um eine amerikanische Idee. Dies Nachhinken des anglo-amerikanischen Gesundheitsamts in Beziehung auf Gesundheitspflege wird so lange dauern, bis die Anstellung und Thätigkeit der Beamten dem politischen Einfluß entzogen wird und die Befähigung allein maßgebend ist.

Ebenso zweifelhaft ist es auch mit den Aerzten bestellt. Zwar gibt es gebildete amerikanische und deutsche Aerzte, die ihren Beruf nicht allein als Erwerbsquelle betrachten, sondern in dem Bewußtsein leben, die Vertreter des menschenfreundlichsten Standes und die berufsmäßigen Wohlthäter der Menschheit zu sein. Doch selbst abgesehen von den Pseudo-Doctoren und Quacksalbern, deren Zahl hier sehr groß ist, befinden sich unter den gesetzlich anerkannten Heilkünstlern Leute, die das Ansehen des Standes sicher nicht heben. Wie kann es aber auch anders sein! Die „Medical Colleges" Neuyorks promoviren jährlich große Mengen von jungen Leuten, denen nicht allein jede Spur der so nöthigen Vorbildung abgeht, sondern es geschieht auch in unglaublich kurzer Zeit. Frühere Schneider, Uhrmacher und Clavierstimmer satteln hier ohne jede Ceremonie um und werden fast alle nach dem Anhören von zwei fünfmonatlichen Vorlesungscursen Aerzte — nein Doctoren! In den Sommerferien arbeiten manche in ihrem früheren Beruf. Die Studirmethode besteht in theoretischem Auswendiglernen, und man kann vor der besten medicinischen Schule Neuyorks promoviren, ohne je einen Kranken untersucht zu haben. Es sind zwar Gelegenheiten zu praktischen Uebungen vorhanden, aber zum Bestehen der Prüfung ist ihre Benutzung nicht nöthig. Daß bei solchem Bildungsgang fast nur die materielle Seite in Frage kommt, ist klar. Solche Leute sind nur medicinische Handwerker. Auch deutsche Namen findet man genug unter diesen Herren, doch sollten sie sich nicht „deutsche Aerzte" nennen, denn sie hätten in Deutschland nicht einmal die Berechtigung zum Studium der Medicin erlangt. Daß unter solchen Bedingungen das Vertrauen der Leute zu den Aerzten, besonders den Armenärzten, nicht groß sein kann, ist

natürlich. Und doch gibt es deutsche — wirklich studirte — Aerzte, die stolz darauf sind, der „Deutschen Gesellschaft" in jahrelangem Dienst als Armenärzte zur Seite gestanden zu haben.

Die „Deutsche Gesellschaft" tritt in großartiger Weise bei Nothständen durch Krankheit unter armen Deutschen ein. Sie nimmt sich der Schwerkranken an, die in keinem Hospital Aufnahme finden können und die zu schwach sind, um in eine Poliklinik zu gehen, wo sonst jedem unentgeltliche Behandlung zutheilwird. Sie läßt dieselben durch Aerzte in ihren Wohnungen aufsuchen und behandeln. Freie Arznei, Wein, Cognac, Milch und Suppe werden auf Kosten der Gesellschaft verschrieben, auch unterstützt sie, wo es nöthig ist, mit Geld. Von dem Augenblick an wo sich die Gesellschaft eines kranken Familienvaters annimmt, hört seine Sorge und Noth auf, denn seine Kinder bekommen Brot, seine Frau Geld zur Miethe und er selbst den Arzt und seine Recepte, alles von der Waisenmntter der armen Deutschen, der „Deutschen Gesellschaft". Mag die Krankheit drei oder sechs Wochen dauern und der Patient sich für Hospitalbehandlung oder gar für den Transport nicht eignen — auf das Ersuchen des Arztes, dessen Urtheil maßgebend ist, wird alles bezahlt.

Wie vielen frischen Ankömmlingen von drüben ist die Gesellschaft eine Retterin geworden! Das wenige mitgebrachte Geld der Familie ist bald verzehrt, der Mann hat noch schlecht zahlende Beschäftigung, — da kommt die Krankheit. Nun wird ein Arzt geholt, und wenn der letzte Dollar fort ist, der Armenarzt. Diese Leute haben eben noch Ehrgefühl. Sie sind des Armenarztes liebste Patienten, obgleich sie den Geldbeutel der Deutschen Gesellschaft stark in Anspruch nehmen, da unter Umständen die Erhaltung einer Familie von 3—6 Personen wochenlang erforderlich ist. Aber es lohnt sich. Mancher „Grüne" hat einen Typhus unter den Händen des Armenarztes durchgemacht und ist heute ein unabhängiger Mann.

Zu jedem, der ihn verlangt, geht der Armenarzt, aber er weiß auch wohl seine Stellung zu behaupten und sich Respect zu verschaffen. Unser Gewährsmann erzählt: Eines Abends fand ich bei meiner Heimkehr eine Bestellung. Der Doctor solle augenblicklich kommen. Name und Adresse waren fremd, außerdem fing eben meine Sprechstunde an. Am Schluß derselben trat ein großer Mann mit Vollbart, einen Schlapphut schief auf dem Kopf und eine stinkende Cigarre zwischen den Fingern, in das Zimmer. Seine Miene war finster, seine Haltung theatralisch-selbstbewußt.

Fremder (barsch): Warum sind Sie nicht zu meiner kranken Frau gekommen? Arzt: Sprechen Sie mit mir? Fremder: Jawohl. Arzt: So, ich glaubte, Sie führten Selbstgespräche und litten an Geistesabwesenheit. Meine nicht gehirnkranken Besucher benehmen sich in der Regel so anständig wie ich mich selbst. Habe ich etwa einen Hut auf dem Kopf und eine Cigarre in der Hand? Fremder: Was kümmert mich das? Ich will wissen, ob Sie Ihre Pflicht thun und *augenblicklich* mit zu meiner Frau kommen wollen? Arzt: Meine Pflicht als Mann werde ich sogleich erfüllen und Sie sammt Schlapphut und Cigarre an die Luft setzen lassen. Aber vorher sagen Sie mir doch: Sind Sie nicht ein Socialdemokrat? Fremden (trotzig auffahrend): Das bin ich und mit Stolz! Arzt: Das hätten Sie gleich sagen können. Ich achte die Ueberzeugungen und Gebräuche anderer soweit als möglich, darum behalten Sie nur Ihren Hut auf, setzen Sie Sich und berichten Sie mir. Wie lange ist Ihre Frau krank? Socialist: Drei Wochen, und ich habe kein Geld mehr, sonst wäre ich nicht zu *Ihnen* gekommen. Arzt: Sehr schmeichelhaft, aber zweifellos wahr. Warum aber fiel es Ihnen nicht ein, erst bei mir anzufragen, ob ich kommen *wolle*? Socialist: Sie sind verpflichtet zu kommen, Sie werden dafür bezahlt. Arzt: Und von wem wohl? Socialist: Von den Steuerzahlern, also vom Schweiß der Arbeiter! Arzt: Was Sie nicht sagen! Gesetzt es wäre so, wäre es da nicht weise gehandelt, wenn Sie mir anständig begegnet wären? Sie gebrauchen mich, Sie sind gezwungen, die Gesundheit, ja das Leben Ihrer Frau in meine Hand zu geben; hätten Sie da nicht klug gethan, mich, das Werkzeug, dessen Sie sich bedienen wollen, nicht vorher zu verletzen? Ihr Leute wollt die Welt verbessern und seid so unpraktisch! Einen Rath will ich Ihnen aber geben, denn ich sehe, daß Sie noch nicht lange hier im Lande sind. Wenn Sie *hier* etwas haben wollen, so müssen Sie erst mit dem *reden*, der es Ihnen geben kann. Erzwingen läßt sich hier nichts, vor euch Maulwürfen hat man hier keine Angst. Die Deutsche Gesellschaft fragt nicht, ob Sie Jude oder Christ, Republikaner oder Socialist sind, aber — ihre Beamten läßt sie nicht beschimpfen. Wenn Sie nun Ihren Hut und Ihre Cigarre im Hausflur ablegen und dann wieder hereinkommen wollen und mich ersuchen, Ihre Frau noch heute Abend zu besuchen, so will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen, (denn Abendbesuche gehören nicht zu meinen Armenarzt-Pflichten), eben weil Sie ein Socialdemokrat sind.

Der Mann ging hinaus, kam wieder herein und weinte. In Deutschland sei er ausgewiesen, seine Frau habe krank gelegen, seine Kinder haben gehungert, aber trotzdem sei man unerbittlich gewesen. Wie der Bursche so da saß, die Hände vor dem Gesicht, den Kopf gebeugt, die große Gestalt in der abgetragenen deutschen Kleidung — traf es mich tief, er war ein Heimatloser, ein Geächteter! Abscheu vor dem Genossen eines Nobiling stritt bei mir mit dem Mitleid um den Stammverwandten. Seine Frau wurde ins Hospital geschafft, seine Kinder bekamen Unterstützung; als er aber meine Stiefeln zum Besohlen abholen sollte, — er war Schuster, — kam er nicht wieder.

Alle Achtung vor der „Deutschen Gesellschaft", alle Achtung aber auch von einem Manne, der sie so zu vertreten weiß.

Wollten wir hier unsre Mittheilungen schließen, so würden wir eine Ungerechtigkeit begehen nicht allein gegen das Büchlein, dem wir dieselben entnommen haben, sondern auch gegen die Anglo-Amerikaner, deren Veranstaltungen in kein allzugünstiges Licht gestellt worden sind. Wir fügen darum noch hinzu: Wenn gleich die Gesundheits-Behörden und die Ausbildung der Aerzte in Neuyork manches zu wünschen übrig lassen, so wird dagegen die Privatwohlthätigkeit der Deutsch-Amerikaner bei weitem in Schatten gestellt durch diejenige der Anglo-Amerikaner: Besonders die Anglo-Amerikanerin ist bekannt durch ihre Mildthätigkeit und ihr Interesse am Wohl und Wehe der Armen. Wo ist diese Eigenschaft bei der Deutsch-Amerikanerin zu finden? Theils die Strenge, mit der dieselbe ihren Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau nachkommt, theils auch ihre Genußsucht, lassen ihr keine Zeit, an „andere Menschen" zu denken. Wie oft bekommt der Armenarzt Anmeldungen deutscher Patienten durch anglo-amerikanische Wohlthäterinnen, aber wohl nie von einer Deutsch-Amerikanerin!

Die deutschen Frauen scheinen keine Neigung zum Wohlthun außer dem Hause zu haben! so urtheilen die Amerikaner. Jedem das Seine! Wir aber freuen uns, daß die „Deutsche Gesellschaft" sich unsrer deutschen ausgewanderten Landsleute jenseits des Oceans so freundlich annimmt! J. K.

Die Unentbehrlichkeit von Fremdwörtern.

In Nr. 1 der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erörtert Prof. Dunger (Dresden), welche Fremdwörter zu dulden seien, und sagt u. a:

„Freilich kann man mit der Erklärung eines Fremdwortes für unentbehrlich auch schlimmen Misbrauch treiben. Manche Leute sind damit sehr schnell zur Hand. Wenn die gnädige Frau von einem „superben Dejeuner", von einem „charmanten" jungen Mann schwärmt, und wir ihr einwenden, daß ein „vorzügliches Frühstück" und ein „prächtiger" junger Mann doch

wohl vorzuziehen sei, wir seien nun einmal Deutsche —, so wird sie uns mit wenig gnädigem Tone belehren, daß „superb“ weit mehr sei als „vorzüglich“, und daß „charmant“ und „prächtig“ keineswegs dasselbe bedeuten; das könne man im Deutschen nicht ausdrücken, superb sei eben superb und charmant charmant. In der That, die Gnädige hat Recht, ich gehe sogar noch weiter als sie, ich behaupte, kein einziges fremdes Wort wird durch ein deutsches völlig ersetzt. Daraus folgt aber nichts weiter als daß wir in jedem einzelnen Falle zu prüfen haben, welche Bedeutung der fremde Ausdruck in dem Zusammenhang des Gedankens habe, und daß wir danach das deutsche Wort wählen. „Superb“ kann vorzüglich, kostbar, ausgezeichnet, prächtig, fein gewählt, auserlesen sein, der „charmante“ junge Mann kann ein liebenswürdiger, einnehmender, gewinnender, allerliebster, trefflicher, gewandter, höflicher, feingebildeter Mensch sein: man überlege sich nur, was man eigentlich damit sagen will. Die deutsche Sprache ist im Stande dem Adlerfluge des Dichtergeistes zu folgen, wie sollte sie nicht reich genug sein das auszudrücken, was die gnädige Frau eigentlich sagen will? Nur muß sie sich freilich selbst darüber klar sein, welche Eigenschaften sie an dem Frühstück und an dem jungen Mann rühmen will. Man d e n k e d e u t s c h, wenn man deutsch sprechen will! Das ist eigentlich eine selbstverständliche Forderung, und doch wie oft geschieht es nicht! Dann klagt man über die Armuth der Sprache, während man über die eigene Gedankenarmuth und Gedankenträgheit klagen sollte. „Wir Reichen, die wir vergessen haben, wie reich wir sind!“ — so klagt mit vollem Rechte Vater Arndt.

Viele gehen freilich von der Ansicht aus, für jedes Fremdwort könne es nur eine einzigste, höchstens zwei Verdeutschungen geben; passen diese nicht in den Sinn, dann sei es eben nicht zu entbehren. Das ist ein großer Irrthum. Wer jemals aus einer fremden Sprache mit Aufmerksamkeit übersetzt hat, wird über diesen Anfängerstandpunct rasch hinausgekommen sein. Was heißt z. B. activ? — thätig, handelnd, geschäftig. Das genügt aber noch lange nicht um den verschiedenen Bedeutungen des Wortes gerecht zu werden: das active Heer bezeichnet das „stehende“ Heer, active Truppen sind „Feldtruppen,“ ein Beamter, der noch activ ist, ist noch „im Dienste;“ actives Vermögen ist „wirklich vorhandenes“ Vermögen, active Forderungen sind „außenstehende“ Forderungen, Activhandel ist „Ausfuhrhandel,“ Activreceß ist „Forderungsrückstand.“ Oder nehmen wir ein anderes Fremdwort, das sich uns beim Schreiben und Sprechen so gern aufdrängt: interessant. Was ist nicht alles interessant? eine Geschichte, ein Abenteuer, eine Neuigkeit, eine wissenschaftliche Forschung, ein Mensch, ein Gesicht, eine Nase. Das Wort ist bequem, wer wollte es leugnen, und wird darum so häufig angewandt und auch recht oft falsch geschrieben (mit rr). Ist es unentbehrlich? Durchaus nicht! Eine ganze Menge Ausdrücke stehen uns dafür zur Verfügung: anziehend, spannend, fesselnd, packend, ansprechend, unterhaltend, reizend, kurzweilig, eigenartig, sehenswerth, beachtenswerth, bedeutungsvoll, wichtig, merkwürdig, werthvoll, lehrreich u. s. f. Kann aber jemand keinen von diesen Begriffen als deckend anerkennen, findet er in dem Worte interessant doch noch eine andere Begriffsschattirung, so kann ich ihm auch nicht Unrecht geben, möchte ihn aber fragen, was ihn denn nöthigt grade diese Schattirung anzuwenden? Können wir nicht deutsch schreiben ohne französische Begriffe?

Uebrigens legen wir oft in ein Fremdwort mehr hinein, als in der betreffenden Sprache selbst darin liegt. Natürlich, denn Klarheit ist gebunden an die lebendige Sprache; die Fremdwörter, bei denen uns unser angeborenes Sprachgefühl nicht leitet, haben für uns etwas verschwommenes, unbestimmtes in der Bedeutung und werden daher oft falsch angewendet. Herman Riegel führt dies in seinem „Hauptstück von unserer Muttersprache“ (Leipzig 1883, S. 16) an dem Worte brillant aus. „Alles ist den Leuten brillant,“ sagt er dort, „auch was gar nicht glänzt. Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüsirt sich brillant und hat sogar eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Cigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man gibt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eigenen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben.“

Herrenlose Katzen.

In der civilisirten Welt gibt es eigentlich nur drei Arten von Thieren: solche die dem Menschen dienen, solche die ihn erfreuen und solche die er todtschlägt, wo er kann, weil sie weder das eine noch das andere thun. Wehe dem Wiesel und dem Marder, die sich in der Nähe des Taubenschlages betreffen lassen! wehe dem vielgeliebten Hündchen, das ohne Steuermarke auf eigene Hand spazieren geht! Jene erlegt wer sie findet, überzeugt, daß er ein gemeinschädlich Ding aus dem Wege räumt; dieses packt der Schutzmann, und drei Tage Galgenfrist werden dem Eigenthümer gestattet, seinen treuen vierbeinigen Gefährten einzulösen; dann tritt der Abdecker in sein Recht, mögen hinterher noch soviel Thränen um den verlorenen Liebling fließen.

Es ist nicht recht einzusehen, warum von allen Hausthieren, ja von allen zwei- und vierbeinigen Wesen, den Menschen eingeschlossen, nur die Katze das unangefochtene Recht hat, heimatlos und ohne rechtmäßige Mittel des Unterhalts wie ein richtiger Landstreicher und Räuber mitten in volkreichen Städten umherzuschleichen. Gewiß ist eine Katze als Mäusefänger nützlich, und da sich über den Geschmack nicht streiten läßt, so wollen wir auch einer Familie mit Kindern, einer einsamen alten Jungfer oder Witwe das Vergnügen an einer sorgsam gehegten zahmen Hauskatze nicht misgönnen. Wenn aber von der nur allzu oft unerwünscht sich einstellenden Nachkommenschaft dieses zu Dienst und Freude des Menschen herangezogenen Raubthiers — das übrigens seine Raubthier-Natur kaum je ganz ablegt — einzelne dem Ersäuftwerden entgehen, ohne doch in die Zucht der menschlichen Gemeinschaft aufgenommen zu werden, so wachsen sie zu nichts weniger als zahmen Hausthieren heran und begehen eine Unthat um die andere, gegen die man sich kaum wehren kann, und um welche sich die Hüter der öffentlichen Ordnung doch so wenig kümmern, als fielen sie auf dem Monde vor. Hast du dein Hausgärtchen im Frühjahr sauber bestellt, die Beete umgegraben, die Steige geharkt, Samen gesäet und junge Pflänzlinge eingesenkt: eine Nacht, in welcher so ein heimtückischer Kater seine Streifzüge in dein Gebiet ausdehnt, genügt um die ganze Herrlichkeit in ein jämmerlich zerkratztes und zerwühltes Stück Erdreich zu verwandeln. Brütet in dem Gebüsch deines Gartens oder in den öffentlichen Anlagen vor deinem Fenster eine Amsel, eine Nachtigall, eine Meise, so kannst du den Räuber stundenlang vor dem Nest auf der Lauer sehen, falls es für seine Kletterkünste unerreichbar ist; anderenfalls wundere dich nicht, wenn die junge Brut, auf deren Gesang du dich freutest, und die dich von schädlichen Kerfen zu befreien versprach, kaum flügge geworden urplötzlich verschwindet und die Alten hinterdrein. Hofthür oder Küchenthür offen zu lassen, wenn eine herrenlose Katze in deiner Nachbarschaft haust, ist eine gefährliche Sache: solltest du ihren Besuch in deinen vier Wänden nicht persönlich in Empfang nehmen und rechtzeitig abschneiden, so findest du ohne Zweifel ihre Visitenkarte in dem was fehlt, oder in dem was zu viel ist. Und nun erst die nächtlichen Concerte, besonders wenn sich ihrer zwei zusammenfinden, die sich ein Viertelstündchen schmelzend, in wahrhaft unirdischen Tönen anzusingen, dann plötzlich von einer teuflischen Wuth besessen werden, sich anfallen und mit der Begleitung erst recht unirdischer Töne zausen und wie die wilde Jagd davon sausen, — um nach einer halben Stunde zurückzukehren und von vorn

wieder anzufangen. Ein blökendes Kalb, ein heulender Hund, Hähne die beim ersten Morgengrauen ihre Weckrufe beginnen, sind für Leute, die nicht fest schlafen, keine angenehme Nachbarschaft; aber ihre Leistungen verdienen Sphärenmusik genannt zu werden, verglichen mit einer echten und gerechten Katzenmusik, welche das strolchende Gesindel unter deinen Fenstern aufführt. Bei jenen gibt es doch noch immer einen Trost: das blökende Kalb, der krähende Hahn, der schwermüthige Hund stehen unter irgend einer menschlichen Vormundschaft, der du mit Geld und guten Worten die erwünschte Ruhe abkaufen oder mit Hilfe der Polizei abnöthigen kannst, aber die herrenlosen Katzen sind einfach unfaßbar, ungreifbar, unvertilgbar.

Kein anderes Hausthier, wenn es durch einen Zufall herrenlos wird, bleibt sich selbst überlassen, kein anderes richtet herrenlos soviel Unheil an, wie die Katze. Warum besteuert man sie nicht wie den Hund und tödtet sie wie den Hund, wenn kein Eigenthümer sich zu ihr bekennt? Möge die Steuer noch so niedrig sein, damit auch der Unbemittelte, wenn's ihn freut oder ihm dient, sich eine Hauskatze halten kann; aber eine öffentliche Aufsicht muß für dieses Hausthier wie für alle anderen dasein, und so wenig wie etwa eine Ziege, ein Lamm, eine Hühnerfamilie, die ihrem Herrn abhanden gekommen wären, sich in den Straßen, den Gängen und Höfen unserer städtischen Gemeinwesen auch nur vierundzwanzig Stunden unbehelligt herumtreiben dürften, so wenig, noch viel weniger sollte dies Vorrecht den herrenlosen Katzen eingeräumt werden, die es schändlicher misbrauchen, als irgend ein anderes unserer gezähmten Thiere thun würde. **M. L.**

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Bremer Verein zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen freut sich im Rückblick auf das letztvergangene Jahr eines ruhigen Fortgangs. Behandelt wurden im Jahre 1885 in der Anstalt des Vereins 164 Männer und 177 Frauen, zusammen 341 Kranke mit 12 680 Verpflegungstagen, während die Zahl der ambulatorisch behandelten Patienten sich auf 312 belief. Für die Privatpflege konnte man mindestens 5, oft auch bis zu 8 Schwestern bereit halten, die in 79 Familien mit 2034 Pflegetagen thätig, an einzelnen Nachtwachen 16 leisteten. „So ist denn die im letzten Jahresbericht ausgesprochene Erwartung, daß wir der Privatpflege bald mehr Kräfte zur Verfügung würden stellen können, in Erfüllung gegangen, und durch die Aussicht einer fortdauernden Gewinnung neuer Kräfte sind wir auch jetzt wieder zu der Hoffnung berechtigt, daß wir diesem Hauptzweck unserer Vereinsthätigkeit immer mehr werden entsprechen können. Abgesehen aber von zahlreichen Privatpflegen in der Stadt wurden unsere Schwestern wiederholt noch durch eine auswärtige Pflege von Kranken aus hiesigen Familien in Anspruch genommen." Auswärtige Stationen hält der Verein in Schönebeck und Neustadt-Magdeburg besetzt. „Auf beiden Stationen wurde der von uns beabsichtigte Zweck einer vielseitigeren Ausbildung unserer Schwestern immer mehr erreicht und zugleich eine höhere Vergütung für dieselben uns durch neu abgeschlossene Verträge gewährt." Gemeindepflegen bestehen in Oberneuland und Hastedt, in der Domgemeinde, der Remberti-Gemeinde und der Michaelis-Gemeinde.

Die Schwestern-Casse, welche die Versicherung der der Anstalt zugehörigen Pflegerinnen bedeutet, hat sich von 33 845,64 *M* auf 39 211,76 *M* gehoben. Das Vermögen des Vereins beläuft sich auf 167 109,92 *M*; die Einnahme betrug im vorigen Jahre 64 541,16 *M*, darunter 6 640 *M* von den Mitgliedern und 15 800 *M* Vermächtnisse und Geschenke.

Man erfährt aus dem Jahresbericht, daß der im October 1882 hier entstandene Verband gleichartiger Vereine und Anstalten sich aufgelöst hat, indem Frankfurt am Main und Cassel, von denen damals der Anstoß zur Verbindung ausging, außerdem auch Magdeburg und Schönebeck zurückgetreten sind, — ohne Zweifel weil ihr Stand im Vaterländischen Frauenverein sich mit diesem Verhältnis nicht mehr recht vertragen wollte.

Heilschwindel. Ein gewisser N. Freytag, „Rittergutsbesitzer, Ritter u. s. w." in Bromberg, Provinz Posen, preist durch marktschreierische Zeitungsanzeigen ein Mittel an, dessen Gebrauch Hals-, Brust- und Lungenkranken selbst in den hartnäckigsten Krankheitsfällen sichere Rettung bringen soll. In dem Prospect über das Mittel sagt Freytag: „Dieses Medicament gebe ich gratis, nehme nur für meine Mühe und Auslagen 4 *M* 50 *₰* durch Postvorschuß oder Einsendung des Betrags. Gegen Einsendung von 5 *M* franco." Nach vorgenommener Untersuchung besteht das Mittel aus 333 gr einer durch Eindampfung verdickten Abkochung von Malz, schleimigen Pflanzenstoffen und Obst; es hat die ihm angepriesene Heilwirkung nicht und ist übermäßig theuer. (Bekanntmachung des Ortsgesundheitsraths von Karlsruhe.)

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 18. Sonntag, 2. Mai. 1886.

Herbergen zur Heimat.

Ein überführter Berliner Mörder ist kürzlich als Stammgast einer christlichen Herberge zur Heimat erkannt worden; und da sich in Berlin die Schöpfungen der Inneren Mission mit dem streitfertigen sogenannten christlichen Socialismus in der Person ihres gemeinsamen Leiters nahe berühren, kann es nicht Wunder nehmen, daß unter den Gegnern des letzteren Stimmen sich erheben, welche den eigenthümlichen Charakter der Herbergen zur Heimat für die Unthat Kowalski's — oder wie er hieß, denn wer kann sich für alle die langathmigen und auf die Dauer wahrhaftig auch recht langweiligen Verbrecher-Prozeß-Berichte der reichshauptstädtischen Blätter interessiren? — verantwortlich machen wollen. Da war unsere Bremer Weserzeitung aber gut gerüstet. Sie verwies den Mordgesellen als Herbergsgast unter die Ausnahmen, der zu seiner Schuftigkeit nur noch die Heuchelei gefügt habe und diese nicht etwa erst in der Heimat-Herberge erworben, die dann über den Vergleich mit „Verbrecher-Kellern“ und selbst mit den gewöhnlichen Schnapsschenken hoch hinausgehoben ward. Von einer so zweifellos liberalen, keiner specifischen Kirchlichkeit zu bezichtigenden Redaction werden wohl selbst freisinnige Berliner Kreise die Zurechtrückung günstig aufnehmen.

Was man auch von der Anleitung zur Heuchelei durch die Frömmigkeit heutiger pietistisch-orthodoxer Kreise sich begründetes oder grundloses vorstellen mag: die Herbergen zur Heimat deshalb in Bausch und Bogen verurtheilen zu wollen wäre dieselbe Thorheit, wie wenn man den Werth der Kirche bemäße nach den gelegentlichen Uebergriffen welche eine einzelne Kirche sich in das Rechtsgebiet des Staates herausnehmen mag, oder nach ihren Unthaten in freiheitfeindlicher duldungsloser Vorzeit. In den uns bekannten Herbergen dieser echten christlichen Farbe wird selbst das Morgen- und Abend-Gebet ohne starren Zwang gehandhabt. Die guten, stärkenden Einwirkungen überwiegen da auch für jeden Standpunct, dem es um Sittlichkeit und Ordnung zu thun ist, die niederdrückende Folge eines etwa gewaltsam aufgenöthigten Religions-Betriebes so sehr, daß kein unbefangenes Urtheil in etwas anderes als Anerkennung und freudige Förderung auszulaufen vermag. Die blinde Verdammung ist deshalb ja auch verschollen, und an verschiedenen Orten haben liberale Leute zur Begründung solcher Herbergen Hand angelegt.

Wollte man mit knabenhaft rascher Verallgemeinung jenen vereinzelten Berliner Fall zum Grunde eines wegwerfenden Wahrspruchs über diese guten wenn auch nicht ausnahmlos vollkommenen Herbergen machen, was müßte man dann von den jungen gemeinnützigen Kaffee-Schenken sagen, auf deren Zunahme wir so große und nothwendige Hoffnungen setzen, nachdem festgestellt ist, daß in der Berliner Brückenstraße gewerbsmäßiger Diebstahl sie zu ihrem Schauplatz auserkoren hat, und in der Hamburger Wexstraße freches Gesindel bedrohlich oft eingekehrt ist? Mit Recht haben da die wohlmeinend weisen Unternehmer ein Auge zugedrückt in dem Vertrauen daß die Guten, für welche ihre Schenken bestimmt sind, den eingeschlichenen Bösewichtern allmählich das Wiederkommen ablehren werden, ohne daß man sie unter förmlichen Polizei-Schutz stellte und ihnen dadurch einen freiheitswidrigen abschreckenden Stempel aufprägte. Nicht daß gelegentlich auch ein verbrecherisches Trachten in ihnen einkehrt, kann solche heilsame Erholungsstätten verdächtig machen, sondern erst dann, wenn der in ihnen waltende gute Geist nicht oben aufbliebe und jenes mit der Zeit ausschiede oder überwände, wäre im einzelnen Falle zuzusehen, was bei der Einrichtung oder Aufsicht verfehlt wäre.

Ueber „gute Herbergen, in denen kein Schnaps gereicht wird,“ sagt ein Aufsatz im April-Heft von Julius Rodenberg's Deutscher Rundschau zusammenfassend:

„Wir verdanken ihr Modell dem Sohne eines Patrioten aus der schweren Zeit der Fremdherrschaft und des Befreiungskrieges, Professor Clemens Perthes in Bonn, der für einen akademischen Gelehrten ausnehmend viel Sinn und Fähigkeit zum Umgang mit allerlei Leuten besaß. In Tyrol hatten ihm die Wirthe imponirt, welche dort in den dünnbesiedelten Thälern fest wie Häuptlinge in ihrem Volke stehen. War doch Andreas Hofer einer! Sie halten unter ihren Besuchern gute Mannszucht, dulden weder Ungebühr noch Geschimpf auf den Kaiser und die katholische Kirche, und geben nicht soviel geistiges Getränk wie Einer verlangt, sondern wie er allenfalls vertragen kann. Vergleicht man damit unsere einander dicht auf dem Halse sitzenden überzahlreichen Schankinhaber, die sich gegenseitig die Gäste abjagen und den Gästen auf alle Art das Trinken erleichtern müssen, um nur ihr eigenes armseliges Leben zu erhalten, so ist es freilich zum Gotterbarm'. Professor Perthes schuf daher in seinem schönen Wohnort eine

Musterherberge, „Herberge zur Heimat" genannt. Sie blieb nicht unbeachtet, weil die Zeit der Innern Mission schon angebrochen war. Aber recht massenhaft ist dies Samenkorn doch auch in der Sonne der praktisch-humanen Gegenwart erst aufgegangen. Ihre Unternehmung beschränkt sich nicht mehr wie anfangs auf Gläubige einer bestimmten Farbe, — ebenso wie an den Arbeiter-Colonien, von den Verpflegungs-Stationen als communalen Schöpfungen gar nicht zu reden, Männer aus allen Parteilagern mitwirken, ohne daß einer nur daran denkt, den andern nach seinem Gesinnungs-Passe zu fragen.

Am 1. Mai 1884 wurden in Deutschland über zweihundert Herbergen zur Heimat gezählt. . . . . Westfalen ist dafür die Muster-Provinz, wie für die Behandlung der Bettelplage überhaupt; wie in mancherlei Hinsicht auch für den neu aufgenommenen Kampf gegen die Verheerungen der Trunksucht. Theilt sich dadurch etwa den dort besonders ernstlich und thatkräftig aufgenommenen Bestrebungen etwas von dem conservativen Geiste der Bevölkerung mit, so hindert nichts die liberalen Provinzen, Länder und Städte, dies durch gleich eifrigen Antheil ihrerseits soweit wie nöthig und wünschenswerth auszugleichen."

A. L.

Der Ponten-Capitän.

Ein Bild vom Rheinufer.

Von

Ph. Kniest.

(Fortsetzung.)

Carneval, die tolle Zeit, ist vorüber. Verstummt sind die herzzerreißenden Töne der sogenannten Musikinstrumente, deren in Gestalt von Hörnern, Posaunen und Trompeten aus Pappe und Papier die Jugend sich bedient, um die Ohren der vernünftigen Leute zu martern. In den Schreinen hängt wieder der Flitterstaat, in welchem Jüngling und Jungfrau, der ehrbare Bürger und die züchtige Hausfrau stolzirt und sich im lustigen Reigen geschwungen haben. Nur die Ladenfenster sind noch nicht ausgeräumt; dort liegen noch die nicht angebrachten Masken und bunten Anzüge aus, vermuthlich weil die Ladeninhaber bis zum Nachmittage ihr Kopfweh, die Folge so vieler verkneipten „Rothen" und „Weißen" verschlafen. Man sieht wenig Männer heut, am Aschermittwoch, auf der Straße, — vielleicht auch des Kopfwehs wegen —, aber desto mehr Weiber und Mädchen, die in die Kirche eilen, um sich von den mit ernsten feierlichen Angesichtern amtirenden Priestern ein Aschenkreuz auf die Stirn malen zu lassen. Zu gleichem Zwecke werden die Schulkinder in Procession herangeführt, die strahlenden Angesichtes mit dem schwarzen Kreuzchen wieder auf die Straße eilen. Ihr Glücklichen in eurer Harmlosigkeit! Ihr werdet im Leben noch Kreuz zu tragen haben, das kein Menschenauge sieht, wovon kein Mensch wissen wird.

Durch alle die kleinen Kreuzträger hindurch gelangte ich an das Haus meines alten Freundes. Es lag in einem Garten, welcher nur durch einen Weg vom Rhein geschieden war. Hoch war's nicht, aber dennoch strebte der Giebel gar stattlich in Treppenform nach oben. Epheu rankte sich um ihn herum, der, auch jetzt im Winter, frisch, nur etwas bräunlich golden leuchtete. Nach der engen Gasse zu — es war ja ein Eckhaus — erhob sich auf dem massiven Erdgeschoß von Hausteinen ein Stockwerk in Fachbau, die Balken geschnörkelt und hübsch schwarz gestrichen, während der Kalkbewurf in tadelloser Weiße prangte. Die braune Hausthür, über welcher ein goldener Anker und eine alte Jahreszahl sich befand, zierte ein messingener Klopfer. Die Windfahne in Form eines segelnden Schiffes knarrte auf der Giebelspitze im leise schralenden Winde.

Der Alte hatte mich kommen sehen, denn er öffnete die Thür und forderte mich auf einzutreten. Ueber den kleinen weißgetünchten Hausflur führte er mich eine steile, dunkelbraune Treppe hinauf, indem er bemerkte:

„Unten ist's feucht. Bei großem Wasser steigt uns der Rhein in die Fenster. Oben sitzen wir auf dem Trocknen, aber nicht — trocken. Das wäre zu traurig im gesegneten Rheinlande. Zudem vermögen wir guten Ausguck zu halten auf alles, was stromauf und stromab passirt. Einer Wasserratte wie Sie wird das doch am liebsten sein. Ich kann auf alle Ihre Fragen über Art und Bestimmung der Schiffe Auskunft geben, denn mein Auge ist scharf, und ich kenne jedes Gefäß, das auf dem Rhein schwimmt, Rad- und Schraubenwühler, Segelschiffe und Nachen, auch die englischen Billy-boys, die das Apollinariswasser von Remagen holen. Kommen Sie ans Fenster. Mein Frauchen setzt uns Wein her, vom besten Rothen. Heut' wird's mit der Abstinenz noch nicht so genau genommen. Ich trinke mein Schöppchen mit."

Das Töchterlein, ein schmuckes Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, trat herein, deckte ein weißes Tuch über den runden Tisch und setzte Gläser und Bretzeln auf, während die stattliche runde Frau einige Flaschen Rothen brachte. Sie hatte offenbar das Amt der Schlüssel und sah auch so entschlossen aus, als ob sie nicht gewillt sei, es an irgend jemand abzutreten. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit an das andere Fenster, das Mädchen desgleichen.

Der Alte schenkte ein, sagte: „Zum Wohlsein", nahm einen herzhaften Schluck und fuhr fort:

„Solch' ein Tröpfchen habt Ihr da unten an der Nordsee nicht. Echte Burgunder Traube, die bei uns und an der Ahr nicht aus der Art schlägt, wie an so vielen anderen Orten. Hier im Garten gedeiht sie nicht, nein, dort oben am Felsen, wo die Sonne heiß wie das Fegefeuer brennt. Ja, ja, du liebes Weinchen, du kostest mich manchen Tropfen Schweiß! Die Arbeit in der Hitze ist sauer."

„Sauer macht lustig, Capitän! Ich freue mich, daß man dem Wein nichts vom Sauern anschmeckt, wie dem dünnen Zeug, das man drüben keltert und mit welchem man lieber den Salat als die Kehle anfeuchten sollte."

„Das ist ein wahres Wort," erwiderte der Alte lächelnd. „Aber, so geht's: jeder will am Rhein seinen Weinberg haben, ob die Lage paßt oder nicht. Der Wald wird ausgerodet, daß es eine Schande ist. Daher hält sich das Wasser auch nicht mehr so wie früher am Rhein und fließt mit einemmale bei der Schneeschmelze und bei großen Regengüssen zu Thal, daß wir armen Leute am Ufer uns versaufen müßten wie die Ratten, wenn wir nicht zu rechter Zeit uns nach oben flüchteten. Im Herbste, wenn die trockene Zeit kommt, ist das Wasser oft so klein, daß der Strom aussieht, als ob er am Versiegen wäre. Kies und Sand werden billiger, das ist alles. Ja, ja, ja, ja! die alten Zeiten! Trinken Sie doch mal aus! Sonst war's doch schöner noch am Rhein."

„Wie so, alter Freund?"

„Da ging's lustiger her für unsere Art Leute: langsam, gemüthlich, vergnüglich. Jetzt hetzt alles mit Dampf auf und ab; das rollt und pfeift rechts und links Tag und Nacht; das Wasser kommt von all den alten Rädern und Schrauben nicht mehr zur Ruhe. Vor fünfzig Jahren war's ganz anders. Da segelten und trieben wir mit unseren Schiffen fröhlich den Strom hinunter; Sanct Nikolaus stand uns bei, wenn die jährliche Kerze am Altar nicht zu dünn ausfiel. Zu dick brauchte sie auch nicht zu sein. Bis Emmerich aufwärts konnte man den Strom todsegeln. Dann kamen ein paar tüchtige Gäule vor das Schiff, und in frischem Trabe ging's aufwärts von Station zu Station, d. h. von dem einen Wirthshause, wo Abends zu Anker gegangen wurde nach dem folgenden, bis die Reise vollendet war. Das war doch noch ein Leben am Rhein! Da stand das alte Haus mit dem grauen hohen

Schieferdach; über die Thür ragte weit über die Uferstraße hinaus das Wirthshausschild. Unter den hohen Nußbäumen standen die einfachen hölzernen Bänke und Tische, wo eine fröhliche Gesellschaft von Schiffern sich an dem kühlen Trunke erlabte, den die hübschen Wirthstöchter credenzten. Da erschien der Herr Pastor vom nahen Kirchdorfe und sprach ein freundlich und gesalbtes Wort. Die Bürger schoben Kegel und die Studenten sangen vom deutschen Vaterlande, vom Rhein und vom Wein und stießen auch mit unsereins mal an. Manch' fröhlich Lied, Hörnerklang und Juchheien erscholl bei stiller Nacht von den vor Anker liegenden Schiffen, wenn der Mond und das Heer der Sterne sich im Wasser spiegelten und die Wellen leise plätschernd an Bug und Borde schlugen. Und jetzt? Die Herren aus dem heiligen Köln, aus Berlin und aus dem Reich sind gekommen, haben die Wirthe ausgekauft und Paläste an die Stelle der einfachen Häuser gesetzt. Für unsereinen findet sich kein Plätzchen mehr. Gut, daß ich meine Frau habe. Heutzutage fände ich keine am Rheinufer mehr. Ja, damals sah sie just so frisch und schlank aus wie die Veronica. Daß sie's mir angethan hat, das kam vom Weincredenzen her. Dabei hatte ich dem Wirthstöchterchen zu tief in die Augen geblickt und konnt's halt nimmer wieder vergessen. Als ich ein eigen Schiff besaß — und ich kam früh dazu — hab ich sie eines Tages kurz und gut gefragt, ob sie mein Weib werden wolle, und sie besann sich nicht und sagte flugs ja. Da bin ich denn noch ein paarmal nach Holland gefahren und bei der letzten Reise habe ich im Vorüberfahren bestellt, daß sie bei meiner Rückkehr alles zur Hochzeit bereit halten sollten. Ich ließ einen ordentlichen Platz im Schiffe frei, als ich von Holland zurückkehrte, ankerte eines Abends vor ihres Vaters Hause, feierte nach einigen Tagen fröhliche Hochzeit, lud sie dann mitsammt dem Brautschatz aufs Schiff und fuhr heim nach hier, wo wir seitdem im Haus zum Anker, wenn ich heim war, eine vergnügte und gesegnete Ehe geführt haben. Nicht wahr, Alte?"

Er zog sein Weib an sich und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange. Dann stieß er mit mir wieder an und fuhr fort:

„Ich habe Ihnen ja versprochen, lieber Herr, zu erzählen, wie ich auf die Ponte gekommen bin. Haben Sie Lust, die Verklarung über meine letzte Fahrt nach Maassluis zu hören? Du kannst gehen, Veronica, und Mutter auch, wenn sie uns noch ein paar Schöppchen gebracht hat. Ihr habt ja die Geschichte so oft gehört wie die Meß in der Kirche."

Die Frau brachte noch einige Flaschen vom Rothen, setzte sie auf den Tisch und drohete dem Eheherrn lächelnd mit dem Finger.

„Nur nicht bange, Mütterchen", schmunzelte der Alte. „Du weißt, man trinkt wohl mal zuviel — aber das hat bei mir keine Noth — aber doch nie genug. Der Herr scheint auch sein Schöppchen vertragen zu können."

Ich winkte beifällig und bot ihm eine Cigarre an, die er jedoch ausschlug, meinend ein Pfeifchen schmecke doch besser und schicke sich mehr für ihn.

(Schluß folgt.)

Die besten Bücher.

I.

Unsere Bitte um Angabe der liebsten und der bestgeachteten Bücher hat uns sehr schätzbare Mittheilungen eingebracht. Wir beginnen ihren Abdruck mit der nachstehenden:

Weilburg an der Lahn, 15. April.

Mit besonderer Freude gehe ich auf den in Nr. 8 des „Nordwest" angeregten Gedanken ein.

Unter den Büchern, welche ich sehr hoch schätze, steht obenan Charles Kingsley's Health and Education. Die beiden oftbehandelten und hochwichtigen Gegenstände Gesundheit und Erziehung gewinnen für uns durch Kingsley's geniale Auffassung neue Seiten. Die Weite seines geistigen Horizontes läßt auch unseren Blick hinausdringen in Fernen, die uns sonst verschlossen schienen. Echte Liebe zu Gott und den Menschen weht uns aus jeder Zeile warm entgegen.

Ich habe mir oft gewünscht, daß wir ein Buch gleicher Tendenz für unser Volk in Deutschland besäßen. Ihr vortreffliches Blatt hat schon mehrmals auf gute Volksbücher aufmerksam gemacht, und auch jetzt wieder Ihren Leserkreis aufgefordert Bücher zu nennen, welche für das allgemeine Lesebedürfnis des Volks am geeignetesten scheinen. Bei der kräftigen Anregung, welche vom „Nordwest" ausgeht, und alle diejenigen welche für sociale Arbeit Sinn und Interesse haben, so wohlthuend berührt, wird auch diese Aufforderung zweifellos fruchtbringend sein. Ich selbst hoffe viel Bereicherung zu erfahren durch die Bekanntschaft mit neuen Volksbüchern, deren Titel Ihr Blatt zu veröffentlichen beabsichtigt, und die ihren Namen mit Recht tragen. Bisher habe ich die Bemerkung gemacht, daß viele von unseren sogenannten Volksschriftstellern das Volk zwar lieben und idealisiren, es aber nicht kennen. Ebenso wenig kennen sie oft seine sittlichen und wirthschaftlichen Bedürfnisse.

Eine Ausnahme, wenigstens was die letzteren betrifft, macht das von Ihrem Blatte empfohlene „Häusliche Glück," von dem Verein für Arbeiterwohl in M.-Gladbach herausgegeben. Dieses Büchlein paßt sich den örtlichen Verhältnissen der Arbeiterbevölkerung dortiger Gegend vollkommen an, und hat auch hier, wo die Verhältnisse manches ähnliche haben, freudige Aufnahme gefunden, wo es verbreitet worden ist. Dieses Buch führt mich auf eine Veranstaltung, die Ihnen bekannt sein dürfte: die seit dem Jahre 1857 in England bestehende: „Ladies' Sanitary Association." *) Dieser Frauenverein, dessen ursprünglicher Zweck die Förderung der nationalen Gesundheitspflege bildete, hat sich später mit dem Nationalverein für Förderung der socialen Wissenschaften verbunden. Eine der vornehmsten Aufgaben des Vereins ist es, kleine, hübsch und unterhaltend geschriebene Büchelchen über Hauswirthschaft, Kinderpflege, Erziehung u. s. w. in tausenden von Exemplaren zu verbreiten. Die Ladies' Sanitary Association hat ein Büchelchen, dessen Titel heißt „Die Macht von Seife und Wasser, ein Traum der sich erfüllt hat," in 21 Auflagen zu 40 000 Exemplaren die Auflage vertheilt, und von einem anderen: „Wie man ein kleines Kind behandelt," wurden in einem Jahre 1,274 000 Exemplare den Vertheilern förmlich aus den Händen gerissen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einige davon zur Ansicht in der nächsten Zeit zusenden darf. Man hat den Versuch gemacht einige dieser Schriftchen ins Deutsche zu übersetzen und sie hier zu verbreiten; Weniger und Comp. in Dessau haben sie gedruckt, und zwar mit gänzlichem Mißerfolg. Dieser Mißerfolg wäre vorauszusehen gewesen: nicht den Buchstaben galt es zu übersetzen, sondern den Geist zu erfassen, aus welchem diese nützlichen, wahrhaft volksfreundlichen Bestrebungen hervorgegangen sind. Unseren deutschen Bedürfnissen und Verhältnissen galt es darin gerecht zu werden. Die Armuth in England ist — besonders in den schmutzigen Winkeln der Großstädte — viel roher, viel ungebildeter, viel verkommener als bei uns. Wir müssen mit unserem deutschen Gemüth im Volk rechnen; auch die Phantasie darf bei uns nicht so gänzlich unberücksichtigt bleiben wie bei dem nüchternen englischen Volke.

Dem „Nordwest" dürfte es nicht schwer werden, auch zur Bebauung dieses segensreichen Arbeitsfeldes eine Ermunterung ins deutsche Land ausgehen zu lassen. — Ein Preisausschreiben für das beste Volksbüchlein nach Art der Sanitary Tracts, nur den besonderen (auch örtlichen) Verhältnissen unseres vielgestaltigen Vaterlandes angepaßt, — ginge dieser Gedanke von Ihnen aus, so müßte er fruchtbar werden, meine ich!

*) Ist in einem früheren Jahrgang des „Nordwest" besprochen.
Die Redaction.

Gestatten Sie mir noch den Ausdruck der warmen Verehrung für Ihr Blatt und für die ganze Tendenz, von der es getragen wird.

Gräfin Luise Schwerin,
geb. von Nordeck zur Rabenau.

Leipziger Handfertigkeits-Vorlagen.

Unter dem Titel „Handfertigkeits-Vorlagen der Leipziger Schülerwerkstatt“ ist gegen Ende des vorigen Jahres im Selbstverlag des Herrn Cantor Alwin Zehrfeld (Leipzig, Mühlgasse 4) ein reichhaltiges Vorlagenwerk für den Handfertigkeits-Unterricht erschienen. Das Werk enthält Vorlagen für Papp-Arbeiten, Tischlerei, Holzschnitzerei, Metallarbeiten und Modelliren. Für jedes Fach werden fünf Blatt Zeichnungen geboten, die zu einem Hefte vereinigt worden sind. Auf der Innenseite des Umschlages findet man in jedem der fünf Hefte einen erläuternden Text, der die nöthigen Angaben über die erforderlichen Werkzeuge und in knapper, leicht verständlicher Darstellung alles das bietet, was zum Verständnis der Zeichnungen nothwendig ist. Der den Vorlagen beigegebene Text ist so abgefaßt, daß ein Knabe, der schon einige Geschicklichkeit für ähnliche Arbeiten besitzt — nach der Meinung der Herausgeber — imstande sein muß, mit Hilfe der erläuternden Bemerkungen die darzustellenden Gegenstände nach der vorliegenden Zeichnung selbständig anzufertigen. Jedes Heft wird zu dem billigen Preise von 1,20 ℳ auch einzeln abgegeben. Der Preis für alle fünf Abtheilungen beträgt 5 ℳ.

Die Leipziger Vorlagen bieten nicht nur eine große Zahl von passend gewählten und gut ausgeführten Zeichnungen für den Handfertigkeits-Unterricht, sondern sie geben zugleich auch wichtige Fingerzeige über die bei Ertheilung dieses Unterrichts zu befolgende Methode. Die Zeichnungen werden in jeder Abtheilung methodisch geordnet vorgeführt, und man muß gestehen, daß dabei im allgemeinen das Richtige getroffen worden ist. Fast jedes Blatt gibt Zeugnis von dem guten Geschmack, dem feinen pädagogischen Takte und der reichen praktischen Erfahrung der Herausgeber.

Daß es unter den vielen schönen Vorlagen auch einige weniger gelungene gibt, darf freilich auch nicht verschwiegen werden; so finden sich z. B. gleich in der ersten, sonst sehr guten Abtheilung unter 11 c und d Zeichnungen zu Etiketten, die in solcher Ausführung wohl mit der Stanze, aber nicht gut mit der Schere hergestellt werden können. Es wird nicht schwer sein, dafür etwas Einfacheres einzuschieben. Dagegen könnten in der zweiten, überhaupt weniger gelungenen Abtheilung, einige dargestellten Gegenstände, besonders wohl Nr. 13, 15 und 17 etwas zierlicher und geschmackvoller sein.

Dieses muß man selbst dann wünschen, wenn man sich zu dem von den Herausgebern mit Recht betonten Satze bekennt, daß bei der Auswahl der darzustellenden Gegenstände nicht in erster Linie auf den Zweck des Gegenstandes, sondern auf die bei seiner Herstellung geübten Handgriffe, auf eine pädagogisch richtige Steigerung der Schwierigkeiten gesehen werden muß, und daß es zunächst nicht so sehr auf das fertige Ergebnis der Arbeit, sondern auf die mit der Herstellung derselben verbundene Uebung des Auges und der Hand ankommt.

B. J.

Die Hamburger Armenpflege-Reform von 1788.

In dem verdienstlichen Buche „Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg“, das Herr Dr. Werner von Melle kürzlich herausgegeben hat, finden wir die Entstehung der berühmten Hamburger Armenanstalt von 1788 anziehend erzählt.

Das Verdienst sie herbeigeführt zu haben gehört „der Patriotischen Gesellschaft und insbesondere deren rührigem Mitbegründer Professor Johann Georg Büsch. Die „Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen, Künste und nützlichen Gewerbe“, die ihrer gemeinnützigen Bestrebungen wegen nicht mit Unrecht kurzweg als die „Patriotische“ bezeichnet wird, war 1765 aus den wissenschaftlicher Belehrung gewidmeten Zusammenkünften eines kleineren Freundeskreises hervorgegangen. Den Mittelpunct dieses angeregten Kreises bildete der berühmte Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, Professor Hermann Samuel Reimarus, dessen ausdrucksvoller Kopf jetzt den Sockel des Lessing-Standbildes auf dem Gänsemarkte ziert. Ihm hatten sich außer Büsch vor allen noch angeschlossen: sein Sohn, der Arzt Johann Albert Hinrich Reimarus, der Erbauer der Michaeliskirche Ernst Georg Sonnin und der spätere Senator und Reformator der Hamburger Bank Nikolaus Anton Johann Kirchhof. Nachdem sich dieser geschlossene Kreis 1768 zu einer öffentlichen Gesellschaft erweitert hatte und zahlreiche andere patriotische Männer dem Unternehmen freudig beigetreten waren, ging das gemeinsame Streben aller dahin, auf den verschiedensten Lebens- und Arbeitsgebieten wichtige und segensvolle Neuerungen anzuregen und wo möglich ins Werk zu setzen. Der jugendfrische Hauch einer beginnenden neuen Zeit durchwehte die gebildeteren Kreise der alten Reichsstadt, die durch Lessing, Klopstock und andere große Geister der Nation, welche damals in ihren Mauern weilten, die litterarische Hauptstadt Norddeutschlands geworden war. Nicht nur Gelehrte und Dichter, auch Kaufleute, Juristen und andere inmitten des praktischen Geschäftslebens stehende Männer nahmen an den vielfachen litterarischen philosophischen und humanen Bestrebungen regen Antheil, und freuten sich in der Patriotischen Gesellschaft ein Feld für ihren Eifer und Thatendrang zu finden. Den alten Zopf zu beseitigen, überlebte und unvollkommene Institutionen aller Art als solche zu kennzeichnen und durch neuere und bessere zu ersetzen, das war eins der Ziele, die man sich vorgesteckt, und die zu erreichen man in edlem Wetteifer bemüht war. Zu den Gebieten aber, auf denen man in dieser Weise zu wirken suchte, gehörte bald auch das Armenwesen, dem man um dieselbe Zeit auch in vielen andern Theilen Deutschlands ein lebhaftes Interesse zuzuwenden begann.

Eine eingehenderte Erörterung über diesen Gegenstand wurde hauptsächlich angeregt durch Professor Büsch, jenen edlen und rührigen Patrioten, dem später mit Recht die in Hamburg so seltene Ehre eines öffentlichen Denkmal zutheilgeworden ist. In Verbindung mit einer Anzahl menschenfreundlicher Aerzte rief Büsch zunächst das Medicinische Armeninstitut, eine Privat-Anstalt zur Verpflegung und Unterstützung armer Kranken ins Leben. Das hierdurch gegebene gute Beispiel und die wachsende Erkenntnis des herrschenden Nothstandes führten bald zu weiteren, von der Patriotischen Gesellschaft oder einzelnen Mitgliedern derselben ausgehenden Unternehmungen. Man schaffte Flachs und Spinnräder an, errichtete eine Spinnschule und bot Arbeitslustigen lohnende Beschäftigung. Andere vereinigten sich die Wohnungen der Armen persönlich zu besuchen, und überzeugten sich von der Größe des Elends, der Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten und der Nothwendigkeit einer gründlichen Neugestaltung des Armenwesens. Büsch endlich that der Sache einen ferneren großen Dienst, indem er die bisherige Armengesetzgebung der Stadt eingehend studirte und dann zur Belehrung seiner Mitbürger 1786 einen übersichtlich gehaltenen „Historischen Bericht von dem Gange und fortdauernden Verfall des Hamburgischen Armenwesens seit der Zeit der Reformation“ zusammen mit „Allgemeinen Winken zur Verbesserung des Armenwesens“ veröffentlichte. In diesen beiden Schriften wies der Verfasser treffend nach, daß man nicht auf dem Grunde der alten Armenordnungen weiter bauen dürfe. Dieselben enthielten zwar im einzelnen

manches anerkennenswerthe, doch habe es an einheitlicher und zweckmäßiger Organisation des Ganzen immer gefehlt. Die Armenpflege müsse ferner nicht Männern übertragen werden, die mit anderen öffentlichen Geschäften überladen seien, sondern solchen die derselben wirklich einen entsprechenden Theil ihrer Zeit widmen könnten, Männern die außerdem Herz und Kopf hätten, um sich der Armen eines bestimmten Districts nach einem verständig zu entwerfenden Regulativ anzunehmen. „Ich weiß wohl," sagt Büsch weiter, „daß es genug ist, manchen nur dies eine zu sagen: es kostet Mühe! um allen ernsthaften Gedanken an eine gründliche Verbesserung des Armenwesens ihm zu verleiden. Aber es muß gesagt werden; und es ist besser, daß ein jeder dies wisse und erkenne, als wenn er noch gar zu leichtsinnig glaubt, es sei eine leichte Sache, es komme nur darauf an, alte Verfassungen wieder herzustellen und in Kraft zu setzen, um dem unsre Stadt jetzt so schwer drückenden Uebel auf einmal abzuhelfen."

Als Büsch 1786 dieses schrieb, konnte er bereits von einer „im Werk begriffenen" Verbesserung des Armenwesens reden. „Ich glaube," bemerkte er in der Vorrede, „jetzt nicht mehr meinen lieben Mitbürgern etwas unbekanntes darin zu sagen, daß ich seit einigen Monaten, unter der Leitung und dem Beistande einiger verehrungswürdiger obrigkeitlicher Personen und unter anhaltender Beredung mit solchen Mitgliedern unsrer bürgerlichen Collegien, deren Erfahrung und Einsichten mir zu Hilfe kommen können, an einem Entwurf zu der so äußerst nothwendigen Verbesserung unseres zerrütteten Armenwesens gearbeitet habe." Die Männer, deren Büsch hier als seiner Mitarbeiter gedenkt, waren vor allem der Syndicus Nikolaus Matsen, der Oberalte Bartels, die späteren Senatoren Johann Daniel Klefeker und Johann Arnold Günther, der Arzt Reimarus und der hernach vom deutschen Kaiser zum Reichsfreiherrn erhobene Kaufman Caspar Voght. Nach gründlichen Vorarbeiten ward dann durch Rath- und Bürgerschluß vom 12. Juli 1787 das Collegium der Sechziger zur Abfassung einer neuen Armenordnung in Gemäßheit von sechs als Grundlage derselben angenommenen Puncten bevollmächtigt. Die neue Armenordnung wurde am 18. Februar 1788 der Erbgesessenen Bürgerschaft vorgelegt und von dieser mit dem Vorbehalt einer nach zwei Jahren anzustellenden Hauptrevision genehmigt. Unter Beifügung einiger später durch Rath und Bürgerschluß vom 7. Juli 1788 beliebter Abänderungen wurde sie endlich am 3. September desselben Jahres bekannt gemacht.

Zwei Monate später, am 1. November 1788 wurde die noch heute bestehende Allgemeine Armen-Anstalt eröffnet, welcher in Gemäßheit der neuen Armenordnung die öffentliche Fürsorge für alle christlichen Armen der Stadt und die Handhabung der Armenpolizei übertragen war. An die Spitze dieser neuen Anstalt trat das große Armen-Collegium, dem 5 Rathsglieder, 2 Oberalten und 10 aus der gesammelten Bürgerschaft gewählte Armenvorsteher sowie die jedesmaligen Gotteskastenverwalter der 5 Hauptkirchen und die jahrverwaltenden Provisoren des Waisenhauses, Pesthofes und Zuchthauses angehörten. Die Oberalten und die 10 Armenvorsteher wurden vom Collegium der Sechziger gewählt und sollten im Amte bleiben, „so lange sie nicht aus guten Ursachen ihre Entlassung nachsuchten." Bei der späteren Neuwahl eines Armenvorstehers sollte vom großen Armen-Collegium ein Aufsatz von vier Personen präsentirt werden, dem jedoch die Sechziger zwei weitere Candidaten hinzufügen durften. Vor dieses große Armencollegium, bei dessen Sitzungen der Secretarius der Oberalten Protokoll führte, sollten gehören: „die Hauptberechnungen aller die Allgemeine Armen-Anstalt betreffenden Einnahmen und Ausgaben, die Verwaltung der allgemeinen Fonds und milden Stiftungen, welche nicht auf besondere Kirchspiele, Armenhäuser oder Privatverwalter eingeschränkt sind, alle zum besten des Armenwesens erforderlichen Beschlüsse und Verfügungen, die Bestimmung der dazu nöthigen Magazine und Arbeitssäle, die Ernennung, Anstellung, Instruction und Beeidigung der unentbehrlichen Officianten, das Erkenntnis über deren Vergehung und Bestrafung, die Beilegung und Entscheidung aller in Armensachen vorkommenden Irrungen und Beschwerden und überhaupt die allgemeine Aufsicht über die Ausführung der neuen Armenordnung." Dem Collegium ward ferner freigestellt, sich zur besseren Erledigung einzelner Zweige seiner Thätigkeit in engere Ausschüsse oder Deputationen zu theilen.

Um aber eine bequemere Versorgung der fortlaufenden Geschäfte und eine genauere Aufsicht über das Detail derselben zu ermöglichen, ward auf Grund der von den Bürgercapitänen aufgenommenen Armenlisten die ganze Stadt ohne Berücksichtigung der Kirchspiele in 5 Hauptarmenbezirke, und jeder Bezirk wieder in 12 Armen-Quartiere getheilt. Man suchte dabei die 60 Quartiere so abzugrenzen, daß die Zahl der Armen in allen eine möglichst gleiche war. Auf jedes Quartier sollten etwa 50 hilfsbedürftige Familien fallen. Das große Collegium wurde jedoch ermächtigt, „nach Umständen und Maßgabe der Erfahrung" später Abänderungen zu treffen.

Jedem Quartier wurden drei Armenpfleger vorgesetzt; an die Spitze der fünf Hauptbezirke aber traten abgesehen von je einem als sogenanter Armenherr fungirenden Rathsmitgliede je zwei Armen-Vorsteher, von denen jeder sechs Quartiere unter seine Specialaufsicht nahm. Die beiden Vorsteher eines Bezirks sollten öfters mit einander berathen; wie aber und wie oft sie solche gemeinschaftliche Verabredung anstellen wollten, blieb ihnen überlassen. Die 10 Armenvorsteher bildeten zusammen mit den zum großen Collegium gehörenden 5 Rathsherrn und 2 Oberalten das kleine Armen-Collegium, welches monatlich über die einzelnen Armen zu gewährende Unterstützung Beschluß faßte und die Berichte der einzelnen Vorsteher über Einnahme und Ausgabe sowie über andere wichtigere Angelegenheiten der Bezirke entgegennahm. Dies kleinere Collegium sollte insbesondere dafür sorgen, daß die Armenpflege in den verschiedenen Bezirken möglichst gleichmäßig gehandhabt wurde. Die einzelnen Bezirksvorsteher waren angewiesen, den Pflegern ihrer Quartiere, die sich mit Anzeigen, Berichten und Vorschlägen an sie zu wenden hatten, „mit gutem Rath und wirklichen Assistenz an die Hand zu gehen." Sie hatten nach Vorschlag des Pflegers die Art und die Höhe der zu ertheilenden Unterstützungen vorläufig zu bestimmen. Endgiltig entschied darüber, wie bereits erwähnt, das kleine Armen-Collegium, vor dessen Genehmigung nur in dringenden Fällen eine Unterstützung ertheilt wurde. Die Vorsteher hatten ferner ihren Pflegern die erforderlichen Gelder auszuzahlen, sie sollten die vom großen Collegium gefaßten Beschlüsse in ihren Bezirken ausführen und alles was in denselben zum besten der Armen eingerichtet wurde und geschah, beaufsichtigen.

Die 180 Armenpfleger (je 3 für jedes der 60 Quartiere) waren vom großen Armen-Colleg zu wählen und zwar bei späteren Vacanzen aus einem von dem abtretenden Pfleger und seinen beiden Specialcollegen zu präsentirenden Aufsatz. Jedes Jahr sollte der älteste Pfleger des Quartiers abtreten; die Einzelnen blieben also 3 Jahre im Amt. Mit Zustimmung des Abgehenden war jedoch eine Wiederwahl möglich. Wer sich als Pfleger tüchtig erwiesen hatte, sollte später bei der Wahl eines Armenvorstehers in erster Linie berücksitigt werden. Die Pfleger, bei deren Wahl darauf zu sehen war, daß sie ihrem Quartiere möglichst nahe wohnten, sollten über den moralischen und physischen Zustand der Armen eine genaue Aufsicht führen, die vom kleinen Collegium oder den Bezirksvorstehern bewilligten Gelder austheilen und zugleich auf die in ihr Quartier sich einschleichenden fremden Bettler ein wachsames Auge haben. Um dies zu erleichtern, wurden jetzt zum ersten Male alle Gassen, Plätze, Gänge und Höfe der Stadt mit ihren Namen bezeichnet und alle Häuser, Wohnungen, Säle, Keller, Buden u. s. f. nach den Bürgercompagnien besonders nummerirt.

Von dieser uns ganz nothwendig erscheinenden Neuerung sagte Büsch später: „Ich gestehe, daß ich nicht wagte dieses in meinem Entwurf zu bringen, sondern bloß hoffte, es würde sich zu seiner Zeit damit finden."

Die 3 Pfleger jedes Bezirks sollten sich nach Gutdünken in die Armenpflege theilen, jedoch so daß jedem ein ungefähr gleicher Theil der Mühe zufiele. Sie sollten ferner in beständiger Uebereinstimmung nach allerlei Grundsätzen handeln und fleißig mit einander berathen. Fünf bezahlte Bezirksboten waren mit den Bestellungen zwischen Vorstehern und Pflegern beauftragt; ein Armer jedes Quartiers sollte, gegen eine kleine Vermehrung seiner Unterstützung, dasselbe Geschäft zwischen Pfleger und Armen zu besorgen haben. Der zum Ausgehen fähige Arme mußte seine Unterstützung allwöchentlich selbst vom Pfleger abholen. Der Pfleger schlug, nachdem er die Personalien des Armen in den Abhörungsbogen eingetragen hatte, die Art und Summe der Unterstützung vor, er war, wie sich einer der Mitgründer der Allgemeinen Armen-Anstalt ausdrückte, der Anwalt der Armen; Sache des Vorstehers aber war es zu bestimmen, wie die Mildthätigkeit des Pflegers mit den Grundsätzen der Anstalt in Uebereinstimmung zu bringen sei. Die Abhörungsbogen, in welchen die Antworten auf etwa 40 Fragen zu verzeichnen waren, sollten alle 6 Monate bei dem Besuche des Pflegers vervollständigt werden; sie enthielten also zur Instruction für die späteren Pfleger und die Vorsteher die ganze Geschichte der armen Familie, der Veränderungen in ihrer Lage und der danach veränderten Unterstützung.

(Fortsetzung folgt.)

Irresein und Verbrechen.

Von

Dr. Otto Dornblüth.

Wenn ein Glied krank ist, wie unbedeutend es auch sei, fühlt sich der ganze Körper unwohl. Umso erklärlicher erscheint es, daß bei einer Geisteskrankheit, welche sich auch nur in einem Gebiete der Denkthätigkeit, in einer einzigen Wahnidee zur Zeit äußert, stets das ganze große Gebiet des Gehirnlebens betheiligt ist. Der Irrenarzt weiß das genau, aber er hat oft Schwierigkeit, dem Richter die Ueberzeugung beizubringen, daß jemand der seine Geschäfte ganz ordentlich besorgt, ganz vernünftig spricht und nur in irgend einer ganz umschriebenen Richtung krankhaft urtheilt, vollständig unzurechnungsfähig im Sinne des Gesetzes sein kann.

Und doch hat die Erkenntnis dieser Unfähigkeit ungeheure Bedeutung. Wenn man mit Starke (Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878) berechnet, daß in Preußen durchschnittlich auf 27,7 Einwohner eine Untersuchung kommt, während nach Sander (Sander und Richter, Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen, Berlin 1886) durchschnittlich auf 9,6 Kranke der Irrenanstalt Dalldorf eine Untersuchung fällt, wenn man dann noch berücksichtigt, daß von allen Untersuchungen 56 pCt. Holzdiebstähle zum Gegenstand haben, die bei den Dalldorfern nahezu ganz fehlten, so ergibt sich für die Geisteskranken eine grade sechsmal so große Betheiligung an Gesetzesübertretungen wie für Gesunde.

Dadurch wird die rechtzeitige Fürsorge für Irre der Nation dringend ans Herz gelegt, auch in ihrem eigenen Interesse. So lange aber diese Fürsorge nicht imstande ist, vorher eingreifend alle Verbrechen und Vergehen Geisteskranker zu verhüten, — und das wird wohl nie der Fall sein — so lange ist beharrlich dahin zu streben, daß wenigstens diese Unglücklichen nicht zu ihrer Krankheit auch noch eine gerichtliche Strafe erhalten.

Es ahnt wohl niemand im Laienpublicum, wie groß die Zahl derjenigen ist, welche in gradezu bewußtlosem Zustande oder in einer Zeit völliger Unzurechnungsfähigkeit gesetzwidrige Handlungen begehen, von Gerichten als Gesunde verurtheilt werden und schwere Strafen bestehen, in den Gefängnissen vielleicht noch mit einer Fülle von Zuchtmitteln gepeinigt werden, um schließlich im elendesten Zustande der Irrenanstalt überwiesen zu werden.

Sander macht in dem angeführten Buche, das jedem empfohlen werden muß, und das namentlich kein Jurist und kein Arzt unbeachtet lassen sollte, Zahlenangaben darüber, wie sie in unanfechtbarer Weise aus dem Materiale der Berliner Irrenanstalten gewonnen sind. Es zeigt sich, daß für einen Geisteskranken vor Gericht die Aussicht richtig beurtheilt zu werden, wie 1 : 3 sich verhält. Und von den 159 Irren (Berlin 1883), bei denen überhaupt ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Geistesstörung und strafbarer Handlung sich nachweisen ließ, waren 119 = 75 pCt. wenigstens einmal, viele davon schon mehrmals in krankem Zustande bestraft worden, d. h. es war bei ihnen dem § 51 des Reichsstrafgesetzbuches zuwider gehandelt werden, nach welchem hier eine strafbare Handlung nicht vorliegt.

Aehnliche Zahlen ergeben sich aus den Mittheilungen anderer Bearbeiter dieser Verhältnisse, die Sander anführt, die ich hier aber nicht mehr berücksichtigen will.

Die Ursache der Verkennung des geistigen Zustandes der betreffenden Angeklagten liegt zum Theil darin, daß es in Wirklichkeit durchaus nicht immer leicht ist, die Krankheit zu erkennen; bereitet es doch oft auch dem davon überzeugten Arzte Schwierigkeit, auch dem Richter diese Ueberzeugung annehmbar zu machen. Es handelt sich eben in vielen Fällen nicht um ausgeprägte Krankheitsbilder, sondern um halbverborgene Zustände, die erst im Laufe der Zeit so handgreiflich werden, daß jeder sie einsehen muß. Aber das darf natürlich kein Grund sein, die Sache so laufen zu lassen, sondern die Schwierigkeit der Erkennung soll erst recht dazu treiben, auch diese Fälle schon während der Untersuchung zu entdecken. Freilich mag das noch lange dauern, denn einstweilen kann ein Angeklagter noch ganz furchtbar irre Sachen anstellen, ehe dem Richter der Gedanke kommt, daß es am Ende nicht ganz richtig mit ihm sei. (Der erste Theil des Buches von Sander und Richter gibt davon überraschende Beispiele.) Auch nachher, während der Abbüßung der Strafe, muß es schon arg hergehen, wenn eine Geisteskrankheit zur Ueberführung des Kranken in eine Irrenanstalt führt. Das Gefängnispersonal weiß meist schon längst, daß der und der Sträfling „einen Vogel hat" oder was dergleichen Ausdrücke mehr sind, aber wenn er nicht folgsam ist und wenn er Anstoß erregt, so wird seine Strafe verschärft. Nützt das nicht, so gilt er als besonders halsstarrig und frech und wird demgemäß behandelt. Mancher Kranke hat noch so viel Herrschaft über sich, daß er dann nachgibt — das gilt nun als Beweis, daß es doch nicht so schlimm mit seinem Kopfe sei, und der Erfolg rechtfertigt dann in den Augen seiner Zuchtmeister ihr rohes Vorgehen. Andere können sich nicht zusammennehmen — sie haben dann meist erst die ganze Schwere der Strafanstaltsgewalt zu fühlen, ehe sie Erkennung und Verständnis finden.

Unsere Zeit thut so viel zu verhindern, daß einmal ein Gesunder in eine Irrenanstalt kommt, und auch in Deutschland gibt es viele, die am liebsten dem Richter, wie es in England Gesetz ist, die Einweisung in solche Anstalten übergeben möchten, obwohl nie ein solcher Misbrauch der Irrenanstalt in Deutschland nachweisbar vorgekommen ist. Aber daran daß so vielen Irren ihr Recht entzogen ist, daß so viele in Strafanstalten gequält werden, anstatt daß man ihnen die Wohlthat, Pflege und Ruhe der Anstalt verleiht, daran denken wenige, obwohl immer mehr Veröffentlichungen darüber gekommen sind und noch niemand das hat bestreiten können. Eine unredliche Absicht darf man dem Arzte so wenig zuschieben wie dem Richter, und eine irrthümliche Auffassung ist doch dem letzteren viel näher gerückt als dem Fachmanne. Deshalb sollte man immerhin dem Arzte, wenn er sich für die Unzurechnungsfähigkeit ausspricht, mehr entgegenkommen, als es bisher geschieht. Kommt der Angeklagte dann in die Irrenanstalt, ohne krank zu sein (was bis jetzt noch nicht vorgekommen ist), so wird man ihn schnell genug und sicher erkennen und dann gewiß nicht der gerechten Strafe entziehen. Aber der Richter ist erfahrungsgemäß sehr geneigt, auch wenn that-

sächliche, offenkundige Erscheinungen von Irresein vorliegen, dieselben für Verstellung zu halten. In der That ist die durchgeführte Erheuchelung einer Geisteskrankheit sehr selten, denn es gibt keine Rolle, die so schwer zu spielen ist, keine, zu der ein Laie so wenig Geschick hat. Ein Sachverständiger kann den Betrüger meist schnell entlarven, aber er weiß auch, daß die Entdeckung einer einzelnen Erscheinungsform als Verstellung nicht ausreicht, um das Irresein ganz auszuschließen. Denn auch Geisteskranke übertreiben gern und schwindeln etwas hinzu, sobald sie merken, worauf es ankommt; namentlich epileptisch Irre leisten darin etwas. Nur genaue Beobachtung durch einen erfahrenen Arzt kann bei Vorhandensein anscheinend irrer Anzeichen entscheiden; hier reicht aller juristische Scharfsinn nicht aus.

Es ist also nöthig, daß sich die Aufmerksamkeit der Juristen mehr als bisher der Frage zuwende, ob bei dem Angeklagten nicht etwa eine Geisteskrankheit vorhanden sei. Unnatürliche oder dem Leumund des Betreffenden widersprechende, ferner besonders grausame Handlungen, sehr häufige Conflicte mit dem Gesetz, Sonderbarkeiten des in Untersuchung Befindlichen sollten Anlaß geben zu genauerer Beobachtung des Geisteszustandes, und diese wird im Verein mit der Erhebung seiner Vorgeschichte und der oft Geisteskrankheiten einschließenden Abstammung oder Verwandtschaft eines Irren vielfach zur Entdeckung der Wahrheit und zur Rettung eines Unglücklichen führen. Das ist ein unendlich humanes Werk, daß der allgemeinsten Unterstützung würdig ist und das mehr als manche andere „Humanitätsbestrebungen" der Neuzeit die Theilnahme aller Menschenfreunde verdient.

Allerlei Gemeinnütziges.

In Bremen hat sich am 24. April d. J. ein Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zusammengethan, dem bereits vor Beginn der Verhandlungen 28 Mitglieder beigetreten waren. Der Vorsitzende des Harzer Zweigvereins, Gymnasial-Oberlehrer Dr. Saalfeld betonte in einem einleitenden Vortrage den Grundsatz: Brauche kein Fremdwort für alles was sich gut deutsch ausdrücken läßt. Daß die Mithilfe von Frauen erwünscht sei, wurde ausdrücklich hervorgehoben und zum Zeichen neben fünf Männern auch eine Frau in den Vorstand erwählt.

Aus Dresden schreibt der „Spaziergänger" der Hamburger Nachrichten, Robert Waldmüller: „Für ein alterthümliches Gebäude, an das sich Familienerinnerungen des königlichen Hauses knüpfen, ist unlängst eine Verwendung gemeinnütziger Art ausfindig gemacht worden, und vorbehältlich der schonenden Bewahrung des Aeußern dieses Palastes — es ist der Max-Palast an der Ostra-Allee — wird die königliche Genehmigung zur Veräußerung desselben wohl erfolgen. Der Zweck, welchem es dienen soll, ist arbeiterfreundlich: es soll nicht nur ein großes Volksbad für etwa hundert Schwimmer errichtet werden, es wird auch beabsichtigt sowohl zum Benutzen von Dampf- wie von Frisch-Römischen Bädern Gelegenheit zu bieten. Ob sich der weitere Plan verwirklichen läßt, in dem Palast durch Herstellung von Lesezimmern und Erholungsräumen verschiedener Art den Arbeitern — vermuthlich sind die ledigen gemeint — eine Art Heim zu bieten, wird vor der Hand noch dahingestellt bleiben können. Der Palast stößt mit seinem Hintergarten an das Kleine Gehege, welches bis an die Elbe reicht, von vielhundertjährigen Linden reichlich bestanden und vom Stadtgeräusch weit genug entfernt ist, um selbst jetzt noch, wo es zum städtischen Gebiet gehört, dem Palast einen fast ländlichen Charakter zu sichern. Wer sich einen Einblick in den fast bürgerlich gemüthlichen Verkehr, der die Räume des Max-Palastes einst erfüllte, verschaffen will, durchblättere die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Amalie, der ältesten Schwester des verstorbenen Königs Johann, welche hier gleich den übrigen Geschwistern, den Kindern des Prinzen Max, ihre Kindheit verlebte. Kaum ein anderes Haus weit und breit wird nachzuweisen sein, wo so gern und mit so geringem Aufwand kleine Festlichkeiten veranstaltet wurden. Prinz Max lebte fast einzig für seine Kinder, und es konnte kein Geburtstag, kein Namenstag im Laufe des Jahres wiederkehren, ohne daß der kinderliebe Papa etwas festliches ersann, zumeist mit Hilfe Apoll's, der aber auch Terpsichore und Polyhymnia mitbringen durfte. Nach damaliger Sitte mußte alles bei solchen Gelegenheiten mit agiren, und fehlten die Hoboisten oder hatten die Diener keine Zeit, ihre Geigen oder Clarinetten zur Hand zu nehmen, so begnügte man sich auch mit Harfenistinnen. „Die Harfenweiber", so erzählt die Prinzessin aus einer Zeit, wo sie als fünfjähriges Kind ihre erste Schreibeleistung produciren durfte, „sangen ein vom Papa für die Tante Marianne componirtes Lied. Ich gab ihr den Text, von meiner Hand geschrieben." Auch Marionetten-Comödien waren im Schwunge, und es störte nicht, daß Judith als alttestamentarische Dame Anspruch erheben konnte nicht als tragisch-komische Puppe am Draht zu tanzen, grade „Judith" war ein Zugstück im Max-Palast. Aber vor allem hatte das Bohnenfest im Max-Palast sich als ein unentbehrliches Jahresschmuckstück eingebürgert. „Die Tante Marianne", so wird vom 6. Januar 1799 gewissenhaft vermeldet, „bekam die Bohne und wählte Fritz zum König. Ich wurde Fee des Hofs und Marie wurde Pimperle." Wir haben durch das Buch, welches der verstorbene Minister von Falkenstein über den König Johann verfaßte, den Wortlaut einer von letzterem herrührenden Charakteristik erhalten, deren Gegenstand die Kinder sind, von denen hier die Rede ist. „Eine schöne Lichtseite", heißt es da, „war der Kreis der Geschwister, der mich umgab. Wir waren drei Brüder und vier Schwestern, die fast immer mit einander waren und sich innig liebten." Und dann geht er die Anlagen und Eigenschaften seiner Geschwister im einzelnen durch, wobei er die beiden Schwestern Amalie (die spätere Bühnendichterin) und Marie Anna (spätere Gattin des Großherzogs Leopold von Toscana) und Fritz (Friedrich August) als „besonders geist- und phantasiereich" bezeichnet, Marie (später Gattin des Großherzogs Ferdinand von Toscana) dagegen als klar, fleißig und praktisch, Clemens (welcher früh starb) als vorwiegend gutherzig und Josefa (die spätere Königin von Spanien, die Vorgängerin Christinen's) als ihm wegen Altersverwandtschaft am nächsten stehend. Er selbst, der Prinz Johann, und ebenso seine Brüder hatten Unterricht auf der Geige, wohl ohne dazu so viel inneren Beruf mitzubringen, wie dies bei Prinzessin Amalie der Fall war; sie hat das Brüderchen Johann denn auch bei einer der häuslichen Feierlichkeiten ein Gedicht hersagen lassen, in welchem die Worte vorkamen:

„Nicht sehr rein sind meine Töne,
Doch mein kindlich Herze spricht" u. s. f.

Werden künftig in dem Arbeiterheim die Töne, welche dort hinüber und herüber klingen, reinere sein? Hoffen wir's. Schöpfungen wie die hier geplante gehen ja von Männern aus, denen es Herzenssache ist die Kluft auszufüllen, welche zu erweitern die socialdemokratischen Aufwiegler streben.

In Hanau hat sich ein „Verein Kinderhort (Hanauer Fechtschule)" mit dem Wahlspruch gebildet: „Vielen es gar leicht gelingt, was einer nicht zu Stande bringt." Der Verein hat sich die umfassende Aufgabe gestellt, arme, insbesondere kränkliche und schwächliche Kinder Hanaus durch Unterbringung in Kinderheilstätten und Sommerpflege sowie durch Beschaffung besserer Ernährung und Kleidung nach Kräften zu unterstützen, sowie auch Beschäftigungs- und Aufsichts-Anstalten, also Knaben- und Mädchen-Horte zu gründen. Die nöthigen Mittel sucht der Verein durch freiwillige Beiträge in Geld und durch Sammlung irgendwie verwerthbarer Gegenstände zu erlangen. Zunächst hat man einen Knabenhort ins Leben treten lassen. In Würdigung des guten Zweckes haben die städtischen Behörden dem gemeinnützigen Unternehmen freies Local sowie Heizung und Beleuchtung bewilligt, und so konnte am 3. Januar 1885 die Eröffnung des Knaben-

horts erfolgen. Vorläufig diente diesem ein Schulzimmer einer Knabenschule, bis eine eigene Stätte in einer unbenutzten Räumlichkeit desselben Hauses hergerichtet und zweckmäßig ausgestattet war. Am 25. Juni konnte dieses geeignete Heim bezogen werden. Der neue Raum wurde auf Vereinskosten mit dem nöthigen Geräthe versehen, und zwar mit sieben Tischen, deren jeder sechs Schubladen enthält, mit zweiundvierzig Stühlen, einem verschließbaren Schranke, sowie mit einem Tisch, Stuhl und Podium für den Lehrer. Auf dem Vorplatz wurden Leisten mit fünfzig eisernen Doppelhaken zum Aufhängen der Mützen und Kleider angebracht und in dem Nebenraum ein Handwaschfaß und mehrere große Waschnäpfe aufgestellt. Die Zöglinge, zweiundvierzig an der Zahl im Alter von sechs bis zwölf Jahren, besuchen die Anstalt täglich von vier bis sieben Uhr, Mittwochs und Sonnabends von ein bis vier Uhr. Zunächst empfängt jeder Knabe sein reichliches Vesperbrot, dann werden im Freien Spiele oder Turn-, Frei- und Ordnungs-Uebungen unter Leitung des Lehrers vorgenommen. Hierauf fertigen die Kinder ihre häuslichen Aufgaben für die Schule selbständig an und kommen in der Regel gegen sechs Uhr damit zu Ende. Während der Wintermonate beschäftigen sich dann die Zöglinge mit verschiedenen Spielen (Baukasten, Domino und dergleichen); mit Laubsäge- und Papp-Arbeiten. Der Lehrer übt mit ihnen ein Lied oder ein passendes Gedicht ein, erzählt ein gutes Märchen oder liest etwas aus den Jugendschriften vor. Während des Sommers werden die Kinder von dem Erzieher fast täglich in das Bad geführt; jeder Zögling erhält sein mit Zeichen und Nummer versehenes Badehandtuch. Im Frühling und Herbst werden, so oft es die Witterung gestattet, Spaziergänge in Wald und Feld ausgeführt. Außerdem war der Vorstand bestrebt auch für die Pflege und Heilung schwächlicher und kränklicher Kinder einzutreten. Zu diesem Behuf setzte er sich mit dem bereits bestehenden Comite für Feriencolonien in Verbindung und sandte unter dessen Führung zwölf bedürftige Kinder zu einer freien vierwöchentlichen Cur nach Soolbad Orb.

In Hamburg besteht seit vorigem Jahre ein Verein zur Errichtung von Sanitätswachen unter Vorsitz des Herrn G. R. Richter, dem die bisher eingegangenen Beträge nur leider noch nicht erlauben, an die praktische Verwirklichung seiner Idee zu gehen. Eingegangen sind 3700 ℳ, welchen eine Ausgabe von 1221 ℳ gegenübersteht. Am 27. März hielt Herr Dr. Classen einen Vortrag über die Bedeutung und Organisation der Sanitätswachen. Wenn auch jeder human denkende und fühlende Mensch sich von vornherein für die Idee der Errichtung von Sanitätswachen begeisterte, begegne man doch zumal in Aerztekreisen und bei Behörden häufig ganz entgegengesetzten Ansichten. Zunächst werde bestritten, daß ein Bedürfnis zur Errichtung ärztlicher Stationen vorhanden sei, unter Hinweis auf die bestehenden mustergiltigen Krankenhäuser, das Institut der Polizeiärzte, das Curhaus und die bedeutende Zahl von Privatärzten. Dann werde geltend gemacht, daß durch die Eröffnung von Sanitätswachen eine neue verschärfte Concurrenz zu befürchten stände. Seit der im Jahre 1869 erfolgten Aufhebung der ärztlichen Vorrechte sei aber immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Weigerungen von Aerzten Nachts an ein Krankenbett zu eilen vorkämen, wenn der Arzt Zweifel hege, ob seine Hilfe auch honorirt werde, desgleichen wenn er nach Lage der Sache annehmen müsse, daß er unnöthigerweise oder aus Unverstand berufen worden sei. Der Arzt wie jeder andere Mensch sei es seiner eigenen Gesundheit schuldig, nach Tag und Nacht angestrengter Thätigkeit einmal ungestört der Ruhe zu pflegen. Allen diesen Unzuträglichkeiten werde aber mit einem Schlage durch Errichtung von mit bestimmten Aerzten besetzten Sanitätswachen abgeholfen, wie solche bereits in Berlin und Wien seit Jahren eine segensreiche und ersprießliche Thätigkeit entfalten. Im Jahre 1882 waren in Berlin 7 Sanitätswachen im Betriebe mit 21 Aerzten und 9 Heilgehilfen; die Zahl der von diesen im angeführten Jahre behandelten Fälle betrug 2302. Jetzt existiren dort bereits 14 Wachen. Eine einzige der Berliner Wachen, die in der Blumenstraße behandelte im Jahre 1883: 441 Fälle, im Jahre 1884 deren 479, wovon auf das letzte Quartal jenes Jahres allein 116 fielen. Diese Wache wurde selbst von Beamten des kronprinzlichen Palastes in Anspruch genommen, also von Personen denen sonst gewiß leicht anderweitige ärztliche Hilfe zu Gebot stehe. Was die Hamburger Verhältnisse betreffe, so komme noch besonders in Betracht, daß die vorhandenen drei Polizeiärzte bei weitem nicht einmal im Stande seien in allen der Straßenpolizei unterliegenden Fällen Hilfe zu leisten, weshalb die Wachen dann zu einem der zunächst wohnenden Privat-Aerzte sendeten, da aber die Polizei-Behörde derartige Hilfeleistungen nicht honorire, lehnten jene Aerzte sehr bald fernere Hilfe ab. Ferner sei in unserer Stadt mit den großen Entfernungen zu rechnen, da mancher stundenweit von seinem Hausarzt entfernt wohne, mithin bei Nachtzeit und in besonders dringlichen Fällen dessen Hilfe schon gar nicht in Aussicht genommen werden könne. Die von den zu errichtenden Sanitätswachen geleistete Hilfe solle auch nicht als reines Almosen betrachtet werden, sondern es solle von Bemittelten ein entsprechendes Honorar verlangt werden, welches der Casse des Vereins zufließe. Dagegen müßten die Aerzte als Beamte des Vereins betrachtet und von diesem besoldet werden. Natürlich erfordere ein solches Unternehmen bedeutende Mittel, und es wäre Hamburg auch nicht mit einer einzelnen Wache gedient, sondern es müßten wenigstens vier bis fünf Stationen errichtet werden; sobald die Bevölkerung den Nutzen der ersten eingesehen haben würde, werde man sehr bald die Mittel haben fernere zu gründen. Dem Vorstand sind inzwischen zwei Vorschläge unterbreitet worden, ob man nicht vorläufig auf billigere Weise zum Ziele gelangen könne. Der erste geht dahin, die schon jetzt für den Fall eintretender Epidemien gesetzlich geregelte Thätigkeit der Aerzte auch auf gewöhnliche Zeiten auszudehnen, wonach an jeder Polizeiwache Karten mit den Adressen derjenigen Aerzte erhältlich sind, die sich verpflichtet haben einem Rufe Folge zu leisten. Dann hätte der Verein natürlich dem Arzt jeden einzelnen Fall zu honoriren. An jeder Wache stehen uns auch die vom Hamburger Rettungsverein daselbst unterhaltenen chirurgischen Apparate und eine vollständige Apotheke gratis zur Verfügung. Der zweite Vorschlag geht dahin, sich der Organisation der bestehenden 15 Armen-Bezirke anzuschließen und mit jedem der District-Armenärzte ein Uebereinkommen zu treffen, wonach diese zum Kommen verpflichtet würden. Beide Vorschläge sind jedoch erst in letzter Zeit dem Vorstand mitgetheilt, weshalb derselbe solche noch nicht nach allen Richtungen erörtern konnte; immerhin bleibe aber die Gründung regelrechter Sanitätswachen das Ideal des Vereins. — Dem Vortrag folgte lebhafter Beifall.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 19. Sonntag, 9. Mai. 1886.

Die deutschen Sleud-Bestrebungen.

Für den Betrieb des Zeitverlangens welches wir Handfertigkeits-Unterricht oder Knaben-Handarbeit, die Schweden und nach ihnen nun auch die Norweger und die Dänen weit handlicher einfach Slöjd oder deutsch geschrieben Sleud*) nennen, verspricht das laufende Jahr förderlich zu höherem Ansatz und Aufschwung zu werden. Das „deutsche Centralcomite für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß", welches seit fünf Jahren besteht, will sich zu einem Verein ausweiten, und hat in Dresden, wo es am 28. April versammelt war — anwesend die Herren Biedermann (Leipzig), Bönisch (Dresden), Götze (Leipzig), Grunow (Berlin), Kunath (Dresden), Lammers (Bremen), v. Schenckendorff (Görlitz) und Weicker (Zwickau) —, folgende drei Beschlüsse gefaßt:

1. die Idee eines ständigen deutschen Handfertigkeits-Seminars, welche Herr Dr. Götze angeregt hat, im allgemeinen zu billigen, und mit der Ausarbeitung eines Planes außer ihm selbst die Herren Bönisch, Ehmck (Bremen), Gärtig (Posen), Grunow, und v. Schenckendorff zu beauftragen;

2. das durch Herrn v. Schenckendorff vorgelegte Statut und Programm eines „deutschen Vereins für Erziehung zur Arbeit" (oder Handfertigkeits-Vereins) durch ihn in Verbindung mit den Herren Bömisch und Lammers zu einem endgiltigen Doppelentwurf gestalten zu lassen;

3. die constituirende Versammlung dieses neuen allgemein-deutschen Vereins etwa am 20. September in Stuttgart abzuhalten, und die Vorbereitung den Herren Klunzinger dort, Lammers und v. Schenckendorff zu übertragen.

Die Seminar-Idee beschäftigte das sitzende Centralcomite am längsten und hatte schon vorher Köpfe und Federn seiner Mitglieder in eine nicht ganz geringe Bewegung versetzt. Ihr Urheber hatte sie sich aus der persönlichen Theilnahme an der Arbeit in Nääs im vorigen Sommer geschöpft, und mußte deswegen darauf gefaßt sein, bei Anderen nicht denselben Grad schaffenseifriger Begeisterung zu finden. Immerhin wurde ihm vorher schriftlich wie nun mündlich von allen Seiten versichert, daß man den Werth seines Gedankens durchaus zu würdigen wisse und gern mit ihm sowohl an dessen reiferer Gestaltung wie an der Ermittelung des Weges zur Wirklichkeit arbeiten wolle. Damit durfte Herr Dr. Götze vorerst zufrieden sein. Die Zusammensetzung der Seminar-Commission sichert nicht nur ein umsichtiges Verständnis über die zu wählenden Lehrgegenstände und das Vorgehen bei dem zu ertheilenden Unterricht, sondern auch eine kundige Beurtheilung der Frage, auf welche Art sich die so zum Plane gewordene Idee realisiren lassen werde.

Wenn die Commission diese ihre Doppelaufgabe gelöst haben wird, mag der beschlossene nationale Verein bereit stehen, die Durchführung ihrer Vorschläge auf seine hoffentlich gleich von vornherein recht tragfähigen Schultern zu nehmen.

Fangen die Genossen des Centralcomite ohne Aufenthalt Mitglieder zu werben an — man braucht dafür im gegebenen Falle ja nicht den Wortlaut des Programms oder der Statuten vorher zu kennen, es genügt daß der jährliche Beitrag von zwei Mark an nach eigner Einschätzung betragen soll —, so kann bis zum Herbste schon eine stattliche Zahl beisammensein. Die Begründung des Vereins erfolgt dann nach dem vorläufig gefaßten Beschluß am 20. September in Stuttgart, d. h. an dem Tage vor der diesjährigen dortigen Versammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Man wird ohne Zweifel rechnen dürfen auf die Theilnahme einer Anzahl seiner für alles Gemeinnützige sich warm interessirenden thätigen und erfahrenen Mitglieder. So mag auf erweiterter und verstärkter Grundlage die Bewegung einen neuen ansehnlicheren, höherbefähigten Träger gewinnen, ohne die Früchte der Erfahrungen und bescheidenen Arbeiten des Centralcomite aufzugeben.

A. L.

*) Wie denken die Sachverständigen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins über die Aneignung aus einer stammverwandten Sprache?

Aus einem Damen-Kaffee.

Frau Räthin Klingener gab einen Damen-Kaffee, nicht die große Abfütterung, zu welcher einmal im Jahre alles geladen wurde, was in Kaltenborn zu den Honoratioren gehörte, sondern eine gemüthlichere kleine Vereinigung, welche Gelegenheit gab über die neueste Verlobung und den letzten Ball zu sprechen, Haushaltsrecepte auszutauschen und die gewichtige Frage zu erörtern, „was man jetzt trägt und was man gar nicht mehr trägt." Die großen Vorzüge der farbigen und goldenen Striche vor den weißen Krausen und Kragen einer

beseitigten Mode wurden von einer jüngeren Frau grade mit beredten Worten gepriesen, als eine schmucke saubere Magd hereinkam, um das Kaffeegeschirr abzuräumen und den zweiten Gang aufzusetzen.

Ich weiß doch nicht, sagte die schon bejahrte Frau Archidiakonus Weisflog, mir thut doch leid, daß die hübsche weiße Wäsche ganz verschwindet. All dieser bunte und gelbe Kram, die Gardinen und die Tischdecken: das sieht mir immer aus, als wenn die Leute nicht mehr zu waschen verständen.

Ja, liebste Julie, versetzte die Wirthin, wir Alten müssen uns da bescheiden. Anfangs that ich Einsprache, als meine Martha mit einer Schnur Goldperlen am Kleidausschnitt statt mit einem Kragen erschien; aber was will man machen? alle ihre Freundinnen thaten dasselbe, es gab des Waschens und Plättens soviel weniger, da mußte ich mich schon darein finden.

Die hübsche Dienstmagd hatte inzwischen die Teller und Gläser herumgesetzt, die Torte angeboten, den Wein eingeschenkt, alles mit einer gewissen Hurtigkeit und Zierlichkeit, die auch einem Fräulein angestanden haben würden, und war dann geräuschlos durch die Thür verschwunden.

Ihre Zofe trägt ja auch schon Goldperlen, liebe Räthin, sagte die Majorin von Unruh, welche dem Mädchen nachgeblickt hatte. Na, meine Betty ist glücklicherweise zu alt, um sich auf dergleichen einzulassen, aber ich glaube, fügte sie etwas leiser gegen ihre Nachbarin gewandt hinzu, das Handwerk würde ich ihr doch auch legen.

Ja, was will man heutzutage machen, liebe Majorin! entgegnete diese. Meine schreibt sich in ihren Freistunden Gedichte ab, hat ein Photographie-Album und bekommt keinen Brief, der anders als Fräulein Adelgunde Krautmann adressirt wäre. Aber ich bin so froh, endlich einmal eine zu haben, die kochen kann, daß ich thue, als merkte ich das nicht. Es kann mir ja auch einerlei sein, was sie treibt, wenn sie nicht für mich arbeitet.

Ich weiß doch nicht! ließ sich wieder die Stimme der Frau Archidiakonus vernehmen. Wir sind es so gewohnt, daß wir uns um alles bekümmern, was unsere Mägde angeht, auch um ihre freien Stunden. Ich leite sie dazu an, ihr Zeug in Ordnung zu halten, und mein Mann gibt ihnen wohl ein gutes Buch zu lesen, das scheint mir doch besser, als wenn man sie dann ganz sich selbst überläßt. Unsere jetzige ist in Handarbeiten sehr geschickt; sie hat diesen Winter, allerdings mit Hilfe meiner Tochter, noch ein Dutzend Hemden für ihren Bruder genäht.

Na, da muß die aber viel Freistunden haben, flüsterte die junge Frau Hartenfeld der neben ihr sitzenden Assessorin Meybohm zu.

Lassen sich Ihre Mägde das denn gefallen, Frau Archidiakonus, fragte diese zu der alten Dame hinüber, daß Sie Sich so eingehend um sie bekümmern? Ich finde, daß sie einem das sehr schnell abgewöhnen, und da man froh sein muß, wenn man in diesem Neste überhaupt eine brauchbare Person bekommt, so wage ich z. B. schon lange nicht mehr zu fragen, wohin sie an den freien Sonntagen gehen, oder von wem sie Briefe bekommen, oder wo sie mit ihrem Gelde bleiben, obgleich ich das Anfangs nach dem Vorbild meiner seligen Mutter so machte.

Ja sehen Sie, meine Liebe, sagte die alte Frau bedächtig, wir nehmen immer ganz junge Mädchen, die wir uns dann nach der Hand ziehen...

Und wenn sie etwas können, dann gehen sie in die Residenz, wo sie mehr Lohn bekommen, und wo es auch viel amüsanter ist als hier! fiel Frau Hartenfeld ein. Na, ich danke, für andere Leute Mädchen zuzulernen, dazu hätte ich keine Lust.

Das ist allerdings sehr unangenehm, stimmte die Assessorin ein. Wir hatten den Fall auch einmal, und ich versuchte alle Ueberredungskünste, die Luise bei uns festzuhalten, aber der höhere Lohn und das lustige Leben, das war zu verlockend. Und was mich am meisten ärgerte, war, daß mein Mann sich auf die Seite des Mädchens schlug und sagte, ich dürfe ihr das gar nicht verdenken, daß sie sich verbessern wollte; ich läge ihm ja auch immer in den Ohren, er müsse sich um eine einträglichere Stelle bewerben, und behauptete, in Kaltenborn versauerte man ganz.

Sie sollten uns einmal Ihre Erfahrungen zum besten geben, sagte die Geheimeräthin zu einer blühend aussehenden Frau in den Dreißigen, die emsig strickte und noch kein Wort zu dieser Unterhaltung gesagt hatte. Ich glaube, von Ihnen könnten wir alle, Alte und Junge, noch etwas lernen, wie man seine Dienstboten behandeln muß. Mir scheint, ich sehe bei Ihnen, wenn ich einmal nach Eschenheim komme, immer dieselben Gesichter, und neulich erzählte mir meine Gemüsefrau ganz begeistert, ihre Adelheid habe Aussicht bei Ihnen in Dienst zu kommen, da Ihr Hausmädchen Ostern heirate: besseres könne sie für ihr Kind gar nicht wünschen. Gestehen Sie es einmal, Frau Logat, Sie haben noch alle dieselben Dienstboten wie bei Ihrer Verheiratung, und Sie wenden irgend ein Zaubermittel an, daß den Leuten Eschenheim wie ein Paradies vorkommt!

Frau Logat war bei diesem scherzhaften Lob ein wenig roth geworden und lächelte bescheiden. Wir haben allerdings bis jetzt wenig Noth mit den Dienstboten, sagte sie, aber das liegt nicht an einem Zaubermittel, und auch nicht an einer besonderen Kunst. Daran ist erstlich meine Schwiegermutter schuld, die mir, als wir uns verheirateten und das Gut übernahmen, die Wirthschaft im vortrefflichsten Zustande mit einem Stab gut angelernter Leute übergab, und dann habe ich es soviel leichter zu sehen, was den Leuten frommt und was sie ausgesprochen oder nicht verlangen, weil ich selber lange bei Fremden gedient habe.

Gedient?! sagten Frau Hartenfeld und die Assessorin gleichzeitig ganz erschrocken.

Nicht als Magd, erklärte Frau Logat mit einem schalkhaften Blick zu der Geheimeräthin hinüber, aber erst als Erzieherin und nachher, weil das körperliche Arbeiten besser für mich paßte und es auch wünschenswerth wurde, daß ich den Landhaushalt ordentlich kennen lernte, als Wirthschafts-Gehilfin und Wirthschafterin. Ich glaube, was Abhängigkeit von fremden Leuten grade für ein junges Mädchen bedeutet, das lernt man nur ganz verstehen, wenn man selber abhängig gewesen ist. Meinen Freundinnen, und den erwachsenen Töchtern der Häuser, wo ich in Stellung war, bemühten sich die Eltern das Leben so leicht, so sorglos, so lustig wie möglich zu machen: was ihre Gedanken fast ganz ausfüllte, das war das Vergnügen und — sie stockte.

Und die Aussicht einen Mann zu bekommen, fiel die alte Majorin trocken ein.

Frau Logat dankte mit einer anmuthigen Neigung des Kopfes für diese passende Ergänzung; dann fuhr sie fort: Ich aber, und alle die mit mir in gleicher Stellung waren, wir durften ja keinen Augenblick verkennen, daß wir zu ganz anderen Dingen in der Welt waren. Uns nahm man um der Arbeit willen, die wir leisteten, ins Haus; niemand dachte daran, uns Unannehmlichkeiten zu ersparen, die mit unserer Arbeit oder Stellung verbunden waren; leisteten wir nicht, was man von uns erwartete, so mußten wir dafür büßen. Wenn ich mich auch nicht lange dabei aufgehalten habe zu grübeln, warum mein Loos so verschieden von dem anderer junger Mädchen war, und wenn ich auch bald einsehen gelernt habe, daß es überall Ausgleichungen gibt, so weiß ich doch genug davon um zu verstehen, weshalb in den Häusern, wo die Herrschaft selbst sehr ernsthaft arbeitet und neben allen Anforderungen, die sie an die Dienstboten stellt, diesen doch auch nach Möglichkeit freie Zeit, Erleichterung, Freude, Vergnügen zu schaffen versucht, immer bessere Bedienung ist, als da wo man sich berechtigt glaubt ihre Zeit, Kraft und Gedanken ganz nach Belieben in Anspruch zu nehmen und die einzige Gegenleistung in Kost und Lohn sieht. In unserem

Hause giebt es auch für die Herrschaft sehr viel zu thun, und jeder Dienstbote, der zu uns kommt, merkt bald, daß mein Mann und ich die Arbeit hochhalten und zu beurtheilen verstehen, daß wir wohl viel verlangen, aber uns auch bemühen viel zu leisten und das Leben bei uns behaglich zu machen. Kommt uns trotz sorgfältiger Erkundigung einmal Einer der für seinen Dienst nicht taugt und auch nicht voraussehen läßt, daß er bei geduldiger Leitung tauglich werden wird, dann haben wir es uns zum Grundsatz gemacht, ihn sofort zu entlassen, denn der Hausfrieden kann nicht dabei bestehen, wenn fortwährend Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben wird.

Erleben Sie denn das gar nicht, daß Ihre Dienstboten sich verbessern oder verändern wollen? fragte die Assessorin.

Doch, das kommt bei uns auch vor. Es will einmal Eine die Verwandte in Amerika hat, durchaus auswandern, weil sie sich dort goldene Bäume träumt, und es kommt auch einmal einer Anderen so vor, als habe sie es bei uns doch gar zu sauer und ein Dienst in der Stadt, bei einer einzelnen Dame müsse leichter sein. Mit dem „Verbessern", das hat schon weniger Noth, weil wir gleich beim Miethen eine regelmäßige Lohnsteigerung in Aussicht stellen, nicht in großen Sprüngen, sondern mit jedem längeren Dienstjahr nur eine Kleinigkeit, aber es scheint, als wenn die Sicherheit dieses Aufsteigens bei gutem Verhalten doch merkwürdig anfeuernd wirkt.

Da müssen Sie ja aber, wenn Sie Ihre Dienstboten immer so lange behalten, nachgrade ungeheuer viel Lohn zahlen, warf Frau Hartenfeld ein.

Ich weiß doch nicht, meinte die Frau Archidiakonus, der Lohn ist doch immer nur das wenigste, was ein Mädchen kostet, das meiste ist, was es aufißt und verdirbt.

Das glaube ich auch, versetzte die Frau Assessorin, aber dann stehen Sie Sich doch erst recht schlecht dabei, Frau Archidiakonus, wenn Sie immer ganz junge Mädchen nehmen: die essen mindestens ebenso viel wie erfahrene, und beschädigen so viel mehr.

Die Geheimeräthin lachte. Sie wissen nur nicht, entgegnete sie, wie oft das bei Weisflogs nöthig ist. Wann habt Ihr zuletzt gewechselt, Julie?

Das war wohl, sagte die alte Frau nachsinnend, als Christianens letztes Kind geboren wurde, denn es war mir damals recht unbequem, weil Anna doch zur Pflege hinwollte und ich nun das Anlernen allein übernehmen mußte.

Und wie alt ist dein jüngstes Enkelchen?

Karl? der wird im März zwölf Jahr, und so lange ist Johanne auch bei uns.

Ja, dann — —! sagte die Assessorin gedehnt. Legen Sie denn auch beim Lohn immer drauf?

Nicht so regelmäßig wie Frau Logat, aber doch von Zeit zu Zeit; wir haben ja doch soviel mehr von Johanne als vor zwölf Jahren, wo sie noch gar nichts verstand.

Auf den Lohn würde ich es auch nicht ansehen, sagte Frau Hartenfeld. Aber kein Dienstbote will sich heutzutage etwas sagen lassen. Hat man einmal etwas auszusetzen, so heißt es gleich: Wenn Sie nicht mit mir zufrieden sind, so kann ich ja gehen.

Das macht, weil sie nicht ums Unterkommen verlegen sind, erwiderte die Geheimeräthin. Einen Dienst bekommen sie alle Tage wieder, wenn nicht hier, dann in der Hauptstadt, denn das Dienen kommt immer mehr aus der Mode: die Einen gehen lieber in die Fabriken, die Anderen werden Nähterinnen oder Plätterinnen, sehr zu ihrem Schaden, wenn sie sich nachher verheirathen und dann nie gesehen haben, wie es in einem ordentlichen Haushalt zugeht.

Und wie vielen Gefahren sind so alleinstehende Mädchen ausgesetzt! fügte die Frau Archidiakonus hinzu. Wenn mein Mann hört, daß eine seiner Confirmandinnen Fabrikarbeiterin wird, dann sieht er sie schon immer als halb verloren an. Aber das ungebundene Leben lockt zu sehr, wenn es auch mit großen Entbehrungen verbunden ist.

Ja, es muß einen merkwürdigen Reiz haben, versetzte die Frau Majorin. Sonst würden sie ja auch nicht immer so früh heiraten, womit dann in der Regel Noth und Elend, Hunger und Kummer für sie angeht. So lange sie dienen, sitzen sie hinter dem Tischlein deck dich, haben gutes Logis und keine Sorge, als wie sie ihr bischen Arbeit thun; aber das hilft nicht: die Freiheit über alles! so ist einmal das heutige Geschlecht.

Sie haben sehr Recht, Frau Majorin, sagte Frau Logat warm, sowohl mit Ihrer Meinung über das heutige allgemeine Streben nach Freiheit wie auch über die traurigen Folgen, die es vielfach nach sich zieht. Ich war früher, vielleicht grade weil ich mich auch in die Dienstbarkeit bei Fremden zu schicken gehabt hatte und wußte, daß einem das sehr gut thut, immer geneigt den Einzelnen, der mir durch dies Freiheitsbedürfnis in falsche Bahnen gelenkt zu werden schien, zu tadeln und aufzugeben. Aber mein Mann sprach einmal sehr ernsthaft mit mir darüber. Erinnere dich an den Kampf, sagte er, den Mutter und du in den ersten Zeiten unserer Ehe über geschlossene und offene Fenster führtet, wenn auch in aller Liebenswürdigkeit: du immer bange zu ersticken, sie immer bange sich zu erkälten. Sie glaubte immer, das Verlangen nach frischer Luft sei nur eine in deinem Kopf ausgeheckte Schrulle, weil sie es nicht empfand und die mit ihr jung gewesenen Leute auch nicht; wärest du mit ihr zusammen aufgewachsen und hättest nie davon gehört, wie schädlich unreine Luft wirkt, so hätte sich dein Trieb zu lüften wahrscheinlich auch nicht entwickelt. Der einzelne abhängige Mensch, den du tadelst und thöricht schiltst, weil er seine Dienstbarkeit um jeden Preis abschüttelt, folgt darin dem Zuge der Zeit, dem Beispiel und der Lehre tausend anderer. Du aber, sagte er dann, denn er hatte mich während unseres langen Brautstandes manchmal klagen hören und zu trösten gehabt, du solltest doch noch wissen, daß einen Menschen, der die Kinderschuhe vertreten hat, in der Regel nichts härter drückt, als die Unmöglichkeit über sich selbst zu verfügen. Das von Morgen bis Abend, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, einen Tag wie alle Tage Eingespanntsein, immer zu eines Anderen Dienst und Ruf, das Aufgeben alles eigenen Willens, so daß man nicht einmal die Arbeit, die man versteht und die man leisten will, zu der Zeit, in der Art, mit den Werkzeugen verrichten darf, wie man's gewohnt ist: das ist das eigentlich Schwere an der Dienstbarkeit. Und darum solltet ihr Hausfrauen — du voran, weil du es besser wissen kannst als die meisten! — es euch angelegen sein lassen, euren Mägden soviel vernünftige Freiheit zu gewähren wie euch irgend möglich ist, grade damit sie bis zu ihrer Verheiratung beim Dienen festgehalten werden, das für sie noch immer die beste Vorschule auf den eigenen Haushalt abgibt.

Dürfen denn Ihre Mägde nun arbeiten, wann und wie sie wollen? ausgehen, wann und wie lange es ihnen beliebt? fragte Frau Hartenfeld ironisch.

O nein, sagte Frau Logat. Jede bekommt ihre Arbeit und die Zeit, in der sie fertig werden muß, genau zugewiesen. Wovor ich mich hüte, ist nur, die einmal festgesetzte Ordnung zu unterbrechen, weil es mir vielleicht einmal bequemer wäre, und in das Verfahren, das ein Mädchen bei ihrer Arbeit einschlägt, einzugreifen, wenn nicht ganz überwiegende Gründe dazu zwingen. Jede die durchschnittsmäßig fleißig und geschickt ist, kann außer dem freien Sonntag, in welchen sie mit den Anderen abwechselt, des Abends um acht mit der Arbeit, die sie für mich thun muß, fertig sein, und jede hat außerdem einmal in der Woche einen ganzen Abend von sechs Uhr an frei, um Besorgungen für sich zu machen und ihr Zeug heil zu halten, denn ich mag weder, daß sie Sonntags in die Läden gehen, noch daß sie dann nichts anziehenderes zu thun haben als Strümpfe zu stopfen und zerrissene Kleidersäume zu flicken.

Ja, wenn man viele Dienstboten hat, ließ sich die Frau Assessorin vernehmen, so mag das wohl durchzuführen sein, und ich kann mir denken, daß es ihnen sehr behagt soviel Freiheit zu haben. Aber mit Einem Mädchen, wie wir wirth-

schaften, würden Sie das auch wohl nicht einhalten können. Es ist recht gut gesagt, daß man einen Dienstboten nicht von der Arbeit abrufen soll; aber nun kommt unerwartet Besuch, und es muß etwas geholt werden, nun verlangt der Mann, daß für ihn etwas nach der Post gebracht oder irgendwo eine Bestellung gemacht wird; soll ich denn da selbst hinlaufen? Und ebenso wenig kann man sich doch die verkehrten Moden gefallen lassen, welche die meisten Mädchen in ihrer Arbeit mitbringen. Meine letzte war gewohnt, beim Reinmachen alle Möbeln im Zimmer zu lassen: kann denn dabei der Staub ordentlich aus den Ecken kommen?

Das würde ich mit zu den sehr durchschlagenden Gründen rechnen, in ihr Verfahren einzugreifen, sagte Frau Logat mit feinem Lächeln. Und wenn, wie es neulich geschah, eins von den Kindern aus der Schaukel stürzt und sich den Kopf verletzt, so rufe ich auch ein Mädchen vom Plätten ab, um es nach dem Arzt zu schicken. Was ich sagen wollte war nur, daß in den vielen zweifelhaften Fällen, wo entweder das Mädchen in seiner Freiheit beschränkt werden muß, oder wo ich mein Nachdenken, meine Voraussicht, meine — ja, wenn Sie wollen, meine Duldsamkeit anzuwenden habe, ich mir Mühe gebe, soviel von der Last ihrer Dienstbarkeit auf meine Schultern zu nehmen, wie ich kann, ohne andere Pflichten darüber zu versäumen. Mehr verlangen gut geartete Mädchen nicht, um dankbar und auch ihrerseits willig zu sein, einmal etwas für mich zu leisten, was nicht in ihrem Schein steht.

Frau Majorin, Betty ist hier und will die Frau Majorin abholen, ließ sich jetzt die Stimme des hübschen Mädchens der Frau Geheimeräthin vernehmen, das den Kopf zur Thür herein steckte.

Du meine Güte, schon halb acht! sagte die Angeredete mit einem Blick auf die Uhr. Ja, dann muß ich mich sputen; wenn Betty warten muß, dann wird sie ungnädig.

Komisch, flüsterte während des nun entstehenden allgemeinen Aufbruchs Frau Hartenfeld der Frau Assessorin zu, was sich manche Leute von ihren Dienstboten gefallen lassen. Nein, da will ich doch lieber alle halbe Jahre wechseln, wenn es sein muß, aber Herrin in meinem Hause sein!

M. L.

Der Vonten-Capitän.

Ein Bild vom Rheinufer.

Von

Ph. Kniest.

(Schluß.)

Nachdem er mit Stahl, Stein und Schwamm den A. B. Reiter in Brand gesetzt hatte, lehnte er sich bequem zurück und begann:

„Sie glauben vielleicht, solch ein Rheinschiff wie das meinige war, wäre mit Segeln schlecht zu regieren? O, das arbeitet viel besser als Sie denken und geht durch den Wind, wie 'n . . . ., na, was soll ich sagen? Lügen will ich nicht: — langsam aber sicher, vorausgesetzt daß man mit dem Ruder nachhilft."

„Bei mir zu Hause," warf ich ein, „würde man solch ein Manöver mit dem Worte Dwasdriven bezeichnen. Was das heißt, verstehen Sie wohl kaum, Capitän."

„Da taxiren Sie mich falsch. Wofür wäre ich denn sonst mit dem „Sanct Sebastian" — so hieß nemlich mein Schiff — so oft dort unten in Holland an der Küste gewesen? Aber darum keine Feindschaft nicht! Die Hauptsache ist, wenn man nur mit seinem Fahrzeuge vorwärtskommt, geht's nun so oder so. Doch lassen Sie mich jetzt Curs halten und erzählen.

„Ich war also mit dem „Sanct Sebastian" mal wieder unterwegs nach Maassluis. Wir hatten Pulver wie gewöhnlich geladen. Dabei wurde eine hübsche Fracht verdient, weil man sich zuverlässige Leute aussuchte, die nicht an Bord kochten, sich auch die Pfeife Taback versagen konnten und nicht sich selbst und die Ladung in Gefahr brachten, mit einem Puff auf Nimmerwiedersehen in die Luft zu fahren. Der Mensch soll nicht ruhmredig sein, denn wie das Sprichwort sagt, Eigenlob riecht nicht wie Köl'sches Wasser; aber, was wahr ist, das ist wahr: mein Steuermann und ich, wir kochten Abends am Lande, wenn wir vor Anker gegangen waren, und wenn's regnete, entsagten wir uns ganz und gar und fasteten, daß uns, wenn wir's aus Religion gethan hätten, doppelter Ablaß sicher gewesen wäre. Rauchen thaten wir auch nur abwechselnd im hintenan schwimmenden Nachen, wenn der Wind leicht und beständig war, so daß ein Mann das Fahrzeug regieren konnte. Nun, es ging auch alles soweit ganz gut, ein bischen Quälerei abgerechnet, als wir auf das Revier unten auf der Maas kamen, wo die Schifffahrt mit den großen Seeschiffen und den vielen Tjalken so flott geht. Da hatten wir genug aufzupassen, um nicht hier und da anzurennen. Mit dem Kreuzen ging's ganz gut. Ich drehete das Ruder immer recht früh in Lee, damit der „Sanct Sebastian" Zeit genug hatte sich zu besinnen und die Wendung auszuführen. Wenn er mal nicht wollte — jedes Schiff hat ja seine Mucken — dann ließen wir ihn ruhig laufen, ohne uns abzuquälen. Er fand dann ein hübsches weiches Bett im Schlick oder ein Willkommen im Grünen im Uferschilf, und setzte sich mit der nächsten Flut wieder in Bewegung. So etwas darf man hier oben am Rhein nicht riskiren. Wir sind zu steinreich; man hat flugs, wenn man auf die Kiesel geräth, das Wasser im Schiff und kann das Pulver nicht trocken halten. Alle Heiligen können dagegen nicht helfen.

„So kreuzten wir denn eines Nachmittags mit der letzten Ebbe in dem muddigen Wasser der Maas. Der Wind war recht flau, ein schweres Gewitter stand am Himmel, fern am Horizont zuckten die blauen Blitze aus den schwarzen Wolken. Rings um uns her ließen die Schiffer die Segel ihrer Fahrzeuge fallen aus Furcht vor einer plötzlich aufspringenden Böe, und gingen vor Anker. Wir thaten desgleichen und machten alles fest auf Deck. Gekocht hatten wir noch nicht, weil wir bei Zeiten an unsern Bestimmungsort zu gelangen hofften. An Rauchen im Nachen hatte keiner von uns gedacht, — wegen Schwierigkeit der Navigation. Ich kann wohl sagen, uns beiden, dem Steuermann und mir, war's ein wenig quabbelig zu Sinne, und ward's noch mehr, als uns beim Segelbeschlagen ein gewaltiger Regensegen vom heiligen Laurentius überraschte und uns bis auf die Haut durchnäßte. Doch halfen wir uns mit einem Schlückchen Genever zurecht, — unser Rother nemlich ist dort nicht stark genug und wärmt in dem Nebellande, wo man beinahe Fischblut kriegt, nicht durch."

„Heilige Mutter Gottes! Eben hatten wir alles an Bord in Ordnung und saßen triefend in dem Roof auf Deck, als das Wetter herankam mit einer so gewaltigen Böe, daß die Maas zu Schaum aufgewühlt wurde und unser „Sanct Sebastian" so in Bewegung gerieth, daß wir uns im Roof mit beiden Händen festhalten und mit den Beinen anstemmen mußten, um nicht wie Tonnen hin- und hergerollt zu werden. Das Wasser ging hinten und vorn über das Schiff, welches in allen Fugen krachte und stöhnte, als ob es Schmerzen fühlte. Die Blitze zuckten und der Donner rollte und knatterte, daß uns angst und bange wurde. Von Secunde zu Secunde leuchteten die Blitze auf, wir waren wie mitten in einem Feuermeer. Das Wetter stand offenbar grade über uns. Wir fleheten zu Gott und allen Heiligen um Schutz und Bewahrung und empfahlen unseren Seelen für alle Fälle der heiligen Jungfrau, denn wenn ein Blitzstrahl das Schiff berührte, so war's um uns geschehen und wir hielten eine Himmel- oder Höllenfahrt je nach unseren Werken oder Sünden. Wer kann den Verlauf von so etwas wissen? Ich habe damals beten lernen. Das Wetter wurde immer ärger und unsere Aufregung immer größer. Der Sturm wüthete fort, nur der Regen hatte etwas nachgelassen. Blitz folgte auf Blitz, immer fürchterlicher grollte

der Donner. In dem engen dumpfen Roof war's nicht mehr auszuhalten. Wir faßten den Entschluß, den „Sanct Sebastian“ mit seiner gefährlichen Ladung, auf den jetzt alle Pfeile des Bösen zu zielen schienen, zu verlassen. Wir wollten uns mit dem Nachen an Land oder ins Schilf begeben, um den Verlauf abzuwarten. Uns ward immer graulicher zu Sinne. Wir öffneten die Roofthür und krochen nach dem Steuerruder hin, wo der Nachen am Poller befestigt war, denn aufrecht zu gehen das war bei dem Schlingern des Schiffes unmöglich. Wir faßten das Tau, um den Nachen an Bord zu ziehen. Jesus! Maria! was war das? Wir hatten geglaubt, nur mit der äußersten Anstrengung den Nachen an Bord zu bekommen: das Tau ließ sich mit der größten Leichtigkeit ziehen! Wir holten ein abgerissenes Ende aus dem Wasser. Das Tau war gebrochen und unser Nachen verschwunden!

„Wieder zuckte ein Blitz hernieder. Wir sahen das Feuer zu unseren Füßen, und waren wie geblendet. Ein furchtbares Knittern und Knattern, ein heftiger Knall wie der eines großen Geschützes, — instinctmäßig waren wir über Bord gesprungen. Der Blitz mußte in den „Sanct Sebastian“ geschlagen haben.

„Ich erzähle das“ — der Alte nahm einen tüchtigen Schluck Rothen, um sich für das weitere zu stärken — „und gebrauche eine kurze Zeit dazu. Aber alles ging so rasch, daß es nicht zu sagen ist. Wir schwammen. Das Gewitter tobte noch immer. Der ganze Himmel stand wie im Feuer. Von dem Schiffe sahen wir nichts.

„Wie lange wir im Wasser gewesen sind, weiß ich nicht. Der Steuermann und ich fanden uns in einem großen Alkoven wieder, mit trockenem Zeuge angethan. Freundliche Leute bemühten sich um uns mit heißem Grog und Kaffee, um uns Leib und Seele wieder zu wärmen. Fischer, die in unserer Nähe gelegen, hatten uns aufgefischt und aufs Trockene gebracht.

„Draußen schien die Abendsonne; ihre letzten Strahlen lugten durch die kleinen hellen Fensterscheiben und trafen das mit blauweißen Fliesen ausgelegte niedrige Gemach. Ich erkundigte mich nach dem „Sanct Sebastian“. Man führte mich ans Fenster. Da lag er wohlbehalten, aber nackt und kahl, ohne Mast. Ein Blitzstrahl hatte ihn getroffen, ein kalter Schlag, der nicht gezündet, aber das schöne Stück Holz — eine Schwarzwaldtanne — total zersplittert hatte.

„Man setzte uns an Bord und gab einem vorüberfahrenden Schiffe die Kunde von dem Vorfall nach Maassluis mit. Nach nicht langer Zeit erschien ein Dampfer, der den „Sanct Sebastian“ ins Schlepptau nahm und ihn an das Ziel seiner Reise brachte.

„....... Das war meine letzte Fahrt nach Holland. Ich hatte die Lust verloren, wieder Pulver zu fahren. Andere Fracht lohnte sich für das kleine Schiff nicht. Ich verkaufte es und sah mich nach anderer Beschäftigung um.

„Da kam die Stelle auf der fliegenden Fähre frei. Ich meldete mich, erhielt den Dienst, und feiere nun bald mein Jubiläum als Fährcapitän. Der Dienst ist sauer, da er Tag und Nacht geht, ohne viel freie Zeit. Aber ich thue ihn gern. Sehen Sie, das Leben am Rhein ist schön, aber nicht minder das Leben auf dem Rhein! Abwechslung genug. Im Winter Eis und Schnee, im Frühjahr und Herbst die Stürme. Im Sommer die Wonne und die Scharen von Fremden, welche die Dampfschiffe bevölkern; die hunderte von Schiffen groß und klein, die den Strom beleben. Am Lande die vielen Hans Narren und die lieben Frauenzimmerchen, die mit immer neuen Moden kommen, eine noch toller als die andere. Unsereins macht auch seine Bemerkungen und lacht im stillen über die Thorheit der Welt, die noch immer ihren Gang geht, obgleich den Menschen der Weg nach oben sichtlich sauer wird. Früher begnügten sie sich mit Eselchen und Pferdchen, wenn sie zu müde oder zu bequem waren bergan zu steigen, — jetzt aber muß es gleich per Dampf und mit der Zahnradbahn gehen. Nächstens hat jeder seinen Luftballon in der Tasche, den er bloß aufzublasen braucht. An Wind fehlt's in der Welt ja nicht. Eine Zahnradbahn nach dem Himmel wäre manchen Leuten gewiß ganz angenehm. Jedoch der ist zum Glück zu hoch, und wenn die heilige Kirche nicht für Vorspann sorgte, käme mancher nicht hinein. Sie lächeln, — Sie sind Protestant, der von solchen Dingen nichts versteht. Wir haben's bequemer als Ihr, für uns liegen die Schlepptrossen bereit. Aber ich denke, Ihr kommt doch schließlich ebenso weit, wenn Ihr Euch auch etwas mehr quälen müßt als wir. Laut darf ich das freilich nicht sagen; dann hieße es: der Ketzer! Nun, in dem Puncte bin ich ein Ketzer und bleibe es.“

Draußen ertönte vom nahen Kirchthurm das Abendläuten.

Der Alte stand auf, ergriff die Mütze und sagte:

„Der Dienst geht wieder an. Ich setze Sie hinüber, und da der Mond scheint und es friert, so können Sie sicher und trocken auf dem Leinpfad nach Hause gelangen. Kommen Sie.“

Der Frau, die sich in der Küche beschäftigte, befahl er, die Veronica gegen acht Uhr mit dem Abendessen an die Fähre zu schicken.

Wir beiden schritten am Rhein her. Ein weißes Kreuz leuchtete im Mondschein.

„Das haben meine Frau und ich, dem lieben Gott zu Ehren und den Menschen zum Trost, zum Gedächtnis meiner Rettung aus dem Wasser der Maas gestiftet. Sanct Sebastian erhält auch jährlich eine dicke Kerze. Sicher ist sicher, und doppelt genäht hält am besten. Wer weiß, ob der Vorspann am letzten Ende doch nicht allein nützlich, sondern auch nöthig ist!“

Wir bestiegen die Ponte. Die Fähre setzte sich in Bewegung. Die Wellen des Rheines rauschten und glänzten im falben Mondlicht, die weißen Schneefelder an den Abhängen leuchteten magisch und am Ufer spiegelten sich im Wasser die rothen Lichter aus den Häusern des Städtleins.

„Ade, alter Freund“, sagte ich, „heute war ich zuletzt hier. Morgen geht's in die Heimat nach Norden. Wenn ich einst wiederkehre, hoffe ich Euch noch zu finden. Lebt wohl bis dahin. Dann setzen wir uns wieder zusammen und ich erzähle Euch ein Stückchen von unserer Wasserkante.“

„Das soll ein Wort sein. Für den Rothen müßt Ihr dann aber auch sorgen. Der Mensch liebt die Veränderung.“

Die Ketten rasselten und knarrten wieder. Die Ponte fuhr über und bald zurück nach dem Städtchen. Ich ging mit raschen Schritten dem Curort zu und dachte noch lange des Alten auf der Fähre.

Der Sächsische Landesverband zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts

versammelte sich am 28. April zum ersten Mal in Dresden, unter dem Vorsitz des Prof. Weicker aus Zwickau. Sein Keim war einer Vereinigung vogtländischer Lehrer, welche an dem Handfertigkeits-Unterricht zu Dresden im Sommer 1882 theilgenommen hatten, deren Urheber und Seele aber, Franz Hertel in Zwickau, leider schwer krank daheim lag und nur ein Erzeugnis seines Fleißes und Scharfblickes gedruckt übersenden konnte, nemlich einen ersten Bericht über die Arbeitspulen im Königreich Sachsen, der sich zum Theil auf frühere Mittheilungen im „Nordwest“ stützt. Ihn ergänzte eine Ausstellung in der Turnhalle der siebenten Bürgerschule (Ammonstraße), deren Zeichensaal den Verhandlungsraum abgab. Ueber die Ausstellung gab später Lehrer Schuricht einen übersichtlichen Bericht. Rittmeister a. D. von Clauson-Kaas lud ein zur Besichtigung einer Ausstellung von Arbeiten der durch ihn ins Leben gerufenen Hausindustrieschulen der Sächsischen Schweiz, die sich in dem Helbigschen Saale der Brühl'schen Terrasse gegenüber befand.

Hierauf sprach Oberlehrer Dr. W. Götze aus Leipzig über das Wesen und den Stand des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts, den er im vorigen Sommer an Ort und Stelle kennen gelernt hat. Es wäre schade, dieser tiefeindringenden Darlegung Einzelheiten vorweg zu entnehmen, da wohl auf vollständigen Abdruck vielleicht in diesem Blatte selbst gerechnet werden darf. Zur Bestätigung alles Gesagten saß kein Geringerer als Otto Salomon, der Meister von Nääs, mit seiner ernst und tactvoll theilnehmenden liebenswürdigen Frau unter den Zuhörern. In der Versammlung wurde er zwar nicht begrüßt, wohl aber Abends bei dem gemüthlichen Zusammensitzen auf Belvedere. Er antwortete in längerer Rede zum Lobe der verwandten deutschen Bestrebungen gedankenvoll und bescheiden wie immer.

Den zweiten Vortrag des Tages hielt Lehrer Heeger aus Leipzig über Werkstattarbeit in Knabenhorten. Gartenarbeit sei wohl noch besser, aber in Großstädten nicht immer zu haben; Spiel allein genüge nicht dem Zwecke. Die gute Wirkung der Handarbeit in Pappe, Holz u. s. f. wurde darauf gründlich und einleuchtend nachgewiesen.

Es folgte hiernach eine Pause zur Mittagsmahlzeit, die man zwanglos im Böhmischen Bahnhof einnahm, und dann noch eine geschäftliche Verhandlung des Verbandes. Eine Eingabe an die Staatsgewalten hat zu dem erfreulichen Ausgang geführt, daß der Landtag der Regierung zehntausend Mark für den Handfertigkeits-Unterricht zur Verfügung gestellt hat. Weitere dahingehörige Schritte besprachen die Leiter nachher, mit dem ebenfalls hier versammelten deutschen Centralcomite.

Ueber Mitglieder- und Cassen-Bestand, die noch der Hebung bedürfen, sprach der Rechnungsführer Banquier Hentschel aus Zwickau.

Nächstes Jahr will man sich auf Dresdener Antrag in Leipzig versammeln.

Die Hamburger Armenpflege-Reform von 1788.

(Fortsetzung.)

Die Frage, wie die verschiedenen Armen zu unterstützen seien, wurde in einem eigenen Abschnitt der neuen Armen-Ordnung beantwortet. Als oberster Grundsatz sollte gelten, daß wer nur einigermaßen zur Arbeit fähig sei, nicht ganz durch Almosen unterhalten werden dürfe. Den zur Arbeit Fähigen und Willigen sollten die Vorsteher und Pfleger womöglich eine ihren Fähigkeiten und Kräften entsprechende Arbeit verschaffen. Als leichte Arbeit für Alt und Jung wurden insbesondere das Flachs-, Woll- und Baumwoll-Spinnen, das Weben und Strumpfstricken bezeichnet. Zugleich ward die Hoffnung ausgesprochen, daß Manufacturisten und Andere, die mit Materialien für auswärtige Fabriken handelten, dem Armen-Collegium anzeigen würden, welche Arten von Arbeiten sie vorzüglich unter die hiesigen Armen eingeführt wünschten, und wie hoch sie solche bezahlen könnten. Die Armen, welche Beschäftigung fanden, sollten auf eine ihren Zustände gemäße Weise unterstützt werden, damit sie wohlfeil genug arbeiten könnten, ohne dabei Noth zu leiden. Die erforderlichen Rohmaterialien und Geräthschaften sollten denen, welche sie nicht anschaffen könnten, von der Armen-Anstalt gereicht werden. „Sie bleiben aber", heißt es weiter, „immer ein Eigenthum der Armen-Anstalt und können von der Direction allenthalben, wo man sie findet, vindicirt werden, weßfalls auch die Geräthschaften mit besonderen Zeichen zu versehen sind." Unter Umständen wollte man auch die Einlösung versetzter oder verkaufter Geräthschaften ermöglichen. Diejenigen Armen aber, welche in der Gärtnerei, bei Bauten, Deich- und Gassenreinigung oder anderen ähnlichen Arbeiten zu brauchen waren, sollten von den Vorstehern und Pflegern Denen, die dergleichen Arbeiter nöthig hatten, insbesondere auch den Deputationen des Bauhofs, Kalkhofs, der Fortification und Düpe (Erbaustiefung) empfohlen werden. Für Kinder und Andere, welche noch zu keiner bestimmten Arbeit angeführt werden, wollte man in verschiedenen Gegenden der Stadt Werkzimmer errichten, in denen Unterricht im Spinnen, Stricken und Weben ertheilt werden konnte. Träge, widerspänstige und betrüglich handelnde Arme wurden in's Zuchthaus verwiesen, wo man sie, wenn es nicht anders ging, durch Wasser und Brot, Einsperrung in die Koje und andere Zwangsmittel zu bessern suchte. Alle den Armen von der Armen-Anstalt gereichten Kleidungsstücke und Betten sowie auch die „von den Armen vor ihrer Annehmung versetzten oder verkauften und von der Armen-Anstalt wieder eingelöseten Geräthschaften und andere Sachen waren mit einem besonderen Zeichen zu versehen, und sollte der Armen-Anstalt an allen mit solchem Zeichen versehenen Sachen das Vindicationsrecht zustehen."

Kranke sollten durch die vom Armen-Collegium angestellten Armenärzte behandelt und mit den nothwendigen Arzneien versehen werden. Diejenigen aber, welche wegen Alters oder unheilbarer Gebrechen arbeitsunfähig waren, wünschte man in den Hospitälern oder bei guten Leuten in der Stadt oder auf dem Lande gegen ein billiges Kostgeld unterzubringen. Die letztere Art der Versorgung ward auch neben dem Waisenhaus für arme Waisen und andere hilflose Kinder angeordnet. Damit ferner die Kinder der Armen eine ihren Umständen und Fähigkeiten angemessenere Erziehung erhielten, wollte man zweckmäßige mit Arbeits-Anstalten zu verbindende Schulen errichten.

Endlich ward auch eine Unterstützung der sogenannten verschämten Armen vorgesehen; die Betreffenden durften sich direct bei den Bezirksvorstehern melden, und ihre dem kleinen Collegium mitgetheilten Namen sollten von den Mitgliedern desselben thunlichst verschwiegen werden. Zugleich aber ward mit Recht darauf hingewiesen, daß alle Vorsicht und Aufmerksamkeit dabei zu beobachten sei, „damit auch hier nicht die Armengelder an Unwürdige oder unnöthiger Weise verschleudert werden." Diese eine besondere Behandlung der verschämten Armen verschreibenden oder doch verstattenden Bestimmungen finden sich indeß schon in der „Redivirten Armen-Ordnung von 1791" nicht mehr. Daselbst wird von den verschämten Armen nur gesagt: sie können nach dem eigentlichen Zweck und den gegenwärtigen Kräften der Anstalt keine mehrere Unterstützung verlangen, als die jedem andern Nothdürftigen gereicht wird, und müssen ihre weitere Unterstützung bei den übrigen, zahlreichen öffentlichen und Privatstiftungen suchen. „Uebrigens", so hebt noch die Armenordnung von 1788 hervor, „versteht es sich von selbst, daß auf alle Armengelder und andre Hilfeleistungen ihrer Bestimmung gemäß kein Arrest, unter welchem Vorwand es wolle, stattfinden könne. Diejenigen aber, welche sich diese bloß für wahre Nothdürftige bestimmten Vortheile, ohne wirklich arm zu sein, für sich oder die Ihrigen, die sie ernähren könnten und zu ernähren verpflichtet sind, durch falsche Vorstellungen erschleichen, oder die ihnen gereichten Lebensmittel, Feuerung, Leibes-Bedeckung u. s. f. an andere verkaufen oder überlassen, sollen, so wie auch diejenigen, die darin mit ihnen colludiren, mit einer den Umständen angemessenen Geld-, Gefängnis- oder andern Strafe belegt werden."

Ein fernerer Abschnitt der neuen Armen-Ordnung handelte von Maßregeln gegen die fremden Armen und die Bettelei. Da man von vornherein einsah, daß es unmöglich war, allen in die Stadt kommenden fremden Armen Unterhalt zu verschaffen, so wurden die Bezirksvorsteher angewiesen, die erst kürzlich hergezogenen oder künftig ankommenden Fremden, die sich bei der Armen-Anstalt meldeten, aber kein Gewerbe angeben konnten, in dem sie mit Nutzen zu brauchen sein möchten, aus der Stadt zu verweisen. Den Betreffenden sollte, eventuell unter Gewährung eines Reisepfennigs, die Verwarnung ertheilt werden, daß, falls sie sich hier wiedersehen ließen, mit mehrerer Härte gegen sie verfahren werde. . . . Wer Fremde aufnahm,

von denen nur im Mindesten zu besorgen, daß sie über kurz oder lang dem Publico zur Last fallen würden, sollte dies sofort den Armenpflegern seines Quartiers anzeigen, unter dem Präjudiz, daß er eventuell nicht nur mit Geldstrafe belegt werde, sondern auch später zur Unterhaltung der von ihm Aufgenommenen verpflichtet sei.

Alles Betteln in der Stadt und auf dem Lande ward strenge verboten. Die Wachen, Schreiber und Visiteurs in Thoren und Bäumen sowie auf den Außenposten wurden ermahnt „keine fremde Bettler, Krüppel, hausirende Juden, sogen. Zigeuner, angebliche Bergleute und dergleichen an ihrem Aufzuge leicht erkennbares Gesindel" in die Stadt oder deren Gebiet einzulassen. Wer einen fremden Bettler, hausirenden Juden oder dergleichen Gesindel zu Schiffe oder mittelst Fuhrwerk in die Stadt oder deren Gebiet brachte, sollte in eine Strafe von 10 Rthlr. genommen werden. Die gleiche und eventuell eine noch härtere Strafe wurde Denjenigen angedroht, welche Bettler beherbergten. Alle, die sich beim Betteln betreten ließen, sollten von den Armenvögten ins Zuchthaus geschafft werden. Endlich aber wurde das Almosengeben an Bettler in der Stadt und auf dem Lande dergestalt verboten, daß, wer künftig einem Armen auf der Gasse, vor der Hausthür, aus dem Fenster, auf einer Promenade oder Landstraße Almosen reichte, dadurch jedesmal in 5 Rthlr. Strafe unabbittlich verfallen sein sollte, welche von ihm auf davon gemachte glaubhafte Anzeige sofort, allenfalls executivisch durch einen der Herren Gerichtsverwalter einzufordern und halb dem Denuncianten, halb der Armencasse zuzuwenden war. „Indessen", fügt die Armenordnung hinzu, „bleibt es einem Jeden unbenommen, gewisse ihm bekannte Arme entweder in sein Haus kommen zu lassen und ihnen daselbst eine milde Gabe zu reichen oder sie ihnen durch andere und auf eine andere Art reichen zu lassen. Auch kann ein Jeder seine milde Gabe den Armenvorstehern und Pflegern mit der Anweisung wem sie zugewandt werden soll, zusenden, da dann im letzteren Fall die Vorschrift des Gebers pünktlich zu befolgen ist." . . . . .

Als Haupteinnahme der Anstalt wurde von vornherein der Ertrag der wöchentlichen Stadtsammlung bezeichnet. . . .

In Betreff der Höhe der Unterstützung wurde gesagt: „die Unterstützung des Hilfbedürftigen muß nicht mehr ausmachen als den höchstnöthigen Zuschuß zu dem was er zu seinem nothdürftigen Unterhalt bedarf und mit seiner Arbeit nicht verdienen kann. Die Furcht vor Mangel ist der einzige Antrieb zu ernsthafter Arbeit unter den unteren Volksclassen. Sieht der Bedürftige in der neuen Armen-Ordnung ein sichres Brot bei geringer Arbeit, so verschwindet alle unsre Hoffnung, Industrie zu verbreiten, die Armen ihre eigenen Kräfte kennen zu lehren, und alle Aussicht auf das Auskommen, das sie bei Reinlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit in ihrer Arbeitsfähigkeit finden können. Niemand halte diese Strenge für Härte, ohne sie verfehlen wir unseren Zweck und verschwenden unsere Summen an fortdauernde Trägheit." Nachdem dann ein ungefährer Ueberschlag über das Bedürfnis der gesunden Armen versucht war, hieß es weiter: „So genau und kärglich indessen der vorstehende Ueberschlag in Absicht eines jeden einzelnen Artikels abgemessen ist, und so gewiß es auch bleibt, daß man, wenn die Armenanstalt einem jeden Armen seine Wirthschaft einrichten sollte, keinen einzigen dieser Artikel geringer würde bestimmen können, so zeigen doch die bereits gesammelten Erfahrungen, daß der Arme in der That mit noch wenigerem auskomme. Dies liegt theils in der bei dem größeren Theil unserer Armen durch anhaltende Noth bis zu einem unglaublichen Grad angestrengten Fertigkeit zu entbehren und sich zu behelfen, theils in mancherlei kleinen Nebenvortheilen und Zuflüssen, die man dem Armen unmöglich bestimmt nachrechnen kann und die er selbst nicht bestimmt anzugeben im Stande ist. In dieser Rücksicht wird man das wirkliche Bedürfnis des Armen, da hier die äußerste Sparsamkeit erfordert wird, mit Sicherheit und ohne Härte noch auf den vierten Theil geringer annehmen können und müssen." Da aber während der Wintermonate manche Arbeit darniederlag, und zugleich der strengeren Jahreszeit wegen Alles theurer ward, so sollte im Winter eventuell eine höhere Unterstützung als im Sommer gewährt werden. Durch diese den factischen Verhältnissen in gebührender Weise Rechnung tragende Bestimmung entstanden dann die sogen. Winter- und Sommertaxe, die sich sammt dem alten Namen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Jeder Arme sollte zur nothdürftigen Leibesbedeckung eine Bettdecke von grobem Wollenzeug nebst Strohsack, 2 Hemden und ein nothdürftiges Oberkleid haben. Fehlte es an einem dieser Stücke, so war dasselbe so billig wie möglich anzuschaffen oder, wenn es versetzt war, einzulösen, Alles von der Armen-Anstalt Angeschaffte mußt aber mit einem unauslöschlichen und leicht in die Augen fallenden Kennzeichen versehen werden. Was der Arme ferner an Almosen von der Armen-Anstalt erhielt, sollte ihm in erster Linie zur Deckung der für ihn erfahrungsmäßig besonders lästigen Miethe gegeben werden. In weiterer Ausführung dessen ward bestimmt: „Sobald vom Collegio beschlossen ist, wie viel einem jeden Armen für das nächste Halbjahr an der Miethe zu Hülfe zu geben sei, wird einem jeden Hauswirth durch die Vorsteher des Bezirks ein nach einem gedruckten Formular auszufüllender und von diesen Vorstehern unterschriebener Versicherungsschein über diejenige Miethe zugeschickt, die die Armen-Anstalt mit Ablauf des halben Jahres für die Einwohner seines Erbes an ihn bezahlen wird. Ueber den Empfang dieses Versicherungsscheines quittirt der Hauswirth in einem ihm zugleich vorzulegenden Quittungsbuch und läßt alsdann zur Verfallzeit die in dem Versicherungsschein benannte Summe gegen Einlieferung dieses Scheines bei der Hauptkasse der Armen-Anstalt abfordern." Je nach den Umständen sollte die Miethe einigen Armen ganz, andern nur zum Theil, einigen das ganze Jahr hindurch und anderen nur im Winter freigegeben werden.

Der gesunde Arme, so meinte man weiter, werde, wenn er seine Miethe ganz oder theilweise frei erhalte, seine übrigen Bedürfnisse in den meisten Fällen mit dem Ertrag seiner Arbeit bestreiten können. Könne er dies aber nicht, so sei ihm die weitere Unterstützung der Regel nach wöchentlich in barem Gelde zu reichen. Ihm diese Unterstützung oder gar den Lohn seiner Arbeit in unentgeltlichen Nahrungsmitteln und anderen Naturalien zu geben und ihn dadurch der Geldwirthschaft ganz zu entwöhnen, werde nur dann gerathen sein, wenn man die Hoffnung, den betreffenden Armen jemals zu besserem Auskommen zurückzubringen, ohnehin verloren geben müsse, oder wenn man bereits die Erfahrung gemacht habe, daß er das ihm gereichte Wochengeld sogleich zur Befriedigung der Trunkenheit oder anderer Laster verschleuderte, in welch' letzterem Fall jedoch Zuchthausstrafe wohl das einzige anwendbare Mittel sein werde. „Da aber," so fuhr die Instruction fort, „der Arme seine Nahrungsmittel sowohl als die benöthigte Feuerung nicht anders als bei Kleinigkeiten anzuschaffen im Stande ist und sie daher, besonders im Winter, nicht nur um vieles theurer bezahlen muß, sondern auch in schlechterer Qualität erhält als der Wohlhabende, der sich dieselben zur rechten Zeit und in hinlänglicher Menge anschaffen kann, so wird die Armen-Anstalt dafür sorgen, allen Armen, die es bedürfen, für die Wintermonate das benöthigte Brot und vielleicht auch andere Arten von Nahrungsmitteln sowohl als die benöthigte Feuerung auch bei Kleinigkeiten zu wohlfeileren Preisen und in guter Qualität zukommen zu lassen, und zu dem Ende entweder eigene Magazine in verschiedenen Gegenden der Stadt anlegen oder auch mit Bäckern und Krügern in verschiedenen Gegenden der Stadt die wohlfeilere Lieferung dieser Producte an die Armen bedingen, bei denen diese sich alsdann mit denen ihnen hierüber von den Pflegern zugestellten Zetteln oder Zeichen zu melden haben. In dieser Absicht wird zu Anfang eines jeden Winters nach den Berichten der Herren Pfleger der Ueberschlag gemacht werden, wie viel einer jeden Armenfamilie ihres Quartiers wöchentlich an Brot und Feuerung zuzuwenden sei, und ihnen hiernach die nöthige

Anzahl von Zetteln oder Zeichen zugestellt werden, um solche dann wöchentlich an die Armen zu geben. Für diejenigen Armen, denen diese Producte vorkommenden Umständen nach ganz unentgeltlich gereicht werden müssen, sollen besondere von den vorigen unterschiedene Zeichen oder Zettel verfertigt werden."

(Schluß folgt).

Elektrische Städtebeleuchtung.

Der erste und zur Zeit wohl noch einzige Ort Deutschlands, dessen Straßen nur durch elektrisches Licht erhellt werden, ist das Schwarzwaldbad Triberg in Baden. Im Mittelpuncte der herrlichen, von Jahr zu Jahr mehr besuchten Schwarzwaldbahn (Offenburg-Villingen) in einem aufstrebenden Gebirgsthale an strömenden Bergwässern gelegen und deshalb von Fremden sehr bevorzugt, im wesentlichen aus einer langen Hauptstraße mit graden Querstraßen bestehend, mußte und konnte der Ort etwas thun, um die ungenügende, bis 1883 mittels Petroleum beschaffte Beleuchtung zu verbessern. Der Stadtrath entschied sich, insbesondre auf Grund von Erfahrungen in einer Messinggießerei Tribergs, für die Aufstellung von 12 Bogenlampen in einer Stärke von je 1200 Normalkerzen. Je sechs Lampen werden von einer dynamo-elektrischen Maschine gespeist, die ihrerseits von einem oberschlägigen Wasserrad getrieben wird, das Tags über den Zwecken einer gewerblichen Anlage dient. Das treibende Wasser hat je nach der Jahreszeit 10—17 Pferdekraft; das Wasserrad entspricht durchaus nicht den Anforderungen der Neuzeit, ist aber trotzdem im Stande (bei allen Schwierigkeiten, welche die Umwandlung der geringen Geschwindigkeit des Wassers in die große der Dynamo-Maschinen einschiebt) die zwölf Lampen, in letzterer Zeit fehlerlos, zu versorgen. Die Anlage kostete 20 000 ℳ, der Betrieb beansprucht vorläufig etwa 3 500 ℳ, ungefähr doppelt so viel, als die frühere ungenügende Petroleumbeleuchtung kostete. (Die Einrichtung ist von Weill und Neumann, früher in Freiburg, jetzt in Karlsruhe.)

Diese Erfahrungen sind jedenfalls sehr beachtenswerth. Finden sich auch Wasserkräfte, wie sie zur Treibung derartiger Maschinen erforderlich sind, fast nur in den Hügel- und Gebirgs-Gegenden Deutschlands in der nöthigen Gleichmäßigkeit, so entbehrt doch die norddeutsche Tiefebene nicht durchaus der Naturkräfte, welche in diesem Sinne verwerthet werden könnten. Die letzten Jahre haben bereits außerordentlich viel erreichen lassen in der Verbesserung der Accumulatoren, jener Elektricitäts-Aufspeicherer, die man gelegentlich füllt, um dann ihren Gehalt zu anderer Zeit oder an anderem Orte zu verwenden. Sind diese einmal bis zu einer Vollkommenheit gediehen, die ihnen dauernden praktischen Werth sichert, so besteht die beste Aussicht, daß man in kurzem von eigenen Windmühlen diese Kraftbehälter füllen läßt und damit die Straßen vorläufig derjenigen Städte billig erleuchtet, deren Bauart der Beleuchtungs-Anlage ähnlich günstige Bedingungen bietet wie das Bergstädtchen Triberg.

Allerlei Gemeinnütziges.

Poliklinik und Pflegestation für Frauen in Berlin. Vom 1. April 1885 bis 31. März 1886 sind in der Poliklinik (Alte Schönhauserstraße 23/24, Montags und Donnerstags von 4—8 Uhr) 1356 Personen behandelt worden, von denen 859 neu zugegangene, 497 aus früheren Jahrgängen übernommene. Es waren dies: Verheiratete Frauen: an Genitalkrankheiten Leidende 678, an inneren Krankheiten Leidende 350, an Haut- und chirurgischen Krankheiten Leidende 128; Unverheiratete und Witwen: an Genitalkrankheiten Leidende 70, an inneren Krankheiten Leidende 86, an Haut- und chirurgischen Krankheiten Leidende 44, im ganzen 1356 Personen. Seit dem Bestehen der Poliklinik überhaupt ist dort 11 731 Personen ärztlicher Rath und Beistand zutheilgeworden. In der Pflegestation (Friedrichstraße 203) wurden in dem gleichen Zeitraum 34 Kranke verpflegt, wovon 28 Verheiratete, 6 Unverheiratete waren. Die Zahl der Verpflegungstage betrug 700, die der ausgeführten Operationen 9. Seit dem Bestehen der kleinen Pflegeanstalt sind im ganzen 188 Personen dort verpflegt worden.

Heilschwindel. Der Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe warnt neuerdings vor folgendem Schwindler: „Ein gewisser „Dr." C. Rolle, „nicht approbirter Arzt" in Hamburg, Mühlenstraße Nr. 28, erbietet sich in marktschreierischen Zeitungsanzeigen zur unfehlbaren Heilung von Geschlechtskrankheiten und Schwächezuständen aller Art. Wer sich an Rolle wendet, erhält zunächst eine Broschüre, welche den offenbaren Zweck verfolgt, den Patienten in große Beängstigung zu versetzen und ihn so zur pecuniären Ausbeutung vorzubereiten. In der Broschüre ist mehrfach gewarnt vor „jenen erbärmlichen Quacksalbern, welche nur das Geld den armen Leidenden aus der Tasche locken", vor „jenen Charlatans, welche ihre nichtsnutzigen Präparate mit erborgten ärztlichen Attesten schmücken", vor „jenen im Bunde mit den Heilmittelfabrikanten stehenden, heruntergekommenen und moralisch versumpften Winkeldoctoren" u. s. f. — Solche Warnungen finden sich in den neueren Schriften der Geheimmittel-Speculanten fast ausnahmslos und verfehlen nicht die beabsichtigte Wirkung auf das Publicum. C. Rolle behandelt seine Patienten auf schriftlichem Wege und verlangt ein Curhonorar von 6—8 ℳ für die Woche je nach der Krankheit. Das Honorar ist wöchentlich vorauszubezahlen, der Herr Doctor nimmt aber, um seinen Patienten Bemühungen zu ersparen, die Vorausbezahlung auch für mehrere Wochen an. Rolle ist 1856 zu Altona geboren, seines Gewerbs ein Bürstenmacher und wie folgt bestraft: 1877 wegen Gewerbecontravention mit 50 ℳ Geldstrafe event. 14 Tage Haft, 1878 wegen unerlaubten Verkaufs von Arzneien mit 100 ℳ Geldstrafe, event. 4 Wochen Haft, 1879 wegen Gewerbecontravention mit 300 ℳ Geldstrafe, event. 4 Wochen Gefängnis, 1879 wegen desgleichen mit 3600 ℳ Geldstrafe, event. 3 Monaten Gefängnis, 1881 wegen Beihilfe zu dem Verbrechen des § 218 des R.-St.-G.-B. mit 2 Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 4 Jahre, sowie wegen Gewerbecontravention mit 10 ℳ Geldstrafe, event. 14 Tagen Haft, 1884 wegen Uebertretung der Medicinalordnung mit 20 ℳ Geldstrafe, event. 2 Tagen Haft, 1885 wegen fahrlässiger Körperverletzung mit 3 Monaten Gefängnis. Zur Zeit steht Rolle wegen unbefugter Führung des Doctortitels und wegen Fälschung eines amerikanischen Doctordiploms in Untersuchung. Wir warnen vor diesem gemeingefährlichen Heilkünstler, welcher sich einer sehr ausgedehnten Kundschaft erfreuen soll und sich durch die vielfachen Bestrafungen nicht abhalten läßt sein nichtswürdiges Geschäft weiter zu betreiben."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 20. Sonntag, 16. Mai. 1886.

Sprachvereins-Sachen.

Der jüngst verstorbene Dichter Scheffel hat dem Allgemeinen deutschen Sprachverein am 20. September 1885 gleich nach dessen Entstehung, „mit Grundsätzen und Bestrebungen vollkommen einverstanden", „beste und umfassendste Erfolge" gewünscht, was sich von einem solchen geschichtlichen Kenner und schaffenden Meister unserer Muttersprache auch nicht anders erwarten ließ. Schritte zur Gründung eines Zweigvereins aber war er mit Erfolg nicht zu thun imstande, fügte er hinzu, „da ich die meiste Zeit im Jahr meinen Wohnsitz in Radolfzell am Untersee habe, das alte schwäbisch-allemannische Bauerndeutsch, das die Leute dortlands reden, möglichst wenig Fremdwörter zuläßt, und geschrieben dort nicht viel wird."

Aus der Begründung dieses Nein läßt sich für Andere eine gute Lehre entnehmen, wie sie ihr Ja zu behandeln haben werden. Sie müssen in Mitthätigkeit treten je nach ihrer Umgebung. Die Zweigvereine in den Hochschulen-Städten werden das Gelehrten-Deutsch untersuchen, mit dem sich vorläufig schon einige Helfer des Vereins auf eigene Hand versucht haben, Julius Duboc z. B. in der letzten Nummer der „Gegenwart". In den Landeshauptstädten, von der Reichshauptstadt an herab, gilt es die Häupter der Behörden zu solchen Verordnungen zu bewegen, wie sie die schneidigen Amtsgenossen Stephan und Maybach für ihre dichtbesetzten Fächer erlassen haben, ohne auf den Verein zu warten. Dem Allgemeinen deutschen Verein, der die Kraft und Eindringlichkeit der ganzen Bewegung in sich sammelt, empfehlen wir die Regierungen und Volksvertretungen, damit alle neuen Gesetze in Zukunft das Deutsch reden, welches der Genius der Nation — um einen noch geltenden und kaum übersetzbaren Begriff zu brauchen — von nun an offenbar verlangt. Endlich aber dem Bremer Zweigverein, der sich eben unter Herrn Dr. Brenning's Vorsitz gebildet hat, dem Hamburger Verein, der ebenfalls auf den Antrieb des Herrn Dr. Saalfeld aus Blankenburg um Ostern ins Leben getreten ist, und anderen Vereinen in Handelsstädten dürfte vor allem obliegen, die kaufmännische Sprache von dem Gerümpel störender Fremdwörter zu säubern.

Ohne jeden Widerstand wird das freilich wohl nicht durchzusetzen sein. Der altsprachlich gebildete Rechtsgelehrte, der in der Handelskammer mit dem fremdsprachkundigen, oft oder lange im Ausland gewesenen Geschäftsmann den Ton angibt, sie beide werden die Zumuthung am liebsten einfach von sich weisen, solange ihr Grund und Fug ihnen nicht völlig einleuchtet. Ihnen sitzt die herkömmliche Sprachmischung ja so bequem! und was geht es Andere an, wenn sie noch Debet und Credit schreiben statt Soll und Haben, oder per, circa, rot. u. s. f. statt irgend eines entsprechenden deutschen Wörtchens, mag es auch keinen Buchstaben länger sein? Mit dem Handels- und Schifffahrts-Welsch aus allerlei Sprachen erleichtert sich obendrein der auswärtige Verkehr mündlich und schriftlich. Ein besonnenes Vorgehen, das prüft wohin es seinen Fuß setzt, ist hier gewiß, wie allenthalben, angezeigt. Aber dann müssen die Wortführer des Kaufmannsstandes sich eben betheiligen, und zuerst, was dem erwachten Sprachgefühl der Nation zuwider ist, aus ihrer Schrift- und Druck-Sprache und ihren Geschäftsbüchern selbst beseitigen. Es wird ihnen nur behagen und wohl bekommen, wenn sie sich damit zugleich von der falschen eingebildeten Vornehmheit lateinischer Sprichwörter und anderer fremder Brocken befreien, die aus dem Munde eines längst der Schule entwachsenen Weltmanns so oft unrichtig hervorpoltern. Ein verstorbener Reichstags-Abgeordneter war auf einer gewissen erhabenen Stufe seiner Laufbahn stark in solchen Anführungen wie bis dat qui citus dat oder non civium ardor parva jubentium u. dgl. Reines gutes Deutsch wird in deutscher Gesellschaft hinfort als die adligste Sprechweise gelten.

In dem Bremer Sprachverein ist ein gutüberlegtes Hinwirken auf die Verdeutschung entbehrlicher Geschäftsfremdwörter schon angeregt worden, gleichzeitig aber auch gewünscht, der Verein möge nicht seine ganze Aufgabe in der Fremdwörter-Hetze erblicken, so wichtig dieselbe auch unter dem socialen Gesichtspunct ist, nemlich als Niederreißung einer Schranke zwischen den Höchstgebildeten und den Massen des Volks. Wenn die Sache so fröhlich weitergeht wie sie angefangen hat, dürfen Viele von uns hoffen das Ende noch zu erleben, das heißt die Ausmerzung des auszumerzenden Fremdworts im wesentlichen. Muß dann der Verein, dessen Name doch noch weiter weist, das erworbene Maß von Vertrauen und Kraft in alle Winde zerstreuen? Sollte er da nicht vielmehr zu neuen lockenden Arbeiten übergehen, und beispielsweise in der Rechtschreibung zu vollenden suchen, was der vormalige preußische Cultusminister v. Puttkamer zum Verdruß

des Fürsten Bismarck und vieler anderen guten Deutschen aus allen Lagern ebenso unglücklich als unberufen begonnen hat?

Man darf glauben, sich hierin mit den Urhebern und Leitern des allgemeinen Sprachvereins in voller Uebereinstimmung zu befinden. A. L.

Selbstüberwindung.

Von

Wilhelm Fischer.

Ein tapferer Kriegsmann — ich meine, es wäre York von Wartenburg gewesen, kann mich aber irren — ertheilte eine Zeitlang seinen beiden Söhnen selbst den Geschichts-Unterricht. Als er ihnen eines Tags von Mutius Scaevola erzählt hatte, der vor dem Könige Porsenna seine Hand den Flammen preisgab, fragte er: Würdet ihr wohl einer ähnlichen Standhaftigkeit fähig sein? Die wackeren Knaben bejahten dies in jugendlicher Begeisterung, und er stellte sie sofort auf die Probe, indem er ein Stückchen Papier anzündete und dem älteren auf die geöffnete Hand legte, wo derselbe, die Lippen zusammenpressend, es ruhig zu Asche verbrennen ließ. Der andere gab seinem tapferen Bruder nichts nach. — Und nun durfte ich alter Narr, so ungefähr schreibt der Vater an einen Freund — doch auch nicht hinter den braven Jungen zurück stehen und mußte auch versuchen, wie's thut. — Sie liefen ein paar Tage mit leichten Brandwunden herum, weiter hat ihnen der Spaß nicht geschadet.

Im Gegentheil. Und wenn ein solcher handgreiflicher Beweis auch Thorheit gescholten werden mag und nicht nach jedermanns Geschmack ist: Selbstüberwindung schon von früher Jugend an planmäßig zu üben sollte jedes Erziehers Bestreben sein, ob er nun andere oder sich selbst erzieht.

Denn das Leben fordert sie in tausend Fällen unerbittlich von uns, und eine zeitige Vorbereitung mildert den unvermeidlichen Schmerz, eine weise Uebung in der nothwendigen Kunst des Ertragens und Entsagens macht sogar schwere Fälle verhältnismäßig leicht.

Wir lustwandeln zur Sommerzeit in einem öffentlichen Garten. Rings duften und locken die reizendsten Blumen, die Nelken glühen, die thaufrischen Rosen nicken mit dem schweren Haupte: Brich mich! wir wänden herzlich gern ein Sträußchen und wüßten am Ende auch, wohin damit — aber Hand weg! wir wissen, aus guten Gründen ist jede Pflanze hier für die Menge ein Kräutchen Rühr' mich nicht an, alles nur zum Ansehen da.

Auf einer Fußwanderung schleppen wir uns heiß und wegemüde durch die Sonne an einem Landhause vorbei. Da winken am Spalier große, saftige Birnen. Wie würden die köstlichen uns erfrischen, die auf der Zunge zerschmelzenden unseren brennenden Gaumen laben, so nah, so leicht erreichbar! aber vorüber! nicht um Geld und gute Worte sind diese Lieblingsfrüchte dem glücklichen Besitzer feil, und stehlen darf man eben nicht.

Wir schlendern schaulustig über den Bazar einer großen Stadt. Rechts und links sind die schönsten Sachen geschmackvoll zum Verkauf ausgestellt, Dinge, die wir kennen und die wir nicht kennen, prächtige und einfache, kostbare und schlichtere, preiswürdig alle — es zuckt uns in den Fingern, wir fühlen verstohlen ans Geldtäschchen, etwas ist darin, zu ein paar Gelüstbefriedigungen langt es — aber wenn wir nicht unumgänglich etwas nöthig haben, so kaufen wir höchst wahrscheinlich am besten nichts. Denn die meisten Menschen haben nur zu den nothwendigen Ausgaben grade Geld genug.

Ein Arbeiter kommt Mittags auf dem Heimwege am Schaufenster eines vornehmen Fleischers vorbei — voll Eßlust jedenfalls, wenn wir das bittere und oft misbrauchte Wort Hunger auch noch vermeiden wollen. Wie muthen ihn die sauberen Waaren an, der gekochte Schinken im Anschnitt, die drallen Würste, das zarte Rauchfleisch! alles nur durch eine dünne Glasscheibe von ihm getrennt. Geh weiter, Mann, wenn dir auch das Wasser im Munde zusammenläuft, geh heim zu deinen Kartoffeln — vielleicht gibt's heut' einen Häring dazu.

Doch wozu diese Beispiele häufen, deren Zahl jeder aus eigener Erfahrung vermehren kann. Es gibt schmerzlichere Entbehrungen, es gibt tiefer einschneidende Entsagungen.

Draußen lacht die Sonne, kost die Lenzluft:
Ein Flügeldehnen, Segelspannen
Geht wieder mächtig durch die Welt —
wer sich nur frei machen kann, der eilt hinaus, wer's vermag, der rüstet sich zur Sommerfrische, zur Badereise — du schaust den Glücklichen wehmüthig nach, dein Beruf bannt dich in die dunstige Schulstube, ins dumpfe Gewölbe, in den sonnenlosen, feuchten Winkel jahraus jahrein, zum Schaden deiner Gesundheit, du weißt und fühlst es, aber es gibt höhere Pflichten als selbst die Gesundheitspflege, Weib und Kind wollen Brot, du selbst mußt einen Theil der dem Menschen bestimmten Lebenszeit durch Hingabe des anderen erkaufen.

Oder umgekehrt, du bist noch jung und frei, du darfst hinausziehen mit den anderen ins grüne Wiesenthal und den frischbelaubten Wald, und dir zur Seite geht ein schönes und liebes Mädchen, du möchtest das herzige Kind an dich ziehen und die süßen Lippen küssen — ihr treues Auge blickt dich so hold und freundlich an — aber diese Blume blüht nicht für dich, du darfst nicht verschulden, daß Reif oder Meltthau, Kummer und Verleumdung auf sie fällt, du darfst keine Hoffnungen hegen und erwecken, die unerfüllbar sind, und so geht ihr denn so ruhig und gefaßt wie möglich neben einander durch den lieblichen Maientag, der seinen besten Segen euch vorenthält, und dann aus einander und jeder für sich durchs lange, dürre Leben, strebend, vielleicht allmählich mit Erfolg, kämpfend, vielleicht endlich siegreich, aber einsam bis zum letzten Schlaf.

Alte Jungfern verspotten und Hagestolzen Mangel an Muth vorwerfen ist in der Regel mehr leicht als gerecht. Zu einer glücklichen Ehe gehört mehr als ein liebendes Paar, und ich glaube, es ist eine traurige Geschichte, die also anhebt: „Er war Maler, und sie hatte auch nichts."

Dulden, entsagen, im kleinen und im großen, das ist Menschenloos. Fertig bringt's schließlich ein jeder, aber die Geberden dabei sind sehr verschieden. Ein stolzes Herz thät's nach Indianerweise am liebsten schweigend. Doch das will bei Zeiten geübt werden.

Ich rede nicht einer muthwilligen Selbstquälerei das Wort. Was im Anfange erzählt wurde, paßt nur für seltene Ausnahmefälle. Wir brauchen uns nicht zu geißeln, nicht mit Eisen und Feuer gegen unseren armen Leib zu wüthen. Aber von Jugend an zuweilen auf einen erlaubten und erreichbaren Genuß verzichten, freiwillig die edle Tugend der Enthaltsamkeit üben, das stählt nicht nur gegen die unvermeidlichen Tantalusqualen, sondern übt auch sonst auf den ganzen inwendigen Menschen, oft dazu noch auf den sterblichen Theil, eine wohlthätige Wirkung aus.

Ein unbefangenes Kind fängt schwerlich aus sich selber damit an, es bedarf einer gelinden Anregung.

„Dort stehen Aepfel; ein jeder darf sich einen nehmen, aber man muß nicht immer alles thun, was man darf. Es soll mich wundern, ob's einer von euch über sich gewinnt, keinen zu essen. Merke wohl, er soll ihn nicht auf morgen versparen, nicht einmal verschenken, auch nicht sich mit seinem Fasten brüsten dürfen. Aber dann grade wird er merken, daß es mehr als eine feine äußere Zucht sein kann. So, nun thut, was ihr wollt."

— „Es ist Kirmeß, hier hat jeder sein Marktgeld. Aber ihr braucht es durchaus nicht bis auf den letzten Pfennig auszugeben. Ja, wenn ich bedenke, daß ihr heute hier schon besser als gewöhnlich gelebt habt, daß es euch an nichts nöthigem

und sogar nicht an einigem überflüssigem fehlt, so möchte ich sagen: Wer klug ist, gibt gar nichts aus. Man muß eine Mark in der Tasche haben können, ohne daß sie gleich ein Loch hineinbrennt. Auch einen Thaler, auch ein Goldstück, auch ihrer hundert —"

„Hätt' ich das nur, Vater!"

„Was nicht ist, kann werden. Es soll Heckpfennige geben, weißt du. Ein Körnchen zum anderen macht schließlich einen Berg. Nun ab!"

— „Wir machen einen Ausflug, und alle dürfen mitgehen. Aber es wäre wünschenswerth, daß einer daheim bliebe —"

„Warum?"

„Wenn du das wissen mußt, ehe du dich entscheidest, so gehst du am besten mit. Vielleicht findet sich ein anderer, der sich ohne Fragen und Murren dazu entschließt."

Es wird sich einer finden, zweifelt nicht. In den meisten kleinen Geschöpfen schlummert eine Anlage zu großem Heldenthum. Wenn die Kinder auf der einen Seite höchst sinnlich sind, so sind sie auf der anderen wieder hochsinnig; empfänglich für das leise Anwehen der Ahnung:

Es gibt was bessres auf der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust;

fähig zu edelmüthigen Opfern und freudiger Entbehrung, sollt's auch nicht immer gleich aus den höchsten Beweggründen, sondern etwa nur aus einem gewissen Begriff der Buße sein.

Einst kehrte ich mit zwei Zöglingen von einer Rheinreise, auf der wir übrigens nicht immer zusammen geblieben waren, nach Amsterdam zurück, während ihre Eltern noch länger in Deutschland verweilten. So waren wir eine Zeit lang allein zu Hause und ich die vornehmste Person bei Tisch, was mir selten genug vorkommt, wofern ich nicht allein speise. Noblesse oblige; ich machte den freundlichen Hausvater und bot gleich bei der ersten Mahlzeit beiden zeitig ein Glas Bier an. Der jüngere griff fröhlich zu, der fünfzehnjährige dankte. Kein besser Glück hatte ich beim Nachtisch mit einem Gläschen Bordeaux. Ich verwunderte mich gelinde, beruhigte mich aber mit der Annahme, daß der junge Magen nach der langen Fahrt verstimmt sei. Aber am nächsten Tage und am dritten und vierten ging's ebenso. Der junge Mann trank nur Wasser und war wohl und munter dabei. Ich erstaunte immer mehr, ohne ihn jedoch zu befragen. Ein Erzieher muß nicht grade alles wissen, sondern das eine oder andere den Zögling allein verarbeiten lassen. Aber als die Eltern zurückkehrten, theilte ich der Mutter insgeheim meine Wahrnehmung mit. Sie nickte verständnisinnig und löste mir das Räthsel. Martin hat sich bei seinem Oheim zu Bonn eines Abends im schweren Rheinwein übernommen; es freut mich, daß er sich jetzt aus freien Stücken Enthaltsamkeit auferlegt, sagte die kluge Frau. Mich freute es auch, und dem Jungen hat's gewiß nicht geschadet. Er hat seinen Weg gemacht, mit Erfolg studirt, obgleich nicht zum Staatsdienst bestimmt, ist sogar „Meester" geworden, was in Holland etwa unserem „Doctor juris" entspricht, und lebt nach den letzten Nachrichten, die ich von ihm habe, jetzt als Bankier in London.

Eine weise Regel der Gesundheitslehre schreibt bekanntlich vor: Man soll aufhören zu essen, wenn's einem am besten schmeckt. Mag dies einem älteren, wohlbeleibten Herrn auch zuweilen schwer fallen: ein tapferer Junge bringt es fertig, das kaum berührte Glas entschlossen von den Lippen abzusetzen, so sehr ihm der süße Trank mundet, und seinen guten Durst mit der faden Spende der Wasserleitung zu stillen.

Aber auch im späteren Leben ist freiwillige Selbstüberwindung zu Zeiten recht heilsam. Der leidenschaftliche Raucher thut sehr wohl daran, die frischgestopfte Pfeife zuweilen unangezündet bei Seite zu stellen, die schon glatt abgeschnittene Cigarre vorsichtig wegzulegen. Der Schnupfer thut wohl, wenn er der armen Nase einmal auf einige Stunden, oder gar Tage, Ruhe gönnt, und besonders verdienstlich wird diese Gelüstbezwingung, wenn er derweil die geliebte Dose nicht etwa verschließt, sondern, mit dem edelsten „Cardinal" oder „Lotzbeck" gefüllt, fortwährend in der Rocktasche oder sonst in nächster Nähe hat. Von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts können (zum Glück!) nur wenige diese Geduldproben im vollen Umfange würdigen: die anderen mögen ihre Kraft dem Kuchen und Kaffee und Thee gegenüber zeigen, oder was sonst einen zarten Geschmack zu erfreuen vermag.

Vielleicht wendet jemand ein: Wozu all diese größere oder geringere selbstgeschaffene Qual, da das Leben ja für unvermeidliche in reicher Fülle sorgt? Ertrage die mit heiterem Verstande, mehr verlangt kein Mensch von dir; genieße dagegen froh und harmlos die paar Freuden, die sich dir etwa darbieten: es werden ihrer nicht leicht zu viele sein.

Das läßt sich hören, und es steckt auch wirklich ein Körnlein Wahrheit darin. Die katholische Kirche mildert in ihrer Weisheit die strengen Fastengebote Kranken, Armen, Tagelöhnern, Dienstboten und Reisenden gegenüber. So wollen auch wir allen, bei denen gewöhnlich Schmalhans Küchenmeister ist, einen gelegentlichen guten Bissen nicht verkümmern. Wer daheim als köstlichsten Feiertagstrunk sich höchstens Dünnbier gestatten kann, der nehme sich nicht grade eine Uebung in der Enthaltsamkeit vor, wenn er etwa von meinem gastlichen Freunde R. eingeladen wird. Alles hat seine Zeit. Aber obgleich ich unmöglich wissen kann, wem alle diese Zeilen einmal zu Gesicht kommen, so viel wage ich frischweg zu behaupten: die meisten Leser haben sich, wenn überhaupt, eher zuweilen durch zuviel als durch zu wenig Essen und Trinken geschadet. Darum nochmals: Mensch, überwinde dich hin und wieder einmal, mit Leichtem beginnend! Die Belohnung bleibt, wie bei jeder guten That, selbst für geringe Leistungen nicht aus.

Von dem Nutzen für die Gesundheit will ich nicht weiter sprechen, sondern nur die Aeußerung eines vernünftigen Mannes anführen, der, bei einem glänzenden Mahle wegen seiner großen Mäßigkeit freundschaftlich getadelt, mit dem Brustton der Ueberzeugung erwiderte: Es hat mich in meinem langen Leben noch niemals gereut, irgend etwas nicht gegessen oder getrunken zu haben — wohl aber das Gegentheil.

Einen anderen Vortheil will ich kurz erwähnen. Der Gewinn aber, der dem inneren Menschen aus freiwilliger Enthaltsamkeit erwächst, ist natürlich noch größer. Ich meine damit nicht einen thörichten Dünkel, die kindliche Einbildung einer gewissen Werkgerechtigkeit. Aber ein Gefühl, das damit verwandt sein mag, freilich nur wie die süße Pflaume mit der herben Schlehe, meine ich wohl, denn wir können uns seiner nicht erwehren. Wenn wir freiwillig in allen rein sinnlichen Genüssen höchst mäßig, in Beziehung auf einige sogar enthaltsam sind, so kommen wir uns, ohne die anderen Menschen zu verachten, doch, wie soll ich nur sagen? vornehmer als sie vor; wir fühlen uns, fast wie ein ernster Spartaner, der einen trunkenen Heloten taumeln sieht, unwillkürlich als ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Volk, freier durch freiwillige Gebundenheit. Nicht ganz mit Unrecht. Wir haben die irdische Schwere, so viel wie möglich, abgestreift. Nichts bedürfen ist göttlich; wer am wenigsten bedarf, kommt den Göttern am nächsten.

Nie hat mich aus einer Dichtung dieses Gefühl stärker angeweht, als bei einer gewissen Stelle in Scott's Alterthümler. Ein mächtiger Lord, so reich, daß er die Vollblutpferde seines eigenen Gestüts nicht kennt noch zählt, speist nach langer Abgeschlossenheit endlich einmal wieder bei einem alten Freunde, der den werthen Gast natürlich angemessen bewirthen will. Und darauf verstehen sich die Angelsachsen jenseit des Wasser, haben auch die Mittel dazu: ihren Lendenbraten, den sie in scherzhafter Verehrung in den Adelstand erheben und als Ritter anreden: Sir Loin, ihr fünfjähriges Hammelfleisch, zart wie Reh, dem Rücken der besten Haidschnucken vergleichbar, dazu Lachs und Forellen, und für den Durst Dry Madeira, Port und Hock. Aber Seine Herrlichkeit rührte von all den Herrlichkeiten nichts an, sondern genoß nur ein wenig Gemüse, das sein eigener Diener ihm zubereitet hatte, und trank ein Glas krystallklaren Wassers dazu. Als menschenscheuer Büßer,

wohlverstanden; er ist hoffentlich später wieder aufgethaut. Aber auch in seiner einseitigen Uebertreibung bietet er immer noch ein anziehenderes Bild dar, als ein abgefeimter Genußmensch, der seinen ganzen Scharfsinn aufbietet, jeder Sinnenlust so weit zu fröhnen, wie die Sorge für seine Gesundheit nur immer erlaubt.

In anderer Beziehung hat einmal der Bericht eines venetianischen Grafen Eindruck auf mich gemacht, der, durch Ausschweifungen dem Rande des Grabes nahe gebracht, nach seiner kaum gehofften Genesung seine Lebensweise von Grund aus änderte und bei unglaublich wenig Speise und Trank es in stetem Wohlsein zu einem hohen Alter brachte. Seinen Namen hab' ich vergessen*), und natürlich erst recht die Loth und Gramm seines täglichen Brotes und Fleisches, die Zehntel-Liter des edlen Weins, die er sich vergönnte. Das schadet auch nichts. Ich will ja keine gemeinen Vorschriften geben, noch Sonderlinge als Muster aufstellen, noch Uebertreibung irgend welcher Art anempfehlen. Ich wiederhole nur: Gelegentliche Selbstverleugnung ist heilsam für Jung und Alt.

Und wenn wir sie aufs geistige Gebiet ausdehnen, so soll es noch besser sein. Wenn wir die elende Rechthaberei besiegen, die im Grunde kein besonderer Koch ist und im besten Falle nur ein mittelmäßiges Essen liefert, den glühenden Zorn, an dem man sich schlimmer als am heißesten und stärksten Grog verbrennen kann, den Durst nach Rache, die freilich nach dem Urtheil eines Sachkenners ein köstliches Gericht ist, aber kalt genossen werden muß, und dann verdirbt man sich vielleicht den Magen für ewige Zeiten daran: wenn wir diese und ähnliche Schüsseln aus des Teufels Küche entschlossen vorbeigehen lassen, so verschlägt es am Ende weniger, ob wir, im allgemeinen mäßig, einmal etwas zu viel Erbsen oder Spargel essen, oder, etwa zur Belohnung nach langem Wassertrinken, mit guten Freunden einmal wieder eine Flasche guten Weines leeren, und sollten es ihrer auch zwei sein.

*) Luigi Cornaro? D. Red.

Die Hamburger Armenpflege-Reform von 1788.

(Schluß).

Ein ferneres Hauptaugenmerk der Armen-Anstalt sollte die bessere Bildung der Jugend sein. Neben den bisherigen Freischulen und Arbeitsanstalten wollte man verschiedene sogenannte Industrieschulen errichten, in denen nicht nur Unterricht in den Elementarfächern, sondern auch Unterweisung im Spinnen in Aussicht gestellt wurde. Was die Kinder während ihrer Lehrzeit mit dem Spinnen verdienten, sollte den Eltern ausgezahlt werden, um diese zum Hinschicken der Kinder zu ermuntern. — Kranke waren von ihrem Pfleger an den Bezirksarzt zu verweisen, der sie behandelte, und auf dessen Anordnung das Nöthige an Arznei und Krankenspeisen beschafft werden mußte. Das Begräbnis der Armen hatte nothfalls die Armen-Anstalt in einfacher Weise zu besorgen.

Inbezug auf eine mögliche Verbesserung in der Vermögenslage des Armen ward in der Instruction noch gesagt: „Wenn die Umstände des Armen sich durch Anfall von Erbschaften, Vermächtnissen oder ansehnlichen Geschenken auf einmal dergestalt verbessern, daß er nicht nur keiner Unterstützung weiter bedarf, sondern auch annoch übrig hat, so muß der Pfleger möglichst dafür sorgen, daß der Arme sich nicht in der thörichten Erwartung, daß das Geld kein Ende nehmen werde, dem Müßiggang, der Verschwendung und der Ausschweifung überlasse und dadurch der unvermeidlichen Verarmung abermals muthwillig entgegeneile, sondern daß er seinem Gewerbe vor wie nach treu bleibe, mit dem Geld wirthschaften lerne, und dasselbe entweder auf eine zweckmäßige Art zum Behuf und zur Erweiterung seines Gewerbes anwende oder auch zu einigen Zinsen (oder etwa nach Beschaffenheit der Umstände auf Leibrente) sicher belege, wozu ihm der Pfleger sowohl als der Vorsteher mit Rath und Anleitung an die Hand zu gehen hat. Ob in einem solchen Fall der Arme die bisher von der Armen-Anstalt erhaltene Unterstützung derselben ganz oder zum Theil ersetzen müsse, hängt in jedem einzelnen Fall nach Beschaffenheit der Umstände von der Entscheidung des kleinen Armen-Collegii ab, dem die Sache durch den Vorsteher vorgetragen wird."

Der gewaltige Fortschritt den alten Institutionen gegenüber ist — sagt Dr. von Melle — unverkennbar. Im Mittelalter lag die Armenpflege, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich in den Händen der Geistlichkeit, deren starker Einfluß auch in der Wohlthätigkeit der Corporationen und Privatpersonen hervortrat. Zur Zeit der Reformation ging sie dann zwar auf die Laien über, aber nicht auf die Bürger schlechtweg, sondern auf die bürgerlichen Kirchenvorsteher. War sie auch nicht mehr Sache der Geistlichkeit, so blieb sie doch in erster Linie Sache der Kirche, deren durch die frommen Gaben der Gemeindegenossen gefüllter Gotteskasten zur Unterstützung der Armen des betreffenden Kirchspiels dienen sollte. Auch die Armen- und Krankenhäuser der Stadt wurden wenigstens zum Theil von den Kirchenvorstehern verwaltet. Später, im Laufe des 18. Jahrhunderts ging zwar ein Theil der Armenpflege auf die von den Kirchen unabhängige Werk- und Zuchthaus-Verwaltung über, daneben aber blieb die Fürsorge für die Armen nach wie vor in erster Linie Pflicht der Gotteskastenverwalter. Erst die Gründer der Allgemeinen Armen-Anstalt erkannten, daß die Armenpflege eine Pflicht des Staates sei und daher von der Kirchenverwaltung vollständig getrennt werden müsse. Zwar gewährten sie, um wenigstens äußerlich an die alten Institutionen anzuknüpfen, zweien Oberalten und den Gotteskastenverwaltern der fünf Hauptkirchen Sitz und Stimme im großen und den ersteren auch im kleinen Armen-Collegium, die eigentliche Verwaltung aber übertrugen sie den Senatsdeputirten, den Armenvorstehern und den Pflegern. Hier sehen wir also eine nicht nur praktisch sondern auch principiell wichtige Aenderung, eine Aenderung, die auf dem politischen Gebiet erst 70 Jahre später durchgeführt wurde, denn die 1788 der Armenverwaltung enthobenen bürgerlichen Kirchenvorsteher behielten bekanntlich ihre politische Bedeutung als Collegium der Sechziger bis zur Verfassungsrevision von 1859.

Obgleich man aber 1788 der Armenpflege den Rest ihres früheren kirchlichen Charakters nahm, war man doch — fünf Jahre nach der ersten Aufführung von Lessing's Nathan — noch nicht aufgeklärt genug, um die staatliche Fürsorge auch auf die nichtchristlichen Armen zu erstrecken. Die „fremden Religions-Verwandten" wurden in der Armenordnung ausdrücklich erwähnt, an die Juden aber dachte man nicht, was um so härter war, als das allgemeine Verbot des Bettelns und Almosengebens dieselben mitbetraf. Zwar läßt sich, wie ein späterer jüdischer Schriftsteller mit Recht hervorhebt, nicht behaupten, daß der Bedarf der jüdischen Armen von Seiten der Stadt gar nicht weiter berücksichtigt worden. Die Schoß-Abgabe nemlich, eine Vermögenssteuer von $\frac{1}{4}$ Procent, welcher jeder Bürger einzeln nach geheimer, seinem Gewissen überlassener Schätzung entrichtete, war vertragsweise für alle Mitglieder der Judengemeinden zusammen auf nur Banco 8000 festgesetzt, zu einer Zeit wo einzelne jüdische Firmen notorisch das ganze Steuercapital für diese Gesammtsumme besaßen, und das geschah, wie mehrfach in den Acten ausdrücklich erwähnt ist, in anerkannter Rücksicht darauf daß die Juden gar keine Beihilfe aus der Stadtcasse bezögen. Diese finanzielle Erleichterung für die Judengemeinden zeigt aber nur ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl auf Seiten des Staates. Die wahre Humanität, die sich des Armen annimmt, nicht weil er ein Christ sondern weil er ein Mensch ist, lag den Gründern der Armen-Anstalt noch fern. Die jüdischen Einwohner, die freilich in Hamburg schon seit ihrer ersten Einwanderung um die Mitte des 17. Jahrhunderts weit besser behandelt wurden als in

den meisten anderen Theilen Deutschlands, waren doch immerhin nicht eigentliche Staatsangehörige, sie mochten daher für ihre Armen selbst sorgen.

Charakteristisch für die Armenordnung von 1788 ist ferner, daß man die Kosten der als reines Staatsinstitut organisirten Armenpflege in erster Linie nicht aus Staatsmitteln sondern aus milden Gaben der Einwohner bestreiten wollte. Vielleicht fürchtete man, daß die Bürgerschaft die erforderlichen größeren Summen nicht bewilligen und dann die ganze, so nothwendige Reorganisation des Armenwesens scheitern würde. Wahrscheinlich aber war der Gedanke, daß die Fürsorge für die Armen Aufgabe des Staates sei, noch ein so neuer und ungewohnter, daß man nicht daran dachte oder wenigstens sich scheute, alle Folgerungen desselben zu verwirklichen. Die Folge war, daß nicht nur die regelmäßige Wochensammlung für die Betheiligten vielerlei Mühe und Unbequemlichkeit mit sich brachte, sondern daß andererseits auch das Armen-Collegium, sobald die Gaben weniger reichlich flossen, aus den ernsten Wirthschaftssorgen nicht herauskam. Je größer mit den Jahren die Ansprüche wurden, die man an die Armen-Anstalt machte, um so weniger war diese imstande sich die erforderlichen Geldmittel zum größten Theil selbst zu beschaffen. Immer mehr mußte ihr der Staat zu Hilfe kommen, bis er schließlich die ganze Last ein für allemal auf seine Schultern nahm.

Ein unbeschränktes Lob jedoch verdienen die Gründer der Allgemeinen Armen-Anstalt wegen ihrer musterhaften Organisation der neuen Armenpflege. Man hatte richtig erkannt, daß es keine leichte Arbeit sei, in einer großen Stadt wie Hamburg jedem einzelnen Armen in der seinen Umständen entsprechenden Weise Hilfe zu leisten, und man hatte daher diese Arbeit, statt dieselbe wie bisher als eine drückende Last auf die Schultern Weniger zu legen, unter viele, ihrer Mehrzahl nach nicht von anderen öffentlichen Geschäften in Anspruch genommene Männer vertheilt. Jeder Arme konnte mit Leichtigkeit bei dem ihm nahe wohnenden Pfleger Gehör erlangen, und letzterer wieder vermochte sich unschwer persönlich über die wahre Lage des Hilfesuchenden zu unterrichten. Bei dem verhältnismäßig geringen Umfange seines Quartiers und den regelmäßigen Besuchen, die er in demselben vornehmen mußte, war es auch kaum möglich, daß ein wirklich Nothleidender, der sich nicht bei ihm gemeldet hatte, seinem Blicke entging. Dabei war der Pfleger in seinem Quartier bez. dem ihm zugewiesenen Drittheil desselben keineswegs unumschränkter Herrscher, denn abgesehen von den beiden Collegen, die er zur Seite hatte, stand über ihm gewissermaßen als zweite Instanz der Bezirksvorsteher und als dritte das kleine Armen-Collegium. Einem Uebergriff von seiner Seite war also in entsprechender Weise vorgebeugt. Ueberdies aber konnte dem Pfleger wie dem Vorsteher schon deshalb das Vertrauen des Publicums entgegengebracht werden, weil beide ihr Amt in echt republikanischer Weise als ein bürgerliches Ehrenwort unentgeltlich verwalteten.

War die Thätigkeit der Pfleger auf ihr besonderes Quartier beschränkt, so lag andererseits den Vorstehern nicht nur die Beaufsichtigung und Vertretung ihres mehrere Quartiere umfassenden Bezirks sondern auch eine Theilnahme an der Gesammtverwaltung ob. Als Mitglieder des kleinen wie des großen Armen-Collegiums waren sie vor allem bestimmt, die verbindenden Mittelglieder zwischen diesen beiden Körperschaften und den Pflegern zu bilden. Einen Hauptantheil an der Leitung des Ganzen nahmen ferner die an der Spitze beider Collegien stehenden fünf Deputirten des Raths. Was die übrigen Mitglieder des großen Collegiums anbetrifft, so ist insbesondere bemerkenswerth, daß zu denselben die jahrverwaltenden Vorsteher des Waisenhauses, Posthofes und Zuchthauses gehörten. Die Verwalter dieser drei öffentlichen Stiftungen traten dadurch gewissermaßen in freundschaftliche Beziehungen zum Armen-Colleg. Man mußte sich beiderseits bewußt werden, daß man trotz der gesonderten Verwaltung gemeinsame Zwecke verfolgte, und daß man sich durch bereitwilliges Entgegenkommen die Arbeit wesentlich erleichtern könne. Außerdem verhinderte die mündliche Erörterung und Verständigung über entgegenstehende Wünsche oder Meinungen manchen langwierigen und unerquicklichen Schriftwechsel. —

Ein weiterer Fortschritt in der Entwickelung des Armenwesens zeigt sich endlich noch in der Sorgfalt, mit der man seit 1788 die vom Staate zu gewährende Unterstützung den individuellen Umständen und Bedürfnissen jedes einzelnen Hilfebedürftigen anzupassen suchte. Schon bei Einführung der mit dem Zuchthause verbundenen Armenpflege war man bestrebt gewesen, die gesunden Armen zur Arbeit heranzuziehen, doch, wie wir sehen, vergeblich. Jetzt nahm man den früheren Plan mit größerer Umsicht und Thatkraft von neuem auf und durfte schon wegen der vortrefflichen Organisation der neuen Armen-Anstalt auf besseren Erfolg rechnen. Man beschränkte sich aber nicht darauf die Erwachsenen arbeiten zu lassen, sondern man versuchte auch die bisher wild aufwachsenden Kinder der Armen zu tüchtigen Arbeitern heranzubilden und so die Zahl der in Zukunft Hilfebedürftigen zu verringern. Ferner war man bemüht, den Unbemittelten, der so oft das Wenige was er zeitweilig hatte, schnell verjubelte, durch Ermahnung und Zwang zur Sparsamkeit zu erziehen. Die Pfleger konnten bei der verhältnismäßig geringen Zahl ihrer Armen eine strenge Aufsicht üben. Sie sollten dem, der sich ihren Anordnungen willig fügte, überall mit Rath und That beistehen, ihm nothfalls Miethunterstützung, unentgeltliche Feuerung und andere Erleichterung verschaffen, nie aber ihn so günstig stellen, daß die traurige Rolle eines vom Staat unterstützten Armen ihm oder anderen beneidenswerth erscheinen konnte. Der Staat wollte keinen seiner Angehörigen mitleidslos dem Elend preisgeben, doch der von ihm Unterstützte sollte, wenn er nicht etwa krank oder sonst arbeitsunfähig war, nicht der Sorgen überhoben sein, sondern im Schweiße seines Angesichts das ihm gewährte Gnadenbrot essen. Wer endlich sich widerspänstig oder sonst einer Unterstützung unwürdig erwies, konnte im Zuchthaus zu harter Arbeit gezwungen werden. Dieser Zwang und die scharfen Vorschriften gegen die Bettler waren um so nothwendiger, als es galt Zucht und Ordnung in einer von Gesindel aller Art überfüllten Stadt wiederherzustellen.

Das Verdienst der Gründer der Allgemeinen Armen-Anstalt bestand jedoch nicht allein in der Aufstellung eines wohldurchdachten Planes der neuen Armenpflege. Sie wußten zugleich durch schriftliche und mündliche Erörterung ihrer Absichten das Interesse der Mitbürger auf die praktische Ausführung derselben zu lenken. Sie wußten ihren eigenen Eifer weiteren Kreisen der Bevölkerung mitzutheilen, und sich dadurch nicht nur die Zustimmung von Rath und Bürgerschaft und die finanzielle Unterstützung ihres Unternehmens durch das Publicum, sondern auch die thätige Hilfe zahlreicher zur Mitwirkung bei der neuen Armenverwaltung bereiter Bürger zu gewinnen. „Die Anzahl bemittelter und angesehener Männer, die sich selbst zur Uebernahme des mühsamen Pflegergeschäfts anboten, wird", so urtheilt ein Zeitgenosse, „auf immer ein glänzendes Blatt in den Jahrbüchern Hamburgischer Bürgertugend anfüllen."

Um des lieben Friedens willen.

Zu den vielen anderen Dingen, die nur der Deutsche „lieb" nennt, gehört auch der „liebe" Frieden: „der werthe, theure, edle Fried", wie Paul Gerhard singt, der mit seinen Zeitgenossen des siebzehnten Jahrhunderts besser als wir Nachgeborenen wissen konnte, was der Frieden werth ist. Wenn irgend eins, so scheint mir, daß das Wort „Frieden" im Deutschen zu den malerischen Wörtern gehört, zu den Wörtern bei welchen Klang und Begriff sich decken, wie es nur in Ursprachen der Fall ist. Es scheint uns vollkommen am richtigen Platze zu stehen, wenn wir es in „zufrieden" und „Friedhof" wiederfinden, so sehr daß uns die Rückführung der ersten Silbe in dem letzten Wort auf eine andere Grundbedeutung als die

uns geläufige mehr stört als befriedigt. Das Dreinschlagen hat der Deutsche von jeher nicht schlechter verstanden als seine Nachbaren auch, und von Krieg und Blutvergießen, von Zank, Hader und Uneinigkeit ist unsere Geschichte nicht weniger voll als die anderer Völker. Aber grade unsere Zeit hat es erwiesen, daß wir Krieg zu führen verstehen um des Friedens willen, und für ein friedliebendes Volk ist der Krieg das größte Opfer, das es dem Frieden bringen kann. Den Krieg mit Frankreich haben wir recht eigentlich um des lieben Friedens willen geführt: keiner von uns meint, das Opfer sei zu groß gewesen.

Im Einzelleben ist es indessen selten der Krieg, den man an die Gewinnung des Friedens zu setzen hat. Um des lieben Friedens willen gibt man nach, verzichtet man auf ein Recht, unterdrückt eine Erwiderung. Der würde ausgelacht, der einen Proceß anfinge, um mit seinem Gegner Frieden zu haben. Wenn zwei Jungen sich balgen, so mag immerhin ein Stärkerer über sie kommen und sie die Macht seiner Fäuste fühlen lassen, damit sie Frieden halten lernen; aber er sagt doch nicht grade, daß er sie um des lieben Friedens willen durchgebleut habe. Nun ist wie im Leben der Völker, so im Leben der Einzelnen der Friede so sehr die Bedingung alles Gedeihens, daß an seine Erhaltung in den Häusern und Herzen billig alles gesetzt werden sollte, was ihn wirklich erhält oder herstellt. Und da findet es sich denn merkwürdiger Weise, trotz der eben angeführten Beispiele, daß, wenn auch nicht Streit oder Krieg, doch immer ein Kampf dem wahren, dauerhaften Frieden vorhergeht. Diesen kennt nicht, wer nie gekämpft hat: weder den Frieden im eigenen Herzen, noch den Frieden mit den Menschen. Dumpfe knechtische Unterwerfung unter ein feindliches Schicksal, willenlose Beugung unter einen übermächtigen fremden Willen ist kein Friede. Darum reden wir von einem faulen Frieden, einem Kirchhofs-Frieden, wenn der Kampf sich auf einen falschen Punct gerichtet oder das Leben ganz ertödtet hat.

Es kommt also darauf an, was man um des lieben Friedens willen bekämpfen und im Kampf drangeben darf. Ein wohlgesinnter Mann heiratet ein junges hübsches Mädchen, dem viel weisgemacht ist, und dem daher seine äußere Erscheinung wichtiger dünkt als sie sollte. Schon vor der Ehe hat der Mann das bemerkt, zuerst mit einer Art belustigter Verwunderung, dann mit dem schnell gefundenen Trost, daß die Frauen nun einmal so sind, und daß der lieben Braut ein neuer Schmuck oder Putz doch auch gar so reizend steht. Nach den Flitterwochen wächst allmählich der Wunsch in ihm, seine kleine Frau möchte doch auf das Ankleiden nicht ganz soviel Zeit, auf den Anzug nicht ganz soviel Geld, Kraft und Gedanken wenden. Er leiht dem Wunsch Worte; aber was sind Worte, zärtliche, wohlgemeinte Worte gegen eine längst festgewurzelte Sinnesrichtung? Um des lieben Friedens willen schweigt er zuletzt still und läßt sich einfallen, es nun mit dem Schweigen zu versuchen. Die schmeichelhafte Bewunderung, mit der er sonst ihre Lieblichkeit begrüßt hat, verstummt; er denkt, wenn er sie merken lasse, daß sie ihm ohne besondere Künste besser gefallen würde als durch die übertriebene Sorge für ihr Aeußeres, so werde sie das richtige Maß von selber finden. Aber Bewundertwerden ist wie Opium: wer es lange genossen hat, kann nicht mehr ohne den Genuß leben. Was der Mann ihr versagt, wird der hübschen eleganten Frau von anderen Seiten geboten; sie legt es nun mehr als je auf gesellschaftliche Triumphe an. Redet er jetzt und versteht nicht ihr Gewissen und ihre Liebe als Bundesgenossen in dem Kampf gegen die Eitelkeit zu werben, der einem dauerhaften Frieden vorhergehen muß, so schiebt sie sein Eingreifen auf Eifersucht oder auf erkaltete Gefühle. Schweigt er ferner um des lieben Friedens willen, so geht es auf der abschüssigen Bahn umso schneller vorwärts, und dem faulen Frieden folgt vielleicht nur zu bald der Kirchhofsfrieden, in welchem sein häusliches Glück und seine Ehre begraben liegen. Da ist eine andere Ehe, deren Frieden durch die Genußsucht des Mannes gestört wird. Sein Wohlgefallen an einem Glase Wein, an einem guten Gericht hält sich noch in Schranken während der ersten Jahre. Die Frau ist eine tüchtige Wirthin, aber sie hat ihre Eigenheiten. Sie ist nicht gewohnt auf andere Rücksicht zu nehmen, sie verletzt oft in der Rede, ohne es eigentlich bös zu meinen. Wenn sie ihren Mann mit ihrem hastigen Durchfahren gereizt hat, so thut ihr das nachher leid; sie bereitet ihm, um ihn zu versöhnen, sein Lieblingsgericht, denn das kann sie leichter als ihre Zunge zähmen, und der Friede ist für den Augenblick wieder hergestellt. Ist das ein dauerhafter Friede? Es ist auch ein Tröpfchen Opium, weiter nichts. Der Mann gewöhnt sich, um des lieben Friedens willen, wenn seine Frau schlechter Laune ist, das Haus zu räumen; im Wirthshaus findet er den Ersatz ja auch und noch zwangloser als daheim, den sie ihn zu nehmen gewöhnt hat. Noch ist es Zeit, falls ihnen beiden die Augen aufgehen und sie die Feinde ihres Hausfriedens da suchen und bekämpfen, wo sie wirklich stecken, nemlich jeder bei sich selbst und die Frau zuerst. Aber wenn sie diesem Kampf aus dem Wege gehen, dann hat es mit dem Frieden auch gute Wege.

Vater und Mutter sind in der Erziehung verschiedener Ansicht: immer ein sehr bedenklich Ding! und schwer ist's sehr oft zu erkennen, wer um des lieben Friedens willen nachgeben soll, wenn die Ansichten zusammenstoßen. Bildet sich allmählich die Gewohnheit heraus, daß der eine immer nachgibt, der andere immer seinen Willen durchsetzt, so ist dem Frieden nicht zu trauen: er beruht dann statt auf dem gemeinsamen Ringen um die innerliche Einheit auf Herrschsucht von der einen, Feigheit oder Schlaffheit von der anderen Seite. Aber das Streben auf beiden Seiten, an den Kindern das Rechte zu thun, unbeschadet der eigenen Vorliebe oder Bequemlichkeit, der Kampf den jeder gegen das niedere Selbst führt, bringt auch hier zuerst die Uebereinstimmung in Hauptsachen, mit welcher sich die Freiheit in Nebensachen und die Liebe in allen Dingen verträgt.

Leichter als in diesen Verhältnissen, in welche sich die Wurzeln des ganzen Menschendaseins hinabsenken, sollten die Opfer um des lieben Friedens willen in allen weniger festgefügten Beziehungen sein, die das Leben der Einzelnen verknüpfen: zwischen zufälligen Hausgenossen, Nachbaren, Verwandten, Freunden, Bekannten. Es kann sich ja auch da um die Anwendung und Verleugnung sittlicher Grundsätze handeln, so daß der echte, dauerhafte Friede nur die Frucht der tapferen Ueberwindung niederer Mächte ist. Aber weit häufiger sind die kleinen, geringfügigen Veranlassungen, wo der Friede mehr werth ist als das Rechtbehalten, das Durchsetzen der eigenen Meinung, der Sieg des eigenen Geschmacks, das Geltendmachen nicht der Wahrheit, wie man sich dann leicht einbildet, sondern der persönlichen Eigenthümlichkeit. Allerdings beruht der Reiz des Gesprächs auf dem Austausch, also der Verschiedenheit der Ideen. Aber der Reiz fällt hin, sobald der eine Redende nur zu geben, nicht zu nehmen gesonnen ist: wie könnte dabei ein wirklicher Austausch stattfinden? Gar wenn nun beide so in ihre Meinung verrannt sind, daß sie daneben keine andere gelten lassen können, so ist nichts unerquicklicher als ein solches gegenseitiges Auffahren schwersten Geschützes, um die Schmetterlinge in des Gegners Garten todtzuschießen. Handelt es sich um heilige und hochwichtige Ueberzeugungen, so wird durch Disputiren ganz gewiß kein Friede und keine Uebereinstimmung geschaffen: Luther meint, er habe den Karlstadt besiegt, und Karlstadt meint, er habe den Luther geschlagen. Wer die Wahrheit an irgend einer Stelle gefunden hat, der bezeuge sie fröhlich und setze sie in die That um, so wird sie am ersten siegen und Frieden bringen; Zank und Hader fördern sie so wenig wie feige Verleugnung. Geht es aber um bloße Ansichten, Meinungen, Geschmacksrichtungen, so ist nichts thörichter als sich um ihre Verschiedenheit, die nie aus der Welt zu schaffen sein wird, zu erhitzen und die eigenen um jeden Preis zu verfechten. Ersprießlich ist ein Meinungsaustausch, wenn jeder von vorn-

herein auch bei sich selbst zugibt, daß er die Weisheit nicht allein gepachtet hat und von dem anderen, falls er sich nur darauf versteht zu lernen, auch gewiß etwas lernen kann. Du streitest dich mit deinem Vetter darum, ob eine Sommerfrische an der See besser ist als im Gebirge. Kann denn einer von euch beiden in diesem Falle lediglich Recht und der andere lediglich Unrecht haben? Frau Meyer läßt ihre Wäsche im Hause waschen und sieht darin das Kennzeichen einer guten Hausfrau; Frau Müller gibt die ihrige zur Wäscherin und wundert sich über die unverständigen Frauen, die es anders machen; wie lange sollte ein Gespräch wohl dauern müssen, um die eine zu der Ansicht der anderen zu bekehren, falls sie beide in der Rüstung päpstlicher Unfehlbarkeit stecken? Nicht nur um des lieben Friedens, auch um des Wachsens in allerlei nützlicher Weisheit und Erkenntnis willen empfiehlt es sich, diese Rüstung fein hinten im Schranke hängen zu lassen, wenn wir unter die Menschen gehen wollen, oder noch besser, sie Stück für Stück zu verbrennen. Träfest du aber einen Menschen, der offenbar in dieser Rüstung steckte, so sag ihm einmal sanftmüthig deine Meinung, damit er doch für den Nothfall ein wenig Feuerholz zu dem gleichen Autodafe habe, und dann spare um des lieben Friedens willen deine Pfeilschüsse und Keulenhiebe: an diesem Panzer prallen sie doch ab.

Deine Kinder spielen mit des Nachbars Kindern. Karlchen kommt weinend angelaufen: des Nachbars Fritz, der seinem Namen „Friedrich" in diesem Augenblick keine Ehre macht, hat ihn geschlagen. Am besten ist's, wenn die beiden so erzogen sind, daß du dich in die Sache selbst gar nicht zu mischen brauchst, sondern ihnen nur kaltblütig aufzugeben, sie müßten sich vertragen. Geht das nicht, so nimm einmal um des lieben Friedens willen an, Karlchen habe auch wohl ein klein wenig Schuld gehabt, und bringe das Ding so sachte wie möglich wieder ins Geleise. Es ist doch nicht werth, daß du dich mit Fritzens Mutter veruneinigst und die gute Nachbarschaft einen Riß bekommt. Du hast deine Verwandten freundlich eingeladen, und sie schreiben dir ab, aber nicht rechtzeitig, so daß du deine häuslichen Einrichtungen vergebens triffst. Nimm es ihnen auf alle Fälle nicht übel: dabei kommt nichts heraus als böses Blut, Unfrieden, das Gegentheil von dem einträchtig bei einander Wohnen, das der Psalmist fein und lieblich nennt. Sondern wenn sie nichts dafür konnten, so schreib die Sache in den Rauch, und wenn sie nachlässig gewesen sind, so schicke ihnen deine nächste Einladung durch ein Telegramm mit bezahlter „Rückantwort"; sie werden es dann schon merken. Es kann auch nicht schaden, wenn du ihnen bei jeder Gelegenheit durch dein Beispiel beweisest, wie angenehm es sich mit rücksichtsvollen, zuverlässigen Leuten verkehren läßt. Denn mit solchen ist leicht Frieden halten, und nach Frieden verlangt uns alle, wenn wir ihn auch oft auf falschen Wegen suchen.

M. L.

Eine allseitig fortschreitende Pfennig-Sparcasse.

Der Verwaltung des Pfennig-Sparcasse zu Königsberg in Preußen, die am 1. April ihr viertes Betriebsjahr beendet, ist es gelungen, eine Anzahl Gewerbtreibender, welche eine größere Zahl von Arbeitern beschäftigen, zu bestimmen die Angewöhnung ihrer Leute an das regelmäßige Sparen entbehrlicher Pfennige selbst in die Hand zu nehmen.

An 1330 Gewerbetreibende war im Juni vorigen Jahres die Bitte gerichtet worden, mit der Einrichtung bei ihren Arbeitern einen Versuch zu machen. Ueberhaupt anworteten 159 und von diesen etwa der dritte Theil, daß er der Anregung Folge gegeben habe. Sie haben nicht nur ihren Arbeitern sondern sich selbst den größten Dienst geleistet. „Wahrhaft herzerfreuend", sagt das Curatorium, „ist es die Berichte zu lesen, welche uns hierüber erstattet sind. Alle stimmen darin überein, daß sich ihre Arbeiter zunächst nicht hätten dazu verstehen wollen, einen kleinen Theil der Löhnung als Sparpfennig zurückzulegen, auch wiederholtes Zureden hatte nur selten Erfolg, und so ließen die Arbeitgeber eine gewisse Nöthigung eintreten. Jedem neuen Arbeiter stellten sie es zur Bedingung, sich allwöchentlich vom Lohn einen kleinen Betrag — 30, 40 oder auch 50 ₰. — zur Ansammlung als Sparpfennig einbehalten zu lassen, und auch bei dem alten Arbeiterstamm übten sie einen entsprechenden Druck aus. Schon nach kurzer Zeit hatten sie die Freude, daß die Arbeiter den Segen solchem regelmäßigen Sparens selbst dankbar anerkannten, und sich bemühten noch mehr zurückzulegen, als von ihnen beansprucht war. Ein Arbeitgeber schreibt: 120 bis 150 ℳ hat jeder meiner Leute gespart. Niemand von ihnen hatte je ein solches Vermögen besessen; sie danken mir, und sind bemüht noch mehr zurückzulegen." Ein anderer: „Die festen Arbeiter mit Sparcassenbüchern fühlen sich gewissermaßen in gehobener Stellung. Das Sparcassenbuch ist ihnen eine moralische Gewähr einer gewissen Zugehörigkeit zum Geschäft, und dieses moralische Band zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wirkt durchaus vortheilhaft."

Das Sparen in den Volksschulen weist im verflossenen Jahre weniger gute Ergebnisse auf. Zum Theil sind ungünstige Erwerbsverhältnisse daran Schuld; aber man erkennt, daß dies nicht als allein ausschlaggebend betrachtet werden darf, wenn man die einzelnen Schulen vergleicht, wo die Lehrer von dem Gefühl ihrer Verpflichtung das gute Werk zu fördern erfüllt sind, wo sie sich bemühen durch Anregung der Kinder deren Eltern zur Benutzung des Pfennigsparens heranzuziehen, wo sie sich der Mühewaltung den Verkehr mit der Sparcasse zu vermitteln selbst und gerne unterziehen, — in diesen Volksschulen hat, wenn sie auch von Kindern sehr armer Eltern besucht werden, das Sparen einen gewünschten Fortgang genommen, während Rückschritte eingetreten sind, wo die Lehrer die Sache weniger wohlwollend betrieben haben. „So richten wir denn an die Lehrer der Volksschulen die dringende Bitte, stets dessen eingedenk zu sein, welche Wohlthat sie den ihrer Ausbildung anvertrauten Kindern zu erweisen, wenn sie deren Eltern zur Ordnung, Mäßigkeit und Wirthschaftlichkeit anhalten, in wie vielen Fällen sie diese Kinder selbst dadurch in den Tagen von Krankheit und Arbeitslosigkeit der Eltern vor Hunger und Noth bewahren, und wie sie zugleich die Zwecke der Schule fördern, wenn sie in den jungen Gemüthern den Sinn für Selbstbeherrschung und Genügsamkeit wecken und stärken!"

Der Umsatz in Sparmarken kommt bei weitem nicht demjenigen Betrage gleich, welcher infolge der Einrichtung der Pfennig-Sparcasse überhaupt gespart wird, da die Mehrzahl der Arbeitgeber zur Vereinfachung der Sache für ihre Arbeiter das baare Geld ansammeln und auf die Sparcassenbücher einzahlen. Immerhin ist es doch von Interesse mitzutheilen, welche Beträge durch directe Verwendung von Sparmarken gespart worden sind. Im verflossenen Jahre waren es 22 338 ℳ gegen 23 127 ℳ 50 ₰. im Vorjahr.

Eine Classe von Personen, welche für die Einrichtung vollständig gewonnen werden sollte, sind die Dienstboten. Jeder derselben ist imstande von seinem Lohn einen kleinen Theil regelmäßig zurückzulegen, und sollte daher auch von seiner Dienstherrschaft hierzu angehalten werden. „Ein Dienstbote ohne Sparcassenbuch ist gradezu ein Vorwurf für die Herrschaft, und diese begeht zugleich ein Unrecht gegen sich selbst, denn sicherlich giebt es kein besseres Mittel um ordentliche, treue und sparsame Dienstboten zu erlangen, als denselben durch Ansammeln von Sparpfennigen aus eigener Kraft zu einem kleinen Capital zu verhelfen."

Die städtische Sparcasse Königsbergs weist von allen Sparcassen Deutschlands den größten Procentsatz kleiner Spareinlagen, das heißt solcher unter 60 ℳ, nemlich annähernd 46 Procent der gesammten Sparer.

Charakter-Züge.

Mamie Dickens, die älteste Tochter des großen Romandichters, erzählt in einem anspruchslosen kleinen Bande (Charles Dickens, in dem Sammelwerk The World's Workers) viel anziehendes von ihrem Vater. Eine seine Töchter genoß während einer Zeit der Genesung das Vorrecht sich in seinem Arbeitszimmer aufhalten zu dürfen, während er bei der Arbeit war. Lange Zeit war, wie sie nachher berichtete, nichts zu hören, als das Rascheln seiner Feder auf dem Papier; dann sprang er plötzlich auf, besah sich im Spiegel, lief eilig an sein Pult zurück, wieder vor dem Spiegel; darauf drehte er sich um, das Gesicht seiner Tochter zuwendend und starrte sie an, aber ohne sie zu sehen, sprach rasch vor sich hin und kehrte dann zum Schreiben zurück, das er bis zum zweiten Frühstück fortsetzte. Es war wunderbar zu sehen, wie vollständig er sich in die Geschöpfe seiner eigenen Einbildungskraft hineinlebte und mit ihnen identificirte: sein Gesicht, sein ganzer Körper änderten sich nach den Personen, die er auftreten ließ, und es ist kein Wunder, daß ihn seine Werke soviel Lebenskraft kosteten. Aus seinen Briefen, besonders an Forster ist bekannt, daß ihn die komischen Einfälle seiner Helden mindestens ebenso sehr belustigten wie die Leser seiner Bücher, und daß er oft, im Begriff einen Satz zu Papier zu bringen, in ein schallendes Gelächter ausbrach, auch selbst gespannt darauf war, welchen Unsinn dieser und jener von seinen drolligen Gestalten zu Tage fördern würde, wenn er das nächstemal aufzutreten hatte.

Allerlei Gemeinnütziges.

Herr Pastor Cronemeyer in Bremerhaven hat für seine schöne Idee nun den paßlichen Namen gefunden. Er nennt die von ihm betriebene Ansiedelung in Moor und Haide „Heimats-Colonie" im Gegensatz zu seines Amtsbruders v. Bodelschwingh' „Besserungs-Colonie", wie er sie nennt, bei weitem bezeichnender als das bisher gebrauchte wenigsagende Arbeiter-Colonie. Den gewählten Ort wollte dieser Tage ein Ausschuß der Central-Moor-Commission sich ansehen, die Herren Geh. Regierungsrath Dr. Thiel aus Berlin, Landrath Freiherr von Hammerstein Loxten und Professor Dr. Fleischer.

Unser Gast vom vorigen Sommer, Herr Lehrer S. Rudin aus Basel, der von hier nach Nääs in Schweden zur Aneignung des pädagogischen Handfertigkeitsbetriebes ging, hat seinen heimatlichen Behörden nun im Druck Bericht erstattet. Es verlohnt sich, von seinen mannigfaltigen frischen Mittheilungen Kenntnis zu nehmen.

Die Sammlung zum Zwecke der Errichtung eines Ferienheims für Lehrerinnen in dem Curorte Salzbrunn in Schlesien hat bis jetzt in verhältnismäßig kurzer Zeit einen recht erfreulichen Fortgang genommen. Es waren bis zum 1. Mai an der Hauptsammelstelle (bei Herrn Bankdirector Ziegler in Posen, Friedrichstraße 8) gegen 3000 ℳ eingeliefert worden. Die Theilnahme an dem hoffentlich bald zu verwirklichenden Plane ist eine allseitige und große. Es ist nur zu wünschen, daß sie sich in derselben Weise auch fernerhin bethätigt und daß die Sammlungen dem schönen Anfang entsprechend gefördert werden möchten. Alle Sendungen sind auch in Zukunft an einen der Unterzeichner des Aufrufs oder auch gleich an Herrn Bankdirector Ziegler in Posen zu richten; um möglichste Beschleunigung derselben wird hierdurch besonders gebeten, damit das segensreiche Werk seiner baldigen Vollendung entgegengeführt werden kann.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№. 21. Sonntag, 23. Mai. 1886.

Die Heimat-Colonie an der unteren Weser.

Herrn Pastor Cronemeyer in Bremerhaven, der die Idee der „Heimat-Colonie" in vielversprechenden Umlauf gesetzt hat, wächst sein Plan unter den Händen. Nach einem flüchtigen Blicke in seine weiter unten von der Verlagshandlung angekündigte Schrift könnte man meinen, er verstehe unter „Besserungs-Colonie", die auf dem Titel neben der Heimat-Colonie prangt, den bereits in mehr als einem Dutzend Niederlassungen ausgeprägten Gedanken des Pastor von Bodelschwingh. Allein bei näherem Zusehen ist auch dies ein neuer Vorschlag, entsprossen einer vorläufig noch rein gedanklichen Anregung seines berühmten Bielefelder Amtsbruders, aber thatsächlich doch wohl zusammenfallend mit dem Plane der Leiter der hannoverschen provinziellen Selbstverwaltung, der Herren v. Bennigsen und v. Hammerstein, in den Ems-Mooren ihre Corrigenden unterzubringen. Da die Corrigenden in Preußen den Provinzen überantwortet sind, — sollte der Staat als solcher sich wohl auf Vagabunden-Besserung mit großen Kosten und Mühen einlassen? Das wäre die noch zu beantwortende Frage.

Aber auch der Plan der Heimat-Colonie, die „zwischen Lorstedt und Bexhövede" in Moor und Haide entstehen soll, ist in seiner neuen Darlegung durch Pastor Cronemeyer namhaft gewachsen. Sie soll jetzt einen „Gutsherrn" erhalten, und sie soll sich mehren, wenn der Versuch gelingt, soll die erste einer ganzen Zahl von neuen eigenartigen Moor-Colonien werden. Ihr Urheber geht nicht bloß mit lebendiger Begeisterung, sondern auch unverkennbar praktisch zu Werke. Seine landwirthschaftlichen Berechnungen, hauptsächlich auf Seeschlick als Moorverbesserungsmittel gegründet, werden von einem solchen Sachkenner wie Professor Fleischer, dem Leiter der hiesigen Versuchs-Station für Moorcultur unterstützt. Gleichwohl hat man die Empfindung, als wäre die völlige Reife des Planes noch nicht erreicht, — es sei denn daß sein umsichtiger Urheber den „Gutsherrn" schon bei der Hand hätte, wie einst vor zwanzig Jahren der Gothenburger Stadtverordneten-Ausschuß die Gesellschaft gemeinnütziger Bürger, welche den ganzen Brantweinschank der Stadt ohne Erwerbsabsichten übernehmen wollte.

Es mag an sich nicht unrichtig sein, daß ein selbstverantwortlicher Inhaber eines Hauptguts die Heimat-Colonie sicherer in die Höhe brächte, als ein Verein mit angestelltem Oberverwalter. Aber jener kann doch natürlich nicht der Erste Best sein; er muß nicht allein einige persönliche Mittel mitbringen, sondern auch allerhand selten so vereinigte Gaben und Kräfte. Ein Verein dagegen läßt sich, wenn die Sache soviel Anklang wie bisher schon findet, immer bilden, und einen bloßen Angestellten auf Kündigung zu finden wird demselben nicht schwer fallen, selbst von bester Art. Hierüber ist erst noch Aufklärung abzuwarten und das Urtheil vorzubehalten.

Aber ausgeführt muß die Sache unter allen Umständen werden. Auch sind vom Kronprinzen herab nachgrade schon zu viele Gesinnungen, Stimmen und Beiträge ihr gewonnen, als daß sie noch wieder einschlafen könnte. Es wird ein schönes zukunftreiches Werk werden, was sich da an der unteren Weser zu erheben verspricht. A. L.

Béranger in neuem Lichte.

Das liebenswürdige und bedeutende Buch Ernst Legouvé's Soixante Ans de Souvenirs wird deutschen Lesern, und vielleicht auch französischen, von dem Dichter Béranger einen ganz neuen Begriff geben.

Niemand, sagt Legouvé, hat mehr Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt, ohne ihn gewaltsam an sich zu reißen. Manche der bedeutendsten Männer der Zeit, Manuel, Benjamin Constant, Laffitte, Thiers, thaten nichts ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Als 1830 die Juli-Revolution ausbrach, bekundete Talleyrand den Wunsch, sich mit Béranger zu verständigen. Aber sie standen einander wie zwei Mächte gegenüber; sie glichen Suveränen denen ihre Würde nicht erlaubt sich zu besuchen. Béranger wollte nicht in den Palast der Rue St. Florentin gehen, wo 1814 die Restauration gemacht worden war; und Talleyrand konnte Béranger's fünften Stock nicht füglich erklimmen. So begnügten sie sich durch Zwischenträger zu verhandeln. Sie wechselten diplomatische Noten.

Späterhin hatte Béranger drei der größten Geister des neunzehnten Jahrhunderts zu Freunden: Chateaubriand, Lamartine und Lamennais. Er kannte die Ueberlegenheit ihres Genies und erkannte sie an, und doch haben alle drei unter seinem Einfluß gestanden, alle drei in den schwierigsten Lebenslagen ihn zum Vertrauten, zum Rathgeber, zum Schiedsrichter, zum Vermittler gemacht. Ihm vertraute Lamartine seine Finanzspeculationen an, Chateaubriand seine ewigen Verlegenheitsklagen, Lamennais seine Gewissenszweifel. Wieviel Tage hat er darauf verwendet, um in Lamartine's Angelegenheiten klar zu sehen und Ordnung hineinzubringen! Von Chateau-

briand sagte er scherzend: „Was will man machen? der arme Mann! es ist nicht seine Schuld, denn er hat ohne einen Kammerdiener niemals die Hosen anzuziehen vermocht!" Lamennais zu verhindern seinen Priesterrock auszuziehen hat er alle seine Geisteskraft aufgeboten. „Bleiben Sie Priester!" rief er ihm ohne Unterlaß zu; „Sie haben kein Recht etwas anderes zu werden, Ihre Ehre hängt daran. Wenn Sie der Kirche den Rücken kehren, danken Sie nicht ab sondern desertiren!" Lamennais that es dennoch, aber ohne im übrigen, gleich seinen beiden erlauchten Freunden, Béranger's Leitung zu verschmähen.

Woher diese geistige Macht eines einfachen Liedersängers? Zuerst von seiner seltenen Herzensgüte, welche wohlthuend Zeit, Bemühungen, Rathschläge und Geld verschwendete. Es gibt ein reizendes Wort von ihm, welches uns zeigt, wie sehr er sich beständig mit den Interessen anderer beschäftigte. Einer seiner Freunde wunderte sich, daß er sich nicht langweile, wenn er so häufig allein speiste. „Lieber Gott", antwortete Béranger, „mein Mittel ist sehr einfach: ich denke niemals an mich."

Dazu kam sein merkwürdiger gesunder Menschenverstand. Keiner wußte seinen Rath so gut dem Charakter, dem Denkvermögen, der Stellung und den Hilfsquellen des Fragers anzupassen. (Er dachte eben, darf man hinzufügen, immerfort an seine Freunde und Bekannten statt an sich selbst, wie schon hervorgehoben.)

Endlich drittens kleidete er seinen Verstand in Geist. Seine Unterhaltung war nicht allein angenehm, sondern auch fruchtbar. Sie wirkte oft köstlich nach. Als Alfred de Musset ihm seine ersten Dichtungen gesandt hatte, sagte er ihm: „Sie haben sehr schöne Pferde im Stall, aber Sie verstehen sie noch nicht recht zu führen. Eines Tages werden Sie die Kunst der Lenkung innehaben. Leider geschieht es zuweilen, daß die Pferde dann todt sind!" Ueber Lamartine's Jocelyn sprach er sich gegen den Dichter ganz entzückt aus, um dann hinzuzufügen: „Warum aber, zum Geier, haben Sie darin die zwei- oder dreihundert Verse aufgenommen, welche ohne Zweifel Ihr Hausmeister gemacht hat?" Lamartine brach in Lachen aus, und erwiderte aufrichtig: „Ich verstehe mich leider auf das Feilen nicht, mein lieber Freund." Er sagte die Wahrheit. Wenn er einmal einen schlechten Vers strich, setzte er einen noch schlechteren an die Stelle.

Schwerer war Victor Hugo's Eigenliebe kritisch zu behandeln. Béranger bewunderte ihn als Lyriker, aber der Dramatiker gefiel ihm weniger. Nach dem Erscheinen von Le Roi s' amuse nahm er die Maske eines Hofnarren vor, um ihm brieflich mit dienstergebenem Freimuth seine Meinung zu sagen. Aber Victor Hugo verstand überhaupt keinen Spaß. Er warf ihm vor, seinen eigenen Brief sehr geistreich zu finden, und darauf zu rechnen, daß derselbe mit dem Nachlaß Victor Hugo's an die Oeffentlichkeit gelangen werde; er werde den Brief verbrennen. Béranger erwiderte, als er es hörte: „Sollte mich je die Lust anwandeln etwas an die Nachwelt zu richten, so werde ich gewiß Victor Hugo nicht zum Besteller nehmen." Er war wohl stolz, aber nicht eitel. Seine Bescheidenheit floß aus der ihm immer gegenwärtigen Vergleichung mit Dichtern wie Corneille, Molière und Lafontaine, denen er sich bei weitem nicht gewachsen fand.

Der Schulgesang in weiblicher Hand.

In Nr. 14 d. Bl. hat ein Fachmann nachgewiesen, daß und warum der Gesangunterricht in Mädchenschulen Frauen wohl anvertraut werden kann. Vielleicht verträgt der Gegenstand noch ein paar Streiflichter von pädagogischer Seite her, zu denen hier ein Laternchen aufgeklappt werden mag.

Es ist mir im Eingang des betreffenden Artikels aufgefallen — nicht daß der geehrte Herr Verfasser sein Fach in dem Schulorganismus mehr bevorzugt zu sehen wünschte: denn welcher Fachmann wäre je ohne diesen Wunsch gewesen? — sondern daß er es schon durch die Prüfungsordnungen des Preußischen Staates gegen die anderen technischen Fächer zurückgesetzt glaubt. „Was aber den Gesang betrifft, so ist derselbe nur in den Zeugnissen derjenigen, welche sich einer vollen Seminar-Abgangsprüfung unterziehen, mit einer besonderen Nummer bedacht. Für alle über die einfachen Volksschule hinausgehenden Verhältnisse sind weder durchweg staatliche Prüfungen eingesetzt noch ausreichende staatliche Vorbereitungsanstalten vorhanden. . . . Jeder der seitens eines Schuldirectors das Vertrauen genießt, ein tüchtiger Schulgesanglehrer zu sein, kann als solcher, auch ohne seine Befähigung durch amtlich beglaubigte Zeugnisse nachgewiesen zu haben, berufen werden."

Innerhalb des Beobachtungskreises, dem der in Frage stehende Aufsatz entsprossen ist, mag sich die Sache ja thatsächlich so verhalten: gesetzlich ist das aber ebenso wenig, wie der inhaltliche Unterschied, der weiterhin zwischen „vollen Seminar-Abgangsprüfungen" und „sogenannten Commissionsprüfungen" gemacht wird. Der gesetzliche Unterschied zwischen diesen besteht lediglich in den dabei betheiligten Personen, nicht in der Art und Zahl der Fächer, nicht in den Anforderungen, nicht in den daraus entfließenden Berechtigungen. Nach der im Preußischen Staat noch immer giltigen Prüfungsordnung für Lehrerinnen vom 24. April 1874 darf in Volksschulen, mittleren und höheren Mädchenschulen nur unterrichten, wer seine wissenschaftliche und technische Befähigung dazu durch Ablegung einer Prüfung nachgewiesen hat. Zu dieser Prüfung gehört auf alle Fälle, nicht der Wahl verstellt, sondern vorschriftsmäßig das Fach: Gesang (§ 17, 9); ob das Lehrercolleg des Seminars sie abnimmt, oder eine besonders dazu eingesetzte Prüfungscommission, ob die Vorbildung in diesem Fache auf einem der fünf Königlichen Lehrerinnen-Seminare oder anderswo erworben ist, das ändert die Anforderungen um keinen Buchstaben. Wie es daher auf das Vertrauen des Schuldirectors allein soll ankommen können, ob er jemand mit dem Gesangunterrichte beauftragen will oder nicht, ist nach dem Wortlaute der preußischen Verordnung durchaus unerfindlich. In Bremen, dessen Prüfungsordnung, wie die der meisten deutschen Staaten, in allen Grundzügen mit der preußischen übereinstimmt, besteht die Abweichung, daß die Bewerberinnen die Prüfung im Gesang ablehnen dürfen (Frisia non cantat!): die natürliche, selbstverständliche und gesetzliche Folge ist, daß kein Schulvorsteher einer Lehrerin, die sich im Gesang nicht hat prüfen lassen, den Gesangunterricht übertragen darf; er müßte es ja auch mit seinen Schulkindern sehr schlecht meinen oder in gar arger Verlegenheit um einen Gesanglehrer sein, wenn es ihn gelüsten sollte, in diesem Falle das Gesetz zu umgehen, über dessen Ausführung außerdem die Schulbehörde sorgfältig wacht.

Daß ein Fachmann sein Fach so hoch wie möglich stellt, daß er ihm die weiteste Berücksichtigung verschaffen möchte, daß er für die Lehrer desselben die gründlichste Ausbildung fordert, wird ihm niemand verdenken: alle tüchtigen Fachleute, die nicht in erster Linie Schulleute sind, pflegen das so zu machen. Aber grade weil sie es alle so machen, halten sie sich glücklicherweise auch gegenseitig im Zaum und erleichtern es den leitenden Gewalten, neben ihren Ansprüchen noch andere Kleinigkeiten wie die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Schüler, die Frage der Zeit und der Geldmittel und dergleichen zu berücksichtigen. Ohne Zweifel hat ein in seinem Fach sehr vorgeschrittener Lehrer Vorzüge vor den mittelmäßig beschlagenen, sowie ein hervorragend begabter Schüler Vorzüge vor den durchschnittsmäßig begabten hat. Aber wo es sich, wie in der deutschen Schule, um Massenarbeit handelt, muß man doch bei allen ständigen Einrichtungen auf den Durchschnitt und mit dem Durchschnitt rechnen. Dem Schulvorsteher, der seine große Aufgabe richtig erfaßt, muß in erster Linie daran liegen, daß die Personen, mit denen er arbeitet, tüchtige Lehrer und Lehrerinnen sind, und erst in zweiter Linie kann er sich danach umsehen, ob ihre Fachbildung über das Durchschnitts-

maß, das ja eben die staatlichen Prüfungen feststellen, hinausgeht. Frau Viardot-Garcia ist gewiß eine ausgezeichnete Gesanglehrerin; aber an einer deutschen Mädchenschule möchte ich sie mir doch so wenig wünschen wie Michel Angelo als Zeichenlehrer. Die „conservatoristische“ Ausbildung von Schulgesanglehrerinnen ist daher auch vielleicht nicht schlechthin wünschenswerth. Hat ein junges Mädchen, das den Lehrberuf ergreift, soviel musikalische Anlage, daß sich die Ausbildung derselben auf dem Conservatorium lohnt, so wird in der Regel die Noth des Lebens erheischen, daß sie von dem darauf verwandten Capital an Geld und Zeit die Zinsen durch Musikunterricht sofort nach vollendeter Ausbildung einzubringen suche, und sie wird nicht erst noch einen zwei- bis dreijährigen Seminarcursus daran setzen wollen, sich nun auch noch zu einer tüchtigen Schullehrerin zu machen. Lehrer und Lehrerinnen der technischen Fächer aber, die nicht auch in anderen Fächern und als Classenführer verwandt werden können, besonders die Zweistunden-Männer und -Frauen: die einmal oder zweimal wöchentlich in eine Classe kommen, oft nicht einmal die Namen der Schülerinnen behalten lernen, mit den Zuchtmitteln der Schule verschwenderisch umgehen, weil sie es wirklich allzu schwer haben, einen persönlichen, sittlichen Einfluß auf ihre Schülerinnen zu gewinnen — die sind bei aller fachlichen Tüchtigkeit immer nur ein Nothbehelf, kein Vortheil für die erziehlichen Aufgaben der Schule. „Jeder Lehrer“, heißt es in dem Aufsatz von Herrn Musikdirector Hennig, „hat es bei Uebernahme eines Schulamtes in der Hand, sich mit den Schülern hinsichtlich der Zucht richtig zu stellen .... Diejenige Lehrerin wird im großen und ganzen das Richtige getroffen haben, die ... die Kinder so an sich zu fesseln versteht, daß letztere den Unterweisungen gern und mit unbedingtem Gehorsam folgen.“ Ja gewiß, alle gute Schulzucht beruht auf freudigem, unbedingtem Gehorsam der Kinder, aber zu diesem Gehorsam zu erziehen versteht eben nicht jeder, und doch hat es nur der „bei Uebernahme eines Schulamtes in der Hand, sich mit den Schülern hinsichtlich der Zucht richtig zu stellen“, der neben der nöthigen Anlage und sittlichen Kraft durch jahrelange Schulung wenigstens anfangsweise gelernt hat, wie man in einer Schulclasse auftreten und verfahren muß, um freudigen unbedingten Gehorsam zu erzielen. Von selbst wächst diese Pflanze so wenig wie der Roggen auf unseren Feldern. Jemehr aber das Fach danach angethan ist die Schüler in eine gewisse körperliche Unruhe zu versetzen, wie außer Kopfrechnen, Geographie, Turnen grade der Gesang, desto fester und biegsamer zugleich muß die Hand sein, welche über der jugendlichen Schar die Zügel führt. In der Religionsstunde, welche der Herr Verfasser anführt, kommt, wenn der Lehrer ist was er sein soll, die Zucht ganz von selbst; in der Gesangstunde, wo soviel mehr äußere Beweglichkeit herrschen mag, geht schnell alles aus Rand und Band, wenn der Meister des Gesanges nicht auch zugleich ein Meister der Zucht ist.

Im ganzen dürfte sich daher die jetzt am meisten verbreitete Praxis auch am meisten empfehlen, daß die Schulvorstände unter ihren ständigen Lehrern und Lehrerinnen diejenigen für den Gesangunterricht wie für die übrigen technischen Fächer bestimmen, welche am meisten Lust und Talent dafür haben. Daß dabei das Geschlecht keinen Unterschied mache, wünschen wir mit dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 14; und daß die so verwandten Lehrer den Fächern, in welchen sie unterrichten, fortgesetzt beständige Aufmerksamkeit zuwenden, sich unablässig theoretisch und praktisch mit Hilfe der besten Lehrmittel darin fortzubilden suchen, ist gewiß gleichfalls eine nicht abzuweisende Forderung.

Aber wenn Frauen im Schulgesang unterrichten sollen, so fällt noch eine Sache ins Gewicht, über welche der beregte Aufsatz kurz mit der Forderung hinweg geht: „Ein Schulgesanglehrer muß ... das für die Einübung der Gesänge bestimmte Musikinstrument tüchtig zu behandeln verstehen.“ Das liest sich glatt weg, dürfte aber in der Praxis nicht immer so glatt auszuführen sein. Natürlich kann jedes gebildete junge Mädchen heutzutage Clavier spielen, und wir wollen auch einmal annehmen, daß diejenigen, welche den meisten sauern Schweiß an ihre Bildung setzen, die werdenden Lehrerinnen, falls sie besonders musikalisch veranlagt sind, auch während der Seminarzeit das Clavierspiel genügend pflegen, um nachher eine Gesangsclasse damit begleiten zu können. Aber erstlich ist es ungeschickt, daß man eine größere Classe wenigstens nur schwer so wird aufstellen können, um vor dem Clavier sitzend alle Schülerinnen im Auge zu haben, was doch für Gesang und Zucht gleich nöthig ist. Zweitens werden sich wohl nur die wenigsten Schulen den Luxus erlauben können, in jedem Classenzimmer ein Clavier zu haben: eins für die ganze Schule, bez. ein Harmonium im Schulsaal, wenn einer da ist, damit muß man im günstigen Falle zufrieden sein. Nicht immer aber läßt es sich so einrichten, wenigstens in stark besuchten Schulen, daß das Wandern ganzer Classen keine Störung bringt: Zeichnen, Turnen veranlassen auch schon dazu. Das geeignetere Instrument ist offenbar die Geige. Mit ihr kann der Lehrer in jedem sonst geeigneten Raume Singstunde ertheilen und sich immer so aufstellen, daß er seine Schar im Auge hat. Also wäre es den Lehrerinnen, die Gesangunterricht ertheilen wollen, sehr zu empfehlen, sich mit dem Geigenspiel wenigstens soweit vertraut zu machen, wie es für diesen Zweck ausreicht: geigende Frauen sind ja an sich keine Seltenheit mehr. Nur mit der Stimmgabel und der eignen Stimme eine Stunde lang den Gesang einer Classe leiten dürfte doch für die meisten eine zu große Anstrengung sein.

M. L.

Unentbehrlichkeit der Fremdwörter.

Eine Randglosse.

Als ich in No. 17 des „Nordwest“ den Aufsatz über die Unentbehrlichkeit der Fremdwörter las, da fiel mir eine Anekdote ein, die wenn nicht wahr, so doch gut oder meinetwegen auch schlecht erfunden ist: Ein Sohn fragt den Vater nach dem Unterschiede der Bedeutung der Wörter „Malheur“ und „Unglück“ und erhält die Antwort: „Fiele unser Vetter Soundso ins Wasser, so wäre das ein Malheur, käme er aber wieder heraus, so wäre es ein Unglück.“ Ueber das Pädagogische und Sittliche dieses Bescheides möchte ich mich hier nicht verbreiten, sondern nur an dem gegebenen sprachlichen Beispiele nachweisen, daß wir uns in der That gewöhnt haben, den Fremdwörtern oft eine ganz andere Bedeutung, als den den Begriff deckenden deutschen Wörtern beizulegen, ja sie zuweilen im Gegensatz dazu zu stellen.

„Bitte, machen Sie uns keine steife Visite, sondern kommen Sie ganz gemüthlich auf einen Nachmittags-Besuch,“ kann man ebenso oft hören wie die Einladung: „Erwarten Sie aber kein Diner, es ist nur ein einfaches, freundschaftliches Mittagsessen.“ Ganz in demselben Gegensatze steht das Dejeuner zum Frühstück, das Souper zum Abendessen, der Trousseau der fürstlichen Braut zur Aussteuer der Bürgerstochter, das Hotel zum Wirthshause, die Equipage zum Fuhrwerk. Das deutsche Wort gibt das Einfachere und Gediegenere, das französische das Glänzendere und Prächtigere, oft auch liegt im ersteren die ernstere, schwerere Bedeutung, im letzteren die leichtere, spielendere. Wo wir uns gut unterhalten haben, da werden wir kaum von „amüsiren“ reden, und gegen eine wirkliche, ehrliche Langeweile ist das „Ennuyiren“ ein Kinderspiel.

Man braucht diese Saite nur anzuschlagen, um alle Leser zu veranlassen, die hier angefangene Liste zu vervollständigen und zu verbessern; also mögen die angeführten Beispiele genügen. Es liegt mir fern, eine Lanze für die Fremdwörter brechen zu wollen, ich gehöre ganz im Gegentheil zu denjenigen, welche von Herzen deren Verbannung wünschen, wenn ich auch nicht so weit gehe, Cigarre mit Glimmstengel und Omnibus mit Allerweltswagen vertauschen zu wollen. — Daß man in dieser Hinsicht erfolgreich wirken kann, davon hat der „Nordwest“ selbst

den besten Beweis gegeben und erhalten, denn man sendet in diesem Jahre die Kinder überall in die „Sommerpflege“ und nicht in die „Ferien-Colonien“. Ich glaube aber allerdings, daß das von mir Angeführte eine Schwierigkeit bietet, die man nicht übersehen sollte. Viele Fremdwörter sind bei uns insofern keine mehr, als sie eine ganz bestimmte Bedeutung bekommen haben, die sie in der Sprache, der sie angehören, gar nicht besitzen, so daß es nicht ganz leicht sein wird ein oder auch mehrere deckende deutsche Wörter an ihre Stelle zu setzen. Wir haben indeß ein Sprichwort, das sich freilich auch auf zwei Wörter reimt, die nicht ganz zweifelsohne, aber trotzdem völlig eingebürgert sind, nemlich „Probiren geht über studiren.“ Versuchen wir es immerhin, denn „der Tropfen höhlt zuletzt den Stein.“ Jenny Hirsch.

Das Verwaltungs-Fremdwort.

Herr Beigeordneter F. Ernst in Elberfeld, Vorsitzender der städtischen Armenbehörde, schreibt unterm 15. Mai dem Herausgeber:

„Die verschiedenen Aufsätze, welche Ihre Zeitschrift über die Beseitigung des Gebrauches von Fremdwörtern brachte, habe ich freudig begrüßt, und mache Ihnen hierdurch Mittheilung von einem Beschluß, welchen die städtische Armenverwaltuung in dieser Richtung kürzlich gefaßt hat. Aus Auslaß der am 2. Januar d. J. von Sr. Majestät begangenen Feier stellte einer unserer Bezirksvorsteher den Antrag, daß die Armenverwaltung in ihrem geschäftichen Verkehre die Anwendung von Fremdwörtern thunlichst vermeiden möge. Dieser Antrag fand in einer späteren ordentlichen Sitzung bei den Herren Bezirksvorstehern solchen Anklang, daß wir für die Folge nur diejenigen Fremdwörter beibehalten werden, welche trotz ihrer Abstammung aus anderen Sprachen sich dennoch vollständig eingebürgert haben oder nur durch Umschreibung wiedergegeben werden können. Ich habe ein Verzeichniß derjenigen Fremdwörter, welche in unserem amtlichen Verkehr häufig vorkommen, angefertigt und an die Bezirke und geschlossenen Anstalten unter dem Vorbehalt der Ergänzung und Berichtigung mit dem Anheimgeben vertheilt, den Schriftwechsel mit der Verwaltung nach diesen Grundsätzen einzurichten. Ich erlaube mir Ihnen hierbei einen Abdruck zu überreichen, und bemerke, daß ich nur diejenigen Wörter aufgenommen habe, welche sich entweder nach ihrer sprachlichen Ableitung oder nach der in unserer Verwaltung durch Uebung damit verbundenen Begriffen durch eine deutsche Bezeichnung kurz und zutreffend ersetzen lassen.“

Ein höchst nachahmenswerthes Verfahren!

In dem Zweigverein des Deutschen Sprachvereins zu Hannover hat der Landesdirector R. von Bennigsen versprochen die bereits in den Verein eingetretenen Vorstände von Behörden zu veranlassen, in ihren Abtheilungen streng darauf zu halten, daß in der Abfassung der abgehenden Schriftstücke die Fremdwörter so weit es angeht vermieden werden; auch solche Behörden aber, deren Vorstände dem Verein nicht angehörten, würden eine dahin gehende Bitte nicht als eine Anmaßung auffassen, habe doch das Oberhaupt der deutschen Reichspostverwaltung damit in förderlichster Weise den Anfang gemacht.

Die neuesten Fortschritte in der Bewegung für den Arbeits-Unterricht.

Die Frage der Förderung des Arbeits-Unterrichts ist in den letzten Monaten wieder mehrfach Gegenstand einer sympathischen Besprechung in den öffentlichen Blättern gewesen. Wenn wir auch nicht so sanguinisch sein wollen, deshalb von einem großen Erfolge zu sprechen, den die Bewegung dadurch errungen hätte, so kann man doch mit Recht zum mindesten behaupten, daß die Angelegenheit in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und daß die Bewegung im Begriff ist das Interesse großer Kreise des Volks für sich zu gewinnen. In diesem Sinne kann man immerhin von einem gewissen Erfolge reden; dasselbe ist indeß, näher betrachtet, zur Zeit noch nichts weiter als eine günstige Vorbedingung für die bereits geplanten, demnächst folgenden Actionen. Vollziehen sich dieselben aber mit der gleichen Umsicht und Thatkraft wie bisher, so dürften die Bestrebungen allerdings bald einen breitern Boden einnehmen. Hierzu ist um so mehr Aussicht vorhanden, als sich dieselben in sich jetzt wesentlich gegen früher geklärt haben.

Wenn wir den Ursachen nachforschen, welche der Sache gegenwärtig eine größere Bedeutung in weiteren Kreisen verschafft hat, so finden wir, daß hier mehrfache Umstände zusammengewirkt haben. Zunächst hat die Verhandlung im sächsischen Landtag und die Bewilligung desselben von 10 000 ℳ zur Förderung des Arbeits-Unterrichts der Angelegenheit eine Beachtung zutheilwerden lassen, wie sie von gleich großer Bedeutung seit der Absendung der Commission nach Dänemark und Schweden durch den preußischen Cultusminister im Jahre 1880 nicht wieder hervorgetreten ist. Eine fernere Veranlassung gaben die Beschlüsse des Centralcomites, einen deutsch-nationalen Verein für die Förderung der Bestrebungen ins Leben zu rufen, sowie die Errichtung eines Lehrer-Seminars in Leipzig in Aussicht zu nehmen. Endlich aber haben die persönliche Wirksamkeit der Herren Dr. Götze und E. von Schenckendorff in öffentlichen Versammlungen und die hierüber in die Presse gelangten Mittheilungen dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der Bestrebungen zu lenken. Ueber die erfolgreiche Thätigkeit und die Reden des Herrn Dr. Götze ist in diesen Blättern bereits berichtet worden. Herr E. von Schenckendorff hat am 16. März in Potsdam, am 7. April in Berlin, am 21. April in Breslau, am 1. und 3. Mai in Wiesbaden und Meiningen, überall mit bestem Erfolge, zum Theil vor Versammlungen von 5—700 Personen aller Stände, gesprochen. In Meiningen hatte der Magistrat die Einladung ergehen lassen. Die Versammlung, welche aus mehr als 500 Personen bestand, faßte folgende beachtenswerthe Resolution, die durch den Zeitungs-Telegraphen eine weite Verbreitung gefunden hat:

> Eine in Meiningen unter Vorsitz des Oberbürgermeister Schaller tagende Versammlung nahm nach einem Vortrage des preußischen Landtags-Abgeordneten von Schenckendorff auf Antrag des Reichstags-Abgeordneten Zeitz einstimmig folgende Resolution an: „Unser heutiges öffentliches Erziehungswesen in Deutschland bedarf hinsichtlich der Unterrichtsgegenstände einer Erweiterung dahin, daß die geistige Ausbildung durch praktische Beschäftigungen, im erziehlichen Sinne ausgeübt, ergänzt, und daß gleichzeitig der körperlichen Durchbildung der deutschen Jugend eine größere Berücksichtigung als bisher zutheilwerde. Eine solche Reform ist nicht allein eine Schulfrage, sondern zugleich auch eine sociale Frage von hervorragender Bedeutung, und verdient die volle Beachtung der weitesten Kreise des deutschen Volkes. Die Versammlung begrüßt daher lebhaft die Absicht des für jene Angelegenheit bestehenden Centralcomite, einen deutsch-nationalen Verein zur Förderung dieser Zwecke demnächst ins Leben zu rufen.“

Wir werden in einer der nächsten Nummer einen Bericht über diesen Vortrag bringen.

Sloyd-Unterricht in der Schweiz.

In der am 30. März abgehaltenen Sitzung der Association Romande hielt Erziehungsdirector Dr. Gobat einen Vortrag über den erzieherischen Einfluß und die praktischen Vortheile des Handfertigkeits-Unterrichts in den Schulen. Er be-

tonte die dadurch ermöglichte Abwechslung in der geistigen Thätigkeit der Schüler, die von diesen Beschäftigungen genährte Liebe zur Schule, sowie die Achtung vor dem Handwerksmann, welche den Schülern durch das Bekanntwerden mit den Schwierigkeiten der Arbeit und durch die Erkenntnis des Werthes der so von der Hand hergestellten nützlichen Gegenstände eingeflößt werde. Ferner wurde gezeigt, wie dieser Unterricht, der zwar nicht zu einem eigentlichen gewerblichen Unterricht in irgend einen Zweig gemacht werden solle, dennoch auch für Lehrer, vornehmlich auf dem Lande, eine anregende und selbst einträgliche Beschäftigung werden könne. In der Schweiz war es Baselstadt, das vor wenigen Jahren diesen namentlich im scandinavischen Norden hoch entwickelten Unterricht einführte. In Bern wurde vor anderthalb Jahren der Anfang gemacht im Seminar zu Hofwyl, und von dort wird der neue Unterrichtszweig über den ganzen Canton verbreitet werden. Ueberdies sollen zur Beschleunigung der Einführung im Sommer dieses Jahres in Bern Curse stattfinden, ähnlich den im Jahre 1884 in Basel abgehaltenen (Schreinerei, Cartonarbeiten, Buchbinderei, Drechslerei, Ausschneiden mit der Säge, Flechtarbeit u. s. f.), wofür bereits Vorbereitungen getroffen sind.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Die Lage der Gesellschaft gewährte nach dem „Bildungsverein“ im verflossenen Jahre 1885 ein wesentlich freundlicheres Bild, als in den vorhergehenden Jahren. Die sinkende Richtung der Mitgliederzahl hat sich in eine steigende umgewandelt, welches um so erfreulicher ins Gewicht fallen dürfte, als die Zunahme trotz der zugleich erfolgten Umwandlung des Zweigvereins Hannover in ein körperschaftliches Mitglied 43 Mitglieder mehr als 1884 betragen hat. Auch für das Jahr 1886 wird eine weitere Zunahme an Mitgliedern erwartet. Ein frischerer und vertrauensvollerer Geist hat in den Mitgliederkreisen seinen Einzug zu halten angefangen. „Zwar gehen einige Zweigvereine und besonders Verbände noch immer in geringerem Maße zurück, andere dagegen entwickeln sich in erfreulichster Weise, z. B. Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, der Sächsische Verband, Zwickau, der Neumärkisch-Posener Verband. Ein entschlossenerer Muth, ein energischerer Wille machen sich auf vielen Seiten fühlbar; Gedanken tauchen auf, Versuche werden gemacht, Anregungen beherzigt und gegeben, und man weiß mehr als früher, wo man zugreifen, was man anfangen und betreiben, wie man neues einführen und das Interesse der weitesten Kreise erwecken soll. Vor allem ist zu beobachten, daß man in Sachen allgemein wissenschaftlicher Bildung neuerdings im ganzen planmäßiger verfährt als früher. Man greift die Vortraggegenstände nicht mehr wahllos aus der Menge des eigenen Wissens heraus. Man berücksichtigt in objectiverer Weise die Bedürfnisse des Publicums und beginnt mehr aus dem eigenen subjectiven Geistesleben herauszutreten. Man findet sich hinein in das was das Herz und den Geist des Volkes jeweils beschäftigt und bewegt. Gesundheitsfragen, die den Menschen im alltäglichen Leben berühren, wirthschaftliche und gemeinnützige Zeitfragen, Colonisations- und Auswanderungs-Angelegenheiten, Erziehung, Sprachreinigung, Culturgeschichte und Schule, und vieles andere mehr, haben die allgemeinen und oft nicht recht zeitgemäßen Stoffe der früheren Zeiten aus den Vorträgen in unseren Vereinen verdrängt. Alles spitzt sich zu auf das Praktische, die Nachfrage des Publicums, den directen geistigen Gebrauch. Die Redner haben den Standpunct der Studirstube und des Katheders zu verlassen begonnen, und greifen mehr und mehr ins volle Menschenleben hinein. Unser „Redner-Adreßbuch“ hat sich bei den Vereinen rasch Freunde erworben. Man findet den Nutzen der Zusammenstellung derjenigen Redner, welche den Wohnort des betreffenden Vereins besuchen wollen, schnell und gern heraus. Wie leicht ist es auch den Vereinen gemacht, aus diesem Büchlein ihren Bedarf an Rednern für das bevorstehende Winterhalbjahr zu decken! Wie viele Redner stehen für jede, selbst die kleinste Ortschaft zu billigen oder gar honorarfreien Vorträgen bereit! Wir werden das Buch im August neu herausgeben, und dann unseren Vereinen die Aufstellung ihrer Vortragspläne für den Herbst und Winter durch dasselbe erleichtern und unterstützen. Im Laufe des September sollte jeder Verein seinen Plan nicht nur entwerfen, sondern auch mit den Rednern bereits abschließen: es ist ja mit Hilfe des Büchleins die denkbar leichteste Arbeit: Vergebenes Hin- und Herschreiben, fruchtloses Unterhandeln etwa mit Rednern, welche Antwort geben: „In eure Ortschaft will ich gar nicht kommen, die liegt mir zu weit“, ist den Vereinsvorständen durch das Buch erspart.“

Die Jahresversammlung der Gesellschaft wird voraussichtlich Ende Juni zu Coburg sein.

Ein Fortschritt in der Irrenpflege.

Vor zwei Jahren wurde in der Rheinprovinz ein Verein ins Leben gerufen, welcher sich auf dem Gebiete der Irrenpflege eine große, aber auch schöne Aufgabe gestellt hat. Der „Hilfsverein für Geisteskranke im Regierungsbezirk Düsseldorf“, dessen Vorstand aus den Oberbeamten der Provinzial-Irrenanstalt Grafenberg besteht und den jedesmaligen Director derselben zum Vorsitzenden hat, bezweckt

„1) die geistige und leibliche Sorge für Geisteskranke und hauptsächlich für die aus den Irrenanstalten des Regierungsbezirks genesen oder gebessert entlassenen Armen und Hilfsbedürftigen, um ihre Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft zu erleichtern und sie womöglich vor Rückfällen und schwererem Erkranken zu schützen.

2) Hebung der öffentlichen Irrenpflege, Beseitigung von Vorurtheilen gegen Irrsein und Irrenanstalten, sowie Belehrung über Ursachen des Irreseins und Bekämpfung derselben.

Zur Erreichung des ersten Zwecks wird der Verein nach Verhältnis seiner Kräfte den Entlassenen mit Rath und That an die Hand gehen, geleitet von der Erfahrung, daß Verschlimmerung des Befindens und Rückfälle häufig durch Kummer und Sorgen, mit welchen die Entlassenen bei ihrem Austritt aus der Anstalt zu kämpfen haben, veranlaßt werden.

Zur Erreichung des anderen Zwecks werden allgemein verständlich gehaltene Belehrungen über Krankheitsursachen und Krankheitserscheinungen und über Behandlung Geisteskranker die Bevölkerung zum Verständnis einer vernünftigen und humanen Pflege dieser Kranken zu bringen und namentlich auch zu bewirken suchen, daß frisch Erkrankte schleunigst der Anstalt übergeben werden, weil davon ja wesentlich die Möglichkeit der Heilung abhängt.“

Die Gefahr der Wiedererkrankung ist recht groß, wenn der aus der Anstalt Entlassene in Verhältnisse eintritt, welche so große Anforderungen an ihn stellen, daß er denselben noch nicht gewachsen ist, wenn er sieht, daß während seiner Abwesenheit die wirthschaftliche Lage seines Haushalts sich ungünstig gestaltet und die Nothlage vielleicht schon einen gewissen Höhegrad erreicht hat, wenn er also den Kampf ums Dasein aufnehmen muß, ohne dazu wie ein Gesunder gerüstet zu sein, wenn fortwährend Gemüthseindrücke auf ihn einwirken, welche selbst einen Widerstandsfähigen niederdrücken können und er so eine Beute schwankender Stimmungen und quälendster Unruhe wird. In manchen Fällen kann diese Gefahr gewiß beseitigt oder vermindert werden, wenn dem kaum Genesenen beim Wiedereintritt in das bürgerliche Leben ein Berather zur Seite steht, der ihm mit dem erforderlichen Feingefühl und mit warmem Herzen Theilnahme bezeigt, ihm die Sorgen mittragen hilft und durch Wort und That so lange eine zuverlässige Stütze bietet, bis die vollständige Gesundung ein-

getreten und der Schützling nunmehr aus eigener Kraft imstande ist seine Pflichten im ganzen Umfang zu erfüllen, der aber auch mit prüfendem Blick alle Anzeichen verfolgt, welche auf eine Wiedererkrankung schließen lassen, damit für die Unterbringung des Kranken in der Heilanstalt der richtige Zeitpunct nicht versäumt wird.

Dieser vielseitigen Aufgabe kann in einer größeren Stadt der von dem Verein ernannte Vertrauensmann unmöglich gerecht werden, weßhalb denn auch in dem zweiten Jahresbericht darauf hingewiesen wird, daß sich in diesem Falle mehrere Vertrauensmänner in die Arbeit theilen müssen. Wenn aber selbst die erforderlichen Kräfte sich zur Verfügung stellen, ist es doch fraglich, ob der gute Wille allein genügt diese eigenartige Aufgabe so zu lösen, wie sie zum Heile des Kranken gelöst werden muß. Eine solche Thätigkeit setzt eine Summe von Eigenschaften voraus, die in der Regel nur dann entwickelt sein können, wenn zum Arbeiten auf verwandten Gebieten die Neigung vorhanden war und sich Gelegenheit bot die Fähigkeiten zu einem solchen Berufe auszubilden. In welchem Kreise könnte aber wohl ein geeigneteres Feld für den Dienst thätiger Nächstenliebe geboten sein, in welchem Kreise könnte eine bessere Schulung gefunden werden als im Kreise der Armenpfleger? Deßhalb haben sich alle Bezirksvorsteher der städtischen Armen-Verwaltung in Elberfeld bereit erklärt, neben ihren vielfachen Berufspflichten auch die Fürsorge für die entlassenen Geisteskranken zu übernehmen. Was der Einzelne, wenn ihm eine größere Zahl von Fällen überwiesen ist, nicht vermag, das ist für eine Vereinigung von Männern, welche sich in die Arbeit theilen, leicht erreichbar, und so ist in der dankenswerthen Bereitwilligkeit der Bezirksvorsteher die Bürgschaft gegeben, daß die aus der Anstalt entlassenen Kranken mit Herzenswärme und Sachkenntnis so beaufsichtigt werden, wie es der Verein nur immer wünschen kann.

Der „Hilfsverein für Geisteskranke im Regierungsbezirk Düsseldorf" will aus den Jahresbeiträgen seiner Mitglieder und aus andern Einnahmequellen die Mittel beschaffen, um den entlassenen Kranken hilfreiche Hand zu bieten, damit Nahrungssorgen oder Geldverlegenheiten nicht sofort an sie herantreten und die Aussicht auf dauernde Genesung beeinträchtigen. Der Vorsitzende ist ermächtigt bei Entlassung aus der Anstalt Unterstützungen bis zu 29 ℳ zu bewilligen, und der Vorstand entscheidet auf Antrag und unter Zustimmung des Vertrauensmannes über die Art, Dauer und Höhe der zu gewährenden weiteren Unterstützungen. Durch diese Einrichtung, welche im gewissen Sinne als vorbeugende Armenpflege zu bezeichnen ist, erwachsen den Gemeinden manche Vortheile, weil ihnen der Verein durch die persönliche Einwirkung nur durch zweckentsprechende, rechtzeitig gewährte Gaben die großen Geldopfer erspart, welche durch die wiederholt nöthig werdende Anstaltspflege in solchen Fällen, in denen die Ursachen der Wiedererkrankung hätten gehoben werden können, entstehen. Schon allein von diesem Gesichtspunct aus sollten die bürgerlichen Gemeinden den Verein in seiner segensreichen Wirksamkeit unterstützen und seinem Begründer, dem Director der Provinzial-Irren-Anstalt in Grafenberg Herrn Sanitätsrath Dr. Pelman die Anerkennung aussprechen, auf welche er so gerechten Anspruch hat.

Elberfeld. E.

Freithätige Mäßigkeits-Arbeit.

Wenn man in der Entwicklung der neuen deutschen Mäßigkeits-Agitation nach so kurzer Zeit schon einen Fortschritt wahrzunehmen vermag, so ist es der von einem überwiegenden Glauben an die durchgreifende, entscheidende Wirksamkeit gesetzberischer Maßregeln oder überhaupt des Vorangehens der Staats-Autorität, welcher zur Zeit der Entstehung des „Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke" vorherrschte, zu mindestens ebenso vollem und zuversichtlichem Vertrauen auf den Erfolg eigener unmittelbarer Arbeit im Volke gegen die Flut des maßlosen Schnapsgenusses. Der Gründung des Vereins war in socialpolitisch sehr thätigen und einsichtigen Kreisen am Rhein eine Stimmung vorausgegangen, als müsse auch in dieser großen Sache alles oder doch das gute beste erwartet werden von der moralisch nicht minder als militärisch so mächtigen Staatsgewalt, welcher wir das Deutsche Reich verdanken. Wenn die Berliner Regierung diesen Wechsel nun zwar auch nicht so bald eingelöst hat und infolge dessen die Vereins-Bildung eintrat, an welcher die Aussteller des protestirten Wechsels auf Staat und Reich nunmehr willig theilnahmen, so blieb doch naturgemäß große Geneigtheit zurück, Gesetze und deren zweckentsprechende Ausführung für ganz besonders wichtig, wo nicht ausschlaggebend anzusehen. Vielen erschien es so, wie wenn der Verein eigentlich nicht viel mehr zu thun hätte als von den Regierungen und Volksvertretungen zu fordern, daß sie mit ihren Mitteln den Schnaps so rein, so theuer, so selten wie möglich machten. In der That ist ja auf diesem Wege, um von den Vereinigten Staaten mit ihren rücksichtslosen Verboten alles Brantweinvertriebes zu schweigen, in den Musterländern der europäischen Bewegung, Schweden und Norwegen, außerordentlich viel erreicht worden, und Holland erntet gegenwärtig von derselben Saat dieselbe gute Frucht. Aber Vereinsthätigkeit ist nicht allein insofern überall unentbehrlich gewesen, als sie dem Einschreiten des Staates vorarbeiten, Muth machen, Verständnis im Volke sichern und Hindernisse aus dem Wege räumen mußte: nein, seit den letzten zehn Jahren mindestens hat sie auch noch schöpferische Zwecke erhalten, deren Erfüllung dem Betriebe von Gesetzen und Verordnungen an Bedeutsamkeit für die ganze schwere Aufgabe nichts nachgibt. In England, in Holland, in den nordischen Ländern halten seitdem die Mäßigkeitsfreunde sich für verpflichtet, den mittellosen Massen des Volks gleichzeitig Ersatz für Schnaps und Schenke zu bereiten, wenn sie durch Druck auf die Staatsgewalten die Schenken minder allgegenwärtig zu zu machen und die Schnapsflasche höher zu hängen streben. Und trotz alles entgegengesetzten Anscheins ist heute der schlafende Trieb in der Nation so allebendig, daß kaum irgendwo mehr ein neuer Mäßigkeitsverein entsteht, ohne sich alsbald und vor allem zu fragen: was können wir hier am Orte thun; um der Trunksucht einen Damm entgegenzusetzen? Wo dann Kaffee-Versorgung der Massen gewöhnlich die nächste Antwort ist.

Diesem unschätzbaren Drange in den Kreisen thätiger Menschenfreunde entspricht die Tagesordnung der Hamburger Versammlung vom 16.—17. Juni. Der „Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke" will da nicht wieder über Steuer-Erhöhung, Schenken-Beschränkung und Schnaps-Reinigung verhandeln wie in den Vorjahren zu Berlin und Dresden, sondern über Kaffee-Schenken und Trinker-Behandlung. Das sind Aufgaben, welche den Staat kaum bemühen. In der Hauptsache muß freiwillige Gemeinnützigkeit sie lösen mit Thatkraft und Opfersinn. Löst diese sie aber, angeregt und recht gerichtet durch die festverbundenen Mäßigkeits-Vereine, so werden letztere auch ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn sie zu gelegener Stunde von neuem vor Reich und Staat hintreten und ihnen sagen, was zur Ergänzung und Befruchtung der uneigennützigen freiwilligen Thätigkeit Tausender von guten Bürgern durch Gesetz, Steuer und Verwaltung noch geschehen sollte. (Bremer Nachrichten.)

Denkmäler für Scheffel.

Heidelberg und Karlsruhe, der Freudenort von Scheffel's Jugend und seine Geburtsstadt erweisen gleichzeitig dem verstorbenen Dichter die Ehre zu Denkmälern für ihn aufzurufen. Der Karlsruher Aufruf, den wir folgen lassen, preist den bald fröhlichen, bald ernsten und ergreifenden Dichter in den wärmsten Worten und erkennt ihm eine vielleicht allzu hohe Bedeutung zu. Der Trompeter von Säkkingen, der seinerzeit eine hellschmetternde Fanfare gegen die schwindsüchtige

Amaranth und ihre trübseligen Weisen ertönen ließ, wird wohl als ein Werk für die deutsche Jugend bestehen. Seine Gestalten und Lieder haben unleugbar eine staunenswerthe Volksthümlichkeit erlangt. Den Ansprüchen an Formbeherrschung, geschlossene Composition und großen Gehalt, die das reifere Alter stellt, kann diese Dichtung nicht genügen. Ebenso sind die Gaudeamus-Lieder, einen so urwüchsigen Humor sie theilweise athmen, im ganzen doch mehr Curiositäten als freie Dichtungen. In der Zeit ihrer Entstehung mußten sie in Professoren- und Studenten-Kreisen zünden, da sie mit dem damaligen Aufschwung der Studien zur Urgeschichte des Erdballs zusammentrafen. Ja, auf die gelehrte Jugend verfehlen einzelne noch heute nicht ihre Wirkung. Aber der wissenschaftliche Apparat den sie bringen, rückt den Humor in eine fremdartige Atmosphäre und läßt ihn allzu seltsam erscheinen. Während die Sangbarkeit und das unmittelbar Ansprechende diesen Liedern jedoch wie den Trompeter-Gedichten vielleicht noch eine lange Dauer sichert, beschränkt sich auf den Werth nachbildender Experimente die Frau Aventiure. Unumstritten tiefen Gehalt und schlagende Anschaulichkeit verbindend steht indessen der Ekkehard da, ein geschichtlicher Roman wie er so national und so allgemein menschlich zugleich selten, vielleicht nur einige Male von Walter Scott geschaffen worden. Haupt- und Nebengestalten treten mit bezwingender Plastik dem Leser entgegen, und alles ist vortrefflich in einander gearbeitet. Die Läuterung des Ekkehard vom Mönch zum Menschen tritt als ein Meisterstück der epischen Charakter-Entwicklung jener des Wilhelm Meister würdig an die Seite. Mit dem Ekkehard ist der Name Scheffel der Unsterblichkeit gewiß.

Der Karlsruher Aufruf lautet:

Am 9. April 1886 ist Joseph Victor von Scheffel gestorben. Den Tod des gefeierten Dichters haben mit den Einwohnern unserer Residenz, auf deren Friedhof er seine Ruhestätte gefunden, und mit unseren badischen Landsleuten die weitesten Kreise der deutschen Nation in schmerzlicher Erregung betrauert, nicht nur soweit sie das Deutsche Reich zu einer politischen Einheit verbindet, sondern allenthalben, wo die deutsche Zunge klingt, in den stammverwandten Theilen des österreichischen Kaiserstaates und der Schweiz und bei Deutschen im fernen Ausland, auch jenseits des Weltmeeres.

Scheffel's Werke sichern seinem Namen ein unvergängliches Andenken, in ihnen hat er sich selbst ein Denkmal errichtet, das dauernder ist als Erz.

Sein historischer Roman „Ekkehard," in welchem er die Menschen einer entlegenen Vergangenheit so treu und lebendig schilderte, daß wir sie leibhaftig vor Augen zu sehen meinen, sein „Trompeter von Säkkingen," der die siegreiche Macht treuer Liebe verherrlicht, die tiefempfundenen Lieder, die unter dem Titel „Frau Aventiure" gesammelt sind, der unverwüstliche Humor, die lebensfrohe Heiterkeit seines „Gaudeamus," in welchem die deutsche Jugend, vorab die akademische, ihre Lieblingsgesänge vereinigt findet und bei deren Klängen auch die ältere Generation sich gerne wieder verjüngt: diese bekanntesten und beliebtesten seiner Werke tragen die Gewähr eines unser Zeitalter überdauernden Lebens in sich.

So wird auch denen, die dem Dichter persönlich näher standen, das Bild des ehrenfesten und liebwerthen Mannes und Freundes nicht aus der Erinnerung schwinden.

Aber den späteren Geschlechtern sollen wir auch Gestalt und Gesichtszüge des gefeierten Dichters, an dessen Werken sie sich erfreuen und erheben, vor Augen stellen. Die Mitlebenden haben die Pflicht, der Nachwelt ein treues und würdiges Standbild Scheffel's zu überliefern.

Um dies zu bewirken, sind die Unterzeichneten in einem Ausschuß zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe stellt, Joseph Victor von Scheffel in seiner Vaterstadt Karlsruhe ein Denkmal zu errichten.

Hier wurde er vor 60 Jahren geboren, hier hat er einen großen Theil seines Lebens zugebracht und hier ist er in dem ererbten elterlichen Hause gestorben, wohin er, von Sehnsucht nach der Heimat getrieben, wenige Tage vor seinem Tode zurückgekehrt war.

Von diesem Gedanken beseelt wenden wir uns an alle Freunde und Verehrer unseres Dichters und seiner Werke mit der Bitte um Beiträge zur Errichtung eines würdigen Scheffel-Denkmals in Karlsruhe.

Die gesammelten Beiträge wolle man Herrn Stadtrath und Bankier Heinrich Müller (Spitalstraße 51) einsenden.

Unter den Unterschriften finden sich folgende bekanntere: Professor Keller, Director der Kunstschule; Rentner Leichtlin; Zolldirector Lepique; Dr. Löhlein, Director der höheren Mädchenschule; Fabrikant Lorenz; Rentner Friedrich Ludwig; Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Lübke; Altoberbürgermeister Malsch; Stadtrath Nokk; Gustav zu Putlitz, Generalintendant des Hoftheaters; Bürgermeister Schnetzler; Archivdirector Dr. Friedrich von Weech; Gymnasiumsdirector Dr. Wendt; Dekan Zittel.

Jugendfreuden.

„Die Kinder sollen ihr Paradies bewohnen wie die ersten Eltern, diese wahren ersten Kinder", sagt Jean Paul. Darin liegt für Eltern und Erzieher keineswegs die Forderung, ihren Kindern oder Zöglingen Genüsse verschaffen zu müssen. Man störe nur den gesunden Jugendsinn für Freude nicht und lasse diesen die Nahrung selber suchen: er kennt sie weit besser als wir. Wie weit wir oft vom wahrhaft kindlichen Sinne abweichen, zeigen sehr häufig die Schaufenster unserer Spielwarenläden, wo die eigentlichen Kinderspielsachen mehr und mehr verschwinden. Spiele von Kindern erdacht und in der Spielstube der Kleinen entstanden, erben sich nicht selten von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation fort. Was der Großvater und die Großmutter in der Jugend gespielt haben, das gefällt auch heute den Enkeln und Enkelinnen noch immer, sowie auch die uralten Märchen vom Däumeling, Schneewittchen, Dornröschen u. s. w. noch immer den gleichen Zauber auf unsere Kleinen ausüben, wie ehedem auf uns. Wenn aber einmal Vergnügungen und Spiele, die Jahrzehnte hindurch sich bewährt haben, für unsere Jugend den Reiz verlieren sollten, dann ist die Schuld nicht in ihnen, sondern in anderen Umständen zu suchen.

Spiele und überhaupt Kindervergnügen, die ganz gewiß eine sehr wichige Rolle in der Erziehung spielen, können ebenso schädlich als segenbringend wirken. In erster Linie müssen sie wechseln mit ernster Arbeit, denn die Freude allein ernährt nie, und ein Kind, das nur Freude kennt, würde bald seiner geistigen Zersetzung entgegen gehen. Wie Speise und Trank, so sättigen auch Vergnügungen. Man beobachte nur einmal die Kinder in der Spielstube. Wenn sie sich längere Zeit mit einem und demselben Spiele, und sollte es selbst ihr Lieblingsspiel sein, unterhalten haben, so stellt sich plötzlich eine Sattheit ein, die sie veranlaßt, zu einem anderen Vergnügen zu greifen. Aber auch dieses ist nur von kurzer Dauer, und bald sind sie des Spielens ganz überdrüssig. Sie treiben dann allerlei tolles Zeug und werden muthwillig oder gar ausgelassen. Das ist auch der Grund, warum so viele Eltern in der Ferienzeit nach dem Schulanfang seufzen. Ihre Kinder sind, wie sie sich häufig auszudrücken pflegen, während des Schuljahres auch daheim besser zu haben, weil das Lernen eine wohlthätige Unterbrechung in die Unterhaltungen der Kinder bringt.

Vollständig auszuschließen sind die Kleinen von den Vergnügen, Belustigungen und Genüssen der Erwachsenen. Wie oft wird doch dagegen grade in größeren Städten gesündigt! Die Kinder werden schon frühzeitig für den Wirtshausbesuch erzogen; denn wenn die Eltern an einem Sonn- oder Feiertage einen Bierkeller oder ein Gasthaus besuchen wollen, so nehmen sie auch ihre Kinder mit, einmal weil sie dieselben nicht allein und unbewacht zu Hause lassen können, dann aber auch, weil die Kleinen doch auch ein Vergnügen haben müssen. Sie müssen mit den Eltern die vergnügten Stunden theilen und sich in Theatern Triebe hervorkitzeln lassen, die das natürliche Kinderleben nicht so früh und so künstlich hervorlockt. Die Folge davon ist, daß der Freudenbecher schon in früher Jugend geleert wird und unsere Kinder die gleichen Bedürfnisse mit uns haben, nur daß sie weniger Tuch zu ihrem Rocke brauchen. Die heranreifende Jugend kennt vielfach die wahren Jugendgenüsse nicht mehr, weil sie schon mit einer Kost übersättigt ist, die ihr erst später hätte geboten werden sollen. Durch eine regellos abwechselnde Schwelgerei wird der gesunde Sinn für Freude zerstört und mit ihm schwindet selbstverständlich auch die Lust zur Arbeit; denn wer die Freude nicht mehr kennt, kann sich unmöglich an ernster Beschäftigung noch erquicken. In dieser Thatsache ist wohl einer der vielen Gründe zu suchen, warum sich in unserer Zeit die Zahl der arbeitscheuen jungen Leute von Tag zu Tag mehrt. Wenn aber Müßiggang als die Wurzel aller Uebel anzusehen ist, so dürfte heut angedeutet sein, wie wichtig

es für Eltern und Erzieher ist, den Freuden und Vergnügen unserer Jugend ein besonderes Augenmerk zu schenken. K.

(Knabenhort.)

Charakter-Züge.

Anton von Werner erzählt in einer Erinnerung an seinen langen und häufigen Umgang mit Scheffel, eine Dame habe den Dichter einmal bei Tische gefragt, ob es denn wirklich wahr sei, daß er so trinke? Ja, antwortete Scheffel, „und fressen thut das Scheusal auch!“ Er hatte sich lange geweigert, seine Trinklieder, wie sie im Gaudeamus zusammengestellt sind, gesammelt herauszugeben, weil er dann in den Ruf eines Kneipgenies kommen werde; und sein malender Freund bezeugt ihm, ein Trinker sei er nicht gewesen. Nur einmal, als man in Säkkingen dem Dichter und dem Zeichner des „Trompeters“ ein Festmahl gegeben habe, sei es am Platz gewesen, den ersteren an den Aufbruch zu mahnen. Eines fröhlichen Zechers Wesen hat er allerdings wohl immer mehr im Liede als im Leben gehabt.

Bücher und Schriften.

Ein Muster verständig angenehmer Reisebeschreibung sind G. von Beaulien's

„Spanische Frühlingstage“ (Leipzig, Hoffmann und Ohnstein, 1885).

Der Verfasser hat als Reisender sein Augenmerk auf das Volksleben in allen seinen Aeußerungen gerichtet, nicht bloß oder vorzugsweise auf Natur und Kunst, und er schildert es mit jener warmen, lebendigen, unbefangenen Theilnahme an seinem Gegenstande, ohne die dergleichen Darstellungen im Grunde nicht des Lesens werth sind. Das spanische Volk tritt aus diesen Blättern ebenso liebenswürdig hervor, wie sein jugendfrischer Betrachter.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 22. Sonntag, 30. Mai. 1886.

Vierteljahrs-Nummer für den Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England.

15 u. 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

Bekanntmachungen des Comites.

Die sechzehnte Generalversammlung der Vereinsmitglieder findet Samstag den 26. Juni 1886 Nachmittags 3 Uhr im Daheim statt. Wir laden zu zahlreicher Betheiligung freundlichst ein.

Am 26. December 1885 ist in der Generalversammlung der Mitglieder folgendes Statut gemacht worden:

„Wer nach dem Ablauf von vier Monaten seine Commission für eine durch den Verein erlangte Stelle nicht entrichtet und auch nicht bei dem Comite um längere Stundung nachgesucht hat, zahlt für jeden Monat, der vor der Zahlung verstreicht, einen Schilling Strafe."

Wir bringen zur Kenntnis der Mitglieder, daß Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich dem Verein als Beihilfe zur Schuldentilgung am 2. Februar 1886 fünfzig Pfund Sterling übersandt hat.

Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden hat am 1. März 1886 für den gleichen Zweck wiederum 160 ℳ geschickt.

Die Stadt Basel übersandte am 8. März 134 Pfund, die Stadt Königsberg 65 Pfund.

Dieser Vereinsnummer liegt ein ausführlicher Jahresbericht für 1885 bei. Sollte ein oder das andere Mitglied weitere Exemplare wünschen, so stehen solche gegen Einsendung von einer Pennymarke durch Frl. Adelmann zur Verfügung.

Mittheilungen der Geschäftsführerin.

Unsere Vereinsnummer (des „Nordwest") erscheint vierteljährlich und kostet postfrei für das Jahr einen Schilling, welcher mit dem Mitgliedsbeitrag entrichtet wird. Ein Probe-Exemplar steht neu aufgenommenen Mitgliedern, soweit der Vorrath reicht, frei zu Gebot. Anmeldungen zum Abonnement sind auf dem Vereinsoffiz zu machen.

Wer seinen Schilling für 1886 noch nicht eingesandt hat, thue das, bitte, recht bald.

Am 31. März hat Herr Professor Sachs einen sehr interessanten Vortrag im Daheim über die beste Art und Weise gehalten, dem Engländer Deutsch beizubringen.

Am 23. Juni Abends 8 Uhr wird ein zweiter Vortrag über denselben Gegenstand von Herrn Professor Sachs im Daheim stattfinden; ich lade zu recht zahlreicher Betheiligung ein.

Unseren Mitgliedern, welche während der Saison mit ihren Schülerinnen zur Stadt kommen und für dieselben oder für sich Lehrerinnen bedürfen, theilen wir mit, daß wir aus der Zahl der in London wohnenden Vereinsmitglieder tüchtige Lehrerinnen für Sprache, Clavier, Gesang, Zither, Violine, Zeichnen, Malen und Modelliren zu mäßigen (für Mitglieder selbst zu reducirten) Preisen nachweisen können.

Sommerferien-Aufenthalt

in der Schweiz bei den Geschwistern Rengli im 3 800 Fuß hoch gelegenen Luftcurort Heilig Kreuz, Station Schöpfheim, Canton Luzern wird von uns aufs wärmste empfohlen. Wir waren schon mehreremale dort, und fanden alles vorzüglich. Preis 4½ Franken den Tag. Gerne geben wir unseren Mitgliedern nähere Auskunft.

Helene Adelmann.
M. Gaudian.

Aufruf der Geschäftsführerin.

Mitschwestern!

Seit dem Bestand unseres Vereins habe ich mich schon oft zum Zweck der Unterstützung einer guten Sache an Sie gewandt, und doch niemals vergeblich. Auch heute thue ich es mit vollem Vertrauen.

Vor anderthalb Jahren ist eine Zeitschrift: „Die Lehrerin in Schule und Haus" von einer hochherzigen Frau ins Leben gerufen worden. Die „Lehrerin" widmet sich vollständig unseren Interessen und hat in der kurzen Zeit schon unendlich viel gutes gewirkt. Sie ringt für das Bestehen und Erstarken und für die Veredlung unsres Standes, und die Vorkämpferin setzt in Uneigennützigkeit alles für die gute Sache ein. Aber ein großes Arbeitsfeld liegt vor ihr — es gilt die Tausende für das eine große Interesse ihres Berufes begeisternd zu vereinen und die Erfahrungen und Ideen der hervorragendsten unter unseren Berufsgenossen auf diesem Wege allen zugänglich zu machen. Ein nicht leicht zu bebauendes Arbeitsfeld ist es aber auch, denn sie hat nicht nur mit Schlaffheit und Gleichgiltigkeit im eigenen Lager zu kämpfen, sondern auch mit

Eifersucht und Neid von solcher Seite, die eigentlich Stütze und Bundesgenossenschaft bieten sollte. Mit kalten „Freunden“ gegen eifrige Feinde kämpfen ist ein schwerer Kampf. Ist da nicht zu helfen? Können wir eine Sache, die dem Namen nach schon längst die unsrige ist, nicht auch in That und Wahrheit zur unsrigen machen, und da unser Wollen, unsre Kraft und Gaben einlegen, wo unsre allgemeine Sache verfochten und so tapfer durchgeführt wird?

Wir dürfen hier nicht feige, unentschlossen oder gedankenlos zurück stehen. In jeder von uns muß das Bewußtsein lebendig werden, daß sie als Lehrerin kein abgetrenntes Berufsdasein führen darf, sondern, um mit der Zeit fortschreiten zu können, in Fühlung mit ihren Standesgenossen treten muß. Die Zeitschrift: „Die Lehrerin“ vermittelt dies. Wer also durch Abonnement auf dieselbe das Unternehmen unterstützt, hilft nicht nur der allgemeinen Sache, — er hilft sich selbst!

Um denjenigen unter Ihnen, welchen der Abonnementspreis (6 Schilling portofrei durch den Vereinsbuchhändler Herrn Kolkmann, 2 Langham Place, London W.) zu hoch ist, denselben zu erleichtern, bin ich gern zur Bildung von Lesezirkeln*) bereit, und bitte Sie mir Mittheilung darüber zukommen zu lassen. Da in jedem Zirkel ein Mitglied sich dem Schriftwechsel mit dem Buchhändler unterziehen muß, so wäre es mir lieb, wenn diejenigen, welchen die kleine Mühwaltung nicht zu viel ist, mir ihre Bereitwilligkeit dazu gleichzeitig erklären wollten.

Ihnen die Sache nochmals warm ans Herz legend, grüßt Sie alle aufs herzlichste

Ihre getreue

H. Adelmann.

20. Mai 1886.

*) Ich würde vorschlagen, daß immer 4 Mitglieder einen Lesezirkel bilden. Die Kosten des Abonnements würden sich dann für eine jede auf 18 Pence jährlich stellen, und die Portokosten des Weitersendens auf einen weiteren Shilling.

Rechnungs-Uebersicht

vom 1. Januar bis 31. December 1885.

Einnahmen.

	Lstrl. s. d.	Lstrl. s. d.
Saldo vom 1. Januar 1885		3 802.15. 9¼
Mitgliederbeiträge und Eintrittsgelder von Erzieherinnen, einschl. Lstrl. 22 4 s. für das Vereinsorgan	439. 9.0	
Gebühren für besetzte Stellen	217. 9.9	
Jahresbeiträge von Gönnern des Vereins	66. 9.6	
Zuwendungen	819.19.2	
Miethe für zum Haus gehörige Ställe	26. 1.6	
Zinsen von Indischen Actien	18.17.1	
Zinsen von der Nationalbank	8. 4.0	
Zinsen aus der Postsparcasse	4.11.7	
		1 601. 1. 7
Anleihe bei der Nationalbank von England		1 600. 0. 0
Einnahmen von Mitgliedern für Wohnung und Kostgeld		1 000.12. 7
		Lstrl. 8 004. 9.11¼

Ausgaben.

		Lstrl. s. d.	Lstrl. s. d.
Neue Anschaffungen: Möbel u. s. f.		169.14.0	
Hauszins für 6 Monate		165. 7.5	
Porto, Telegramme, Schreibmaterialien und Zeitungen		80. 5.3	
Zeitungsanzeigen und Drucksachen		72.10.6	
Gehälter		261.15.0	
Für das Vereinsorgan		27. 8.6	
Zinsen an die Nationalbank		51.18.4	
Unterstützungen, Apothekerrechnung und Feuerversicherung		35. 9.2	
Gerichtskosten beim Ankauf der Häuser		37.12.3	
Gebühren und Prämium „ „		121.12.5	
Baukosten		432.11.7	
Verlust bei dem Verkauf der Indischen Actien		25. 9.8	
			1 481. 9. 1
Haushaltungskosten, einschließlich Löhne, Steuern, Reparaturen im Haus Nr. 16			1 042.17.10
Ankauf des Eigenthumsrechtes der Häuser Nr. 15 und 16 auf 25 Jahre			5 050. 0. 0
Capital:			
In der Bank		333.17.4	
In Casse		46. 5.8¼	
Leihfonds:			
Ausgeliehene Gelder	Lstrl. 31.17.0		
In Casse	„ 18. 3.0		
		50. 0.0	
			430. 3. 0¼
			Lstrl. 8 004. 9.11¼

Arthur Wagg, Schatzmeister. **Helene Adelmann**, Geschäftsführerin und Vicepräsidentin.

Geprüft und richtig befunden: **W. G. Wilkins**, Auditor.

Neunter Jahresbericht des Vereins deutscher Lehrerinnen in England,

15 und 16, Wyndham Place, Bryanston Square, London, W.

Indem wir den Freunden und Gönnern des Vereins den neunten Jahresbericht vorlegen, geben wir vor allem unserer Freude und Genugthuung darüber Ausdruck, daß es uns im verflossenen Jahre gelungen ist, die beiden Häuser Nr. 15 und 16, Wyndham Place, auf 25 Jahre käuflich zu erwerben, und daß, nachdem der Durchbruch und alle nothwendigen Veränderungen beendet, am 1. Juli v. J. der Einzug in die neuen Räume stattfinden konnte. Durch die Hilfe unserer Freunde sowohl hier wie in Deutschland sind wir in Stand gesetzt worden, die bedeutenden Kosten des Kaufes, sowie die Veränderungen und Besserungen, bis auf die Summe von 1 600 Pfund Sterling (32 000 *M*) zu bestreiten, welche wir von der Englischen Nationalbank zu 5 pCt. aufgenommen haben. Wir hoffen jedoch, daß die Schuld in Kürze getilgt wird, denn wir hegen das feste Vertrauen, daß unsere Freunde und Gönner uns in diesem Bestreben unterstützen werden.

Die Zahl der Mitglieder ist im verflossenen Jahr auf 694 gestiegen. 238 Lehrerinnen sind während derselben Zeit mit Stellen versorgt worden.

Verschiedene schwer kranke Mitglieder wurden im „Daheim“ gepflegt, und sind, Dank der geschickten Behandlung unseres Hausarztes Dr. Armitage, wieder genesen.

An Stelle der früheren Präsidentin, der Gräfin Marie Münster, welche England verlassen hat, ist auf die einstimmige Wahl des Comites und der Generalversammlung der Vereinsmitglieder Lady Suffield getreten.

Den zahlreichen Gönnern und Gönnerinnen des Vereins danken wir auf das wärmste für ihre Hilfe, durch die es uns möglich geworden ist, so vielen deutschen Lehrerinnen in diesem Lande einen Mittelpunct zu bieten, der ihnen die Heimat ersetzt und von so mannigfachem Segen für sie geworden ist.

Zum Schluß richten wir noch die herzliche Bitte an alle unsere Freunde, das Werk vollenden zu helfen, welches seither mit Gottes Hilfe so erfreulich gediehen ist.

Der Vorstand.

London, den 15. April 1886.

Statistische Notizen über den Leihfonds des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Das Comite hatte mit Bewilligung der Generalversammlung der Mitglieder für den Leihfonds ausgesetzt:
Im Jahre................ 1880 die Summe von Lstrl. 30,
welche erhöht wurde im Jahre 1883 auf.......... „ 50,
und im Jahre... .... 1886 auf.......... „ 70.

Der Leihfonds circulirte unter den Unterstützten, welche die Anleihen von Lstrl. 2 bis zu Lstrl. 10 für die Dauer von acht Tagen bis zu sechs Monaten ohne Zinsen gemacht hatten, und repräsentirte folgende ausgeliehenen Summen:

	Darlehen	ohne Zinsen,	an Mitglieder Lstrl.
Im Jahre 1880 wurden bewilligt	30	16	70
„ „ 1881 „ „	46	26	108
„ „ 1882 „ „	49	20	121
„ „ 1883 „ „	71	40	136
„ „ 1884 „ „	58	38	157
„ „ 1885 „ „	60	40	122

Eine einzige, im Jahre 1881 gemachte Anleihe von Lstrl. 1 ist seit der Gründung des Leihfonds bis jetzt verloren gegangen.

20. Mai 1886. Für richtige Aufstellung
H. Adelmann.

Kaisers Geburtstag im Daheim der deutschen Lehrerinnen in England.

„An Kaisers Geburtstag ist bei uns immer etwas los, das merken Sie Sich“, so sagte Frl. Adelmann zu einem Vereinsmitgliede, welches der diesjährigen Feier nicht beigewohnt hatte und bedauernd als Grund angab, sie habe leider nichts davon gewußt. Und im wahrsten Sinne des Worts waren Heiterkeit und Fröhlichkeit einmal wieder recht frei und losgelassen am Abend des 22. März, um den neunundachtzigsten Geburtstag des geliebten Kaisers zu feiern. Ein Mitglied, Frl. Klockow, hatte es vortrefflich verstanden in zwei kleinen selbstverfaßten Lustspielen Fern- und Naheliegendes in sehr sinnig scherzender Weise darzustellen, und Hände und Köpfe waren schon Tage vorher mit Vorbereitungen und Zurichtungen eifrigst beschäftigt. Einige lernten Theaterrollen und sagten sie her, andere saßen gemüthlich am Tischchen und nähten an den nöthigen Anzügen, ein Mitglied, und wer hätte das grade von diesem geglaubt! zeichnete sich durch die ersten, sehr gelungenen Versuche im Zuschneiden und in der Anfertigung von Herrenkleidung aus, eine andere war unermüdlich verschiedene Orden, den Verdienstorden und das Eiserne Kreuz nach allen Regeln der Kunst und Ordenskunde auszuschneiden, zu zeichnen, zu malen: eine für die arme Uneingeweihte selbstverständlich sehr schwierige Aufgabe. Aber alles gelang prächtig unter alle den fleißigen erfinderischen Händen. Ueber den letzten kleinen Vorbereitungen war es unversehens acht Uhr geworden, und es kamen auch schon die auswärtigen Mitglieder. Der Saal füllte sich mehr und mehr, sehr bald war kaum ein Plätzchen mehr zu finden, man drängte sich so eng als möglich zusammen, und pünctlich halb neun Uhr wurde das Festprogramm unter großer Heiterkeit von Frl. Adelmann wie folgt vorgelesen:

Festvorstellung zu Ehren des Geburtstages
Sr. Majestät des deutschen Kaisers
am 22. März 1886, Abends 8 Uhr.

I.

Kaisers Geburtstag im Jungfern-Zwinger.
Zwiegespräch in einem Act,
verfaßt von Frl. Klockow.

Aurora, Eulalia } zwei ehemalige Pensionsvorsteherinnen.

II.

Wozu des Kaisers Geburtstag nützen kann.
Lustspiel mit Militär-Musik in drei Bildern,
verfaßt von Frl. Klockow.

General von Kriegerich,
Margarethe, seine Nichte,
August, sein Bursche,
Gänsekiel, Dr. phil.

Ort der Handlung: Eine kleine Garnisonstadt.
Zeit: Gegenwart.

III.

Symphonie von Romberg, ausgeführt von einer sich hier nur vorübergehend aufhaltenden deutschen Musikbande.

Die Flügelthüren des Lesezimmers thaten sich auf, und da saßen sie denn auch, die beiden ehrwürdigen Damen in traulichem Zwiegespräch, aber nicht müßig und die kostbare Zeit nur verplaudernd, nein eifrig strickend, daß die Nadeln nur so klirrten; den holden Jugendfrühling haben sie wohl schon weit hinter sich zurückgelassen, aber sie sind in Würden und Ehren alt und grau geworden, und tragen nicht nur den schönen, reichen Schmuck der wallenden alten Spitzen und silberweißen Locken, sondern sind reichlicher noch geziert nach innen und außen mit allen Tugenden der sittsamen, stillen, bescheidenen Jungfrau, oder vielmehr ganz unter uns gesagt, was man richtiger Jungfern-Grillen und Schnurren nennt. Gar humoristisch entwickelte sich das kleine Lustspiel vor den Zuschauern, die es alle verstanden in die wohlangebrachte Anspielung einzugehen, und bei einer solchen Anspielung lassen wir es uns schon gefallen, daß mit den strengen Hausregeln Scherz getrieben wird, im täglichen Leben sind sie bitterer Ernst; die „Kaiserschuhe“, (und diesen Namen sollen sie behalten, um Flur und Treppe spiegelblank zu halten), flogen wie von ungefähr zu den Füßen der gestrengen ordnungsliebenden Frau Vorsteherin. Nach einer kleinen Pause, welche durch den Gesang einiger der anwesenden Damen angenehm ausgefüllt wurden, öffneten sich zum zweitenmale die Thüren, und vor den Augen der Anwesenden erschien der Held des Stückes Se. Excellenz der Herr General im Parade-Anzug. Wie glitzerte und glänzte die goldverbrämte prächtige Uniform; sie war ein wahres Meisterwerk an Eleganz und vorschriftsmäßigem Zuschnitt; der wehende, nach allen Seiten hin flatternde Federbusch auf dem funkelnden Helm machte sich ganz besonders bemerkbar. Der Herr General fühlt sich kindlich wohl und behaglich in dem nagelneuen Kaiser-Rock, aber er ist so rastlos, so erregt, in fünf Minuten ruft ihn der Dienst zur Parade, zur Geburtstagsfeier des Kaisers, und da kommt August, der treue bewährte Bursche, der sich immer zu helfen weiß, und meldet unterthänigst, er kann keinen Wagen herbeischaffen, er sieht und hört keinen, und die zarte sentimentale Nichte und der beharrliche Doctor haben insgeheim den kühnen Plan gefaßt, grade heute an Kaisers Geburtstag das Herz des hartnäckigen Onkels zu erweichen; sie verstehen zu bitten und zu liebkosen, und endlich besiegen sie den alten Unerbittlichen und feiern Verlobung in fünf Minuten. Ob aber Se. Excellenz zur Parade zu spät kommt, das erfährt man leider nicht, die komische Gestalt des erregten August im Hintergrunde verräth das nicht; er spricht nur durch gewaltiges Kopfschütteln und verzweifelnde Finger-Gymnastik. Kaum hat sich der Beifallssturm über die gelungene Aufführung gedämpft, als

der Pfiff durchs Sprachrohr ertönt und alle in den Eßsaal bescheidet. Da hängt das Doppelbild von Kaiser und Kaiserin mit Epheu und Kornblumen geschmückt. Glühwein, Berliner Pfannkuchen von Frl. Gaudian eigenhändig bereitet, um besonders lebhaft an die Heimat zu erinnern, und sonstiges Gebäck wurden reichlich gespendet, aber mehr als durch die leibliche Stärkung wurden die Gemüther durch Frl. Lüschow's kleine Festrede erwärmt und erhoben. Mit wenigen herzlichen Worten sprach sie über die Veranlassung der Feier, über die freudige rege Theilnahme aller die da mitfeierten, und wer schließlich hätte nicht mit vollem Herzen eingestimmt in das laute warme dreifache Hoch für den geliebten Kaiser! Dann wurde dankend des Mitglieds gedacht, das so freundlich die Lustspiele für diesen Tag verfaßt, aber rasch unterbrach Frl. Adelmann den Dank mit den Worten: „Drei Hoch sind heute nur für den Kaiser!" Als nun Frl. Lüschow noch einmal zu einem Hoch für den Verein und ganz besonders für die getreuen aufopfernden Vereins-Mütter aufforderte, da rächte sich dies Wort aber auch an ihnen und unserem Verein und schnell hieß es abermals: „Genug, der Kaiser allein bekommt drei Hochs." In gemüthlicher Unterhaltung zwischen alten und neuen Bekannten wurde die Zeit verbracht, bis die rauschenden Klänge der wohlgeschulten deutschen Musikbande alle in den Saal zurückriefen. Lustig und vergnüglich ging's ans Aufführen der Kinder-Symphonie. Kunstvolles boten die reichen reinen Töne der ersten und zweiten Violine, und die kleinen Mißklänge, die durch Kuckuk, Wachtel und Schnarre hier und da dazwischen hineinfielen, dienten nur zur allgemeinen Belustigung. Der arme, altersschwache Kuckuk wollte sich nicht rein stimmen lassen und die kleine Wachtel schmetterte manchmal etwas gar zu vorwitzig in die Welt hinaus. — Es war spät geworden, und man mußte sich schließlich trennen, aber jede der Dagewesenen endete diesen „schönen, reizenden Abend", wie man rechts und links sagen hörte, mit dem Gefühle, daß des Kaisers Geburtstag recht dazu genützt hatte, lebhaft die Ueberzeugung zu wecken und zu nähren, wie segensreich und wohlthuend das Band der Zusammengehörigkeit und Eintracht sich entwickelt und gestärkt hat bei der kleinen Ansiedelung der deutschen Lehrerinnen auf englischem Boden. Der Kaiser, dessen Festtag aufs neue dazu Veranlassung gab, lebe hoch, dreimal hoch!

Ein Mitglied,
der sogenannten „alten Garde" angehörig.

Lehrerinnen und Sprachreinigung.

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein, von dessen Entstehung und Wirksamkeit im „Nordwest" schon mehrfach die Rede gewesen ist, stellt es in seinen Satzungen den Zweigvereinen frei, ob sie Frauen unter ihre Mitglieder aufnehmen wollen oder nicht. Einer seiner thätigsten Förderer erzählte kürzlich bei der Gelegenheit, als er in Bremen einen Zweigverein ins Leben rufen half, an einigen anderen Orten habe man von den dazu aufgeforderten Frauen Körbe erhalten, was den der deutsche Frauen kennt, namentlich in kleinen Städten, nicht grade wundern wird. Denn im Durchschnitt wohnt den deutschen Frauen noch immer eine starke Scheu inne, sich an irgend einem Werk zu betheiligen, das über Haus und Familie hinausgeht; die beste Frau ist in der Meinung vieler Leute noch immer die, von der am wenigsten gesprochen wird, und jede Art öffentlichen Auftretens von Frauen, es sei denn im Dienste der Kunst, wo es für ehrenvoll erachtet wird, hat in ihren Augen etwas von Entweihung an sich. In Bremen dagegen hat sich gleich eine Anzahl Frauen bereit erklärt, an dem Werk des Sprachvereins thätigen Antheil zu nehmen, vermuthlich weil hier überhaupt mehr die Gewohnheit herrscht, Frauen zu gemeinnützigen Bestrebungen heranzuziehen und auf ihre Mithilfe Gewicht zu legen.

Die meisten von diesen bis jetzt zugetretenen Frauen sind Lehrerinnen, und auch das ist nicht zu verwundern. Ich meine allerdings, daß den Müttern bei dem Werk der Reinigung und Reinerhaltung der Sprache eine im Grunde noch viel wichtigere und folgenreiche Aufgabe zufällt, als der Schule und den Lehrerinnen, aber es ist erklärlich, daß letztere sich der Berufung zu diesem Werk früher und allgemeiner bewußt werden, weil man sie planmäßig auf ihre Lebensarbeit vorbildet und dabei kaum verfehlen kann darauf aufmerksam zu machen, welche Pflichten inbezug auf die sprachliche Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts jeder der sich dem Lehrfach widmet, übernimmt. Wie selten mögen künftige Mütter dagegen auf diese Sache hingewiesen werden! Nun ist freilich das Sprechenlernen eines Kindes ein so außerordentlich anziehender Gegenstand der Beobachtung, am meisten für die Mutter, weil es zugleich der beste Gradmesser der geistigen und sittlichen Entwickelung des Kindes ist, daß jedenfalls sehr viele Mütter, auch ohne vorher darüber belehrt zu sein, sich alle Mühe geben, dem Kinde dabei zu helfen und ihm seine Muttersprache zu übermitteln, so gut sie es eben verstehen. Den guten Willen dazu darf man gewiß immer voraussetzen. Aber wenn die Mutter geistig ungewandt, arm an Begriffen und Ausdrücken, wenn ihr der Sinn für sprachliche Richtigkeit nicht geschärft ist, oder wenn sie nicht Zeit hat sich viel mit ihren Kindern zu beschäftigen, also daß deren grundlegende sprachliche Ausbildung dem Zufall oder ungebildeten Wärterinnen überlassen bleibt, so gehen diese Kinder mit einem geistigen Mangel ins Leben hinein, dem vielleicht nie völlig abgeholfen wird, mit dem aber in erster Linie die Schule zu rechnen hat, und auf den daher auch jede Lehrerin gerüstet sein sollte.

Es ist schon bei den kleinen sechsjährigen Fibelschützen sehr gut zu spüren, ob sie aus einem Hause kommen, wo ihre Muttersprache richtig und gut gesprochen wird, und wo sich Gebildete viel mit ihnen abgegeben haben, oder ob ihre sprachliche Ausbildung aus den oben angeführten Gründen vernachlässigt ist. Im letzteren Falle hat die Elementarlehrerin die schwierige, mühsame, aber nicht durchaus unerfüllbare Aufgabe, zunächst für richtige Lautbildung zu sorgen. Sie muß daher selbst von mundartlichen Fehlern der Aussprache frei sein, wenn auch nicht zu verlangen ist, daß sie sich jeder örtlichen Färbung ganz entschlagen habe. Die Hannoveranerin wird das lange a in Vater immer etwas anders sprechen, als die Thüringerin; sie muß aber kein ä daraus machen, und diese kein o. Laute die durch das Schriftdeutsch einmal als die allgemeingiltigen festgestellt sind, darf die Lehrerin nicht mit anderen vertauschen, Laute die organisch zum Wort gehören, nicht weglassen, ebenso wenig andere, nicht dazu gehörige einschieben. Es ist gleich falsch und taugt nicht für den Elementar-Unterricht, wenn die Rheinländerin „fünnef" für „fünf", die Hessin „nit" für „nicht", die Oldenburgerin „is" für „ist" sagt. Jedem Laut sein Recht werden lassen und dabei doch nicht geziert sprechen: das ist's wonach eine gute Lehrerin kleiner Kinder streben sollte, und das ist's wozu sie und alle ihre Amtsgenossinnen nach ihr mit nicht nachlassendem Bemühen ihre Schülerinnen zu erziehen haben.

Man achtet diesen Theil der sprachlichen Bildung in der Regel sehr gering, ich weiß es wohl. Schauspieler, Sänger, allenfalls öffentliche Redner mögen sich um eine richtige Aussprache bemühen, um verstanden zu werden; andere Leute — obgleich sie in der Regel doch zu demselben Zweck sprechen — bilden sich nicht selten noch etwas darauf ein, daß sie reden, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist", oder finden es doch so überflüssig auf ihre Aussprache zu achten, wie man es im vorigen Jahrhundert überflüssig fand die Wörter nach Regeln und folgerichtig zu schreiben. Ueber diese letzte Gleichgiltigkeit sind wir jetzt, in der Theorie wenigstens, hinausgekommen. Welch große Verwirrung auch grade jetzt in der deutschen Rechtschreibung herrschen mag, nicht am wenigsten veranlaßt durch ungeschickte staatliche Einmischung: man verlangt doch von jedem Gebildeten, daß er alle allgemein aner-

kannten Grundsätze befolge und in zweifelhaften Fällen wenigstens eine bestimmte Form mit Ausschluß der übrigen festhalte, und von der Schule, von den Lehrerin verlangt man das mit noch mehr Recht. Nun ist aber doch anerkanntermaßen der Laut ein viel mehr ursprünglicher und wesentlicher Bestandtheil der lebenden Sprache als das Zeichen für den Laut, der Buchstabe. Legt man auf die Uebereinstimmung aller Gebildeten im Gebrauch der Lautzeichen Werth, so gebührt noch größerer Werth der Uebereinstimmung in der Bildung der Laute, die obendrein in der Feststellung der Zeichen ihre Richtschnur findet. Wenn in einer Schule, wenn von einer Lehrerin darauf gehalten wird, daß die Schülerinnen sich eine ganz bestimmte, folgerichtige Rechtschreibung aneignen, so darf man sich der Sorge auch nicht enthoben glauben, auf die Aussprache der Schülerinnen zu achten, vom ersten Schultage an zu reiner, richtiger Lautbildung und Betonung anzuhalten und selbst dazu das Beispiel zu geben.

Daß dieser Grundsatz ebenso gut beim Erlernen der Fremdsprachen zur Anwendung kommen muß wie beim Gebrauch der Muttersprache, läßt sich, wenn man ihn für diese zugibt, kaum widerlegen, wird aber in der Praxis wohl noch öfter außer Acht gelassen, besonders von den Leuten, welche die Fremdsprachen nur lehren wollen, damit der Schüler sie sprechen lerne. Wenn ein deutsches Kind das französische Wort mère wie das deutsche „Meer" sprechen darf, wozu beispielsweise die Kinder hier in meiner Ecke neigen, warum erlaubt man ihm dann nicht auch „Meer" dafür zu schreiben, meinetwegen mit lateinischen Buchstaben? Wenn der englisch sprechende Deutsche allemal sick für thick spricht, spricht er dann englisch oder Unsinn? Ist es grundsätzlich und für alle praktischen Zwecke einerlei, ob man das Wort enfant wie die Franzosen ausspricht oder ob man „ongfong" mit dem Ton auf der ersten Silbe daraus macht? Aber wie beim Erlernen der Muttersprache das meiste auf die Arbeit der Mutter ankommt und später kaum wieder eingebracht werden kann, wenn sie ihre Arbeit nicht gethan hat, so kommt beim Erlernen der Fremdsprachen, was die Aussprache angeht, das meiste auf die erste Grundlage an, welche in der Regel Lehrerinnen legen; eine einmal eingewurzelte schlechte Aussprache wird der Schüler nachher so schwer wieder los wie einen falschen Anschlag auf dem Clavier, umso schwerer, zu je größerer Sprechfertigkeit man ihn dabei abgerichtet hat. Und doch muthen selbst ein paar grammatische Fehler in einem Satz dem Verständnis des Hörers kaum soviel zu als die falsche Bildung aller Laute, die von den in der Muttersprache vorkommenden abweichen.

Ueber die Nothwendigkeit die eigne oder fremde Sprachen grammatisch richtig zu gebrauchen, gehen die Ansichten viel weniger weit aus einander. In der Regel bemüht sich jeder, selbst der Ungebildete, nach dem Maß seiner Erkenntnis richtig zu sprechen und zu schreiben, und die allermeisten Lehrerinnen brauchen gewiß nicht erst dazu ermahnt zu werden, ihre Schülerinnen mit keinen grammatischen Fehler durchzulassen, den sie selbst als solchen erkennen. Wer freilich auf dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck achtet und sich über die Gesetze desselben fortgehend zu belehren sucht — jede Lehrerin sollte das billig thun! — der wird namentlich in jüngeren Jahren wohl manchmal spüren, daß die in der Schule erworbene Kenntnis vom Bau und von den Gesetzen der Sprache doch noch lückenhaft geblieben oder nicht in jeder Einzelheit in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es ließen sich da manche Verstöße gegen den Geist der Sprache anführen, deren sich nicht bloß Gebildete überhaupt, sondern sogar anerkannte Schriftsteller schuldig machen: falsche Verkürzungen, wie „gefolgt von", „um sich auf seinen Beruf vorzubereiten, wurde von ihm die Universität Z. gewählt"; falsche Casus wie „in Quedlinburg, eine kleine Stadt am Harze", „dank des schönen Wetters", falsche Adverbien wie „zu Hause" für „nach Hause gehen", „darin" statt „darein" habe ich mich gefunden u. s. f. Wem die Sprache selbst Stoff oder Werkzeug der Berufsarbeit ist, wie Lehrern, Schriftstellern, Rednern, der sollte seine sprachliche Ausbildung nicht allzu schnell für abgeschlossen ansehen. Gewiß wird grade die Betheiligung an einem Sprachverein bequeme Gelegenheit geben, daß man auf Mängel im Ausdruck aufmerksam werde und sie vermeiden lerne.

Der Deutsche Sprachverein, dessen eingangs gedacht ist, hat es indessen vorläufig nicht auf Aussprache, Rechtschreibung und Grammatik abgesehen. Er will zunächst gegen die entbehrlichen Fremdwörter Sturm laufen, besonders gegen die massenhaften französischen Eindringlinge, die als traurige Zeugen der einstigen Ohnmacht und Verkommenheit unseres Vaterlandes noch immer ihr Schmarotzerdasein unter uns fristen und dem Deutsch mancher Gebildeten das Aussehen einer Hanswurstjacke geben. Sie, das heißt die entbehrlichen unter ihnen, und nur auf diese ist es abgesehen, finden nicht viele Vertheidiger oder gar Lobredner mehr. Es ist mir freilich einmal eine Mutter vorgekommen, welche mit den Ergebnissen des von ihren Töchtern genossenen fremdsprachlichen Unterrichts deshalb nicht zufrieden war, „weil die Mädchen gar nicht einmal daran dächten ein Fremdwort anzubringen." Einen wirklichen, mit Absicht zu verwendenden Schmuck der Rede sehen nicht viele urtheilsfähige Leute mehr in fremden Brocken. Aber viele nehmen ganz ohne Besinnen den ersten besten Ausdruck, der ihner auf die Zunge kommt, und selbst wir anderen, die wir uns längst vorgenommen haben, die Sprachmengerei zu vermeiden, weil wir sie unschön und eines Vaterlandsfreundes unwürdig finden, wir ertappen uns doch alle Augenblicke dabei, besonders im mündlichen Ausdruck, daß wir auf lateinisch oder französisch oder griechisch sagen, was sich recht gut auf deutsch ausdrücken ließe. Dem nächsten Geschlecht sollen die jetzigen Lehrer diesen Kampf gegen eine schwer auszurottende Gewohnheit ersparen, indem sie in ihrem Bereich die Gewohnheit nicht erst einwurzeln lassen. In den Volksschulen hat es damit nicht noth, wohl aber in allen Schulen und Erziehungsanstalten, wo Fremdsprachen, alte und neue, einen breiten Raum einnehmen. Erstlich ist es bei der Schnelligkeit, mit welcher in der mündlichen Unterredung sich der Gedanke ins Wort umsetzt, wirklich schwer, zwischen den drei oder vier Ausdrücken, die man für Einen Begriff aus drei oder vier Sprachen im Kopfe hat, immer gleich den allein berechtigten zu greifen. Sodann verleitet das übrigens so nützliche Uebersetzen ins Deutsche, wenn der Lehrer duldsam ist, den fremden Ausdruck, der als Fremdwort auch in Deutschland vorkommt, einfach beizubehalten, von einem „Moment" zu reden, in welchem der „Commis voyageur" „riskirte", von einem „Rivalen" „düpirt" zu werden, und von einer „genialen" „Skizze" welche der Künstler in „brillanter" Weise „executirt" hatte. Endlich aber stumpft man durch nichts mehr als durch verfrühte Versuche, die Schüler zum Sprechen fremder Sprachen zu bringen, das feine Gefühl für Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit auch im Gebrauch der Muttersprache ab. Wir hatten in meiner Jugend schon solche „Conversations"-Stunden, natürlich französische, wie sie jetzt langsam anfangen an den deutschen Mädchenschulen aus der Mode zu kommen, wo wir nemlich gezwungen werden sollten, uns mit unserer Lehrerin über alles und noch einiges zu unterhalten, ohne doch nur den hundertsten Theil der Wörter und Wendungen im Kopfe zu haben, die dazu nöthig gewesen wären. Was ich am besten davon behalten habe, ist der allstündlich wenigstens einmal wiederholte Vorwurf: Vous êtes si taciturnes anjourd'hui (den man uns sonst gar nicht zu machen pflegte!) und der schöne Satz „Presque toute la Weite a passé mir," den eine Mitschülerin in der Beschreibung eines von ihrer Mutter geerbten Kleides anwandte; letzterer nicht sowohl weil solche Ungeheuer selten von uns ausgeheckt wären, sondern als ein Musterbeispiel, wohin die gequälte Kindesnatur kommen kann, wenn sie fliegen soll, ehe sie gehen gelernt hat. Sprechübungen, Uebungen von Ohr und Zunge dagegen, die sich an einen gegebenen Sprachstoff anlehnen und bei welchen der durchschnittsmäßig begabte und sich anstrengende Schüler ohne papageienmäßiges Nachsprechen dahin gebracht werden kann, solche Sprachbestandtheile, die ihm bereits völlig geläufig ge-

worden sind, zu kleinen Sätzen und später zu zusammenhängenden Darstellungen zu verbinden: solche Sprechübungen schärfen grade das Sprachgefühl, indem sie, eben wie die gut geleiteten Uebersetzungen in die Muttersprache, den Unterschied zwischen dieser und der fremden in jeder Einzelheit zum Bewußtsein bringen.

Sind es also besonders die Lehrerinnen der Fremdsprachen, welche zur Reinigung und Reinerhaltung der Sprache beitragen können, so braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, daß jede Lehrerin, die in der Muttersprache unterrichtet, einen mindestens ebenso großen Antheil daran nehmen kann, und daß in der Achtsamkeit auf den sprachlichen Ausdruck und in der Vorbildlichkeit desselben schließlich jede Lehrerin berufen ist, an der Bewahrung der Muttersprache, eines unserer theuersten nationalen Güter theilzunehmen. **M. L.**

Drei Briefe.

1.

Geehrtes Fräulein Adelmann!

Kaum darf ich den leisesten Anspruch darauf machen, daß Sie Sich meiner erinnern. — Es sind jetzt etwa neun Jahre her, glaube ich, als wir — im December, wenn ich nicht irre, — mit demselben Schiffe von Queensborough nach Vliessingen fuhren, unterwegs auf ein Wrack stießen, bedeutenden Schaden litten, und ins Schlepptau genommen, nach längerem Aufschub in Vliessingen anlangten. Sie kamen aus Schottland, begleitet von Ihrer Fräulein Schwester, ich fuhr nach mehrjährigem Aufenthalte in England zurück nach Ostpreußen. Wir saßen in demselben Eisenbahnwagen, und Sie berichteten mir mit warmem Antheil von dem Daheim, das Sie kürzlich ins Leben gerufen hatten; ich versprach, wenn irgend möglich, auch ein kleines Scherflein für eine so segensreiche Anstalt beizutragen. Nun aber war ich inzwischen in Oesterreich und Frankreich und habe jetzt in meiner Heimatstadt Königsberg als Sprachlehrerin festen Fuß gefaßt. Der Kreis meiner Bekannten ist ziemlich groß, und ich hielt jetzt den Zeitpunct für geeignet, für mein Vorhaben zu wirken. Herr Oberbürgermeister Selke, Herr Stadtrath Hagen, Frau Oberpräsident v. Schliekmann und noch viele andere unterstützten mich mit Rath und That und es kam eine Vorstellung von lebenden Bildern zu Stande, deren Ertrag (1300 ℳ) ich freundlichst zum besten des Daheim anzunehmen bitte. Die Summe, durch Herrn Stadtrath Hagen abgeschickt, ist ja wohl bereits in Ihren Händen. Ich wünschte, es wäre mehr, es muß hierin, wie so oft, der Wille für die That gelten. — Indem ich hoffe, verehrtes Fräulein, daß das Lehrerinnenheim noch lange unter Ihrer freundlichen, tüchtigen Leitung fortfahren wird, unseren Landsmänninnen eine liebe, segensreiche Zufluchtsstätte zu sein, bin ich mit freundlichem Gruß

ergebenst
Sophie R.

2.

Sehr liebes Fräulein Adelmann!

Soest, 5. Mai, 10 Uhr Abends.

Mit verweinten Augen schreibe ich Ihnen diese Zeilen, bei welchen Sie vielleicht mehr lachen als daß Sie mich bedauern werden. — Vor einer Stunde erwache ich aus tiefem Schlaf, — ich sehe mich um, wo bin ich? im Eisenbahnwagen, alles dunkel und um mich her das tiefste Schweigen. Ich reiße das Fenster auf, und sehe zu meinem Entsetzen, daß mein Wagen mit vier anderen auf freiem Felde steht. Sie können Sich meine Verzweiflung vorstellen, da ich nicht wußte, ob mich vor Anbruch des Tages noch eine menschliche Seele aus dieser traurigen Lage retten würde. Die Minuten wurden mir zu Stunden, bis ich endlich nach langem Warten Schritte hörte, und ein altes Männchen mit den Worten meinen Wagen öffnete: „I, da sollste ja die Motten kriegen, Fräuleinchen, wo kommen Sie denn her? Der Zug muß ja vor sone ungefähr drei Stunden fortgemacht haben. Na, das ist der reine Zufall, daß ich komme, nun weinen Sie nicht, kommen Sie man, ich werde Ihnen dem Inspector vorstellen. Aber nich wahr, ein kleines Trinkgeld geben Sie mir doch, das beste is, wenn Sie's mir gleich geben, denn ich darf eigentlich keins annehmen." — So schwatzte er fort, und trotz allen Kummers mußte ich herzlich über die Trostworte des Alten lachen. — Nun sitze ich mit seiner Hilfe im Gasthof „Zur goldenen Gans", vor mir Kartoffeln und Butter, die mir trotz später Stunde doch noch gut schmecken sollen. Morgen um fünf Uhr geht der nächste Zug, und um nöthige Kräfte zu sammeln, will ich mit meinem Bericht schließen. — Machen Sie Sich nicht gar zu lustig über mein Misgeschick, es war eben Schuld des Schaffners, der mir auf meinen Wunsch einen Platz anwies, wo ich ungestört schlafen konnte. Leben Sie wohl, liebes, liebes Fräulein Adelmann, mit den innigsten Grüßen bleibe ich in steter Verehrung

Ihre ergebene
Elise W.

3.

Marlborough House.
Pall Mall. SW,
20. Mai 1886.

Liebes Fräulein.

Ich danke Ihnen sehr dafür, daß Sie mich auf die Sachs'sche Grammatik aufmerksam gemacht haben. Ich finde sie ganz ausgezeichnet und die Prinzessinnen haben sie auch viel lieber als Otto.

Herzlichen Gruß!
Ihre
Ch. S. Noedel.

Wie Ausstellungen zu behandeln sind.

Von der eben eröffneten großen Colonialausstellung in London schreibt Julius Lessing, der ausgezeichnete Kenner des Kunstgewerbes, der Nationalzeitung:

„Es wäre ernsthaft zu wünschen, daß von den Vielen, welche jetzt der Frage der Colonialpolitik näher treten, ein recht großer Theil hinüber ginge, um einmal zu sehen, mit einem wie kolossalen Apparat eine derartige Politik behandelt werden muß, um wirkliche Resultate zu erzielen. Das Kolossale, welches dem Fremden im ganzen Getriebe Londons imponirt, gibt auch das eigentliche Merkmal dieser Ausstellung ab. Kolossal ist die Ausdehnung, kolossal sind die Länderstrecken welche die Ausstellung umfaßt, kolossal die Massen welche herübergeschafft sind, kolossal selbst der Apparat, mit welchem die Nebensachen in Scene gesetzt werden. Auch nach dieser Richtung sieht in England vieles sehr anders aus als bei uns. Wir erachten es für vornehm, daß man bei irgend einem Vorgang alles Beiwerk, das nach Reclame schmecken könnte, möglichst bei Seite schiebt, und aus dem officiellen Grundton einer Veranstaltung alle nebenklingenden, nach Gelderwerb schmeckenden Elemente möglichst hinausweist; in England ist man von diesen Scrupeln vollständig frei. Die Colonialausstellung wird gemacht, sie soll ein großer Erfolg, sie soll schließlich die unerhörten Kosten, welche sie verursacht, wieder einbringen: nun ist jedes Mittel recht, um die Massen der Bevölkerung in Bewegung zu setzen, damit sie auch wirklich die Hallen besucht und wirklich alles lernt, sieht und bezahlt was zu lernen, zu sehen und zu bezahlen ist. Die Eröffnung der Ausstellung durch das Landes-Oberhaupt und den königlichen Hof würde in Deutschland ein Act sein, in welcher sich die Verehrung für den Monarchen in feierlicher Form ausspricht: in London ist sie zu einem Feste kolossalen Maßstabes umgewandelt, und niemand fand etwas dagegen einzuwenden, daß in großen Anschlagszetteln, welche durch ganz London hindurch alle Wände bedeckten, grade diese Eröffnung

durch die Königin als einer der Haupttrümpfe mit riesengroßen Lettern angekündigt wurde. Das ganze war eine Haupt- und Staats- Action im größten Stil, alle Leibgarden auf dem Wege zur Ausstellung in Bewegung, Auffahrt in großer Gala, mit Vorreitern und Escorte, Empfang in der Halle, Festzug mit allem Apparat großer Staatsfeste, alle Hofchargen in Amtstracht, sechs Herolde in mittelalterlichen Wappenröcken, die Scepterträger des Reiches mit sechs goldenen Sceptern, hohe Geistlichkeit in feierlichen Gewändern, Ansprachen, Gesang, Chöre, Soli, Oden, Niederknieen des Prinzen von Wales vor der Königin, Ueberreichung eines kostbaren goldenen, mit Steinen besetzten Schlüssels, um damit das Ceremoniell der Eröffnung zu vollziehen, feierliches Gebet des Erzbischofes, Fanfaren, Salutschüsse u. s. w. u. s. w.

Bei uns gehören zu einer ähnlichen Eröffnung die Betheiligten und die officiellen Körperschaften: in London fehlten dieselben selbstverständlich nicht, aber daneben sah man auch gar kein arg darin, zu diesem Eröffnungstage Billets zu verkaufen, welche einen Platz an einer Stelle sicherten, an welcher man den königlichen Zug vorüberziehen sehen konnte, und für einen solchen Platz, auf welchem man drei Stunden fest saß um etwa fünf Minuten etwas zu schauen, ein Pfund Sterling, also 20 Mark zu erheben. Ja noch mehr, in der Albert-Hall, wo die Hauptceremonie stattfand, und wo über den größeren, Theil der Plätze für die offizielle Welt, Commissionen u. s. w. verfügt war, wurden ebenfalls Logen vermiethet, eine einzelne Loge mit 9 bis 8 Plätzen bis zu 25 Pfund, also 500 Mark bezahlt. Dem entspricht es denn auch, daß das Festprogramm, welches mit etwas Buntdruck ausgestattet war, in tausend und abertausend Exemplaren das Stück mit 2 Mark verkauft wurde, und an allen diesen Vornahmen, die man in Deutschland als horrende Geldschneiderei ansehen würde, hat niemand etwas auszusetzen. Man findet es vollständig in der Ordnung, daß während einer Ausstellung, deren Einrichtung viel Geld kostet, bei derartigen Gelegenheiten, bei welchen die Zahl der Besucher doch nur eine beschränkte sein kann, aus diesen Besuchern so viel Geld herausgeschlagen wird als nur irgend möglich; für nachher weiß man sehr wohl mit Millionen zu rechnen. Der große und gut gearbeitete Katalog, der vielleicht hundertmal so viel Material enthält, als das Programm, kostet nur 1 Sh., und daneben wird noch ein stattlicher Führer herausgegeben, der sich nach unserm Gelde auf etwa 25 Pfennige stellt. Die ganze Handhabung des Ausstellungswesens ist eine so grandiose, so rücksichtslos im Einzelnen und so erfolgreich im Ganzen, daß wir in Deutschland, die wir gewohnt sind, bei jedem Schritt auf dem Wege immer an die ganze Kette von Verwaltungsinstanzen über uns zu denken, nur mit einem gewissen Beben uns fragen würden, ob denn eine solche Sache auch gehen und rechnungsmäßig bestehen kann. Sie geht aber ganz vorzüglich. Es kommt im einzelnen Falle gar nicht darauf an, was eine Vornahme kostet, wenn man verständiger Weise erwarten kann, daß man damit den gewünschten Zweck erreicht und daß die Kosten sich wieder einbringen werden. Die Engländer haben in diesem ganzen Ausstellungswesen vorzügliche Erfahrungen. Der Prinz von Wales, der an der Spitze des Unternehmens steht, hat den weiten Blick, um zu wissen, mit welchen Mitteln man arbeiten darf und muß. Die eigentlich dirigirende Kraft, Sir Philipp Cunliffe Owen, der seit mehr als zwanzig Jahren alle größeren englischen Ausstellungsunternehmen im Inlande und Auslande leitet, bürgt dafür, daß die Sache energisch angefaßt und würdig durchgeführt wird; und ihm zur Seite steht ein ganzer Stab von Beamten, zum Theil ganz junge Männer, denen man bei uns allenfalls eine Stelle bei der Buchführung oder bei der Beaufsichtigung anvertrauen würde, und die man in England ohne weiteres mit einer Instruction von kaum fünf Zeilen hinausschickt in die Welt, um Anordnungen und Bestellungen zu machen, deren Kosten in die Hunderttausende gehen und bei deren Rechnungslegung der Hauptpunct der ist, daß, was sie gemacht haben, auch wirklich gut und brauchbar ist. Diese Freiheit der Bewegung, diese hohe Verantwortlichkeit, mit welcher jeder der Commissare und Angestellten auf seinem Posten arbeitet, gibt dem ganzen Unternehmen etwas wunderbar frisches, männliches und thatkräftiges. Jede Abtheilung, von selbständigen Commissionen geleitet, steht da aus einem Guß und giebt den rechten Farbenton in dem Gesammtbilde.

Bücher und Schriften.

Im Verlage von Otto Hendel in Halle a/S. erscheint eine Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes, von welcher jedes Bändchen, geheftet und beschnitten, nur 25 ₰ kostet und einzeln käuflich ist. Druck, Papier und sonstige Ausstattung sind sehr zu empfehlen, die Auswahl (Schiller, Goethe, Lessing, Chamisso, Voß, Herder, Jean Paul, Lenau, Hebel u. a.), so, daß Lehrerinnen beim Unterricht im Deutschen hier die beste Gelegenheit zur Beschaffung werthvollen Lesestoffes finden. In Leinenband mit Goldtitel kostet jedes Bändchen 25 ₰ mehr.

M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Dem Berliner Verein Mädchenhort, der im Südwesten Berlins eine Anstalt mit 52 Kindern leitet, sind von einer der angesehensten Familien 4000 ℳ zur Begründung von zwei Mädchenhorten im Südosten und Süden überwiesen worden. Ein in den dortigen Bezirken zusammengetretenes Localcomite hat die Begründung dieser Anstalten in die Hand genommen und hofft sie zum Winter eröffnen zu können. Desgleichen hat sich für den ärmeren Theil des Westens ein Comite gebildet, welches gleichfalls zum Winter dort einen Mädchenhort ins Leben zu rufen gedenkt.

Dem Verein Kinderhort zu Hanau haben die städtischen Behörden freies Local sowie Heizung und Beleuchtung bewilligt, wo am 3. Januar 1885 die Eröffnung des Knabenhorts erfolgte. Die Zöglinge, 42 an der Zahl, im Alter von 6—12 Jahren, besuchen die Anstalt täglich von 4—7 Uhr, Mittwochs und Samstags von 1—4 Uhr. Zunächst empfängt jeder Knabe ein reichliches Vesperbrot; dann werden im Freien Spiele oder Turn-, Frei- und Ordnungs-Uebungen unter Leitung des Lehrers vorgenommen. Hierauf fertigen die Kinder ihre häuslichen Aufgaben für die Schule selbständig an und kommen in der Regel gegen 6 Uhr damit zu Ende. Während der Wintermonate beschäftigen sie sich dann mit verschiedenen Spielen (Baukasten, Domino u. dergl.), mit Laubsäge- und Papp-Arbeiten. Der Lehrer übt mit ihnen ein Lied oder ein passendes Gedicht ein, erzählt ein gutes Märchen oder liest etwas aus Jugendschriften vor. Während des Sommers werden die Knaben von dem Erzieher fast täglich ins Bad geführt; jeder Zögling erhält sein mit Zeichen und Nummer versehenes Badehandtuch. Im Frühling und Herbst werden, so oft es die Witterung gestattet, Spaziergänge in Wald und Feld ausgeführt. Schon zeigt sich, daß der Knabenhort in seinem gegenwärtigen Umfange nicht genügt, um das sich geltend machende Bedürfnis zu befriedigen. Zahlreiche Anmeldungen müssen unberücksichtigt bleiben, weil es für neue Zöglinge an dem erforderlichen Raume gebricht. Es wird sich immer mehr die Nothwendigkeit herausstellen, die Errichtung eines zweiten Knabenhortes ins Werk zu setzen, und dabei möglichst eine Localität mit größerem Garten ins Auge zu fassen sein, in welchem die Kinder während der guten Jahreszeit im Freien zweckdienlich beschäftigt werden können.

Heilschwindel. Nach Zeitungsreclamen kann durch das Hauptlager von Emil Dannecker in Colmar (Elsaß) ein „für jeden Menschen unentbehrlicher Apparat gegen Rheumatismus" bezogen werden, welcher mit den bekannten Gichtketten in „keiner Beziehung" stehen soll. Nach der Reclame hilft der Apparat gegen Kopf- und Zahnschmerz, Magenkrampf, Kolik, Gicht, Leber-

leiden, Asthma, Nervenschwäche, Schwerhörigkeit, Fallsucht, Krämpfe, Flechten, Schlagfluß u. s. f. u. s. f. Wer sich an Emil Dannecker wendet, erhält einen den Winter'schen Gichtketten, vor deren schwindelhafter Anpreisung wir schon wiederholt gewarnt haben, ganz ähnlichen Apparat, welcher in einer aus Zink und Kupferdraht geflochtenen Kette mit einer aus den gleichen Metallen hergestellten Kapsel besteht. Nach der Gebrauchsanweisung, die von einem Professor Dr. B. Brandes, als dem Erfinder, ohne Ortsangabe unterzeichnet ist, muß der Apparat acht Stunden auf dem bloßen Leib getragen und dann an einen eisernen Nagel aufgehängt werden, infolge welcher Manipulation er sich des aufgenommenen Krankheitsstoffes entleere! Kaufmann Emil Dannecker in Colmar hat den Apparat von dem Kaufmann Oberle dort zum Vertrieb erhalten. Der letztere gibt an, es würden die Apparate durch einen Mechaniker Martin in Kreuzlingen nach Anweisuug des Professors Dr. B. Brandes in Cincinnati gefertigt. In Kreuzlingen ist jedoch kein Techniker Martin, wohl aber ein Rentner Namens Ludwig Christoph Brandes, dessen Bruder Karl Brandes ein bekannter amerikanischer Arzt sein soll. Dieser Ludwig Christoph Brandes versichert aufs bestimmteste, daß der Name seines Bruders, um den Rheumatismusapparaten Absatz zu verschaffen, misbraucht worden sei. Der schwindelhafte Preis des völlig nutzlosen, angeblich Brandes'schen Apparates beträgt 7 ℳ 20 ₰.

Nach Zeitungsanzeigen werden Krankheiten jeder Art, insbesondere Blasen-, Nieren-, Geschlechts-, Frauen-Krankheiten, Wassersucht, Gicht, Magen- und Kopf-Leiden u. s. f. u. s. f., selbst in den verzweifeltsten Fällen, durch die Klinik des Directors F. C. Bauer, Villa Margarethenthal in Binningen bei Basel, gründlich geheilt. Eine solche Klinik besteht indessen in Binningen nicht; der angebliche Director F. C. Bauer, aus Miltenberg in Baiern gebürtig, war früher Apothekergehilfe und ließ sich dann als Kaufmann in Wertheim nieder, wo er mit Bierschönen, fabricirten Weinen, Rheumatismusketten, Zahnhalsbändern und anderen Schwindelwaaren Handel trieb. Weil er sich Titel beilegte, welche ihn in den Augen des Publicums als Arzt erscheinen ließen, wurde er einmal mit 60 ℳ und ein anderesmal mit 240 ℳ Geldstrafe belegt. In den Entscheidungsgründen des letzteren Urtheils ist sein Treiben mit Recht als eine „Speculation auf die Thorheit und das Schamgefühl des Menschen" dargestellt, „indem die Leiden, deren Heilung er bewerkstelligen zu können versichert, wesentlich solche sind, die aus falscher Scheu nicht gerne einem bekannten Arzte anvertraut zu werden pflegen." Einer Persönlichkeit, die sich an Bauer wegen Magenleidens wendete, versprach derselbe, ohne sich über die Natur des Magenleidens irgend zu erkundigen, sofortige Hilfe. Die übersandten Heilmittel bestanden aus einem Pulver, das aus Rhabarber, Natriumbicarbonat, Calciumcarbonat und einem Eisensalz sehr schlecht zusammengemischt war, ferner aus einer Mixtur, die sich als die in die Pharmacopöa aufgenommene Tinctura chinae composita erwies; die in jeder Apotheke um den halben Preis erhältlichen Mittel kosten bei Bauer 17 ℳ 20 ₰. (Bekanntmachungen des Ortsgesundheitsraths zu Karlsruhe.)

Bescheinigung.

Für das „neue Haus" in London durch Frl. Minna Wöhler von Frau Lapointe, Gut Imsbach ℳ 5, für das Ferienheim in Salzbrunn gesammelt durch Frl. Bertha Lindes, Hampstead NW. Lstrl. 3 = ℳ 61 40 ₰ empfangen zu haben, bescheinigt dankend

die Redaction des „Nordwest."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 23. Sonntag, 6. Juni. 1886.

Arbeiten und Gaben für die städtische Sommerpflege.

Die Berliner Leitung der „Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflegen", zusammenfallend mit dem Vorstand des Berliner Vereins für häusliche Gesundheitspflege (G. von Bunsen), hat sich nun tüchtig an die ihr übertragene Arbeit gemacht. Sie kann bereits eine Uebersicht der bestehenden Vereinigungen aussenden, in welcher 86 welche Kinder in Sommerpflege (früher Feriencolonien genannt) ausschicken, 38 welche für Schulkinder gemeinsame Spaziergänge einrichten oder sie in Stadt- oder Halb-Colonien (verwünschter Name!) aufnehmen, 39 See- oder Sool-Bäder zu Luftgenuß und anderer besonderer Pflege ärmerer Kinder, endlich 3 Heimstätten für genesene Kinder u. dgl. aufgeführt werden. Mit Hilfe des Stadtrath Röstel in Landsberg an der Warthe will sie dessen werthvollen Gesammtbericht fortsetzen, der bisher unter den Drucksachen des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit erschien.

Wir knüpfen hieran aus uns übersandten Einzelberichten städtischer Sommerpflege kurze Mittheilungen:

In Berlin achtet man die Würdigkeit dieses Zweckes und das Entgegenkommen der Bevölkerung hoch genug, um dafür von Haus zu Haus sammeln zu gehen; wobei man im laufenden Jahre bemerkt haben will, daß die ärmeren Stadttheile sich lebhafter betheiligen als die reichsten. Voriges Jahr brachte diese Haussammlung gegen 28 000 ℳ. Entsendet wurden in Colonien aller Art 212 Knaben und 362 Mädchen, in Einzelpflege 25 Knaben und 60 Mädchen, in Halb-Colonien 45 Knaben und 61 Mädchen, — eine sonst so nicht übliche starke Bevorzugung der Mädchen, deren 483 insgesammt waren gegen 282 Knaben.

Magdeburg hält am ausschließlichen Colonie-System fest, und hat im vorigen Jahre 64 Mädchen, 46 Knaben ausgesandt, also verhältnismäßig auch das zartere Geschlecht entschieden mehr begünstigt. Dem sehr kurzen Bericht wüßte man hier weiter nicht recht etwas zu entnehmen.

Vom Allgemeinen Erziehungsverein zu Chemnitz werden die Feriencolonien unter seinen verschiedenen Thätigkeiten obenangestellt; und zwar in der bevorzugten Form eigentlicher Colonien. Geeignete Familien, sagt der Bericht, seien schwer zu finden, es fehle die wünschenswerthe Aufsicht, der kleine Curgast fühle sich in kinderloser Familie vereinsamt (darum sendet man sie eben paarweise aus!), der Verein könne Kost und Aufsicht nicht so leicht überwachen, und am Ende spiele gar Gewinnsucht bei der Aufnahme mit. Man versteht diese Einwände besser, wenn man das Anerkenntnis dazuhält: der Verein habe sich „gleich von Anfang an" für das Colonie-System entschieden. So sahen seine Bevollmächtigten in der Familienpflege wohl mehr Schwierigkeiten, als sie wirklich enthält. Aber „auch die Einrichtung der Stadtcolonien hat ihre Schattenseiten gezeigt. Zunächst stehen die Kinder nur mehrere Stunden des Tages mit ihrem Führer in unmittelbarem Verkehr, so daß der erzieherische Einfluß nicht in der Weise ausgeübt werden kann, wie es bei Landcolonien der Fall ist; dann kommen die Kinder des Abends wieder in ihre häuslichen Verhältnisse zurück, unter deren oft recht ungünstigen Einwirkungen sie die Nacht verbringen, und endlich wird bei solchen Colonisten, wenn sie auf die Landcolonisten blicken, statt rechter Erkenntnis und Würdigung der empfangenen Wohlthat leicht Unzufriedenheit erweckt. Der Verein hat auch die Erfahrung machen müssen, daß die Erfolge den aufgewandten Opfern, die fast ebenso groß sind wie bei Landcolonien, nicht entsprechen." Von den eigentlichen Feriencolonien dagegen sagt der Vorsitzende des Vereins Dr. Opitz hübsch und treffend: „Einem Kinde dem es vergönnt war als Feriencolonist einige Wochen in Gottes schöner Natur vergnügt zuzubringen, müssen die Augen aufgehen und ihm klar werden, daß wo ihm gutes widerfahren war, es auch gut zu werden sich bemühen müsse. Und wenn alljährlich nur ein geringer Bruchtheil der ausgesandten Colonisten mit solchen Vorsätzen die elterliche Wohnung betritt und sich bemüht zu thun was freundlicher Zuspruch und gute Lehren ihrer pflichtgetreuen und zielbewußten Führer ihnen an das jugendliche Herz gelegt, so ist der Zweck, den der Erziehungsverein mit der Aussendung von Feriencolonien verfolgte, erreicht."

In Bamberg mußte man sich 1885 auf 15 Knaben und 15 Mädchen beschränken, während für fast 100 ebenfalls erholungsbedürftige, schlechtgenährte, blutarme Kinder kein Geld dawar.

Der Frauen-Verein Elberfeld's besorgt Soolbad-Cur für scrofulose (100), Milchtrinken für schwächliche (rund 300), fachärztliche Behandlung für augenkranke Kinder (150), mit

einem Aufwand von 5380½ ℳ, davon 1688 ℳ durch besondere freiwillige Gaben und 61 durch Beiträge von Eltern.

Der diesjährige Aufruf für Straßburg vom 28. Mai sagt: „Unsere Sommerarbeit ist bereits in vollem Gange, die Stationen draußen sind besetzt, und die zur Ablösung bestimmten Kinder berechnen schon ihre Reihenfolge. Von unseren 47 vorjährigen Kreuznacher Pfleglingen müssen die meisten die Cur wiederholen, zahlreiche neue Anmeldungen von scrofulösen Kindern liegen uns vor; ein erster Zug von 30 kleinen Patienten steht bereits mitten in der heilsamen Cur im Victoria-Stift zum Kreuznach. Nach den wohlbekannten Luftcurstationen Neuenberg und Windsbühl sind die ersten Colonnen Mädchen und Knaben vor einigen Tagen abgegangen. Auch zwei leidende größere Mädchen haben in christlichen Familien schon liebreiche Aufnahme gefunden. So wären wir beinahe ins Berichten hineingerathen, nnd es soll doch heute nur die herzliche Bitte um Mithilfe und Handreichnung ergehen an alte und neue Freunde unseres Unterehmens, an Alle denen die Noth armer und leidender Kinder unserer Stadt zu Herzen geht.“

Der Aufruf fährt dann fort: „Eine Zeitschrift, welche unseren vorigjährigen Bericht freundlich besprochen“ — es war die unsrige —, „hat Verwunderung darüber ausgedrückt, daß laut dem Gabenverzeichnis unser kleines Werk auch von außerhalb Straßburg reichlich unterstützt wird. Bedarf es denn einer Erklärung, wenn christliche Freunde von auswärts, namentlich vom Lande sich an dem Liebeswerk betheiligen, armen kränklichen Stadtkindern für einige Zeit die stärkende frische Luft zu verschaffen, welche sie selbst und ihre lieben Kleinen so reichlich genießen? Ebenso ist es eine freundliche Art der Selbstbesteuerung, wenn Städter welche sich und ihren Familien die Wohlthat eines Landaufenthaltes oder einer Badecur verschaffen können, auch der weniger bevorzugten aber nicht weniger bedürftigen gedenken, denen durch unsere Vermittelung die erforderliche Stärkung geboten werden kann. Diejenigen welcher sich gesunder Kinder erfreuen dürfen, lassen sich vielleicht an das Beispiel der glücklichen Mutter erinnern, welche vor sechs Jahren als eine der ersten ihre Gabe einsandte, aus Dankbarkeit über ihre vier gesunden Kinderchen. Mit großer Freude erhalten wir ja auch alljährlich Beiträge aus den Sparbüchsen mancher Kinder, welche hierdurch ihre Theilnahme für die ärmeren darthun. Und die welche nicht Kinder sind und keine haben, wieso geht diese unser Unternehmen an? Wir denken, soweit als der liebe Gott ihnen etwas von dem großen Capital Liebe ins Herz gegeben, welches allein imstande ist wirkliche Hilfe zu bringen und die Schlünde zu überbrücken, welches die „sociale Frage“ mehr und mehr reißen will. Sagen wir zuviel, wenn wir die Meinung aussprechen, daß das Liebeswerk, schwächlichen und kränklichen Kindern unserer ärmeren Bevölkerung die nöthige Stärkung zu verschaffen, Alle angeht, Familien und Einzelne, in Stadt und Land, Alle, die helfen wollen christliche Nächstenliebe zu üben an dem heranwachsenden Geschlecht?“ Gewiß nicht!

Dem Bericht aus Basel, welchen Herr Pfarrer Altherr als Schriftführer uns freundlichst zugehen läßt, entlehnen wir noch nachfolgende Mittheilung: „Die Coloniefführer constatiren mit Befriedigung, wie sichtbar die kräftigende Wirkung des kurzen Aufenthalts in Gesicht und Haltung, in Stimmung und Betragen zu Tage trat.“ „Mit einer Schar bleicher, magerer Kinder waren wir ausgezogen; mit vollen rothen Wangen und gebräunten Gesichtern, aus denen die Augen in frischer Lebenslust strahlten, kehrten dieselben Kinder wieder zurück. Dieser Anblick war der beste Dank für unsere Mühe.“ „In der einen Colonie wurden die Kinder bei der Abreise und Rückreise gewogen: Ergebnis eine Gewichtzunahme von 3 bis 5 Kilo das Kind.

Möge der in großem oder geringem Ueberfluß lebende Mensch der größeren Städte sich aller Orten bewußt sein, welche Pflicht er gegen die Armenjugend seiner Umgebung hat, ohne daß der Steuererheber bisher sie beitriebe! Wer dies verhüten helfen will, der gebe nach Kräften ungenöthigt.

A. L.

Testament-Sünden.

„Daß doch die Leute ihren dümmsten Streich sich bis zu allerletzt aufbewahren müssen!“

Wo ich diesen Ausspruch gelesen, oder aus wessen Munde ich ihn gehört, das vermag ich nicht zu sagen, nur so viel erinnere ich mich, daß er gethan ward in Beurtheilung eines Versprechens, das ein Sterbender sich an einer ihm ganz nahe stehenden Person auf seinem Todtenbette hatte geben lassen, und dessen Erfüllung nun als finstere Wolke über dem Leben der Betreffenden hing.

Wer es indeß auch gewesen sein mag, der diesen etwas derben Spruch gefällt hat, ein gescheiter und ein praktischer Mensch war es jedenfalls. Das Wort verdiente ein geflügeltes zu werden, ohne daß man dabei grade nöthig hätte, es ganz buchstäblich zu nehmen, denn die „dummen Streiche,“ um die es sich hier handelt, werden in den seltensten Fällen in den allerletzten Augenblicken begangen.

Es kommt vor, und ich kenne selbst ein paar solcher Fälle, daß eine sterbende Braut oder Frau dem weinend an ihrem Lager stehenden Verlobten oder Gatten das Versprechen abgefordert hat, ihr die Treue zu halten über das Grab hinaus, und natürlich ward das Versprechen gegeben und durch einen Eid bekräftigt; was thäte man nicht, um einem geliebten Menschen, den man scheiden sieht, die letzten Augenblicke zu versüßen! Es kommt vor, daß Eltern in der Sterbestube ihren Kindern das Gelöbnis abnehmen, den oder die heiraten oder auch nicht heiraten zu wollen; es kommt vor, daß Sterbende ihren Hinterbleibenden mehr oder minder drückende Verpflichtungen durch den letzten Hauch ihres Mundes auferlegen, ja, daß sie sich sogar Haß oder Rache gegen einen Feind in die erkaltende Hand schwören lassen. Kommt das alles auch mehr in Romanen als im wirklichen Leben vor, so geschieht es doch und ist geschehen und hat schon manches Dasein vergiftet, manches Herz in unlösliche Kämpfe und Wirren gestürzt. Man hat es hier mit Conflicten zu thun, die um so erschütternder und tragischer sind als es kein geschriebenes Gesetz gibt, an das man sich um eine Entscheidung wenden könnte, als selbst das sittliche und religiöse Gebot hier einer recht verschiedenen Auslegung fähig ist und die nüchterne Erwägung, Erzwungene Eide sind keine Eide! oder: Wenn er jetzt noch lebte, würde er anders über die Dinge denken! vor der geheimnisvollen Heiligkeit, welche den einem Sterbenden geleisteten Schwur umgibt, nicht Stand zu halten vermag.

Man ist vielleicht schnell fertig mit dem Urtheil: Wer seinen Nächsten ein so verhängnisvolles Erbe hinterlassen kann, zeigt sich in seinem letzten Augenblicke nur als das, was er im Leben war, als ein rücksichtsloser Egoist! Kann jeder, der in gesunden Tagen so spricht, mit voller Gewißheit vorhersagen, was er thun wird, wenn die Schauer des Todes ihn umwehen? Indeß zugegeben, es ist Selbstsucht, es ist Schwäche, die solche Opfer erheischt, und da ein altes Sprichwort sagt: Wie der Mensch lebt, so stirbt er auch, so wollen

wir alle an uns arbeiten, daß unsere Leidenschaften so geklärt und geläutert sind, daß sie uns nicht verleiten, in unserer letzten Stunde einen „dummen" oder, was noch viel trauriger ist, einen „schlimmen" Streich zu begehen.

Die thörichten Streiche, von deren hier die Rede sein soll und welche in der Ueberschrift als „Testament-Sünden" bezeichnet sind, werden jedoch nicht auf dem Sterbebett, sondern bei guter Gesundheit und mit kaltem Blute begangen. Es sind die wunderlichen Bestimmungen, welche ein Erblasser in seinem oft schon viele Jahre vor seinem Tode errichteten letzten Willen trifft und auf deren Klugheit und Vortrefflichkeit er sich in der Regel recht viel einbildet.

Trifft da eine brave, wohlthätige Dame die Verfügung, ihr sehr werthvoller Schmuck solle verkauft, die Zinsen des dafür erlösten Geldes sollen zum Capital geschlagen und die Summe zwischen zwei Großnichten, die sie namentlich bezeichnet, getheilt werden, und zwar so, daß jede an ihrem Hochzeitstage die ihr zukommende Hälfte empfängt.

Die Mädchen wachsen heran, sind reizlos, haben außer dem ihnen vermachten Heiratsgut kein Vermögen, und letzteres ist nicht groß genug, um Freier, die ihnen zusagen, anzulocken, sie bleiben unverheiratet, darben und quälen sich, und inzwischen wächst das Geld, das ihnen ein bescheidenes Auskommen gewährt haben würde, an, ohne daß sie je einen Pfennig davon gehabt hätten. Der Fall daß sie unvermählt leben würden, war nicht vorgesehen, nur für den, daß sie unvermählt stürben, waren anderweitige Bestimmungen getroffen.

In meiner Vaterstadt, die früher eine wahre Pflanzstätte von Originalen war, gibt es ein Testament aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, dessen Bestimmungen erst zu Ende des letzteren ausgeführt, dann aber freilich alle Bürger der Stadt mit Wohlthaten überschütten und der Armuth ein Ziel setzen sollen. Inzwischen bereiten aber die Ländereien, die so lange nicht veräußert werden dürfen, unsägliche Verlegenheiten, Straßen können nicht gebaut werden, der Bahnhof mußte an einer ganz unzweckmäßigen Stelle angelegt werden u. s. w., kurz, wo es irgend eine Verbesserung gilt, schiebt sich das v. R.sche Fideicommiß wie ein Keil dazwischen. Wird aber der Wortlaut des Testamentes nicht streng befolgt, so ist eine andere Stadt als Erbin eingesetzt, und man kann denken, wie da aufgepaßt wird. Und wenn endlich die Zeit erfüllet ist? Dann steht zu befürchten, daß von allen getroffenen Bestimmungen zum Wohle der Stadt nicht eine mehr ausführbar ist und die aufgespeicherten Millionen ihr doch in dem Augenblicke entschwinden, wo sie sie zu ergreifen gedenkt.

In derselben Stadt, die von Alters her wegen ihres Bieres berühmt ist, sind Vermächtnisse für Braupredigten, die alljährlich an bestimmten Tagen in einer bestimmten Kirche gehalten werden müssen, — seit langer Zeit schon vor leeren Bänken und zum Verdruß der Prediger, die damit betraut sind. Aus einer anderen Stiftung werden Prämien vertheilt für Garn, so fein, daß zwölf Schock Fäden durch einen Trauring zu ziehen sind — es wird leider nur nicht mehr gesponnen!

Wer Gelegenheit gehabt hat, Stiftungen und Vermächtnisse kennen zu lernen, der wird auch Gelegenheit gehabt haben, zu beklagen, wie viele Mittel durch veraltete oder unausführbare Bestimmungen festgelegt oder in die Hände von Unwürdigen und Nichtbedürftigen gelangen, während Würdige und Bedürftige leer ausgehen und wohlthätige und zeitgemäße Anstalten an unzulänglichem Vermögen kranken. Gelingt es, in solche überlebte Stiftungen einen Schnitt zu machen und junge Reiser auf den alten Baum zu pflanzen, so grünt er wohl fröhlich weiter, spendet Schatten und Früchte, aber es gibt Fälle genug, wo dem nicht beizukommen ist.

Testaments-Sünden verursachen unzählige Zerwürfnisse in Familien, sie stellen sich aufstrebenden Talenten hindernd in den Weg, sie werden die Quelle arger Misbräuche und Ungerechtigkeiten und sie verkehren sich in ihrer Anwendung recht häufig in das grade Gegentheil dessen, was der Erblasser bezweckt hat.

Folgt nun daraus, daß man gar kein Testament machen soll? Das hieße denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Es ist im Gegentheil Pflicht, sein Haus zu bestellen und zwar so lange es Tag ist, so lange man im vollsten Besitze seiner geistigen und körperlichen Kraft ist, so lange der Todesfall, für den man Vorkehrungen trifft, noch in eine verdämmernde Ferne gerückt scheint.

Dennoch stelle man sich dabei recht genau, recht augenscheinlich vor, daß die Bestimmungen, welche man hier niederschreibt oder niederschreiben läßt, erst in Kraft treten, wenn man nicht mehr ist. Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit sich in das „Nichtmehrsein" zu finden, ist zum großen Theil die Ursache der verkehrten Testamente. Man kann sich nicht entschließen, das Besessene vollständig aus der Hand zu geben, man will immer und für alle Zeiten noch ein Einspruchs- und Verfügungsrecht haben, und bedenkt nicht, daß die Zeiten und die Verhältnisse wandelbar sind, und daß was heute gut, wohlthätig und nützlich, in näheren oder ferneren Tagen unbrauchbar, schädlich, hinderlich sein kann.

Der lebende Vater muß es geschehen lassen und läßt es, ist er nur halbwegs einsichtsvoll, geschehen, daß die erwachsenen Kinder ihren eigenen Weg gehen, wenn dies auch nicht der seinige ist; wie kann der todte Vater hemmen und binden und Schranken ziehen wollen? Stehen wir in einer öffentlichen Thätigkeit, so werden wir beim Rückblick auf einen nur mäßigen Zeitraum zu der Wahrnehmung kommen, daß das unter unserer Mitwirkung und mit unserer Zustimmung Geschaffene zumeist ganz anders geworden ist als es ursprünglich gedacht und geplant war, und nicht minder wird sich nach abermals verhältnismäßig nur kurzer Dauer die Nothwendigkeit für Umgestaltungen und Verbesserungen herausstellen.

„Nichts ist dauernd als der Wechsel," dieses Wortes sollte der eingedenk sein, der da glaubt in seinem Testamente Bestimmungen treffen zu können, welche den spätesten Enkeln nach Wohlthat spenden sollen, während vielleicht schon eins der nächsten Geschlechter darüber in die Klage ausbricht: Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage, weh' dir, daß du ein Enkel bist!

Wer Stiftungen und Vermächtnisse von langer Dauer macht, der sollte sie so einrichten, daß sie jederzeit zeitgemäß umgestaltet werden können und das Vertrauen haben, daß sich auch in folgenden Geschlechtern Weisheit, Redlichkeit und Uneigennützigkeit zur richtigen Verwaltung seines Mammons findet. Besser erschiene es mir aber, seine Sorge überhaupt nicht auf eine so lange Zeit zu erstrecken.

Lasset die Todten ihre Todten begraben! Ueberlaßt es den kommenden Geschlechtern für die nachkommenden zu sorgen und wendet die Summe, welche ihr Werken der Wohlthätigkeit und der Humanität überlassen könnt, den zahlreichen Aufgaben der Gegenwart und der nächsten Zukunft in einer verständigen und vor allen Dingen in einer weitherzigen Weise zu.

Mit der letzten Bemerkung möchte des Pudels Kern getroffen sein. Man gibt das Geld, aber man kann sich doch nicht recht davon trennen und hält es fest, indem man für seine natürlichen Erben, wie für die, welche man mit Vermächtnissen bedenkt, noch eine Menge Clauseln daran hängt. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Als einen Geber betrachte sich der Erblasser, der die erworbene Habe vertheilt nach bestem Ermessen, mit Gerechtigkeit, Wohlwollen und Sorgfalt, aber ohne kleinliche Bedenken, ohne Bosheit und Chikane, mit einem Worte ohne jene Testamentssünden, die heimgesucht werden noch viel weiter als bis ins dritte und vierte Glied.

Jenny Hirsch.

Die besten Bücher.

II.

A. Nach dem Geschmack der Aufstellerin für sich:

1. Die Bibel.
2. Luther, Kleiner Katechismus.
3. „ Kirchenlieder.
4. F. L. Mallet, Altes und Neues.
5. „ „ Neues und Altes.
6. Thomas a Kempis, Von der Nachfolge Christi.
7. O. Funcke, Tägliche Andachten.
8. „ „ Seelenkämpfe und Seelenfrieden.
9. „ „ Die Welt des Glaubens und die Alltagswelt.
10. „ „ Reisebilder und Heimatklänge. I—III.
11. F. A. Krummacher, Elias der Thisbiter.
12. Spitta, Psalter und Harfe.
13. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking.
14. G. Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit.
15. Fr. Oldenberg, Johann Heinrich Wichern.
16. Frederic Denison Maurice, Leben.
17. Charles Kingsley's Leben und Briefe.
18. A. C. Hare, Die Freifrau von Bunsen.
19. G. von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
20. Ludwig Richter, Lebensgeschichte.
21. Shakspeare, Dramatic Works.
22. Goethe, Lyrische Gedichte.
23. „ Wahrheit und Dichtung.
24. „ Hermann und Dorothea.
25. „ Iphigenia.
26. „ Faust 1.
27. Schiller, Wilhelm Tell.
28. „ Wallenstein.
29. „ Gedichte.
30. Fritz Reuter, Ut de Franzosentid.
31. „ „ Ut mine Stromtid.
32. „ „ De Reis' na Constantinopel.
33. „ „ Woans ick to 'ne Fro kem.
34. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
35. „ „ Soll und Haben.
36. Otto Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.
37. Theodor Storm, Immensee.
38. Johann Spyri, Geschichten für Kinder.
39. Julius Wolff, Der Sülfmeister.
40. A. v. d. Elbe, Der Bürgermeisterthurm.
41. E. Oswald, Inge von Rantum.
42. „ „ Er lebt.
43. W. Arnold, Deutsche Urzeit.
44. Gervinus, Shakespeare.
45. (L. von Stein), Die wirthschaftliche Erziehung und Lebensaufgabe der Hausfrau.
46. Pascal, Pensées sur la Religion et sur d'autres sujets.
47. A. Monod, Les Adieux.
48. A. Vinet, Nouveaux Discours sur quelques sujets religieux.
49. Villemain, Tableau de la Littérature au XVIIIe siècle.
50. H. Taine, Les Origines de la France contemporaine.
51. Saintine, Picciola.
52. G. Eliot, Silas Marner.
53. „ „ Adam Bede.
54. „ „ The Mill on the Floss.
55. Carlyle, History of the French Revolution.
56. Macaulay, Essays.
57. „ History of England.
58. Trevelyan, Life and Letters of Lord Macaulay.
59. Kingsley, Westward Ho.
60. Dickens, A Christmas Carol in Prose.
61. „ Oliver Twist.
62. Thackeray, The Newcomes.
63. „ Vanity Fair.
64. Scott, The Lady of the Lake.
65. „ The Fair Maid of Perth.
66. „ Ivanhoe.
67. „ The Heart of Midlothian.
68. Tennyson, Enoch Arden.
69. Scholz, Die Physiologie des Menschen.
70. „ Gesundheitslehre.

B. Für das Volk nach der Meinung der Aufstellerin:

1. Die Bibel.
2. Luther, Kirchenlieder.
3. Thomas a Kempis, Von der Nachfolge Christi.
4. Mallet, Altes und Neues.
5. O. Funcke, Tägliche Andachten.
6. G. H. von Schubert, Altes und Neues.
7. Jung-Stilling's Leben.
8. Spitta, Psalter und Harfe.
9. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
10. Ludwig Richter, Lebensgeschichte.
11. Goethe, Hermann und Dorothea.
12. „ Iphigenia.
13. Schiller, Wilhelm Tell.
14. „ Wallenstein.
15. Fritz Reuter, Ut de Franzosentid.
16. „ „ Ut mine Stromtid.
17. „ „ Ut mine Festungstid.
18. „ „ Dörchläuchting.
19. „ „ Hanne Nüte.
20. „ „ Kein Hüsung.
21. Freitag, Soll und Haben.
22. L. Schücking, Paul Bronckhorst.
23. J. Wolff, Der Sülfmeister.
24. A. von der Elbe, Die Gebrüder Meienburg.
25. W. Hauff, Die Lichtensteiner.
26. Th. Fontane, Vor dem Sturm.
27. O. Rüdiger, Die letzten Marienbilder.
28. Auerbach, Barfüßele.
29. Riffarth, Das häusliche Glück.
30. Scholz, Gesundheitslehre.
31. Esmarch, Die erste Hilfe.
32. Engel, Herr Lorenz Stark.
33. Gustav Freytag, Die Ahnen.
34. E. Hoefer, Haus an Haus.
35. Wilhelm Fischer, Du sollst nicht stehlen.
36. „ „ Pascha und Posttyrann.
37. Immermann, Der Oberhof.
38. Heinrich von Kleist, Michel Kohlhaas.
39. Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen.
40. Hugo Meyer, Simplicius Simplicissimus.
41. Kniest, Von der Wasserkante.
42. Scheffel, Ekkehard.
43. Johanna Spyri, Geschichten für Kinder.
44. Weitbrecht, Livingstone.
45. Stanley, Reise durch den dunklen Welttheil.
46. Franklin, Lebensgeschichte.
47. Humboldt, Ansichten der Natur.
48. Johnstone, Gemischte Bilder aus dem Alltagsleben.
49. Smiles, Hilf dir selbst.
50. „ Der Charakter.

M. L.

III.

Herrn Oberst a. D. Niebour, der seit einem Dutzend Jahren die umfassende Bücheraustheilung des Bremer Volksbildungsvereins leitet, verdanken wir die folgenden Verzeichnisse.

A. Nach dem eigenen Geschmack:

1. Alexis (Häring), Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.
2. Allmers, Römische Schlendertage.
3. Anzengruber, Die Kameradin.
4. „ Der Schandfleck.
5. „ Feldrain und Waldweg.
6. „ Launiger Zuspruch und ernste Red'.
7. „ Der Verschollene.
8. Auerbach, Der Lehnhold, der Viereckig, Dorfgeschichten 5.
9. „ Die Frau des Geschworenen, Volksbücher Nr. 2 und anderes.
10. Björnson, Das Fischermädchen.
11. Börnstein, 75 Jahre in der Alten und Neuen Welt.
12. Boz, Oliver Twist und andere.
13. Buckle, Geschichte der Civilisation in England.
14. Bulwer, Pelham.
15. „ Eugen Aram.
16. Cooper, Der letzte Mohicaner.
17. „ Der Pfadfinder.
18. „ Der Spion.
19. Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben.
20. Daudet, Fromont junr. und Risler senr.
21. von der Elbe, Die Brüder Meienburg.
22. Elcho, Der Wandervogel.
23. Eyth, Wanderbuch eines Ingenieurs.
24. von François, Die letzte Reckenburgerin.
25. Franzos, Aus Halb-Asien.
26. „ Vom Don zur Donau.
27. „ Die Juden von Barnow.
28. Vischer, Auch Einer.
29. Freytag, Soll und Haben.
30. Gerstäcker, Nach Amerika.
31. „ Die Regulatoren von Arkansas.
32. „ Mississippibilder und anderes.
33. Hackländer, Soldatenleben im Frieden.
34. „ Wachtstuben-Abenteuer.

35. Hackländer, Europäisches Sklavenleben und anderes.
36. „ Feuerwerker Wortmann.
37. Hartmann, Moritz, Der Krieg um den Wald.
38. „ Bilder aus Dublin und Languedoc und anderes.
39. Hauff, Lichtenstein.
40. „ Jud Süß und anderes.
41. Hübner, Spaziergang um die Welt.
42. Höfer, Die Bettelprinzeß.
43. „ Haus an Haus und anderes.
44. Fischer, W., Du sollst nicht stehlen.
45. Immermann, Der Oberhof.
46. Jokai, Die armen Reichen.
47. „ Das zwanziger Mädchen und anderes.
48. Kortum, Die Jobsiade.
49. Laboulaye, Paris in Amerika.
50. v. Lang, Memoiren.
51. Lewald, Fanny, Der Seehof.
52. „ Erzählungen.
53. Messerer, Der Schlagring.
54. „ Treue Herzen.
55. Memoiren einer Idealistin.
56. Meyer, C. F., Der Schuß von der Kanzel und das Amulet.
57. Mügge, Afraja und anderes.
58. Norden, Die conventionellen Lügen.
59. Raimund, Ein hartes Herz.
60. „ Ein deutsches Weib.
61. „ Gebrüder Spalding und anderes.
62. Oldenburg, Don Rodrigo.
63. Ruppius, Gesammelte Werke.
64. Oetken, Reise eines Landwirths in Amerika.
65. Schaumberger, Erlebnisse eines Lehrers.
66. Scherr, Blücher und seine Zeit und anderes.
67. Schücking, Der Kampf um den Spessart.
68. „ Die Marketenderin von Köln.
69. „ Die Rheiderburg und anderes.
70. Stahr, Ein Jahr in Italien.
71. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
72. Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens.
73. Tegtmeyer, Der Schiffer von Sylt.
74. Turgeniew, Neuland.
75. Verne, Reise um die Erde in 80 Tagen.
76. Ziegler, Landwehrmann Krille.

B. Für das Volk:

1. Anzengruber, Die Kameradin.
2. „ Der Schandfleck.
3. „ Launiger Zuspruch und ernste Red'.
4. „ Der Verschollene und anderes.
5. Auerbach, Dorfgeschichten.
6. „ Die Frau des Geschworenen (Volksbücher Nr. 2) und anderes.
7. Bernstein, Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue Folge.
8. Bürklin, Doctor und Apotheker.
9. „ Wie Gott Wunder macht.
10. „ Die Pocken.
11. „ Verurtheilt und anderes.
12. Cooper, Der letzte Mohicaner.
13. „ Der Pfadfinder.
14. „ Der Spion und anderes.
15. Echo, Der Wandervogel.
16. Freytag, Soll und Haben.
17. Gerstäcker, Die Regulatoren in Arkansas.
18. „ Die Flußpiraten.
19. „ Mississippibilder.
20. „ Nach Amerika und anderes.
21. Grimm, Volksmärchen.
22. Fischer, W., Du sollst nicht stehlen.
23. Hackländer, Soldatenleben im Frieden.
24. „ Wachtstubenabenteuer.
25. „ Feuerwerker Wortmann.
26. Hebel, Ausgewählte Erzählungen.
27. Höfer, Haus an Haus.
28. „ Die Bettelprinzeß und anderes.
29. Hoffmann (Franz), Jacob Ehrlich.
30. „ Loango.
31. „ Opfer der Freundschaft.
32. „ Kleine Ursachen.
33. „ Der Knabe auf Helgoland.
34. „ Kleine Versäumnisse und anderes.
35. von Horn (Oertel), Der Orcan auf Cuba.
36. „ Das Erdbeben von Lissabon.
37. „ Ein Ostindienfahrer.
38. „ Eroberung von Algier.
39. „ Zerstörung Magdeburgs und anderes.
40. Immermann, Der Oberhof.
41. Jokai, Die armen Reichen.
42. Jokai, Das zwanziger Mädchen.
43. Kortum, Die Jobsiade.
44. Messerer, Der Schlagring.
45. „ Treue Herzen.
46. „ Die falschen Tiroler.
47. „ Nur keinen Preußen und anderes.
48. Meyer, Conrad Ferd., Der Schuß von der Kanzel, das Amulet.
49. Oldenburg, Don Rodrigo.
50. Rüstig, Der Bremer Steuermann.
51. Ruppius, Gesammelte Werke.
52. Schmidt, Ferd., Die Frithjofsage.
53. „ „ Reineke Fuchs.
54. „ „ Homer's Odyssee.
55. „ „ Homer's Iliade.
56. „ „ Die Nibelungen.
57. „ „ Die Türken vor Wien und anderes.
58. Spyri, Heidi's Lehr- und Wanderjahre und anderes.
59. Tegtmeyer, Emilie, Der Schiffer von Sylt und anderes.
60. Ule, Warum und Weil.
61. Wagner, Entdeckungsreisen in der Wohnstube.
62. „ „ in Feld und Flur.
63. „ „ in Haus und Hof.
64. „ „ im Wald und auf der Haide.
65. „ „ in der Heimat.
66. Verne, Reise um die Erde in 80 Tagen.
67. „ Der Chancellor.
68. „ Ein Capitän von 15 Jahren und anderes.
69. Ziegler, Landwehrmann Krille.
70. Zschokke, Das Goldmacherdorf.
71. „ Die Brantweinpest.

Armenpflege-Vereine.

Auf Veranlassung des Vereins gegen Hausbettelei und des Städtischen Vereins zu Mühlhausen in Thür. sprach dort am 26. Mai Herr A. Lammers aus Bremen nach der dortigen Zeitung ungefähr wie folgt:

„Vor bald zwanzig Jahren erwachte in Deutschland wieder allgemein das Interesse an Reform der Armenpflege. Der damals noch recht einflußreiche Congreß deutscher Volkswirthe setzte sie 1869 auf seine Tagesordnung in Mainz, und Dr. Emminghaus stellte dafür ein sehr stoffreiches statistisch-historisches Werk zusammen. Ein kleiner Kreis, der sich mit ihm auf einer gemeinsamen Erholungsreise zu Constanz am Bodensee noch vor der Mainzer Versammlung über die Sache besprach, blickte hinaus in eine Zukunft, wo freie Vereine die Armenpflege im wesentlichen besorgen würden, und besser noch als Gemeinde, Provinz und Staat. In Mainz freilich wollten die Meisten den kühnen Gedanken noch nicht fassen. Die radicalsten Freihändler schüttelten das Haupt, und erklärten die Zwangsarmenpflege für der Weisheit letzten Schluß. Und nun? war es nicht am Ende doch eine Art Vorherverkündung? Vereine in Menge sind gekommen, um immer mehr Felder der Armenpflege ersprießlich anzubauen. Noch in demselben Jahre 1869 stiftete der jüngst verstorbene Dr. Straßmann den großen Berliner Verein gegen Verarmung, der so vielen anderen Städten ein Vorbild geworden ist; Nordhausen, Dresden und andere Städte folgten, und das an sich so ausgezeichnete sogenannte Elberfelder System, einer der größten Fortschritte in der Geschichte der Armenpflege, mit dem Deutschland allen anderen Ländern den Vorsprung abgewonnen hat, es bedarf doch noch nothwendig der Ergänzung durch freie Vereine. In Elberfeld hat die Armenverwaltung sich gleich einen Frauenverein an die Seite gesetzt. Anderswo, vor allem mustergiltig in Cassel sind die Vaterländischen Frauenvereine unter der wahrhaft weisen Leitung der Kaiserin in enge mitthätige Beziehung zur Stadtarmenpflege getreten. Selbst das nahe kleine Frankenhausen hat sich schon also eingerichtet. Frauen müssen zu diesem so wichtigen öffentlichen Geschäft durchaus herangezogen werden, da die Kräfte der gemeinnützig brauchbaren Männer nicht ausreichen, werthvolle weibliche Kräfte jetzt fast ganz brachliegen und die Frauen ohnehin am Wohlthun nicht zu hindern sind, sodaß man sie heranziehen und eingliedern muß, wenn man die Gefahren des Zersplitterns vermeiden will, falsche Vertheilung der

Almosen und Pflege der Armuth anstatt der Armen. Wie sehr die Armenpflege dem unter uns ohnehin so mächtigen Vereinstrieb neuerdings anheimgefallen ist, haben wir vor einigen Jahren an den zu Hunderten auf einmal entstehenden Vereinen gegen Bettelei gesehen, und sehen es jetzt an dem massenhaften Auftauchen der Reichsfechtschulen, Bettel-Akademien, Stammtische zum Kreuz u. s. f., kurz des ganz eigentlich in der Kneipe geborenen und sich auslebenden Wohlthätigkeitsvereins. Darin ist aber doch immer noch etwas Spielerei; einen Verein dagegen, der in seiner Stadt der Verarmung umfassend und kräftig entgegenarbeiten will, dürfen wir gradezu als das wichtigste Glied im Getriebe des öffentlichen Wohlthuns ansehen. Er muß dann sein Augenmerk vor allem auf die Kinder der armen Familien richten, für ihre Gesundheit, Bildung und Sittlichkeit durch Sommerpflege, Beaufsichtigung in der schulfreien Zeit, körperliche Uebungen aller Art so sorgen, daß sie der Gesellschaft später nicht zur Last sondern Ueberschuß liefernde Helfer werden. Er muß in der Jugend und selbst noch in dem Erwachsenen die wirthschaftlichen Tugenden pflanzen und pflegen, deren der Deutsche nicht soviel besitzt wie manches Nachbarvolk: Fleiß, Sparen und Mäßigkeit, in denen man uns im Norden wie im Süden und namentlich im Westen überflügelt hat. So kann er allmählich die Quellen trocken legen, welche den Boden unter uns gefahrdrohend versumpfen. Die Massenarmuth, gegen die wir heute noch soviel Steuern und Beamtenarbeit aufzuwenden haben, ist keine gottverordnete Nothwendigkeit bis ans Ende der Tage. Der Zwangsarmenpflege wird sie allerdings schwerlich weichen, wohl aber einer auf sie gestützten, innig mit ihr sich verständigenden Thätigkeit tüchtig geleiteter freien Vereine, an der Alle theilnehmen, die für die Armen, diesen geheiligten Gegenstand des allgemeinen Mitleids, ein Herz und Kräfte oder Mittel haben."

Gegen unbegrenzte Schulgewalt.

Herr Professor Dr. F. Buchenau hat in dem Oster-Programm der Bremer Realschule beim Doventhor, welcher er vorsteht, „Bedenken und Wünsche" hinsichtlich der höheren deutschen Knabenschulen niedergelegt, die keinen geringen Eindruck auf viele ihrer hiesigen Leser gemacht haben. Ergebnis langer pädagogischer Erfahrungen und reifen Urtheils, verdienen sie auch weiteren Kreisen in Hauptgrundzügen bekannt zu werden. Vor allem wenden sie sich schärfer als die meisten Fachgenossen des Verfassers, auch wenn sie sonst Reform geneigt sind, gegen die zu weit gehende Centralisation und Gleichförmigkeit des Schulwesens:

„Diese Neigung zur Centralisation hängt namentlich in Preußen mit den höchsten Verdiensten seiner großen Fürsten, mit den größten Vorzügen des Staates zusammen. Wer wüßte nicht, wie großes die Centralisation und gleichmäßige Einrichtung des Heerwesens, der innern Verwaltung, des Post- und Telegraphen- sowie des Steuerwesens dort geleistet hat! Niemals würde es Preußen gelungen sein den Kernpunct zu bilden, um welchen das neue deutsche Reich sich krystallisiren konnte, ohne sein bis zum letzten Gamaschenknopfe streng geregeltes Militärwesen, ohne das rasche und reibunglose Ineinandergreifen aller Räder seiner Maschine der innern Verwaltung! Was lag näher, als daß Einrichtungen welche auf dieses Gebiet so großes geleistet hatten, in dem „Lande der Schulen und Casernen" auch auf das Gebiet des Schulwesens übertragen wurden? Und dieses geschah für das bis dahin so vielfach plan- und ordnunglose höhere Schulwesen in unserm Jahrhundert, während dem Volksschulwesen die Aufmerksamkeit der Landesherren bereits seit der Reformation in hervorragender Weise zugewendet war.

Man wolle aber einen durchgreifenden Gegensatz hierbei nicht übersehen. Bei dem Militärwesen, bei der Staatsverwaltung, beim Steuerwesen handelt es sich um die Regelung äußerer Verhältnisse, welche zum Segen des Ganzen und um das Ineinandergreifen aller einzelnen Theile zu sichern durch zahlreiche Vorschriften bis in das Einzelne hinein geordnet sein müssen. Anders beim Schulwesen. Die unterrichtliche und erziehliche Thätigkeit ist großentheils auf Inneres, Geistiges gerichtet. Bei ihr handelt es sich um Bereicherung des Geistes, um Ausbildung des Charakters, um Erwärmung des Herzens für das Wahre, Schöne und Gute. Erziehung besteht in der planmäßigen Einwirkung Erwachsener auf Körper und Geist der zu Erziehenden; Pädagogik ist ebensosehr eine Kunst als eine Wissenschaft, d. h. sie kann nicht mit dem Kopfe allein erlernt werden; es gehört zu ihr eine geistige Begabung, welche durch unermüdlichen Fleiß und unaufhörliches Bekämpfen der eigenen Schwächen weiter ausgebildet, bezw. gestärkt werden muß. Daher ist auf dem Gebiet des Schulwesens so wenig genützt mit Gesetzen und Verordnungen, mit vorgeschriebenen Lehrplänen, mit Prüfungsvorschriften für die Lehramts-Candidaten und mit Abiturienten-Reglements. Das Beste und Edelste am Schulwesen müssen die Directoren und Lehrer aus innerem Triebe, aus freier That des Geistes hinzuthun, und wenn unser deutsches Schulwesen so hoch steht, so beruht dies wesentlich auf dem frommen Sinne des deutschen Volkes, auf seiner pädagogischen Begabung, auf der Sittenreinheit und Berufstreue seines Beamtenstandes, von dem die Lehrer ja einen Theil bilden. Wenn sich dies aber so verhält, wenn die Thätigkeit des Lehrers vorzugsweise eine geistige ist, so folgt auch daraus daß ihr ein größerer Spielraum, mehr Freiheit gewährt werden muß als etwa der eines Hauptmanns, welcher seine Compagnie in völlig schlagfertigem Zustande dem Regiments-Commandör vorzuführen hat. Dies sollte der Gesetzgeber immer im Auge behalten, und zwar mehr als es in den letzten Jahrzehnten in dem Streben, alle Kräfte der Staaten zusammenzufassen, geschehen ist.

Noch ein Umstand sei hier erwähnt, welcher vor einer zu großen Gleichmäßigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens warnen sollte. Im Heerwesen, im Steuerfach, auf dem Gebiet der inneren Verwaltung ist es leicht Versuche anzustellen und das Bessere durch Versuche zu ermitteln. Man kann ein Regiment oder eine Division mit einem neuen Gewehr ausrüsten und dessen Bewährung auf dem Exerzierplatz, dem Schießplatz und im Manöver ausprobiren. Die mehr oder weniger weit gehende Selbstverwaltung wird leicht in verschiedenen Regierungsbezirken eingerichtet und dann nach ihren Wirkungen beobachtet werden können. Ebenso mag es sich mit verschiedenen Verfahrungsweisen bei der Erhebung der Steuern verhalten. Beim Schulwesen ist dies aber ganz anders. Bei ihm handelt es sich um inneres, geistiges Leben, und die Feststellung der erzielten Ergebnisse auf diesem Gebiet ist außerordentlich viel schwerer als auf dem Gebiet der Staatsverwaltung und des Heerwesens. Wird die Entscheidung über die Organisation des Schulwesens der ganzen Nation in Eine Hand gelegt, so sind Verbesserungsversuche außerordentlich erschwert. Die einzelne Schulverwaltung, die Gemeinde, der Patron sind dazu nicht mehr berechtigt; sie müssen auch Abweichungen von der gebotenen Norm scheuen, weil dadurch sofort die Zukunft der betreffenden Kinder gefährdet wird. Aber auch die Centralverwaltung ist darin nicht frei, denn sie kann nicht die Jugend einer bestimmten Stadt oder eines Elternkreises zur Anstellung eines Versuches benutzen. Kann dagegen das Schulwesen innerhalb ihm gezogener weiter Grenzen sich frei gestalten, so bildet das gesammte Schulwesen der Nation ein einziges großes Versuchsfeld, auf welchem unaufhörlich nach dem Besseren gestrebt wird, welches sich stetig den veränderten Ansichten der Wissenschaft, den neu auftretenden Bedürfnissen der Nation anschmiegt, und in welchem von gewaltsamen Zuckungen und Revolutionen keine Rede ist."

Der Verfasser wirft dann einen Blick auf die Entwicklung des höheren Knabenschulwesens im letzten Jahrhundert, die aus leidlicher Freiheit in immer starreren einförmigen Zwang hineingeführt hat, um weiterhin also fortzufahren:

„Selbst für das Mädchen-Schulwesen, für dessen Gleichförmigkeit doch keinerlei Rücksichten auf den Staats- oder Militär-Dienst sprechen, und welches im übrigen vor allem nur der Warnung vor dem Zuviel der Sitzstunden und der häuslichen

Arbeiten, vor dem Eindringen des sogenannten „wissenschaftlichen Unterrichts" bedarf (Warnungen welche am besten von den beaufsichtigenden Schulräthen ausgehen dürften) — selbst für das Mädchen-Schulwesen steht eine Regelung des Lehr- und Unterrichtsplanes durch Verordnung in Aussicht, denn eine Ministerial-Verfügung vom 13. Juli 1883 „trägt zwar Bedenken schon jetzt durch uniformirende Normativbestimmungen in die Entwickelung noch weiter einzugreifen," gibt aber damit hinlänglich zu verstehen, wohin die Absicht der leitenden Kreise gerichtet ist.

Wie ungemein die Centralisation des Unterrichtswesens in Preußen (und ähnlich auch in den anderen größeren Staaten) zugenommen hat, dafür sei nur noch an zwei Beispiele erinnert. Vor einigen Jahren wurden alle höheren Schulen der Provinz Hannover durch Ministerialverfügung dieselben Zeugnis-Prädicate vorgeschrieben, nicht etwa für die Abiturienten-Zeugnisse (welche ja in die Hände sehr verschiedener Behörden kommen und daher am besten uniform eingerichtet werden), sondern für die laufenden viertel- oder halbjährigen Censuren. Nun ist dies grade ein Gebiet, auf welchem provinzielle und locale Sitte und Sprachgebrauch ihre Berechtigung haben, auf welchem aber auch zwei Lehrer-Collegien einer und derselben Stadt ohne Schaden für die Sache von einander abweichen können. Wenn nur eine bestimmte Reihenfolge der Censuren festgestellt ist, wenn dieselbe den Eltern auf den Zeugnissen selbst mitgetheilt wird, und dann die einzelnen Censuren gewissenhaft ertheilt werden, so ist dem öffentlichen Interesse Genüge geschehen; und zu überwachen daß dies geschieht, ist Sache des der Schule unmittelbar vorgesetzten Aufsichtsbeamten, des Schulrathes. Ferner behielt sich vor wenigen Jahren der Herr Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten die Genehmigung der Ingebrauchnahme jedes neu erschienenen Schulbuchs vor.

Durch solche Centralisation wird dem Minister und seinen Räthen eine solche Menge von Detail-Arbeit aufgebürdet, daß sie von den ihnen obliegenden großen Aufgaben abgezogen und von der Masse der Einzelheiten nahezu erdrückt werden. Der einzelnen Schulanstalt aber wird, und das ist ebenso gefährlich, die zu ihrem Gedeihen so nöthige Freiheit der Bewegung mehr und mehr entzogen. Soll eine höhere Schule mit ihren zahlreichen Classen, mit ihrem mannigfachen Ineinandergreifen der Lehrkräfte wirklich gedeihen, so muß sie ein lebendiger, von dem Geiste des Directors durchdrungener Organismus sein. Nun ist es eine in den letzten Jahrzehnten oft gemachte Bemerkung, daß die Zahl der hervorragenden Schuldirectoren immer mehr abnehme. Sollte etwa die deutsche Nation unfruchtbarer in der Hervorbringung tüchtiger Schulmänner geworden sein? Sicherlich nicht; aber die Directoren sind in neuerer Zeit einerseits durch Schreibarbeit, Verwaltungsgeschäfte u. dergl. übermäßig in Anspruch genommen, andererseits sind sie durch Vorschriften derartig gebunden, daß sie nicht imstande sind der von ihnen geleiteten Anstalt das Gepräge eines selbständigen, von ihrem Geiste durchdrungenen Organismus zu geben.

Gehen wir nun einen Augenblick näher auf die Frage ein, welches Interesse die Nation an der Gleichförmigkeit der Schulen einer Schulgattung, sowie daran hat, daß ihre Beamten, Geistlichen und Aerzte aus einer bestimmten Schulkategorie hervorgehen. Dabei muß allerdings von der infolge der neuhumanistischen Schwärmerei für das Alterthum solange herrschend gewesenen Ansicht abgesehen werden, als ob allein das Erlernen der alten Sprachen, bezw. die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum imstande sei dem Geiste und Gemüthe eine werthvolle Bildung, schärferes Urtheilsvermögen und eine idealere Richtung des Gemüthes zu gewähren, nachdem sowohl wiederholte Besprechungen pädagogischer Schriftsteller als auch die Erfahrung die Grundlosigkeit dieser Ansicht nachgewiesen haben. Ich brauche dafür ja nur an die vielfachen Erfahrungen der Gymnasien über geheime Schülerverbindungen, sowie an die beständigen Klagen über mangelnden wissenschaftlichen Sinn der Gymnasiasten und über das Aufgeben der classischen Studien unmittelbar nach Ablegung des Abiturienten-Examens zu erinnern. An sich wäre es ja gar nicht auffallend, wenn die Abiturienten der sprachlichen Gymnasien fortdauernd höher ständen als diejenigen anderer neunclassiger Schulen; haben ja doch die sprachlichen Gymnasien ihre seit Jahrhunderten ausgebildete Lehrmethode für sich, und bei ihrem alten Rufe, bei dem Ansehen, welches sie in der jetztlebenden älteren, noch fast ausschließlich aus ihnen hervorgegangenen Generation der Studirten genießen, bei ihrer Bevorzugung durch Berechtigungen, wird ihnen noch jetzt das beste Schülermaterial zugeführt: — trotzdem aber stehen, wie die sorgfältigen statistischen Arbeiten von Steinbart u. A. nachgewiesen haben, die Abiturienten der Realschulen (jetzt Realgymnasien) auf den wenigen Gebieten, auf welchen sie sich versuchen dürfen, den Gymnasialabiturienten mindestens gleich. Man wolle ferner nicht vergessen, daß heutzutage die Bildung der jungen Männer (Lehrer, Aerzte, Juristen, Geistlichen), ehe sie in das Amt eintreten können, durch Prüfungen von einer Dauer und einer Sorgfalt ermittelt wird, welche nicht nur für den genügenden Stand der Kenntnisse, sondern auch für den hohen Stand einer allgemeinen Bildung Gewähr gibt, die gewiß von jeder Nation als höchst befriedigend betrachtet werden würde.

Welches Interesse haben wir nun an der Gleichförmigkeit der Lehr- und Unterrichtspläne der gleichartigen Schulanstalten in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes? Dürfen wirklich die verschiedenen Bildungselemente und Bildungsinteressen, welche Handelstädte und Fabrikstädte, Bergbau-Gegenden und Gegenden mit ausschließlich landwirthschaftlichem Betriebe, See- und Binnenstädte darbieten und hegen, sich nicht etwas mehr in den Lehr- und Unterrichtsplänen ausprägen, als dies jetzt möglich ist? Durch solche größere Betonung beispielsweise der Mineralogie und Geognosie in Bergstädten, der Geographie, des Rechnens und des Englischen in Handelsstädten, der Geschichte in Gegenden welche auf besonders glorreiche Weise in die Geschichte des Vaterlandes eingegriffen haben, würde doch wahrlich das Resultat der Gesammtbildung, welche eine Anstalt mit neunjährigem Cursus gewährt, nicht berührt werden. Man kann vielleicht einwenden, daß es im Interesse der Offiziers- und Beamten-Familien, welche vielfach versetzt werden, liegt, daß die Schulen gleichmäßig eingerichtet sind. Wir wollen auf den Einwand verzichten, daß die Anzahl solcher Familien doch nur klein ist im Vergleiche zu der der ansässigen Familien, hervorzuheben bleibt aber, daß die Offiziere und Beamten meist nach größeren Städten versetzt werden, in welchen sie die Auswahl zwischen mehreren Schulen haben. Nun hat zwar jeder Schulwechsel unvermeidlich seine schädlichen Folgen, aber diese Folgen (wie auch meine langjährige, bereits oben angeführte Erfahrung zeigt) dürfen auch nicht überschätzt werden, können vielmehr bei einiger Strebsamkeit des Kindes leichter ausgeglichen werden, als man gewöhnlich glaubt.

Ein Staat wie der preußische ist offenbar zu groß, als daß eine Uniformität seiner Schulen der einzelnen Gattungen zum Segen des Schulwesens gereichen sollte. Eine größere Uebereinstimmung (keineswegs Uniformität!) mag in den einzelnen Provinzen herrschen und Sache der Provinzialbehörden sein. Der Staat sollte sich meines Erachtens auf ganz wenige allgemeine Vorschriften beschränken. Solche müßten sich besonders auf die äußeren und rechtlichen Verhältnisse, die Localitäten (Classenzimmer, Aula, Turnsaal u. s. f.), sanitäre Einrichtungen, Ausstattung mit Lehrmitteln, Lehrergehalte und Pensionen u. s. f. erstrecken, sie müßten festsetzen, daß die Schüler nicht vor vollendetem neunten Lebensjahr aufgenommen werden dürften, daß die drei unteren Classen getrennten Unterricht erhielten, die oberen Classen, falls sie zwei Jahrgänge combinirt enthielten, doch wenigstens in den neu auftretenden Lehrfächern zu trennen seien, daß von der untersten Classe an eine fremde Sprache in mindestens sechs wöchentlichen Stunden, spätestens vom vierten Jahrescursus an eine zweite Sprache, und von derselben Stufe an Mathematik in genügendem Umfange zu ertheilen sei u. s. f. Wenn dann sämmtliche höhere Lehranstalten für die gleichen Stufenclassen völlig gleiche Berechtigung erhielten, welch frisches pädagogisches Leben würde sich dann im Wettstreit der einzelnen Schulen entwickeln, wie würde auch im höheren deutschen Schulwesen die Bahn wieder frei sein für Männer wie Franke, Pestalozzi, Salzmann und

andere bahnbrechende Pädagogen! Natürlich wäre dabei nicht daran zu denken, daß jede Schule von ihrem Director nach seinem eigenen Ermessen gestaltet werden sollte; dies wäre vielmehr — innerhalb der vom Deutschen Reiche bezw. von der Staatsverwaltung gezogenen Schranken — Sache der Local- (bezw. Provinzial-) Behörden unter Mitwirkung des Directors, des Patronats und der Schulgemeinde. Der letztgenannte Factor erscheint mir ganz besonders wichtig. In den großen politischen Versammlungen, dem Reichstag, den Landtagen, können einzelne Schulfragen fast niemals sachlich ruhig und zum Segen des Volkes verhandelt und geregelt werden. Sie werden ganz von selbst zu politischen oder Parteifragen, und so mischen sich nur gar zu leicht fremde Gesichtspuncte zum Schaden der Sache ein. Vor diese Versammlungen gehören nur die großen Principien, die Rechtsfragen, die Dotirungsfragen. Dagegen bieten die Organisation, die Verwaltung und das innere Leben der einzelnen Schulen die Ausgangspuncte dar, von denen aus das Interesse des Volkes durch Heranziehung des Patronats, der Gemeinde und der Schulgemeinde (der Gesammtheit der Eltern welche Kinder in der Schule haben) neu belebt werden könnte. In dieser Beziehung verdient ein seit kurzem von der badischen Regierung begonnener Versuch die höchste Beachtung aller Schulkreise. Sie hat unter lebhafter Zustimmung der Kammern für die Organisation und Verwaltung der einzelnen höheren Schulen die „Mitwirkung und Mitbestimmung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Elemente" herbeigeführt. Es wird von besonderem Interesse sein nach einigen Jahren zu erfahren, nach welchen Instructionen diese „Beiräthe aus nicht fachmännischen Kreisen" gearbeitet haben, und wie sich ihre Thätigkeit bewährt hat. Wie sehr aber in manchen Kreisen das Gefühl dafür daß beim Schulwesen vor allen Dingen die Nächstbetheiligten, die Eltern, zum Worte kommen müssen, verloren gegangen ist, beweist u. a. die Thatsache, daß durch einfachen Erlaß des kaiserlichen Statthalters von Elsaß-Lothringen unterm 20. Juni 1883 die Realgymnasien in diesem Lande aufgehoben wurden, ohne daß der Bevölkerung Gelegenheit gegeben worden war sich über diese Frage auszusprechen. Welcher anderen Nation würde dies wohl als etwas beinahe selbstverständliches erschienen sein?"

Wo die Staatsgewalten selbst noch nicht wie in Baden vorgehen mögen, da sollten Schulvereine wie in Rheinland-Westfalen entstehen, um im Zusammenwirken aller Sachkenntnisse und berechtigten Interessen eine zwingende öffentliche Meinung über nothwendige Schulverbesserungen herauszubilden.

Bücher und Schriften.

Im Verlage von R. Schultz und Co., Straßburg i. E., erscheint von jetzt an unter dem Titel: „Die Frau im gemeinnützigen Leben" eine Vierteljahrsschrift, die ein „Archiv für die Gesammtinteressen des deutschen Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereins-Lebens im Reich und im Auslande" werden soll, herausgegeben von Amelie Sohr. Schlagender kann die Nothwendigkeit, das weibliche Geschlecht auch in Deutschland ausgedehnter als bisher am socialen und Erwerbs-Leben der Nation zu betheiligen, nicht nachgewiesen werden als durch die gründliche und zuverlässige Arbeit Dr. V. Böhmert's: „Die Frauenfrage in statistischer Beleuchtung" geschieht, in dem Artikel der das erste Heft eröffnet. Frau Marie Loeper-Housselle gibt eine Geschichte der Kinderbewahranstalten im Elsaß bis 1870; Dr. A. Emminghaus schildert aus dankbarer Erfahrung das Wirken der Schwestern vom Rothen Kreuz als Gemeinde-Krankenpflegerinnen, Frau Mathilde Weber die Reutlinger Arbeitsschule. Unter den übrigen Aufsätzen heben wir eine Abhandlung über das Mädchenturnen von Prof. Euler, eine Erörterung der Dienstboten-Frage von Ulrike Henschke und eine Mittheilung über das Victoria-Haus in Berlin hervor. Möge der Stoff dem neuen Unternehmen, an dem sich so auserlesene Kräfte betheiligen, immer reicher zuwachsen und ihm von Seiten der deutschen Frauen die Beachtung geschenkt werden, die sein Zweck in so hohem Maße verdient!

M. L.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 24. Sonntag, 13. Juni. 1886.

Hamburg und die deutsche Mäßigkeits-Bewegung.

Unsere große Nachbarstadt Hamburg verhielt sich ziemlich vieler an sie gewendeten Liebesmüh zum Trotz so lange spröde gegen die neue deutsche Mäßigkeits-Bewegung, wie diese sich vorzugsweise auf gesetzgeberische Ziele richtete, und den Schnaps auf dem Wege der Beschränkung und Steuer theils selten, theils theuer zu machen strebte. Was sie von den ihr zugeflossenen praktischen Anregungen aufnahm, war nur die Darbietung von Ersatz in Kaffeeschenken. Gegen alles Uebrige hielt sie sich die Ohren zu. Die Unternehmer der Volkskaffeehallen und der mit der Volksküche verbundenen Kaffee-Schenke erkannten wohl mehr oder weniger alle an, daß dies eine wahrhaft gute Frucht der Bewegung sei, wollten in diese als Ganzes aber darum doch keineswegs gleich alle miteintreten.

Da kam die Wendung, welche das Brantwein-Monopol-Project in die Sache brachte. Wohl oder übel nöthigte es durch die unerwartete hitzige Agitation, welche es seinerseits in alle näher und fernen interessirten Kreise warf, den Verein zu einer ihm von seinem Selbstunterhaltungstriebe aufgedrungenen, seiner Aufgabe auch nicht widerstreitenden Zurückhaltung; denn wenn die gesetzgebenden Gewalten schon tief in einer Frage stecken, braucht man sie nicht erst um Beschäftigung mit derselben zu bitten, nützt es auch nicht viel mehr, ihnen diese oder jene Lösung unmaßgeblich anzuempfehlen. Einen Sturm von Meinung aber heraufzubeschwören vermag der kaum dreijährige Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke noch nicht, — darüber werden seine Leiter sich nicht täuschen.

Aber Zurückhalten nach dieser einen Seite hin brauchte nicht unthätiges Abwarten überhaupt zu bedeuten. Der Verein durfte nicht abdanken, weil er über die Schwelle gesetzgeberischer Entscheidung nicht vorzudringen vermochte. Er mußte sich nun um so thätiger in alle die Bestrebungen stürzen, welche von unmittelbarem eigenem Thun der ergriffenen Volkskreise allein abhängig sind. So konnte er sich nicht nur immer noch nützlich machen, sondern auch für die später wiederkehrende Gelegenheit und Aufgabe des Wirkens in gesetzgeberischer Richtung erweiterten und erhöhten Einfluß ansammeln, und zugleich diejenigen Kreise, Landschaften und Plätze, welche der freithätigen Arbeit geneigter sind als des Vertrauens auf Zwangsmaßregeln fähig, in ständige Mitwirkung hereinziehen.

Die Leiter des Vereins geben ihre früheren Versuche zur Besserung des einschlagenden Zwangs- und Steuer-Rechts ja natürlich nicht auf. Folgerichtigkeit ist für ein Werk wie das ihrige ebenso wichtig, wie umfassendes und kein nützliches Mittel verschmähendes Wirken. Aber zu unverbrüchlichen Glaubenssätzen sind die Ansichten, in denen sie sich bisher geeinigt haben, deshalb nicht geworden; und wenn Zweifler sich zutrauen sie von innen heraus eines Andern zu überzeugen, so mögen sie nur zutreten und sich der gemeinsamen Arbeit anschließen. Bei gutem Willen auf beiden Seiten wird man sich, da beide dasselbe hohe Ziel lockt, über die kürzesten, sichersten und besseren Wege dahin leicht verständigen.

Für die Hamburger Verhandlungen am 17. Juni ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine rein freihändlerische Tagesordnung aufgestellt, die sich höchstens bei den Trinkerheilanstalten mit den bisher verfolgten Zwangs-Befürwortungen berührt. Aber der Zwang für Trinker, in der Heilanstalt bis zur Heilung zu bleiben, nicht bis ihr Wahn ihnen einen schon hinlänglich wieder gestärkten Willen vorspiegelt, ist eine Eigenthümlichkeit der freiesten Länder des Weltalls: Hollands, Englands, und der Vereinigten Staaten. Ueberhaupt werden bei näherer Beschäftigung mit der Mäßigkeits-Sache die deutschen Freihändler sich immer mehr überzeugen, daß die Sache der Freiheit unter den aus ihr sich ergebenden unentbehrlichen Beschränkungen nicht nur nicht leidet sondern kräftiger und gesunder aufstrebt. Die Schnaps-Freiheit herrscht in Ländern wie Rußland und Oesterreich neben unserem eigenen Vaterlande: in Amerika wird sie zusehends immer enger beschränkt, wo nicht ganz aufgehoben, in England arbeiten daran stets wachsende liberale und demokratische Volkskreise, neben denen man die kirchlich-pietistischen nennen mag, und in Schweden, Norwegen, Holland und der Schweiz werden auf derselben Bahn täglich weitere entschlossene Schritte zurückgelegt. Eine wahrhaft gesicherte Volksfreiheit kann sich nicht auf Sklaven erniedrigender Genußsucht stützen. Der Schnapszwang ist auf den Grund gesehen eine Freiheitsforderung.

A. L.

Vrene.

Von
Bernhard Westenberger.

O, wie es wieder schreit, das Jüngste! Wenn es nur sterben könnte!

So denkt die Frau, die fröstelnd im Winkel vor dem kleinen Lager kniet, wo sich ein Kind, ein Knäblein, in Krämpfen windet.

Es ist Nacht, doch kann es nicht lang bis zum Morgen sein — ein fahler Schimmer breitet sich vom Fenster aus. Die kleine, angerußte Lampe wirft ein mattes Licht umher, fast so matt, wie die glühenden Kohlen, die durch einen Riß im Eisen des Ofens hervorschimmern und einige vorm Schürloch liegende Bretterstücke beleuchten, die, wie die aufgerissene Stelle beweist, dem Fußboden entnommen sind. — Das Papier, welches die Schäden des Fensters verdeckt, bauscht sich dem Willen des Windes gehorchend nach innen — es reißt, und eisig kalter Hauch dringt herein — die Lampe flackert auf — erlischt — und Tagesdämmerung liegt in der Stube.

Die wenigen Gegenstände sehen noch ärmlicher aus im nüchternen Morgengrauen.

Auf einer umgestülpten Kiste stehen eine Anzahl Kupferkessel. Daneben liegen allerlei Lappen zum Putzen. Auf der Seite auf einem zur Hälfte zackig zerbrochenen Teller steht ein Fläschchen mit gelber, öliger Flüssigkeit.

Die Wand nimmt eine große Bettstätte ein. Gemeinsam in eine graue, vielfach durchlöcherte Decke gehüllt, ruhen vier Kinder darin — je zwei und zwei nebeneinander.

Sie dehnen sich schlaftrunken; das älteste, ein Mädchen drückt den Kopf in das in der Ecke aufgeschichtete Stroh, als suche es sich dem Gewimmer des kranken Kindes zu entziehen; die anderen starren wie leblos an die Decke.

In dem Winkel wird es etwas ruhiger.

Die Mutter blickt, wie von einer gespenstischen Erscheinung gebannt, an die kahle Mauer. Keine Wimper zuckt in dem gelblich-blassen, abgezehrten Gesicht — es ist als könne sie sich nicht abwenden von den auftauchenden Bildern.

Da sieh: das junge Paar — der große, breitschulterige Bursche — das hübsche, sonntäglich geputzte Mädchen. Wie die Städter aufschauen — sich umdrehen — deuten: Ja ja, das schönste Paar vom Dorf! — Und dort — die fröhliche Menge im Wald — da grüßt's — da ruft's: Grüß Gott, Vrene — wann ist Hochzeit? Gläser klingen, Musik lockt — sie fliegen zum Tanz. — Schon sinkt die Sonne — sie wandeln glückselig unter den hohen Buchen. „Komm, Vrene, komm!" Wie still, wie einsam hier! — Es dunkelt — er zieht sie nieder ins weiche Moos.

Ist es die hereinströmende Kälte, unter deren Schauer sie zusammenfährt? Sie schlägt die Hände vors Gesicht.

„Laß ihn — du wirst nicht glücklich, Kind," murmelt sie leise vor sich hin, und dann setzt sie traumverloren hinzu: „Du hattest Recht — arme Mutter!" — —

Sie hatte nicht von ihm gelassen. — Was vermag auch die warnende Stimme der Mutter gegen ein junges Herz voll Liebe. Und sie liebte ihn, war er gleich nur ein einfacher Arbeiter, war er gleich berüchtigt wegen seines Jähzorns — sie liebte ihn dennoch.

Die Mutter wurde krank und starb. —

Die Nachbarsfrauen steckten die Köpfe zusammen. — Vrene wußte warum und drängte auf die Hochzeit.

Das war noch ein Tag voll Lust und doch schon voll banger Sorge, voll heimlichen Vorwurfs.

Nun kamen heitere Wochen. Was galt die Armuth in dem alten baufälligen Häuschen! Dieses, Vrene's einziges Erbe, bot ja noch hinreichend Schutz vor Wetter und Wind. Was brauchten sie mehr! Vor dem Fenster rauschte der Brunnen; auf dem alten Herd ließ sich die beste Suppe kochen, und fehlte es daran — nun so schmeckte trocken Brot und Salz vortrefflich.

Doch die schwere Stunde blieb nicht aus. — Vrene schenkte einem Mädchen das Leben. Mit ihm trat ein böser Gast ins Haus, der sonst nur im Vorübergehen sich zeigte — die Noth. Der böse Gast löste nun mit jedem Tag einen der Fäden, welche die Liebe um den jungen Gatten geschlungen hatte — unbarmherzig, unerbittlich. —

Drei Jahre kamen und gingen und jedes Jahr brachte eine große Sorge mehr — ein Kind; jeder neue Tag fand die Mutter ärmer, verlassener, den Vater fühlloser, selbstsüchtiger. Sollte er hungern wegen einem Weibe, das ihm gleichgiltig geworden war, wegen Kindern, in denen er nur die Ursache des steigenden Elends erblickte! Sollte er seinen geringen Tagelohn opfern, um doch nicht mehr geben zu können als ein Stück Brot! Pah — sie mochten zusehen — ging es denn anderen besser! Seine Freunde aus der Fabrik lebten ja auch, wie sie Lust hatten und ließen die Weiber für sich selber sorgen.

Und Vrene — sie verlor die Hoffnung nicht: eines Tages, meinte sie, müßte alles besser werden, eines Tages wäre alle Noth vorbei, dann liebte er sie wieder und dann wäre ja alles gut — aber eines Tages früh fand sie das Lager neben sich verlassen und auf dem Tisch einen Zettel.

Sie mußte lange buchstabiren, bis sie die paar Worte zusammen hatte:

„Leb wohl, Vrene — sieh' zu, wie du durchkommst. Wenn sie dich fragen, sag, ich sei nach Amerika." —

Damals fühlte sie sich von neuem Mutter — der Schreck warf sie aufs Krankenlager. In jener Nacht war bei dem Bauherrn, bei welchem ihr Mann in Arbeit stand, eingebrochen und eine bedeutende Summe gestohlen worden. Sie wurde verhört — seitdem kam sein Name nicht mehr über ihre Lippen. . . .

Das Kind im Winkel stößt einen Schrei aus und wirft sich auf die Seite.

Der Schrei weckt sie aus ihrem dumpfen Brüten.

„Wenn es nur sterben könnte!" sagt sie langsam vor sich hin.

Vier Wochen ist es alt — vier Wochen bildet es eine stete Qual für die an Leib und Seele kranke Mutter. Den Geschwistern nimmt es durch sein Gewimmer den Schlaf — sie hassen es. Es muß genährt werden — die Milch aber kostet Geld — dieses wird ihnen abgezogen — sie bekommen weniger und schlechter zu essen — darum hassen sie es.

Und wenn noch Hoffnung wäre, daß es sich nach und nach erholte! Aber es ist ja verkrüppelt. Die Füße sind einwärts gedreht, das Rückgrat ist gekrümmt und die Hälfte des unverhältnismäßig großen Gesichtes nimmt ein scharlachrothes, wie ein Blutfleck ins Auge fallendes Mal ein. Die Wangen sind welk und zeigen greisenhafte Falten. Wer weiß, vielleicht siecht es jahrelang dahin, um dann dem Todeskampfe zu erliegen, der jetzt schon begonnen hat.

Und ist dies nicht der Fall — was wird ihm das Leben bringen! Entbehrung, Schmach, Spott.

Und was wird es der Mutter sein? — eine stete Qual, eine drückende Sorge, eine Fülle von Elend. Das erste, was es denken wird, muß sein: Wäre ich nie geboren! — —

„Ach, wenn es doch sterben könnte!" Immer wieder spricht sie die Worte vor sich hin.

Wie sie so daliegt auf den Knien — die gerötheten Augenlider weit offen — die Lippen schmerzlich zusammengepreßt — das schwarze Haar in langen Strähnen nach vorne fallen lassend — wie sie die zur Hälfte entblößten, mageren Arme vor sich in den Schoß stemmt, daß mehr und mehr die Adern hervortreten: trägt sie ganz den Ausdruck einer Wahnsinnigen.

Plötzlich steigt eine helle Röthe in die Wangen. Sie steht hastig auf und heftet den Blick starr auf das Fläschchen, das dort auf der Kiste steht.

Sie fährt leise zusammen und eine fahle Blässe drängt sich mit einemmale von der Stirn aus über das ganze Gesicht.

„Wär's ein Mord!" stößt sie mit zischendem Ton hervor. —

Die Nachbarsfrau, die ihr, um sie ein paar Pfennige verdienen zu lassen, das Kupfergeschirr zum Putzen gab, warnte sie vor dem Fläschchen — es ist Vitriol.

Gibt sie dem Kinde ein Löffelchen voll — ein Schrei, und alles wäre vorüber — vorüber ein Leben der Schande, der Noth. Und kein Mensch wüßte darum — die Nachbarsfrau meinte ja doch, es würde nicht lange leben.

„Wär's ein Mord!" ...

Sie lehnt sich an die Wand und schließt eine Weile die Augen. — Sie streckt die Hand aus und läßt sie wieder sinken. — Sie wirft einen Blick auf das Bett. — Alle schlafen, und auch im Winkel wird es jetzt still, als ob dort geahnt würde, was bevorsteht.

Mit einem Ruck zieht sie jetzt ein kleines Kistchen heran, das auf dem Fußboden steht und allerlei auf der Straße aufgelesene Lappen, Nägel, Papier und Kleinigkeiten enthält. Es ist ihr, als hätte sie die Kinder mit einem kleinen Hornlöffel spielen sehn. Sie sucht — immer hastiger, fieberhafter wühlen die Hände in dem schmutzigen Allerlei. Ein spitzes Eisen reißt ihr den Finger auf — das Blut strömt heraus — sie achtet es nicht. Endlich findet sie, was sie wünscht.

Noch einen Blick auf die Schlafenden.

Sie nimmt das Fläschchen und gießt mit bebender Hand den Löffel voll.

Einen Schritt vorwärts — sie hält ein — am Fenster ist es schon so hell — drüben knarrt das Hofthor: soll sie warten bis zur nächsten Nacht?

Nein. —

Sie läßt sich vorsichtig neben dem kleinen Lager auf die Knie nieder.

Wie Todesröcheln kommt der Athem aus ihrer Brust.

„Muth, Muth!" flüstert sie.

Da — ein Sonnenstrahl gleitet in die Stube.

Das Kind, von der plötzlichen Helle getroffen, erwacht.

O Gott, wie die blauen Augen groß und fragend auf der Mutter ruhn!

Jetzt streckt es die Aermchen aus — jetzt — täuscht sie sich nicht? — es lächelt! Zum erstenmale lächelt es ihr entgegen.

Da schreit sie auf in unsäglicher Wonne, in unsäglichem Schmerz, reißt es an die Brust und heiße lindernde Thränen stürzen aus ihren Augen.

Der Löffel ruht auf dem Boden; die Flüssigkeit bildet eine kleine Lache, die in das Holz eindringt und dasselbe stetig fortschreitend verkohlt.

„Mutter!" ruft es leise, wie aus weiter Ferne.

Sie erschrickt, schaut sich um und wischt sich über die Augen.

Alles still — ein Kind muß im Schlafe gerufen haben.

Hastig wendet sie wieder den Kopf — da fällt ihr Blick auf die schwarze Lache auf der Diele — wie vom Fieber geschüttelt, schaudert sie zusammen und fällt ohnmächtig zurück.

* * *

(Schluß folgt.)

Ein Musterleben für unsere Tage.

In einem trefflichen Nachruf an den ehrwürdigen Nestor der deutschen öffentlichen Gesundheitspflege Dr. Georg Varrentrapp, welchen Dr. Alexander Spieß, der Sohn seines verehrtesten Freundes und Collegen, in der von ihnen beiden solange gemeinsam herausgegebenen Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege veröffentlicht, nennt er Varrentrapp's Leben schön, reich und glücklich. Weshalb war es das? Weil er es Anderen weihte! Nicht nur den Seinigen im engeren Sinne, auch seiner Stadt, seinem Vaterlande, und in einem gewissen Sinne der ganzen Menschheit.

Er war so glücklich, darf man mit buchstäblicher Wahrheit aussprach, auf dem fruchtbaren Boden einer altfreien Stadt — derselben deren größter Sohn Goethe für Justus Möser's gemeinnütziges Wirken bei doch ganz anders gerichteter Seele ein kaum zu begreifendes Verständnis bewies — und als Kind eines nicht kleinlich denkenden und handelnden Vater frühe schon Sinn für gemeinnütziges Thun in sich zu entwickeln. Das ließ ihn auf frohen Jugendreisen, welche Andere zu allerhand oberflächlichem Genuß oder besseren Falles zur Sammlung von Fachkenntnissen benutzen, bereits die Eindrücke sammeln, welche ihn unter die deutschen Gefängnis-Verbesserer der vierziger Jahre stellten und den noch so jungen Mann sich zum Betreiber des ersten, eben dieser Sache gewidmeten internationalen Congresses für Socialreform, im September 1846 in seiner Vaterstadt abgehalten, aufwerfen ließen. Das verschaffte ihm auch noch Stoff und Gelegenheit genug zu befriedigendem öffentlichem Wirken, als nach dem schmerzlichen politischen Rückschlag der ersten fünfziger Jahre die meisten Patrioten sich in Groll oder Kummer unthätig vergruben. Das machte ihn zum Vorkämpfer gesundheitsmäßiger Schuleinrichtungen und Bauordnungen, zum Erbauer von Arbeiterhäusern in seiner Vaterstadt, zum erfolgreichsten Bahnbrecher der unterirdischen nassen Reinigung der Städte, kurz zu einem der ersten, wo nicht dem obersten Führer Deutschlands auf der Bahn zu guter öffentlicher Gesundheitspflege.

Er hatte auch seine Leidenschaften: wie er liebte, konnte er hassen, — aber nur was oder wer hinderlich im Wege stand der Realisirung seiner Ideale. Denn in einer Zeit da das abstracte und doctrinäre Theoretisiren die deutschen leitenden Geister noch allmächtig beherrschte, war Georg Varrentrapp ein ganz auf das Praktische gerichteter Mann, voll der heiligen Ungeduld, die sich über nicht gleich ganz begriffene oder gewürdigte Hemmungen mit dem edlen Zorne eines Luther oder Stein erzürnte. So ist er ein Vorläufer von Zeiten geworden, welche jetzt eben erst aufdämmern, wo freies frisches Handeln in Hingebung an Anderer Wohl auch ohne Entgelt oder Befehl bei den Deutschen ebenso allgemein werden wird wie unter Engländern und Amerikanern. Und eben dadurch ward er ein so glücklicher Mensch: denn in wem wurzelt die Fähigkeit wahren dauerhaften Glückes so gesund, als der sich handelnd dem Wohle Anderer, Aller hingibt? A. L.

Das Kindheits-Paradies.

Wie ist die Welt seit der Kinderzeit zusammengeschrumpft! Damals war die Zeit soviel länger und alle Leute größer. Ein Regentag, nemlich wenn man nicht dabei hinausdurfte, führte in die Tiefen der Verzweiflung, und jede Stunde dehnte sich unendlich. Langsam kroch das Jahr vom Januar in den December, und unermeßlich lag die Reihe der zukünftigen Jahre vor uns bis zu jenem schier unerreichbaren Zeitpunkt, da wir die Riesenhöhe erwachsener Leute erreichen sollten; das war aber noch so lange hin, daß es sich nicht der Mühe lohnte über das Geheimnis dieses Wachsthums nachzudenken. Unser altes Haus ist eingeschrumpft, die Zimmer sind enger, niedriger, dunkler geworden; der Garten ist viel kleiner, und die Bäume scheinen in die Erde statt in den Himmel gewachsen; selbst der alte Kirchthurm hat von seiner majestätischen Höhe eingebüßt, als ob die Zeit mit ihrer gewaltigen Hand ihn wie ein Fernrohr zusammengeschoben hätte. Damals waren alle Leute, die nicht mehr Kittelschürzen trugen und in die Schule gingen, soviel älter, und alle diese älteren Leute waren höchst geheimnisvolle Wesen für uns. Sie machten sich nichts aus Spielsachen und Spiel, während wir doch nicht glauben konnten, daß für uns je eine Zeit kommen würde, wo Verstecken und Blindekuh keinen Reiz für uns hätten, wo die Erwerbung einer neuen Puppe oder einer Schachtel Zinnsoldaten uns kalt ließe. Neben dieser dürren unverständlichen

Gleichgiltigkeit fanden sie dann wieder an höchst langweiligen Dingen Vergnügen und lachten über Dinge, die wir sehr ernsthaft nahmen und die gar nicht komisch waren. Sie weinten nie; sie liefen nie. Sie ließen sich bei Tische nur einmal Pudding geben, auch wenn er ihnen zweimal angeboten wurde. Sie brauchten nicht mehr in die Schule zu gehen und nichts mehr zu lernen, denn sie wußten schon alles und hatten auch alles behalten, was sie je gelernt. Wenn sie aber einmal etwas nicht wußten, dann war das freilich noch umso wunderbarer.

Aber wie grün und wie herrlich und wie leuchtend war die Welt damals! Gibt es denn noch solche Buchenwälder wie diejenigen in denen wir an Lenztagen umherstreiften, mit so kühlem, feierlichem, sonnburchfunkeltem Schatten? noch solche Meere von gelben Kornfeldern, am Wegesrand blau und roth durchstickt? Ist denn der Himmel noch so hoch und weit, an dem unsichtbar die Lerche sang und in den wir, lang auf dem Grase liegend, mit den weißen Wolken tief hineinsegelten? Schmeckt die frische Milch noch immer so süß wie vor der Thür der ländlichen Hütte, wo wir Einkehr hielten? Duftet das Geisblatt noch ebenso stark und das würzige Heu, mit dem wir Schlachten aufführten? Sind nicht der Käfer und Schmetterlinge, der Schneckenhäuser und merkwürdigen Steine, die uns zu besitzen gelüstete, viel weniger geworden? Wann klopft uns je wieder das Herz wie vor der ersten Reise ins Gebirge oder ans Meer? Als wäre die Welt eben erst erschaffen, so frisch und neu und unergründlich anziehend lag sie vor uns; aber die Frische war in uns, und den Glanz brachte das Auge mit, das sie betrachtete. Gewiß, hoffentlich, ist nicht alle diese Herrlichkeit für uns jetzt untergegangen. Ein Eichwald mit jungen goldbraunen Blättern, durch welche das Sonnenlicht herabzittert auf blauen Ehrenpreis und weiße Sternblumen, dünkt dem Herzen schöner als alle Pracht tropischer Wälder, weil sich die zarten unauslöschlichen Erinnerungen aus der Kinderzeit hineinschlingen und die Wahrnehmung in Liebe verklären.

In ernsten Augenblicken hat wohl jeder einmal ein Sehnen nach der goldenen Zeit der Kindheit gefühlt. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar; ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit, was mein einst war!" Warum dies Sehnen? und wenn die Kindheit wirklich das goldene Zeitalter ist, können wir ihr Gold nicht festhalten?

Der Hauptgrund, weshalb wir die Kindheit beneiden, wenn auch nicht immer bewußtermaßen, ist doch wohl, daß sie das Leben noch ganz vor sich hat. Nicht den Zustand selbst wünschen wir uns zurück, sondern den Ausblick in ein Leben, von dem wir wissen, daß es kurz und schnell dahingleitet und zu einer unwiderruflichen Vergangenheit wird. Nicht daß wir wieder Kinder sein möchten, sondern daß uns noch einmal das Leben mit allen seinen Gaben zu besserer Verwendung geboten würde: das liegt unserer Sehnsucht zu Grunde. Aber es sind noch andere Gründe da. Kinder sind ohne Sorge und Verantwortlichkeit; alles was sie erleben, ist ihnen neu und anziehend, Fröhlichkeit ihr gewöhnlicher Gemüthszustand; hilflos wie sie sind, werden sie von einer nicht nachlassenden Liebe, Sorgfalt und Zärtlichkeit getragen. Natürlich gilt das nur von einer im glücklichen Elternhause verlebten Kindheit; eine in äußerstem Mangel oder unter liebloser Umgebung verlebte Kinderzeit wird niemand beneiden.

Was uns jenes Paradies außerdem noch verklärt, das ist die Unberührtheit, die verhältnismäßige Schuldlosigkeit, welche kleinen Kindern einen so besonderen Reiz gibt, und die wir einst auch besessen haben. Sie wandern in dem Paradiese einer noch nicht gefallenen Welt umher; sie vertrauen und glauben denen, welche für sie sorgen, ohne Zweifel und Schwanken; ohne Worte wissen sie, daß die Liebe der Ihrigen vorhalten wird; ohne zu überlegen erwarten sie morgen so gut versorgt zu sein wie heute. Endlich lieben sie viel, und von ihrer Liebe nimmt ihr Leben Kraft und Farbe. Sie sind wie junge Pflanzen, die nach dem Lichte streben, und die je nach ihrem Antheil an Wärme und Sonnenschein gedeihen.

Aber dies Paradies hat auch eine dunkle Seite: es ist keineswegs vollkommen. Die Fehler der Kinder selbst liegen zu Tage, und unter ihren Fehlern leiden sie. Kinder bei denen anscheinend keine Untugenden zu bekämpfen sind, erregen immer Bedenken; bei vielen brechen die versteckten Fehler nur umso stärker hervor, wenn die Kindheit vorüber ist; einige wenige scheinen umso früher für den Himmel reif zu sein und gehen heim, ehe es Abend geworden ist. Wiederum sind auch die glücklichsten Kinder keineswegs immer und dauernd glücklich. Ihr heftiges Weinen geht schnell vorüber und wird schneller vergessen als der Kummer der Erwachsenen; aber so lange es dauert, ist es ein sehr wesenhaftes Weh. Wie George Eliot sagt, erscheint dies Leid den abgehärteten Sterblichen sehr geringfügig, die über Neujahrsrechnungen, unglückliche Liebe und gebrochene Treue nachzudenken haben; aber es ist nicht weniger bitter, vielleicht bitterer als mancher spätere Kummer. „Wir können den scharfen Schmerz solcher Augenblicke nicht mehr nachempfinden und darüber weinen, wie über das vor fünf oder zehn Jahren erfahrene Leid. Aber sicherlich, wenn wir uns auf jenes bittere Weh noch besinnen könnten, auf die im Dunkeln irrenden Gedanken und die seltsam aussichtslose Lebensauffassung, die gerade die Bitterkeit so bitter machte, so würden wir kindlichen Kummer nicht so gering achten."

Dies goldene Zeitalter ist also weder ein sittlich vollkommenes noch ein vollkommen glückliches. Es kommt aber noch eins dazu, was wir in Anschlag bringen müssen: das Glück, das wir in der Kindheit besaßen, wußten wir nicht zu schätzen. Wir hatten jene „seltsam aussichtslose" Anschauung vom Leben, die uns verhinderte unser Glück zu genießen, wie wir es jetzt genießen, wo uns Erfahrung und Weltkenntnis seinen Werth besser kennen gelehrt haben. Weil ihre Welt so ohne Fernsicht ist, darum leiden Kinder so heftig: sie können nicht über ihr Leid hinaussehen; sie wissen nicht, daß es vorübergeht. Eben darum sind aber auch ihre Freuden nicht tief; wir lernen uns nicht eher recht freuen, als bis wir gelitten haben. Darum kann die Sehnsucht nach dem Paradies der Kindheit aber auch nicht die Kindheit zurückwünschen wie sie ist, sondern wie sie sein würde, wenn sie die Erkenntnis und Erfahrung späterer Jahre dazu hätte. Frei von Sorgen sein und doch wissen, was für eine Last die Sorge sein kann; frisch sein und doch Langeweile und Abstumpfung kennen; gewohnheitsmäßig fröhlich sein, nachdem man erfahren hat, wie Angst und Sorge am Herzen nagen können; von Liebe und Weisheit sich behütet fühlen, als wäre man noch, was ein Kind dem Mutterherzen ist: „der unbewußte Mittelpunkt und das Schwergewicht des Weltalls," und zugleich den Werth solcher Liebe und Weisheit kennen; das ganze Leben vor uns haben, mit dem Wissen davon, was das Leben ist und wie kurz die Jahre sind; den sündlosen Garten Eden wiederfinden, nachdem wir gesehen haben, wie die Sünde die Welt mit Jammer füllt; einfältig sein, nachdem wir den Reiz und die Weisheit der Einfalt empfinden gelernt haben, mit einem Wort: ein Kind sein, nicht wie Kinder sind, sondern wie wir sein würden, wenn wir mit unserer jetzigen Einsicht das Leben wieder anfangen könnten — das ist's was man sich wünschen möchte. Das wäre ein zweiter Frühling — aber auch ein unmögliches Dasein, ein goldenes Zeitalter, das nie gewesen ist. Wir sprechen vom Paradies der Kindheit nur aus dem Gegensatz unseres jetzigen Daseins heraus; wir vergessen die geringe Befähigung der Kinder zum Glück, ihr mangelndes Verständnis für die Güter, um welche wir sie beneiden; wir preisen den Anfang des Lebens und halten uns in seiner Mitte für unglücklich, ohne zu bedenken, daß wir viel mehr Glücksfähigkeit haben als Kinder.

Wenn wir denn unsere Erkenntnis und Lebenserfahrung nicht wieder in einen neuen Anfang mit hineinnehmen können:

sollte es nicht möglich sein, aus jenem Paradies in die reiferen Jahre hinüberzuretten, was des Behaltens werth ist? Ja, Gottlob, das Beste ist für jeden zu haben, der sich bücken und es aufheben will. Wir können die verflossenen Lebensjahre nicht wieder durchleben, aber wir können die Zeit, die uns noch bleibt, durch ein Streben nach hohen Zielen, durch Arbeiten und Lieben an Werth verlängern. Diese Dinge, und nicht die Zeit, sind das wahre Maß des Lebens. Wir beneiden das Kind, weil es frei von Verantwortlichkeit ist; aber es hat seine Aufgaben wie wir die unsrigen; seine Schularbeit fällt ihm vielleicht ebenso schwer wie uns unsere Pflicht, und noch schwerer; aber im Gehorsam gegen den Willen anderer nimmt es mit Ergebung das Joch auf sich, um sich nachher des Spiels zu freuen, und so wird auch unsere Feierabendstunde kommen, wenn wir unsere Last im Gehorsam gegen einen höheren Willen tragen. Das nächste ist die frische Empfänglichkeit, um die wir das Kind beneiden. Sicherlich, die Welt ist reich und groß genug, um über die kurze Spanne eines Menschenlebens hinaus, nicht bloß über die Kinderjahre hinaus, immer neuen Stoff der Freude und der Theilnahme zu bieten: die Natur, das Menschenleben, das Wort Gottes hat noch keiner ausgeschöpft, und das Licht ihre Schätze zu sehen, kann jeder sich erhalten, wenn er sich nicht in seinem eignen engen Selbst verstrickt und so eine künstliche Finsternis um sich schafft. Auch darin zeigt sich die Empfänglichkeit des Kindes, daß es leicht zu erfreuen ist. Die kleinste Gabe erfreut das Kind; im späteren Leben sehen wir mehr auf die Liebe des Gebers als auf die Gabe; aber wer sich nur das Auge dafür offen erhält, findet der denn nicht täglich mannigfache Freundlichkeit auf seinem Wege und — was ebenso froh macht — Gelegenheit Freundlichkeit zu erweisen? Und wie kommen wir zu kindlicher Fröhlichkeit? Sie ist ein kostbarer Schatz; das Haus ist reich, in dem ein Mitglied immer Sonnenschein bringt. Ein fröhliches Wort im Hause macht einen hellen Schein, und es ist eine Ermuthigung zu wissen, daß von allen häuslichen Tugenden die der heiteren Stimmung am ehesten durch geduldige Anstrengung erworben wird. Sie zieht zugleich einen anderen köstlichen Besitz des Kindes in unseren Bereich: die Freude an der uns umgebenden Liebe unserer Nächsten. Laßt uns nur, wie die Kinder, nicht verschmähen, unsere Zärtlichkeit in Wort und That gegen die auszusprechen, die des Lebens Lasten mit uns tragen, so wird den häuslichen Herd ein Paradieseslicht umstrahlen. Was die Einfalt angeht, so ist sie bereits die lebenslängliche Mitgift vieler der edelsten Geister; wahrhaft große Menschen sind fast immer einfach in ihren Neigungen, in ihrem Auftreten, in ihrer Rede. Warum viele Worte machen, wenn es nichts zu verhüllen gibt? warum Umwege suchen, da der grade Weg am schnellsten zum Ziele führt? So wunderbar es scheinen mag: kindliche Einfalt ist ein Besitz, denn man erwerben kann. Sie kommt, wenn wir aufhören uns fortwährend mit uns selbst zu beschäftigen, immer auf den Eindruck zu achten, den wir auf andere Leute machen, immer zu meinen, sie hätten nichts weiter zu beobachten als uns. Geben wir das auf, so ersparen wir uns manches Herzweh, und allmählich wird ein helles Licht, wie in der Kindheit Tagen auf unseren Pfad fallen. Was aber unseren Glauben und unser Vertrauen angeht, wenn sie auch höher steigen müssen als das Dach unseres Hauses, haben sie nicht besseren Grund als des Kindes unerschütterliches Zutrauen zu seinen Eltern, und sollten sie daher diesem Zutrauen nicht mindestens gleichkommen? Dann würde ein sorgenvolles Antlitz viel seltener und eine heitere Stimmung nicht schwer zu behaupten sein.

Noch eins muß diese Entwickelung des Kindescharakters krönen: die Menschenfreundlichkeit des Kindes, die es jedem entgegenbringt, der sich freundlich zu ihm wendet, das weite, warme Herz, das kein Altwerden kennt. Wenn wir diese alten Schätze auflesen, die wir auf dem Wege aus dem Kindheits-Paradies heraus sorglos fallen ließen, dann sind wir dem Garten sehr nahe, in welchem wir einst, ohne es zu wissen, wandelten, können seine Lüfte an unserer heißen Stirn fühlen und von seinen Früchten Erquickung saugen.

Ein Berliner Verein für Handfertigkeits-Unterricht.

Zur Besprechung der Frage, wie in Berlin die Handfertigkeit für Knaben neu anzuregen und zu fördern sei, fand jüngst im Abgeordnetenhaus eine zahlreich besuchte Versammlung statt, welche von den Abgeordneten v. Schenckendorff und Schrader sowie dem Director des Kunstgewerbe-Museums Grunow einberufen war. Unter den Erschienenen bemerkte man Geheimerath Lüders, Prof. Gneist, zahlreiche Pädagogen wie Director Schwalbe, Prof. Pappenheim, Director Jessen von der Handwerkerschule, Director Wielski vom Rummelsburger Waisenhaus, den zweiten Vorsitzenden des Deutschen Lehrervereins und den Herausgeber der „Pädagogischen Zeitschrift“ Schröer, viele Aerzte wie Prof. Mendel, Geheimrath Kristeller, Sanitätsrath Möllendorf, Dr. Kalischer, ferner Senator Eggers, Dr. Georgens, den Director der Kaiser-Wilhelmsspende Dr. Wilhelmi, Rechtsanwalt Dr. Friedmann, Vertreter des Berliner Handwerkervereins u. A. Wie Herr von Schenckendorff einleitend mittheilte, war außerdem eine Anzahl Schreiben eingegangen, in denen die beabsichtigte Wiederaufnahme des Handfertigkeits-Unterrichts in Berlin sympathisch begrüßt wird. So schreibt Generalfeldmarschall Graf Moltke: „Ich stehe dem von Ihnen vertretenen Gedanken, die Handarbeit im Volke zu beleben und zu heben, mit dem wärmsten Interesse gegenüber. Es wird mich sehr freuen, über den Verlauf Ihres Unternehmens, dem ich aufrichtig den besten Erfolg wünsche, näheres zu hören.“ Weitere Schreiben lagen vor vom Unterstaatssecretär Jacobi, vom Geh. Legationsrath Humbert, von den Geheimräthen v. Bitter, Schneider, Illing und Starke, von Dr. Löwe-Calbe, Stadtrath Eberty, dem Stadtverordnetenvorsteher Büchtemann u. A. Herr v. Schenckendorff gab dann einen kurzen Bericht über den Handfertigkeits-Unterricht selbst, der von bedeutendem erziehlichem Einfluß sei, die technischen Fertigkeiten erhöhe, Lust und Liebe zur Arbeit wecke, und ein wohlthuendes Gegengewicht gegen die heutige einseitig geistige Ausbildung biete. In Berlin war bereits 1875 ein Verein für häuslichen Gewerbefleiß gebildet worden, der an die ähnlichen dänischen Bestrebungen angeknüpft hat. Dieser Verein hat Jahre hindurch segensreich gewirkt, eine Handfertigkeitsschule unterhalten, und namentlich auch Lehrer ausgebildet, dann aber seine Thätigkeit vor allem mangels geeigneter Räumlichkeiten vorläufig einstellen müssen. Die sehr lebhafte Verhandlung drehte sich zunächst um die Frage, ob die Sache nun wieder aufgenommen werden solle und ob man auf die Unterstützung weiterer Kreise werde rechnen können. Die Frage wurde allseitig bejaht, wenn man sich auch der Schwierigkeiten wohl bewußt war, die sich grade in Berlin darbieten. Hinsichtlich der Frage, ob man den alten Verein neu beleben oder einen ganz neuen Verein bilden solle, entschied man sich einstimmig für das letztere, nachdem vom Vorstand des alten Vereins die Erklärung abgegeben war, dahin wirken zu wollen, daß das noch vorhandene kleine Vermögen sowie die mehr als vollständige Einrichtung der Schule dem neuen Verein für Handfertigkeits-Unterricht überwiesen werde. Vom Vorstand des Fichte-Kindergartens wurde außerdem ein Local in Aussicht gestellt. Die Versammlung betraute endlich die drei Einberufer sowie die Herren Professor Gneist, Geheimrath Kristeller, Dr. Sklarek, Director Schwalbe, Dr. Wilhelmi und Lehrer Schröer mit der Ausarbeitung der Satzungen und den sonstigen vorbereitenden Schritten. Unter Zuziehung sämmtlicher erschienenen Herren soll hierauf die Begründung des „Vereins für Handfertigkeits-Unterricht“ erfolgen und alsdann ein Aufruf zum Beitritt erlassen werden.

Vereinigung der deutschen Sparcassen-Verbände.

Der Ausschuß des „Deutschen Sparcassenverbandes“, dessen Vorsitzer jetzt Herr Oberbürgermeister Lehr in Duisburg ist, hat dem Brandenburgischen Sparcassenverbande nach dessen letzten Verhandlungen und Beschlüssen vorgeworfen, daß er die Bestrebungen des Deutschen Sparcassenverbandes nicht genügend würdige, und ihn ersucht nicht einen Riß in das mit Mühe begonnene Werk der Einigung zu bringen. Der Brandenburgische Verband, an dessen Spitze Stadtrath Wolff in Berlin steht, antwortet darauf: „Wir verkennen die Verdienste nicht, welche der frühere Westdeutsche Sparcassenverband sich um das deutsche Sparcassenwesen erworben hat, und würdigen die eifrige Thätigkeit, welche derselbe in Sparcassenangelegenheiten entwickelt hat, vollkommen. Wir sind auch weit entfernt, einen Riß in das Werk der Einigung bringen zu wollen, erstreben vielmehr eine feste Vereinigung aller deutschen Sparcassen und Sparcassenverbände. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß in Deutschland zur Zeit außer dem früher Westdeutschen Sparcassenverband Verbände für das Königreich Sachsen, die Provinzen Hannover und Brandenburg, die Provinz Sachsen mit dem Herzogthum Anhalt und den thüringischen Staaten, das Königreich Württemberg, die Provinzen Schlesien, Ost- und Westpreußen bestehen, so dürfte es sich empfehlen, den großen deutschen Sparcassenverband auf den genannten Landes- und Provinzial-Sparcassenverbänden aufzubauen. Findet ein solcher Vorschlag Anklang, so würde dem großen deutschen Sparcassenverbande mit einem Schlage die Theilnahme des weitaus größten Theiles der deutschen Sparcassen gewonnen sein, und es stände dann zu erwarten, daß auch in den übrigen Theilen Deutschlands sich Landes- und Provinzial-Sparcassenverbände bilden und dem großen deutschen Sparcassenverbande anschließen würden. Dieses Ziel dürfte auf dem bisher eingeschlagenen Wege, nach welchem der unmittelbare Anschluß der einzelnen deutschen Sparcassen an den „Deutschen Sparcassenverband“ erstrebt wurde, kaum jemals erreicht werden. Eine solche Organisation würde auch den Vorzug haben, daß dann 1. durch einen Jahresbeitrag, welchen jeder Landes- und Provinzialverband für jede in ihm vertretene Sparcasse an den großen deutschen Sparcassenverband leistet, dem Verbande die erforderlichen Mittel zur Leitung der Verbandsangelegenheiten gesichert werden, 2. durch die Verpflichtung, welche jeder Landes- und Provinzialverband für jede ihm angehörige Sparcasse zur Haltung des Verbandsorganes übernimmt, diesem die weiteste Verbreitung und dauernder Bestand gewährleistet wird. Dem Erscheinen des Verbandsorganes an dem bisherigen Orte (Essen) und unter der bisherigen Leitung (Dr. Heyden) würde eine solche Organisation des deutschen Sparcassenverbandes durchaus nicht entgegenstehen. Das Verbandsorgan würde dann bei seiner weiteren Verbreitung um so mehr in der Lage sein, die Interessen der Sparcassen zu vertreten, sich möglichst auf Sparcassenangelegenheiten zu beschränken und von der Behandlung volkswirthschaftlicher Streitfragen abzusehen.“

Stock-Meyer's und seiner Nachfolger Arbeiterfürsorge.

In Hamburg lebt als „Stock-Meyer“ im Volksmund fort die Persönlichkeit Heinrich Christian Meyer's, dessen Söhne und Enkel noch einige der großartigsten industriellen Unternehmungen Norddeutschlands in der Stock-, Kautschuk-, Elfenbein-Fabrikation u. s. f. fortführen. Der Begründer aller dieser Fabriken, welcher 1848 starb und wegen seiner gemeinnützigen Thätigkeit durch ein schönes Denkmal auf öffentlichem Platze geehrt worden ist, war als der Sohn eines einfachen armen Stuhlmachers am 4. Juni 1797 in dem hannoverschen Dorfe Nesse geboren. Der Vater siedelte im Jahre 1803 nach Hamburg über und legte sich dort auf die Anfertigung von Stöcken, wobei ihm der Sohn von seinem achten Jahre an helfen und namentlich den Verkauf der Stöcke besorgen mußte. Der einfache Holzkasten, welcher die Tags vorher angefertigten Stöcke aufnahm und in welchem der Sohn in Wind und Wetter seine Waaren an öffentlichen Plätzen, namentlich in der Nähe der Börse ausstellte und feilbot, wird in der Familie als Andenken noch heute aufbewahrt. Der junge sechzehnjährige Meyer mußte im Jahre 1813 bei der Massenaustreibung Hamburger Einwohner aus Hamburg durch die Franzosen mit seiner Mutter und drei jüngeren Geschwistern die Stadt verlassen und durch seine Arbeit für seine Lieben sorgen. Dadurch lernte er aber Kraft und Selbstvertrauen gewinnen für alle seine späteren Unternehmungen. Das eigene Geschäft, welches er am 4. Juni 1818 unter den kleinsten Anfängen begonnen hatte, ist nach und nach auf die Fabrikation von Rohr, Fischbein, Hartgummi und Gummi-Kämmen, ferner Elfenbein-Claviaturen, Billard-Bällen u. s. w. ausgedehnt worden. Der Sohn Adolf Meyer hat sein Elfenbeingeschäft zu einem Weltgeschäft erweitert. Seine Karawanen durchziehen das Innere von Afrika und seine Ankäufe sind maßgebend für den Ausfall der Londoner Auctionen. In ähnlicher Größe steht die von Meyer's Enkel Dr. Heinrich Traun in Hamburg geleitete Harburger Gummi-Kamm-Compagnie da. Das neuste Vierteljahrsheft des „Arbeiterfreund“, Organ des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen (Berlin, Leonhard Simion), enthält unter dem Titel „Deutsche Arbeitsstätten in ihrer Fürsorge für das Wohl der Arbeiter“ eine ausführliche Darstellung der Schöpfungen des alten „Stock-Meyer.“ Sie zeichnen sich u. a. dadurch aus, daß darin schon 1828 eine Arbeiter-Krankencasse gegründet und 1835 zu einer allgemeinen Arbeiter-Unterstützungscasse erweitert wurde. Diese Casse gewährt Krankengeld in Krankheitsfällen, ferner Witwen- und Waisen-Unterstützungen in Sterbefällen, endlich auch Invaliden-Pensionen in der Höhe des halben Wochenlohnes bei 25jähriger Dienstzeit und des vollen Wochenlohnes bei 50jähriger Dienstzeit. Die Firma hat von Anfang an die gleiche Summe wie die Gesammtzahl der Arbeiter zu dieser Casse beigesteuert. Von Beginn dieser Casse, also von 1828 an, sind die Arbeiter auch zur Verwaltung der Unterstützungscasse mit herangezogen und zu diesem Zweck jährlich durch freie Wahl sechs sogenannte Deputirte durch die Arbeiter aus deren Mitte gewählt worden.

Das Fremdwort im Wirthshause.

Der rüstig vorangehende Dresdener Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins veröffentlicht durch seinen Fremdwörter-Ausschuß eine „Verdeutschung der Speisekarte, sowie die hauptsächlichsten in der Küche und im Gastwirthsgewerbe vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter“ (Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei Chr. Teich, Preis 25 ₰.) Mit Recht hebt das Vorwort hervor, daß das Küchenkauderwelsch zum großen Theile selbst den Sprachgelehrten unverständlich ist, geschweige denn dem nicht-sprachlich gebildeten Volke. Da die Franzosen für die übrige Welt seit langer Zeit die Meister der Küche gewesen sind, so wimmelt es grade in diesem Bereich von Eindringlingen aus ihrer Sprache. Zu ihrer Vertreibung haben sich in dem vorliegenden Heftchen Sprachkundige und Sachkundige: Gelehrte, Wirthe und Köche die Hände gereicht und, wie wie mir scheint, ein sehr brauchbares Dolmetscher-Verzeichnis zustandegebracht. Häufig sind verschiedene Ausdrücke zur Wahl verstellt; auch wird empfohlen, beim Gebrauch anfangs wenigstens die fremde Bezeichnung in Klammern beizusetzen. Um Zusätze und Berichtigungen wird gebeten; sie sind an den Vorsitzenden des Fremdwörter-Ausschusses, Herrn Professor Dr. Dunger,

Dresden-A.; Schnorrstraße 2 zu setzen. Was mir beim Durchblättern auf- und eingefallen ist, will ich hierhersetzen.

Für „Blancmanger" ist „Mandelsulz," „Nußsulz," „gesulzte Mandelmilch," „Nußmilch" gegeben. Erinnert „Sulz" nicht an Salz, das doch zu dieser Speise nicht gebraucht wird? „Mandelmilch" ist wenigstens nach norddeutschem Sprachgebrauch ein Getränk, Nüsse werden nach den mir bekannten Vorschriften zum Blancmanger nicht gebraucht, dessen wesentliche Bestandtheile Milch, Stärke, Eier und Mandeln sind. Ich würde „Mandelspeise," „weiße Mandelspeise" vorschlagen.

Bei „Confitüren" könnte außer „Zuckerfrüchte" wohl „Eingemachtes" stehen, der in Nordwestdeutschland dafür hergebrachte Ausdruck, der es zugleich unentschieden läßt, ob ganze Früchte oder nur der Saft derselben mit Zucker eingekocht ist.

„Nougat" war früher in Frankreich die Bezeichnung, für das was der deutsche Tortenbäcker „Nußtorte" nennt; im Verzeichnis steht „Mandelhohlkruste."

Statt „Sandwich": „Brotschnitte nach Sandwich" würde ich „belegtes Butterbrod" empfehlen, statt „Welschrabbit": „Walliser Leckerbissen" = Brot mit geröstetem Käse.

Daß „Pudding," „Bole" (Bowle), „Likör" und ähnliche uns ganz wie Lehnwörter anmuthende Ausdrücke entweder gar nicht verdeutscht oder doch auch beibehalten sind, kann man gewiß nur billigen.

Ein zweites, von französischen Ausdrücken zu reinigendes Gebiet wäre der Schnittwaarenladen mit seinen Ausläufern, dem Gebiet der Schneiderei und des weiblichen Putzes. Dabei werden nicht nur Männer vom Fach, sondern auch Frauen zu Rathe gezogen werden müssen, und man wird vielleicht in ein Wespennest stechen, aber geschehen muß es auch einmal.

M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Nutzen der Knabenhorte. Von einem größeren Industriellen Hannovers wurde unlängst gelegentlich einer Zusammenkunft folgende für die Knabenhorte charakteristische Mittheilung gemacht: „In meiner Fabrik sind mancherlei Arbeiten zu verrichten, welche nur von geschickten Frauen- oder Kinderhänden ausgeführt werden können. Ein Versuch, Knaben unmittelbar nach der Confirmation damit zu beschäftigen, scheiterte vor einigen Jahren an der Unfähigkeit und Wildheit der Burschen, mußte jetzt aber wieder aufgenommen werden, weil es an Arbeitskraft fehlte. Jetzt waren die Burschen zu meiner vollen Zufriedenheit thätig. Als ich nach der Ursache der überraschenden Erscheinung forschte, ergab sich, daß ich es mit Zöglingen des Knabenhorts zu thun hatte."

Wiederholt ist neuerdings die Frage aufgeworfen, ob und in wie weit die Sparcassen das Personal- und Real-Credit-Bedürfnis der kleinen Leute befriedigen. Der Vorstand des Brandenburgischen Sparcassenverbandes hat daher beschlossen, zu diesem Zweck bei den öffentlichen Sparcassen der Provinz Brandenburg eine statistische Erhebung zu veranlassen.

In Kopenhagen hat sich ein „Verein zum Schutze des guten Namens und Rufes des Nächsten" gebildet, der vorläufig aus siebzehn Damen und fünf Herren besteht, von denen drei höhere Staatsämter bekleiden. Sie haben sich die Aufgabe gestellt, der Lüge und Verleumdung entgegen zu wirken, welche in den letzten Jahren dort überhandgenommen haben sollen. Die Mitglieder dieses Vereins sind verpflichtet, jedem öffentlich oder privat Verleumdeten Mittheilung von dem Gesagten zu machen, um demselben Gelegenheit zu geben sich zu vertheidigen und den Verlästerer zur strengsten Rechenschaft zu ziehen. Sollte wohl viel dabei herauskommen?

Bücher und Schriften.

Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. Zweite Auflage. Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hofbuchdruckerei.

Ein Gedichtbändchen von dem bekannten rheinischen Lyriker Emil Rittershaus erscheint in zweiter Auflage, nachdem die erste, tausend Exemplare stark, bereits bei ihrem Erscheinen durch Vorausbestellungen vergriffen war. Je seltener dieser Fall ist — selten in unserer frostigen Zeit wie Singvögel im Winter —, umsomehr fordert er die ernste Betrachtung dessen der zwar an dem Erfolg eines guten um das Volkswohl verdienten Mannes seine Freude hat, aber solchem Erfolg nicht blindlings Weihrauchopfer bringt. Eines wird jeder Verständige voraussetzen, dem der Name dieses Dichters, ein Klang wie von echtem Metall, vertraut ist: hier wendet sich kein Bänkelsänger, kein lyrischer Harlekin, kein matter künstlicher Reimschmied an hirnlose Bewunderer; ein Mann greift in die Saiten, der es immer verabscheut hat, mit seinen und seiner Leser Empfindungen ein seichtes lüsternes Spiel zu treiben. Die Form ist vollendet, die Empfindungen sind abgeklärt. Was aber den Erfolg dieser Sammlung von reinen, selten durch Schilderung oder Erzählung erweiterten Liebesgedichten herbeigeführt hat, ist ohne Zweifel nicht ihr originaler Werth, sondern die Persönlichkeit des Dichters, die sich in weiten Kreisen durch ritterliches Wesen und die glücklichsten Gelegenheitsverse Sympathien erworben hat. Der Haupttheil des Bändchens, das eigentliche „Buch der Leidenschaft" führt den Leser durch eine bunte Reihe von Liebesabenteuern, deren viele die Freude an harmlosester Glückseligkeit athmen und von elementarer Leidenschaft weit entfernt sind; diese könnte man jedoch nur als Intermezzo gelten lassen, wenn sie nicht bei weitem den breitesten Raum einnähmen. Die anders gearteten, bitterernste Erlebnisse behandelnden haben zum Theil dämonische Kraft, aber sie erscheinen, trotzdem sie der Form nach in die Gegenwart gerückt sind, doch mehr als Erinnerungsbilder, denn als unmittelbare Flammen. Den Abschluß dieses ersten Theiles bildet ein sehr reifes und fein empfundenes Gedicht, welches das Thema des Gattenglücks, dieser schönen Spätsommerzeit der Liebenden, zu erschöpfen strebt.

Dem Titel des Ganzen, „Buch der Leidenschaft", entspricht indessen weit mehr der zweite Theil, der im Unterschied von der Subjectivität fast aller früheren Gedichte die Folgen wilder entarteter Leidenschaften in Genrestücken aus der modernen Gesellschaft mit ergreifender Naturwahrheit abspiegelt. Naturalistische Plattheiten sind hier streng vermieden, oder vielmehr wären sie dem feinfühlenden deutschen Poeten niemals in den Sinn gekommen; Hoheit, Seelenadel bleiben gewahrt. Man vermißt jedoch, wie fast überall bei Rittershaus, so hier insbesondere die straffe Gliederung des Inhalts, die Betonung des Hauptthemas, die Unterordnung alles Nebensächlichen; und die allzu große Weichheit seines Gemüthes vereitelt die Schöpfung kräftiger origineller Wendungen und Gestalten. Aber Geschmack und Bildung schließen bei Rittershaus stets einen harmonischen Bund mit der Fähigkeit, das beste, was ein liebenswürdiger Poet empfunden hat, in Versen von unzerstörbarem Schmelz und edler Reinheit kundzuthun.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 25. Sonntag, 20. Juni. 1886.

Oertliche Mäßigkeit-Beförderung.

Soviel Vereine wir auch in Deutschland haben — Manche meinen ja: schon zuviel —, und solange auch unter uns jene moderne schwarze Kunst betrieben wird, die man in allen Sprachen übereingekommen ist Agitation zu nennen, gibt es doch noch keine Ueberzahl an Meistern oder auch nur Gesellen dieser wichtigen Kunst, selbst nach ihrer eigenen Meinung. Am verbreitetsten finden sie sich noch in der politischen und religiösen Sphäre, da wo mit den alten heftigen Erregungsmitteln gearbeitet werden kann, welche sich an die Leidenschaften wenden. Haß und Neid, Gier und Genußsucht sind leicht in Schwingungen zu versetzende Harfen. Die guten, edlen Triebe antworten in der Masse sogar der sich gebildet dünkenden Gesellschaftsschichten dem Aufruf eines gemeinnützigen, menschenfreundlichen Unternehmens weit spröder als bei unsern Stammbrüdern in England und Amerika. Solche Bewegungen wie die für ein haushälterisches Leben, mehr Fleiß im Beruf, maßvolleren Genuß dringen deshalb nur sehr langsam vor.

Angesichts dieser Wahrnehmung — die nichts niederschlagendes, im Gegentheil für den rechten Sinn vielmehr etwas aufmunterndes, spornendes und vorwärtstreibendes hat — hat die Leitung des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke beschlossen, seinen Jahresversammlungen fortan einen geordneten Austausch der erschienenen Mitglieder über die geeigneten und besten Mittel örtlicher Mäßigkeit-Beförderung einzureihen. Da wird Jeder vom Andern lernen, was irgendwo mit größerem oder geringerem Erfolg zur Anwendung gelangt ist. Der mündliche Einfluß wird der fortlaufenden Wirkung gedruckter Mittheilungen über solche Hebel und Handhaben außerordentlich zustattenkommen, und da die Versammlungsplätze wohl immer abwechseln werden zwischen Nord und Süd, Ost und West, so kann auch jedes Viertel des Vaterlandes allmählich von solchem Erfahrungsaustausch den Nutzen ziehen, welchen es selber will.

Der Mittel sind ja im Grunde nur wenige, sehr einfache und naheliegende; die Kunst steckt, wie im Leben fast immer, in der Anpassung an Ort und Stunde.

Die Mittel sind vor allem zwei altbekannte: 1) Vortrag und Verhandlung, 2) Aufsätze und Schriften für den Druck, — das mündliche und das gedruckte Wort, wie man zu sagen pflegt. Sie lassen sich aber, je nach der dabei aufgewendeten Ueberlegung, entweder ganz nutzlos oder doch recht wenig frommend und wirkend verschwenden, oder so anbringen, daß der Erfolg die Mühe lohnt und die Kosten reich ersetzt. Deswegen kommt soviel darauf an, daß ein gewisser Begriff von der edlen Kunst zu agitiren einen auf das Agitiren angewiesenen Verein von oben bis unten durchdringe. Seine thätigen Glieder müssen alle wissen oder lernen, wie man es anfängt eine gewisse Meinung allgemein oder zu der sogenannten öffentlichen zu machen und den Willen immer breiterer Kreise zunehmend klarer, entschlossener, ungeduldiger auf das gemeinsame Ziel zu lenken. Die Meinung allein, die Einsicht genügt ja noch nicht: ihr gemäß zu handeln und durchzudringen ist die eigentliche Hauptsache. Agitiren heißt nicht bloß Aufklären und Meinungmachen, sondern vor allem Willenslenkung.

Den Mitgliedern des vorhin genannten Vereins sind in Hamburg am 16. Juni folgende grade und mittelbare Wege zu dem Ziele örtlicher Mäßigkeit-Beförderung empfohlen worden als aus der bisherigen Erfahrung hervorgegangen, zu angepaßter Handhabung und zur Auswahl je nach dem am Orte bestehenden Bedürfnis:

1. Vorträge,
   vor allem ärztliche, die von besonderer Wirkung sind vermöge ihres unmittelbaren Eindrucks auf die Hörer und weil sie keinen Widerspruch wecken.

2a. Flugblätter,
 b. Zeitungsartikel,
   beide von der Geschäftsführung zu beziehen, und von Zeit zu Zeit da neu erscheinend;
 c. die (nur an Mitglieder versendeten) monatlichen Vereins-Mittheilungen, deren Reichhaltigkeit mit der Bewegung selbst wachsen wird.

3. Darbietung von Ersatz für Schnaps und Schenken
   (Kaffee das beste sociale Gegengift; in allen größeren Arbeitstätten an die Stelle des Brantweins zu bringen; Obst- und Beeren-Weine).

4. Sorge für gute Volksvergnügungen, namentlich Sonnabend und Sonntag Abend (Londoner Volks-Concerte, gesellige Vereine wie die Gut-Templer-Logen u. dgl.)

5. Verbesserung der Ernährung des Volkes; Erziehung der künftigen Arbeiter-Frauen zu guten Hausfrauen und Müttern.

6. Pflege der Sparsamkeit.

7. Pflege der jugendlichen Arbeitslust und des häuslichen Fleißes.

8. Verbreitung guter Bücher und Schriften.

9. Aufsicht über den allgemeinen Schnapsgenuß, Preisgebung aller gefährlichen Vorgänge der Art an das öffentliche Urtheil, Hinweisung zuständiger Behörden auf ihre Verantwortlichkeit. Alte Verordnungen können, wenn passend erachtet, wieder aufgefrischt, — neue Gesetze wirksamer benutzt werden. (Schenken-Ueberwachungs-Ausschuß des Casseler Bezirksvereins; ähnlich im Kreise Soest durch die Landwirthschaftsvereine.)

Alle diese Mittel werden übrigens wohl auch nur dann im Bedürfnisfalle zu sachgemäßer Anwendung kommen, wenn eine kleine Zahl thätiger und nicht ganz einflußloser Männer von Zeit zu Zeit wegen dieser Sache sich zusammensetzen und ihre Durchführung als ihrer persönlichen und gemeinsamen Verantwortlichkeit anheimfallend empfinden. Ob sie von einem örtlichen Verein als dessen Vorstand oder Ausschuß den Auftrag erhalten, oder als Vertreterschaft des allgemeinen deutschen Mäßigkeits-Vereins dessen Vorposten bilden, macht keinen großen Unterschied. Wenn sie sich nur für Ort und Gegend verantwortlich fühlen, und danach wachen, berathen und handeln! A. L.

Vrene.

Von

Bernhard Westenberger.

(Schluß.)

Zwanzig Jahre sind seit jenem Morgen verflossen.

Das kleine Häuschen hielt sich wacker; das Dach ist zwar etwas mehr nach der Vorderseite gerutscht und der Schornstein scheint sich zu besinnen, nach welcher Seite er mehr Neigung besitze, nach rechts oder links. Dagegen schauen die beiden schmalen Fenster recht freundlich aus: nirgends ersetzt Papier die Scheiben, und ein neuer, vor den anderen auffälliger Fensterposten zeigt, daß man bemüht ist, das altersmüde Obdach diensttauglich zu erhalten.

Es ist Herbst... Auf der Straße treibt der Wind buntgefärbtes Laub, das er sich draußen vom Felde zur Kurzweil holte, in lustigem Tanze vor sich her.

Ein feiner süßlicher Geruch von Apfeltrestern füllt weithin die Luft. In dem Hofe der nebenliegenden Wirthschaft sind die Knechte an der Kelter beschäftigt und begleiten die Arbeit mit einem fröhlichen Lied. Sobald eine Strophe zu Ende ist, ertönt ein leises Plätschern und Rauschen: es ist der Most, der munter aus den Rinnen der Kelter in die Bütte strömt.

An einem der kleinen, offenstehenden Fenster des Häuschens sitzt eine greise Frau. Das dünn aufliegende Haar ist sauber gescheitelt zurückgestrichen und verliert sich unter einem einfachen schwarzen Häubchen. Auf der Stirne, um die tiefliegenden Augen, um den Mund zieht Falte neben Falte.

Von Zeit zu Zeit beugt die Greisin den Kopf hinaus, um einen Blick die Gasse entlang zu werfen.

Jetzt biegt der Postbote um die nächste Straßenecke.

Sie winkt ihm.

„Nichts da, Vrene!“ ruft er ihr zu.

Sie sieht ihn fragend an.

Nochmals ruft er: „Nichts für euch, Vrene!“

Sie greift wieder nach der angefangenen Arbeit, einer Strohmatte.

Aber die alten Hände wollen nicht vorwärts.

„Nicht Eines schreibt — nicht Eines hilft,“ sagt sie leise und schüttelt trübselig den Kopf.

Ja — nicht Eines! — Fünf Kinder weiß sie draußen, — sie gingen um ihr Brot zu suchen, und alle haben es gefunden.

Anne, die Aelteste, weilt in der Residenz. Es soll ihr gut gehen. Ein Nachbar will ihr dort einmal begegnet sein. Kaum habe er sie gekannt, so geputzt sei sie gewesen. Täuschte er sich vielleicht — ach, wer weiß — wer weiß!

Und dann die Buben. Zwei sind in der Fremde, nachdem jeder ein Handwerk erlernt hat. Der Dritte arbeitet in der Stadt als Bäckergeselle. Sie lassen, einmal von Hause fort, wenig von sich hören.

Nun hatte sie vor Wochen an alle geschrieben, — nur an den Jüngsten nicht.

Sie war nemlich krank gewesen, beinahe ein halbes Jahr. Da reichte die kleine Summe nicht, die sie mühsam mit Strohflechten erworben und als Nothpfennig zurückgelegt hatte.

Der reiche Wirth nebenan bot ihr Hilfe und lieh ihr nach und nach fünfzig Thaler.

Als Sicherheit blieb ihm ja das Häuschen. Es dauerte nicht lange, und er kündigte das kleine Darlehn.

Nichts ist ihm lieber, als wenn ihm das kleine Häuschen zufällt. Er wird es abreißen, um seinen Wirthsgarten zu vergrößern.

Die Leute lachen schon jetzt über die gelungene Speculation, — Vrene aber blutet das Herz bei dem Gedanken, daß man sie aus ihrem Häuschen treiben wird.

Das ist der Grund, warum sie an ihre Kinder schrieb: sie sollten ihr helfen.

Nur an den Jüngsten, an Karl, schrieb sie nicht.

Hatte sie ihn weniger lieb als die anderen? O nein — es ist ja ihr Liebling, wenngleich er es nicht weiß — denn nie hat sie es ihm gezeigt.

Sollte sie ihn ans Herz drücken, so war es ihr plötzlich, als hätte sie kein Recht an dieses Kind — als sei es ihr verboten sich seiner zu freuen.

Und Karl war doch ihr Stolz. Wenn er mit seinen verdrehten Füßen durchs Dorf humpelte, bald da, bald dort ein paar Worte plauderte: da gab's kein Auge, das ihm spöttisch nachgeblickt hätte. In jedem Haus wußte man allerlei lustiges von ihm zu erzählen und seine witzigen Einfälle gingen von Mund zu Mund.

Mit ein paar Strichen wußte er ein ganzes Bild zu zeichnen.

Dort an der weißgetünchten Wand der Stube wimmelte es von Figuren und Köpfen, die er mit einem Stückchen Kohle oder Röthel hingeworfen. In der Mitte breitet sich ein schwarzer, fußlanger Strich — an dieser Stelle prangte vor Zeiten der Herr Pfarrer mit der langen Ulmer Pfeife und dem hinterdrein spazierenden Dächsel.

Ei, was für ein Gesicht Hochwürden machte, als er unversehens in die Stube trat und solchergestalt sein Bildnis fand! Der kleine Maler verkroch sich hinters Bett — Hochwürden langte ihn aber hervor, gab ihm eine gewaltige Ohrfeige, versprach dann der entsetzten Mutter, während er mit einem Wisch Papier die Zeichnung eigenhändig vertilgte, für den kleinen Schlingel von Künstler, wenn er erst aus der Schule sei, sorgen zu wollen.

Er that es auch. Karl kam zu einem Bildhauer in die Lehre und hat jetzt schon seit zwei Jahren sein hübsches Auskommen.

Wie ist sie stolz auf ihn!

Steht Frau Vrene mit einer Nachbarin recht lang am Fenster und schwatzt und schwatzt und will nicht aufhören, so kann man schwören, sie erzählt von ihrem Jüngsten.

Aber es ist merkwürdig: wenn sie so recht mitten im Erzählen drin ist und nach Worten sucht, um es so recht deutlich zu machen, wie gut, brav und geschickt er ist, — dann

fliegt es plötzlich wie ein Schatten über das Gesicht, sie zuckt zusammen, bricht ab und geht. — Dort in der Stube sitzt sie dann, halb lächelnd, halb weinend und starrt auf den Fußboden im Winkel, als suche sie nach der Stelle, wo einst an jenem Morgen die kleine Lache auf der Diele stand.

„Ich hab' das Glück nicht verdient," sagt sie dann wohl todestraurig und wandelt stundenlang wie träumend umher.

Wie vielmal lag nicht der weiße Briefbogen vor ihr, auf dem sie ihr Leid klagen und ihren Liebling um Hilfe anrufen wollte. Wie wollte sie ihm das Herz ausschütten! Ach, sie wußte ja, wenn sie alle anderen in der jetzigen Noth verließen — er könne, er werde sorgen, daß ihr das Häuschen bliebe. Doch jedesmal legte sie die Feder wieder weg, blickte in den Winkel der Stube und: „Nein, nein, ich hab' es nicht verdient." ...

Es wird Abend. Der Himmel glänzt weithin in zartem, duftigem Roth. Das Häuschen liegt schon ganz im Schatten, während sich in den Scheiben der gegenüberliegenden Häuser die Glut der niedergehenden Sonne spiegelt.

Der stärker wehende Wind bringt feuchte Kühle mit sich. Die Alte schließt das Fenster, räumt ihre Arbeit zusammen, nimmt eine Handvoll Strohabfälle und ein wenig Reisig, und gleich lodert im Ofen ein helles Feuer, das in das Düster der Stube flackernde Lichter wirft.

„Uebermorgen zeigen sie die Gant an, und dann —"

Sie kann den Gedanken nicht recht fassen. Hier in dieser Stube wäre sie so gern gestorben, und nun soll auch das nicht sein. —

Horch, die Thüre geht!

Das Licht der Flammen fällt auf eine kleine, schiefe Gestalt.

„Guten Abend, Mutter!"

„Karl — mein Karl —"

Er streckt ihr die Hand entgegen.

Wie hastig sie danach greift! So greift der Ertrinkende nach dem rettenden Tau.

Das schwarze Häubchen rutscht ihr von der heftigen Bewegung auf die Seite und das flatternde, zitternde Endchen Band zeigt, wie das greise Haupt vor Erregung bebt.

„Du — du!" mehr vermögen ihre Lippen eine Weile nicht, während sich langsam Eine Thräne nach der anderen vom Auge löst und die Wange herabrollt.

„Gelt, Mutterchen, das wundert dich, wie ich dir grade so recht zum Abendessen ins Haus schneie! Ja ja, schau mich nur an — bin gewiß nicht kleiner geworden und mein Appetit erst recht nicht."

So ruft er vergnügt und klopft ihr auf die Schulter, wobei er sich ziemlich strecken muß.

„Aber Karl — wie kommst du —"

„Ei," fällt er lustig ein, „man erfährt doch allerlei, auch wenn die Frau Mutter ihrem kleinen Nesthocker nichts anvertraut. Aber hübsch ist's freilich nicht, daß sie alles allein ausbeißen will und lieber ihr Häuschen dem reichen Kauz daneben in die Krallen kommen läßt, als daß sie einem schreibt, wo sie der Schuh drückt."

„Ach — Karl!" — Sie schaut ihn glückselig an und hört seiner Erzählung zu, wie er zufällig einen Bekannten aus dem Dorf getroffen und von ihrer Lage erfahren, wie er sich sofort zwei freie Tage von seinem Meister erbeten und nun hier sei, dem speculirenden Nachbar einen Strich durch die Rechnung zu machen.

„Und jetzt," so endet er, „vor allem etwas ordentliches auf den Tisch." Mit den Worten humpelt er auch schon hinaus, um nach kurzer Zeit wieder in die Stube zu treten, wo Vrene mittlerweile die Lampe angezündet hat.

Unterm linken Arm trägt er einen Krug, während der rechte lustig eine lange Wurst gleich einer Keule durch die Luft schwingt.

Nun sitzen sie zu Tisch. Er füllt das Glas, und angenehmer Mostgeruch füllt das Zimmer.

„Ah, Mütterchen, greif zu, trinke — das ist Segen Gottes — aber was hast du? — kein Sterbenswörtchen; du freust dich ja gar nicht — Thränen — immer Thränen? —

Sie lehnt den Kopf auf seine Schulter — ihre Hand sucht zitternd die seine — ein krampfartiges Schluchzen erschüttert ihren Körper.

„Karl — mein Karl!" stöhnt sie, schlingt die Arme um seinen Leib und wie sie ihn immer heftiger und inniger an sich drückt, sinkt sie und liegt nun vor ihm auf den Knien.

Er sucht sie aufzuheben.

„Nein, nein — laß mich! Hör' mich an — du bist ja so gut — alles sage ich dir, damit ich Ruh finde — dann wirst du mich .. nicht mehr .. lieb haben — und dann .. dann sterbe ich..."

„Mutter — bei Gott — was hast du!"

„Laß mich ... hör' mich an!"

Nun ringt sie nach dem ersten Wort — stoßweise kommen die ersten Sätze zusammen, doch dann erzählt sie immer rascher, die Stimme wird fester und fester, bis ihre Schilderung an jenem Morgen anlangt, wo sie ihr Kind vergiften wollte — da zuckt sie aufschreiend zusammen und drückt das thränenüberströmte Antlitz auf seine Knie.

Doch gleich richtet sie das Haupt wieder empor und zeigt in die Ecke.

„Dort lagst du, arm, elend, krank und — ich .. wollte dich vergiften."

Fast schreiend stößt sie die letzten Worte hervor.

Er steht auf. — Sie hält den Stuhl umklammert, und wie mit sich selbst sprechend fährt sie leise fort:

„Da kommt ein Sonnenstrahl — du streckst die Aermchen aus — lächelst — da konnt' ich's nicht. Und jetzt bist du mein Alles, mein Stolz, meine ganze Welt — du kommst — du hilfst mir, daß sie mich nicht hinaustreiben — du, du! Und dich wollte ich vergiften..."

Es wird todtenstill in der Stube.

Er hat die Stirn an die Scheibe gelehnt und blickt hinaus — kein Glied rührt sich an ihm.

Draußen eilt eine Schar Kinder jauchzend vorbei; sie tragen aus Kürbisköpfen geformte Lampen.

Immer schwächer wird der Lichtschimmer und das Gejauchze. — Der Wind trägt eine klagende Weise zu ihm her. — Es ist wohl ein Nachbarskind, das sich die Abendstunde durch ein Liedchen verkürzt.

Er kennt die Worte — er hat sie ja selbst oft gesungen:

„Lieb' Mütterlein komm', lieb Mütterlein komm'!
Schläfst du so fest — still in dem Grab?
Einmal nur komm — einmal noch hör',
Wie lieb' ich dich hab'!" ...

Er fährt sich über die Augen und wendet sich langsam zu der auf der Erde kauernden Gestalt.

„Laß gut sein, Mutter," sagt er fest, „— hab' dich drum nicht weniger lieb. Aber eine Sünd' wär's gewesen — denn, siehst du, bin ich gleich ein armes, verunstaltetes Geschöpf, so freu' ich mich doch am Leben und — heut mehr als je."

Sie sieht unter Thränen lächelnd zu ihm auf.

„Karl — hast mich noch lieb?"

„Von Herzen, Mutter." .....

Am anderen Morgen regnet es in Strömen, dabei ist es kalt und stürmisch.

Alle Leute, die über die Straße müssen, oder gar den weiten Weg nach der Stadt vor sich haben, schneiden verdrießliche Gesichter.

Der Wirth tritt vor die Thüre, schaut misbilligend gen Himmel und reibt sich mürrisch die feisten Hände.

Da kommt Vrene, den Eimer schwingend, aus dem Häuschen.

„Ei, Vrene, sie lacht ja vor sich hin, als hätt' sie ihre helle Freud' an dem Hundewetter."

„Bei mir ist Sonnenschein, Nachbar."

„Ei, der Tausend. — Und wo hat sie auf einmal die vollen Rosen her auf den Backen?“

„Sind über Nacht aufgeblüht. — Und, was ich sagen wollte, Herr Wirth — ich komme nachher herüber und trage meine Schuld ab.“

„Spaßest wohl, Vrene?“

„Ganz und gar nicht.“

Dabei springt sie wie eine Sechzehnjährige nach dem Brunnen, stellt den Eimer auf und schaut vergnügt nach allen Seiten, ob niemand da sei, dem sie erzählen könnte, wie — glücklich sie ist.

Die besten Bücher.

IV.

Aus Wolfenbüttel, 19. April schrieb Frau Stadtdirector Baumgarten dem Herausgeber:

„Ihrer freundlichen Aufforderung vom 21. Februar würden mein Mann und ich längst Folge geleistet haben, um so mehr als dieselbe eine für das Wohl des Volkes so hochwichtige Sache betrifft, wenn wir nicht leider seit längerer Zeit durch Augenleiden und Krankheit zu sehr gehemmt wären.

Aus demselben Grunde haben wir, durch unsern Beruf vielseitig in Anspruch genommen, inbezug auf Lectüre uns seit lange sehr beschränken müssen; so suchten wir unwillkürlich inbezug auf unsere geistige Nahrung an Güte zu ersetzen, was wir an Menge entbehren mußten, verzichteten fast ganz auf sogenannte Unterhaltungslectüre, und haben uns eigentlich recht gut dabei gestanden und die Wahrheit des Wortes erkannt: „Es ist eine alte köstliche Regel, daß man um sich zu bilden weniges, gutes, und dieses wenige wieder und immer wieder lesen solle.“

Gern nenne ich auf Ihren Wunsch manche der Bücher, welche uns, nächst der Bibel und den Classikern, zum Theil zu wahren Lebensfreunden geworden sind.

Schlosser, allgemeine Weltgeschichte für das deutsche Volk.
Häusser, das Zeitalter der Reformation.
Gervinus, deutsche Nationallitteratur.
Hagenbach, Geschichte und Wesen der Reformation.
Leben des Freiherrn von und zum Stein von Pertz.
Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen.
Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution.
Perthes' Leben.
Riehl, culturhistorische Schriften und Novellen.
Köstlin, Luther's Leben.
Lewes, Göthe's Leben.
Palleske, Schiller's Leben.
Hermann Grimm, Michel Angelo.
Jung-Stilling's Lebensgeschichte.
Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen.
Ernst Moritz Arndt, Gedichte (ist es wirklich wahr, daß diese keine neue Auflage mehr erleben in unserm deutschen Vaterlande?).
Matthias Claudius' Werke (ob auch vieles darin bizarr und veraltet, sollte man doch nicht des bleibenden hohen Werthes vergessen).
Ludwig Richter's Selbstbiographie.
von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
Klaus Groth, Quickborn.
Hebel's Werke, insbesondere alemannische Gedichte, übertragen von Reinick mit Zeichnungen von L. Richter.
W. von Humboldt, Briefe an eine Freundin.
Hauff, Lichtenstein; einige seiner Märchen.
Gebrüder Grimm, Haus- und Volksmärchen.
Schreber, Anthropos.
Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele.
Henriette Breymann (jetzt verheiratete Frau Director Schrader), Die Grundzüge der Ideen Friedrich Fröbel's, angewendet auf Kinderstube und Kindergarten.

(Diese kleine Broschüre nennt ein Kritiker mit Recht das klarste, kürzeste und beste, was bisher über Fröbel geschrieben. Sehr empfehlenswerth sind gleichfalls die seit kurzem erscheinenden kleinen Broschüren derselben Verfasserin: „Der Volkskindergarten im Pestalozzi-Fröbel-Hause zu Berlin, Steinmetzstraße 16.“ Frau Henriette Schrader widmet ihre bedeutenden geistigen Kräfte mit seltener Hingabe der Verwirklichung der von ihr so rein und tief erfaßten Ideen Pestalozzi's und Fröbel's.)

Pestalozzi, Lienhard und Gertrud.
Hypatia, von Kingsley.
Manzoni, Die Verlobten.
Rückert's, Uhland's und Schwab's Gedichte.
Th. Moore, Poëms.
Lamartine, Harmonies poétiques et religieuses.
Pascal, Pensées.
A woman's thoughts about women, von der Verfasserin von John Halifax.

Aus dem Gebiet der Armenpflege und Volkswirthschaft:

Dr. Gustav Kries, Englische Armenpflege.
Octavia Hill, Aus der Londoner Armenpflege.
Die Zeitschrift „Nordwest“ (der wir besonders viel verdanken).
Bilder aus der individuellen Trinkerpflege.
Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunct von Wilhelm Roscher.
Bitzer, Das Recht auf Armenunterstützung und Freizügigkeit.
Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe.
Cunningham, Die Cholera, was kann der Staat thun sie zu verhüten, mit Vorwort von v. Pettenkofer.

Inbezug auf den zweiten Theil der Aufforderung drängt sich mir unwillkürlich das schon oft empfundene Bedauern auf, daß wir — so viel uns bekannt ist — verhältnismäßig wenig gute Bücher für das Volk besitzen, und doch wäre so dringend nöthig, genügendes Gegengewicht zu schaffen gegen die entsetzliche Fluth der verderblichen Schriften, welche u. a. der Aufsatz in der vorletzten Nummer des „Nordwest“ über Colportage erschreckend vor Augen stellt. Der Gedanke des Verfassers, manches Werk dem Volke durch Bilder-Ausstattung anziehender zu machen, erscheint mir sehr richtig, wenn ich auch nicht glaube, daß z. B. Scheffel's Ekkehard (weil neben großen Vorzügen viel gekünsteltes darin ist) ein Buch für das Volk sei. Gute Bilder würden die Volksbücher nicht nur anziehender, sondern auch ungleich wirksamer machen. Ich erlaube mir die Anfrage, ob Ihnen z. B. inbezug auf ein Buch dessen Verbreitung mir vorzugsweise am Herzen liegt — ich meine Pestalozzi's herrliches Werk „Lienhard und Gertrud — eine Ausgabe mit Bildern von Vendel bekannt ist? Der vollständige Titel lautet: „Pestalozzi's Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk;“ die zwei ersten Theile (welche ein abgeschlossenes Ganze bilden) nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt, mit 13 Federzeichnungen von Vendel, Winterthur, Wurster und Comp., Zürich, Meyer und Zeller 1857. Ich kam durch einen Antiquar in Besitz dieser Ausgabe und war sehr erfreut darüber. Da ich das Buch häufig mit den heranwachsenden Mädchen aus dem städtischen Pflegehause lese, kamen mir die sehr guten Bilder außerordentlich zustatten. Den Vereinen, welche wohl besonders Dank Ihrem unermüdeten Eifer so energisch gegen das furchtbare Elend der Trunksucht kämpfen, könnte gewiß die Verbreitung dieses Buches wesentlich helfen. Schon das erste Bild stellt in ergreifender Weise dieses Elend, die Zerstörung des Familienglücks vor Augen. Ich habe nicht erfahren können, ob die Ausgabe noch im Buchhandel zu haben ist. Sollten Sie, hochgeehrter Herr, für Ihre Zwecke wünschen diese Bilderausgabe — sofern Ihnen dieselbe nicht bereits bekannt ist — zur Ansicht zu haben, so wäre ich gern bereit Ihnen dieselbe zuzusenden; Sie würden vielleicht eventuell eine neue Auflage veranlassen können.

Sollte nicht auch die Monats-Ausgabe Ihres „Nordwest“, deren Erscheinen uns sehr erfreut, sehr wohl für Volksbibliotheken geeignet sein, und würde eine solche Lectüre nicht noch mehr Eingang finden, wenn die darin enthaltenen Erzählungen — von denen wir die meisterhaft geschriebenen von Fräulein M. Lammers für besonders werthvoll erachten — durch einige Holzschnitte noch lebendiger und anschaulicher gemacht würden?

Von den vorhin bereits angeführten Büchern möchten einige auch für das Volk geeignet sein, andere zum Theil; man müßte Auslesen machen, wie es ja z. B. bei Hebel zu unserer Freude bereits durch den Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag früher geschehen ist. Eine Volksausgabe der von Reinick übertragenen alemannischen Gedichte mit den wunderhübschen Zeichnungen von Richter wäre sehr zu wünschen.

Klaus Groth's Quickborn, Hauff's Lichtenstein und einige seiner Märchen; Washington's Leben und Franklin's Leben für

das Volk bearbeitet von J. Venedey, sehr zu empfehlen; Jeremias Gotthelf's Schriften, insbesondere Uli der Knecht; Leiden und Freuden eines Schulmeisters, auch viele Erzählungen wie Erdbeeri-Mareili, Sonntag des Großvaters u. a.

Für Kinder, auch namentlich für Kinder des Volks: Wagner's Entdeckungsreisen in Haus und Hof, Wald und Haide u. s. f.; Gute Kinder, brave Menschen; Schule der Weisheit und Tugend in Beispielen aus dem wirklichen Leben; Erzählungen aus der Geschichte der alten und neuen Zeit von Heinrich Pfeil; Deutsche Sterne, Bilder zur Belebung vaterländischen Sinnes von Stiehler; Die kleinen Thierfreunde, von Dr. C. Pilz; Fabeln für Kinder von Hey, mit Bildern von Specter.

Nun fürchte ich aber Ihre Geduld bereits allzulange in Anspruch genommen zu haben; mein Mann und ich bedauern sehr oft, daß wir so entfernt von Ihnen wohnen, wie gern möchten wir über vieles mit Ihnen uns aussprechen!

V.

„Was mir augenblicklich einfällt, bunt durcheinander:"

von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
Ludwig Richter's Selbstbiographie.
Fr. Perthes' Lebensbeschreibung.
Macaulay's Essays.
Rückert's Lehrgedichte, mit Auswahl.
W. Hauff's Novellen.
Wilhelm Müller.
Riehl.
Freytag's Bilder aus der Vergangenheit.
Ranke.
Mommsen.
Treitschke.
Pertz' Stein.
Martensen's Ethik.

Meran. Adolf Gumprecht.

VI.

An den Herausgeber.

Wehlitz, 1. Mai.

Um nicht die vielgehörte Klage über die Schreibensunlust der deutschen Landwirthe mitbegründen zu helfen, gestatte ich mir ergebenst der in Nr. 15 Ihrer hochgeschätzten Wochenschrift wiederholten Aufforderung nach Angabe der von mir bezw. in meinem Hause geschätztesten und am häufigsten gelesenen Bücher nachzukommen. Die Angabe der für das Lesebedürfniß des Volks am dringendsten zu empfehlenden Bücher wird ziemlich kurz ausfallen.

Als Schüler Ludwig Haeusser's geht mir über Darstellungen der deutschen Geschichte, seiner Helden, Deutschlands innerer Geschichte und die Darstellung seiner Beziehungen zu den umgebenden Ländern und ihren Bewohnern nicht leicht ein Buch. So gehören Ranke's, Haeusser's, K. W. Nitzsch's, Giesebrecht's Werke zu denen die ich immer wieder zur Hand nehme. Daran schließt sich natürlich Gustav Freytag mit seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit", deren romanhafte Ausführung ich mit Entzücken in etlichen Bänden seiner Ahnen lese (Bd. 1—4). Da ist's nur natürlich, wenn sich ihm J. V. Scheffel mit seinem classischen Ekkehard und Juniperus, mit seinem Trompeter, seiner Frau Aventiure, Bergpsalmen und Gaudeamus, wenn sich Julius Wolff mit dem Sülfmeister, dem Raubgrafen, dem Rattenfänger, dem wilden Jäger und — Damen wollen freilich nichts davon wissen — Tannhäuser anschließen. Und da wir einmal bei den Dichtern sind, so mögen Fritz Reuter und John Brinkmann mit dem „Kaspar Ohm un ick" und „Uns Herrgott up Reisen" sich gleich anschließen (meine Frau ist eine Meckelnbörg'sche). Auch Ebers lesen wir, doch können nur die „Aegyptische Königstochter" und „Homo sum" zur immer wiederholten Vornahme reizen. In „Uarda" ist zuviel Culturkampf, „die Schwestern" liest man vor Schlafengehen, und „Hadrian" ist gegenüber George Taylor's „Antinous" nicht nennenswerth. Vollends seine neuesten Sachen! Welche Tiefe des psychologischen Verständnisses und Eindringens in die entsprechenden Zeitverhältnisse offenbaren dem gegenüber Taylor's Klytia und Jetta, Dahn's gewaltiger „Kampf um Rom", nur überboten durch das Lesen der Quellen selbst, und seine „Kreuzfahrer", sein „Gelimer", diese gebrochene große Natur. Und hier ist der Ort, wo ich meinem unbekannten und doch bekannten Freund Ferdinand Gregorovius, dem Geschichtschreiber der Stadt Rom, der „Lucretia Borgia", von Corsica, dem Wanderer in Italien, dem Sänger des Euphorion meine und unser Aller dankbare Verehrung bezeugen darf. Ich schlage einen Band seiner „Wanderjahre in Italien" auf und vor mir baut sich die Gegend der Ruinenwelt auf, ich bin in der Einsamkeit oder im Weltgetriebe, ganz wie er's will, dieser Meister der Darstellung, dieser wandernde Dichter, dieser philosophische Geschichtsschreiber. Er wird viel zu wenig gelesen, dieser Biograph der Athenais, dieser Lehrer Italiens über dessen eigene Vergangenheit. Füge ich endlich noch Hermann Grimm's Michelangelo, Th. Keim's Leben Jesu und Hausrath's Neutestamentliche Zeitgeschichte hinzu, dann dürften die immer und immer wieder gelesenen, studirten Bücher genannt sein, denn Faust, Shakespeare's und Lessing's Werke liest ja Niemand je genug und Viele, Viele kehren immer wieder zu denselben zurück. Noch muß ich bemerken, daß Hase's „Neue Propheten", Nippold's „Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" und aus David Strauß' Werken der „Hutten" viel gelesen und oft gefordert werden. Doch genug und übergenug, damit ich nicht etwa gar noch in die fachwissenschaftliche Literatur der „Grundgelehrten" und „Mistiker" komme!

Eine viel schwierigere Frage ist die nach empfehlenswerthen Büchern für das Lesebedürfniß des Volks. Wer ist das Volk? Sie und ich so gut wie meine Tagelöhner. Ich erlaube mir also als „Volk" diejenigen in Eins zusammenfassend zu bezeichnen, die nur die Volks- oder Elementarschule mit mittlerem Erfolge durchgemacht haben, Menschen also welche keinerlei wissenschaftliche Schulung durchgemacht haben, denen wissenschaftliche Ausdrücke „böhmische Dörfer" sind. Sie werden zu dieser Begriffsbestimmung den Kopf schütteln. Setzen Sie sich aber in meine Lage: tagaus und tagein der Verkehr mit Menschen, die nichts gelehrteres kennen als den Ortsschullehrer und — das Wochenblatt, den Kalender und einige alte Taschenbücher, die mit vierzehn Jahren aus der Dorfschule aus und in die tägliche Arbeit eintreten, und Sie werden begreifen, wenn für mich unter „Volk" nur solche Leute zu verstehen sind. Ich habe nun oft Bücher aus meinem Vorrath zum Lesen angeboten, aber bald erhielt ich dieselben zurück. „Die sind nicht für uns", „das verstehe ich nicht", und ähnliche Reden mußte ich dabei anhören. Ich gab auch die Virchow und Holtzendorff'sche Sammlung in ländliche Vereine, strich das Fesselnde an, aber ein einziges Mal in zehn Jahren wurde ein zweiter Band gefordert. Endlich kam ich auf den Gedanken, Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte, davon ich einige dreißig Bände besitze, hinauszugeben. Das ging und geht noch. Nach eingezogenen Erkundigungen werden darin in erster Linie die Novellen sämmtlich gelesen, danach das Geographische und „aus der Ferne", dann die Lebensbeschreibungen hervorragender Männer, wenn sie nicht zu lang sind. Dasjenige was sich auf die Natur bezieht, scheint gar nicht gelesen zu werden — ich hatte das Gegentheil erwartet. Aber es ist richtig: die Leute leben so in und mit der umgebenden Natur, kennen dieselbe, die uns Bildungsmenschen erst nahe gebracht werden muß, thatsächlich besser als Mancher welcher darüber schreibt. Was ist in Westermann beispielsweise über den sogenannten Höhenrauch geschrieben worden — unsere Leute hier nannten es von jeher „Heederoch" (Haidenrauch), wußten genau bei welchem Winde er kommen würde, glaubten den brenzlichen Geruch wahrnehmen zu können, auch wenn ich nichts bemerkte u. s. w. Bauern haben sich öfters „etwas über fremde Länder und Erdtheile" ausgebeten, wovon ich leider für sie wenig

passendes habe, da Barth, Richthofen, selbst Kane zu ausführlich sind. Und kurz scheint alles sein zu müssen, wenn es gefallen und Anklang finden soll. Im Lutherjahre habe ich Albrecht Thoma's Luther-Büchlein in der Schenke Abends vorgelesen und hier und da Einschaltungen aus Haeusser, Ranke, Freytag zugefügt: da hatte ich eine ziemlich aushaltende Zuhörerschaft beiderlei Geschlechts, etliche Male so viele, daß sie in der Stube kaum Platz fanden. Doch waren die Mädchen am aushaltendsten. Die Männer sind durch die politischen Kannegießereien der Zeitungen und Wochenblätter für die An- und Aufnahme geistiger Speise verdorben. Man sollte Kalender wie den Lahrer Hinkenden, aber in besserem Druck und Papier, von Vereinswegen herausgeben: damit käme man meines Erachtens am besten ins Volk. Ludwig Richter's Zeichnungen und Verschen darunter machen ersichtlichen Eindruck: also danach die Illustrationen.

Wenn ich zu lang geworden bin, bitte ich um Entschuldigung: das Interesse an der Sache reizt zum Reden.

Herrfurth jr.

Esmarch's Samariter-Werk.

Dem vierten Jahresbericht des Deutschen Samaritervereins zu Kiel entnehmen wir mit Freuden, daß „das verflossene Jahr dem Fortschritt der Samariter-Sache wieder in hohem Grade günstig gewesen ist. Abgesehen von einigen wenigen Punkten haben die bestehenden Einrichtungen in gleichem Sinne weiter gewirkt und sich fast überall erweitert und befestigt. Außerdem aber sind viele neue Beziehungen angeknüpft, theils durch Aufnahme von Mitgliedern, theils durch den Bezug der Lehrmittel, und endlich durch die vom Vorstand veranlaßte Lehrthätigkeit. Grade diejenige Aufgabe des Deutschen Samariter-Vereins, welche von ihm bis jetzt immer in zweiter Linie berücksichtigt wurde, nemlich die Sorge für die Verbreitung praktischer Lehr- und Hilfs-Mittel hat im verflossenen Jahre ein besonders großes Feld der Bethätigung gefunden. Von hervorragender Bedeutung ist auch der Umstand gewesen, daß das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe die für den Unterricht in der ersten Hilfe an den preußischen Navigationsschulen zu Altona, Flensburg, Leer, Papenburg, Danzig, Pillau, Memel, Barth und Stralsund erforderlichen Lehr- und Hilfs-Mittel aller Art durch die Vermittlung des Deutschen Samariter-Vereins beschafft hat. Außerdem sind größere Lieferungen an Lehrmitteln und Verbandkasten für das Ausland, z. B. an den finnischen Samariter-Verein, ferner nach Christiania, für die Scuola Reale di Viticoltura in Alba (Piemont) und an die ungarische Gesellschaft vom Rothen Kreuz in Buda-Pest zu erwähnen; selbst nach Lady Grey im Capland sind Wandtafeln gesendet. Etwa dreißig Truppentheile bezw. Militärbehörden haben für den vom königlichen Kriegs-Ministerium befohlenen Unterricht der Offiziere und Unteroffiziere sich der vom Deutschen Samariter-Verein herausgegebenen Wandtafeln oder ganzer Lehrmittelkasten bedient. Von der durch den Vorstand außerhalb Kiel's veranlaßten Unterrichtsthätigkeit ist vor allem anzuführen, daß das im vorigen Jahre auf den Stationen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger begonnene Werk fortgesetzt und dieses Mal die ostfriesischen Inseln dazu ausersehen worden sind. Es konnte aber dazu erst im Spätherbst geschritten werden. In dem Dr. Eggert war inzwischen ein mit den Küstenverhältnissen vertrauter Arzt für die Aufgabe gewonnen worden, und ist von ihm unter sehr erschwerenden Umständen von Ende November bis Ende December mit außerordentlicher Hingabe und anerkennenswerthem praktischem Geschick bei bestem Erfolge gelöst worden. Aus dem anziehenden Bericht über seine Reise möge hier folgendes erwähnt werden:

In Bremen schloß sich dem Dr. Eggert der Inspector der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger Captän Oetting an, dessen Unterstützung in jeder Hinsicht das Gelingen des schwierigen Unternehmens besonders zu danken ist, und in Emden trat hierzu noch der dortige Bezirksvorstand Lootsen-Commandör Gräfenhain, dessen bereitwillige Hilfe bei den besonderen Anordnungen für die Fahrt in hohem Grade werthvoll und dankenswerth gewesen ist. Die Absicht, zuerst die am schwierigsten zugängliche Insel Borkum zu besuchen, wurde durch das eintretende Frost- und Schneewetter vereitelt, und es mußte zunächst Norderney gewählt werden, wo Prediger Lamberti der Sache seine besondere Unterstützung lieh. Es wurden zwei Unterrichtscurse, einer für die Mannschaften der Rettungsstation, welche mit 9 Badewärtern 30 Personen stellte, und einer für die übrige Bevölkerrng (etwa 50 Theilnehmer) abgehalten. Diese Theilung war nicht nur wegen der Zahl sondern auch wegen der verschiedenen geistigen Beanlagung der Zuhörer besonders zweckmäßig, indem nur für die ersteren der Vortrag kürzer gefaßt und das Hauptgewicht auf die unmittelbar folgenden praktischen Uebungen gelegt werden konnte. Letztere wurden denn auch mit größtem Interesse und gutem Geschick von allen Leuten durchgeführt. Bei den Verbandübungen wurde von den Binden Abstand genommen und nur das dreieckige Tuch benutzt. Mit besonderem Eifer und Ausdauer wurden aber auf Wunsch der Leute die Hilfleistungen bei Ertrunkenen und Erfrornen geübt. Die Unterrichtsresultate entsprachen vollkommen allen Anforderungen.

Demnächst ging die Fahrt nach Juist, wo fast die ganze männliche Bevölkerung (etwa 40 Personen) an dem in gleicher Art wie vorher abgehaltenen Unterricht theilnahm. Prediger Opke, Strandvogte Neumann und Brinkmann bekundeten besonderen Eifer und Verständniß für die Sache und wurden vom Dr. Eggert demgemäß noch eingehender unterrichtet. Um demnächst nach der Insel Baltrum zu gelangen, erschien es am zweckmäßigsten nach Norderney zurückzukehren, was bei heftigstem Sturm mittels Rettungsboots bis Norddeich und dann weiter mit Fährschiff geschah. Der unumgängliche Aufenthalt auf Norderney wurde von Dr. Eggert zu einem Wiederholungscurse benutzt, dessen Ergebniß sehr zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Von Baltrum wurde demselben das Boot des Regierungs-Baumeisters Weißker entgegengeschickt, mit welchem er am 9. December dort anlangte. Der Unterricht mußte hier in der Gaststube des Wirthshauses abgehalten und auf zwei Tage zusammengedrängt werden, da man das Einfrieren zu befürchten hatte. Es nahmen außer der Rettungsmannschaft noch eine Anzahl Buhnenarbeiter und sonstige Personen daran Theil. Auch hier waren einige Personen, Baumeister Weißker, Bauaufseher Evers und Inselvogt Fürstner, welche durch besonderes Verständniß und eingehendes Interesse veranlaßt eine weitere Ausbildung erfuhren. Da bei dem anhaltenden Frostwetter die Gefahr des Einfrierens dringend wurde, mußte der weiter beabsichtigte Besuch von Langeoog und Spiekeroog aufgegeben werden. Dr. Eggert kehrte nach Emden zurück, wo die Abhaltung eines Unterrichtscurses bereits angekündigt war. Derselbe fand in zwei Localen, in der Navigationsschule für die Schüler derselben (etwa 40) und in der Herberge zur Heimath für Seeleute, Fabrikarbeiter, Lehrer u. A. (zusammen etwa 60 Personen) statt. Um diese große Zahl von Zuhörern bewältigen zu können, hatte Herr Dr. Engelmann in Emden seine bereitwillige Unterstützung geliehen, und die Bemühungen der beiden Aerzte wurden auch hier mit bestem Erfolge gekrönt."

Aus den örtlichen Einzelberichten theilen wir hier die nachstehenden mit:

In dem kleinen Corbach (Waldeck) besteht ein Verein, Vorsitzender Kreisamtmann Giesecken, neben dem zum Vorstande nebst andern Mitgliedern stets die Aerzte des Ortes gehören, von welchen Dr. Hartwig die Unterrichtscurse leitet. Ein solcher hat 1885 wieder für das allgemeine Publicum stattgefunden und es sind bis jetzt etwa 40 Mitglieder ausgebildet. Die schnelle Unterstützung bei Unglücksfällen wird seitens des Vereins auch dadurch befördert, daß sein reiches

Lager aller Arten von Utensilien für Krankenpfleger und Transport dem Publicum zur Verfügung steht.

In Elberfeld ist durch Dr. Frickenhaus im vorigen Jahre eine aus 60 Theilnehmern bestehende Samariterschule eröffnet, hat sich der Mitbetheiligung von noch fünf anderen Aerzten zu erfreuen gehabt und demgemäß eine umfangreiche Thätigkeit zu entwickeln vermocht.

In Flensburg hat der Verein seine lebhafte Thätigkeit auch im letzten Jahre erfolgreich fortgesetzt. Es wurde ein Lehrcurse für etwa 40 Männer aller Stände abgehalten und die Aufstellung von Samariter-Apotheken in den Straßenbahnwagen sowie an verschiedenen Punkten der Stadt in Aussicht genommen. Besonders wohlthätig wird die Samariter-Thätigkeit von den industriellen Anstalten empfunden, die durch Theilnahme ihres Personals am Unterricht anerkannt haben, wie sehr die schnelle Ausübung der ersten Hilfe, besonders wegen des Unfall-Versicherungs-Gesetzes, in ihrem Interesse liegt.

An der Technischen Hochschule zu Hannover ist ein Cursus in der Gewerbe-Hygiene eingeführt worden, und der damit betraute Professor Dr. J. Post hat in denselben auch die Anweisung über die erste Hilfe in Unglücksfällen mit aufgenommen und dazu vom Deutschen Samariter-Verein die Lehrmittel erbeten.

In Köln hat die Samaritersache durch die Bemühungen des Dr. Waegener eine ganz besondere Förderung erfahren. In seiner Eigenschaft als Vertrauensarzt der kaiserlichen Reichspost ist ihm von der letzteren Behörde die Ausbildung der Bahnpostbeamten in der ersten Hilfe übertragen worden, zu welchem Zweck für die Beamten fünf, für die Unterbeamten sechs Vorträge nach Anleitung des Leitfadens von ihm gehalten wurden; daran schloß sich dann die Anweisung zum Gebrauch des Post-Verbandkastens. Für die Transportübungen ist die „Improvisations-Technik von Dr. J. Post" benutzt worden. Fernere sechs Vorträge nebst Uebungen hat Dr. Waegener für die Mitglieder des Deutschen Krieger-Vereins, für die Turnvereine, den Fechtclub und Beamte der Feuerwehr, und endlich noch sechs Vorträge für die Mitglieder der Kölner Kriegskameradschaft von 1870/71 gehalten. Durch diese umfangreiche, von allen Seiten wirksam unterstützte und anerkannte Thätigkeit ist es möglich geworden, im Ganzen 325 Personen für den Samariterdienst gut auszubilden.

In Kiel hat der Vorstand des Nautischen Vereins die am Orte befindlichen Seeleute, Hafenbeamten oder sonst mit dem Seeverkehr in Beziehung stehenden Personen, besonders Maschinisten zur Absolvirung eines Unterrichtscurses veranlaßt hat. Da sich noch andere Männer aus der Stadt betheiligten, so wurden zwei Curse für 25 und 22 Personen eingerichtet, welche Dr. Rödiger abhielt. Das Interesse an der Sache und der Erfolg waren außerordentlich zufriedenstellend. Der Vorsitzende des Deutschen Nautischen Vereins Commercienrath Sartori hat in Erkenntniß der segensreichen Wirkung solcher Belehrung grade für das seefahrende Personal die Anregung zur weiteren Ausdehnung auf die übrigen nautischen Vereine gegeben. Es wurden ferner 20 Studiosen und Candidaten der Theologie durch denselben Arzt zu Samaritern mit gutem Erfolge ausgebildet.

Der Samariter-Verein zu Leipzig hat die Rechte einer juristischen Person erworben und sich in jeder Hinsicht vorzüglich organisirt. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder mit Jahresbeitrag von 5 ℳ beträgt jetzt 320, die der außerordentlichen mit 1 ℳ Beitrag 16; außerdem sind vier Ehrenmitglieder. Die Satzungen stellen als die zwei Hauptzwecke des Vereins den Samariter-Unterricht und die Einrichtung von Sanitätswachen auf. Es sind in Leipzig zwei solcher Wachen vorhanden, von welchen seit ihrem Bestehen in den letzten zwei Jahren im ganzen 2167 Personen behandelt sind. Die Hilfe erfolgt für Unbemittelte unentgeltlich, sonst gegen mäßige Kosten. Einer besonderen ärztlichen Commission sind alle rein medicinischen Angelegenheiten unterstellt, insbesondere die Bestimmung über die anzuwendenden praktischen Hilfsmittel. Im Jahre 1885 hat der Verein 8 Lehrcurse mit 73 Lectionen vor 254 Zuhörern abgehalten, von denen 111 als Samariter ausgebildet sind. Es waren ständig 8 Lehrer für diesen Zweck thätig. Die vorgekommenen Fälle von Hilfsleistungen wurden durch Zählkarten registrirt, von denen 67 einliefen und wonach 85 Nothhelfer in oft sehr schwierigen Fällen die erste Hilfe geleistet haben.

In Zeitz ist die Mitgliederzahl auf 156 gestiegen, ein von 120 Personen besuchter Unterrichtscursus abgehalten und die Zahl der ausgebildeten Samariter dadurch auf 45 erhöht worden. Die Zahl der Fälle von Hilfsleistung belief sich infolge der großen Fabrikbevölkerung im Jahr auf 371, wovon etwa 90 pCt. durch Verwundungen aller Art oder Quetschungen veranlaßt waren.

Das Cocain.

Von

Dr. Otto Dornblüth.

Von den neuen Errungenschaften der Medicin ist besonders über das Cocain vieles in die Oeffentlichkeit gedrungen, leider muß man sagen: zuviel durch Schriftsteller, welche ihren Gegenstand zu wenig kannten und deshalb das Publicum mit wahren Lobgesängen auf das neue Arzneimittel anjauchzten. Auch der Geheimmittelschwindel hat sich schleunigst des beliebt gewordenen Namens bemächtigt und preist Coca-Weine u. s. w. als unentbehrlich für jeden an, der gesund bleiben oder gesund werden will. Ob diese Geheimmittel wirklich Cocain enthalten, ist sehr zweifelhaft, aber das thut ja nichts zur Sache, wenn sie nur gekauft werden! Enthalten doch auch die Brandt'schen Schweizerpillen nach der kürzlich erfolgten Bekanntmachung des Berliner Polizeipräsidiums bald viel, bald wenig von ihrem wirksamen Stoff, dem giftigen Aloe-Pulver — ihr Absatz ist sicher ein ungeheurer, weil der Fabrikant versteht Reclame zu machen.

Ich will übrigens nicht das Cocain an sich mit den genannten Pillen auf eine Linie stellen, denn es ist in der That eine werthvolle Bereicherung des modernen Arzneischatzes. Das gilt besonders von seiner Eigenschaft, die Schleimhäute des menschlichen Körpers, wenn es damit in Berührung gebracht wird, empfindungslos zu machen. Durch die dicke äußere Haut hindurch wirkt es ungenügend, aber bei der feinen sogenannten Schleimhaut, welche Nasenhöhle, Mund, die Oberfläche des Augapfels, die innere Fläche der Augenlider u. s. w., mit anderen Worten die versteckt liegenden Oberflächen der Organe bekleidet, ist der Erfolg ein ungemein schlagender. Schon nach wenigen Minuten der Einwirkung des Cocain, sei es in Lösung oder als Salbe oder sonstwie, kann man an den betreffenden Stellen stechen, kratzen, schneiden, ohne daß irgend ein Schmerz eintritt.

Die Bedeutung dieser Wirkung liegt auf der Hand. Um Schmerzlosigkeit z. B. bei chirurgischen Eingriffen zu erzeugen, mußte man bisher chloroformiren oder eine andere Form der Betäubung des ganzen Organismus anwenden. Das hat seine Gefahren, und abgesehen davon manche Unbequemlichkeiten und Uebelstände im Gefolge. Bei gewissen Operationen, z. B. im Kehlkopf, ist es an und für sich ausgeschlossen, weil solche nur am wachenden Menschen unter Leitung des in den Rachen eingeführten Kehlkopfspiegels sich ausführen lassen. Hier ist natürlich das Cocain ein Retter in der Noth. Es verhütet zunächst den bei Vielen unüberwindlichen Würgreiz, der bei der Berührung des Rachens mit dem Spiegel, dem Operationsinstrument eintritt, und macht weiter den Eingriff selbst durchaus schmerzlos.

Diese Wirkung des Cocains beruht vermuthlich auf einer durch das Mittel hervorgebrachten Zusammenziehung der feineren Blutgefäße, auf einer künstlichen Blutleere. Auf diese Eigenschaft gründet sich auch der äußerst wohlthätige, ja

gradezu heilende Einfluß des Cocains auf einen frischen Schnupfen. Bringt man dasselbe in Form eines Schnupfpulvers oder in Watte, die mit der Lösung befeuchtet ist, in die durch Schleimhautschwellung verstopfte Nase, so verschwindet alsbald die Schwellung sowohl wie das lästige Kitzelgefühl, die Nase ist wieder frei und der Reiz zum Niesen und Schneuzen, beide von schädlicher Wirkung, ist vergangen.

Soweit ist nun alles herrlich. Jetzt kommen aber die Schattenseiten. Schon bei rein äußerlicher Anwendung, z. B. durch Bepinselung einer Schleimhautstelle der Nase oder des Mundes sind Vergiftungen hervorgerufen, indem die Flüssigkeit hinabrieselte, verschluckt wurde und dadurch zur Allgemeinwirkung kam. Schwere Ohnmachten, Krämpfe und andere bedrohliche Erscheinungen waren besonders bei Kindern zu bemerken. Aehnliches beobachtete man bei Erwachsenen, wenn ihnen zur Gefühllosmachung der Haut Cocain-Lösung unter dieselbe eingespritzt war oder wenn sie zu anderen Zwecken innerlich Cocain genommen hatten. Man hat nemlich versucht, hierdurch die belebende Wirkung zu erzielen, welche nach den Berichten der Reisenden die Bewohner Südamerikas durch das Kauen der getrockneten Coca-Blätter (aus denen das Cocain gewonnen wird) bei sich hervorrufen. Den Amerikanern ist es längst bekannt, daß das Coca-Kauen während gänzlicher Ruhe des Körpers eine sehr angenehme Stimmung und eine gewisse Heiterkeit erzeugt. Es ist ganz natürlich, daß diese künstliche „Stimmung" des Gehirns ohne äußere oder innere natürliche Begründung auf die Dauer nicht vorhalten kann, und in der That sind die Folgen ganz dieselben wie die des gewohnheitmäßigen Opium- und Morphium-Genusses oder des fortgesetzten übermäßigen Alkoholgebrauchs. Die Beobachtungen über den innerlichen Gebrauch des Cocain stimmen nun damit ganz überein, und so ist entschieden Vorsicht am Platze.

In der neuesten Zeit werden Versuche gemacht, ob man nicht durch bestimmte Methoden die gefühllos machende Wirkung des Cocains auch auf die äußere Haut ausdehnen könne, und wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Damit würde dann die gefahrlose Anwendung des Mittels ein neues, unendlich großes Feld erobert haben.

Die Kaffeehalle in St. Gallen.

Von

Dr. Max Vogel.

Der Bericht über diese Schöpfung der Hilfsgesellschaft von St. Gallen kann zum ersten Mal auf ein volles Betriebsjahr zurückblicken. In reichem Maße hat sich bestätigt, daß die Kaffeehalle einem Bedürfnis entgegengekommen ist. Der Versuch hat sich, wie aus Vergleichung der Einnahmen zu ersehen ist, dem Vorjahr gegenüber wesentlich gesteigert. Der durchschnittliche Ertrag war:

	1884	1885	
im Juli	Frcs. 46.89,	Frcs. 55.14	
„ August	„ 39.32,	„ 56.50	täglicher
„ September	„ 39.14,	„ 56.02	Ertrag
„ October	„ 46.20,	„ 69.—	für 1885
„ November	„ 46.70,	„ 64.43	Frcs. 51.89.
„ December	„ 42.32,	„ 62.16	

Der Durchschnittsertrag dürfte einem täglichen Besuch von etwa 208 Personen oder jährlichem Besuch von 75 759 entsprechen. Brötchen wurden für Frcs. 4732.15, Milch für Frcs. 3261.37, Schocolade, Kaffee, Thee für Frcs. 2090.40 verzehrt. Ueber Mittag sprachen hauptsächlich Frauen vor, am Abend mehr Männer. Dank der Einrichtung der vielen kleineren Tische und der trefflichen Aufsicht, welche die Angestellten ausüben, hat der gleichzeitige Besuch von Personen beiderlei Geschlechts nie zu Ungehörigkeiten geführt. Das gesammte Inventar mit Frcs. 938.10 wurde abgeschrieben und nach Begleichung aller Kosten noch ein Ueberschuß von Frcs. 1387.79 erzielt. Infolge dessen konnte der Preis einer großen Tasse Milch (3 Deciliter) von 15 auf 10 Cents herabgesetzt werden.

Es hat sich auch hier die Erfahrung des Herrn E. Minlos in Hamburg bestätigt, daß die Kaffeehallen dann einträglich sind, wenn sie an regen Verkehrsplätzen inmitten der Städte angelegt werden. Falsch ist daher, vor verhältnismäßig hoher Localmiethe zurückzuschrecken. Um nicht der Möglichkeit, den Platz durch anderweite Verwendung zu verlieren, ausgesetzt zu sein, hat die St. Galler Hilfsgesellschaft das Haus, in dem sich das Volkskaffee befindet, vor kurzem für den ziemlich hohen Preis von Frcs. 60 000 angekauft.

Von Freunden wurden der Anstalt zahlreiche Büchergeschenke zutheil, und diese wie die ausliegenden verschiedenen Tagesblätter und illustrirten Zeitungen wurden fleißig benutzt. Mancher ist dadurch schon bewogen worden, statt im Wirthshaus, in der Kaffeehalle seine freien Stunden zuzubringen. Und so bewahrheitet sich, daß die Anstalt ein wahrer Segen für die Bevölkerung wird.

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen, der seit drei Jahren in Frankfurt am Main besteht, hat ein Stellenvermittlungsamt ins Leben gerufen, wie früher schon eine Krankenunterstützungscasse, einen Frauen-Turnverein u. a. m. Nachgewiesen werden Stellen für geprüfte und ungeprüfte Lehrerinnen, Handarbeitslehrerinnen, Musik-, Zeichen- und Turnlehrerinnen und Kindergärtnerinnen. Die Vermittlung ist unentgeltlich. Nur für Porto und andere Auslagen wird eine entsprechende Vergütung geleistet.

Der Sächsische Landesverband der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zählte bei Beginn des Jahres 1885 201 Mitglieder (84 körperschaftliche und 117 persönliche) und weist am Schlusse des Jahres 250 (100 körperschaftliche und 150 persönliche) auf. So ist dargethan, daß er im verflossenen Jahre — wie der Bericht sagt — nicht bloß gelebt, sondern auch geblüht hat. Hundert Körperschaften sind in ihm vereinigt; damit ist der Verband, was die Körperschaften anlangt, der größte der Gesellschaft geworden. Mit der Zahl der Vereine ist auch die Zahl der Freunde und Förderer der Bestrebungen gewachsen, die Dr. Gensel (Vorsitzender), A. Will. Röhn (Schriftführer) und Emil Taubenheim (Schatzmeister) in Leipzig als Verbands-Vorstand offenbar höchst tüchtig leiten.

Inmitten des hessischen Odenwaldes, im lieblichen Gersprenz-Thal liegt die sagenumwobene Ruine Rodenstein, in deren wildromantischer Umgebung Joseph Victor Scheffel schon als Student geträumt und gedichtet, und die ihm zu seinen im Munde des deutschen Volkes lebenden Rodenstein-Liedern die Anregung gegeben hat. Auf Betrieb des Oberbürgermeisters Ohly zu Darmstadt soll ihm dort nun ein natürliches dauerndes Denkzeichen gesetzt werden. Der Aufruf sagt: „Wie die Urcantone der Schweiz den aus den Fluten des Vierwaldstädter Sees aufragenden Mythenstein zum Denkmal für den Sänger des Wilhelm Tell gemacht haben, so soll nach Entschließung des Odenwald-Clubs die aus tiefem Waldesdunkel sich erhebende Ruine Rodenstein ein Denkmal für Scheffel werden." Eine Gedenktafel oder ein Denkstein mit geeigneter Inschrift wird dies zum Ausdruck bringen. Die Ruine Rodenstein, noch in beträchtlichen Mauerresten vorhanden, bedarf zur Abwendung weiterer Einstürze und zu ihrer Erhaltung erheblicher Reparaturen. Ihre inneren Räume und die nächsten Umgebungen sind zu schönen schattigen Anlagen vorzüglich geeignet.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 26. Sonntag, 27. Juni. 1886.

Die Schule muß zu allseitiger Arbeitstüchtigkeit ausbilden.

Wer die Bewegung für den Handfertigkeits-Unterricht kennt, der weiß, daß es sich hier nicht um die Uebertragung des Handwerks in die Schule, um eine Verfrühung künftiger Berufsarbeit handelt, etwa so wie die Exercirschulen die militärische Ausbildung zu verfrühen streben, sondern daß es den Freunden der Erziehung zur Arbeit im letzten Grunde um eine wichtige Reform unseres einseitigen Unterrichtswesens zu thun ist. Die heutige Schule entläßt ihre Zöglinge grammatisch gedrillt, mit dogmatisch überliefertem Buchwissen reichlich ausgestattet, aber die Kenntnisse der Schüler beruhen nicht auf eigenem Erleben und Erfahren, ihre Augen haben nicht sehen und beobachten gelernt, auch die Hände sind für die einfachsten Griffe ungeschickt geblieben. Weitaus der größte Theil der die Volksschule verlassenden Kinder ist später auf ihrer Hände Arbeit und auf ihre gesunden Sinne angewiesen, es ist aber als ob die Abwendung von den Erfordernissen des Lebens der Schule den vornehmen Anschein der Wissenschaftlichkeit geben solle, und während ferner die auf exacten Beobachtungen beruhenden Naturwissenschaften sich in staunenswerther Weise fort und fort entwickeln, verharrt die höhere Schule in ihrem scholastisch-grammatischen Wesen. Bei solcher Sachlage ist es für die Befürworter der Schul-Reform eine wahre Freude, von ganz anderer Seite her, aus dem Munde eines hervorragenden Universitätslehrers mittelbar eine Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Bestrebungen zu vernehmen. Oder bestätigt es nicht das, was die Freunde des Handfertigkeits-Unterrichts wollen, wenn Prof. Esmarch in Kiel über die von den Gelehrtenschulen ihm zugeführten Schüler sagt:

„Als klinischer Lehrer habe ich hinlänglich Gelegenheit, mir über den Bildungsgrad meiner Zuhörer ein Urtheil zu bilden, da ich dieselben täglich am Krankenbett examiniren, die von ihnen verfaßten Krankengeschichten vorlesen und beurtheilen und endlich die Doctor-Dissertationen, welche sie über die in meiner Klinik beobachteten Fälle schreiben, kritisiren muß. Dabei habe ich gefunden, daß nur wenige fähig sind, die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen, klar zu beurtheilen und folgerichtig wiederzugeben. Sehr oft stößt man auf eine Art von Apathie, von geistiger Kurzsichtigkeit, welche schlimmer ist, als die ebenso häufige, in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit des Auges. Es ist, als ob der jugendliche Geist verkümmert sei, seine Frische verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen, während die Fähigkeit, zu beobachten, die in der Jugend so sehr nach Befriedigung strebt, verloren gegangen ist unter der Ueberhäufung mit Lehrgegenständen, die für den jugendlichen Geist wenig Interesse haben können und denen Anschauung nicht zu Grunde gelegt wird."

Und ferner:

„Daß endlich das Zeichnen für die Mediciner von ganz besonderer Wichtigkeit sein muß, wird wohl niemand leugnen. Wenn ich aber am Anfange jedes Semesters den Wunsch ausspreche, daß die klinischen Praktikanten ihre Krankengeschichten durch Zeichnungen illustriren möchten, weil sie dadurch genöthigt würden, die Dinge genau anzusehen, und weil sie sich dadurch viele Worte sparen und ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen könnten, so muß ich immer wieder die traurige Erfahrung machen, daß unter ihnen nur sehr wenige sich finden, welche etwas zeichnen gelernt haben, und welche imstande sind, einen Arm oder ein Bein an die Tafel zu malen. Als Entschuldigung wird dann gewöhnlich angegeben, daß der Unterricht im Zeichnen auf dem Gymnasium nur „facultativ", nicht „obligatorisch" gewesen sei. Daß in allen diesen Beziehungen und in noch vielen anderen die realistisch Gebildeten unserer Nation den philologisch Gebildeten weit überlegen zu sein pflegen, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Gelegenheit hat mit Offizieren, Kaufleuten, Künstlern und Gewerbtreibenden zu verkehren, welche niemals eine „Gelehrtenschule" besucht haben. Aber wie viele „Gelehrte" gibt es nicht, welche sich schämen, solches einzugestehen. Ich aber glaube und hoffe, daß es nicht mehr allzu lange dauern wird, bis der Unwille über das jetzt noch herrschende System den größeren Theil aller Gebildeten in Deutschland gepackt haben wird. Dann wird eines Tages ein pädagogischer Luther oder Stephan erstehen, der die Wälle durchbricht und der Alleinherrschaft der Grammatokraten ein Ende macht, und unsere Kindeskinder werden eine glücklichere Schulzeit haben, als wir und unsere Kinder sie gehabt haben."

In gleichem Sinne hat sich auch schon vor längerer Zeit Virchow über die Ungeschicklichkeit der jungen Mediciner und über ihre mangelhafte Beherrschung ihrer Sinneswerkzeuge ausgesprochen. Darum ist es wohl kein Zufall, wenn zwei hervorragende Aerzte sich an den Bestrebungen des deutschen Centralcomite für Handfertigkeits-Unterricht betheiligen: Medi-

cinalrath Dr. Birch-Hirschfeld, ordentlicher Professor der Pathologie an der Universität Leipzig, der sich auf dem Leipziger Handfertigkeits-Congreß 1882 in wahrhaft classischer Weise für die Erziehung zur Arbeit aussprach, und Geh. Sanitätsrath Dr. Kristeller in Berlin, der sich auf dem letzten Congreß in Görlitz zur Sache des Handfertigkeits-Unterrichts bekannte.

Wieder von einer ganz anderen Seite her, nemlich von der die Begründung von Arbeiter-Colonien und Verpfleg-Stationen betreibenden Inneren Mission findet der Segen, den die Erziehung durch die Arbeit leistet, beredte Zeugen. Wer den herzbewegenden Worten lauschen konnte, die jüngst Pastor v. Bodelschwingh in Leipzig über den versittlichenden Einfluß rechter Arbeit sprach, der wird nicht verstehen können, warum denn viele der zur Erziehung des künftigen Geschlechts berufenen Kräfte über der hergebrachten Bücherweisheit dieses gewaltige Erziehungsmittel der gesammten Menschheit übersehen, ja es gleichgiltig oder gar entrüstet ablehnen mögen!

Wo immer thätige, herzenswarme Theilnahme an den gesellschaftlichen Aufgaben der Zeit ist, da lebt auch das starke Gefühl, daß unser Jugendunterricht praktischer werden muß.

Unsere lieben Feinde.

Zu Ende des Jahres 1869 nahm ein Engländer, dessen Name und Verhältnisse weiter nichts zur Sache thun, in dem kleinen französischen Dörflein Tropez, reichlich zwölf Meilen von Paris entfernt, einen längeren Aufenthalt, um seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Anfangs bekümmerte man sich nicht um ihn, und er scheint mit der seinem Volke eigenthümlichen Zurückhaltung gegen Fremde auch keine Anknüpfung gesucht zu haben, so lange die Ruhe und Stille der ländlichen Einsamkeit alles war, was er verlangte. Aber das Mitleid mit seinem hilflosen Zustande — er war damals gelähmt — trieb doch allmählich einen und den anderen der biederen Dorfbewohner dazu, ihn über den Zaun seines Gärtchens hinüber anzureden; danach wagten sie sich auch zu ihm hinein, und er fing an, Vergnügen an der Unterhaltung mit diesen einfachen Leuten zu finden, deren kindliche Weltanschauung und treuherzige Einfalt so himmelweit von dem Bilde verschieden waren, das er sich von dem französischen Volke gemacht hatte. Diese guten Tropezianer kamen ihm vor wie die letzten Reste eines vor Jahrhunderten eingewanderten nordischen Stammes, der, zwischen Berg und Fluß eingekeilt, sich seine Eigenthümlichkeiten voll gewahrt hatte, ohne sich mit den Nachbarn zu mischen. Im Verlauf der Zeit wurde er ganz vertraut mit ihnen und lernte sich fast als ein Glied ihrer Gemeinschaft fühlen. Es war auch wirklich ein Vorzug, zu ihnen zu gehören. Bittere Armuth und Verbrechen waren in Tropez unbekannt, man lebte in Frieden und Eintracht und wußte kaum, daß es unter den Unterthanen des dritten Napoleon Bourbonisten und Orleanisten, Republikaner und Communisten gab. Unser Kranker gerieth in dieser Umgebung, unter dem Einfluß des ländlichen Stilllebens und ländlicher Beschäftigungen, die sich um ihn vollzogen, allmählich in einen Zustand behaglichster Gleichgiltigkeit gegen alles was ihn nicht unmittelbar gegenwärtig und persönlich anging. Er bekam keine Briefe und las keine Zeitungen, so wenig wie die übrigen Tropezianer, er lebte, wie man auf französisch sagt, am Tage dem Tage und verlangte nicht mehr.

Darüber war der Hochsommer 1870 herangekommen, und eines Abends scholl die wunderbare Mär an sein Ohr, daß zwischen Frankreich und Preußen der Krieg erklärt sei. Der Knall, den das Platzen dieser Bombe verursachte, war laut genug, um selbst ihn und die Tropezianer aus ihrem Schlaf aufzuschrecken. Freilich kamen nach einander der Pfarrer, der Ortsvorsteher, der Arzt, um ihm zu versichern, das müsse ein Misverständnis sein. Die Preußen mögen nicht viel Verstand haben, sagten diese Herren einstimmig, aber solche Thorheit werden sie doch nicht begehen. Außerdem würden wir doch schon früher etwas davon gehört haben, wenn es wirklich so weit wäre. —

Dieser letztere Grund, sagt unser Engländer, dem wir jetzt das Wort lassen wollen, damit er für den Rest der Geschichte allein verantwortlich bleibe, dieser letztere Grund leuchtete mir nun allerdings nicht grade ein. Hatte ich seit vier Wochen kein Zeitungsblatt in der Hand gehabt, so durfte ich annehmen, daß es meinen Gewährsmännern ebenso ging. Aber glaubhaft schien es uns natürlich nicht, daß eine Kriegserklärung, die uns doch einigermaßen anging, ganz ohne unser Wissen zustande gekommen sein sollte, und wie wir da so saßen und den kühlen, angenehmen Abend verplauderten, belächelten wir die Leichtgläubigen, die sich von einem so tollen, unmöglichen Gerücht erschrecken ließen. Nun kam täglich Ein Exemplar einer Pariser Zeitung nach Tropez, welches von dem Empfänger gewissenhaft gelesen und studirt wurde. Das war das Blatt, welches der Unterpräfect hielt. Schon überlegten wir, ob es anständig sein würde, diesem Herrn einen Besuch abzustatten, um uns nach dem Zusammenhang dieser albernen Märe zu erkundigen, als wir ihn selbst die Gartenpforte öffnen sahen. Sonst ging ich diesem höchsten Würdenträger unseres kleinen Gemeinwesens möglichst aus dem Wege, denn er hatte etwas unheimliches für mich: er war der einzige von uns allen, der einen gewissen Verkehr mit der äußeren Welt aufrecht erhielt; er war meines Wissens in den letzten neun Monaten wenigstens zweimal in Paris gewesen; wenn er mich besuchte, kam ich nicht drum hin mir erzählen zu lassen, was es neues gab; er war nicht bloß Tropezianer, wie wir anderen, sondern Bonapartist: kurz, er war ein beunruhigendes Element in unserer stillen Genossenschaft. Heute Abend jedoch hießen wir ihn alle willkommen, trotz seines ernsthaften, sorgenvollen Aussehens; aber als er in düsterem Schweigen unter uns Platz nahmen, starben uns unsere kleinen gewohnten Scherze auf den Lippen.

Nun, Herr Unterpräfect, sagte der Ortsvorsteher mit einer Miene, die lustig sein sollte, was sagen Sie zu dieser neuesten Erfindung?

Zu welcher Erfindung?

Daß wir mit Preußen Krieg anfangen sollen?

Anfangen? wiederholte der Unterpräfect ironisch. Führen, meinen Sie wohl. Und er zog das „Siecle“ von dem Tage aus der Tasche.

Ja, da stand es schwarz auf weiß, der Kampf hatte bereits begonnen. Jetzt bekamen wir alle plötzlich einen heftigen Anfall von Vaterlandsliebe. In den nächsten Tagen war große Nachfrage nach Zeitungen; wir blieben sogar stehen, wenn wir uns begegneten, und fragten, ob neue Nachrichten gekommen seien. Darauf gelangte an den Unterpräfecten eine amtliche Mittheilung, daß wir — ich als Engländer rechnete mich doch getreulich mit zu dem „wir“ — einen großen Sieg über die Preußen errungen hätten, und wir läuteten die Glocken und brachten eine kleine rührende Siegesfeier zustande. Nach einigen Tagen kam die Nachricht von einer neuen gewonnenen Schlacht, und wieder von einer, und dann fing die Geschichte an ein wenig eintönig zu werden. Also gaben wir das Zeitungslesen wieder auf, kauften auch keine Blätter mehr und beschlossen, daß wir die Glocken erst wieder läuten wollten, wenn Berlin eingenommen wäre. Der Krieg entschwand sozusagen unserem Gedächtnisse, und wir versanken aufs neue in unseren gewohnten seligen Halbschlummer.

Die Sommermonate vergingen, und der Fall von Berlin ließ immer noch auf sich warten. Indessen wir wurden nicht ungeduldig; wir hatten unseren Zorn gegen diese Preußen schon vergessen, deren Thorheit sie so arg in die Irre geführt hatte. Ja, an den köstlichen Herbstabenden bemitleideten wir

sie sogar und hofften, unsere Soldaten würden nicht unterlassen, barmherzig sowohl wie tapfer zu sein. Die ganze Zeit hindurch fiel kein Wort von Unglück, kam uns kein Gedanke daran. Der Unterpräfect sah von Tag zu Tage gedrückter und sorgenvoller aus, aber das bezogen wir nicht auf den Krieg. Einmal schlug er vor, da wir doch in kriegerischen Zeitläuften lebten, so sollten wir, nur zum Spaß, eine kleine Freiwilligenschar auf die Beine bringen; aber das zog nur eine Flut wohlfeiler Scherze auf sein Haupt herab: die Tropezianer und Krieg führen? — das war doch zu toll.

Unser Localblättchen fuhr fort in unbestimmten, nebelhaften Ausdrücken von Siegen zu sprechen und von solchen künstlichen, dem Laien unverständlichen taktischen Maßregeln, wie Rückwärtsconcentriren. Pariser Zeitungen aber waren auf einmal schwer zu bekommen. Unser libraire (Buch-, Papier- und Zeitungshändler in einer Person) sagte, der Agent hätte vergessen sie zu schicken, warum? wisse er nicht, und wir grämten uns auch nicht darum. So vergingen die langen, sonnigen Septembertage, und als der erste Frost die Blätter braun und roth färbte, hatte noch keine Ahnung davon daß nicht alles gut stände, unser Dörflein erreicht.

Eines fröhlichen Morgens schlenderte ich im Sonnenschein umher und sah den Obstverkäufern zu, welche ihre herbstlichen Fruchtschätze in den Buden des kleinen Marktplatzes ordneten. Ich wanderte von einer Gruppe zur anderen und plauderte mit diesem und jenem. Da kam ein Reiter herangaloppirt, dessen Gesicht einen merkwürdig verstörten Ausdruck trug. Da nun die Tropezianer überhaupt nicht galoppiren — über einen sanften Trab gehen sie nicht hinaus — so wußten wir gleich, daß der Reiter ein Fremder war. Ihm mußte augenscheinlich etwas schreckliches passirt sein; daher verließen die Leute, ebenso sehr von Mitleid wie von Neugier bewegt, ihre Buden und sammelten sich um ihn. Er schien ganz erschöpft und bemühte sich vergebens zu sprechen; das einzige was wir verstehen konnten, war: Die Preußen! Dies schrie er fast heraus und zeigte wild nach der Richtung von wo er gekommen war. Ein Gemurmel des Bedauerns wurde unter den Umstehenden hörbar, denn wir meinten alle, er sei durch irgend ein Unglück um den Verstand gekommen. Er schien so etwas zu merken, denn er warf uns zornig verzweifelte Blicke zu und fragte nach dem Herrn Präfecten. Die Präfectur war in der Nähe, also zeigten wir ihn dahin und blieben im Vorgarten stehen, zu erwarten, was sich daraus entwickeln würde, denn Wahnsinnige kamen sonst in Tropez nicht vor.

Es konnten nach dem Eintritt des armen Mannes in die Präfectur kaum fünf Minuten verflossen sein, als die Thür sich wieder öffnete und der Unterpräfect erschien. War denn der auch verrückt geworden? Blaß wie der Tod, mit klappernden Zähnen stand er da und versuchte uns anzureden, aber er konnte kein Wort herausbringen. Das Unglück stand ihm so deutlich auf dem Gesicht geschrieben, daß ein Schauer des Mitleids durch die Volksmenge zitterte und wir uns alle um ihn drängten, begierig zu erfahren, was der Fremde berichtet hatte.

Meine Freunde! fing der Unterpräfect mit leiser, heiserer Stimme an, — meine Freunde, wiederholte er, dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen und brach in ein lautes unbezwingliches Schluchzen aus. Einen Augenblick stand der kleine Volkshaufen wie verzaubert da; dann drängten sich der Pfarrer und der Ortsvorsteher durch, die eben gekommen waren, und führten ihn, ohne ein Wort zu sagen, ins Haus.

Es ging bei uns allen nicht schnell, daß uns die Vorstellung einer Gefahr aufdämmerte. Aber als zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verflossen, während wir wartend im Präfecturgarten standen, da wurden doch, glaube ich, die meisten von einer Ahnung kommenden Unheils befallen. Keiner sprach, keiner rührte sich, aber auf den Gesichtern stand der Entschluß geschrieben auszuharren, bis das Schlimmste bekannt würde. Endlich traten der Pfarrer und der Ortsvorsteher auf den kleinen eisernen Balcon, der die Präfectur umgab. Der Pfarrer sah bleich und entsetzt aus, und selbst der lustige Herr Ortsvorsteher trug eine Miene nahezu finsteren Ernstes.

Meine Freunde, begann er, ein großes Unglück ist über uns gekommen. Wir sind grausam getäuscht worden. Jene Siege, die wir mit Glockengeläut feierten, waren preußische, nicht französische, und alle Nachrichten, die wir bekommen haben, sind falsch gewesen. Wir sind in jedem Zusammenstoß mit dem Feinde geschlagen und verrathen worden. Der Kaiser ist ein Gefangener. Paris ist umzingelt, und eine Abtheilung preußischer Truppen marschirt auf unseren Ort zu.

Er schwieg. Männer, Weiber, Kinder — alles was Beine hatte, war inzwischen vor der Präfectur zusammengelaufen — standen da, als bemühten sie sich vergebens, sich die Natur des Schreckens vorzustellen, der über sie kommen sollte.

Der Herr Unterpräfect, fing der Ortsvorsteher wieder an, hat seit einiger Zeit gewußt, wie schlimm die Sachen standen, aber es war ihm verboten es uns zu sagen. Er hat um Truppen zu unserer Vertheidigung gebeten, aber die leitenden Gewalten sagen, wir müßten uns selbst vertheidigen.

Aus der Menge erhob sich lautes anhaltendes Jammern bei diesen Worten.

Wir haben keine Zeit zum Wehklagen, nahm der Redner wieder das Wort. In vier Stunden werden die Preußen hier sein, und wir haben keinen einzigen Soldaten, keine einzige Kanone. Hat irgend jemand einen Vorschlag zu machen?

Diese Frage klang fast wie Spott.

Nun denn, so will ich euch sagen, was der Herr Pfarrer und ich beschlossen haben; ich will aber auch gleich hinzusetzen, daß der Herr Unterpräfect durchaus nicht mit uns übereinstimmt. Wir können also den Preußen nicht entgegenziehen um sie zurückzuschlagen: laßt uns denn ausgehen und sie willkommen heißen. Ja, ich sehe, das überrascht euch; aber bedenkt dies wohl: kommen werden die Preußen auf alle Fälle, was wir auch thun mögen, da ist es doch gewiß besser für uns, sie kommen als Freunde denn als Feinde. Wie ich euch schon sagte: ein großes Unglück ist über uns hereingebrochen, und wir müssen es tragen so gut wir können. Diese Preußen sind schließlich doch auch Menschen wie wir selbst. Wenn ihr nun mit mir übereinstimmt, so wollen wir ihnen entgegenziehen und ihnen sagen, daß wir ihnen persönlich gar nicht böse sind, und — hier stockte der Herr Ortsvorsteher einen Augenblick, und ein Schimmer der Heiterkeit flog über sein Gesicht, den er jedoch heldenmüthig unterdrückte — und wenn in alten Zeiten die Leute die Gunst anderer zu gewinnen wünschten, so sandten sie ihnen Geschenke. Nun werden diese Preußen nach ihrem langen Marsch hungrig und durstig sein. Glaubt ihr nicht, daß sie besser mit sich werden reden lassen, nachdem sie gegessen und getrunken haben? In zwei Stunden wollen wir also aufbrechen; bis dahin möge jeder, der an diesem Werk der Versöhnung mit helfen will, Obst, Brot, Wein oder was er sonst hat, das des Menschen Herz erfreut, hierher bringen.

Erstaunen, Verwunderung, Schrecken, jedes andere Gefühl verlor sich jetzt in der Bewunderung der Weisheit des Herrn Ortsvorstehers. Alle liefen hin ihre Friedensgaben zu holen, und als sich nach zwei Stunden der Zug in Bewegung setzte, sah es stattlich genug aus. Voran schritt der Herr Ortsvorsteher in seiner besten Uniform, neben ihm der Herr Pfarrer, dann schloß sich eine buntscheckige Menge von Männern, Frauen, Kindern, sogar ganz kleinen Kindern an. Einige trugen Schüsseln mit Kuchen, Confect und Semmeln, andere Körbe mit purpurnen Trauben, ein Kind hatte ein paar blanke rothbackige Aepfel, ein anderes ein winziges Fläschchen Wein. In Waschkörben wurde feines Weißbrot herangeschleppt, auf Schiebkarren, zierlich mit weißen leinenen Tüchern bedeckt, waren zwischen Blumen Süßigkeiten und Päckchen Schocolade geschmackvoll geordnet. Kurz, die Sache sah aus, als wenn ein dankbares Volk einem siegreichen Heer entgegenzieht, das ihm aus einer großen Gefahr geholfen hat. Und das alles sollten die Preu-

ßen haben! In dem ganzen Haufen war keiner, der nicht sein Friedensopfer gebracht hätte, und außer dem Pfarrer keiner, der sich Gedanken darüber gemacht hätte, in welchem Sinn die Sieger diese Gaben annehmen würden. Wahrlich, selig sind die Einfältigen!

Ehe es noch Abend wurde, sah ich sie wieder einziehen; sie führten ihre lieben Feinde wie im Triumph herein. Den preußischen Offizieren und Soldaten schien die Neuheit ihrer Lage sehr zu gefallen, und wenn sich bei den Offizieren ein Schatten von Verachtung darein mischte — was schadete das? Die Tropezianer merkten das nicht. Die Soldaten kauten in zweifelloser Befriedigung ihren Kuchen, und obgleich ihre Gastfreunde kein Wort von ihrem Dank verstanden, so redete doch die That sehr deutlich, wenn ein großer Uhlan ein müdes Kind auf seine Schulter hob oder einem wankenden Mütterchen den Arm gab.

Während der folgenden vier Wochen kam ich wenig zur Ruhe. Den Tropezianern war Deutsch eine unbekannte Zunge; ich konnte es unglücklicherweise gut und bezahlte meine Buße für diese Wissenschaft damit daß ich sofort zum allgemeinen Dollmetscher ernannt wurde. Die deutschen Krieger kamen mit kleinen höflichen Redensarten zu mir, die ich ihnen ins Französische übertragen mußte, und später am Tage fanden sich ihre Wirthe und Wirthinnen ein, um sich die deutschen Antworten zu holen.

Inzwischen verlief alles hell und glatt wie ein Maiensonntag. Die deutschen Offiziere waren gutherzige Männer und mischten sich unter unsere Bevölkerung wie Freunde und Brüder. Sie veranstalteten Abendgesellschaften, zu welchen, nach einigem Zieren, unsere jungen Mädchen gingen und tanzten; ihre Musik spielte uns auf; sie liehen uns ihre Pferde und überschütteten uns mit Beweisen ihres Wohlwollens.

Die einzige Verletzung der Anstandsregeln, von der ich gehört habe, fiel einem älteren Landwehrmanne zur Last, der sich zu einem hübschen, in Begleitung ihres Kindermädchens aus der Schule kommenden kleinen Fräulein niederbeugte und ihr einen Kuß gab; darüber regnete es nachher demüthige Entschuldigungen.

An dem Tage als die Preußen uns verließen, flüchtete ich vor einem Regenschauer in eine armselige, verfallene Hütte. Die Eigenthümerin, eine gebrechliche alte Frau, wischte sich, während sie mit mir sprach, beständig verstohlen die Augen, und nach und nach lockte ich aus ihr heraus, daß sie den Preußen nachweinte.

Ach M'sieu, sagte sie in ihrer seltsamen Mundart, Sie wissen nicht, wie gut die gegen mich gewesen sind. Zwei waren hier einquartiert. Als ich das erfuhr, bin ich beinahe vor Schrecken gestorben, denn was konnte ich mit zwei riesengroßen Soldaten im Hause machen? Aber den allerersten Tag brachten sie ein Stück Rindfleisch mit, und grunzten und knurrten so lange, bis ich heraushatte, daß sie es gekocht haben wollten. Ich kochte es und that einen Happen Gemüse daran, und als es gar war, M'sieu, da nahm es einer von diesen großen, wilden Gesellen und theilte es in drei Stücke, und legte ein Stück auf einen Teller und rückte einen Stuhl an den Tisch, und dann redete er so wild auf mich ein — es klang mir wenigstens so — daß ich beinahe wieder vor Schrecken gestorben wäre. Als ich ihn aber gar nicht verstehen konnte, da nahm er mich bei der Hand und führte mich an den Tisch, ließ mich niedersitzen, gab mir Messer und Gabel in die Hand, und da merkte ich, daß ich das Fleisch essen sollte. Und so lange sie hier waren, sie mochten haben was sie wollten, ich mußte immer mein Theil abhaben, eher wollten sie nicht essen. „Mutter" nannten sie mich immer. — Und die alte Frau fing wieder an zu schluchzen.

Im Verlauf des Krieges wurde viel von Gewaltthat und Blutvergießen geredet. In Tropez war eitel Friede und Wohlwollen. Wer will sagen, ob der Herr Ortsvorsteher nicht ein weiser Mann in seinem Geschlecht gewesen ist?

Das Wesen des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts.

Aus dem Vortrag des Dr. W. Götze (Leipzig) im Sächsischen Landesverbande zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts zu Dresden am 28. April 1886.

Meine Aufgabe ist heute ein Bericht über die Erfahrungen, welche ich aus der Lection und dem mündlichen Verkehr, aus mannigfacher Anschauung und eigener Arbeit über den Handfertigkeits-Unterricht im Norden gesammelt habe. Man wende nicht schon von vornherein ein, daß das was für den Norden sich eigne, für unsere Verhältnisse ganz und gar nicht passend sein könne, denn es ist ganz und gar nicht meine Absicht, eine sclavische Nachahmung des nordischen Sleud für uns zu empfehlen. Abgesehen davon möchte ich freilich bekennen, daß ich in Schweden ein vortrefflich geleitetes, hoch entwickeltes Schulwesen kennen gelernt habe, welches in vieler Hinsicht dem deutschen nachgebildet und ihm mindestens ebenbürtig ist, bis auf den Turn- und Handfertigkeits-Unterricht, in welchem Schweden meines Erachtens ganz vortreffliches und selbständiges leistet.

Wenn nun dort in verhältnismäßig kurzer Zeit der Handfertigkeits-Unterricht durch die Schule einen wahren Siegeszug gehalten hat, wenn die Lehrer, die sich anfänglich ihm abgeneigt zeigten, jetzt des Lobes voll von seinen guten Wirkungen sind, wenn die Regierung jede Schule, welche diesen Unterrichtszweig facultativ aufnimmt, mit bestimmten Geldmitteln unterstützt, und die Communen opferfreudig die übrigen Mittel bewilligen — die Stadt Stockholm hat beiläufig für das gegenwärtige Jahr 56 250 Mark für den Handfertigkeits-Unterricht ausgeworfen — so daß gegenwärtig in mehr als achthundert schwedischen Volksschulen der Handfertigkeits-Unterricht Boden gewonnen hat, so muß das doch immerhin für eine bemerkenswerthe Erscheinung auf pädagogischem Gebiet gelten, und auch wenn dieses Vorgehen nicht als Beispiel oder Muster aufgestellt werden soll, so verdient diese Bewegung innerhalb des Unterrichtswesens des Nordens doch wohl unser Interesse!

Was nun zunächst Dänemark anlangt, so scheinen hier bisher die Bestrebungen für den Hausfleiß den erzieherischen Arbeitsunterricht überwogen zu haben. Gegenwärtig tritt aber eine starke Bewegung für den pädagogischen Sleud hervor, der von dem unmittelbaren Nutzen der Arbeitsproducte absieht. Beide Strömungen, die ältere des Hausfleißes und die jüngere des erziehenden Arbeitsunterrichts sondern sich klar von einander ab, und die letztere, welche von dem dänischen Sleud-Verein mit großem Eifer verfolgt wird, lehnt sich mit ihren erzieherischen Bestrebungen an das was in Schweden geschaffen worden an. Schon mehrfach sind dänische Lehrer im Sleud-Seminar von Nääs ausgebildet worden, und auch sonst sind mancherlei Beziehungen zwischen dem dänischen und schwedischen Arbeitsunterricht vorhanden.

Von großer Wichtigkeit für den pädagogischen Handfertigkeits-Unterricht in Dänemark ist das Eintreten des Nestors der dänischen Philologen Berg, der auch in deutschen Philologenkreisen wohl bekannt ist. Berg ist Rector der Gelehrtenschule Frederiksborg, sein Einfluß auf das dänische höhere Unterrichtswesen anerkannt sehr groß. In seiner zu Ostern 1885 erschienenen Einladungsschrift zur Abgangs- und Lehrerprüfung seiner Schule äußert er sich in bemerkenswerther Weise über den Handfertigkeits-Unterricht, indem er einer Eingabe an das Ministerium für Kirche und öffentlichen Unterricht gedenkt, welche die Einrichtung einer Schulwerkstatt an seinem Gymnasium zum Gegenstand hat. Ich gestatte mir daraus folgende Sätze hervorzuheben:

„Wie sehr auch die Zeit der Specialisten bedürfe, die Schule muß sich wohl in Acht nehmen, diesem Bedürfnis freundlich entgegenzukommen. Sie soll und muß dafür sorgen, daß die Schüler nicht durch eine abstracte wissenschaftliche

Methode der Lust und Freude an eigenem Denken und Streben beraubt werden. Unsere Zeit geht in einer praktischen Richtung. Wir sollen unsern Kindern eine Erziehung geben, welche ihnen geistig und körperlich in dem harten Kampfe ums Dasein helfen kann. Aber während bei den Engländern die besten Kräfte der mittleren Stände sich dem Handel, der Industrie, dem Handwerk, der Landwirthschaft und dergleichen hingeben, um sich so ein Vermögen und eine unabhängige Stellung zu erwerben, wodurch natürlich der Nationalwohlstand vermehrt wird, hat sich bei uns (ich glaube deswegen, weil wir so nah verwandt mit Deutschland sind) die unglückliche Einbildung festgesetzt, daß es für einen intelligenten jungen Mann am wünschenswerthesten und ehrenvollsten sei, Offizier oder Student zu werden, oder wenn dies nicht gelingt, doch zum Eisenbahn- oder Telegraphen-Dienste zu gehen. Eine sichere kleine Anstellung mit einem geringen Gehalt und einer winzigen Pension wirkt hierzu bei unserer bequemen und ein wenig trägen Lebensführung verlockend.

„Was wird," fährt Berg später fort, „aus diesen jungen Menschen in den Gelehrtenschulen werden, welche durch ihre Schulbildung den praktischen Bedürfnissen unserer Zeit viel mehr entfremdet als für sie gebildet worden sind, wenn der Staat nicht länger mehr imstande ist sie als Beamte anzustellen? Wird sich nicht bald ein litterarisches Proletariat von Misvergnügten bilden, welche nicht zu einer Stellung, die ihrer Bildung entspricht, gelangen können, und welche durch ihre lange Beschäftigung mit rein theoretischen, intellectuellen Dingen der körperlichen Arbeit entwöhnt sind? Den Zulauf zur Universitätsbildung dadurch zu hemmen, daß man die Prüfungen erschwert und die Anforderungen der Schule erhöht, werden die meisten, glaube ich, als unausführbar betrachten. Die einseitige Entwicklung der Intelligenz auf Kosten des Willens in den Gelehrtenschulen muß aufhören. Wir dürfen nicht länger auf die deutschen Schulen hinschauen, um die richtigen Musterschulen zu finden." Und nun bringt Berg die Statistik Professor Conrad's in Halle über die erstaunliche Ueberproduction an gelehrter Bildung in Deutschland bei.

Er fährt dann fort: „Von Spinoza ist es bekannt, daß er, als er aus der Synagoge ausgestoßen war und eine Zeit aus Amsterdam verwiesen wurde, seinen Unterhalt dadurch gewann, daß er Gläser schliff. Dies hatte er in seiner Jugend gelernt infolge einer Vorschrift des Talmud, nach der alle Gelehrten ein Handwerk lernen sollen. Man weiß von Livingstone, daß er, da er 19 Jahre alt als Student die Universität Glasgow bezog, den Sommer in einer Baumwollenspinnerei gearbeitet hat, im Winter aber Vorlesungen über die griechische Sprache, über Theologie u. s. f. hörte. In einer Rede welche der jetzige Ministerpräsident Gladstone vor einigen Jahren als Kanzler einer schottischen Universität hielt, zeigte er, daß der fünfte Theil der Studenten sich den Unterhalt dadurch verschaffe, daß sie als Tischler, Zimmerleute oder dergleichen in den langen Universitätsferien arbeiten. In diesem Winter hat der frühere schwedische Staatsminister de Geer, jetzt Universitätskanzler, in einer Rede an die Studenten in Upsala die Bedeutung der körperlichen Arbeit für die Entwicklung des Charakters der Jugend hervorgehoben. Diese Stimmen und diese Thatsachen, welche ich durch viele andere vermehren könnte, weisen dahin, daß etwas für die Schulen in dieser Richtung gethan werden sollte, da die Bevölkerung ein ziemlich schiefes Urtheil über die höheren Schulen, über die Realschule, nicht minder über die Gelehrtenschule bekommen hat, so wie wenn man dadurch, daß man seine Söhne in diese Schulen bringt, ihnen eine Stellung als Beamter im Staatsdienste sicherte, während man die in der Schule erworbenen Kenntnisse nicht als etwas werthvolles an und für sich betrachte. Aus diesen verschiedenen Gründen fordere ich, daß zwei oder drei Zimmer zur Werkstatt für die Schüler eingerichtet werden möchten, damit ihre Hände sich ausbilden, die Augen für die Auffassung der räumlichen Verhältnisse geschärft werden und ihre körperlichen Kräfte sich so entwickeln. Natürlich ist hierbei ebenso wenig davon die Rede, die jungen Menschen zu Handwerkern zu bilden, wie man sie zu Litteraten machen will, wenn man sie eine dänische Chrie schreiben läßt. Aber ebenso wie die Stilübungen dahin zielen, die Schüler zum Herren ihrer Gedanken zu machen, ebenso geht mein Vorschlag darauf aus, sie ihre körperlichen Kräfte beim Gebrauch des Hobels, des Hammers, der Säge gebrauchen zu lehren. Dadurch wird zugleich nach und nach Achtung und Liebe bei der Jugend für die körperliche Arbeit sich entwickeln."

Der Antrag des Rectors Berg wurde vom Ministerium mit Wohlwollen aufgenommen und an die Universitätsinspection zur Erlangung eines Gutachtens über die Angelegenheit gesandt. Diese pflichtet den Auslassungen Berg's in ihrem ebenfalls höchst bemerkenswerthen Gutachten völlig bei, indem sie die Gefahr scharf betont, welche aus dem gewaltigen Zudrang zu den gelehrten Studien für das Land erwachse. Sie unterstützt den Vorschlag Berg's, Schulwerkstätten für Gymnasiasten einzurichten, um vielleicht bei Zeiten die Schüler daran zu erinnern, daß es neben den Studien auch andere Thätigkeiten gibt, die es verdienen die Zeit eines Menschen auszufüllen, und welche Einsicht und Nachdenken ebenso sehr fördern als die Bücher-Studien. Die körperliche Arbeit, welche die Uebungen der Werkstatt fordern, müssen auch eine willkommene und nützliche Abwechselung bieten von der stillsitzenden Lebensweise, die mit dem Studiren verbunden ist. Die Inspection muß darum anerkennen, daß der Vorschlag Rector Berg's werth sei, geprüft zu werden, und sieht in jedem Falle gar kein Bedenken, zu seiner Ausführung zu rathen.

Der greise Schulmann ist dann, wie ich höre, in Schweden gewesen, um den dortigen Handfertigkeits-Unterricht genau kennen zu lernen, und so kann man annehmen, daß in Dänemark neben den namentlich in ländlichen Gegenden gepflegten und dort segenbringenden Hausfleiß auch der erziehende Arbeits-Unterricht eine Stätte finden wird.

In Nääs habe ich eine Reihe von Kopenhagener Modellen für den Unterricht in Papp-Arbeiten gesehen, die mir sehr brauchbar zu sein schienen und sich besonders durch ihre geschmackvolle Farbenwahl auszeichneten. In Stockholm habe ich auch in Bürgerschulen größere Mädchen nach diesen Modellen mit sehr gutem Erfolge arbeiten sehen. Doch arbeitet man hier nicht einzig nach diesen Kopenhagener Modellen, sondern auf meinen Vorschlag sind dort auch die Dresdener, von Leonhardt und Kummer bearbeiteten Modelle eingeführt worden, und neuerdings hat man sich weiter die Zwickauer Papp-Arbeitsvorlagen von Hertel und unsere Leipziger Arbeiten kommen lassen. Jene Kopenhagener Modelle sprechen aber entschieden für ein tüchtiges Streben auch auf dem Boden des pädagogischen Arbeits-Unterrichts, und so wird man nach allem Dänemark, von dem ja Deutschland durch den Herrn Rittmeister v. Clauson-Kaas die erste Anregung für seinen Handfertigkeits-Unterricht empfangen hat, als wesentlich betheiligt an der Entwicklung des nordischen Sleuds zu betrachten haben.

In Norwegen ist der Sleud verhältnismäßig noch wenig entwickelt, und es scheint, als ob die politischen Unruhen die pädagogische Reformbewegung nicht haben recht gedeihen lassen. Man schwankt hier noch zwischen dem Hausfleiß Dänemarks und dem Arbeits-Unterricht Schwedens, doch scheint gegenwärtig eine stärkere Neigung zu dem letzteren hervorzutreten. Schon öfter sind norwegische Lehrer in Nääs ausgebildet worden, und es gibt auch Sleud-Schulen nach schwedischer Einrichtung in einigen norwegischen Städten, z. B. in Frederikshald. Die Lehrer der nordischen Länder Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland kommen nemlich immer je nach fünf Jahren abwechselnd in den vier Hauptstädten ihrer Länder zusammen. Der letzte dieser nordischen Lehrertage fand nun in Christiania statt, und hier stand die Frage des Arbeits-Unterrichtes auf der Tagesordnung. Der verdiente Leiter des Sleud-Seminars zu Nääs in Schweden Director Otto Salo-

mon leitete die Verhandlung durch einen Bericht über den schwedischen Sleud ein, und man darf vielleicht sagen, daß da die Idee des rein pädagogischen Arbeits-Unterrichts für Norwegen zum Durchbruch gekommen ist, gegenüber der anderen Auffassung die den Sleud nur vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus beurtheilt und ihn als ein Mittel ansieht den gesunkenen Hausfleiß zu heben. Die norwegische Regierung wie der Storthing aber sind den Sleudbestrebungen sehr geneigt und bewilligen alljährlich namhafte Summen zur Unterstützung des Sleuds in den Seminaren wie in den Knabenarbeitsschulen.

In Finnland wurde zuerst der Gedanke, die körperliche Arbeit als Erziehungsmittel der Volksschule durchzubilden, klar erfaßt und verwirklicht, und zwar durch den Schöpfer des finnischen Schulwesens Uno Cygnäus. Er bekennt sich selbst zur deutschen Pädagogik, mit der er auf langen Studienreisen vertraut wurde; insbesondere ist er ein eifriger Anhänger Pestalozzi's und Fröbel's. Nur daß er die für richtig erkannten pädagogischen Ideen als Seminardirector und jetzt als Oberinspector der finnischen Volksschulen für die Unterrichtsanstalten des Landes auch wirklich fruchtbar machte. Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis inbezug auf den Arbeits-Unterricht ist zu interessant und so Wort für Wort richtig, als daß ich es mir versagen könnte es hier kurz anzuführen:

„Pestalozzi's Verdienst ist die Entdeckung und Ausbildung der anschaulichen Unterrichtsweise, welche sich in seinen Anschauungs-, Denk- und Sprechübungen einen speciellen Ausdruck gab. Daß diese Uebungen schon bei ihm selbst und mehr noch bei seinen Nachfolgern nicht selten in leere, oft komische Plaudereien ausarteten, ist männiglich bekannt, bekannt auch, daß der ganze Anschauungs-Unterricht dadurch in einen schlechten Ruf kam. Da erschien Fröbel und meinte, das Kind müsse nicht nur anschauen und durch die Anschauung erhaltene Vorstellungen aussprechen, sondern auch das Aufgefaßte in Spiel und in kleineren Handarbeiten selbst verwirklichen lernen, müsse als schaffendes Wesen von Anfang an zur Selbstthätigkeit und schaffender Wirksamkeit, also durch Arbeit zur Arbeit erzogen werden. Er empfahl als Mittel zu diesem Zwecke seine genial erfundenen Spielgaben, Modellir-Arbeiten u. s. f. Dadurch wurde ich, der ich schon von Kindesbeinen an gewöhnt war an verschiedene Handarbeit, auf den Gedanken geführt, daß man in die Schule nicht nur die Fröbel'schen Spielgaben und die übrigen von ihm empfohlenen Arbeitsübungen einführen, sondern auch mit älteren Kindern solche Arbeiten treiben sollte, welche die Ausbildung der Hand, die Entwickelung des Formensinnes und des ästhetischen Gefühls bezwecken und jungen Menschen zu einer allgemeinen, in jeder Stellung des Lebens nützlichen praktischen Geschicklichkeit verhelfen. Aber alle diese Arbeiten dürfen nicht handwerksmäßig betrieben werden, sondern immer nur in enger Beziehung zu dem allgemeinen erziehlichen Zwecke, also als formale Bildungsmittel. Ich sehe es als unumgänglich nothwendig an, daß die Schüler der Volksschule und mithin auch die des Seminars Gelegenheit erhalten, sich in einer mit dem populären Unterrichtsstoff der Mathematik und Naturwissenschaft Hand in Hand gehenden allgemeinen Handfertigkeit zu üben, d. h. sich die Geschicklichkeit zu erwerben, mit Hilfe von Werkzeugen und Geräthen verschiedener Art mechanische Arbeiten auszuführen."

Was die praktische Ausgestaltung des finnischen Arbeits-Unterrichts anlangt, so scheint man sich immer enger an den schwedischen Sleud anschließen zu wollen, wie ja Finnland trotz aller nationalen Selbständigkeitsbestrebungen, die namentlich auf dem Gebiet der Sprache lebendig sind, doch den engen Zusammenhang mit Schweden in allen Fragen der höheren Cultur nicht verleugnen kann. Eine große Zahl finnischer Lehrer und Lehrerinnen sind in Nääs ausgebildet worden und haben die schwedische Holzarbeit in ihre Heimat verpflanzt.

(Fortsetzung folgt.)

Handfertigkeits-Unterricht in Schlesien.

Nach jahrelanger Mühe ist es endlich gelungen, der Sache des Handfertigkeits-Unterrichts in Breslau, der zweitgrößten Stadt Preußens eine Stätte zu bereiten. Man schreibt uns von dort:

Am 11. Mai fand die Eröffnungsfeier der vom städtischen Lehrer Ludwig Baron ins Leben gerufenen ersten Handfertigkeits- oder Arbeits-Schule statt. Kurze Zeit vorher, in der Osterwoche war zur Belebung der in Aussicht genommenen Schule noch der Landtagsabgeordnete von Schenckendorff auf Einladung des Schlesischen Central-Gewerbevereins nach Breslau gekommen, um vor einer zahlreichen Versammlung einen Vortrag über „Erziehung zur Arbeit als Mittel der Socialreform" zu halten. Dem Vortragenden, der schon lange daran gearbeitet hatte den Boden in Breslau zu lockern und dessen Beredsamkeit ebenso allgemein bekannt ist, wie sein verständnisvoller und erfolgreicher Eifer für die Idee des Handfertigkeits-Unterrichts, gelang es die Zuhörer für die gute Sache zu begeistern. Dieser Umstand hat sicher viel dazu beigetragen, daß die junge Anstalt schon bei ihrer Eröffnung eine ziemlich große Zahl von Schülern, fast sämmtlich Zöglingen hiesiger höheren Unterrichtsanstalten aufzuweisen hat. Der Eröffnung wohnten bei in Vertretung der städtischen Behörden die Herren Stadtschulrath Dr. Pfundtner, Stadtschulinspectoren Dr. Kriebel und Dr. Handloß, und andere Mitglieder der Schuldeputation, in Vertretung des Schlesischen Central-Gewerbevereins, die Herren Realschuldirector Dr. Fiedler, Gewerberath Trief, Commissionsrath Benno Milch und andere Vorstandsmitglieder, desgleichen eine Anzahl städtischer und Privatlehrer, Vertreter der Presse und Angehörige der gemeldeten Schüler. Herr Baron sagte in seiner an die Versammlung gehaltenen kurzen Ansprache etwa folgendes: Die städtische Schuldeputation habe vor Jahresfrist durch Gewährung nicht allein des erforderlichen Urlaubs, sondern auch einer Geldbeihilfe ihm ermöglicht, an einem in Leipzig stattgefundenem Handfertigkeitscurs für Lehrer theilzunehmen und sich daselbst die Befähigung zur Ertheilung des Handfertigkeits-Unterrichts sowie zur Leitung einer derartigen Schule zu erwerben. Als es sich nun darum handelte, der Begründung einer Arbeitsschule in Breslau näher zu treten, habe ihn seine vorgesetzte Behörde dadurch wirksamst unterstützt, daß sie nicht allein ein schönes, für den Betrieb des Arbeitsunterrichts außerordentlich geeignetes Local, nemlich den Prüfungssaal der katholischen höheren Bürgerschule zur Verfügung stellte, sondern auch die Bekanntmachung der ins Leben gerufenen Arbeitsschule an den höheren Knaben-Unterrichtsanstalten städtischen Patronats sowie den Privatknabenschulen übernahm. Dem Schlesischen Central-Gewerbeverein gebühre das Verdienst, die Idee des Handfertigkeits-Unterrichts zum Gegenstand seiner ganz besonderen Fürsorge gemacht zu haben. Dieser einflußreiche gemeinnützige Verein, dessen Glieder über die ganze Provinz verbreitet sind, sei die geeignetste und berufenste Körperschaft, der jungen Anstalt den nöthigen Schutz und die unentbehrliche Fürsorge angedeihen zu lassen, worüber bereits durch Regelung der materiellen Seite ein thatsächlicher Beweis vorliegt. Daß nun endlich der Handfertigkeits-Unterricht auch im Osten des Reiches weiter vorschreitet, seine segensreiche Thätigkeit zu entfalten, nachdem der Westen schon vor Jahren vorangegangen, sei bedeutsam in der allmählichen Entwickelung der Handfertigkeitsidee. Die nun in Breslau heimisch gewordene Handfertigkeit werde Gelegenheit bekommen, alle die irrigen Meinungen und Misverständnisse zu zerstreuen, die zuweilen geflissentlich Verbreitung fanden. Fortan werde nur noch jene sachliche Kritik Platz greifen können, welche aus persönlicher Anschauung geschöpft werde. Hieran schloß sich eine kurze Darlegung der Zwecke und Ziele des Unterrichtes, sein Verhältnis zur Pädagogik und zum Handwerk.

Stadtschulrath Dr. Pfundtner gab darauf im Namen der

städtischen Behörde der Freude Ausdruck, daß es Herrn Baron gelungen sei, seinen Wunsch auszuführen. Durch eine praktische Probe werde Herr Baron die etwaigen Vorurtheile hinwegräumen, welche der Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts noch im Wege lagen. Er rief dem Begründer der Arbeitsschule ein herzliches Glückauf zu und versprach seine Bestrebungen mit Interesse verfolgen zu wollen. Director Dr. Fiedler erklärte im Namen des Schlesischen Central-Gewerbevereins und des Breslauer Gewerbevereins, daß diese Vereine es sich stets angelegen sein lassen würden, die Bestrebungen des Herrn Baron auf diesem Gebiet zu fördern.

Zum Schluß wurden die zahlreich ausgestellten Lehrmittel einer eingehenden Besichtigung unterworfen.

Im Anschluß an diesen Bericht theilen wir noch mit, daß auch in Liegnitz sich Interesse für den Arbeits-Unterricht geltend zu machen beginnt, und daß Herr E. von Schenckendorff auf dem diesjährigen schlesischen Gewerbetage am 12. Juli einen Bericht über die Förderung des Arbeits-Unterrichts in Schlesien übernommen hat. Der schlesische Central-Gewerbeverein beabsichtigt, im Anschluß an dieses Referat, eine besondere Abtheilung zu bilden, welche die Angelegenheit für Schlesien weiter fördern und vor allem auch eventuell unterstützen soll.

In den Arbeitsschulen des Kreises Waldenburg in Schlesien, die der dortige Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Classen ins Leben gerufen hat, befanden sich 316 Schüler unter 27 Lehrern. Sie zielen ab auf die Beseitigung eines positiven Nothstandes in der arbeitenden Bevölkerung der Weber-Industrie des Eulen- und Waldenburger Gebirges und in den Classen der Bergarbeiter, indem sie sich zur Aufgabe machen Freude am Handwerk zu erwecken und durch diese Arbeitskräfte von der elenden Weberarbeit dem ernährenden Handwerk zuzuführen, und weiter den Arbeiter fähig machen wollen, durch Aneignung gewisser Handfertigkeiten sich einen Nebenverdienst zu verschaffen und so seine Mußestunden statt mit dem Besuch des Wirthshauses mit dem Anfertigen von Handfertigkeitsgegenständen auszufüllen. Der Vertreter des genannten Vereins auf dem vorigjährigen Görlitzer Handfertigkeits-Congreß, Kreisschulinspector Dr. Gregorovius, hat in seinem Bericht das Ergebnis der dort gesammelten Beobachtungen für die Zwecke der Vereins-Schulen in folgende Sätze zusammengefaßt. 1. Die Form sei in constructiver Beziehung so vielseitig als möglich; 2. die Laubsägearbeiten, vielleicht auch die Papier- und Papp-Arbeiten sind zu beschränken; 3. die Methode sei eine schrittweise fortschreitende, sie führe vom Leichten zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten; 4. der Knabe erfasse jeden anzufertigenden Gegenstand vorerst mit seinem geistigen Auge, d. h. er lerne verstehen, wie derselbe unter Anwendung von Maß und Zirkel aus dem rohen Stoff in eine bestimmte Form gebracht werden kann und wie diese entstehen muß; aber 5. die theoretische Anweisung werde mit weiser Beschränkung geübt. Die Leiter der Schulen sind bemüht diese Erfahrungen nutzbar zu machen.

Die Aufgabe der richtigen Ernährung.

Die „Magenfrage", die „Brotfrage" — wievielen anderen die Menschheit bewegenden Fragen liegt sie zu Grunde! Ohne sie wären wir schwerlich zu einer socialen Frage, zu einer Frauenfrage, zu einer Arbeiter-Frage gekommen. Schließt sie in erster Reihe die Aufgabe ein, einem bedürftigen Theile der Menschheit zu Brot zu verhelfen, so muß sie doch auch die Aufmerksamkeit auf die Nothwendigkeit lenken, das vorhandene Brot so vollständig wie irgend möglich seinem Zweck der Ernährung dienstbar zu machen, wozu bekanntlich nicht nur gehört, daß es irgendwie bereitet und dann verzehrt werde. In dieser Richtung hat die Wissenschaft unserer Zeit staunenswerthe Fortschritte gemacht. Sie hat auf Grund sehr eindringender, äußerst mühsamer und umfassender Forschungen dargethan, wie und warum die vieltausendjährige Erfahrung des Menschengeschlechts an sehr vielen Punkten die richtige Wahl, das richtige Verfahren zur Sitte gestaltet hat, der wir ohne weiteres Nachdenken folgen; aber sie zeigt auch, daß an sehr vielen anderen Punkten Unkenntnis und schädliche Vorurtheile der völligen, gesundheitsgemäßen Ausnutzung alles dessen was wir tägliches Brot nennen, im Wege stehen, daß also der Mangel an Brot, der Schwerpunkt der Volksarmuth, keineswegs allein daran liegt, daß nicht genügende Mengen von Nahrungsstoffen erzeugt werden, sondern ebenso wohl daran, daß ungeheure Mengen vorhandenen Nahrungsstoffes ganz oder theilweise ungenutzt verloren gehen.

Der Mann ist vorzugsweise bei der Erzeugung und Herbeischaffung der Nahrung thätig; der Frau kommt es zu, die beschaffte Nahrung so zu verwalten: auszuwählen, einzutheilen, zu bereiten, zu reichen, daß die Ihrigen thunlichst gut ernährt werden. Könnten in Deutschland plötzlich hunderttausende von Centnern Schlachtfleisch, Getraide, Hülsenfrüchte u. s. f. mehr erzeugt und eingeführt werden, so würde das dem Volkswohlsein nichts helfen, wenn die deutschen Hausfrauen von jedem dieser Nahrungsmittel nur den zehnten oder hundertsten Theil seines Nährwerthes zur Ernährung der Ihrigen nutzbar zu machen verständen. Würde z. B. einer armen Familie, die jetzt mit drei Pfund Fleisch die Woche auskommen muß, die doppelte Portion geschenkt, die Frau aber, anstatt das Fleisch wie bisher mit dem Gemüse zu kochen, bereitete von nun an nur Fleischbrühe daraus, in dem weitverbreiteten Wahn, daß Fleischbrühe nahrhaft ist, so wäre die Familie schlechter ernährt als sonst. Wer an dieser Stelle die Volkswohlfahrt fördern will, muß sich also an die Frauen wenden. Die Frauen müssen darüber aufgeklärt werden, was man unter Ernährung zu verstehen hat. Sie müssen den wichtigen Grundsatz einsehen lernen, daß der Mensch nicht von dem lebt, was er ißt, sondern von dem was er verdaut, d. h. von dem was in der Form des Nahrungssaftes vom Körper aufgesogen, was ihm im eigentlichen Sinne des Wortes einverleibt wird, und das ist längst nicht alles was über die Zunge geht.

Eine deutsche Frau hat den Muth gehabt, dieses verdienstliche Werk der Belehrung ihrer Mitschwestern zu unternehmen. Sie konnte ihn haben, denn ohne zu den selbständigen Förderern der Wissenschaft zu gehören, hat sie sich die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete in einer Weise zu eigen gemacht, welche vor ihrem scharfen Verstande, ihrer geistigen Klarheit, ihrem Fleiß und ihrer Beharrlichkeit die größte Hochachtung erweckt, und welche sie in ausgezeichnetem Maße befähigt die Vermittlerin zwischen gelehrter Arbeit und praktischer hauswirthschaftlicher Thätigkeit zu spielen. Wir werden es als ein sehr günstiges Zeugnis für die deutsche Frauenwelt ansehen, wenn ihr Werk fleißig gelesen, gründlich durchgearbeitet, immer und immer wieder zu Rathe gezogen wird. Es heißt: Das Buch der richtigen Ernährung Gesunder und Kranker (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger) und ist in 14 Lieferungen zu 75 Pf. erschienen. Für seine wissenschaftliche Zuverlässigkeit mag das Zeugnis Max von Pettenkofer's dienen, welcher der Verfasserin, Marie Ernst unterm 6. April d. J. schreibt:

Hochgeehrte Frau!

Ihr Buch über die richtige Ernährung Gesunder und Kranker habe ich jetzt noch näher kennen gelernt, als ich Ihre Arbeit bereits aus den Schilderungen meines Freundes Karl v. Voit kannte, und kann sein ohnehin maßgebendes Urtheil nur bestätigen. Es ist das erste Kochbuch, das auch von vielen Menschen gelesen werden wird, welche nicht Köche und Köchinnen sind, die nur nach Recepten fragen, sondern überhaupt beurtheilen wollen, ob ihre Küche und damit auch ihr eigener Leib richtig bestellt wird. Ihr Buch steht hoch über der Physiologie des Geschmackes des berühmten Savarin, welche Karl Vogt ins Deutsche übersetzt hat.

Ich bin überzeugt, daß nichts besser geeignet ist, um einer richtigen Volksernährung in allen Schichten, bei Reichen und Armen Bahn zu brechen, als Ihr Buch. Sie haben sich dadurch ein Verdienst um das allgemeine Wohl errungen.

Ich habe das erste Heft meiner Frau gegeben, die eine sehr erfahrene Hausfrau ist und auch zu kochen versteht, mit dem Ansinnen, es durchzulesen. Ich sagte ihr absichtlich nichts von meiner eigenen Ansicht über Ihre Arbeit. Obschon sie mir erwiderte: Ach! schon wieder ein Kochbuch, aus dem ich nichts oder wenig brauchen kann, so änderte sich der Eindruck schon, nachdem sie die ersten Blätter gelesen hatte, und sie freut sich jetzt auf die Fortsetzung. Meine Frau findet Ihr Buch — wie sie sich ausdrückte — klassisch und versicherte mir, daß daraus viel zu lernen sei.

Indem ich Sie aufrichtig beglückwünsche, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
Dr. M. v. Pettenkofer.

Die Verfasserin ist eine Schülerin von Professor Bock, der in seinem Buch vom gesunden und kranken Menschen als einer der ersten versucht hat, Aufklärung über die Bedingungen des körperlichen Lebens in weite Kreise zu bringen. Von ihm zur Abfassung der vorliegenden Arbeit angeregt, hat sie eine sehr umfangreiche Fachlitteratur durchstudirt und stützt sich überall auf die Aussprüche der ersten Autoritäten. Von Männern wie Voit, Koenig, Esmarch, Geigel, Bauer u. a. ist ihr unmittelbar hilfreiche Hand geleistet. Steht also der wissenschaftliche Werth ihrer Arbeit unbezweifelt da, so hat sie es andererseits verstanden, die Ergebnisse gelehrter Forschungen in gemeinverständlicher, anziehender, edler Sprache darzulegen und hat, soviel ich beurtheilen kann, nichts übersehen, was irgendwie in einer volksthümlichen Ernährungslehre zu berücksichtigen war. Ein sehr vollständiges Inhaltsverzeichnis der 24 Abschnitte und ein Namen- und Sachregister erleichtern den Ueberblick, was bei einem Umfang von mehr als 800 Seiten nicht unwichtig ist. Dem vorliegenden ersten Theil, welcher die körperlichen Vorgänge bei der Ernährung schildert, die einzelnen Nahrungsmittel beschreibt und alle Verhältnisse eingehend erörtert, die bei der Ernährung von Einzelnen, Familien und Massen beachtet werden müssen, soll als zweiter ein eigentliches Kochbuch mit Vorschriften zur Bereitung von Speisen folgen, dem man mit hohen Erwartungen entgegensehen darf.

M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Im Neumärkisch-Posener Bezirksverband der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung darf nach dem Bericht des Vorstandes (Rechtsanwalt Herse, Mechaniker Förster, Rector Lehmann in Posen) „das Jahr 1885 für die Entwickelung des Volksbildungswesens als ein besonders günstiges bezeichnet werden. Von hervorragendem Einfluß auf diese kräftige Entwickelung war der Umstand, daß der Centralausschuß der Gesellschaft sich entschloß, die Versammlung der Gesammtgesellschaft vom 27. bis 29. Juni in der Stadt Posen abzuhalten. Dem Hinweis auf jene Generalversammlung haben wir es zu danken, daß dem Verbande sowohl neue körperschaftliche Mitglieder als zahlreiche persönliche Mitglieder beitraten; die Zahl der ersteren wuchs von 50 auf 57, die der letzteren von 121 auf 168." Wo Männer wie Herse und Röstel (Landsberg) gemeinsam die thätige Seele sind, ist das alles kein Wunder!

Der Verein für Kinderhorte zu Frankfurt am Main hat seinen ersten Bericht ausgegeben, der mit einem das Leben im Knabenhort veranschaulichenden Titelbildchen ausgestattet ist, die Wirksamkeit des Vorstandes darstellt und das innere Leben der Anstalt darstellt. Kurze statistische Angaben zeigen die Noth, welcher der Verein gründlich abzuhelfen berufen sein dürfte, wenn erst die Zahl seiner Mitglieder auf das zehnfache gestiegen sein wird. Einfache Verpflegung der Kinder in den Nachmittagsstunden, fröhliches Spiel in Haus und draußen, Arbeit in Gartenpflege und Handfertigkeit soll dort sonst der Verwahrlosung preisgegebenen Frankfurter Kinder schützen und zu tüchtigen Menschen mit heranziehen helfen. Jetzt sind einhundert Kinder versorgt. Auf vierzehnhundert wird die Zahl derer geschätzt, für welche Fürsorge getroffen werden muß.

Heilschwindel. Der Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe warnt vor folgendem Heilschwindler: Ein gewisser P. F. W. Barella in Berlin empfiehlt durch Anzeigen und Flugblätter gegen verschiedenartige Leiden der Verdauungsorgane ein Universalmagenpulver. Dasselbe besteht aus doppelt kohlensaurem Natron, welches mit Milchzucker, Weinstein, Chlorammonium, Kreide und einer verschwindend kleinen Menge Pepsin gemischt ist. Das Universalmagenpulver besitzt die ihm angerühmte universelle Heilkraft nicht; dagegen ist dessen Preis etwa doppelt so hoch, als er nach der Arzneitaxe in den Apotheken gefordert werden dürfte. Barella ist wiederholt wegen unerlaubten Feilhaltens von Arzneien bestraft worden; auch erlitt er Strafe wegen unberechtigter Führung eines Adelsprädicats, indem er sich fälschlicher Weise den Namen „Prinz Friedrich Wilhelm Barella" beilegte.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 27. Sonntag, 4. Juli. 1886.

Geschäftlicher Betrieb in gemeinnütziger Unternehmung.

Die Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke, welche am 17. Juni im Dammthor-Pavillon zu Hamburg stattfand, hat „die Begründung zweckmäßig eingerichteter Kaffee-Schenken als eins der wirksamsten Mittel der Ableitung von dem übermäßigen und unnöthigen Genuß geistiger Getränke" empfohlen, und in ihrem Beschlusse hinzugefügt:

„Nach vorliegender Erfahrung vermögen sie sich auch in mittelgroßen und sogar in kleineren deutschen Städten selbst zu erhalten. Auf ihre wirthschaftliche Selbsterhaltung sollte aber auch da alles Ernstes hingearbeitet werden, wo sie zunächst auf Vereins-Rechnung oder in der Form der Unterstützung eines tüchtigen und zuverlässigen Wirthes begründet werden, — denn nur bei vollständigem und dauerndem geschäftlichen Erfolg vermögen sie sich hinreichend rasch zu vermehren, nachhaltig zu bestehen, und den auf Erwerb ausgehenden Schenken-Unternehmern ein wirksames Vorbild aufzustellen."

Einen ausdrücklichen Widerspruch rief der auf diese Erklärung gerichtete Vorschlag des Berichterstatters nicht hervor. Nur meinte ein Theilnehmer, der sich in Werken der Inneren Mission einen Namen erworben hat, man möge bei der Schwierigkeit der Unternehmung Beiträge ohne den Anspruch auf Zins und Erhaltung nicht zu sehr entmuthigen. Auf dem Flecke ging Niemand in diesen Gedanken tiefer ein, aber es lohnt gewiß ihn etwas näher zu betrachten.

Richtig verstanden ficht er den Satz des Berichterstatters nicht an, welcher ja auch nicht etwa bloß von der Mehrheit der Versammlung, sondern wie der Vorsitzende feststellte, einstimmig gutgeheißen worden ist. Die Meinung des Freiherrn von Oertzen schien dahinzugehen, daß man im Punkte gemeinnütziger Kaffeeschenken nicht abschrecken solle von dem was wir gewöhnt sind Unternehmungen à fonds perdu zu nennen, — von bewußter, klar vorausgesehener Aufopferung des Geldes, das zur Anlage gehört. Abschrecken werden davon wohl auch die nicht wollen, welche wie der ursprünglich ins Auge gefaßte und der nachher für denselben eingetretene Hamburger Referent den Nachdruck auf streng geschäftsmäßige Unternehmung legen. Sie erklären diese nur für besser; — für allein geeignet, an das weitentlegene Ziel zu führen.

Die Kaffeeschenken finden ja nicht in der Art wie Rettungshäuser, ja selbst wie Volksküchen ihre Bestimmung in sich selbst. Es genügt für ihre sociale Idee nicht, daß in jedem Orte oder in jedem Theile einer größeren Stadt eine allgemein zugängliche Stätte vorhanden sei, an welcher diejenigen sich aufhalten, erfrischen, erholen, unterhalten können, denen es im eigenen Hause oder sonst daran fehlt, und die auch nicht in Schnapskneipen oder Bierhallen einfallen mögen. Vielmehr wird mit ihrer ersten Gründung gewissermaßen das Verfahren eingeleitet, welches an die Stelle des Brantweins und neben das Bier noch harmlosere Getränke als Bier setzen soll, — an die Stelle schlechter und gefährlicher Wirthshäuser gute. Dies aber durchzuführen reichen die sehr beschränkten Mittel nicht aus, welche von der Opferwilligkeit wohlhabender Menschen zu haben sind. Es bedarf dazu der Verfügung über das zinsbegehrende Capital, das sich nur einstellt, wo leidlich hoher Zins halbwegs sicher wirkt; es bedarf dazu wahrscheinlich obendrein noch des auf Erwerb ausgehenden Unternehmungsgeistes vieler Einzelner. Folglich muß der Beweis geliefert werden, daß Kaffeeschenken-Unternehmung gut und nachhaltig rentirt.

Damit fallen wir auch nicht etwa aus einer höheren Sphäre in eine niedere! Nein, die geschäftsmäßige Behandlung der Aufgabe ist in jedem Sinne der gegen den geschäftlichen Erfolg mehr oder weniger gleichgiltigen überlegen. Sie bedeutet Achtsamkeit auf das Bedürfnis der Kunden, Sorgfalt in der Auswahl und Zubereitung der Waaren, der Herrichtung der Räume und allem übrigen was dazu gehört. Sie bedeutet kurz gesagt mehr Hingebung an die Sache und mehr Ernst und Tüchtigkeit in ihrer Durchführung.

Handelt man denn nicht in jeder Volksküche, jedem Krankenhause, jeder Rettungsanstalt gleichartig? Das Geld zu ihrer Unternehmung mag aufgebracht sein wie es will: in seiner Verwendung, in dem täglichen und jährlichen Haushalt wird die äußerste Genauigkeit und Zweckberechnung gefordert.

Auf die Volkskaffeehäuser angewendet nach dem ruhmwürdigen englischen Vorgang will dies soviel sagen, als daß man sich nicht genügen lassen soll an der zeitweiligen, kurzlebigen Aufthuung einer Schenke ohne Alkohol, sondern von vornherein sie so lebensfähig wie möglich gestalten, und sich immer vor Augen halten, daß dieselbe ihren Endzweck noch nicht einmal in ihrer eigenen unabsehbaren Dauer findet, die nur bei gutem Reinertrag gesichert ist, sondern in ihrer Vorbild-

lichkeit für eine große gemeinnützige Umwandlung von Volkssitten und Geschäftsbegriffen. A. L.

Frederick Denison Maurice.

I.

Es wird immer mehr Sitte, die Helden einer Lebensbeschreibung selbst zu den Lesern reden zu lassen, auch wenn ihnen der Gedanke stets ferngelegen hat, ihren Lebenslauf einem größeren Publicum zu berichten. In der That liegt in einer guten Autobiographie ein solcher Reiz, daß man es den Nachlaßordnern großer Männer und Frauen nicht verdenken kann, wenn sie diese thunlichst durch Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern in weiteren Kreisen bekannt zu machen suchen, anstatt den gegebenen Stoff zu einer fortlaufenden Erzählung zu verarbeiten, in welcher doch nur allzu leicht die Auffassung und die persönliche Eigenthümlichkeit des Erzählers den Ton angibt statt derjenigen des Helden. Freilich gehört zu dieser Art der Darstellung nicht weniger genaue, persönliche Kenntnis des Gegenstandes, nicht weniger Takt und litterarisches Geschick als zu der früher beliebten Art von Lebensbeschreibungen: es dürfte ebenso leicht möglich sein, durch die unter mündlichen und schriftlichen Auslassungen eines Menschen getroffene Auswahl ein ganz falsches Bild von ihm zu geben wie ein richtiges, wie ja auch eine Photographie, obgleich ein mechanisch richtiges Abbild, ähnlich oder unähnlich erscheinen kann.

Die jetzt in einer deutschen Bearbeitung vorliegende Lebensgeschichte von Frederick Denison Maurice*) ist in der erwähnten Weise abgefaßt, und es hat dem Verfasser nicht nur eine Fülle schriftlicher Aufzeichnungen, sondern auch die vertraute pietätvolle Bekanntschaft des engsten Familienbandes zu Gebote gestanden, um von dem großen Führer der Christlich-Socialen in England ein ausgeführtes und getreues Bild zu entwerfen. Ob es ähnlich ist, ähnlich in dem höchsten Sinn, daß nicht etwa wie bei einer ersten photographischen Aufnahme jede Runzel und jede Falte auf der Bildfläche erscheint, sondern ähnlich wie ein Bildnis von Vandyck, insofern es das innere Wesen, das eigentlich Individuelle des Dargestellten zur Erscheinung bringt: das können natürlich nur die beurtheilen, die mit Maurice in persönlichem Verkehr gestanden und tiefe Einblicke in sein Wesen gethan haben. Aber da der Verfasser der Lebensbeschreibung häufig Urtheile von Zeitgenossen über seinen Vater anführt, und zwar Urtheile Fernerstehender sogut wie seiner nächsten Freunde, so hat der Leser Gelegenheit, mit diesem Spiegelbilde die Eindrücke zu vergleichen, welche er aus der Selbstdarstellung des Helden gewinnt, und wird daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß die Auswahl geschickt und einsichtig getroffen ist. Vielleicht wenn er von der überströmenden Bewunderung und Verehrung liest, deren Maurice neben bitterer Feindschaft und Verfolgung genoß, wird er je und dann sagen: Aus den schriftlichen Aufzeichnungen der Briefe und Tagebücher allein würde ich nicht geschlossen haben, daß dieser Mann denen, die ihn kannten, als ein so untadeliger, hinreißend liebenswürdiger Charakter erscheinen mußte. Aber diese Verschiedenheit der Beurtheilung beruht, wie man leicht finden kann, auf der großartigen Selbsterkenntnis und Demuth, die einen Hauptzug in Maurice's Charakter ausmacht, und die ihn dazu neigen läßt, sich selbst und anderen gegenüber die Fehler oder die Unvollkommenheiten seines Wesens und seiner Werke eher zu vergrößern als zu verdecken. Es hängt das aufs engste mit seiner ganzen biblisch-christlichen Weltanschauung zusammen, sowie mit seiner Fähigkeit Gott und die unsichtbaren Dinge fortgesetzt als gegenwärtig zu empfinden, und nur aus dieser Weltanschauung heraus läßt sich auch seine kirchliche und sociale Arbeit verstehen und recht beurtheilen, die ihm neben Dank, Verehrung, begeisterter Hingebung auch ein voll gedrücktes und gerütteltes Maß von Verleumdung und Anfeindung eingebracht hat.

Frederick Denison Maurice gehörte seiner Geburt nach einem großen Kreise von Nonconformisten verschiedener Sekten an, welche nach der Wiedereinsetzung der Stuarts durch die Uniformitäts-Akte von 1662 aus der bischöflichen Kirche ausgestoßen waren und das Band der Einigung unter einander zunächst nur darin fanden, daß sie auf jede Bekenntnis-Schrift und Bekenntnis-Formel verzichteten. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und unter dem Einfluß der damaligen Aufklärung entwickelten sich unter ihnen die Unitarier, von welchen sich die übrigen, an der Trinitätslehre und meistens am calvinistischen Lehrbegriff Festhaltenden nicht absondern konnten, weil ja eben der Ausdruck des sie verbindenden Elements eine Verneinung war. Michael Maurice, Sohn eines orthodoxen Pfarrers und eifriger Whig, ging zu den Unitariern über und wurde mit Verzicht auf ein väterliches Erbtheil Pfarrer in Yarmouth. Er heiratete im Jahre 1794 eine Kaufmannstochter und verlegte kurz darauf seinen Wohnsitz in einen kleinen Ort Normanstone in der Nähe des Seebades Lowestoft in Suffolk. Das Haus füllte sich bald mit eigenen und fremden Kindern; es wurden Mr. Maurice fünf Töchter und zwei Söhne geboren, und nach der Weise vieler englischen Landgeistlichen nahm er Kinder aus anderen Familien auf, um sie mit seinen eigenen zu erziehen, darunter einige Neffen und Nichten seiner Frau.

In dieser durch Liebe geeinten, aber aus verschiedengearteten Kreisen zusammengeströmten zahlreichen Hausgenossenschaft entstanden nun während der frühen Kindheit des 1805 geborenen zweiten Sohnes Frederick Denison religiöse Spaltungen. Zwei seiner älteren Schwestern und eine Cousine waren zuerst als Unitarierinnen über die Ansichten des Vaters und Oheims weit hinausgegangen; später kehrten sie, eine dritte Schwester und endlich auch die Mutter zum apostolischen Glaubensbekenntnis zurück und trennten sich auch äußerlich soweit von Mr. Maurice, daß sie erklärten, seine Gottesdienste nicht mehr besuchen zu können. Der tiefe Schmerz über diesen Riß wurde von allen Betheiligten umso mehr empfunden, als ihre lebhaft entwickelten Familiengefühle nicht dadurch gehemmt wurden. Sie sprachen sich in der Regel, wenn es nöthig wurde, nur schriftlich gegen einander aus. Der Vater bedang es sich aus, daß die religiöse Leitung seiner drei jüngsten Kinder, des Sohnes Frederick und zweier Schwestern, ihm ungestört überlassen werde; aber es konnte nicht fehlen, daß sie heranwachsend von den widerstreitenden Einflüssen ihrer Umgebung berührt wurden, und daß sie darunter litten. Frederick Maurice hat mehrmals den Versuch gemacht, die Wandlungen, durch welche er als Knabe und Jüngling vom unitarischen Glauben zuerst zu einem starren Calvinismus und dann zu einem weniger befangenen biblischen Christenthum mit der Dreieinigkeitslehre als Mittelpunkt geführt worden war, schriftlich darzustellen, aber er bricht immer da ab, „wo er Rechenschaft geben will, wie das Verhalten anderer auf ihn wirkte."

Ueber seinen Charakter in den Knabenjahren äußert sich ein Vetter, der mit ihm erzogen wurde: „Er war der sanfteste, lenksamste, liebreichste Knabe von der Welt, aber er war nicht minder fest, wo er etwas für recht hielt, und energisch in der Verfolgung seines Zieles. Es mag übertrieben erscheinen und für den hergebrachten Tribut einem heimgegangenen Freunde gegenüber gelten, aber nach einer langen und reichen Welterfahrung sage ich in voller Aufrichtigkeit, daß in ihm etwas so Geweihtes war, wie ich es sonst nie gesehen, ja wenn das Wort gestattet ist, etwas Christusähnliches. Als Kind war er nie eigensinnig oder verkehrt, zeigte jedoch frühe Keime von Charakterfestigkeit und geistiger Begabung, war stets ehrlich und wahrhaftig um jeden Preis, lernbegierig und ungewöhnlich leicht auffassend. Alle diese Eigenschaften nahm er mit in seine Knabenjahre. Niemals entfuhr ihm ein unfreund-

---

*) Leben von Frederick Denison Maurice. Nach dem Wortlaut seiner eigenen Briefe erzählt von seinem Sohne Frederick Maurice. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Maria Sell, Uebersetzerin von Kingsley's Leben und Briefen. Darmstadt, Arnold Bergsträßer. 1885.

liches Wort, niemals handelte er ungroßmüthig oder rücksichtslos gegen die Gespielen.“ Fünf Jahre alt, stand er einst mit einer Blume in der einen, einem Stückchen Backwerk in der anderen Hand in der Stube, als jemand zum Besuch kam, und in der Meinung, daß Kinder nur weggeben, was ihnen nicht werthvoll däucht, zu ihm sagte: Frederick, was schenkst du mir, die Blume oder den Kuchen? Das Kind aber hielt sofort beide Hände hin und sagte: Wähle du! — Als fünfzehnjähriger Knabe stieß er einmal mit dem erwähnten Vetter und einem anderen draußen an einem Sommerabend auf einen wüthenden Stier, vor dem sie in einer Hürde auf weitem Felde Schutz suchten. Hier waren sie sicher, aber im Belagerungszustand, denn das rasende Thier umkreiste sie unaufhörlich. „Die Zeit verrann, die Nacht drohte, und wir fürchteten, seine Mutter möchte sich ängstigen, was er stets sorgfältig zu vermeiden strebte. So beschlossen wir denn, daß einer entrinnen und Hilfe schaffen sollte, während die anderen den Stier zu beschäftigen suchten. Erst hieß es, wir wollten loosen, aber Frederick bestand darauf, als Aeltester den verlorenen Posten einzunehmen. Der Versuch gelang; die furchtlose Ruhe, mit der er sich zurückzog, während der Stier ihm immer folgte, mit der er ihn unverwandt anblickte und zuweilen langsam mit dem Hute grüßte, war hoher Bewunderung werth.“ Diese selbstlose Art, für andere auf Freuden und Genüsse zu verzichten, für andere schwierige, unangenehme, gefährliche Dinge auf sich zu nehmen, ist für sein ganzes ferneres Leben charakteristisch. „Ging etwas schief,“ heißt es in einer späteren Schilderung seiner Eigenthümlichkeit, „so gelang es ihm, alle Schuld auf sich zu nehmen; handelte es sich um eine Verstimmung, so hob er die gute Absicht des Beklagten hervor; bereitete er dem Hause eine Freude, so ließ er anderen die ganze Ehre davon. Sein beständiges Dichten und Trachten war darauf gerichtet, die schwerste Bürde auf seine eigenen Schultern zu nehmen, die leichtere seinem Nächsten zu lassen, während er sich dabei wirklich einredete, nicht mehr als seine einfache Pflicht zu thun.“ Als einmal jemand überzeugend nachgewiesen hatte, welche Versuchung für Dienstboten darin liege, mit dem Bezahlen von Rechnungen beauftragt zu sein, ließ er nie wieder davon ab es selbst zu thun. Bis an das Ende seines Lebens pflegte er bei Regenwetter eine Besorgung in aller Stille selbst auszuführen, damit nur kein Dienstmädchen in die Nässe hinausgeschickt zu werden brauchte. —

Als der beste Ausweg aus den Wirrnissen des elterlichen Hauses erschien ihm an der Schwelle des Jünglingsalters der Entschluß, die Rechte zu studiren. Im October 1823 trat er zu diesem Zweck in das Trinity College, Cambridge ein, an dem damals grade Julius Hare einen Lehrstuhl für klassische Litteratur eingenommen hatte. Etwa gleichzeitig knüpfte sich dort die innige zarte Freundschaft mit diesem seinem jugendlich begeisterten Lehrer, und mit John Sterling, dem Genossen seiner Studien, dem Freunde Carlyle's, die später beide mit ihm verschwägert wurden. Er blieb sechs Semester in Trinity College, zog dann nach Trinity Hall, wo speciell die Vorbereitung zum Advocatenstand betrieben wurde, arbeitete im Sommer 1826 bei einem Rechtsanwalt in London und wurde Bachelor of Arts. Um den Doctorgrad und eine Fellowship zu erlangen, war nicht nur ein fünfjähriger Aufenthalt an der Universität, sondern ein Bekenntnis erforderlich, das seine Zugehörigkeit zur Staatskirche beurkundete. Er fühlte sich noch nicht bereit es abzulegen und damit seinen Austritt aus der Glaubensgemeinschaft mit seinem Vater zu erklären, fing aber doch an zu glauben, daß er in der bischöflichen Kirche Befriedigung finden würde. Doch als es ihm nahegelegt wurde, seine Entscheidung hinauszuschieben, um nicht durch eine vorzeitige Aeußerung die materiellen Vortheile seiner vollendeten Studien preiszugeben, verlangte er, daß sein Name unverzüglich von der Liste getilgt werde, denn wie auch sein Entschluß ausfalle, durch weltliche Interessen wollte er nicht beeinflußt sein. Er ging zu seinen Eltern, die nach vielfachem Wechsel des Aufenthalts in Southampton wohnten, dann nach London und wurde litterarisch thätig, anfangs als Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, von 1828 an als Mitredactör des neu begründeten „Athenäum“, in welchem Politik und Litteratur vom liberalen Standpunkt aus besprochen wurden.

Vermögensverluste, die seinen Vater um diese Zeit trafen, legten ihm die freudig übernommene Pflicht auf, der Familie nach Kräften zu helfen, und damit die Nothwendigkeit, sich thunlichst bald eine feste Lebensstellung zu schaffen, was er bis dahin noch jahrelang hinausschieben zu dürfen geglaubt hatte. Er sprach sich mit seinem Vater offen aus, legte diesem in zarter, pietätvoller Weise die inneren Gründe dar, die es ihm unerläßlich machten, den unitarischen Standpunkt aufzugeben und bezog Ende 1829 die Universität Oxford, mit der von Hare lebhaft gebilligten Absicht Geistlicher der bischöflichen Kirche zu werden, in welche er sich im März 1831 durch die Taufe aufnehmen ließ. Er erhielt kurz nach einander zwei kleine Hilfspredigerstellen und wurde im Januar 1834 ordinirt.

Es war die Zeit kurz nach der Reformbill, wo es auf allen Gebieten gährte, nicht am wenigsten auf dem kirchlichen. In Oxford erschienen die „Tracts for the Times“, der Anfang jener hochkirchlichen Bewegung unter Pusey und Newman, die nach Rom führte. Dr. Th. Arnold wollte die Staatskirche so weit aufthun, daß nicht nur die englische und die schottische Kirche, sondern fast alle Sekten Raum darin fänden. Zwischen ihnen organisirte sich die Low-Church-Partei, welche gegen Rom zu Felde zog, aber an den Bekenntnisschriften festhielt. Maurice betheiligte sich nicht unmittelbar an dem Streit; er erregte aber Aufsehen durch eine kleine Schrift: Subscription no Bondage, in welcher er darlegt, daß die in Oxford von den eintretenden Studenten geforderte Unterzeichnung der Neununddreißig Artikel keinen Gewissenszwang bedinge. Julius Hare nennt sie eine Schrift, mit der sich keine andere während der letzten hundert Jahre von einem Pfarrer veröffentlichte an Scharfsinn, Tiefe und Kraft des philosophischen Denkens messen könne.

Hare, Sterling und andere bemühten sich, während er auf seinem zweiten Hilfspredigerposten in Warwickshire war, ihm die Stelle des Anstaltsgeistlichen an Guy's Hospital in London zu verschaffen. Er schreibt darüber an R. C. Trench: „Die Anstalt hat mir sehr gut gefallen, und ich würde sie einer Pfarre deshalb vorziehen, weil ich so wenig geeignet bin, für die materielle Lage der Armen Rath zu ertheilen, was ich auf dem Lande sehr empfunden habe, und was hier nicht von mir verlangt würde. Wenn ich auf die Studenten der Medicin Einfluß gewinnen könnte, wäre ich in der That stolz.“ Er wurde gewählt und trat im Anfang des Jahres 1836 sein Amt an, welches ihm nicht nur die Seelsorge der Kranken, sondern auch eine beschränkte Lehrthätigkeit für die Jünglinge auferlegte, die ihre ärztliche Ausbildung am Hospital empfingen. Er hielt ihnen Vorträge über Moralphilosophie, in welcher der Ansatz für ein sich fast durch sein ganzes Leben hindurchziehendes Werk: Moral and Metaphysical Philosophy zu suchen ist, und trieb mit einem älteren Schüler, Strachey, den Sterling ihm zugewiesen hatte, Plato, Geschichte der Philosophie und griechisches Neues Testament. Strachey, sieben Jahre jünger als er, blieb ihm bis an seinen Tod in warmer Freundschaft und Verehrung zugethan; er ist Schreiber und Empfänger einer großen Anzahl schriftlicher Mittheilungen, welche die äußere und innere Lebensentwickelung seines Lehrers hell beleuchten. Ueber Sterling's Haus ging der Weg, der ihn zu seiner ersten Frau führte. Sie war eine Schwester von Mrs. Sterling, mit der Familie von Julius Hare befreundet und verlobte sich mit Maurice in Hurstmonceaux, in Archdeacon Hare's Hause. „Alle die meinen Vater damals und später kannten,“ sagt der Biograph, „haben sich mir gegenüber aufs wärmste über den Einfluß ausgesprochen, den seine Ehe auf ihn hatte. Auch kann jeder der sich klar gemacht, wieviel Vereinsamung und Zwang, wieviel Schweigen, trotz vieler Worte, in all seinen verwandtschaftlichen und freund-

schaftlichen Beziehungen geherrscht hatte, verstehen, welcher Segen diese volle Theilnahme, diese freudige Billigung seiner besten Empfindungen und Gedanken, diese volle Würdigung für ihn war."

M. L.

Das Wesen des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts.

Aus dem Vortrag von Dr. W. Götze (Leipzig) im Sächsischen Landesverbande zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts zu Dresden am 28. April 1886.

(Fortsetzung.)

So wären wir zu dem classischen Lande des Sleuds, zu Schweden selbst und zu demjenigen Theile des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts gelangt, über den ich aus eigener Anschauung und Erfahrung zu berichten vermag. Ich habe den Handfertigkeits-Unterricht in einer Anzahl Gothenburger Volksschulen sowie in einer dortigen Privatanstalt, ferner im Seminar zu Nääs durch eigene praktische Arbeit, in der dortigen Volksschule sowie in einer Landschule, ferner in Stockholm in allen Volkssleudschulen und in mehreren höheren Unterrichtsanstalten kennen gelernt.

In Gothenburg, der Stadt der vortrefflichsten gemeinnützigen Einrichtungen wie gesunder und billiger Arbeiterwohnungen, einer herrlichen Volksbadeanstalt, einer ausgezeichneten Haushaltungsschule, in jenem Gemeinwesen das den Kampf gegen die Trunksucht in wahrhaft mustergiltiger Weise geführt hat, lernte ich zunächst kennen, wie der Arbeitsunterricht nicht gestaltet werden darf. Der Leiter des Sleud-Unterrichts ist abgesehen von seinen sonstigen sehr ehrenwerthen persönlichen Eigenschaften ein begabter und erfinderischer Techniker, aber er steht der Schule völlig fern, und so ist das Charakteristikum des Gothenburger Sleud-Unterrichts, daß er in durchaus unpädagogischer Weise ertheilt wird. Dies zeigt sich an der Disciplinlosigkeit, an der Wahl der Arbeitsfächer, an der Art und Weise der Arbeiten selbst und an den Lehrern. Der Umstand, der dem ganzen Sleud-Unterricht Gothenburgs eine schiefe Richtung gibt, beruht meines Erachtens darin, daß man durch die Arbeitsproducte Einnahmen erzielen möchte. Nicht als ob Gothenburg nicht große Aufwendungen für den Sleud machte, die Stadt stellt sogar sehr bedeutende Summen in ihre Jahresrechnung für den Arbeitsunterricht ein, aber der Leiter des Sleud ist bestrebt diese Ausgaben durch Einnahmen aus den Schülerarbeiten möglichst herabzumindern, und vermag sich nicht zu der Anschauung zu bekennen, daß Arbeiten an denen kleine Knaben ihre Kräfte üben und durch große eigene Mühe etwas lernen, keinen Marktpreis erzielen können, daß aber umgekehrt an mechanisch in großer Menge mittels Arbeitstheilung hergestellten Producten nichts gelernt werden kann. Sowenig man einen lateinischen Aufsatz eines Schülers oder ein griechisches Exercitium wird litterarisch verwerthen können, sowenig darf man hoffen, mit Werkstattsarbeiten der Schüler die Concurrenz auf dem Markte industrieller Arbeiten bestehen zu können. Aus diesem unpädagogischen, finanziellen Gesichtspunkte erklärt sich dann auch die Wahl der Lehrkräfte. Es sind das Handwerker, die wohl ihr Fach verstehen, sich aber nicht auf den Boden der Erziehung durch die Arbeit stellen; sie vermögen nicht aus den Schranken ihrer Zunftarbeit herauszutreten, und verstehen es zumeist auch nicht das worauf es für das Gelingen der Arbeit und beim Gebrauch der Werkzeuge ankommt, den Schülern verständlich mitzutheilen. Für äußerst bedenklich halte ich es, daß diese Werkstattsleiter die von den Schülern begonnenen Arbeiten in ihren schwierigeren Theilen außerhalb der Unterrichtszeit fertig machen und für diese ihre Arbeitsstunden besonders bezahlt werden. Das führt zu einer Theilung der Arbeit, die für den finanziellen Betrieb richtig sein mag, den Schülern aber die Lust zur Arbeit nehmen muß. Das führt denn auch zum Gebrauch von Maschinen zur Arbeitserleichterung, mit Hilfe derer die Bildung des Auges und der Hand fast illusorisch gemacht wird. In einer Metallwerkstatt wurde eine Drehbank gebaut; alle die schwierigeren Theile waren vom Werkstattsleiter gefertigt, die Schüler besorgten die Vorarbeiten oder wurden zu Handlangern. Ich fragte einen an der Drehbank beschäftigten Knaben, ob er die Welle, die er in Arbeit hatte, selbst fertig mache, und erhielt darauf die Antwort, daß er dieselbe wahrscheinlich nicht wieder in die Hände bekommen werde. Andere Schüler hatten sie begonnen, andere setzten sie fort und der Meister vollendete sie. So haben vermöge der Arbeitstheilung alle Schüler in der Werkstatt zusammen mit dem Werkmeister Antheil an den hier gefertigten Arbeiten, aber die Lust und Freude an dem Fortschreiten der eigenen Arbeit, auf die wir so großen Werth legen, die auch beim Mislingen derselben gesammelte Erfahrung, das Glück über die Erprobung der eigenen Kraft an der vollendeten Arbeit, — sie haben hier keine Stätte. — In der Schmiederei kamen die Knaben eigentlich nur zum Bälgetreten und zum Zuschlager mit dem großen Schmiedehammer; das Schmieden besorgte der Meister, der dem scheinbar schmiedenden Knaben den kleinen Hammer führte. Die den schweren Zuschlaghammer führenden Knaben sahen überangestrengt und erhitzt aus, und da ich selbst als Lehrling in einer Maschinenbauwerkstatt diese Arbeit verrichten mußte, so weiß ich ganz genau, daß sie sich nicht für zwölfjährige zum Theil schlecht genährte arme Jungen eignet.

Völlig unpädagogisch schienen mir auch die Maler- und Lackir-Arbeiten sowie die Korbmacherei zu sein. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das Malen und Lackiren als besonderen Unterrichtszweig in die Arbeitsschule aufnehmen kann, denn es ist ja doch keine eigentliche auf der Umformung der Stoffe beruhende, keine schaffende und bildende Arbeit, sondern es vollendet nur bereits geschaffenes. Diejenigen Schüler welche die Holzarbeiten herstellen, dürfen ihnen nicht den Schmuck der Farbe verleihen, und die anderen vollenden Arbeiten, die sie gar nicht hergestellt haben. Ueberdies sollen richtig und sorgfältig ausgeführte Lackir-Arbeiten eine so subtile Behandlung des Pinsels inbezug auf die Aufnahme der Farbe, den mit dem Pinsel ausgeübten Druck und die Führung des Striches erfordern, daß sie von Kindern gar nicht geleistet werden können, so daß diesen auch die Freude entgeht, eine mit ihren Kräften gut ausführbare Arbeit hervorzubringen. — Die Korbmacherei glich ebenfalls mehr einer Fabrik als einer Schülerwerkstatt. Ein Knabe, der besonders geschickt darin war, mußte alle die Ruthen spalten, die die anderen mechanisch verflochten, und der Meister machte die Körbe fertig, indem er den oberen Kranz hinzufügte, den die Schüler nicht herstellen können. So herrscht auch hier Theilung der Arbeit. Aber auch abgesehen davon würde ich die Korbmacherei niemals als erzieherische Arbeit empfehlen, weil ich mir nicht denken kann, daß eine Arbeit, die die Blinden in vollendeter Weise herzustellen vermögen, geeignet sein könne das Auge der Sehenden zu erziehen.

So habe ich mir das Urtheil gebildet, daß die Stadt Gothenburg gutthäte, auf die Einnahme aus dem Sleud ganz zu verzichten, und wenn sie die Ausgaben für diesen Zweck nicht steigern will, lieber nur das was sie jetzt zu den Kosten des Sleud-Unterrichts zuschießt, zum Betrieb eines rein erziehrischen Arbeitsunterrichts unter der Leitung von tüchtigen Lehrern, ohne Maschinen, ohne das Princip der Arbeitstheilung und mit Auswahl solcher elementaren Arbeitsarten zu verwenden, welche der kindlichen Kraft entsprechen und geeignet sind Hand und Auge des Kindes allseitig zu erziehen.

Uebrigens hat es nicht an Kritiken des Gothenburger Systems gefehlt, die dasselbe gleich mir verwerfen, und allem Anschein nach ist man in Gothenburg drauf und dran, eine entschiedene Umkehr zu vollziehen.

In derselben Stadt Gothenburg lernte ich dann aber auch ein in ächt pädagogischem Geiste geleitetes Unternehmen, die

seit dem Jahre 1881 bestehende „praktische Arbeitsschule" des Fräulein Eva Rhode kennen. Diese Anstalt ist eine Privatschule für Kinder im Alter von vier bis zu zehn Jahren, also eine Unterrichtsanstalt welche zugleich den Kindergarten und die Elementarclassen der eigentlichen Volksschule umfaßt. Fräulein Rhode ist eine für ihren Beruf begeisterte und für die von ihr vertretenen Ideen in hohem Grade aufopferungsfähige ältere Dame. Sie war früher festbesoldete Lehrerin an einer öffentlichen Schule, und legte diese Stellung nieder, um ihre pädagogischen Ideen in einer eigenen Anstalt besser verwirklichen zu können. Es war im Werke, ihr von der Stadt Gothenburg einen Zuschuß zu ihrem Unternehmen zu verschaffen, damit sie imstande sei dasselbe rascher zu entwickeln; sie aber lehnte alle Unterstützung ab, um unabhängig zu bleiben. „Die Gothenburger müssen sehen," sagte sie mir, „daß ich meinen Ideen etwas zutraue und Opfer für sie zu bringen imstande bin, dann werden sie mir eher glauben, als wenn ich Unterstützung annehme." Um den Handfertigkeits-Unterricht kennen zu lernen, nahm sie es auf sich, einen Cursus in dem Handfertigkeits-Seminar von Nääs durchzumachen und alle die damit verbundenen, für eine Dame gewiß nicht geringen Mühsale und Beschwerden zu ertragen. Nachdem sie ihre Schule zur Blüthe gebracht hat, und was die äußere Lage ihres Unternehmens anlangt, ruhig in die Zukunft sehen kann, lebt sie doch in der einfachsten und schlichtesten Weise weiter, um alle verfügbaren Mittel auf ihre Schule, für die Verwirklichung ihrer pädagogischen Ideen verwenden zu können. Und welches sind diese Ideen? Sie beruhen darauf, die Elementarschule nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. f. zu gründen, sondern allen Unterricht aus dem kindlichen Leben selbst heraus zu entwickeln. Da haben denn die Bewegungsspiele, der Gesang, die praktischen Beschäftigungen natürlich die rechte Stelle gefunden. Mit Einem Wort: das was in Deutschland so lange angestrebt wurde, die organische Verbindung des Kindergartens mit der Elementarschule, hier ist es durchgeführt. Freilich ist zu sagen, daß die Verwirklichung dieser Ideen hier wesentlich erleichtert wird dadurch daß das Schulwesen Schwedens sich noch in freieren Bahnen bewegt als das unsrige, woraus es sich auch erklärt, daß dort das Privatschulwesen bei weitem entwickelter ist als bei uns. Vor allem wurden diese Bestrebungen aber erleichtert durch die besondere schwedische Einrichtung, daß die eigentliche officielle Volksschule dort mit dem zehnten Jahre beginnt, während die Kinder vom sechsten oder siebenten bis zum zehnten Jahre zumeist in privaten Vorschulclassen unterrichtet werden. Freilich müssen sie dann, wenn sie in die eigentliche Volksschule aufgenommen werden sollen, bestimmte Leistungen bezüglich des Rechnens, Lesens und Schreibens, der Kenntnis der biblischen Geschichte, des lutherischen Katechismus, der Heimatkunde und der Grundbegriffe der Geographie aufweisen können, aber der Weg und die Zeitfolge, in der den Kindern diese Erfordernisse beigebracht werden, ist freigelassen. So hatte denn Fräulein Rhode Spielraum zur Entwicklung ihrer Fröbel'schen Idee, und sie hat ihn benutzt. Immer und immer wieder bin ich hingegangen, um mir das frische Treiben anzusehen, das der echten Kindesnatur so herrlich angepaßt war, habe gesehen, mit welchem Eifer die kleinen Kinder ihren Arbeiten oblagen, für welche Fräulein Rhode und ihre begeisterten Schülerinnen eigene Modelle erfunden haben, habe mich an den für die kleinen Kinderhände besonders construirten und vereinfachten Werkzeugen erfreut, habe mich gelabt an den gymnastischen Uebungen und den herrlich dazu gesungenen schwedischen Volksliedern. (Nebenbei sei gesagt, daß wir nach meinem Laienurtheil gar manches auch von der schwedischen Gymnastik, die keineswegs nur eine Heilgymnastik ist, lernen könnten!) Und diese ganze Arbeit vollzieht sich völlig in der Stille, ohne alle Reclame. Als ich Fräulein Rhode um ein Programm ihrer Anstalt bat, sagte sie, sie sei noch nicht dazu gekommen ein solches schriftlich zu verfassen, und sie scheue sich auch etwas zu veröffentlichen, da sie immer die Empfindung habe, daß sie noch nicht fertig mit dem sei, was sie anstrebe. Sie gab mir aber später einige handschriftliche Nachrichten über ihre Schule, die ich, obgleich sie durch die Uebersetzung gelitten haben mögen, doch im Auszug hier anführe, selbst auf die Gefahr hin, daß das niedergeschriebene Wort das volle frische Leben nur sehr schwach und unvollkommen wiederzugeben vermag.

„Die Schule ist eingetheilt in eine Handarbeitsclasse für Kinder von vier bis sechs Jahren, drei vorbereitende Classen, wo Lesen, Rechnen u. s. f. mit der Handarbeit wechselt, und welche Kinder von sechs bis zehn Jahren für den Eintritt in die Elementarschulen vorbereitet, und eine Sleud-Abtheilung für Schüler anderer Schulen, wo kein Sleud-Unterricht stattfindet; in dieser Abtheilung wird in der Holzschnitzerei, im Drechseln und im Sleud nach Nääser Verfahren unterrichtet.

In der Handarbeitsclasse werden die Kinder $2^1/_2$ Stunden täglich beschäftigt, abwechselnd mit Holzschnitzerei, wie sie für fünfjährige Kinder paßt, mit Flechten, Nähen, Thonmodelliren, Anschauungsübungen, Gesang und Spielen.

In den drei vorbereitenden Classen wird Unterricht ertheilt: im Sleudtischlern, Nähen, Stricken, Netzstricken, Singen, in gymnastischen Uebungen mit Stangen (in der obersten Classe), im Spielen und in den Unterrichtsfächern, welche zum Eintritt in die Elementarschulen erforderlich sind. Knaben und Mädchen werden gleichzeitig in denselben Arbeiten unterrichtet, sei es in der Sleudtischlerei oder im Nähen. Im Sleud-Unterricht wurden Spielgeräthe hergestellt, wie Ballpritschen, Reifenfänger, Armbrüste, kleine Schiffe, oder die Ausstattungsgegenstände für die Puppenstube, oder Dinge für den Garten: Nistkästen, Windfahnen, Schaufeln u. s. f.

Alle Arbeiten werden nach Modellen gemacht, welche in systematischer Folge geordnet sind, von dem Leichteren zum Schwereren.

Die Handarbeit und das Spiel bilden einen höchst wichtigen Punkt in der Schule, meiner Auffassung nach den wichtigsten. Die Handarbeit ist meiner Ansicht nach das Mittel: 1) den Thätigkeitstrieb des Kindes zu befriedigen und dadurch dasselbe von Unarten fern zu halten; 2) es zu interessiren und ihm Liebe zur Arbeit einzuflößen; 3) es an Fleiß, Ordnung und Aufmerksamkeit zu gewöhnen; 4) es zu gewöhnen, sich selbst zu helfen; 5) das Kind zu lehren, wie schwer es ist, eine gute Arbeit zu verfertigen (wodurch es eine richtige Auffassung seines eigenen Werthes bekommt, und also seine Eigenliebe gezügelt wird); 6) die Willenskraft zu stärken durch die Hindernisse, welche das Kind beständig zu überwinden hat; 7) es zum Auffassen eigener Ideen und zum Erfinden von Mitteln zu bringen, diese Ideen auszuführen; 8) die Individualität zu entwickeln; 9) die Beobachtungs- und Urtheilsfähigkeit auszubilden; 10) den Körper zu stärken und dem Kinde durch die Abwechselung Neigung zu geistiger Arbeit einzuflößen.

Um dieses zu erreichen, müssen zwei Punkte genau beachtet werden, nemlich daß die Arbeit ein sichtbares Ergebnis liefere, und vor allem daß der Unterricht ein ehrlicher sei, so daß die Lehrerin das Kind lehrt, selbst thätig zu sein, aber nicht für dasselbe arbeitet.

Die Aufgabe des Spieles ist, die physische Kraft zu entwickeln, den Uebermuth und die Rauferei zu zügeln, ein frisches, frohes und hurtiges Wesen zu erzielen und die Phantasie des Kindes in einer gesunden Richtung auszubilden."

So erinnere ich mich mit großer Freude der lehrreichen Stunden, die ich in der Rhode'schen Arbeitsschule zugebracht habe, deren Geist die rechte und schöne Mitte hält zwischen jener kalten pedantischen Strenge, die den frohen Sinn des Kindes einschüchtert und zurückscheucht, und der schlaffen Disciplinlosigkeit, die ein fruchtbares Zusammenarbeiten einer Gesammtheit unmöglich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Städtische Sommerpflege.

In Leipzig konnte man, gegen 131 Kinder im ersten Jahre 1880 und 509 im Vorjahr 1885 so oder so 660 Pfleglinge versorgen mit einem Aufwand von ℳ 21 105.51. „Man sieht“, sagt Dr. W. Götze's Bericht, „die Bedenken gegen das ganze schöne Werk sind im Schwinden begriffen; und nicht nur sein Bestand erscheint gesichert, es haben sich auch feste Formen für dasselbe allmählich herausgebildet.“

„In vielen anderen Städten Deutschlands“, fährt der Bericht fort, „hat im letzten Jahrzehnt eine rege und vielgestaltige Arbeit auf dem Gebiete der Sommerpflege armer Schulkinder einen ähnlichen einigermaßen geklärten Zustand geschaffen wie bei uns. Darum war es ein zeitgemäßer glücklicher Gedanke, für den Herbst 1885 zu einer Besprechung einschlägiger Fragen nach Bremen einzuladen; nicht minder glücklich die dort beschlossene Gründung einer Centralstelle für Sommerpflege dazu bestimmt die Fühlung der Vereine und Comites untereinander und den Austausch der gewonnenen Erfahrungen zu erleichtern.“

In der Aufsuchung und Auswahl der Kinder stehen sich zwei Verfahren gegenüber: „Während ursprünglich die meisten Städte von den Directoren der Schulen sich Vorschläge erbaten, erläßt z. B. Bremen öffentlichen Aufruf, sich beim Verein zu melden, nimmt gleich bei der ersten Meldung die Haus- und Armen-Aerzte in Anspruch und prüft die einzelnen Fälle durch die Schulen und durch häusliche Besuche. Endlich ist von dritter Seite her vorgeschlagen worden, während des ganzen Jahres eine Liste vorzubereiten und Aerzte, Kranken- und Armenpfleger und andere Leute um Anmeldungen zu ersuchen. Leipzig hat vom ersten Jahre an bis heute ein Verfahren eingeschlagen, welches mit keinem der genannten sich völlig deckt. Da die Ferien-Colonien in vorderster Linie der Gesundheit dienen sollen, so ist die Hauptentscheidung in die Hand des Arztes zu legen, und zwar — wer es so glücklich haben kann wie wir — in die eines einzigen Arztes. Bei der ersten Auswahl aber mußte vor allem der Wunsch maßgebend sein, die ohnehin schon heillose Zersplitterung im Unterstützungswesen einer größeren Stadt nicht noch ärger zu machen, kein neues Central-Organ zu schaffen, sondern an einen bestehenden Organismus sich anzuschließen; und weil es sich bloß um Schulkinder handelt, so ist das die Schule. Die Mitwirkung der Directoren und Classenlehrer schon bei der ersten Auswahl haben wir niemals entbehren mögen. Wir glauben, daß die dauernden Beobachtungen in der Schule vor und nach dem Ferienaufenthalt eine wirksamere Hilfe sei, um annähernd das Rechte bei der Wahl zu treffen, als die sorgfältigsten Einzelbesuche. Meldungen beim Vorstande direct werden nur nachträglich in wenigen dringenden Fällen angenommen; und auch von diesen wird der Schule Nachricht gegeben. Die Herren Directoren liefern zwar dem Vorstande die Melde-Listen, allein es wird ihnen nicht das fast unmögliche angesonnen, ganz aus eigener Initiative eine genügende Liste zusammenzustellen, sondern sie nehmen Meldungen entgegen von den Eltern, vom Classenlehrer; und weil die Ferien-Colonien bekannt genug sind auch ohne öffentlichen Erlaß, so werden Kinder und Eltern zu solcher Meldung schon lange vorher ermuntert durch Aerzte, Armenpfleger, Mitglieder wohlthätiger Vereine oder wer sonst ein theilnehmendes Herz für ein schwächliches Kind hat. Auf diese Weise kommt es sicher weit seltener vor, daß ein bedürftiges Kind übergangen wird, als daß solche mit gemeldet werden, die den Ferienaufenthalt nicht dringend brauchen. Der letztere Schade aber ist nicht groß, weil nahezu doppelt soviel Meldungen angenommen werden als offene Plätze da sind. Nunmehr kommen die Kinder zur ärztlichen Untersuchung (bei welcher auch zahlreiche Zeugnisse über besondere Gebrechen, Schwächen, überstandene Krankheiten und dergleichen vorliegen). An fünf heißen Nachmittagen rasch hintereinander und in einer Nachuntersuchung wurden im vergangenen Sommer 904 Kinder untersucht und censirt. Es werden folgende Censuren ertheilt: 1 (höchst bedürftig), 1—2, 2—1, 2 (bedürftig), 2—3 und 3 (wenig bedürftig). Auch werden Besonderheiten schon angemerkt („Ruhestation!“ „Soolbad!“). Auf Grund hiervon nun trifft in mehreren langen Sitzungen der Vorstand die Auswahl. Schmerzlich ist dabei, daß nicht alle mit zwei Censirten, soweit sie würdig sind, mitgenommen werden können. Denn wir theilen zwar durchaus den Grundsatz, daß die schöne Pflicht, für die schwächlichen Kinder zu sorgen, in allererster Linie den Eltern obliegt, soweit sie es irgend vermögen. Gleichwohl bleibt das Christuswort in Kraft: „Arme habt ihr allezeit bei euch“, und viele Eltern sind eben nicht imstande den Kindern diejenige Erholung zu bieten, die sie doch dringend brauchen. Darum kann der Verein nicht eher ruhen, bis es möglich ist alle mit zwei censirten, also bedürftigen, und würdigen Kinder in Pflege zu nehmen. Von jenen 904 untersuchten armen Kindern erhielten die Schwächlichkeits-Censur

1 (höchst bedürftig)	7	pCt.
1—2	21	„
2—1	30	„
2 (bedürftig)	28	„
zusammen	86	pCt.

Die übrigen 14 pCt. waren minder bedürftig. Aufnahme finden konnten von den 904 nur 594 oder 66 pCt. Um die leider abgewiesenen 20 pCt. auch noch zu bedenken, dazu fehlen eben zur Zeit die Mittel, und es muß eine Auslese vorgenommen werden. Ausschlag geben bei dieser heiklichsten Auswahl außer dem Grade etwaiger Blutarmuth u. s. f. die Beschaffenheit der Wohnung (Stadtgegend, Straße oder Hof, wieviel Personen auf wieviel Wohnräume,...) und die Erwerbs-Verhältnisse der Eltern.“

In der Art der Ferien-Versorgung bevorzugt Leipzig die geschlossenen Colonien, ohne die Unterbringung in Familien grundsätzlich ausschließen zu wollen. Man sendete im Jahre 1885

in drei Soolbad-Colonien	59	Kinder
in zwei Ruhe-Stationen im Gebirge	51	„
in zehn geschlossene Berg-Colonien	276	„
in die vertheilte Colonie Schöneck	22	„
in sieben Stadt-Colonien	182	„
in Privatpflege waren	4	„
freie Fahrt zu Verwandten im Gebirge hatten	6	„
und die drei Colonien für Bemittelte zählten	60	Theilnehmer
zusammen	660.	

„Nicht besonders gezählt sind hierbei diejenigen Reservisten, welche in einige freigewordene Plätze sogleich zum Ersatz eingestellt wurden. Nimmt man hinzu, daß zwar die bei weitem meisten Kinder ganz auf Vereinskosten reisten, für einige aber verschieden hohe Beiträge von den Eltern, ja für manche von den Eltern oder guten Freunden voller Kostenersatz geleistet wurde, so ergibt sich in der That ein überaus buntes Gesammtbild, und es ist erwägenswerth, ob nicht kleine Beschränkungen dieser Mannigfaltigkeit rathsam sind.“ —

Das Comite in Stuttgart hat vom 15. Juli bis 8. August 1885 auf 25 Tage 14 Colonien mit 169 Kindern ausgesendet, sechs Knaben- und acht Mädchen-Colonien. Jeder Colonie wurde ein Lehrer oder eine Lehrerin zur Begleitung beigegeben, außerdem ein Delegirter des Comite zugetheilt. In den Vorjahren waren ausgesandt

im Jahre	1879	55	Kinder,
„ „	1880	100	„
„ „	1881	100	„
„ „	1882	120	„
„ „	1883	144	„
„ „	1884	144	„

„Dieses stete Wachsthum unserer Leistungsfähigkeit,“ sagt der Bericht, „erfüllt uns mit frohem Muthe, mit festem Vertrauen auf den Bestand und die Dauer unserer Sache, die sich in immer weiteren Kreisen neue Freunde erwirbt.“

Schutz der Kinder vor den Versuchungen des Müßiggangs.

In Gera hat ein Fabrikbesitzer der Stadt ein Haus mit Garten im Werthe von etwa 200 000 ℳ zu einem städtischen Waisenhause geschenkt, und gleichzeitig noch ein Häuschen, das für die Errichtung eines Knabenhortes bestimmt ist.

Herr Zeichenlehrer G. Kalb I. hielt zur Unterstützung letzteren Planes am 14. Mai einen Vortrag über „Schutz der Kinder vor den Versuchungen des Müßiggangs", dessen wesentlichen Inhalt wir nachstehend folgen lassen: „Unsere Zeit ist eine Zeit rastlosen Schaffens, Treibens, Drängens und Jagens nach Erwerb. Was bei aller Ueberhastung am meisten zu fehlen pflegt, ist die Zeit. „Ich habe keine Zeit dazu —", so hört man nicht selten diejenigen Obliegenheiten abweisen, welche nicht nach Meter und Gewicht, nach Mark und Pfennigen bemessen werden, oder welche nicht dem sinnlichen Genusse dienen. „Mangel an Zeit" muß also meistens als Entschuldigung für die Vernachlässigung derjenigen Bestrebungen dienen, welche man „ideale" nennt, und namentlich ist es auch die Erziehung der Kinder, die in der angegebenen Weise eine stiefmütterliche Behandlung erleidet. Da gibt es Väter, die tagtäglich von früh bis Abends spät von ihren Kindern fern sein müssen, und wohl diesen Kindern, wenn dann die Mutter die erziehende Thätigkeit des Vaters zu ersetzen vermag! Sie vollbringt damit eine Arbeit, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Was soll auch der Vater noch thun? meint vielleicht mancher, — die Kinder werden ja in der Schule schon genug erzogen! Vermag indessen die Schule ausschließlich das Ziel einer allseitigen Erziehung zu erreichen? Zunächst ist die Schule entstanden als eine nothwendige Ergänzung der Familienerziehung, die geboten war durch die schnelle Entwicklung der Menschheit auf verschiedenen Gebieten und durch die immer mehr sich steigernden Anforderungen des Lebens. Neben der sonstigen hohen Bedeutung der Schule ist gewiß die, daß sie die Kinder zur Arbeit erzieht, nicht hoch genug anzuschlagen. Ja, die Schule beschäftigt in der Gegenwart so viel und so anstrengend, daß man auf Grund dieser Thatsache die Frage: „Wie schützt man die Kinder vor den Versuchungen des Müßiggangs?" als eine recht überflüssige betrachten könnte. Wie kommt man zu derselben? Zunächst ist die vorige Behauptung richtig. Unsere Kinder haben viel und tüchtig zu arbeiten für die Schule und in der Schule. Ja, in neuerer Zeit mehren sich wie bekannt die Klagen, daß ein Uebermaß in der Schularbeit vorhanden sei. Geistige Abgespanntheit, Nervosität, Kurzsichtigkeit, Blutarmuth u. s. f., alles das sind Uebel, die man der übermäßigen Schularbeit zuschiebt. Der Vorwurf, daß unsere Kinder zuviel arbeiten müssen, ist mit dem Hinweis auf die gesteigerten Anforderungen, welche das Leben stellt, zurückzuweisen. Indessen werden alle Einsichtsvollen zugeben müssen, daß die Arbeit der Kinder eine einseitige ist. Es fehlt der angestrengten geistigen Arbeit das entsprechende Gegengewicht, das der körperlichen Thätigkeit. Um dem abzuhelfen, hat man zunächst in richtiger Erkenntnis des Uebels die Unterrichtsstoffe auf ein geringeres Maß zu beschränken gesucht. Man räumt hinweg, was als nutzloser Ballast für den kindlichen Geist erscheint, arbeitet nach neuen und besseren Methoden, um den Kindern den Unterricht faßlich und interessant zu machen. Ebenso nimmt man verständige Bemessung der häuslichen Arbeiten vor. Man sucht, wie man sagen könnte, jenen feineren Müßiggang der Kinder zu beseitigen, der bei Ueberbürdung derselben als Theilnahmlosigkeit an geistiger Arbeit auftritt, die für das ganze spätere Leben von folgenschwerer Bedeutung ist. Nicht will man daß die Kinder weniger Kenntnisse erwerben, weniger geistig geschult werden sollen als bisher, sondern man will dies in veränderter, in rechter Weise vollbringen, denn man ist zu der Einsicht gelangt, nicht Wissen und Können allein macht den brauchbaren Menschen, sondern vor allem sein Wollen. Eine Anzahl neuerer Bestrebungen sind aufgetaucht, die den Zweck verfolgen, sich jenem angedeuteten feineren Müßiggang entgegenzustellen. Da sind zunächst die Kindergärten zu nennen. Ihr Werth und ihre Bedeutung beruht nicht etwa darin, daß den Kindern bereits Kenntnisse beigebracht werden sollen, wie sie solche später in der Schule erhalten. Eine solche Verfrühung geistiger Arbeit würde geradezu verkehrt und verwerflich sein. Vielmehr wollen sie schon den kleinen Kindern Anregung zur Beschäftigung geben, Interesse für Thätigkeit, wie sich solches nach einem angeborenen Hang zur unausgesetzten Beschäftigung schon im Spiel der Kinder kennzeichnet, erwecken und fördern. So wird schon im Keime der Unthätigkeit und geistigen Theilnahmlosigkeit, also dem Müßiggang durch kindliche Spiele und Beschäftigungen in den Kindergärten vorgebeugt, und Freude zur Arbeit angebahnt. In der Schule selbst aber ist die Erweckung und Förderung der Jugendspiele und des Turnens mit Freude zu begrüßen. Das Kind, welches stundenlang mit geistiger Arbeit beschäftigt war, begibt sich mit sichtlicher Lust hinaus auf den Spiel- und Turnplatz, nicht, um dort zu ruhen, sondern um nach einer anderen Seite hin thätig zu sein. Ueberhaupt ist Erholung nicht Ruhe, sondern nur Wechsel in der Beschäftigung. Erfrischt an Körper und Geist kehrt das Kind von Spiel und Uebungen des Turnplatzes zur Schularbeit zurück. Und ist einmal das Interesse für jene Beschäftigung da, so verfällt es nicht auf unnütze und nachtheilige Dinge, findet keinen Geschmack an einer ungesunden Lectüre von Romanen und Producten einer verderblich wirkenden Jugend-Litteratur, wie wir sie leider reichlich in den bekannten Schauer- und Indianer-Geschichten besitzen, sondern sucht von selbst eine gesunde Nahrung für sein Unterhaltungs- und Beschäftigungsbedürfnis. Von der Ansicht ausgehend, daß Geschick und Anstelligkeit für jeden höchst schätzbar sind, hat man weiterhin einen Unterrichtszweig geschaffen, der unter der Bezeichnung Handfertigkeitsunterricht bekannt ist. Er bezweckt nicht, wie man häufig irrig meint, den Kindern Fertigkeiten beizubringen, um den Gewerksmeistern ins Handwerk zu pfuschen, sondern durch die Ausbildung der technischen Fertigkeit ein Gegengewicht gegen geistige Ueberanstrengung anzubahnen. Früher, wo viele Berufsarten als Hausgewerbe existirten, lernte der Sohn vom Vater den Gebrauch von allerlei Werkzeug und Material. Jetzt lernt mancher Knabe weder Hammer und Zange kennen, noch gebrauchen. Und es steht fest, daß diejenigen Knaben, welche im Handfertigkeitsunterricht Arbeiten in Pappe, Papier und Holz u. s. f. lernten, nie in jenen Müßiggang im gefährlichen Sinne verfallen werden. Endlich ist noch einer höchst segensreichen Einrichtung zu gedenken. Es ist eine traurige Thatsache, daß Kinder, welchen in der schulfreien Zeit die elterliche Ueberwachung fehlt, häufig dem Vagabundiren anheimfallen. Für solche Kinder hat man eine Vorkehrung in dem sogenannten Knabenhort getroffen. Der Knabenhort besteht darin, daß Knaben die schulfreie Zeit in einem geeigneten Local unter Aufsicht eines Lehrers verbringen in nützlicher und unterhaltender Beschäftigung, bis dahin, wo sie wieder im Kreise der Ihrigen unter Aufsicht sein können. Es soll also ein Knabenhort keineswegs eine Fortsetzung der Schule, sondern ein Ersatz für das entbehrte Familienleben und die Familienerziehung sein. Demnach würde er seinen Schutzbefohlenen Ausflüge ins Freie, Beschäftigungen im Garten oder in einer kleinen Werkstatt, Spiel und Unterhaltung durch geeignete Lectüre u. s. f. zu bieten haben. Die öffentlichen Verhältnisse und Beobachtungen über den Sittlichkeitszustand unbeaufsichtigter Kinder unserer Stadt sprechen für die Errichtung eines Knabenhorts am hiesigen Ort. Es gilt damit, noch unverdorbene Knaben von den Gefahren des Müßiggangs abzuhalten und sie in die gesunde Bahn der Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu lenken."

Zehn Gebote für Badende und Schwimmer

von L. Krüger, Badeaufseher in Steinwärder bei Hamburg, werden im fünften Jahresbericht des Hamburger Vereins für öffentliche Gesundheitspflege angedeutet wie folgt:

Baden und Schwimmen kräftigt den Gesunden, stärkt die Brust und die Lungen, heilt Blutarmuth und Schwäche der Nerven, öffnet die Poren, befördert das Wachsthum, trägt zur Erzielung eines schönen Körperbaus bei. Das Schwimmen ist niemals schädlich; es gibt in der Stunde der Gefahr Muth und Entschlossenheit, und bietet die Kraft anderen Rettung und Hilfe zu bringen.

1. Bei heftigen Gemüthsbewegungen bade nicht.
2. Bei plötzlich eintretendem Unwohlsein oder dauerndem Uebelbefinden bade nicht.
3. Nach durchwachten Nächten und übermäßigen Anstrengungen bade nicht, bevor du nicht einige Stunden geruht hast.
4. Nach reichlichem Genuß von Speisen und besonders von geistigen Getränken bade nicht.
5. Den Weg zur Badeanstalt lege in mäßiger Gangart zurück.
6. Bei der Ankunft erkundige dich nach der Tiefe und der Strömung des Wassers.
7. Entkleide dich langsam, gehe dann aber sofort ins Wasser.
8. Springe mit dem Kopf voran ins Wasser oder tauche wenigstens schnell unter, wenn du ersteres nicht kannst oder magst.
9. Bleibe nicht zu lange im Wasser, zumal wenn du nicht sehr kräftig bist.
10. Nach dem Bade reibe den Körper zur Beförderung des Blutumlaufs, kleide dich rasch an und mache dir eine mäßige Bewegung.

Baden und Schwimmen ist nicht nur bei heißem, sondern auch bei kühlem Wetter nützlich und heilsam für Körper und Geist, wenn obige Vorschriften beherzigt werden.

Einem Ertrinkenden komme man möglichst in den Rücken und treibe ihn durch Stöße vor sich her. Das Wasser dringt nicht in die Lunge ein. Ertrunkene lege man flach auf die Erde und suche durch sanftes Reiben die Athmung wieder herzustellen.

Bücher und Schriften.

Die Nahrungs- und Genußmittel und ihr Einfluß auf die körperliche und geistige Entwickelung des Menschen. Zur Belehrung für das Volk geschrieben von G. Kalb. Preis 30 ₰, 20 Exemplare 5 ℳ. Gera 1886. Karl Burow's Buchhandlung.

Vor einem Schriftchen, das mit den Worten anhebt: „Seitdem man sich klar geworden, daß der Mensch mit allen Fasern seines Wesens der Erde angehört", müßte man das „Volk" wohl eher warnen, denn die Leute, die man gewöhnlich so nennt, sind schwerlich imstande, dergleichen Behauptungen auf ihren Werth zu prüfen und sie von den unzweifelhaften Wahrheiten zu sondern, welche der Verfasser über die menschliche Ernährung zu verbreiten wünscht. Außerdem scheinen uns die Auslassungen des Dr. Ule über den Brantwein, die der Verfasser ohne weitere Beleuchtung anführt, durch die neueren Fortschritte der Wissenschaft längst entkräftet und in einer Volksschrift überhaupt nicht am Platze. „Der Alkohol schützt also wirklich die Bestandtheile des Blutes vor der Verbrennung und vermindert dadurch die Hauptursache des Bedürfnisses nach Nahrung (?). In diesem Sinne ist es richtig, wenn man den Alkohol eine Sparbüchse für die Gewebe nennt (?). Den Arbeiter, welcher nicht die Mittel besitzt, sich die nothwendige Menge und Art von Nahrungsmitteln zu schaffen, durch welche seine durch Arbeit verbrauchten Kräfte wieder hergestellt werden, zwingt eine starre, unerbittliche Naturnothwendigkeit, seine Zuflucht zum Brantwein zu nehmen." Wer dergleichen mit zuversichtlicher Stimme ins Volk hineinruft, hilft den vorhandenen Schaden nur vergrößern, auch wenn er ein paar abschwächende Sätze hinterher schickt. Die einfache Darstellung, der billige Preis und die beigegebene äußerst anschauliche Tabelle über die Zusammensetzung der gebräuchlichsten Nahrungsmittel würden das Schriftchen sonst für seinen Zweck sehr empfehlen. **M. L.**

Allerlei Gemeinnütziges.

Der hannoversche Confirmanden-Sparverein tritt abermals mit seinen großartigen Erfolgen aufmunternd vor das Publicum. In der letzten Generalversammlung kam zur Mittheilung, daß Ostern 1880 nach ungefähr halbjährigem Bestehen des Vereins 236.15 ℳ an Confirmanden zurückgezahlt wurden, durchschnittlich an einen derselben 9 ℳ, in diesem Jahre zusammen 37 228.18 ℳ, durchschnittlich an einen Confirmanden 56.70 ℳ. Von 1880 bis jetzt sind an 2921 Kinder Rückzahlungen im Gesammtbetrage von 132 441.27 ℳ gemacht worden. Zu dem Sparfonds der Kinder, welche in kleinen Beträgen Einzahlungen machen können, kam im Vorjahre ein Zinsbetrag von 2436.25 ℳ als Belohnung für das Sparen. Der Sparfonds der Kinder hat jetzt noch nach Auszahlung von nahe 40 000 ℳ zu Ostern, die Höhe von ungefähr 150 000 ℳ. Der Verwaltungsfonds ist von 1172.45 ℳ auf 2046.81 ℳ nach Abzug der Verwaltungskosten gestiegen. Eingeschrieben sind jetzt über 5000 Kinder, welche an den Sammelstellen ihre kleinen Einlagen machen. Hauptsächlich sind es die Lehrer, welche sich der Mühe einer Sammlung unterzogen haben. Im ganzen sind hier 90 Sammelstellen, und 85 derselben werden von Lehrern verwaltet. Diesen ist daher auch neben der intelligenten Verwaltung hauptsächlich die Erweiterung der segensreichen Vereinsthätigkeit zu danken. Pastor Höpfner u. a. erkannten dies ausdrücklich an und gaben Anregung, in weiteren Kreisen der Stadt Hannover Sammelstellen zu errichten, ferner nach Kräften auf Gründung solcher Sparvereine in anderen Städten hinzuwirken. Der Vorsitzende, Dr. Glackemeyer, versprach, dafür zu sorgen, daß das hier gegebene, in Braunschweig, Schleswig und anderen Orten bereits befolgte Beispiel weitere Nachahmung finde.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 28. Sonntag, 11. Juli. 1886.

Ueber das Verhalten von Trägern öffentlicher Besserungsbestrebungen.

Einer der eifrigsten deutschen Mäßigkeitsfreunde, Oberpfarrer Dr. Martius in Dommitzsch bei Torgau, hat kürzlich in einer besonderen Schrift, welche hochkirchlichen evangelischen Kreisen mit Wärme und Wirkung die Mitarbeit empfahl, den von früher her an einigen Orten noch bestehenden Enthaltsamkeits-Vereinen eine zeitgemäße Verjüngung nach dem Muster des Schweizer Mäßigkeitsvereins zum Blauen Kreuz vorgeschlagen. Wie dieser verfährt, hat einer der Berichterstatter des Hamburger Mäßigkeitstages am 17. Juni liebevoll-eingehend geschildert, und wird in dem Druckbericht dieser Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke demnächst wortgetreu zu lesen sein. Es käme nach Herrn Dr. Martius' Vorschlag für unsere alten Enthaltsamkeitsvereine im wesentlichen darauf hinaus, es mit ihren Verpflichtungen auf den Nichtgenuß alkoholischer Getränke etwas erziehungskunstgerechter als bisher zu nehmen, d. h. mit kurzfristigen Gelübden anzufangen anstatt gleich lebenslängliche abzunehmen, und bei der häufig so schweren treuen Haltung derselben inmitten der alltäglichen Versuchung ihre Träger sorglicher und geschickter zu unterstützen.

Aus Anlaß dieses sicherlich sehr beachtenswerthen Vorschlages aus eigenem Lager ist ein kirchliches Blatt, das dazu den Kopf schütteln zu müssen meinte, auf die sonst beinahe verschollene Frage zurückgekommen, wie der neue deutsche Mäßigkeitsverein es denn mit der Verpflichtung zur Mäßigkeit und Beobachtung der Mäßigkeit bei seinen Mitgliedern halte? Innerhalb des Vereins zerbricht sich allem Anschein nach niemand darüber den Kopf. Ist das denn aber auch richtig? Liegt hier nicht eine wo nicht sträfliche, so doch vielleicht schädliche Gleichgiltigkeit gegen eine sittliche Forderung vor?

Es fehlt im heutigen Vereinsleben nicht an nahe verwandten Fällen. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein zum Beispiel hat gleichfalls unterlassen, seinen Mitgliedern eine bestimmte persönliche Verbindlichkeit zur Enthaltung von überflüssigen Fremdwörtern aufzuerlegen: in der „Stadt Prag" zu Magdeburg hingegen strafen die ständigen Tischgenossen sich für jeden solchen Verstoß wider die Reinheit der Muttersprache mit fünf Pfennig, die der Rettung Schiffbrüchiger zugutekommen, und der erste österreichische Zweigverein des Deutschen Sprachvereins in Krems an der Donau stellt in § 3 seiner Satzungen obenan „das unverbrüchliche Festhalten jedes Volksgenossen" (nicht einmal bloß Vereinsgenossen) „an dem Grundsatz: in und außer der Familie, im beruflichen und im geselligen Verkehr jedes unnöthige Fremdwort zu meiden," allerdings ohne Androhung von Strafe, und gleich jener Magdeburger Tischgenossenschaft das Urtheil doch klüglich in eines jeden Selbsterkenntnis verstellend.

In dem Falle maßvoll erstrebter Sprachreinigung wie in dem des öffentlich verfolgten Maßhaltens im Genuß von geistigen Getränken dürfte es ganz ähnlich stehen. Es hat geringen Werth oder lenkt wohl gar von der eigentlichen Straße zum Ziele bedenklich ab, wenn man sich allzuviel mit dem persönlichen Verhalten der einzelnen Mitglieder beschäftigt. Nicht daß diese sich unter einander über den Tadel erhaben dünken dürften, welche sie mit vollen Schalen patriotischen Zorns über alle übrigen Trink- und Fremdwort-Sünder ausschütten! Aber sie müssen sich nur nicht einbilden, daß sie selbst die wahren Gegenstände der auszuübenden Erziehung wären und ihr Beispiel alsbald die gesammte Nation unwiderstehlich hinter sich herziehen würde. Vielmehr haben sie sich in aller Bescheidenheit als die Lehrerschaft anzusehen, welche im einen Falle — nicht etwa den Gildemeistern der Schriftsteller- und Redner-Zunft, wie mitunter besorgt zu werden scheint, sondern — den noch lehrbedürftigen Kindern des Sprachgebrauchs, zu denen naturgemäß die meisten Erwachsenen gehören, mit sanfter moralischer Gewalt vernünftige Regeln für die Anwendung von Fremdwörtern beibringen, oder im anderen Falle gesunde, sittlich und wirthschaftlich heilsame Gewohnheiten beim Gebrauch des Alkohol-Giftes zur anderen Natur machen will. Lehrer sind im allgemeinen doch für ihren Theil über die Zeit der Erziehung und Lehre hinaus.

Kehren wir damit zur Mäßigkeitsache zurück, so kann der junge nationale Gesammtverein weder als solcher noch in seinen Verzweigungen mit dem guten Beispiel des Maßhaltens, welches seine paar hundert oder tausend Mitglieder geben, im Verhältnis zu seinen großen Aufgaben und Zielen etwas der Mühe werthes erreichen. Es versteht sich, daß sie es trotzdem geben müssen. Sie werden sich dessen auch wohl allesammt lebendig genug bewußt sein. Jede Auffrischung des Gefühls ihrer Vereins-Angehörigkeit durch den Empfang eines seiner Blätter, durch die Zahlung des jährlichen Beitrags, durch

Erörterung im täglichen Gespräch oder durch Vorträge und Versammlungen muß den Vorsatz dergestalt bestärken, daß er, solange diese Anregungen nur wiederkehren, auch nicht wieder erlöschen kann. Aber es wäre schlimm, wenn solcher Vorbilder Wirkung schon etwas ausmachen sollte in dem fortgehenden Eindruck der Mäßigkeitsarbeit auf unser Volk! Sie ist glücklicherweise in dieser Rechnung kein Posten, den mitaufzählen zu können die Leiter schon sehr zufrieden und stolz zu sein hätten. Ihr Blick ist über so enge und verhältnismäßig vereinzelte Kreise hinaus auf Gewinnung des öffentlichen Geistes, auf Weckung der Verantwortlichkeit von Volksvertretungen, Staats- und Kirchen- und Selbstverwaltungs-Behörden, Arbeitgebern, Zeitungs-Inhabern, Aerzten, Richtern, Geistlichen, Lehrern und anderen gesellschaftlichen Machthabern, auf Darbietung von Ersatz und Ableitungsmitteln für die meist versuchten Stände, auf Förderung mithelfender anderer guten Gewohnheiten, und was dergleichen mehr ist, gerichtet. Davon sich abziehen, darin sich im geringsten stören lassen zu wollen durch eine gegenseitige Sitten-Beobachtung und Gewissens-Erforschung wäre ein sehr widersinniges Verfahren. Es ist auch, soviel bekannt, noch keinem der thätigen Mäßigkeitsfreunde eingefallen.

Worin diese dagegen wohl noch gelegentlich etwas mehr des Guten thun können, das ist eine mit der offenbar steigenden Flut der allgemeinen Einsicht und Willensbereitschaft ebenmäßig wachsende Nachdrücklichkeit und Zuverlässigkeit des Auftretens. Wer ein so wichtiges, gutes, nothwendiges Anliegen Anderer und Aller vertritt, dem ziemt eine feste, sichere, muthige Sprache. Mit säuselnder rücksichtsvoller Unmaßgeblichkeit mögen Verfolger ihres eigenen persönlichen Vortheils, und wenn derselbe sich auch noch so prunkend verkleidet hätte, zu Volksgenossen und Staatsgesetzgebern reden. Die Selbstgewißheit des Tones sollte sich von Gottes und Rechts wegen nach der Selbstlosigkeit der vertretenen Sache abstufen. Wir können nun zwar den Eigensüchtigen ihr zuweilen so dreistes, pochendes, erpresserisches Auftreten im Chor der Nation direct nicht abgewöhnen; aber wir dürfen sie darin doch nicht umgekehrt auch noch ohne Noth oder Grund bestärken, indem wir von hohen dringenden Bedürfnissen der Gesammtheit ungefähr so sprechen, wie ein bescheidener, edeldenkender Mensch von dem was zunächst nur ihn selbst oder die Seinigen angeht!

A. L.

Die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder in der Provinz Hannover.

Für diese Anstalten hatte der Provinziallandtag im Etat des Jahres 1885 einen Zuschuß von 6000 *M* bewilligt. Nach den Vorschlägen des Landesdirectoriums sind davon durch den Provinzialausschuß in seiner letzten Sitzung 5000 *M* in folgender Weise vertheilt worden:

1) Schladen bei Goslar 300 *M*. Die Zahl der Kinder ist 57, darunter Zwangszöglinge: 37. Die Einnahmen aus Kostgeldern, Zinsen und den Erträgen des Grundbesitzes und der Landwirthschaft im Gesammtbetrage von etwa 16 000 *M* reichen hin, die ordentlichen Ausgaben einschl. der Zinszahlung im Betrage von 527 *M* für die noch vorhandenen Schulden vollauf zu decken. Die Erträge der Haussammlung haben es ermöglicht, einen nicht unerheblichen Neubau auszuführen und einen Rechnungsüberschuß von etwa 5000 *M* zu gewähren.

2) Großefehn in Ostfriesland 950 *M*. Die Zahl der Kinder ist 75, darunter Zwangszöglinge: 42. Den Einnahmen aus Kostgeldern, Zinsen u. s. f. im Betrage von etwa 17 000 *M* stehen nach dem Rechnungsabschlusse vom 1. October 1883/4 die Ausgaben mit etwa 22 000 *M* gegenüber. Durch die eingegangenen Beihilfen aus öffentlichen Cassen, von Privatpersonen u. s. f. ist der hiernach sich ergebende Fehlbetrag nicht völlig gedeckt, so daß gegen das Vorjahr eine Vermehrung der Schulden um etwa 1000 *M* stattgefunden hat.

3) Thuine bei Meppen (katholische Erziehungs- und Waisen-Anstalt) 950 *M*. Die Zahl der Kinder ist 188, darunter Zwangszöglinge: 27. Den eigenen Einnahmen der Anstalt für 1884 im Betrage von etwa 32 000 *M* stehen beinah 36 000 *M* an ordentlichen Ausgaben gegenüber. Der hiernach sich ergebende Fehlbetrag ist durch die außerordentlichen Einnahmen nur auf etwa 1800 *M* herabgemindert. Der Rechnungsabschluß ist demnach ein nicht günstiger.

4) Ricklingen bei Hannover 300 *M*. Die Zahl der Kinder ist 25, darunter Zwangszöglinge: 15. Die Anstalt besitzt ein Capitalvermögen von rund 10 000 *M* und Haus und Garten. Die noch vorhandenen Schulden belaufen sich auf rund 2300 *M*. Den eigenen Einnahmen an Zinsen und Kostgeldern im Betrage von rund 6600 *M* stehen die ordentlichen Ausgaben mit rund 12 000 *M* gegenüber. Die Beihilfen aus öffentlichen Cassen und die freiwilligen Beiträge von Privatpersonen reichen aber aus, nicht nur den Mangel zu decken, sondern einen Ueberschuß zu liefern.

5) Linerhaus bei Celle 300 *M*. Die Zahl der Kinder ist 97, darunter Zwangszöglinge: 70. Nach dem Rechnungsabschlusse für 1883/4 reichen die Einnahmen an Zinsen, Unterhaltungskosten und aus der Landwirthschaft beinah aus, die ordentlichen Ausgaben zu decken. Die Einnahmen aus Sammlungen und milden Gaben, zum Theil zu Neubau-Kosten und zur Schuldentilgung verwandt, ergeben einen erheblichen Ueberschuß. Die noch vorhandenen Schulden betragen etwa 20 000 *M*. Denselben steht ein beträchtlicher Grundbesitz und ein die Schulden übersteigendes Capitalvermögen gegenüber.

6) Hünenburg im Osnabrück'schen 300 *M*. Die Zahl der Kinder ist 27, darunter Zwangszöglinge: 14. Nach dem Rechnungsabschlusse vom 1. Mai 1884/5 stehen den Einnahmen an Erziehungsgeldern, Zinsen und Haushaltserträgnissen im Betrage von etwa 7000 *M* die ordentlichen Ausgaben in ungefähr gleichem Betrage gegenüber. Die Beihilfen aus öffentlichen Cassen, Geschenke und Vermächtnisse gestatten, einen Theil der Einnahmen, im ganzen 4352 *M*, zur Schuldentilgung und zur zinslichen Belegung zu verwenden und daneben nicht unbeträchtliche Neubau-Kosten aufzuwenden.

7) Bethlehem bei Hildesheim (katholische Anstalt) 300 *M*. Die Zahl der Kinder ist 56, darunter Zwangszöglinge: 17. Das Stiftungsvermögen von etwa 85 000 *M* hat durch Vermächtnis einen Zuwachs von 3500 *M*, andererseits eine Verminderung dadurch erfahren, daß die bis jetzt noch im Eigenthum des Klosterfonds gestandenen Gebäude für 10 500 *M* angekauft sind. Die eigenen Einnahmen der Anstalt an Zinsen und Kostgeld betragen etwa 10 850 *M*, die ordentlichen Ausgaben 13 416 *M*. Der sich danach ergebende Fehlbetrag ist durch Beihilfen, milde Gaben u. s. f. gedeckt.

8) Stephansstift bei Hannover (zugleich Anstalt für Sieche, sowie zur Ausbildung von Diakonen) 600 *M*. Die Zahl der Kinder ist 106, darunter Zwangszöglinge: 64. Den eigenen Einnahmen der Anstalt von 1884 aus den Erträgnissen des Volkskalenders, des Monatsboten, der Buchdruckerei und sonstigen Handwerkbetriebes, aus der Landwirthschaft, an Kostgeldern u. s. f. und Einkaufsgeldern für sieche Männer, im Gesammtbetrage von etwa 74 000 *M* stehen die ordentlichen Ausgaben in etwa gleichem Betrage gegenüber. Die bedeutenden Einnahmen aus Beihilfen von Behörden, aus Sammlungen u. s. f. haben die Verwendung von 56 000 *M*

für Bauten, etwa 1000 ℳ für Ankauf von Grundbesitz und 2450 ℳ zur Schuldentilgung und zinslichen Belegung gestattet.

9) Haupt-Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene 1000 ℳ.

Aus den Angaben zu den einzelnen Anstalten geht hervor, daß die Mehrzahl derselben sich in einer völlig gesicherten Lage befindet, wenngleich fast alle noch mehr oder weniger erhebliche Schulden auf ihren Besitzungen haben.

Die Gesammtzahl der Kinder betrug in den acht Anstalten 631; davon befanden sich auf Grund des Gesetzes über die Zwangserziehung verwahrloster Kinder 286 in den Anstalten. Es bleiben sonst in den Anstalten 345 untergebracht; diese sind nicht sämmtlich verwahrloste Kinder, sondern es sind in einzelnen Anstalten, namentlich Thuine (Gesammtzahl 188) viele Waisenkinder untergebracht.

Die Provinzialverwaltung von Hannover bringt von den zur Zwangserziehung überwiesenen Kindern nur rund die Hälfte in Anstalten unter, die übrigen in Familien, diese zumeist durch Vermittlung der in Hannover bestehenden, durch die ganze Provinz Agenten (meist Geistliche und Lehrer) haltenden Pestalozzi-Stiftung. Nach dem letzten Verwaltungsberichte der Provinz waren Ende 1884 zur Zwangserziehung 632 Kinder überwiesen. Davon befanden sich damals 306 in den Rettungsanstalten, 262 in durch die Pestalozzistiftung nachgewiesenen Familien, 64 in sonstigen Familien. Außerdem war 22 herangewachsene Zwangserziehungszöglinge widerruflich im Gesindedienste oder zur Erlernung eines Handwerks in der Lehre untergebracht. Die Ausgabe der Provinz für die Unterhaltung der zur Zwangserziehung überwiesenen Kinder hat im Jahre 1884 betragen 113 419 ℳ 38 ₰, wovon der Staat bekanntlich die Hälfte erstattet. Jedes der 632 Kinder hat danach nahezu jährlich 180 ℳ gekostet.

Osnabrück. Brüning.

Die besten Bücher.

VII.

Nach Fräulein J. Pieper in Duisburg:

Deutsche:

Auerbach: Barfüßele, Waldfried.
Felix Dahn: Kampf um Rom.
Gotthelf: Bauernspiegel, Geld und Geist, Käthi, Käserei in der Vehfreude, Schulmeisters Freuden und Leiden, Uli der Knecht.
Hauff: Liechtenstein.
Keßler: Heine's Leben.
Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
Frau von Paalzow: Godwie Castle, Jacob van der Nees, St. Roche, Thomas Thyrnau.
F. v. Uechtritz: Eleazer, Albrecht Holm, Der Bruder der Braut.
Ottilie Wildermuth.

Ausländische:

Boz: Bleakhouse, David Copperfield.
Dombey und Sohn: Klein Dorritt, Unser gemeinschaftlicher Freund.
Fr. Bremer: Alles, ohne nähere Angabe.
Bulwer: Eugen Aram, Nacht und Morgen, Paul Clifford.
Cooper: Der Pfadfinder, Wyandotti, Der letzte der Mohikaner.
Currer Bell: Jane Eyre, Villette.
George Eliot: Adam Bede, Mühle am Floß, Silas Marner.
Gaskell: Marie Barton, Ruth.
Hawthorne: Das Haus mit den sieben Giebeln, Der Scharlachbuchstabe.
Mrs. Craig: John Halifax, Gentleman.
Kingsley: Hypatia.
Manzoni: Die Verlobten.
Walter Scott: Ivanhoe, Kenilworth, Quentin Durward, Waverley, Die Braut von Lammermoor.
Emil Souvestre: Der Philosoph in der Dachstube.
Tom Brown's Schuljahre.
Yonge: Der Erbe von Redclyffe.

Nach dem verstorbenen Professor J. Hülsmann (Duisburg-Bonn) (Pflegevater der Vorgenannten) noch außerdem:

W. Fischer: Holländische Geschichten.
Melchior Meyer: Erzählungen aus dem Ries.
Math. Quednow: Dornrosen.
W. Schwarz: Aus Sommertagen.
Mrs. Beecher-Stowe: Onkel Toms Hütte.
Sewell: Ursula, Kath. Ashton.
Für Jüngere: Amy Herbert, Das Pfarrhaus zu Laneton.

Frederick Denison Maurice.

II.

Maurice war sich inzwischen klar geworden, daß er mit keiner der damals so gewaltig ringenden kirchlichen Parteien zu gehen vermöge, und setzte in einer Reihenfolge von Briefen, welche 1841 in Buchform unter dem Titel: „Das Reich Christi" erschienen, seinen abweichenden Standpunkt auseinander. „Es gibt eine Richtung," sagt er in einem Briefe an einen Freund, „die uns in Systemen nur die Schalen und Abfälle der Wahrheit reichen möchte, eine andere, die in Gefühlen und Stimmungen uns nur den Saft der Wahrheit gibt. Der Geist der Wahrheit aber duldet nicht, daß wir uns mit dem einen oder dem anderen begnügen. Er zwingt uns einzusehen, daß die ganze Wahrheit mit ihrem ungetheilten Wesen und vollen Saft an den Wurzeln unseres eigenen Daseins liegt und es erhält und nährt." Für ihn spitzte sich die Frage dahin zu, ob die Kirche bestimmt sei die ganze Menschheit zu umfassen, oder nur Theile derselben? ob es ihr großes Vorrecht sei ihren Gliedern selbstsüchtige Vortheile zu verschaffen, oder ob sie vielmehr nur vorbildlich darstelle, was für die ganze Menschheit gilt? Da ihm die letztere Entscheidung als die einzig von Gott gewollte erschien, so setzte er sich damit in deutlichen Widerspruch zu der gesammten religiösen Presse des Landes und beschwor eine Flut von Anfeindungen, Verketzerungen und Verleumdungen über sich herauf, die, weil er sich bei neuen Veranlassungen nicht für berechtigt hielt, seine Meinung zu verschweigen, sich eigentlich sein ganzes ferneres Leben hindurch nicht wieder verlief.

Die socialistische Bewegung, in der Wahlreform der ersten dreißiger Jahre wurzelnd, hatte zu dieser Zeit schon solche Fortschritte gemacht, daß die Regierung sich vor die Aufgabe gestellt sah, wirksam einzugreifen, um den drohenden Umsturz alles Bestehenden zu verhüten. Gleichzeitig mit dem Ministerium Guizot in Frankreich erkannte auch die leitende Gewalt in England, daß den untersten Schichten der Gesellschaft in erster Linie durch Unterricht und Erziehung, die ihnen fast gänzlich mangelten, geholfen werden müsse; es waren dafür, unter Vorbehalt eines staatlichen Aufsichtsrechtes, schon 1833 Lstrl. 20 000 ausgeworfen worden. Maurice griff diese Sache lebhaft auf und bekämpfte in Vorträgen, die er 1839 hielt, und in einer pädagogischen Zeitschrift, deren Redaction er theilweise übernahm, die staatliche Leitung des Volksschulwesens, welches er vielmehr der Kirche und gewissermaßen als ihrem Organ den Universitäten zuweisen wollte. Er steckte mitten in dieser Arbeit, als er im Juni 1840 zum Professor an King's College erwählt wurde. Da er völlig überarbeitet, auch seine Frau sehr leidend war, so machte er mit ihr vor Uebernahme dieses Amtes eine zweimonatliche Schweizerreise, welche ihn zu den damals grade nach Bern gezogenen Bunsens führte. Von Bunsen sagt er: „Ueber den Umfang seines Geistes habe ich kein rechtes Urtheil, da mir ein Maßstab fehlt, aber seine Herzenswärme und sein rasches Verständnis befähigen ihn, sich eine große Anzahl von Dingen anzueignen und andere dafür zu interessiren, selbst wenn er sie vielleicht nicht in streng logischem Sinne beherrscht. Und das ist gewiß eine bessere Errungenschaft als eine dürre, verstandesmäßige." Nach der Rückkehr begann er seine Vorträge über Litteratur und Geschichte in King's College, ein eigenthümlicher Lehrer halbreifer Jünglinge, da er Daten und Thatsachen fast gar nicht mittheilte, häufig, wie selbst sein damaliger Schüler und begeisterter Verehrer Canon Farrar zugesteht, über die Köpfe auch der Begabtesten wegredete, kein äußeres und für die schlechten Elemente auch kein inneres Mittel der Schulzucht hatte, und doch mit der Majestät seiner Sprache, mit seinem

gehaltenen und milden Wesen, mit seiner Vielseitigkeit auf die Empfänglicheren so dauernde Einwirkungen ausübte, daß derselbe Zeuge von ihm sagt: „Seit jenen Tagen habe ich viele kennen und Freund nennen lernen, die zu den Bedeutendsten unserer Zeit zu rechnen sind, aber ich bin nie jemandem begegnet, der von meiner Jugend an mein ganzes Leben hindurch mir mehr Bewunderung und Verehrung abgerungen, als Frederick Denison Maurice in seiner Güte und Größe." Seiner Hospitalpflichten nahm er dabei nach wie vor wahr.

In demselben Sommer von 1844 ging für Maurice eine alte Freundschaft zu Ende und eine neue knüpfte sich an. Sterling's religiöse Ansichten, von Carlyle beeinflußt, hatten sich allmählich immer weiter von denen seiner Freunde Maurice und Julius Hare getrennt. Maurice hatte dazu nicht schweigen können und wollen; er hatte mit Sterling disputirt, und konnte nachher den Vorwurf nicht wieder loswerden, nicht zart und verständnisvoll genug mit dem Freunde umgegangen zu sein. Nach einer Begegnung in Clifton hörte der Austausch intimerer Gedanken zwischen ihnen auf: nicht so ihr freundschaftlich-verwandschaftliches Verhältnis. Denn als Sterling, selbst unheilbar brustleidend, im Frühjahr 1843 binnen zwei Tagen seine Schwiegermutter und seine Frau verloren hatte und mit seinen verwaisten Kindern nach Bonchurch auf der Insel Wight gegangen war, verbrachte Maurice mit seiner Frau fast den ganzen Sommer bei ihm, um ihn zu pflegen und zu trösten; auch war Mrs. Maurice oft allein da, wenn Amtspflichten ihren Mann in London zurückhielten. Am 18. September starb Sterling. Kurz vorher hatte sich Maurice's Schwester mit Julius Hare verlobt. Maurice schrieb an Trench: „Hätten wir alle unsere Liebe ihm bewiesen wie Du, wären wir alle so treu zu ihm gestanden, so hätten wir seinem Herzen einen tieferen und wahreren Klang entlocken können als er selbst wohl ahnte." Bekanntlich gab Hare einige nachgelassene Schriften Sterling's mit einer Lebensskizze heraus, deren den kirchlichen Standpunkt betonende Darstellung Carlyle zu seinem „Leben John Sterling's" veranlaßte. Grade vorher hatte Maurice Charles Kingsley in dessen elterlichem Hause, der Pfarre zu Chelsea kennen gelernt, und aus dieser ersten persönlichen Begegnung reifte eine tiefe, dauernde Freundschaft, die durch keinen Schatten getrübt wurde. Kingsley nannte den vierzehn Jahre älteren Mann seinen geliebten Meister und erbat sich seinen Rath in allen amtlichen Angelegenheiten der von ihm grade erst übernommenen Pfarre von Eversley. Maurice schrieb zu Kingsley's Drama von der heiligen Elisabeth The Saint's Tragedy die Vorrede; er erfuhr in der Regel zuerst von den litterarischen Plänen seines Freundes; er mußte ihm, wenn Hoffen, Bangen, Zweifel und Rathlosigkeit anstürmten, „die Gedanken zurechtschieben"; er nannte ihn „einen tüchtigen, gründlichen, begeisterten Gelehrten, der mit voller Frische in der Gegenwart steht." Die beiden Männer standen Schulter an Schulter bei der von ihnen und Gesinnungsgenossen unternommenen Dämpfung der chartistischen Unruhen von 1848, die sich in beider Leben zu dem am meisten in die Oeffentlichkeit gedrungenen Abschnitt gestaltete, und die nun ins Auge zu fassen ist.

Theils die Nachwirkungen der Reformbewegungen zu Anfang der dreißiger Jahre, theils die furchtbaren Nothstände, unter welchen namentlich Irland infolge der Mißernten von 1847 seufzte, theils endlich die Einflüsse der revolutionären Bewegungen auf dem Continent hatten auch in England die untersten Volksschichten in eine dumpfe unheildrohende Gährung gebracht. Maurice, Ludlow, Kingsley, Hare sahen keinen anderen Weg als den einer religiösen, oder wie Maurice es nennt, theologischen Reform, um einer politischen Revolution vorzubeugen. Kingsley, der zu dem berühmten Chartistentage, 10. April 1848 nach London gekommen war, schlug Maueranschläge vor, welche die arbeitenden Classen zum Vertrauen gegen ihre wahren Freunde aufforderten (in Kingsley's Leben I. 104 ist der Wortlaut des ersten gegeben.) Eine Wochenschrift Politics for the People trat am 6. Mai ins Leben; sie brachte es freilich nur auf siebzehn Nummern, ist aber ein merkwürdiges Zeugnis für die volksthümliche Kraft, Schlichtheit und Gedrungenheit, mit welcher die daran arbeitenden Professoren und Geistlichen zum Volke zu reden verstanden, und für die ernste, im besten Sinne conservative Gesinnung, welche diese bald als „Führer der Umsturzpartei" verschrienen Männer beseelte. Kingsley schrieb dafür seine trefflichen Bilder-Erklärungen, Maurice gab in der ersten Nummer unter dem Titel „Brüderlichkeit" das Programm des Blattes. Andere Beiträge von ihm über die Begriffe Freiheit, Gleichheit u. s. f. sind in Gesprächsform. Zu den bekannteren Mitarbeitern gehörten außer den vorhin erwähnten Trench, Arthur Helps, Arthur Stanley, Mansfield, Erzbischof Whateley. Auch von einer anderen Seite her, die mehr Bestand hatte, faßten sie das riesige sociale Problem an, in dessen Lösung jetzt, nach fast vierzig Jahren, die Welt noch nicht viel weiter gekommen scheint. Ein Geistlicher, mit welchem Maurice in Verbindung stand, gab bewegliche Schilderungen von der entsetzlichen Verkommenheit, worin die Bewohner mancher hauptstädtischen Quartiere schmachteten. Maurice forderte einige ihm näherstehende Studenten auf, dort Abendschulen für Männer und Frauen, sowie für Kinder zu errichten, und betheiligte sich selbst ausdauernd daran. Kingsley klärte über die dringende Nothwendigkeit gesundheitlicher Verbesserungen auf.

Im Frühjahr 1849 suchte ein Mitglied der Chartistenpartei, der Schneider Walter Cooper, Maurice auf und bat ihn, Versammlungen für Handwerker zu veranstalten. Sie fanden während des Sommers in Cranbourne Tavern statt und wurden der Ausgangspunkt für die weiteren Reformbestrebungen, welchen er und seine Freunde sich widmeten. Der Gedanke der Genossenschaften, nicht lange vorher von den Webern von Rochdale in lebensfähiger Weise ins Werk gesetzt, in Frankreich aber nach der Februarrevolution zu den blutigen Ausschreitungen der Commune verzerrt, wurden vielfältig erwogen. Mayhew's Aufsätze über die Arbeiter und die Armen in London zeigten die dringende Nothwendigkeit von außen kommender Hilfe, da die Handarbeiter einzeln nicht in der Lage waren sich selbst zu helfen. Man begann mit einigen genossenschaftlichen Werkstätten für Schneider und Näherinnen, und bildete, als andere Handwerker um Hilfe zu rufen begannen, einen Verein zur Förderung der Handwerker-Genossenschaften, dessen berathende Behörde die Freunde unter dem Titel Council of Promoters (Rath der Förderer) wurde, während das Centralbüro aus den Vorstehern der einzelnen Genossenschaften die eigentliche Geschäftsführung übernahm. Daß ein Organ da sein müsse um die Arbeit sowohl zu ermöglichen wie zu vertreten, leuchtete bald ein. Eine Reihe Flugblätter schien die geeignetste Form und begann im Anfang des Jahres 1850 unter dem gemeinsamen Titel: Tracts on Christian Socialism mit einer Abhandlung in Gesprächsform, von Maurice verfaßt. Den Titel hatte er vorgeschlagen, damit ihre Partei sich gleich als eine solche ankündige, die den Kampf mit den „unsocialen Christen" sogut wie mit den „unchristlichen Socialisten" aufzunehmen bereit sei. Der Kampf ließ nicht auf sich warten. Wenn schon Geschäftsleute wie Salis-Schwabe Bedenken gegen die Genossenschaften hegten, so konnten kirchliche Kreise noch weniger den Gedanken vertragen, daß anglikanische Geistliche mit Chartisten zusammen arbeiten und ein ersprießliches Werk treiben könnten. Verschiedene religiöse Blätter, besonders der „Record" fielen über Maurice und Kingsley her; das schlimmste leistete ein Artikel von Croker in der „Quarterly Review" unter dem Titel „Revolutionäre Litteratur," welcher alle erdenkliche Schmach auf sie häufte. Der Vorstand von King's College fühlte sich aufs äußerste beunruhigt und legte es Maurice nahe, entweder auf das Zusammengehen mit den Chartisten und mit Kingsley, dessen Predigt für die Arbeiter der Weltausstellung von 1851 zu der in seinem „Leben" (I. 206) geschilderten Scene geführt hatte, oder auf sein Amt zu verzichten. Maurice erwiderte, daß ihm das erste unmöglich sei, und daß er auch weder gehen werde — es

sei denn daß man ihn absetze — noch irgend welche allgemeine oder besonderen Gelöbnisse für die Zukunft ablegen, die nicht schon in seinem Amtseid enthalten wären, und man beruhigte sich dabei.

Die Genossenschaften hatten sich unterdessen vermehrt, und begreiflicher Weise überwog in den Versammlungen immer mehr das rein geschäftliche Interesse. Maurice fühlte sich aus seiner Sphäre hinausgedrängt. Um die fortgesetzte Erörterung der allgemeinen Fragen in größeren Kreisen nicht einschlafen zu lassen, hielten er und seine Freunde im Winter 1851/52 Vorträge, von welchen das unterdessen aus den „Tracts" hervorgegangene „Journal of Association" nur kurze Auszüge bringt. Schon im nächsten Jahre stellte es sich heraus, daß die von den „Promoters" mit Geld unterstützten Genossenschaften in London in ihrer Entwickelung weit hinter den im Lande entstandenen selbständigen zurückblieben, ja nach und nach zu Grunde gingen. Eine Neugestaltung des Vereins wurde also nöthig und vollzogen. Das vorliegende Werk berührt seine ferneren speciellen Schicksale nicht, weist dagegen darauf hin, wie verbreitet, anerkannt und gedeihlich wirksam sich das System der damals soviel angefeindeten Genossenschaften in England heute zeige, und gibt an anderer Stelle ein von L. Brentano wiederholtes und bestätigtes Urtheil V. A. Huber's, mit welchem zusammen Brentano 1849 England bereist hatte. Brentano sagt in „Die christlich-sociale Bewegung in England": „Da erstand Frederick Denison Maurice. V. A. Huber hat ihn als einen Mann geschildert, dem an inniger Frömmigkeit, echtem Patriotismus, an geistiger Begabung, vielseitiger freier, allgemeiner, gründlicher Bildung sehr wenige, an Gesinnung, Charakter und Wandel und namentlich an wahrer Liebenswürdigkeit als Frucht des Ebenmaßes und der Harmonie sovieler Gaben und Bestrebungen nicht viele seiner Zeit- und Volksgenossen gleichstehen. Ich kann diesen Eindruck aus persönlicher Bekanntschaft durchweg bestätigen. Als der Hauptzug des Mannes hat sich mir indeß eine imponirende Verbindung von unerbittlichem Ernst und unwiderstehlicher Güte eingeprägt. Und diese beiden Eigenschaften waren ebenso Ursache wie Wirkung der vollsten Durchdringung seines Wesens vom Christenthum. Man muß sich ganz klar machen, was dies besagen will. Nichts ist häufiger als Leuten zu begegnen, die sich mit Nachdruck als Christen bezeichnen und vom Christenglauben reden; nichts ist seltener als Menschen, die in all ihren Urtheilen und Handlungen lediglich vom christlichen Geiste geleitet sind. Man glaubt an das Christenthum im ganzen, aber im einzelnen glaubt man an das eigene Selbst mit all seinen Interessen, seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Vorurtheilen und Launen. Maurice wurde nicht nur in seiner Weltanschauung durch die christliche Lehre bestimmt: es war ihm unmöglich, über irgend welche Erscheinungen der Natur oder der Gesellschaft anders als von den Gesichtspunkten des Christenthums aus zu denken, oder mit Menschen in irgend eine Berührung zu treten, bei der nicht in der Einfachheit und Milde, die mit seinem Ernste gepaart waren, in seiner liebevollen Theilnahme bei Abwesenheit jeglicher Spur von Anmaßung und Selbstsucht das in sein Fleisch und Blut übergegangene Christenthum zum Ausdruck gelangt wäre. Ein solcher Mann war offenbar durch sein ganzes Wesen vorherbestimmt, den Einfluß eines Apostels zu üben."

Das Wesen des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts.

Aus dem Vortrag von Dr. W. Götze (Leipzig) im Sächsischen Landesverbande zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts zu Dresden am 28. April 1886.

(Fortsetzung.)

Das eigentliche Ziel meiner Reise aber war das Handfertigkeits-Seminar zu Nääs bei Gothenburg, das man gewiß als den Kristallisationspunkt des schwedischen Sleud bezeichnen kann, und von dem aus ein sehr tief gehender Einfluß auf den Handfertigkeits-Unterricht nicht nur der anderen nordischen Länder, sondern auch einer ganzen Reihe anderer europäischer und außereuropäischer Culturländer ausgeübt wird. Die Wochen, die ich hier theils in praktischer Arbeit, theils in lebhaftem geistigem Wechselverkehr lernend zugebracht, und während deren ich die liebenswürdigste Gastfreundschaft genossen habe, werden mir immer unvergeßlich sein. Aber es gilt nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit zu üben, sondern auch objectiven Bericht zu erstatten über den Eindruck, den ich hier an der Quelle von dem Wesen des schwedischen Arbeitsunterrichts empfangen habe, und so muß denn gesagt werden, daß ich mich in manchen einzelnen Punkten nicht mit dem Director des Nääser Seminars, meinem Freunde Otto Salomon einverstanden zu erklären vermag. Das aber muß ich ausdrücklich und vor allem anerkennen, daß in Nääs eine wohlüberlegte, durchgebildete Methodik der Sleud-Tischlerei, der Holzarbeit geschaffen worden ist, und daß hier nicht im geringsten gewerbliche, sondern überall nur rein erziehliche Zwecke verfolgt werden. Sieht man die Reihe der Nääser Modelle durch, so findet man, daß hier nur Gegenstände hergestellt werden, welche verwendbar und verwerthbar sind; sie stehen mit den im Lernunterricht behandelten Dingen und Gegenständen, mit dem geographischen oder dem naturkundlichen Unterricht in keiner Beziehung, und dienen einzig und allein der Hauswirthschaft des schwedischen Landbewohners. Man kann dadurch leicht auf den Gedanken kommen, daß auch dieser Sleud nicht rein pädagogische Zwecke verfolge. Die Sache liegt aber so, daß man in Nääs den erzieherischen Werth nicht zugleich im Arbeitsproduct mit sucht, sondern einzig und allein im Arbeiten, in dem was der Schüler an körperlicher Gewandtheit, an Anschauungen und Erfahrungen bei der Herstellung seiner Handarbeit lernt. Bei der methodischen Durchbildung des Sleud hat man auf den Fortschritt in diesen Arbeiten den größten Werth gelegt. Durch die Herstellung jener Hausgeräthe will man weder dem anderen Unterricht dienen, der Arbeitsunterricht ist vielmehr ein Fach für sich, noch will man gewerbliche Zwecke fördern; aber man speculirt durch die Arbeitsproducte auf die Gunst des Hauses für den Arbeitsunterricht, und in der That soll sich in Schweden das Interesse der Eltern an der Schule, das sich z. B. in der Verminderung der Schulversäumnisse zeigt, seit Einführung des Arbeitsunterrichts erheblich gesteigert haben. Es sei gar kein Schaden, sagt man in Nääs, wenn der Sleud etwas durchaus verschiedenes von dem anderen Unterricht sei, dadurch werde er zu einer Brücke zwischen Schule und Haus, die bei der Entfremdung welche durch den theoretischen Charakter des Schulunterrichts hervorgebracht werde, recht wohl eine Annäherung an einander vertragen könnten. Nun, jedenfalls ergibt sich, daß man in Nääs alles erzieherische, das man durch den Sleud erreichen will, beim Arbeiten selbst zu gewinnen sucht, daß man aber inbezug auf die Arbeitsproducte den Grundsatz aufstellt, daß die Kinder nur nützliche, in der Haushaltung verwendbare Gegenstände (also auch kein einziges Spielgeräth!) schaffen dürfen.

Gewiß ließe sich für und wider diesen Gesichtspunkt sehr vieles sagen: mir genügt es ihn hier einfach zu constatiren. Bei der Beurtheilung des schwedischen Arbeitsunterrichts muß man auch noch in Berücksichtigung ziehen, daß derselbe im Grunde einem starken nationalen Bedürfnis entgegenkommt. Es läßt sich gar nicht verkennen, daß der Sleud nichts anderes bedeutet, als die Aufnahme des alten nationalen Hausfleißes in die Schule, freilich in pädagogischer Durchbildung. Auch hierdurch erklären sich meines Erachtens die Nützlichkeitsarbeiten des Nääser Seminars. Aus dieser nationalen Grundlage des schwedischen Sleuds ergibt sich ferner auch der Umstand, daß er die Holzarbeiten nicht nur bevorzugt, sondern einzig und allein betreibt.

So sehr ich nun auch die methodische Durchbildung dieses

Holz-Sleuds anerkenne, so vermag ich ihn doch nicht von einer gewissen Einseitigkeit freizusprechen; und dies ist der wesentlichste Punkt, in dem ich von dem Nääser System abweichen möchte. Wir tadeln an ihm die Einseitigkeit, und in Nääs wirft man uns Vielseitigkeit vor. Uns kommt es darauf an, die Hände des Kindes allseitig durchzubilden, und wir meinen uns dabei nicht an einen einzigen Rohstoff und die zu seiner Bearbeitung dienenden Werkzeuge binden zu dürfen. Wir wollen dem Kinde das A B C der menschlichen Arbeit und nach und nach den Gebrauch aller elementaren Werkzeuge lehren, auch derjenigen welche bei der Tischlerei nicht in Anwendung kommen, z. B. der Schere. Otto Salomon aber sagt, daß der Holz-Sleud die beste formal bildende Handarbeit sei und die anderen entbehrlich mache. Wir können jedoch nicht finden, daß die Arbeit mit Hobel und Säge in gleichem Sinne praktisch formal bildend sei wie etwa die lateinische Grammatik für die sprachliche Schulung des Geistes.

Nicht nur daß beim Nääser Sleud eine Anzahl bei der Bearbeitung der Pappe und des Metalls zur Verwendnug kommender Werkzeuge fehlen, nicht nur daß bei der Herstellung jener schwedischen Holzarbeiten der Farbensinn ganz und gar nicht erzogen wird, wie man dies in so vortrefflicher Weise durch die Papparbeiten zu thun vermag, nein auch abgesehen hiervon kennt man in Nääs, und das scheint mir ein sehr wichtiger Punkt zu sein, nur praktische Beschäftigungen für Knaben von zwölf Jahren an, denn für jüngere Kinder sind die Arbeiten an der Hobelbank zu schwierig. Ich aber behaupte, daß gemäß der psychologischen Entwicklung grade das jüngere Kind am meisten der Anschauung und der Erfahrungen, die ihm die praktische Arbeit vermittelt, bedarf. Nach dem Nääser System ist zwischen den Arbeiten des Kindergartens und dem Sleud der Schule eine weite unausgefüllte Lücke! Es ist dies ein Punkt, in welchem mir neuerdings Herr Director Salomon, durch Erfahrungen bei der Entwicklung seiner eigenen Kinder belehrt, entschieden Recht gegeben hat. Zum Glück ist die vorhandene Lücke bereits größtentheils ausgefüllt durch die rührige Arbeit von Fräulein Rhode in Gothenburg und durch die ihrer Schülerinnen.

Ferner muß ich es als einen Mangel der Nääser Arbeiten ansehen, daß sie nicht imstande sind, den Sinn für das Schöne zu wecken und zu bilden. Sie sind correct, ihrem Zwecke entsprechend, aber schön kann man sie nicht nennen. Director Salomon sagt dagegen, daß Sauberkeit und Genauigkeit der Arbeiten die erste Grundlage für ihre Schönheit seien, und ich stimme mit ihm darin völlig überein; er sagt ferner, daß man in der Volksschule über diese Grundlage nicht hinauskomme, und ich möchte dagegen Bedenken erheben. Die Papparbeiten, welche ich in den Stockholmer Volksschulen habe von Mädchen herstellen sehen, bildeten das Auge unmittelbar zum Genuß des Schönen, ohne jener Grundlage zu entbehren, und die Holzschnitzereien der Straßburger Volksschulen wie der Leipziger Schülerwerkstatt thun ein gleiches. Wenn endlich Herr Salomon sagt, daß ein Gegenstand, der völlig richtig und genau hergestellt sei, auch schön genannt werden müsse, so vermag ich auch das nicht zuzugeben. Eine Wäschklammer, ein Strumpftrocker, ein Küchenbrett können so gearbeitet sein, daß sie ihren Zweck gut erfüllen, aber den Schönheitssinn wird man nicht durch sie bilden. Gewisse Gegenstände werden immer eine nüchterne Ausführung heischen, und wenn die Schule neben dem Religiös-Sittlichen auch das Schöne pflegen will, und sie kann dies im Arbeitsunterricht vortrefflich thun, so wird man bei der Wahl der Arbeiten sein Augenmerk neben den rein nützlichen Gegenständen auch auf solche richten müssen, die in ihren Umrissen edle Formen fordern und einen einfachen Schmuck mittels schlichter Holzschnitzerei zulassen. Freilich weiß ich recht wohl, daß es sehr leicht ist durch einseitige Betonung des ästhetischen Elements auf Abwege zu gerathen: dennoch würde ich es bedauern, wenn die zum Durchbruch kommende Bewegung für die Erziehung des Auges und der Hand keinen Erfolg auch für die Geschmacksbildung hätte.

Ein anderes Bedenken gegen das Nääser System wird hervorgerufen durch den Umstand daß es nur Einzelunterricht, nicht Classenunterricht kennt. Der Lehrer geht hier wie in den ehemaligen Zeichenstunden von einem Schüler zum anderen, nnd daher kommt es, daß ein Lehrer mit Nutzen nicht mehr als 12 bis 15 zu unterrichten vermag. Wenn aber nach der Flinzer'schen Methode der Zeichenlehrer eine volle Schulclasse zu unterrichten vermag, so meine ich, müßte das auch im Arbeitsunterricht zu erreichen sein. Freilich wendet gegen den gleichmäßig fortschreitenden Classenunterricht Otto Salomon ein, daß dadurch die Arbeitsfreude der eifrigen und begabten Schüler gedämpft, ja zerstört werde. Die hierin liegende Gefahr des Classenunterrichts hat aber die Flinzer'sche Methode überwunden durch die episodischen Arbeiten der besseren Schüler, die die einfachen an die Durchschnittsschüler gestellten Aufgaben mehr oder weniger variiren, sie reicher durchbilden und gestalten, so daß in solchen Episoden ein Mittel gegeben ist, die Classe gleichmäßig zu fördern, ohne doch die individuelle Entwicklung unterdrücken zu müssen. Gewiß hat jeder Unterricht sein eigenes Wesen, und man wird sicher den Handfertigkeits-Unterricht anders einrichten müssen als den geographischen oder sprachlichen. Der erstere wird immer der Individualität des Schülers weiten Raum zu gönnen haben, aber seine Verwandtschaft mit dem Zeichenunterricht scheint mir denn noch brauchbare Winke für ihn zu geben.

Der letzte Einwand endlich gegen das Nääser System bezieht sich auf die nicht unbeträchtlichen Anschaffungskosten für die Werkzeuge, die es fordert. Herr Director Salomon veranschlagt die Kosten der Ausrüstung einer Werkstatt für 12 Schüler, für die er nur 8 Hobelbänke in Anschlag bringt, auf 400 ℳ. Bei den Preisen der Werkzeuge in Deutschland würde sich diese Summe wohl noch höher stellen. Nach meinem Dafürhalten sprechen diese Summen allerdings bei der Entscheidung über den Arbeitsunterricht mit. Aber man kann des Segens, den die Erziehung zur Arbeit erschließt, auch mit viel geringeren Opfern theilhaftig werden. Hat man doch in Dresden einen wohlfeilen Ersatz für die Hobelbank geschaffen, und in Straßburg, wo meines Erachtens die musterhaftesten Einrichtungen in Deutschland für den Handfertigkeits-Unterricht bestehen und wo nur Papparbeiten, Holzschnitzerei, Metallarbeit und Modelliren getrieben wird, ist der Beweis geliefert, daß die Kinder auch ohne Hobelbank zur praktischen Arbeit erzogen werden können.

Nun aber komme ich endlich zur Darstellung der glänzenden Vorzüge des Nääser Systems. Da ist vor allem die vortreffliche Methode, der wohlüberlegte Fortschritt aller unterrichtlichen Acte hervorzuheben. Die einzelnen Werkzeuge treten nacheinander gleichsam wie zufällig auf, immer kommt ein neues hinzu, so daß sich der Schüler um dieser stetigen Erweiterung des Kreises der von ihm benutzten Werkzeuge willen nach der Vollendung jeder Arbeit bereits auf die nächste freut, bis er endlich alle Sleud-Werkzeuge vom Schnitzmesser bis zur Axt beherrschen lernt. Man hat sich nemlich keineswegs auf die zunftgemäßen Tischlerwerkzeuge beschränkt, sondern das Handwerk auch hierin erzieherisch erweitert, denn nicht nur das dem Tischler unbekannte Schnitzmesser findet als fundamentales Sleud-Werkzeug reiche Verwendung, sondern auch der vom Böttcher verwendete Ziehhobel, das Löffeleisen, die Axt des Zimmermanns u. s. w. Und auch bezüglich der Arbeiten ist man nicht bei der Tischlerei stehen geblieben, sondern hat einzelne Holzschnitzereien und Drechselarbeiten eingeschoben, so daß im ganzen eine Uebersicht über die verschiedenen Arten der Holzbearbeitung gegeben wird. Ein wohlüberlegter Wechsel tritt ferner inbezug auf die Verwendung der verschiedenen Holzarten, insbesondere des weichen und des harten Holzes ein, so daß alles in allem der Nääser Modellreihe ein scharf durchdachter Unterrichtsplan zu Grunde liegt. Die Arbeiten schreiten nicht bloß allgemein vom Leichten zum

Schweren fort, sondern der Schüler lernt auch in ihrem Fortgang die verschiedenen Hölzer, die verschiedenen Formen der Holzarbeit mit den an ihnen auftretenden Arten der Verbindung und den Gebrauch der verschiedenen Werkzeuge kennen.

Dieser Unterrichtsplan ist nicht von vornherein vorhanden gewesen, sondern hat sich aus jahrelang fortgesetzten zahlreichen Erfahrungen entwickelt. Es ist hierbei rühmend des treuen Gehilfen Salomon's, des Sleud-Lehrers Johannson zu gedenken, der eine ausgezeichnete Lehrgabe besitzt und mit außerordentlichem Geschick Schwierigkeiten der Praxis zu überwinden versteht. Zu der Ausgestaltung des Nääser Systems haben aber auch die in den Cursen vereinigten schwedischen Lehrer selbst beigetragen, da in den regelmäßig stattfindenden Erörterungen alle etwa noch vorhandenen Lücken desselben eingehend besprochen werden. Diese Verhandlungen sind mitunter sehr lebendig, aber auch fruchtbar durch die zu Tage geförderten Besserungsvorschläge.

Als einen besonderen Vorzug des Nääser Systems möchte ich weiter den Mangel aller langweiligen Vorübungen ansehen. Der Schüler bekommt sogleich von Anfang an eine zwar elementare aber in sich geschlossene Aufgabe zur Lösung gestellt. Die Lust zur Arbeit wird dadurch wesentlich gefördert, daß die Kräfte auf die Erreichung eines ihnen angemessenen bestimmten Zieles gerichtet werden, und die Freude an dem sichtlichen Fortschritt der Arbeit ist es, die über alle Schwierigkeiten hinweghilft. Ich möchte den Wegfall aller bloßen Vorübungen mit dem Werkzeug mit der Beschränkung des grammatischen Stoffes zu Gunsten der Lectüre im Sprachunterrichte vergleichen. Früher ließ man da die Schüler erst lange Zeit eine Masse grammatischer Kenntnisse sammeln, ohne daß sie wußten warum und wozu, während man jetzt sobald als möglich zur Lectüre übergeht und an ihr die Kräfte entwickelt. In Nääs werden also von Anfang an wirkliche Gegenstände gefertigt, deren Herstellung nur wenig Schwierigkeiten bietet, und dann ist der Lehrgang so eingerichtet, daß neue Schwierigkeiten bei den weiteren Arbeiten immer nur einzeln auftreten, während im übrigen nur die früher geübten Handgriffe wiederholungsweise angewendet werden.

Ein weiterer nicht zu leugnender Vorzug der Nääser Methode ist die vielseitige, tüchtige körperliche Ausarbeitung, die sie veranlaßt und wodurch sie zur willkommenen Ergänzung und Vermehrung des Turnunterrichts wird. Ein Tag Arbeit in Nääs erzeugt ein ganz schulgerechtes Turnfieber, und der Körper ist danach so durchexercirt, daß einem in vollkommener Harmonie alle Muskeln und Knochen wehe thun.

Endlich sei auch des pädagogischen Gewinns Erwähnung gethan, der daraus entspringt, daß die Schüler genöthigt werden den Plan ihrer Arbeit vorher mit Zirkel, Lineal und Bleistift auf das Holz zu construiren. Es muß dies nothwendigerweise als eine Anwendung des geometrischen Zeichnens der Raumlehre der Schule zugutekommen.

So darf man wohl nach allem es aussprechen, daß in der Methodik des schwedischen Holz-Sleuds, wie sie in Nääs geschaffen worden ist, eine ganz vortreffliche pädagogische Leistung vorliegt. Hier ist der Arbeitsunterricht inbezug auf die Bearbeitung des in Schweden gangbarsten Rohstoffs, des Holzes, wirklich durchgebildet worden, und es ist darum kein Wunder, wenn das Nääser System in den nordischen Ländern zur Herrschaft gelangt ist. Es wird aber auch verständlich sein, daß jeder der sein Interesse der Erziehung zur Arbeit zuwendet, hier reiche Belehrung zu schöpfen vermag, und dankerfüllt nicht nur ob der über alles Lob erhabenen Gastfreundschaft, sondern auch für die vielen hier empfangenen Anregungen und neuen Gesichtspunkte Nääs verlassen wird.

(Schluß folgt.)

Handfertigkeits-Unterricht in Berlin.

Am Sonnabend 26. Juni trat in einem Sitzungszimmer des Abgeordnetenhauses ein Actions-Comite für den Arbeitsunterricht zusammen, um die Satzungen des zu begründenden „Berliner Hauptvereins für Arbeitsunterricht“ zu berathen, so wie die Schritte zu erwägen, welche nunmehr in Berlin zur Förderung der Sache einzuschlagen sind. Die sehr eingehende, fast dreistündige Berathung hierüber führte zum vollen Einverständnis aller Anwesenden. Die eigentliche Thätigkeit zur Bildung des Hauptvereins soll angesichts der jetzt schon vorgeschrittenen Jahreszeit jedoch erst im October d. J. beginnen und mit einem öffentlichen Vortrage des Herrn von Schenckendorff über das Programm des Vereins eingeleitet werden. Dasselbe ist im § 2 der Satzungen enthalten und lautet: „Die Arbeitsschulen verfolgen den Zweck: 1) durch methodischen Unterricht die Geschicklichkeit der Hand zu bilden, das Auge zu üben, und die Knaben hiermit für die praktischen Anforderungen des Lebens befähigter zu machen; 2) durch Anschauung, Beobachtung und eigene praktische Erfahrungen das geistige Leben der Schüler anzuregen und zu bereichern, sowie auf diesem Wege zugleich den theoretischen Unterricht zu unterstützen; 3) die Lust und Liebe zu nützlicher Beschäftigung zu wecken, sowie die Willenskraft an Stetigkeit und Ausdauer zu gewöhnen; 4) ein heilsames Gegengewicht gegen die nachtheiligen Einflüsse zu schaffen, welche durch den überwiegend theoretischen Unterricht der Schule hervorgerufen werden.“ Diese Ziele sind in der That hochwichtige und dürften bald die Sympathien weiter Kreise in Berlin wecken. Der Geschäfts-Ausschuß wählte schließlich fünfzehn Vorstandsmitglieder und ersuchte Herrn von Schenckendorff, die Leitung des Vereins zu übernehmen, was derselbe für die Dauer eines Jahres zusagte, um die Vereinsthätigkeit einzuleiten und von vornherein in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen zu bringen, von welchen die deutsche Centralleitung auf Grund langjähriger Erfahrungen und Berathungen geleitet wird.

Schülerwerkstatt in Ohrdruf.

Die Gothaische Zeitung bringt über die in der Bürgerschule zu Ohrdruf befindliche erste thüringische Schülerwerkstatt folgenden Artikel:

„Wie? eine Schülerwerkstatt in organischer Verbindung mit der Volksschule? Habe ich doch nie geglaubt, daß man die Ausführung einer solchen Idee jemals ernstlich in das Bereich der Schulaufgaben ziehen würde! Die Schülerwerkstatt, dieses Kind der Zeit, ist eben geboren, noch ehe wir daran denken konnten. Und grade vor der Osterzeit, wo wir Lehrer uns anschickten mitten in das Getriebe des Examinirens und Examinirtwerdens zu treten, wo die für unsere Schüler scheinbar endlosen Anstrengungen des kindlichen Körpers und Geistes beginnen sollten, und wo wir mehr denn je daran erinnert wurden, wie viel, wie sehr viel doch ein Kind im Laufe des Schuljahrs lernen muß, da konnte ich mich beim Durchlesen eines Artikels über den Handfertigkeits-Unterricht des Schmerzensrufes nicht erwehren: „Und zu all' dieser Schularbeit noch eine Schülerwerkstatt, noch ein Handfertigkeits-Unterricht? Unmöglich!“ *) Und doch verweile ich jetzt über diesen Gegenstand in sinnender Betrachtung, seitdem es mir vergönnt gewesen ist, vor und in den Tagen der Examenzeit die Schülerwerkstatt und deren Arbeiten zu Ohrdruf kennen zu lernen. Wie erstaunte ich, als ich den Arbeitssaal betrat. Welches Hämmern, Pochen, Stoßen und Hobeln! Und welches Interesse und welche Begeisterung auf den Gesichtern der jungen

*) Grade die Ueberfülle des dogmatisch eingepfropften Lehrstoffes spricht lebhaft für die Reform des Unterrichtes, grade sie führt zu der Forderung der Selbstthätigkeit des Kindes. Die Erziehung zur Arbeit ist ein Keil, der die Unmasse des todten Gedächtniswissens auseinandertreiben und Raum für eine gesunde Entwickelung des Willens schaffen wird.

Künstler! Hier putzt und ebnet man rauhe Stellen und führt das Ganze der Vollendung entgegen; dort wird das Stemmeisen, der Hobel, die Säge von Kinderhänden geführt. Hier merkt man, daß die geistige Auffassung, die feste Hand und das sichere Auge eine ernste Probe bestehen muß. Ueberall Leben, überall Abwechselung. Kein starrer Mechanismus, der nur fertige Wissenssuppen aus dem Topfe auf die Teller ausschüttet! Zwar speichert ein solcher Unterricht nicht große Resultate der Wissenschaft und Kunst in dem Gedächtnis auf, wohl aber bricht hier der kindliche Geist aus den Samenkeimen der Selbstthätigkeit und Selbstbewegung hervor, aus dem was Verstand und Geschmack, was Kopf und Hand zufolge der kindlichen Trieb- und Schaffenskraft zu bilden vermocht haben. Hier reichen sich Intelligenz und Aesthetik zu gemeinsamem Wirken die Hände. Und was hier aus Kinderhand hervorgeht, das muß Lust und Liebe zur Arbeit erwecken. Man muß dies unbedingt zugeben, wenn man in Ohrdruf die Ausstellung besucht und die Arbeiten gesehen hat, die aus der dortigen Schülerwerkstatt hervorgegangen sind. Die Reichhaltigkeit der Ausstellungsobjecte und die Feinheit, mit welcher zum großen Theile die Arbeiten aus Pappe, Gips oder Holz ausgeführt worden sind, muß überraschen. Man glaubt sich unwillkürlich in ein Galanteriewaaren-Geschäft versetzt, wo Auge und Herz volle Befriedigung finden, und man scheidet nicht ohne die Ueberzeugung, daß die Mittel welche der Staat diesem Unternehmen gewährt, wohlangebrachte und wohlberechtigte sind. Dem dortigen Dirigenten der Schülerwerkstatt, Schuldirector Frank, und dem technischen Leiter derselben, Lehrer Hartmann*) können wir nur danken dafür, daß es ihnen gelungen ist alle Vorurtheile zu beseitigen, die sich gegen derartige Unternehmungen etwa geltend machen können. Uns wenigstens sind solche Vorurtheile genommen, und wir haben uns recht gern bekehren lassen durch alles das was die Ohrdrufer Schülerwerkstatt in so reichem Maße geboten hat."

*) Herr Hartmann war Theilnehmer an den beiden bisher in Leipzig veranstalteten Handfertigkeits-Cursen für auswärtige Lehrer, und man darf daher die Schülerwerkstatt zu Ohrdruf wohl als eine Tochter der Leipziger Schülerwerkstatt ansehen.

Handfertigkeitscurse in Leipzig.

Die Leipziger Unterrichtscurse für Lehrer zur Ausbildung im Handfertigkeits-Unterricht, welche der Vorstand der dortigen Schülerwerkstatt für die kommenden Sommerferien plante, sind nun endgiltig beschlossen worden. Sie finden in diesem Jahre zum dritten Male statt. Die Theilnehmer, welche sich aus eignem Interesse oder auf Anordnung von Behörden oder Körperschaften gemeldet haben, kommen aus Oberwaldenburg in Schlesien, Weimar, Frankfurt a. M., Chemnitz, Halle, Kukus und Kaiserswalde in Böhmen, Theresienstadt, Hamburg, Breslau, Zwickau u. a. O. Verschiedene Unterhandlungen mit Theilnehmern aus München, Salzungen, Nürnberg u. a. O. schweben noch. Da sich Theilnehmer zu allen fünf von der Leipziger Schülerwerkstatt vertretenen Fächern des Handfertigkeits-Unterrichts gemeldet haben, so ist diesmal die Aufstellung des Stundenplanes besonders schwierig, da ja alle Interessen befriedigt werden sollen. Voraussichtlich wird an den Vormittagen gleichzeitig Tischlerei und Holzschnitzerei, an den Nachmittagen Papparbeit und Modelliren betrieben werden. Die für Metallarbeit sich interessirenden Cursisten aber wird man theils Vormittags, theils Nachmittags unterweisen. Gelingt auch dieser Cursus zur Ausbildung von Handfertigkeitslehrern, so wird wieder ein guter Same für die Erziehung zur Arbeit an den verschiedensten Stellen des deutschen Vaterlandes gestreut werden. Uebers Jahr aber tritt so Gott will das deutsche Handfertigkeitsseminar ins Leben, das ja die Leipziger Unterrichtscurse fortzusetzen und zu erweitern berufen sein wird.

W. G.

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Verbandstag derjenigen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine Deutschlands, deren gemeinsame Geschäfte der Berliner Lette-Verein führt, fällt für dieses Jahr wegen örtlicher Verhinderungen in der Versammlungsstadt aus.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungs-gebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 29. Sonntag, 18. Juli. 1886.

Nääs in Leipzig.

Wir veröffentlichen heute einen Bericht, der wohl als denkwürdig bezeichnet werden darf, weil er aller Voraussicht nach reich an guten Folgen sein wird, obwohl er von keiner höheren Autorität als einem Ausschuß herrührt, den ein eigenmächtig zusammengetretener kleiner Kreis von Männern zu der fraglichen Begutachtung veranlaßt hatte. Darüber daß dieser letztere die Vorschläge seines Ausschusses genehmigen und soviel an ihm liegt zur Verwirklichung führen wird, brauchen wir uns ja keinem Zweifel hinzugeben. Das Deutsche Centralcomite für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß war in seinem am 6. Juni zu Dresden versammelten Ausschuß den in ihm vereinigten hauptsächlichen Richtungen nach zwar nicht vollständig aber gut und genügend vertreten.

Um zweierlei kann es sich dabei handeln: einerseits die Zwecke und Mittel des gemeinsam betriebenen und verlangten Handarbeits-Unterrichts für Knaben, — andrerseits aber auch um das Verhalten zu dieser ganzen Reform-Bewegung, das activer und positiver oder kritischer selbst innerhalb des leitenden agitatorischen Verbandes sein kann. In beiderlei Hinsicht umfassen schon die Namen der Unterzeichner des Berichts die vorhandenen Gegensätze. Der Name E. v. Schenckendorff erinnert Jeden der von dieser Agitation überhaupt gehört hat, an ihren schlechthin eifrigsten und vielseitigsten Förderer; der Name Grunow klingt dem Einen scharf wie unerbittliche Ablehnung alles Schwachen oder Zweifelhaften ins Ohr, dem Anderen beruhigend wie sichere Bürgschaft gegen Verirrungen in dilettantische Stümperei. Er verkörpert gleichsam das technisch-ästhetische Gewissen der Agitation, deren productive Tendenz und Kraft sich am glühendsten in seinem Mitunterzeichner ausdrückt. Als Preußen haben sie voran die Vertretung einer Idee übernommen, welche in einer sächsischen Stadt entsprungen ist und ihre Realisirung finden soll, deren Träger vom ersten Augenblick an gewesen ist und ferner bleiben soll der erste Fach-Pädagoge der Bewegung, Oberlehrer Dr. Götze zu Leipzig.

In ihrer Dresdener Sitzung haben die versammelten Ausschußmitglieder alles entschieden, was für das praktische Vorwärtskommen nicht unentschieden bleiben durfte, und weislich diese Linie der Nothwendigkeit auch nicht überschritten. Es ist ihnen gelungen, die Höhe des ins Auge gefaßten Zieles mit der Bedächtigkeit vorsichtig bemessener kleiner aber stetiger Schritte zu verbinden. Auf der von ihnen vorgezeichneten Bahn wird man keinen einmal vollbrachten Fortschritt wieder zurückzuthun brauchen. Die Raschheit ihrer Durchmessung hangt ab von allerhand äußeren Verhältnissen, deren wir nicht Herr sind: dem Entgegenkommen des öffentlichen Geistes, der Gunst maßgebender Behörden, der Bildung nnd Erstarkung des Vereins, welcher gleichzeitig entstehen, in Stuttgart am 20. September begründet werden und das Leipziger Handfertigkeits-Seminar der Nation gegenüber unter seine Fittige nehmen soll. Aber daß die Bahn wirklich stetig durchmessen werden wird bis an das heute noch fern erscheinende Ziel einer ständigen, das ganze Jahr hindurch ihre Pforten öffnenden deutschen Bildungsanstalt für Lehrer erziehlicher Knaben-Handarbeit, das stellen die Dresdener Beschlüsse in helle Aussicht.

Dem künftigen deutschen Sleud-Verein, Verein für Handfertigkeits-Unterricht oder für Erziehung zur Arbeit — wie er nun demnächst endgiltig getauft werden mag — wird hiermit durch seinen Vorgänger, das 1881 entstandene Centralcomite von eigenen Gnaden, eine edle praktische Schöpfung überantwortet und hinterlassen. Es hätte kaum Sinn noch, wollte man ihm erst den soweit geförderten Gedanken zur Annahme oder Verwerfung vorlegen. Wiederholte schriftliche Auseinandersetzungen und mündliche Erörterungen haben Dr. Götze's Plan hinlänglich gereift; das Centralcomite ist vorläufig noch ungleich geeigneter über seine jetzige Gestalt mit einiger Zuversicht und Wirkung zu urtheilen, als ein eben erst sich bildender Verein im Augenblick seines Zusammenschlusses sein kann, und hat jedenfalls bei gleichdenkenden Behörden und Volkskreisen soviel moralischen Credit, daß es kleinmüthig wäre diesen Wechsel nicht auf sie zu zeichnen. Damit wird dem künftigen Verein eine Kraftäußerung schon in der Wiege nach Art des Göttersohnes Herakles erspart, die unter seiner Firma im Grunde doch das in ihm aufgehende Centralcomite zu leisten haben würde, und dieses muthet ihm nichts zu, als was es selbst nicht mit Freuden auf sich nehmen würde, bestände es fort. Aus dem Bericht geht soviel deutlich und gewiß beruhigend für Alle hervor, die nun eingeladen werden sollen mit uns den nationalen Verein für Erziehungs-Reform im Sinne allgemein bildender Handarbeit zu gründen. A. L.

Ein deutsches Lehrer-Seminar für Handfertigkeits-Unterricht in Leipzig.

Das deutsche Centralcomite von 1880 hatte in seiner Sitzung vom 28. April zu Dresden bekanntlich einen Ausschuß gewählt, der den Antrag des Herrn Oberlehrer Dr. Götze (Leipzig) auf Errichtung eines deutschen Seminars für Ausbildung von Lehrern im Handfertigkeits-Unterricht einer näheren Berathung unterziehen sollte. Dieser Ausschuß erledigte am 6. Juni ebenfalls in Dresden den ihm gewordenen Auftrag. An der Sitzung nahmen theil die Herren Bürgermeister Bönisch (Dresden), Dr. Götze (Leipzig), Lehrer Gärtig (Posen), Lehrer Neumann (Görlitz) und die Unterzeichneten.

Man erörterte zunächst die Frage, welche Verhältnisse, städtische oder ländliche, und welche Altersclassen der Knaben das zu schaffende Seminar bei seiner anfänglichen Einrichtung berücksichtigen solle. Von einem eigentlichen Beschluß hierüber nahm man jedoch Abstand, weil diese Fragen mittelbar durch die weiter folgenden Verhandlungen mit erledigt wurden.

In den Einzelverhandlungen stand die Frage der Lehrgegenstände voran. Man einigte sich dahin, daß 1. Papp-Arbeiten, 2. Tischlerei (einfache Holzarbeiten an der Hobelbank), und 3. Holzschnitzerei gelehrt werden sollen. Die Metallarbeiten (einfache Arbeiten in Draht und Blech), welchen man von einigen Seiten einen formal-bildenden Werth absprach, jedoch aus Nützlichkeitsgründen zustimmte, sollen erst Aufnahme finden, wenn sich aus der Erfahrung ein Bedürfnis hierfür herausstellen wird. Dieser Beschluß wurde mit Stimmenmehrheit gefaßt; die Minderheit wünschte die sofortige Einreihung dieses Gegenstandes. Von der Aufnahme des Modellirens in den Lehrplan wurde allseitig, jedoch aus verschiedenen und zum Theil nur aus äußeren Gründen Abstand genommen.

Es folgte dann die Besprechung der zusammengehörigen Fragen: wieviel Lehrgänge im Jahre abzuhalten seien, bezw. zu welchen Zeiten; auf wieviel Wochen jeder Unterrichtsgegenstand bemessen werden solle, und an wieviel Lehrgegenständen der Einzelne theilnehmen dürfe? Man entschied sich hinsichtlich der ersten dieser Fragen sehr bald dahin, daß das Seminar jährlich zunächst nur auf acht Wochen in Thätigkeit treten solle, deren Anfangs- und End-Tag nach der Lage der großen Sommer-Ferien der Schulen zu bestimmen sein werde. Ergebe sich später das Bedürfnis und die Möglichkeit einer Erweiterung, so werde dieselbe räumlich und finanziell leicht zu bewerkstelligen sein.

Die Dauer der Lehrgänge für die drei Fächer wurde verschieden bemessen. Zu einem vollständigen Lehrgang in der Tischlerei wurden acht Wochen nur eben für ausreichend, dagegen für Papp-Arbeiten und Holzschnitzen je vier Wochen für genügend erachtet. Da viele theilnehmende Lehrer im Sommer höchstens vier Wochen lang frei sein werden, so ist beschlossen den Tischlerei-Lehrgang in zwei Stufen, eine untere und eine obere, mit je vier Wochen Unterrichtsdauer zu theilen, zugleich aber die Einrichtung zu treffen, daß für beide Stufen der Tischlerei sowie auch für Papp-Arbeiten und Holzschnitzerei neben einander Unterricht ertheilt wird. Für eine achtwöchentliche Unterrichtsdauer in diesem Sinne ergibt sich hiernach folgender Unterrichtsplan:

I. Erste vier Wochen:

1. Tischlerei untere Stufe	2. Tischlerei obere Stufe	3. Papp-Arbeiten	4. Holzschnitzen.

II. Zweite vier Wochen:

1. Tischlerei obere Stufe	2. Tischlerei untere Stufe	3. Papp-Arbeiten	4. Holzschnitzen.

Im ersten Jahre fällt selbstverständlich der zweite Tischlerei-Lehrgang aus, es müßte denn sein, daß sich eine genügende Anzahl Theilnehmer fände, welche die erste Hälfte ihrer Ausbildung in der Tischlerei sich bereits auf anderem Wege erworben haben. Innerhalb je der ersten oder zweiten vier Wochen darf der Einzelne nur an einem einzelnen Lehrgegenstand theilnehmen.

Bei dieser Anordnung ist die Möglichkeit geboten, daß der Theilnehmer, der acht Wochen Zeit hat, in demselben Sommer den ganzen Tischlerei-Lehrgang durchmacht, oder Papp-Arbeiten und Holzschnitzen erledigt; er kann aber auch den halben Tischlerei-Gang und darauf eins der anderen beiden Fächer durcharbeiten. Wer im Sommer nur über vier Wochen Zeit verfügt, kann die Tischlerei allerdings nur in zwei Jahren und den ganzen Lehrgang erst in vier Jahren durchmachen. Würde später eine Erweiterung des Seminars von acht Wochen auf die doppelte Zeit, etwa unmittelbar hintereinander, beschlossen werden, so könnte einer den gesammten Lehrgang in sechzehn Wochen desselben Halbjahrs durchmachen.

Neben der praktischen Unterweisung zur Aneignung der Handfertigkeit soll jeder Theilnehmer noch einen theoretischen Unterricht erhalten, der etwa umfaßt: Geschichte des Handfertigkeits-Unterrichts von seinem ersten Auftreten bis zur Gegenwart; Erklärung der bisher eingeschlagenen Richtungen; System und Methode des erziehlichen Knaben-Handarbeits-Unterrichts, sowie Rohstoff- und Werkzeug-Kunde. Endlich soll den Theilnehmern durch Zulassung in einer Knaben-Handfertigkeitschule Gelegenheit gegeben werden, den Handfertigkeits-Unterricht für Knaben auch in der Praxis zu beobachten.

Besondere Bedingungen an die Vorbildung der Theilnehmer glaubte man vorerst nicht stellen zu sollen, da man von der Ansicht ausging, daß der Regel nach nur Befähigte, welche überdies Neigung für diese Thätigkeit besitzen, sich zur Theilnahme melden würden; wenn aber doch Minderbefähigte sich einstellten, so träfe diese selbst der Schaden, während die übrigen hierdurch kaum wesentlich aufgehalten würden. Selbstverständlich können auch Personen am Unterricht theilnehmen, welche nicht dem Lehrerstand angehören. Ebenso sollen Ausländer zugelassen werden. Der Theilnehmer erhält am Schlusse des Lehrgangs ein Befähigungszeugnis.

Die Frage, welche Muster bezw. welche Lehrpläne dem Unterricht in den verschiedenen Zweigen zu Grunde gelegt werden sollen, ließ man zur Zeit noch außer Betracht. Man ging hierbei von der Ueberzeugung aus, daß ein Erwachsener, besonders wenn er einigermaßen befähigt ist, verschiedene Theile eines Lehrgangs, wie er für Knaben aufgestellt worden, füglich überspringen könne, ja im Seminar-Unterricht überspringen müsse, wenn er in vier bezw. acht Wochen nennenswerthe Früchte zeitigen solle. Ein Lehrgang im Seminar würde daher anders zusammenzustellen sein, als ein solcher für eine Knaben-Handfertigkeitsschule. Ein Seminar-Lehrplan könne sich vortheilhaft erst aus der Praxis herausbilden, und müsse sich zunächst noch an das Vorhandene anlehnen. Es werde später, wenn ein oder mehrere Lehrgänge zurückgelegt seien, sich Gelegenheit finden, an diesen Theil der Organisation die vollendende Hand zu legen. Um die Regelung aber vorzubereiten, und um gleichzeitig für später auch mustergiltige Modelle für Knaben-Handarbeitsschulen von Seiten der deutschen Centralleitung bestimmen und empfehlen zu können, soll im Seminar eine Sammlung von in sich geordneten Lehrgängen der vornehmlichsten Handfertigkeitschulen aufgestellt werden. Ebenso soll da für eine Sammlung aller Fachschriften u. dgl. gesorgt werden.

Als Ort des Seminars wurde einmüthig die Stadt Leipzig ausersehen. Zum obersten Leiter wählte man ebenso einmüthig Herrn Oberlehrer Dr. Götze, der die Annahme der Wahl für den Fall zusagte, daß das Centralcomite dieselbe bestätigen werde, was wohl umso weniger irgend einem Zweifel unterliegen dürfte, als alle Freunde dieser Bestrebungen es ihm nur aufrichtig Dank wissen können, wenn er sich einer so mühevollen Aufgabe unterzieht. Ueberdies bedarf ein Institut, das sein Entstehen einer erziehlich-reformatorischen, socialpädagogischen Idee verdankt, eines oberen Leiters, welcher sein Augenmerk nicht nur darauf richtet, daß die Theilnehmer technisch

ausgebildet und geschult, sondern auch darauf daß sie für ihre künftige Aufgabe geistig entsprechend angeregt, ja begeistert werden. Auf eine besondere Anfrage erklärte sich Herr Dr. Götze überdies noch bereit, die von seinem Beruf frei bleibende Zeit so gut wie ausschließlich der Seminarleitung und den damit in Verbindung stehenden Arbeiten zu widmen.

Es folgte dann noch eine eingehende Berathung über die finanzielle Grundlage des zu schaffenden Seminars. Die Leipziger Freunde sind gewillt, Räumlichkeiten, Werkzeuge und alle sonstigen Einrichtungsgegenstände zur Verfügung zu stellen. Ein unter dieser Voraussetzung aufgestellter Kostenanschlag ergab, daß wenn jeder Theilnehmer wie bisher bei den Leipziger Lehrcursen 50 ℳ als Unterrichtssold und 5 ℳ für die Rohstoffe zahle, das Unternehmen sich selbst erhalten könne. Man schlug jedoch vor, daß der zu begründende allgemeine deutsche Verein in seiner Cassenverwaltung einen besonderen Seminar-Fonds führen möge, aus welchem mit der Zeit alles Werkzeug und Geräth für den Verein beschafft werde, um das Institut auch nach dieser Richtung mit der Zeit selbständig zu machen. Indem der Verein als Unternehmer auftritt, hat er selbstverständlich auch für den etwa entstehenden Ausfall aufzukommen; doch dürfte ein solcher anscheinend kaum entstehn. Vereine, Körperschaften und Behörden, welche heute Knabenhorte, Waisenhäuser, Zwangserziehungs-Anstalten u. dgl. unterhalten, oder welche Handfertigkeitschulen errichten wollen, sollen angegangen werden, den Unterrichtssold für die von ihnen etwa abzusendenden Lehrer zu übernehmen. Ebenso soll an das sächsische Unterrichts-Ministerium die Bitte gerichtet werden, dem Seminar eine jährliche Hilfe zuzuwenden, um für sächsische Theilnehmer Freistellen zu schaffen.

Wie man sieht, ist bei dieser Berathung im Hinblick auf einen praktischen Zweck nicht nur ein großer Theil von Fragen zur Erledigung gekommen, über welche schon vielfach theoretisch debattirt worden, sondern es ist auch eine Anstalt vorbereitet, welche wie keine andere diese Bestrebungen zu fördern vermag. Denn sollen wir damit vorwärtskommen, so ist eben die Lösung der Frage der Lehrerausbildung zweifellos der erste und wichtigste Schritt. Außerdem sind aber durch diese Beschlüsse die Grenzlinien der Organisation derart gezogen, daß ebensowohl eine Erweiterung als eine Verengerung der Seminar-Einrichtung getroffen werden kann, je nachdem die Betheiligung reger oder geringer wird, als man heute annimmt; — eine Erweiterung, insofern Lehrgang an Lehrgang gereiht werden kann, bis das ganze Jahr besetzt ist, oder eine Verengerung, indem bei nicht genügender Anmeldung nicht sämmtliche in Aussicht genommene Lehrgänge eröffnet zu werden brauchen.

Hiernach stellt die Commission einstimmig bei dem Centralcomite den Antrag:

1) ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern im Handfertigkeits-Unterricht vom Jahre 1887 ab zu Leipzig zu begründen, und dasselbe unter die obere Leitung des Herrn Oberlehrer Dr. Woldemar Götze zu stellen; sowie
2) dem Seminar eine Organisation zu geben, wie sie hiermit in Vorschlag gebracht ist.

Görlitz und Berlin, im Juni 1886.

von Schenckendorff. Grunow.

Mein letztes Reiseabenteuer.

Von

J. von Unger.

Nachdruck verboten.

Fast sieben Jahre habe ich das Schweigen bewahrt; jetzt hindert mich nichts mehr eins der interessantesten Erlebnisse meines langen Wanderlebens der Welt mitzutheilen. — —

Welch trostloser Regen nach dem schönen Sonnenuntergange von gestern!

Ja, es ist schlimm, sprach ein älterer, aber noch sehr rüstiger Herr. Ich wollte mit meinem Sohne über den Tern-Paß nach Nassereit — aber nun ist gar kein Gedanke daran.

Was werden Sie thun? Diese Frage richtete ich an ein mir gegenübersitzendes Reichstagsmitglied, mit welchem ich mich schon gestern über den Gang nach Canossa eifrigst unterhalten.

Abwarten, erwiederte der Reichsbote. Mir ist es ganz recht, einmal nicht in Eile den Kaffee hinabstürzen und dann aufbrechen zu müssen. Ich rauche recht gern heute gemüthlich meine Cigarre. Wohin steht denn Ihr Sinn?

Nach Hohenschwangau.

So, so! — Nun dann haben Sie ja gar keine Eile. Leisten Sie mir noch ein Stündchen Gesellschaft — wer weiß, das Wetter klärt sich vielleicht noch auf.

Diese Unterredung wurde am 24. August 1879 Morgens 6 Uhr in dem Wirthshause zur Post in Sermos geführt. Ich war freilich über den Regen sehr misgestimmt. Heute sollte mein letzter Wandertag sein — fünf Wochen hindurch hatte ich das prachtvollste Wetter gehabt — und noch solches Ende! Vor allem aber lag mir daran in Hohenschwangau nicht etwa als schmutzbedeckter Wanderbursch einzuziehen. Denn dort erwartete mich in der „Alpenrose" eine vor kurzem aus Italien zurückgekehrte Reisefreundin und Schriftstellerin, welche gegen die Art der Blaustrümpfe sowohl bei sich wie bei anderen sehr viel auf sorgfältigen Anzug hält. So nahm ich denn mit Feuer die gestern unerledigt gebliebene Streitfrage wieder auf, und schon hatte ich meinen Reichsboten fast bis zur Veroneser Klause, da rief der Knabe: Sieh doch, Papa, ein großes Stück blauer Himmel! Wir sprangen auf, fanden freudig sein Wort bestätigt, und eine Viertelstunde später war die ganze Versammlung nach allen Richtungen der Windrose auseinandergestoben.

Mich führte mein Weg auf der schönen Kunststraße nordwärts nach Reutte zu, im breiten frischgrünen Thale an schönen Bergwänden entlang. Hinter mir arbeiteten sich aus schweren Nebeln langsam die wildzerklüfteten Massen des riesenhaften Wettersteins hervor. Aus der Nähe und Ferne erklang das Geläute der Sonntagsglocken; zahlreiche Kirchengänger begegneten mir. Köstlich wehte von den Wiesen der Duft des frischen Grummets. Fröhlichen Herzens und elastischen Ganges schritt ich dahin. Nun war es ja sicher, daß ich zu richtiger Nachmittagsstunde in der „Alpenrose" am reizenden See Anker werfen, die schweren Bergschuhe mit Lackstiefeln vertauschen, und den Abend hindurch mit Fräulein v. W. in römischen Erinnerungen schwelgen würde. Ja so froh war ich in der Hoffnung auf mein geliebtes Hohenschwangau, daß ich mich plötzlich dabei ertappte zu singen — ich singen!

Nach dreistündigem Marsche erreichte ich das Dorf Heiterwang, und schlug nun den Fußweg über die Wiesen zum kleinen See ein. Eben prüfte ich nochmals den Zustand meiner Sohlen; denn ich wußte, daß der schmale Bergpfad am Heiterwangsee entlang bis zum Plansee sehr uneben und voll scharfen Gerölles ist. Da holte mich ein hübscher junger Mensch mit grauer Joppe und der Spielhahnfeder am Hut ein und sagte freundlich: Wollen's zum Wirthshaus am Plansee, Herr, dann fahren's mit mir in meinem Kahn über den See; in anderthalb Stund' sind wir da.

Den Mann hatte mir offenbar die Vorsehung gesendet. Ich konnte auf diese Weise fast zwei Stunden Marsch sparen; und vor allem betrachtet sich die Landschaft so vom sanftwiegenden Nachen aus weit besser als vom holprigen Fußwege, wo man sofort über Wurzeln und Steine stolpert, wenn man es wagt die Augen zu den Bergen aufzuheben. Wir stiegen ins Boot. Von entzückender Klarheit ist der kaum eine halbe Stunde sich hinstreckende Heiterwangsee; ein schmalfließender Bach voll herrlicher breitblättriger Wasserpflanzen, durchhuscht von schlanken Forellen, bildet die Verbindung zwischen ihm und dem weit größeren Plansee, welcher ebenso klar, ebenso einsam und still, und ebenso schön von dunkeln Bergforsten eingerahmt ist. Bereits glänzte von fern im Sonnenschein das Grenzhaus am Plansee, das Ziel unserer Fahrt; nach rückwärts bildete die kühn aufragende Riesenpyramide des Thoneller

einen mächtigen Thalschluß. Ich saß in schweigender Bewunderung da — bescheiden hütete sich der freundliche Fährmann durch eine Unterhaltung meine Freude zu trüben.

Bei dem zierlichen Kaiserbrunnen, welchen König Max von Bayern dem Kaiser Ludwig dem Bayer zu Ehren hat errichten lassen, stand am Ufer ein Mann, in einer Joppe von braunem Lohden, den Stutzen auf der Schulter und einen schweren Bergstock in der Hand. Auf seinen Zuruf trieb mein Ferge den Kahn ans Land, und der andere stieg zu uns ein. Ich war von diesem Zuwachs der Gesellschaft durchaus nicht erfreut; die Unterhaltung der beiden unterbrach störend die feierliche Stille der Natur; und schlimmer noch, Toni, der neue Ankömmling, rauchte aus einer kurzen Pfeife einen entsetzlichen ärarischen Taback, und blies mir höchst unbefangen die blauen Wolken ins Gesicht. Indeß schon nach einer Viertelstunde endete die Qual; wir landeten beim neuerbauten Wirthshause. Dies liegt dicht neben dem österreichischen Grenzhause hart am Wasser; man überblickt von da die ganze Fläche des Plansees und die hohen Berge rings umher. Auf den Bänken im Schatten der Bäume saß wohl ein Dutzend Bergfahrer; Pläds, Bädeckers, Umhängetaschen und Rucksäcke lagen malerisch umher. Eben ging der Wirth vorbei, zwei wundervolle Seiblinge im Netze tragend. Ich nahm einen davon in Beschlag; und kaum zehn Minuten waren verflossen, da erschien das rothgefleckte Thierchen mit den weißen Augen und dem grünen Zweiglein im Munde. Zum Abschiede vom Kaiserstaate folgte noch ein Schoppen Erlauer; denn binnen wenigen Stunden hatte ich die bayrische Grenze zu überschreiten. Dann streckte ich mich in einen Kahn am Ufer, und ließ mich von den leis plätschernden Wellen wiegen.

Wohl eine Stunde mochte ich solchergestalt der Ruhe gepflegt haben, da rollten auf der schönen Uferstraße von Reutte her drei oder vier Wagen mit geputzten Menschen heran. Ein Preisschießen sollte stattfinden. Nun war es vorbei mit meiner schönen See- und Wald-Idylle. Etwas unmuthig griff ich zu Tasche und Stock.

Herr Wirth, wie viel Stunden habe ich bis Hohenschwangau?

Natürlich wußte er es nicht.

Auf Hohenschwangau gengen's? begann der in der Nähe sitzende, noch immer eifrig rauchende Toni. Da müssen's den Schützensteig über den Berg nehmen, da sparen's zum mindesten anderthalb Stund'. Warten's noch a wen'g, dann komm' i mit, dann können's gar nit feilen.

Das hätte mir grade noch gefehlt, mir fernerweit die Luft durch Tabacksqualm und die Waldeinsamkeit durch eine völlig ungenießbare Unterhaltung verderben zu lassen! Nein, diese letzten Stunden der Wanderschaft wollte ich noch rein und voll genießen. Zudem bin ich ein abgesagter Feind aller abkürzenden Fußwege in den Bergen; man ermüdet sich unnöthig auf ihnen, und sieht nicht halb so viel als auf der bequemen Fahrstraße.

Danke schön, lieber Toni, ich gehe aber so gern allein — auch kann ich nicht warten. Adieu!

Mit diesen Worten schlug ich raschen Schrittes die schöne Kiesstraße ein, welche vom See ins Gebirge hinein durch das Graswangthal nach Kloster Ettal und Oberammergau führt. Hinter den ersten Bäumen des Waldes zog ich nochmals den Bädecker hervor. Da stand auf Seite 44 groß und deutlich: Von Ettal nach Hohenschwangau guter Fahrweg durch das Graswangthal und über die Ammerwaldalp, acht Stunden; und auf der Mayr'schen Karte war dieser Fahrweg gleichfalls deutlich angegeben. Irren konnte ich also nicht: ich hatte nur der Ettaler Kunststraße, auf welcher ich mich befand, bis zu jener Wegetheilung bei der Ammerwald zu folgen, und mich dann links nach Hohenschwangau zu wenden. Längstens in vier Stunden mußte ich vor der Thür der „Alpenrose" stehen.

Herrlicher Waldesschatten umgab mich. Zu schmerzlich hatte mich in ganz Tyrol die entsetzliche Waldverwüstung berührt; wie glücklich war ich hier wieder unter hundertjährigen alten Fichten dahinzuschreiten. Ich nahm den Hut ab, und halb im Traume dahin schlendernd sog ich mit vollen Zügen „den harz'gen Duft vom Tann." Kein Laut rings als das leise Rauschen des Waldbaches, und ab und zu der ferne Schrei eines Raubvogels. Ja, das war echte Waldeinsamkeit, wie in einem deutschen Märchen!

Ich erreichte ein kleines weißes Jägerhaus — es schien unbewohnt. Unmerklich hob sich nun der Weg zur Wasserscheide; dann senkte er sich zu einem anderen Bache hinab. Bald that das bayrische Grenzzeichen, zierlich in Eisen gegossen, auf blauweißem Pfahle mir kund, daß ich nach mehr als dreimonatlicher Abwesenheit wiederum den Boden Deutschlands betreten hatte. Eins nur wunderte mich: die Gabelung der Straße rechts nach Ettal und Oberammergau, links nach Hohenschwangau wollte nicht kommen, obgleich ich bereits mehr als zwei Stunden gewandert war. Sollte ich, in meine Phantasien vertieft, sie übersehen haben? Fröhlich hüpfte indeß neben mir in seinem Kiesbette der klare Gebirgsbach; golden spielten die Schlaglichter der Nachmittagssonne auf dem grünen Moosteppich. Oben auf den Höhenzügen reckten sich kühngeformte Klippen und Hörner in die blaue Luft empor. Ja, in diesen letzten Wandertag drängte sich noch einmal alles zusammen, was die Alpen so herrlich macht!

Tiefer senkte sich indeß die Sonne; es war fast fünf Uhr; der Weg nach Hohenschwangau war doch ein gut Theil länger als ich gedacht hatte. Aber was ist denn das? jetzt wendet sich das Thal nach Osten statt nach Westen, in ganz entgegengesetzter Richtung wie mein Reiseziel? Ich kann mich doch auf einer königlichen Heerstraße am hellen lichten Tage unmöglich verirrt haben! Sieh — dort am Berghange tauchen Gebäude auf — ein Schloß und ein großer Park. Und da kommt ein Mann — nun werde ich's ja erfahren.

Guten Abend, lieber Freund — wie weit habe ich noch bis Hohenschwangau?

Auf Hohenschwangau wollen's?

Ja wohl.

Da haben's fünf Stunden von hier.

Fünf Stunden? Unsinn! Ich wandere ja schon vier Stunden. Dies ist doch der Weg auf Hohenschwangau?

Nein, Herr, dies ist der Weg auf Kloster Ettal und Oberammergau.

Auf Ettal und Oberammergau?

Ja, Herr.

Nun, das ist noch nicht dagewesen! ich alter Tourist verfehle eine große Fahrstraße! Was ist denn das für ein Schloß dort am Berge?

Ich kann's nit sagen, Herr; ich bin ein Tyroler und weiß nit Bescheid hier herum.

Ja, was soll ich denn nun anfangen? Hohenschwangau erreiche ich ja heute gar nicht mehr, und wenn ich auf der Stelle umkehre.

Gengen's nur hier weiter, Herr, gleich treffen's ein Försterhaus; der Förster wird Ihnen schon Bescheid sagen.

Gut, das werde ich thun. Es ist wirklich zu toll! Ja so, ich habe heute früh gesungen, und die Vögel die Morgens singen, holt Abends die Katze. —

Nach wenigen Schritten zweigte sich von der Fahrstraße ein breiter Fahrweg links ab; eine Warnungstafel an ihm besagte: Jede Annäherung an den Schloßpark auf diesem Wege ist strenge untersagt. — Nun, das ist denn doch stark! nicht einmal nähern soll man sich dem Parke dort? Der Wald hier ist, so viel ich weiß, bayrischer Staatsforst, und im Walde kann bis jetzt Gottlob jeder Deutsche nach Belieben umherlaufen. Gleich darauf trat ich auf eine reizende große Wiese hinaus; am Waldrande lag ein schmuckes, mit vielen Hirschköpfen verziertes Försterhaus. Ein Gärtchen daran mit einem Laubengang von wildem Wein vervollständigten das Poetische dieser einsamen Wohnung. Langsam kam mir ein schöner brauner Schweißhund entgegen; er genügte seiner Pflicht ein wenig zu bellen, und geleitete mich dann schmeichelnd zum

Eingange. Eben trat aus diesem ein hübscher Jägerbursche im Sonntagsstaat.

Auf meine Frage bestätigte mir dieser, ich sei fünf Stunden von Hohenschwangau entfernt und könne das Ziel meiner Wanderung heute keinenfalls mehr erreichen.

Ja, was nun thun? Kann ich den Herrn Förster sprechen?

Nein, Herr; der Förster ist mit der Frau zum Preisschießen nach dem Plansee gefahren. Doch fragen Sie die alte Barbara; vielleicht können Sie die Nacht hier im Forsthause bleiben; dann gehen Sie morgen in aller Frühe hinüber nach Hohenschwangau.

Das wird das beste sein. Aber wie in aller Welt habe ich es denn angefangen um den Fahrweg nach Hohenschwangau zu verfehlen?

Den Fahrweg nach Hohenschwangau? Dahin hat's von hier gar keinen Fahrweg.

O gewiß! — er steht ja großmächtig im Bädecker und auf der Karte.

Nun, das muß ich doch besser wissen. Ich habe ja vier Jahre in dem kleinen Jägerhause gewohnt, an welchem Sie vorübergekommen sind; dort fängt der Reitweg an, der nach Hohenschwangau hinüberführt.

Der Reitweg?

Ja; der König Max hat ihn damals anlegen lassen; jetzt ist er aber verfallen und verwachsen. Einen anderen Weg nach Hohenschwangau gibt's gar nicht.

Sieh, sieh, Freund Bädecker und du fabelst von einer guten Fahrstraße? Neulich beim Mesurina-See hast du mich auch schon brav in die Irre geführt! Na, warte! — Wo ist denn Barbara?

Sie wird in der Küche sein.

Richtig, dort stand die alte Hausverwalterin am Herde. Mit aller Liebenswürdigkeit, deren ich in diesem ärgerlichen Augenblick noch fähig war, trug ich ihr die Bitte um Gewährung eines Nachtlagers vor, indem ich als verirrter Jüngling mich auf ihr mitleidig Herz berief. Sie überlegte einen Augenblick.

O ja, es wird gehen, Herr. In dem Zimmer, das der Herr Hofmaler hat, stehen zwei Betten. Der Herr Hofmaler ist mit dem Förster nach dem Plansee gefahren und kommt vor morgen Abend nicht wieder. Sie können die Nacht in dem Zimmer zubringen, aber Sie dürfen von den Sachen des Herrn Hofmalers beileibe nichts anrühren.

Dies gelobte ich mit einem heiligen Eide. Dann öffnete mir die Alte das freundliche, gut ausgestattete Zimmer. Die malerischste Unordnung herrschte darin; aber vom Balkon hatte man eine entzückende Aussicht in die Waldlandschaft.

Rasch wechselte ich meinen Anzug. Es war kaum sechs Uhr — Zeit vollauf noch einen tüchtigen Abendspaziergang zu unternehmen. Nahe dem Forsthause führte ein zierliches Brückchen über den Fluß — dahinter verlor sich ein Kiesfußweg in die Waldestiefe. Wie verführerisch! Aber kaum hatte ich die Brücke überschritten, da starrte mir drohend dieselbe Tafel entgegen: Jede Annäherung an den Schloßpark auf diesem Wege ist strenge untersagt. Also schlug ich wiederum die große Fahrstraße abwärts im lieblichen Graswangthale ein. Bald gelangte ich zu einer Weitung mit herrlichen Baumgruppen und vielen Heustadeln. Ich warf mich ins Gras und überließ mich voll und rückhaltlos dem Zauber dieser köstlichen Waldeinsamkeit. Leichter Abendnebel wallte langsam über den grünen Teppich dahin. Ernst dunkelte der schöne Tannenwald dahinter; von ferne schauten die warm beleuchteten Zacken des Wettersteins und das bläuliche Schneefeld der Zugspitze herein. Langsam stieg über den Baumwipfeln der Vollmond empor. — Endlich mahnte die Dämmerung mich zur Heimkehr.

Und siehe, plötzlich an einem lauschigen Seitenwege zum drittenmale die Warnung: Jede Annäherung an den Schloßpark ist strenge untersagt!

Ich war empört. Wer ist denn der Tyrann, der mir neidisch wehren will meine Freude an Gottes schöner Natur zu haben, und an der menschlichen Kunst, welche sie zähmt und veredelt! Zu mächtig reizt mich das Verbot! Um diese Stunde wird der unnahbare Park wohl menschenleer sein — ich muß versuchen in ihn einzudringen! Was kann mir widerfahren? Höchstens begleitet man mich hinaus.

Entschlossen folgte ich dem Waldwege. Er führte über eine zierliche Holzbrücke, und wenige Minuten darauf stand ich vor dem schönen eisernen Gitterthore des Parkes. Zu jeder Seite lag ein geschmackvolles Thürhüterhaus — ein breiter sorgfältig gehaltener Kiesfahrweg schlängelte sich unter wundervollen Bäumen parkeinwärts. Aber vergeblich spähte ich nach einer Thorglocke; alles war todtenstill und trug das Gepräge des völligsten Verlassenseins.

Ich maß das Thor mit gierigen Blicken — keine Möglichkeit es zu überschreiten. Nirgends ein Halt für den Fuß, und oben scharfe vergoldete Eisenspitzen. Noch unübersteiglicher war das wohl 20 Fuß hohe Holzstaket, welches den Park rings gegen den Wald abgrenzte. Es war bitterer Ernst: die übrige Menschheit war ausgeschlossen von diesem lockenden Eden.

Entmuthigt und unmuthig kehrte ich langsam zum Försterhause zurück. Und doch, wer weiß! Die Förster haben mir im Leben schon manchen Gefallen gethan — vielleicht lieh dieser mir seine Hilfe.

Sagen Sie, Barbara, wem gehört denn das verzauberte Schloß dort am Berge, dem niemand bei Todesstrafe nahen darf?

Das wissen's nit? — das ist ja der Linderhof.

Ja, das ist recht schön — aber wer ist denn der Eigenthümer vom Linderhof?

Nun, wer denn anders als der König?

Ja so, nun ist mir alles klar! — Wie habe ich es denn wohl anzufangen, Barbara, um den Park und das Schloß zu sehen?

Da wollen's hinein? rief sie lachend. Wo denken's hin, Herr, da kommt niemand hinein!

Könnte nicht der Herr Förster mir dazu verhelfen?

Der Herr Förster? Ach du mein Gott! der möchte selbst gern einmal hinein — aber schon seit Jahren hat er keinen Fuß in den Park setzen dürfen.

Nun, und der Schloßvogt?

Jesus, Maria und Joseph! — der würde ja denselben Tag weggejagt, wenn er einen Fremden einließe!

Hier war für den Augenblick nichts zu machen. Ich begab mich in das kleine Eßzimmer, wo der Tisch gedeckt war. Dort saß ein blondbärtiger Herr, mit einer Frau und einem schönen Kinde von etwa vier Jahren. Mein höflicher Gruß wurde kühl erwiedert; der Eindringling schien sie zu stören. Der hannöversche Dialekt schlechtester Sorte, in welchem das Ehepaar sich mit dem Kinde unterhielt, benahm mir vollends alle Lust mich mit ihnen einzulassen. Um so freudiger aber ließ ich mich mit dem zarten ganz vorzüglich bereiteten Gemsbraten ein, den Barbara nun auftrug. Dann griff ich zu einer älteren Nummer der Augsburger Abendzeitung und vertiefte mich in die Heldenthaten, welche die Armee mit den Raupenhelmen unter v. d. Tann auf dem Manöverfelde zwischen Ingolstadt und Regensburg soeben vollführt hatte.

Indessen war ein junger auffallend hübscher Mann ins Zimmer getreten und hatte sofort angefangen mit der kleinen Amelie freundschaftlichst zu tollen. Aus seinen Unterredungen mit dem Ehepaare entnahm ich, daß diese seit längerer Zeit im Försterhause als Sommerfrischlinge weilten. Endlich schlug für das Kind die Stunde des Zubettgehens; das hannöversche Kleeblatt zog sich zurück, und eine ungezwungene Wendung brachte mich sofort mit meinem Gegenüber ins Gespräch.

Sie wohnen auch hier im Hause? fragte ich nach den ersten einleitenden Worten.

Nein; ich wohne im Linderhof, und habe nur meinen Mittags- und Abendtisch hier.

Sind Sie königlicher Beamter?

Doch nicht, erwiederte er höflich, aber in einer Weise aus welcher deutlich der Wunsch hervorklang, nicht weiter ausgefragt zu werden.

Ist der König hier anwesend?

Er war vierzehn Tage lang hier; vorgestern ist er abgereist.

Ich änderte das Gespräch, und befand mich mit dem jungen Manne, welcher trotz seines sorgfältigen Anzuges offenbar dem Künstlerstande angehörte, bald in einer höchst interessanten Unterhaltung. Er hatte bis zum Herbst 1870 in Paris gelebt und schilderte mir die Vorfälle der Septembertage jenes Jahres mit den lebhaftesten Farben, namentlich mit welcher Grausamkeit man damals die völlig unschuldigen Deutschen behandelt und ausgetrieben hatte. Meine Schwestern, sprach Herr D., besaßen ein sehr blühendes Confectionsgeschäft in der Rüe Vivienne, und hatten schon tüchtig etwas vor sich gebracht; sie haben alles verloren. Ich selbst war im Begriff eine vorzüglich gute Carriere zu machen — das ist wohl für immer dahin! — denn hier in Deutschland werde ich schwerlich jemals lohnende Aufträge bekommen.

Was sind Sie denn, Herr D.?

Landschaftsplastiker.

Landschaftsplastiker? — was ist das?

Ich entwerfe die Pläne zur Anlegung und Ausschmückung von Gärten und Parks, namentlich von solchen, wo der Natur durch künstliche Nachahmung des Nichtvorhandenen nachgeholfen werden muß; dann verfertige ich die kleinen Modelle dazu, und leite die Ausführung im großen.

Und davon haben Sie in Paris leben können?

Sehr reichlich. Ich habe in verschiedenen Gegenden von Frankreich größere Parks geschaffen; ich war der Erste in neuerer Zeit, welcher dies dort vom wirklich künstlerischen Standpunkt aus betrieb, denn ursprünglich bin ich Architektur- und Landschafts-Maler; und ich hatte eine Reihe der schönsten Aufträge, als der Krieg ausbrach.

Und werden Sie nicht nach Frankreich zurückkehren?

Sie werden begreifen, Herr Major, daß ich nach allem was ich Ihnen erzählt habe, den allergrößten Widerwillen dagegen hege. Und doch wird mir schließlich kaum etwas anderes übrig bleiben. Kürzlich habe ich Aufträge für Rußland erhalten; dort ist man meiner Kunst mehr benöthigt als in irgend einem anderen Lande. Aber auch dort sind seit dem Kriege die Verhältnisse sehr schlecht, — und auf die Dauer in Rußland zu leben — mir schaudert bei dem Gedanken.

Was hat Sie denn hierher in diese Einöde geführt?

Ich habe in dem Park beim Linderhof eine größere Arbeit ausgeführt. Der König wünschte einige Veränderungen und Verbesserungen daran — ich bin jetzt beschäftigt diese ins Werk zu setzen.

Was Sie mir sagen, Herr D., begann ich nach einer Pause wieder, interessirt mich aufs lebhafteste. Ich habe stets einen leidenschaftlichen Zug zur Natur gehabt. Ein Lieblingsgegenstand meines Nachdenkens war immer, ob und wie Natur und Kunst zu einem harmonischen und wohlthuenden Bunde zu vereinigen seien. Es würde mich im allerhöchsten Grade erfreuen, zu sehen in welcher Weise ein Mann wie Sie diese Aufgabe gelöst hat. Ist denn das ganz unmöglich?

Da müßten Sie nach Frankreich gehen, Herr Major; denn hier im Linderhof ist es allerdings ganz unmöglich.

Könnte ich Sie nicht morgen unter irgend einem Vorwande im Park aufsuchen, Herr D.?

Der Thorwärter würde Sie gar nicht einlassen, sondern einfach mich herausrufen.

Aber wenn ich nun unberechtigt in den Park eindränge?

Man würde Sie sofort hinausweisen, und dem Thorwart könnte das seine Stelle kosten.

So werde ich heimlich über das Stakett steigen.

O, das versuchen Sie nur einmal! — Da ist Vorsorge getroffen.

Wie kommt nur der König dazu, sich so schroff gegen die Außenwelt abzuschließen?

Da fragen Sie mich zu viel; aber leider nimmt diese Schrulle bei ihm von Jahr zu Jahr mehr überhand. Hier im Linderhof ist es ganz besonders schlimm. Vor kurzem ist etwas vorgefallen, was den König aufs höchste erbittert hat; ich glaube, er hat im Park von fremder Hand eine beleidigende Inschrift gefunden. Seitdem sind die strengsten Befehle erlassen. Denken Sie, ich selbst habe es nicht erreichen können meiner Mutter und meiner Schwester dasjenige zeigen zu dürfen, was ich hier im Parke geschaffen habe!

Das vernichtete nun freilich alle meine Hoffnungen. Indeß war Herr D. ein so gebildeter und liebenswürdiger Mann, daß ich hoch erfreut war den Abend mit ihm verplaudern zu können. Wir gingen vom Ettaler Bier zum rothen Tyroler über, und bald wandelten wir zusammen in den Gefilden Italiens und unter den epheuumrankten alten Bäumen der prachtvollen Herrensitze von England und Wales, welche zu schauen mir in der Jugend vergönnt gewesen war. Wir stimmten vortrefflich überein; gleich mir liebte er den Aleatico, das Colosseum und die Felsküsten Siciliens — er kannte eine große Anzahl von Menschen, mit denen auch mich das Leben in Berührung gebracht hatte — kurz die alte Kukuksuhr schlug Mitternacht, ehe wir uns dessen versahen. Mit Bedauern ergriff ich mein Licht, um das Zimmer des Hofmalers aufzusuchen; wir schüttelten uns herzlich die Hand, und Herr D. versprach mir, bei seiner bevorstehenden Durchreise mich in Dresden aufzusuchen, um unter meiner Führung die ihm noch unbekannten Kunstschätze von Elbflorenz zu betrachten.

Schon hatte ich den Thürgriff in der Hand, da sprach Herr D. plötzlich:

Hören Sie, Herr Major, es drückt mir fast das Herz ab, daß ich einem Manne wie Sie sind nicht dasjenige zeigen darf, was ich hier zu Stande gebracht habe. Es ist der Mühe werth gesehen zu werden. Wollen Sie es versuchen auf die Gefahr hin, daß es misglückt und daß Sie vielleicht einige persönliche Unannehmlichkeiten haben?

Mit tausend Freuden! Was kann mir denn widerfahren als an die Luft gesetzt zu werden — das wäre nicht das erstemal.

Es trifft sich äußerst glücklich, begann er wieder. Der Hofmaler Stöger, mit welchem ich gemeinschaftlich zu arbeiten habe, ist abwesend, der Förster, der etwas merken und ausplaudern könnte, gleichfalls. Morgen ist der Geburtstag des Königs, da werden keine Arbeiter im Park sein. Hören Sie zu. Gehen Sie beim Tagesgrauen heimlich aus dem Hause, und zu demselben Parkthore, wo Sie heute Abend vergeblich einzudringen suchten — von da außen am Parkstakett auf einem schmalen Fußpfade entlang, immer weiter, bis Sie zu einem Häuschen im Walde kommen, in welchem das Gas und das elektrische Licht für den Park bereitet wird. Dort befindet sich eine kleine Pforte; ich werde sorgen, daß sie unverschlossen ist. Gehen Sie dreist hinein, und sollte jemand Sie anreden, so antworten Sie kurz und barsch: ich suche Herrn D. Um halb sechs Uhr bin ich in der Nähe jenes Einganges. Dann sollen Sie etwas sehen, was es in der Welt nicht zum zweitenmale gibt. Kann ich bestimmt darauf rechnen, daß Sie kommen?

Ganz bestimmt, Herr D., und sollte es Spitzbuben regnen.

Gut! — Eins noch. Die Sache kann schief gehen. Wir beiden kennen uns nicht. Sie sind ein russischer Fürst und wollen einen Park angelegt haben. Sie haben in München erfahren, daß ich hier bin, Sie haben am Parkeingang vergeblich geläutet, und sind endlich auf jenem Umwege zu mir gelangt. Haben Sie verstanden?

Ganz genau, Herr D. Auch ich bin um halb sechs an der kleinen Parkpforte und sage Ihnen im voraus meinen herzlichsten Dank.

Gute Nacht denn! — —

(Schluß folgt.)

Das Wesen des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts.

Aus dem Vortrag von Dr. W. Götze (Leipzig) im Sächsischen Landesverbande zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts zu Dresden am 28. April 1886.

(Schluß.)

Ich setzte meinen Wanderstab von Nääs nach der Hauptstadt des Landes fort, dem im Meere auf Felseninseln gelegenen herrlichen Stockholm. Hier lernte ich nicht nur die Blüthe des schwedischen Arbeitsunterrichts, sondern auch ein hochentwickeltes bewundernswerthes Volksschulwesen, sowie ganz vortreffliche höhere Schulen, Realgymnasien und Gymnasien kennen. Was den Sleud Stockholms anlangt, so vermag ich mich über denselben kurz zu fassen. Es ist vielleicht der größte Triumph des Nääser Systems, und hat ganz wesentlich zu seiner Herrschaft über den Norden beigetragen, daß die glänzende Residenz, der Stolz des Landes, den in einfach ländlichen Verhältnissen erwachsenen Holz-Sleud von Nääs herübergenommen hat. Freilich wird die Großstadt einige Abänderungen der auf das Land berechneten Arbeiten nöthig machen, aber das widerstreitet nicht im geringsten dem Grundgedanken. Es ist ferner auch natürlich, daß hier neben die Sleud-Tischlerei in künstlerischer Weiterentwicklung die Holzschnitzerei tritt. Schon früher habe ich die in Stockholm nach deutschen und dänischen Mustern betriebenen Papp-Arbeiten erwähnt, die ich für die Nährung und Entwicklung des Farbensinns sowie für die Erziehung zur Sauberkeit und Genauigkeit für äußerst ersprießlich, wenn nicht für unersetzlich halte. Auch eine Schülerwerkstatt für Metallarbeiten habe ich in Stockholm kennen gelernt, die zwar viel besser war als die Gothenburger Schmiede, aber doch, da sie unter der Leitung eines Handwerkers stand, die Eigenthümlichkeiten des Handwerks deutlich ausgeprägt zeigte. Vor kurzer Zeit haben wir unsere Leipziger Modelle für Metallarbeit nach Stockholm gesandt, und so wird dort vielleicht in Zukunft zum Theil nach deutschen Vorlagen gearbeitet werden. Herr Schulinspector Meyerberg, dem Stockholm seine ausgezeichneten Volksschulen verdankt, zeigte auch ein großes Interesse für das Modelliren als einer Weiterentwicklung und Anwendung des Zeichenunterrichts, und da ich ihm unser Plastilin, einen immer geschmeidigen, nie trocknenden, nie rissig werdenden und keiner Anfeuchtung bedürfenden Thon empfehlen konnte, wollte er auch an die Inangriffnahme dieses Zweiges des Handfertigkeits-Unterrichts gehen. Als ich Abschied von diesem reichbegabten, unablässig thätigen Schulmann nahm, dem ich neben vielfacher Belehrung auch für herzlich geübte Gastfreundschaft zu Danke verpflichtet war, forderte er mir das Versprechen ab, in einiger Zeit wiederzukommen, um zu sehen wie sich der Arbeitsunterricht Stockholms weiter entwickelt habe. Jedenfalls nahm ich die Ueberzeugung mit fort, daß diese Entwicklung keineswegs abgeschlossen sei, und daß es sich bei dem Zutritt der körperlichen Arbeit zu den Erziehungsmitteln in den nordischen Ländern nicht um eine vorübergehende Modesache, sondern vielmehr um eine tiefgehende pädagogische Reform handle.

Ist doch seitdem sogar in den Kreisen der Lehrer an den höheren Schulen in Gothenburg und Stockholm die Frage der Einführung des Arbeitsunterrichts an den Gymnasien und Realgymnasien lebhaft erörtert worden, und hat man sich doch zumeist einer solchen geneigt gezeigt! Danach wird man sagen können, daß die bisherige Entwicklung des Arbeitsunterrichts in den nordischen Ländern in stetig aufsteigender Linie erfolgt sei, daß die Idee, das heranwachsende Geschlecht zur Arbeit zu erziehen, im Norden immer weitere Kreise gezogen und immer tiefere Wirkungen hervorgebracht hat.

Wenn Pestalozzi, der Meister unserer Pädagogik sagt, daß „die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit unseres Geschlechtes das wahrhafte, heilige und ewige Mittel sei der Verbindung des ganzen Umfanges unserer Kräfte zu einer einzigen gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit", so haben unsere nordischen Nachbarn wohl ein Recht, seinen Anschauungsunterricht fortzuführen bis zu dieser Arbeitsamkeit, bis zur Selbstthätigkeit des Kindes. Ist jener Gedanke ein pädagogischer Irrthum, so können wir in Deutschland uns glücklich schätzen ihm nicht verfallen zu sein, birgt er aber, wie ich fest überzeugt bin, eine Fülle des Segens für die Jugenderziehung, so müssen wir gestehen, daß wir viel weiter davon entfernt sind seiner Früchte zu genießen, als unsere Nachbarn im Norden.

Bücher und Schriften.

Seebad-Besuchern empfehlen wir das bereits in fünfter Auflage vorliegende Schriftchen von Dr. E. Kruse: Seeluft und Seebad, Winke für Badegäste, (Norden, Diedrich Soltau, 1886. Preis 1 ℳ) als einen zuverlässigen Rathgeber für alles was beim Gebrauch dieser wirksamen Sommerfrische zu beachten ist.

Für die diesjährige Saison auf Norderney ist im Verlage von Hermann Braams, Emden, wieder die bekanntliche handliche Fluttabelle, Preis 50 ₰, erschienen.

Ueber Sylt gibt ein Heftchen „Die Nordseebäder auf Sylt: Westerland, Marienlust, Wenningstedt", zweite Auflage 1886, Preis 50 ₰, alle wünschenswerthen Aufschlüsse.

Der ärztliche Leiter des Seehospizes von Norderney, Dr. Ludwig Rhoden, früher Badearzt zu Lippspringe, hat seinem in Nr. 13 d. J. erwähnten Reisebericht den ersten Theil einer ausführlichen Reisebeschreibung unter dem Titel Wandertage eines Arztes I (Norden und Norderney, Herm. Braams) folgen lassen, welche wir unseren Lesern angelegentlichst empfehlen. Beauftragt sich die Seehospize des In- und Auslandes inbezug auf gesundheitliche Einrichtungen anzusehen, damit die anderswo bei der Verpflegung skrofelkranker Kinder in Seebädern gemachten Erfahrungen bei der Herstellung der jetzt in Wirksamkeit getretenen großen Anstalt auf Norderney thunlichst berücksichtigt werden könnten, schildert Dr. Rhoden in dem vorliegenden Bändchen mit warmer Begeisterung für die Sache der er dient, mit nüchternem Urtheil und zugleich mit liebenswürdigstem Humor seine Erlebnisse an der deutschen Ostseeküste, in Dänemark, Schleswig, Holland und Belgien. Was er in England, Frankreich, Italien und Griechenland gesehen hat, will er — hoffentlich bald! — in einem folgenden Bändchen mittheilen. Das Herz unseres Volkes für die Kinderheilstätten an See, für die armen, verkümmerten, leidenden Kinder zu erwärmen, ist das Schriftchen vortrefflich geeignet.

M. L.

Das Royal Holloway College.

Am 30. Juni d. J. hat die Königin von England mit ihrer Gegenwart die Eröffnung einer Anstalt beehrt, welche der höheren Ausbildung des weiblichen Geschlechts dienen soll, und welche, abweichend von den schon bestehenden englischen Anstalten dieser Art, lediglich der Idee und der Freigebigkeit eines Einzelnen ihr Entstehen verdankt. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein reichgewordener Pillenfabrikant, Thomas Holloway, der mit einem Aufwand fürstlicher Mittel die nach ihm genannte Frauen-Hochschule zu Egham in Surrey gestiftet und ausgestattet hat. Seine Pillen kommen in der britischen Apothekenordnung nicht vor; desto mehr hat er dafür gethan, sie eigentlich und bildlich in den Mund der Leute zu bringen, letzteres durch eine Beharrlichkeit der Reclame, welche selbst in England und Amerika kaum übertroffen sein mag. Ob sie wunderthätig, heilkräftig oder unschädlich sind, kann hier nicht untersucht werden; für ihn sind sie jedenfalls zu Wunderthätern geworden, denn sie haben ihn in den Stand gesetzt, dem Wunsche seiner vor ihm verstorbenen Frau zufolge über eine halbe Million Pfund Sterling allein an die Errichtung seiner Hochschule zu setzen, abgesehen von dem Stiftungscapital, abgesehen von dem was er sonst für öffentliche Zwecke aufgewandt hat, und von dem jedenfalls nicht unbeträchtlichen Rest, der seiner Familie hinterlassen ist.

Die Art wie er zur Ausführung dieser Idee schritt, nachdem er einmal entschlossen war, den Wunsch seiner Frau zu ver-

wirklichen, ist durch dieselbe zähe, nachhaltige und mit Hochdruck arbeitende Thatkraft gekennzeichnet, welche seinen Geschäftsbetrieb so erfolgreich machte. Länger als drei Jahre ist er mit seinem Baumeister Croßland durch Europa gereist um sich Universitäten anzusehen: Paris und Padua, Heidelberg und Jena und welche sonst immer, damit alles was er an geeigneten baulichen und anderen Einrichtungen fand, in seinen Plan aufgenommen würde. Das Gebäude soll an architektonischer Schönheit, an Zweckmäßigkeit, Zierlichkeit und Behaglichkeit der Einrichtungen alles hinter sich lassen, was bis jetzt in dieser Gattung vorhanden ist. Tausend verschiedene Räume sind zur Aufnahme von zweihundertfünfzig Schülerinnen sowie der anzustellenden Lehrer und Beamten bestimmt. Jede Schülerin bekommt ein Arbeits- und ein Schlafzimmer, je sechs außerdem ein gemeinsames Wohnzimmer. Hörsäle, Speisesäle, Musiksäle, Bildergallerien, Capellen dienen dem Beisammensein größerer Scharen; Gärten die dem Publicum geöffnet sind, und abgeschlossene Gärten umgeben das Gebäude, das nicht weit vom Bahnhof der Südwestbahn liegt. Für die Gemäldesammlung, welche Bilder der bedeutendsten neueren englischen Meister enthält, sind allein 90 000 Pfd. St. ausgeworfen. Naturgeschichtliche Sammlungen, Büchersammlungen, Turnsäle, Ballhöfe, Tennis-Rasenplätze, Decken mit Frescomalereien, bunte Glasfenster, Bildsäulen und Büsten, eine verschwenderisch über das ganze Gebäude ausgegossene künstlerische Ausstattung bezeugen den freigebigen Sinn, die praktische Einsicht und die ästhetischen Neigungen des Stifters. Alles, von den Kücheneinrichtungen der beabsichtigten Kochschule, und der Ausstattung der Schlafzimmer bis zu der elektrischen Beleuchtung des ganzen Gebäudes ist nach dem großartigsten Zuschnitt.

Schülerinnen die um Aufnahme nachsuchen, müssen ihren siebzehnten Geburtstag hinter sich haben und eine Eintrittsprüfung bestehen. Jede confessionelle Beschränkung ist vollständig ausgeschlossen. Nicht allein steht unter dem Aufsichtsrath der Erzbischof von Canterbury Schulter an Schulter mit dem Hauptvertreter der nicht der Hochkirche angehörigen Protestanten von England: römische und griechische Katholikinnen, Jüdinnen und Muhamedanerinnen, Buddhistinnen und andere Heidinnen können, wenn sie sonst den Anforderungen genügen, in die Anstalt aufgenommen werden. Die Dauer der Studien ist auf vier Jahre berechnet. Wenn die Absicht des Gründers ausgeführt werden kann, so soll die Anstalt durch königliche Gunst ermächtigt werden, akademische Grade zu ertheilen, natürlich auf Grund gleicher Prüfungen, wie sie an den älteren Universitäten bestehen. **M. L.**

Allerlei Gemeinnütziges.

In Bremen wird dies Jahr zum erstenmal für arme schwächliche Kinder die Milchpflege eingerichtet. Es sind versuchsweise neben der eigentlichen Sommerpflege zwei Milchpflegestellen eingerichtet, um solchen Schulkindern welche für jene angemeldet sind, aber wegen der großen Menge der Anmeldungen nicht fortgeschickt werden können, doch einige Erfrischung und Kräftigung zu verschaffen. Die dazu ausgewählten 60 Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren — von Knaben wird aus verschiedenen Gründen für dieses Mal noch abgesehen — bilden zwei ganz getrennte Abtheilungen. Die eine hat ihre Milchpflegestelle in der Meierei des Bürgerparks, die andere dagegen ist auf das Hirtenhaus auf dem Werder angewiesen. An jedem Tage der vierwöchentlichen Sommerferien — die Sonntage ausgenommen — versammeln sich die Mädchen pünktlich um 7½ Uhr Morgens um den Weg zur Meierei oder zum Kuhhirten antreten zu können. Die Führung und Beaufsichtigung der Kinder haben zwei bewährte Lehrerinnen übernommen. Die Kinder erhalten an Ort und Stelle zuerst eine reichliche Portion frischer Milch mit Weißbrot; dann verleben sie bei Spiel, mancherlei Unterhaltung und Beschäftigung die weiteren Stunden, bekommen noch einmal ein Glas Milch mit einem Brötchen und begeben sich rechtzeitig auf den Rückweg, um gegen 12½ Uhr Mittags wieder im elterlichen Hause einzutreffen. Da es sich vornehmlich darum handelt, schwächlichen, blutarmen Kindern die Wohlthat einer Milchkur und eines längeren Aufenthalts in gesunder, frischer Luft zu gewähren, müssen die Kinder auch regelmäßig erscheinen, selbst wenn das Wetter einmal weniger freundlich sein sollte. An beiden Orten steht den Kindern auch bei eintretendem Regen Unterkommen und Obdach ausreichend zu Gebote; deshalb wird der Morgenspaziergang nur ausnahmsweise bei ganz schlechtem Wetter auszufallen brauchen. Die Kinder müssen natürlich bei aller Einfachheit doch reinlich und ordentlich gekleidet, namentlich mit anständiger und haltbarer Fußbekleidung versehen sein. Damit sie sich außer mit Spiel, Gesang &c. zwischendurch auch mit leichter Handarbeit beschäftigen können, bringen wenigstens die größeren Mädchen immer eine Strick-, Häkel- oder Näh-Arbeit mit. Die Eltern sind gebeten, die sorgsame Pflege zu Hause gewissenhaft fortzusetzen und es trotz des reichlichen Milchgenusses an stärkender Nahrung, soweit es irgend thunlich ist, nicht fehlen zu lassen, damit der Hauptzweck der Milchpflege, den Kindern eine nachhaltige Kräftigung ihrer Gesundheit zu verschaffen, auch wirklich erfüllt wird. Sie verpflichten sich zur Beobachtung aller Anordnungen des Ausschusses durch Unterschrift.

Erholungsstätte für Berufsarbeiterinnen. In Schmalkalden sind großherzige Menschen zusammengetreten, um für einzelnstehende Frauen und Mädchen, welche in schwerer Berufsarbeit ihre Kräfte erschöpft haben, eine Erholungs- und Heilstätte zu schaffen. Gedacht wird besonders an Diakonissen und Schwestern vom Rothen Kreuz, Kleinkinder-, Volks- und Mädchenschul-Lehrerinnen. Schmalkalden in schöner Lage am Fuß des Thüringer Waldes ist klimatischer Curort, hat zugleich ein Soolbad mit Inhalationshalle und mit Einrichtungen für elektrische Moor- und Schlacken-Bäder. Der Badebesitzer wird Bäder und Inhalation, die drei Aerzte der Stadt werden ihre Dienste zu herabgesetzten Preisen oder auch nach Befinden unentgeltlich gewähren. Wohnungen mit Bedienung und Kaffee des Morgens sind für 8 ℳ wöchentlich zu haben, ein guter, reichlicher Mittagstisch ohne Zwang für Getränke für 75 ₰ täglich. Soweit die erwarteten Gäste noch kein Anrecht an ermäßigte Eisenbahnfahrt haben, soll bei dem Herrn Eisenbahnminister darum nachgesucht werden. Ein Schriftchen über den Ort, das Bad, die Beschaffenheit der Heilquellen versendet unentgeltlich der Badebesitzer Sirowy, zu jeder besonderen Auskunft sind außerdem bereit die Herren Prinz Carl zu Salm-Horstmar, Rheingraf, Johanniter, Rechtsanwalt C. Grebe, Rector Homburg, Archidiakonus Weirich.

Aus einem Briefe des Herrn Dr. Götze an den Herausgeber, Leipzig am 21. Juni 1886: „Verehrter Freund, meine Antwort auf Ihre letzten Zeilen kommt verspätet, weil ich während der Pfingstzeit in unserm Erzgebirge fußwanderte, um allerdings bei recht ungünstigem Wetter neue Pflegorte für die Leipziger Sommerpflegen aufzustöbern. Meine Ausbeute ist auch eine reiche gewesen; ich habe vierzig mehr oder weniger geeignete Gebirgsdörfer in waldreicher Umgebung für unsere armen kleinen Pfleglinge ausfindig gemacht, aus denen nun die besten gewählt werden können. Es ist doch eine herrliche Sache, die welken Pflänzchen hinaus zu bringen in Licht und Luft, in den kräftigenden Sonnenschein, auf die Berge und in den urfrischen Wald! Ich habe Schenckendorff versprechen müssen, wenn erst das Handfertigkeit-Seminar hier ins Leben tritt, auf die Arbeit an den Sommerpflegen zu verzichten, aber es wird mir schwer genug werden das Versprechen zu halten." Leicht zu glauben!

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Beilage zu Nr. 29 des „Nordwest."

Sonntag, 18. Juli 1886.

Frederick Denison Maurice.

III.

Im März 1845 war Maurice's Frau gestorben und hatte ihn mit zwei kleinen Knaben zurückgelassen. Im Sommer 1849 verheiratete er sich wieder mit Georgiana Hare, der Halbschwester seines Schwagers und Freundes Julius Hare. Es wird deutschen Lesern in der Regel befremdlich sein, wie auch in der vorliegenden Biographie, zu sehen welchen weitgehenden, maßgebenden Einfluß viele Männer in England, und grade die besten unter ihnen, den Frauen ihrer Umgebung auf ihr inneres und äußeres Leben zugestehen. Auch Maurice ging darin sehr weit. Nicht bloß sind es die weiblichen Familienglieder, auf welche nachweisbar die religiösen Wandlungen seiner frühen Jugend zurückgeführt werden können, nicht bloß spricht er von „germanischer Verehrung," mit welcher er die „weibliche Inspiration" betrachte. „Was ich weiß," schreibt er seiner ersten Frau, „habe ich — von der äußeren Ausdrucksform abgesehen — mehr von Frauen als von Männern gelernt; ich bin innerlich gewiß, daß sie es waren, die mich die tiefste Weisheit lehrten. Und wenn ich, obschon kein Simson, irgend eine Stärke besitze, so will ich Dir, die Du keine Delila bist, anvertrauen, in welcher Locke dieselbe steckt: einfach in dem Glauben, daß die Wahrheit, als allerhöchstes Gut, an die höchsten Seiten unseres Wesens appellirend, etwas ganz Universales ist. Allerdings habe ich wenige gefunden, die diese Ansicht theilen; entweder hindert sie der Cultus des Verstandes oder sonst eine Beschränktheit. Bevor die Menschen aber dies nicht fassen, können sie die Philosophie des Christenthums und der Kirche nicht von ferne begreifen; dieselbe muß ihnen als Thorheit erscheinen." Seinem Sohne schreibt er inbezug auf die Gefahr zu den Skeptikern hinübergelockt zu werden: „Ich redete damals soviel von ihnen und sah so zu ihnen auf, daß Sterling und andere mich schon als einen der Ihren betrachteten. Und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß unsere gemeinsame Furcht vor den Liberalen, den Evangelicals und den Hochkirchlern mich zum Sklaven ihrer Anschauungen hätte machen können, wenn Gott mir nicht eine allertreueste Freundin zur Seite gestellt hätte, die mich besser verstand als jene und ich selbst. Deine Mutter kannte das Geheimnis wahrer Kirchenzugehörigkeit besser als alle meine männlichen Bekannten und o! wieviel besser als ich selbst . . . Sie und Deine zweite Mutter haben mich gelehrt, wie sehr ein verheirateter Mann, wenn er will, durch die Ehe zum Himmelreich erzogen werden kann, in welchem Grade die innerste Herzensgemeinschaft ihm Parteibande entbehrlich macht."

Von Maurice ging daher auch die erste Anregung aus, den Mädchenunterricht in England zu verbessern. Aus den meisten Professoren von King's College bildete sich, um die Sache zu prüfen, ein Ausschuß, dem auch Kingsley angehörte, und es entstand Queen's College, eine Hochschule für Frauen, welche an praktischen Zwecken zunächst die Vorbereitung auf den Lehrberuf ins Auge faßte und an welcher Maurice Moralphilosophie vortrug.

Inzwischen zogen neue Stürme herauf, welche ihn bald aus diesen beiden neuen Aemtern vertreiben sollten. Von den Evangelicals mit Lord Shaftesbury an der Spitze zog ihm seine Behandlung der Sonntagsfrage einen heftigen Angriff zu. Der in Sydenham nach der Ausstellung von 1852 neu wieder aufgebaute Krystallpalast wurde zum Entsetzen aller englischen und schottischen Sabbatarier Sonntags geöffnet. Der Standpunkt, den Maurice dabei einnahm, ist in folgenden Worten an einen Freund gezeichnet: „Meine eigne Ehrfurcht vor dem Sabbat würde vielen übertrieben erscheinen. Mir däucht, England und Schottland würden zu Grunde gehen, wenn sie ihn einbüßten, oder ihn wie der Continent ansähen. Aber ich weiß ebenso gut, daß eine ungeheure Gefahr darin liegt, dieselben Anschauungen für schriftmäßig zu halten, mit denen der Herr Jesus gekämpft hat, die bei den Pharisäern die Herzenshärtigkeit vermehrten und seinen Zorn erweckten. Der moderne Fanatismus treibt Hunderte von Gelehrten und Schriftstellern, die, wie Thackeray, dem Christenthum nicht abgeneigt waren, in entschiedenen Haß dagegen hinein. Sie sehen eben, daß wir Neumonde und Sabbater höher achten als Gerechtigkeit und Barmherzigkeit; dennoch bedarf es der größten Vorsicht, um nicht die wahren und tiefen Gefühle zu verletzen, an welche die Kanzel-Agitatoren sich wenden. Der Versuch aber muß gemacht werden, und manchmal auch ahnt mir, wie er gelingen könnte." Er machte den Versuch in seinen „Sabbat-Predigten," die Ende 1852 erschienen.

Nahmen an diesen Predigten die eifrigen Verfechter der puritanischen Sonntagsfeier Anstoß, so war der Sturm des Unwillens doch noch viel größer, den in gewissen Kreisen seine im folgenden Jahre herausgegebenen „Theologischen Abhandlungen" hervorriefen. Sie sollten eine gemeinverständliche Antwort auf unzählige Fragen zweifelnder, angefochtener Gemüther sein, welche seit Jahren von den verschiedensten Seiten her an ihn gerichtet waren. Er sagt darüber an seine Schwester: „Es war ein höherer Wille, daß ich dies auch schreiben und ihm nicht entrinnen sollte. Förmlich wunderbar war es, wie es mir unter den Händen wuchs, wie es mehr ein Stück meiner selbst schien, und doch auch wieder weniger als irgend etwas, das ich sonst geschrieben. Gott wird damit walten nach seinem Willen, aber ich habe eine Ahnung, daß es eine große Krisis in meinem Leben einleitet, selbst wenn es spurlos an der Außenwelt vorübergeht." Und an Kingsley, der ihm eine jubelnde Zustimmung schickte und das Buch epochemachend nannte, schreibt er: „Als ich den Satz vom ewigen Tod niederschrieb, wußte ich, daß ich, was King's College angeht, mein eigenes Todesurtheil unterzeichnete."

Der streitige Punkt war die Frage von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Dr. Jelf, der Director von King's College, warf Maurice vor, er lehre, daß unbußfertige, ungläubige Sünder zuletzt selig werden, „während" — wie Archdeacon Hare es ausdrückt, — „die große, das ganze Buch durchziehende Auffassung die ist, daß dies an sich — Unbußfertigkeit und Unglauben nemlich — die Unseligkeit sei, und daß die einzig mögliche Erlösung in der Gemeinschaft mit Gott liege, zu der wir durch Buße und Glauben hinankommen." Maurice widerstrebte nichts mehr als die Umkehr des Begriffes Ewigkeit in den einer unendlichen, auf dies zeitliche Leben folgenden Zukunft, welche dann für den in der Gegenwart unbußfertig gebliebenen Sünder von seinem leiblichen Tode an mit grobsinnlich gedachten Qualen erfüllt sei. Im October 1853 erhielt er seine Entlassung vom Vorstand des King's College; seine Stellung in Queen's College legte er gleichzeitig nieder, um der dortigen Behörde keine Verlegenheiten zu bereiten (er nahm sie 1856 wieder auf) und ebenso den Vorsitz im Genossenschafts-Verein, „dem ein entlassener Professor keinen Schutz bieten könne." Die Predigerstelle an Lincolns Inn behielt er auf ausdrücklichen Wunsch der Behörde und mit Zustimmung des Bischofs von London bei. Doch diese letzteren mehr amtlichen Kundgebungen verschwinden gegen die ihm bei diesem Anlaß ausgesprochene Theilnahme, Verehrung und Dankbarkeit aus allen Landestheilen. Eine Handwerker-Versammlung wurde zu Ende des Jahres 1853 in London berufen, um ihm ihre Sympathie auszudrücken, und hier wurde zuerst der Wunsch laut, er möge es nicht für ein Herabsteigen halten, von einem Professor von

King's College Professor an einer zu gründenden Lehranstalt für Arbeiter (Working Men's College) zu werden. Am 30. October 1854 hielt er die Eröffnungsrede dieser Anstalt; im folgenden Jahr wurden der gedeihlich emporblühenden Curse für Frauen hinzugefügt, die aber nur einige Jahre bestanden.

Im Jahre 1858 übernahm H. L. Mansel, Lehrer in Oxford, die sogenannten Bampton Lectures, Vorträge vor der akademischen Jugend, in welchen er mit großem Aufwand von Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Witz darzulegen suchte, daß Gott für den menschlichen Geist unerkennbar sei. Ein orthodoxes Mitglied der anglikanischen Kirche, wollte er von diesem Vordersatz nur die Schlußfolgerung ableiten, was der Mensch nicht zu erkennen vermöge, das vermöge aber Gott zu offenbaren und habe es in der Bibel offenbart, „so daß die Bibel eine Art Compendium sei," wie Maurice sagt, „dem man bestimmte Dogmen entnehme, welche man dann der landläufigen Auffassung gemäß interpretire." Maurice hatte, seit er die Unitarier verlassen, in der Person Christi die einzige völlige Offenbarung Gottes gesehen; Mansel's Ton absoluter Verachtung, als wäre der Anspruch, Gott zu erkennen, eine reine Tollheit von Seiten des Menschen, war ihm ein Schlag in den Kernpunkt alles Glaubens überhaupt, denn unter Glauben verstand er das Leben mit Gott, nicht das Fürwahrhalten gewisser kirchlicher Lehren. Er antwortete mit Schärfe und Entrüstung in den Strictures on the Bampton Lectures. Wenn er darin auch mehr seinen verletzten Gefühlen Ausdruck gibt als seinen Gegner Schritt für Schritt logisch widerlegt, so hat doch die Folge gezeigt, daß von Mansel's Ausgangspunkt der Weg viel eher in das Lager der Agnostiker: Leslie Stephen, Herbert Spencer u. a. führt, als zum orthodoxen Kirchenglauben. Was bei diesem sehr unerquicklichen Kirchenstreit herauskam, war nur, daß jetzt auch oberflächliche Beobachter, die ihn seit den „Theologischen Abhandlungen" für einen Abgewichenen gehalten hatten, seine echt christliche Anschauung besser würdigen lernten.

Im Juli 1860 wurde er an die Kapelle von St. Peter in Marylebone berufen, und zwar, weil die Stelle eine Kron-Präbende war, durch das Ministerium Palmerston. Sofort regte sich wieder die ihm feindliche religiöse Presse, und es wurde eine Bittschrift ans Ministerium gerichtet, die Ernennung zurückzunehmen. Eine alsbald veröffentlichte Gegenadresse an Maurice mit über achthundert Unterschriften aus den verschiedensten Kreisen und Parteien zeigte, welcher große Umschwung seitdem in das allgemeine Urtheil über ihn gekommen war. Fast aber hätte ihn eine Aeußerung des Bischofs Colenso zwei Jahre später dazu gebracht, diese Pfarrstelle freiwillig niederzulegen. Colenso's Commentar der fünf Bücher Mosis, im Sinne der Strauß-Feuerbach'schen Bibelkritik geschrieben, war erschienen, und Maurice schien es, als könne der ihm von früher her befreundete Colenso mit den in diesem Buche niedergelegten Ansichten nicht länger Bischof der englischen Kirche bleiben. Er sagte ihm in einer Unterredung: „Mir scheint, das Gewissen des englischen Volkes werde stark empfinden, daß Sie eigentlich Ihr Amt niederlegen müßten." Der Bischof erwiderte: „O, wenn wir davon reden wollen, so gibt es eine Menge Leute, die da meinen, Sie dürften kein Pfarramt bekleiden." Maurice fand den sich ihm nach diesen Worten aufdrängenden Gedanken, viele Leute könnten meinen, er predige den christlichen Glauben um des Geldes willen, das er dafür einnehme, so unerträglich, daß er nur mit Mühe davon abgebracht werden konnte, sofort auf sein Amt zu verzichten. Die Lösung des alten Streites zwischen Wissenschaft und Offenbarung, wie sie ihm als möglich erschien, versuchte er in einer Schrift darzulegen, die unter dem Titel: „Die Forderungen der Bibel und der Wissenschaft" erschien.

Eine glänzendere Wiederherstellung seines Namens in der öffentlichen Meinung als die Berufung an St. Peter, war die 1866 erfolgende Anstellung als Professor der Casuistik, Moraltheologie und Moralphilosophie in Cambridge als Nachfolger von George Grote. Er war sehr froh darüber, noch mehr war es der ganze Kreis, der ihn liebte und verehrte. Da das Amt in Marylebone nur sonntägliche Predigten aber keine Seelsorge forderte, so konnte er es beibehalten; die Arbeit am Working Men's College mußte er nach sechzehnjähriger Thätigkeit aufgeben und nach Cambridge übersiedeln. Nach drei Jahren zwang ihn indessen seine geschwächte Gesundheit, sein Wirken einzuschränken, und so gab er das Predigtamt in London auf, froh, wie einer Freundin schreibt, daß er dadurch zugleich der Nothwendigkeit überhoben wurde, zu der in jener Zeit beginnenden methodistischen Erweckungs-Bewegung Stellung zu nehmen. Dagegen übernahm er eine ähnliche kleine Stelle in Cambridge neben seiner Professur und ließ sich im Jahre 1871 trotz sichtlicher Abnahme seiner Kräfte durch den Bischof von London bereden, die von der Universität Cambridge aus in Whitehall zu stellenden Predigten zu halten. Aber im Laufe des Winters verloren sich seine Kräfte zusehends; er predigte zum letztenmal in Cambridge am 11. Februar 1872 und starb in der Frühe des Ostermontags, 2. April, nicht ganz 67 Jahre alt.

Was Brentano den unerbittlichen Ernst und die unüberwindliche Güte seines Wesens nennt, war mit einer äußerlich stark hervortretenden Schüchternheit gepaart, mit einer Demuth, die Kingsley als ins Uebermaß gehend und nahezu einen Charakterfehler bildend bezeichnet. „Diese," so sagt Kingsley, „ließ ihn die eigene Geisteskraft, die eigene praktische Befähigung zum Herrschen unterschätzen, so daß er sich fügte, wo er hätte leiten sollen, daß er gehorchte, wo ihm das Befehlen zukam. Nur in einem Falle nicht: wo es sich um Pflicht, Ehre und Hochherzigkeit, um Mitleid und Erbarmen handelte, ward dieser Demüthigste furchtbar, aus dem Milden ward ein Unerbittlicher, und von den freundlichsten Lippen brach das: Du sollst nicht! edler Entrüstung, ja edler Verachtung." Er nahm keinen anderen Menschen, wie hoch er ihn auch über sich stellte, als Orakel; ebenso hatte er aber auch die größte Scheu davor, von anderen als Orakel angesehen zu werden. Nie gab er denen die mit Fragen und Zweifeln über ihr inneres Leben zu ihm kamen, den fertigen Lehrsatz, den sie nur zu unterschreiben hätten, sondern er suchte sich ganz und voll auf ihren Standpunkt zu stellen und sie von ihren Voraussetzungen aus den Weg finden zu lassen, der zur Ruhe führte.

„Wer seine unerbittliche Strenge gegen sich selbst, seine zarte Scheu vor Anerkennung und Bewunderung beobachtet hatte," sagt sein Biograph, „erkannte ihre sozusagen sichtbare Belohnung in dem magischen Einfluß, den er ihm selbst unbewußt auf jedes menschliche Wesen übte, mit welchem er in Berührung kam, Kinder, Dienstboten, Dorfbewohner eingeschlossen. . . Seine hochgespannte Furcht, ein Geistlicher in dem Sinn der Abgesondertheit von den allgemein menschlichen Interessen zu sein, anstatt umso mehr als Mensch zu Menschen zu reden, machte ihn bei amtlichen Besuchen sehr scheu. Erst mit der Zeit oder bei Krankheiten wurde er ein begehrter Gast. Es ist sehr merkwürdig, wie viele mir betheuern, welchen Trost er ihnen gewährt, mehr noch durch seine Anwesenheit mit der Wärme seines Mitgefühls, als durch bestimmte Aeußerungen." Wenn Dienstboten und die von ihm besuchten Armen ihn oft „bildschön" nannten, so beschreibt Kingsley diese instinctiv also bezeichnete Schönheit mit den Worten: „Die vollendet schönste Menschenseele, der auf dieser Erde zu begegnen Gott in seiner großen Gnade mir unverdientermaßen gestattete; der Mann, dessen Angesicht unter allen die ich je gesehen, mir am meisten Johannes, den Apostel der Liebe darzustellen schien. Wohl erinnere ich mich, daß wir Leonardo's Abendmahl mit einander betrachteten, und er fast entrüstet die mädchenhafte Sentimentalität tadelte, welche der Künstler, wie so oft die Italiener, dem Jünger verliehen. Ich fragte: Warum? Und er antwortete: Warum? War Johannes nicht der Apostel der Liebe? Und meinen Sie nicht, daß in solcher Welt voll Haß und Jammer er mehr Falten und Furchen auf Stirn und Wange gehabt habt als irgend einer der anderen

Apostel? Da blickte ich auf die Furchen dieses seines zarten und so edlen Antlitzes und wußte, daß er die Wahrheit rede, von Johannes und von sich selbst, und wußte auch von Stund an besser als vorher, was es auf sich hat mit dem Tragen unserer Krankheit und dem Aufsichnehmen unserer Schmerzen."

M. L.

Verein gegen Bettelei in Bremen.

Der Verein sieht nach dem fünften Bericht seines Vorstandes jetzt auf eine sechsjährige Thätigkeit zurück. „Seine Gründung (Winter 1879/80) fiel in eine Zeit, in welcher die Hausbettelei eine ungewöhnliche Ausdehnung erlangt hatte und man allerorten die Nothwendigkeit erkannte, die damit für die Bittenden und die Gebenden, sowie für die öffentliche Ordnung verbundenen Schäden zu bekämpfen. Auch hier fand der ebenso praktische wie humane Gedanke rasch Anklang, daß es den berechtigten Interessen der wandernden Bedürftigen und der Unterstützenden gleichmäßig entspreche, einerseits der lästigen, unwürdigen, zu Arbeitsscheu und ungeordnetem Leben führenden Bettelei an den Hausthüren ein Ende zu machen, andererseits aber die Unterstützungen durch freiwillige Vereinigung zu regeln und allen Bedürftigen in den leichtesten Formen und in ausreichendem Maße zu gewähren. Der erste Aufruf und die Thätigkeit des Gründungscomites führten dem Vereine rasch eine große Zahl von Mitgliedern zu, so daß bald die den Anforderungen genügenden Einnahmen gesichert waren und die Hoffnung berechtigt erschien, es werde in nicht ferner Zeit gelingen, die große Mehrheit der Bewohner Bremens und seiner Vororte für unseren Verein zu gewinnen und alle diejenigen Bedürftigen, welche nicht Bettler und Vagabonden von Profession sind, zu veranlassen, ihre Bemühungen an den Hausthüren einzustellen. Leider hat aber die weitere Entwickelung dem vielverheißenden Anfange nicht entsprochen. Die zum Theil wenigstens durch die Wirksamkeit unsres Vereins herbeigeführte Abnahme der Bettelei hat das Uebel weniger empfinden lassen. Vor allem aber steht uns die seit unvordenklichen Zeiten eingewurzelte, dem wohlthätigen Sinne eine billige Befriedigung gewährende Gewohnheit des Gebens entgegen, von welcher viele unserer Mitbürger und noch mehr unserer Mitbürgerinnen abzulassen sich nicht entschließen können. Während man in großen Theilen Deutschlands durch Erhebung einer Steuer für die armen Reisenden rasch dem freiwilligen Geben ein Ende gemacht hat, bleiben wir darauf angewiesen, allmählich die Einsicht von der Verkehrtheit des planlosen Gebens an unbekannte Bettler zu verbreiten, und müssen daher mit langsamen Fortschritten zufrieden sein. Ein voller Erfolg wird erst erzielt sein, wenn das Betteln sich in unserer Stadt nicht mehr lohnt und deshalb — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — unterbleibt. Gegenwärtig wird durch diejenigen welche den Bettlern noch geben, das Gute was unser Verein wirken will und schon jetzt wirken könnte, zum großen Theile verhindert. Es ist außer Zweifel, daß von 100 Bettlern mindestens 90 die Anweisung unseres Vereins auf ausreichende Unterstützung mit Obdach und Speise bereits in der Tasche haben oder sich nach Beendigung ihres Bettelganges holen, und daß die übrigen solche sind, die überhaupt keine Wohlthat verdienen, daß daher regelmäßig das Erbettelte zu unnützen Ausgaben, meistens wohl für Schnaps verwandt wird. Auch ist die Annahme eine irrige, daß die armen Reisenden das was sie über das Bedürfnis ihres hiesigen Aufenthalts hinaus hier erhalten, für ihre weitere Wanderung sparen würden, da sie dazu bei der fast überall eingerichteten Fürsorge für sie keine Veranlassung haben, auch die Neigung das ohne Arbeit Erworbene leicht wieder auszugeben, und die Gesellschaft in den Herbergen das erbettelte Geld rasch wieder aus den Taschen locken. Diejenigen welche mit ihren kleinen Gaben ein gutes Werk zu verrichten meinen, geben sich daher einer argen Täuschung hin. Ueberdies muß daran festgehalten werden, daß unsere Pflicht des Wohlthuns den Wandernden gegenüber sich auf die Fürsorge während ihres hiesigen Aufenthalts beschränkt, der nicht länger ausgedehnt werden sollte als nöthig ist, um auszuruhen und festzustellen, daß Arbeit hier nicht zu erlangen ist. Es würde schon einen großen Fortschritt bedeuten, wenn diejenigen welche die Pflichten unseres Vereins noch nicht übernehmen wollen, sich wenigstens streng darauf beschränkten, den Ansprechenden nur sofort im Hause zu verzehrende Speisen zu verabreichen, da schon damit die Bettelei für die meisten ihren Reiz verlieren und bedeutend abnehmen würde.

Wir bitten alle, welche die Hausbettelei noch durch Gaben unterstützen, eindringlich, diese Bemerkungen zu prüfen, und, sofern sie sich von ihrer Berechtigung überzeugen müssen, sich unserem Verein als Mitglieder anzuschließen. Der letzte Winter, welcher uns eine ungewöhnlich große Zahl von Arbeitsuchenden und Bettelnden zugeführt hat, dürfte wieder deutlich gezeigt haben, daß nur durch allgemeine Befolgung der Grundsätze unseres Vereins dauernd dem Uebel zu steuern und eine gerechte Unterstützung aller Bedürftigen zu erreichen ist.

Ueber die Thätigkeit des Vereins während der Jahre 1884 und 1885 geben folgende Zahlen Auskunft. Es haben die Unterstützung in Anspruch genommen 1884: 10 825, 1885: 10 255 Personen, welche sich auf die einzelnen Monate vertheilen wie folgt:

	1884	1885
Januar	847	935
Februar	1071	1038
März	1014	862
April	787	800
Mai	1118	804
Juni	845	750
Juli	870	773
August	800	758
September	781	561
October	841	771
November	806	893
December	1045	1310

Davon wurden abgewiesen 1884: 170, 1885: 180 Personen, dagegen zwei- und mehrmals unterstützt 1884: 667, 1885: 604.

Nach ihrer Beschäftigung waren von den Unterstützten:

	1884	1885
Arbeiter	1253	1453
Bäcker und Conditoren	175	115
Barbiere und Frisöre	43	57
Bierbrauer	136	128
Böttcher	143	126
Brantweinbrenner	1	—
Buchbinder	201	158
Buchdrucker	416	32
Bürstenmacher	—	17
Cigarrenmacher	176	154
Dach- und Schieferdecker	54	51
Drechsler	66	52
Eisendreher	73	76
Färber	74	54
Feilenhauer	19	22
Former und Töpfer	262	271
Gärtner	215	165
Gelbgießer	53	49
Gerber	117	102
Glaser	30	11
Goldschmiede	46	41
Gravöre	8	2
Hutmacher	48	62
Kaufleute	247	245
Kellner	164	155
Klempner	346	280
Korbmacher	15	15
Kürschner und Handschuhmacher	104	86
Kupferschmiede	75	152
Lithographen und Steindrucker	68	57
Maler	205	275
Maurer	272	270
Müller	189	147
Sattler und Tapezier	366	379
Seiler	83	103
Schlachter	1016	1019
Schlosser	781	969

	1884	1885
Schmiede	505	533
Schneider	307	339
Schuhmacher	692	605
Stellmacher	118	136
Tischler	535	368
Uhrmacher	33	44
Vergolder	—	20
Weber und Tuchmacher	128	139
Zimmerleute	267	203
Verschiedene	700	401

Hierzu ist zu bemerken, daß mehrere hiesige Innungen und andere Verbände ihre Berufsgenossen theilweise selbst unterstützten.

Unterstützt sind mit

	1884	1885
Nachtlager und Frühstück	13 082	11 758
Mittagessen	5 016	3 937
Abendessen	12 648	11 097

Die Fürsorge für diejenigen Obdachlosen welche sich erst in den späten Abendstunden und während der Nachtzeit bei bei der Polizei melden und welche früher meistens in polizeilichen Gewahrsam geriethen, hat unser Verein, wie erinnerlich sein wird, im Februar 1884 übernommen. Auch diese Einrichtung hat einem wirklichen Bedürfnis entsprochen. Seit genügend bekannt geworden, daß die Polizei dem getroffenen und in unserem letzten Berichte mitgetheilten Abkommen gemäß nur eine Wohlthat des Vereins vermittelt, indem sie die Obdachlosen für unsere Rechnung in Wirthschaften unterbringt, suchen manche hierum nach, die den Polizeigewahrsam scheuten und lieber im Freien oder irgend einem Unterschlupf nächtigten. Andererseits hat sich gezeigt, daß für die hier vorkommenden Obdachlosen unsere Einrichtung genügt und für Errichtung eines eigentlichen Asyls für Obdachlose ausreichendes Bedürfnis nicht vorhanden ist. Es sind durch Vermittelung der Polizei von uns mit Obdach für die Nacht und Frühstück unterstützt 1884: 579, 1885: 873 Personen beiderlei Geschlechts.

Von Interesse wird noch folgende Uebersicht sein:

		1880	1881	1882	1883	1884	1885
Einnahmen an Mitgliederbeiträgen	ℳ	13 268	12 796	12 024	11 256	10 480	10 377
Ausgaben für Unterstützungen	ℳ	9 405	10 111	9 376	9 961	9 768	8 479
Zahl der Ansprechenden		13 386	13 113	11 405	10 320	10 825	10 255

Wir schließen mit der Bitte an alle unsere Mitglieder, uns in unseren Bemühungen um Gewinnung neuer Mitglieder zu unterstützen. Wenn nur jedes unserer Mitglieder einen Nachbar oder Bekannten zum Eintritt willig machte, würden wir unserem Ziele bedeutend näher gerückt sein. Die Festsetzung des Jahresbeitrags ist bekanntlich ganz dem Ermessen des Eintretenden überlassen, und unsere Finanzlage nöthigt uns nicht, auf hohe Beiträge hinzuwirken."

Bitte um guten Rath.

Dieses Blatt ist dem Gemeindienst gewidmet. Darf man im Interesse einer einzelnen Person oder einer einzelnen Familie einmal bittend vor seinen Leserkreis treten? Es handelt sich nur um einen guten Rath. Freilich guter Rath ist theuer; aber die Leser d. Bl. sind gewohnt, oft um Rath gefragt zu werden, und gern um Gottes Willen zu rathen und zu helfen. Und dann — vielleicht ist es doch die Sache Vieler, welche der Schreiber dieser Zeilen zunächst um Eines Willen führt.

Der einzige Sohn eines geistig hochbegabten Mannes, Rechtsgelehrten und Professors, wuchs unter den Augen einer treuen, sorgenden Mutter fröhlich — nein fröhlich kann ich schon nicht sagen, denn ohne Gespielen und ohne das Bedürfnis nach solchen —, aber gesund, körperlich und geistig wohl ausgestattet, auf, zur Freude und zum Trost dieser Mutter, welche ihren anderen Sohn, den Erstgeborenen, einen frischen, blühenden Knaben, früh verloren hatte. Der Mutter mochte es kaum absonderlich erschienen sein, daß der Knabe zwar sonst normal, aber in sich abgeschlossen war; denn sie ist selbst eine in sich abgeschlossene, zu wenig von der Außenwelt begehrende und ihr zu wenig von ihrem Selbst darbietende Natur. Der Knabe lernte gut, aber er spielte fast nicht; er hatte keinen Freund, keine kindlichen Arten und Unarten. Beim Beginn der Entwicklungsperiode wurde er immer mehr unverständlich für die unbefangene Umgebung. Allmählich wollte es auch mit dem Lernen nicht mehr gehen; es fing an zu fehlen an der Gedanken-Sammlung; das Gedächtnis arbeitete weiter; auch das Urtheil war nicht schwach; an Einsicht gebrach es nicht; aber die Schaffenskraft wollte nicht erwachen — im Körper so wenig wie im Geiste. Ich glaube, die Schwäche saß nicht im Verstande, sondern im Willen. Jetzt begannen die Sorgen der Eltern, der Mutter vor allem. Der hochaufgeschossene junge Mensch konnte kaum des Morgens aus dem Schlafe erweckt werden; beim Ankleiden hätte er Stunden vergeudet, wenn die Mutter nicht dabei gestanden; mechanisch ging er, von der Mutter getrieben, zur Schule, mechanisch fand er den Weg zurück, immer einsam, ohne Freunde; mechanisch, aber immer langsamer, erledigte er seine Schularbeiten; schließlich blieb nur Zeit zur Schule, zu den Mahlzeiten, zu den Schularbeiten, zum Schlaf. So gelangte der junge Mensch, ein Sonderling, immer unverständlicher für die Außenwelt, bis zur Obersecunda seines Gymnasiums. Da erklärten die befragten Aerzte, hervorragende Vertreter ihres Faches, daß weiteres Lernen unmöglich sei; der junge Mensch müsse so schnell als möglich einem Berufe zugeführt werden, der ihn möglichst wenig ans Zimmer fessele und zu strenger geistiger Arbeit nöthige; er sei kräftig von Körper, alle lebenswichtigen Organe seien gesund; aber er sei in außerordentlichem Grade nervös.

Inzwischen war der Vater gestorben. Er hatte nie verstanden, seine hohen Gaben auszumünzen; seine hervorragende Lehrthätigkeit, seine ausgezeichneten Schriften hatten ihm Ehre, Ansehen und Anerkennung, aber sehr wenig von anderen irdischen Gütern eingetragen. Die Witwe sah sich angewiesen auf eine kleine Pension und auf den Abwurf eines kleinen Vermögens. Sie könnte davon ihren und ihrer trefflichen Tochter Unterhalt, namentlich wenn diese selbst noch ihre gute Bildung und ihre Talente zu verwerthen passende Gelegenheit findet, recht wohl bestreiten — aber der Sohn? Er hat das zwanzigste Lebensjahr erfüllt; er ist nichts, und er kann nichts, was man ihn nicht etwa unter steter Aufsicht zu thun heißt und thun läßt; er hat keine Spur von mechanischer Fertigkeit; er hat keinen Trieb; er hat keine Leidenschaften, weder gute, noch schlimme; er ist nicht unintelligent: er weiß das meiste von dem, was er gelernt hat; aber er weiß damit nichts anzufangen. Er kann nicht bei der Mutter bleiben — ohne jede Beschäftigung; er kann nicht eine Stellung annehmen; auf sich selbst angewiesen, würde er kaum wissen, wann er beginnen, wann aufhören müßte zu arbeiten, wann Essenszeit sei, wie man sich kleiden müsse u. s. w. — „Er muß in eine Anstalt." Ja wo ist die Anstalt? Es gibt Anstalten für Geisteskranke, für Verwahrloste, für Epileptische; es gibt auch Anstalten für bloß Nervöse, aber diese sind theuer, 3—4000 ℳ im Jahre, und das kann eine Witwe nicht ausgeben, die alles in allem kaum so viel einnimmt. Wer weiß einen guten Rath? Es handelt sich nicht um kostenfreie Unterkunft; etwa 5—600 ℳ würden schon aufgebracht werden, wenn's Noth thut auch etwas mehr; es kommt nicht darauf an, daß der junge Mann fortlebe in Verhältnissen wie er sie bisher gewohnt war; aber es kommt darauf an, daß er in strenger, aber liebevoller Pflege und Gemeinschaft gewöhnt werde an irgend eine regelmäßige, seinem Können entsprechende Thätigkeit; es kommt darauf an, daß versucht werde, ihn noch zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, und daß er, wenn dieser Versuch an seinem Können und Wollen scheitern sollte, wenigstens möglichst viel im Freien beschäftigt werde, meinetwegen ohne daß diese Beschäftigung irgend jemand als ihm selbst sonderlichen Nutzen bringt.

Wer weiß einen guten Rath? Die Redaction des „Nordwest" wird ihn gewiß gern für mich annehmen und an mich weitergeben.

— — -- s.

Allerlei Gemeinnütziges.

Aus Krems an der Donau sendet man uns einen Deutschen Schulvereins-Kalender für 1886 zu, dessen Aufsätze einen frischen und freudigen national-deutschen Geist athmen. Doch bedürfte es zu weiterer Verbreitung und Befestigung desselben wohl kaum der Ausfälle auf die deutsch-freisinnige Partei in Deutschland, und wie sich mit solchem patriotischem Idealismus innerlich die Fülle eingerückter Schwindel-Heilmittel-Anzeigen verträgt, ist uns hier ein völliges Räthsel.

Berichtigung.

Im Bücher-Verzeichnis II (Beste Bücher, Nr. 23, II B 48) muß es heißen: Johnstone, Chemische Bilder aus dem Alltagsleben; im B.-V. VII (Nr. 28) Keßler, Heim's Leben.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 30. Sonntag, 25. Juli. 1886.

Norderney's Noth.

Das Urvolk Neuseelands, die tapferen, ritterlichen und wahrheitliebenden Maoris versehen nach der Niederlage im Kriege gegen die Engländer in einer ihrer Ansiedelungen jetzt — wie der Geschichtschreiber Froude in seinem anziehenden und gehaltvollen colonialpolitischen Reisebuch „Oceana" erzählt — den Dienst von Fremdenführern zu den berühmten weißen und rothen Wasserfallbänken, welche (mit Zulassung der englischen Colonialbehörden) ohne ihre Vermittlung unzugänglich sind. Die Gebühr ist hoch, wie die australischen Preise überhaupt; der Häuptling der Gegend zieht sie ein, und gibt davon dann regelmäßig ein Fest, bei welchem seine ganze Untergebenschaft sich über die Maßen in Schnaps betrinkt. Der Schnaps aber richtet die Maoris wie soviele andere sogenannte Naturvölker eilends zugrunde.

Ein ähnlicher Vorgang, wenn auch dem Grade nach natürlich milder und weniger mörderisch, vollzieht sich mitten in Europa auf nicht wenigen der Puncte, wo Naturreize zu gewissen Zeiten des Jahres eine größere Zahl bemittelter, höhergebildeter und reichlichlebender Leute versammeln. Da füllen sich rasch die Taschen der Ortsbevölkerung, deren einfacherer Sinn aber für eine nützliche Anlage des plötzlich zufließenden Geldes und für edlen, stärkenden Genuß vermehrter Mittel noch nicht geschaffen ist.

Besonders deutlich sehen wir diesen Vorgang auf der Insel Norderney, wo der Schnaps obendrein dieselbe traurige Rolle spielt wie bei den die Fremdenführer machenden braunen Eingeborenen Neuseelands.

Die Bevölkerung der ostfriesischen Inseln verdient von Haus aus alles Lob. Aber das rasch und unverdient über sie hereinbrechende Glück des Fremden-Zustroms ist ihr vorläufig zum Unheil ausgeschlagen; was in Norderney schon zu Tage liegt, droht aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Nachbar-Eilanden ebenfalls. Ostfriesland ist lange keine der trunksuchtfreisten Gegenden des nördlichen Deutschland, der schwärzeste Fleck aber ist, wie Kenner des dortigen Volkslebens versichern, das sonst so schöne, von stärkender Seeluft beständig umspülte Norderney. Es war früher — und könnte ohne das Gift Alkohol heute noch sein — die Heimat urgesunder Menschen; Tausende, die vom Festland hinüberfahren, holen sich alljährlich von dort neue Lebensfrische; Hunderte von skrofelkranken Kinder werden jetzt dort ihre Anlage zu lebenverkürzender Schwindsucht, darf man glauben, glücklich los. Muß denn da nun für ein unabwendbares Verhängnis angesehen werden, was die Eingeborenen befällt?

Suchen wir uns ihre Noth und Gefahr zu vergegenwärtigen!

Die Sommergäste sind für sie zwar die Quelle ungewohnt hoher Einnahmen, aber zugleich, wie heute noch die Dinge liegen, kein günstiges Vorbild. Sie sehen im Durchschnitt weder krank noch gebrechlich aus; was sie plagt, merkt der Inselbewohner ihnen kaum an, und was sie hinter sich haben an aufreibenden Mühen und Sorgen, kennt er nicht. Dagegen gewahrt er, wie sie herrlich und in Freuden leben, mit dem geschärften Hunger des Aufenthalts in zehrender Seeluft reichlich speisen und auch nicht ganz wenig an geistigem Getränk dazuschütten. Wie sollte ihn das nicht auf seine Art zur Nachahmung reizen?

Die Sache wäre nicht so gefährlich, wenn eine regelmäßige ernste Beschäftigung die Männer gleichwie die Frauen ständig in gutem Gang erhielte. Aber die Pausen der Erwerbsarbeit sind häufig und groß. Schon während die Insel voll von Fremden ist, treiben die meisten Männer doch nur eine Art geschäftigen Müßigganges. Sie gehen dann, wie es scheint, nicht einmal mehr Sonntags zur Kirche, die sie sonst leidlich allgemein besuchen. Im Winterhalbjahr segeln sie zur Angelfischerei hinaus: die Frauen müssen vorher im Watt nach den Würmern graben, die den Schellfisch ködern sollen, werden dabei gewöhnlich naß und kalt, und wissen nachher zur Erwärmung sich nichts besseres als Likör oder Schnaps; die Männer nehmen nichts anderes zur Stärkung unterwegs mit, trinken hinterdrein viel Schnaps, wenn sie gut gefangen und preiswürdig verkauft haben, und sitzen lange zechend zusammen während der ersten rauhen Monate des Jahres, wo es beim Mangel einer sicheren Zuflucht für ihre wenig seefähigen Schaluppen mit dem Fischfang nichts rechtes mehr ist.

Hier gölte es einzusetzen.

An gelegener Stelle sollte eine Kaffee-Schenke stehen, in der die Frauen welche vom Watt, die Männer welche aus See heimkehren, sich ohne schlimme Folgen rasch innerlich erwärmen könnten. Vor allem aber würde für stete Beschäftigung zu sorgen sein. Gute Bücher und Schriften helfen über manche Winterstunde hinweg; über noch mehrere eine passende Handwerks-

arbeit, wenn das Geschick dazu ordentlich erworben wird. Vieles von dem was durch die Inselgäste im Hochsommer am Strande gebraucht oder bei der Abreise mitgenommen wird, ließe sich auf der Insel selbst herstellen, grade wie man dort die massenhaft und fast über das Bedürfnis hinaus angebotenen prächtigen Rosen zieht. Blumen- und Gemüse-Bau der Dünengärten müssen ihre Ergänzung in Holz- und Papp-Werkstätten finden.

Das sind nur lose Andeutungen, von denen aber zu hoffen steht, daß sie fortan einflußreiche tüchtige Männer auf der Insel wie auf dem gegenüberliegenden Festland ernstlich und fortdauernd gemeinsam beschäftigen werden. Der Fall der Insel Norderney ist ausgezeichnet geeignet, die Heilbarkeit der Trunksucht als einer Volkskrankheit darzuthun. An willigen Aerzten oder Heilgehilfen kann es ihr am allerwenigsten fehlen. Wird nicht Jeder, der dort seine Gesundheit befestigt und aufgefrischt hat, zu solchem Werke gern mithelfen, wenn ihm dazu Veranlassung und Möglichkeit gewährt wird von Denen, die sich der nächsten Verantwortlichkeit bewußt sind? A. L.

Mein letztes Reiseabenteuer.

Von

J. von Unger.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Ich warf mich aufs Bett, aber trotz des zehnstündigen Marsches konnte ich keinen Schlaf finden; viel zu sehr regte mich das auf, was mir bevorstand. Endlich war ich eingeschlummert. Plötzlich weckte mich ein furchtbarer Donnerschlag; durch das offene Fenster tönte das Rauschen des herabströmenden Regens, und bald folgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Leider bin ich seit jener Schreckensnacht in Berchtesgaden etwas gewitterscheu; wohl eine halbe Stunde lag ich mit offenen Augen da. Dann zog das Wetter weiter, und ich fiel in tiefen Schlaf. Aber schon vor fünf schlich ich aus dem unverschlossenen Hause, als oben das Morgenlicht die hohen Zacken des Scheinberges zu röthen begann. Wie der Wald nach dem Regen der Nacht glänzte und duftete, das ist mit Worten gar nicht auszusagen.

Bald stand ich wiederum am Parkthor. Nochmals maß ich die Höhe desselben — nein, hier war ein Eindringen unmöglich. Also weiter am Parkstaket entlang im Walde. Hier ist ja der Weg, zwar schmal, aber ganz betreten — nur zu! — O weh! kaum hundert Schritt, da windet er sich über ein Rinnsal und rechts ab in den Wald. Ueber den Bach war ich auf schlüpfrigem Baumstamm glücklich hinübergeklettert; es galt nun sich wiederum dem Staket zu nähern. Dies gelang; aber nicht ohne daß mir in dem sumpfigen Wiesengrunde das Wasser von oben in die Alpenschuhe lief. Was schadet es! morgen werfe ich sie doch weg — nur weiter! — Ja das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht gethan; denn nun beginnt dichtes Unterholz; es trieft vom Gewitterregen; im Umsehen dringt mir die Näße durch Rock und Hose bis auf die Haut. Hindurch! hindurch! — Wieder ein Bach — ich springe — der Stock versinkt in dem moorigen Boden — bautz! da liege ich längelangs, und mein Hut fliegt weit weg. Jetzt ist es mir ganz gleich — nasser kann ich nicht werden. — — Aha! hier beginnt steiler Abhang. Wie soll ich auf dem schlüpfrigen Lehmboden da hinanklimmen? Es muß gehen! Ich greife mit beiden Händen in die Zweige der Gebüsche — ich balancire, um nicht wieder hinabzurutschen — ich gleite dennoch bei jedem Tritte — aber ich dringe allmählich höher. Freilich rinnt mir nach wenig Augenblicken der Schweiß stromweis über die Stirn — was thut das? Heute noch einmal tüchtig geschwitzt — morgen spüle ich im klaren Alpsee alles ab, und habe Ruhe. —

Gottlob, es wird wieder eben, und wahrhaftig, dort macht das Staket eine scharfe Wendung — ich habe den oberen Rand des Parkes erreicht — wer hätte auch gedacht, daß er sich so hoch an den Berg hinanzieht! Schon weit über eine halbe Stunde arbeite ich mich an ihm entlang — Herr D. wird ungeduldig werden, vielleicht gar fortgehen. Aber gewiß bin ich jetzt nahe an der verheißenen Pforte — und siehe da, eine Telegraphenleitung. — —

Nein, jetzt wird es unmöglich! Dieser Urwald von wilden Himbeeren ist geradezu undurchdringlich! — Es gilt einen letzten Versuch! Lockt mich nicht, ihr rothen Früchte voll köstlichen Wohlgeschmackes! — mich dürstet furchtbar — aber ich habe nicht Zeit euch zu pflücken — ich muß hindurch mit List und mit Gewalt! — Ich biete die letzte Kraft auf, ich stemme mich gegen das Rankengeflecht; weniger dicht bewachsene Stellen erleichtern mir zuweilen das Durchbrechen — dann wieder stachliges, schier unüberwindliches Dickicht. —

Jetzt kann ich nicht mehr! Längst ist es sechs Uhr vorbei — ich gebe den ungleichen Kampf auf, schmählich besiegt — ich, der ich mich noch gestern Abend so zuversichtlich vermessen hatte. Eine Viertelstunde Ruhe auf diesem Baumstamm — ich bin zu erschöpft, um auch nur den Rückweg antreten zu können! —

Horch! der Schlag eines Beiles! Es sind also Menschen nicht weit; die pflegen zu ihrer Arbeit auf Wegen zu gehen, nicht durch das Dickicht — also dorthin! — Und was scheint dort durch die Tannen? Ein Haus aus Baumstämmen — das Gasbereitungshaus! Ein geebneter Platz — in der Nähe zwei Arbeiter — und hier, wahrhaftig, die Parkpforte! Sie steht offen — rasch hinein! Ich stehe auf dem schönsten Kieswege — vor mir dehnt sich der Park ins Weite. Alles ist still — und sieh, da kommt Herr D. mir entgegen!

Um Gotteswillen, Herr Major, wie sehen Sie aus!

Ja, lieber Herr D., Sie hatten mir von einem Wege außen am Park entlang vorgefabelt; den Weg habe ich nicht gefunden, nur Sümpfe, Löcher und Urwald. Sie müssen mich nun schon nehmen wie ich bin.

Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben Sie zu sehen, Herr Major; freilich konnte ich nicht voraussehen, daß ein solcher Gewitterguß kommen und alles ungangbar machen würde. Sie haben ja keinen trocknen Faden am Leibe.

Schadet nichts! — ich komme aus der Wasserheilanstalt — Wasser ist jetzt mein Element.

Nun, wenn Sie sich nicht davor scheuen eine Stunde so zu bleiben, dann folgen Sie mir; aber rasch, damit uns Niemand sieht.

Eilig schritt er auf ein dunkles Tannendickicht zu. Plötzlich standen wir vor einer Felswand, von der ein üppiges Geranke exotischer Schlingpflanzen herabhing. Herr D. drückte auf einen schwarzen Stein; siehe da — ein großes Felsstück bewegte sich lautlos in seinen Angeln; ein Eingang öffnete sich; wir traten durch eine Grotte in einen unterirdischen Gang, welcher auf eine mir völlig unerklärliche Weise geheimnisvoll und doch so hell beleuchtet war, daß ich die Felswände zu beiden Seiten deutlich erkennen konnte. Wunderbar gewunden und unregelmäßig waren sie; offenbar hatte die Menschenhand der Natur nachgeholfen und hier und da den engen Spalt erweitert. Aber man konnte aufrecht darin gehen; trotz des hier und da an den Wänden herabrinnenden Wassers war der sorgfältig geebnete Boden völlig trocken, und je weiter wir fortschritten, desto größer und höher wurde der Raum. Nun sah ich auch, woher das Licht kam. In Vertiefungen waren Reihen von kleinen Gasflammen angebracht, sorgfältig so berechnet, daß sie ihren Schein auf allerhand phantastische Felsbildungen warfen und so die Höhle bedeutender und abwechselungsreicher erscheinen ließen, als sie vielleicht in Wirklichkeit war. Weit über hundert Schritte erstreckte sich dieser unter-

irdische Gang; zuletzt wurde er eng und niedrig. Wie schade, daß wir schon am Ende sind, dachte ich.

Jetzt achten Sie auf, sprach Herr D. Wiederum drehte sich ein Felsstück in den Angeln — und plötzlich stand ich geblendet und staunend da, denn vor mir lag eine domartige Wölbung von völlig unregelmäßiger Form und von gewaltiger Höhe. Hier und da strebten riesige Pfeiler aufwärts, oben und unten weit ausladend; es waren Tropfsteinbildungen von phantastischem Wuchs, zum Theil noch im Werden begriffen, und in feuchtem Glanze schimmernd. Völlig vielgestaltig war dadurch die Grotte, mit zahllosen Winkeln, Durchsichten und kleinen Nebenhöhlen, und schier endlos sah man sie sich in den Berg hinein dehnen. Kühne Felsmassen sprangen an einzelnen Stellen vor, willkürlich auslaufend, überwuchert von der wunderbarsten Vegetation an Seerosen, Schilf und anderen Wasserpflanzen. Auf dem goldsandigen Kies des Bodens lagen große fremdartige Muscheln, und das Ganze strahlte in dem wunderbar weißgrauen Lichte, welches die Leuchtfliegen ziert, so hell, so zart, so edel und poetisch, daß ich wortlos dastand.

Wo bin ich? — fragte ich endlich leise meinem Begleiter, der mich an der Hand hielt.

Gleich werden Sie es sehen.

Wir traten einige Schritte vorwärts — da lag vor uns ein kleiner See, dessen durchsichtige Wellen das weißgraue Licht wunderbar wiederspiegelten. Auf ihnen wiegte sich ein herrlicher Kahn, eine vergoldete Muschel, vorn mit einem bogenspannenden Amor geziert. Von links her lief ein schroffer Fels in den See hinaus; er bildete oben eine kleine Platte, umwuchert von Schilf und Calladien; zwischen diesen ragte eine Masse von Bergkrystall empor, aus vielen sechseckigen Cylindern bestehend, und von Innen heraus ein diamantfunkelndes Licht verbreitend. Zur Rechten öffnete sich ein hoher Bogen — dann führte es weiter in die Bergestiefe — ein zweiter Dom lag dort, ebenso groß, ebenso plastisch, ebenso hell. Den Hintergrund des Sees schloß eine steile Felswand ab.

Versuchen Sie nicht durch jenen Bogen weiter zu gehen, sprach Herr D., als ich mich dorthin wendete.

Und weshalb nicht?

Nun meinetwegen, so versuchen Sie es.

Ich klomm den unebenen Abhang hinan — aber plötzlich prallte ich zurück. Denn in dem Bogen trat mir ein grauer, verwildert aussehender Mann entgegen — vielleicht der Berggeist — und betrachtete mich mit drohenden Blicken.

Herr D. lachte laut auf — plötzlich stimmte ich ein, denn ich erkannte einen meiner ältesten Bekannten — mich selbst; ich stand vor nichts anderem als einem riesigen Spiegel, welcher hier die Höhle abschloß.

Kommen Sie wieder her zu mir, sprach Herr D. Er führte mich zu einer wunderbaren Grotte von Korallen; darin stand ein aus Korallenzweigen geformtes Ruhebett, ein kostbares Löwenfell lag darauf. Nun setzen Sie Sich, und betrachten Sie alles mit Muße.

Wundervoll! wundervoll! Aber sagen Sie mir endlich, Herr D. wo bin ich?

Nun, wo anders als im Venusberge?

Im Venusberge?

Ja, sehen Sie nur hin!

Und plötzlich begannen auf dem See leise Nebel zu wallen und sich zu heben; die Felswand dahinter belebte sich — anfangs undeutlich, zuletzt im magischen und doch deutlichsten Lichte lag der Hintergrund der Grotte vor mir. Und was erblickte ich dort! Auf einem Ruhebette in der Mitte, halb hingestreckt halb sitzend, lehnte Frau Venus, ein gewaltiges edles Götterbild. In ihrem Schoße ruhte das Haupt des schlafenden Tannhäusers — daneben auf dem Boden lag die goldene Harfe. Düster blickte die Göttin auf die schönen Paare hinaus, welche vor ihr ihr Wesen trieben; die Liebesscene hinter ihr bemerkte sie nicht — sie ahnte was in Tannhäuser's Seele vorging. Alle Gestalten schienen das Maß der menschlichen Größe zu überragen. Ja, das war wirklich das Innere des Hörselberges, in jedem Augenblicke konnte Frau Hulda hinaustreten zu den sterblichen Menschen, und alles mußte sich vor ihrer Schönheit zu Boden werfen. So lebensvoll, so plastisch erschien das große Bild, daß ich im ersten Augenblicke zweifelhaft war, ob ich wirkliche Gestalten vor mir hatte oder nur ein Gemälde. Und um die Täuschung des Wirklichen und zugleich des völlig Märchenhaften vollständig zu machen, begann in diesem Augenblicke ein Wasserfall hoch von der Felswand hinabzubrausen und sich schäumend in den See zu stürzen, das weiße Licht der Grotte tausendfach wiederspiegelnd.

Ich war überwältigt. — Ja, das ist der Venusberg! rief ich, und um dieses Augenblickes willen sei Wagner alles verziehen, was er wider den heiligen Geist der Kunst gesündigt hat. Aber jetzt lassen Sie mich lange, lange ungestört hier sitzen — mein Auge begehrt zu schauen!

So lange Sie wollen — denn Sie werden es nie wieder sehen. —

Ich habe keine Ahnung, wie lange ich vor diesem völlig unbeschreiblichen Schauspiel verweilt, dem ich nichts vergleichen kann, was sonst mein Auge erschaute.

Endlich fragte ich: War Wagner jemals hier?

Nein, nie. Es hat überhaupt, seit die Grotte fertig ist, Niemand sie betreten als der König, sein Stallmeister, der Grottenaufseher, der Hofmaler Stöger, welcher die Beleuchtung zu leiten hat, — und ich.

Und ist der König oft darin?

Wenn er hier auf dem Linderhof verweilt, jede Nacht.

Was thut er hier?

Ja, das weiß ich so wenig als irgend ein anderer. Er kommt Abends um elf, und bleibt meist bis vier Uhr. Niemand erfährt, was dann vorgeht. Ein einzigesmal ist die Wirkung der Musik in der Grotte versucht worden. Dann ist nie wieder die Rede davon gewesen. Sie glauben nicht, wie schwer es ist den König zu befriedigen; er verlangt häufig das Unmögliche. Fast ein Jahr hat es gedauert, bis wir mit der Beleuchtung in Ordnung waren; oder vielmehr wir sind es noch nicht. Bei seiner letzten Anwesenheit sind wieder neue Ideen aufgetaucht, und Stöger und ich sind hier, um sie ins Werk zu richten. Wir probiren täglich und würden auch heute früh probiren, wäre Stöger nicht in Plansee geblieben. So war alles zur Beleuchtung bereit, und ich konnte Ihnen die Grotte zeigen. Ich bedauere nur Ihnen nicht auch die übrigen Beleuchtungen vorführen zu können; aber das erfordert Vorbereitungen und die Mitwirkung des ganzen Personals, und hätte nicht so völlig insgeheim vor sich gehen können, wie das was in diesem Augenblick geschieht.

In wieviel Farben können Sie denn die Grotte beleuchten?

In fünf. Die wirkungsvollste von allen ist die blaue. Sie hat uns unendliche Schwierigkeiten bereitet. Der König verlangte sie dunkler als ich wollte, und schickte zuletzt den Stallmeister Hornig direct nach Capri. Sechs Tage darauf kam dieser zurück und erklärte, meine Farbe sei noch um einen Ton zu dunkel. Darauf haben wir die ganze Grotte mit einem das Licht dämpfenden Anstrich versehen müssen; als wir dann das grüne und rothe Licht probirten, wollte dies nicht genügend mehr wirken. Es war zum Verzweifeln; mit grenzenloser Mühe brachten wir einen Ausgleich zwischen den Farben zu Stande, aber der schöne feuchte Glanz der Tropfsteine war leider dahin. Jetzt braucht der König nur auf einen bestimmten Knopf der Telegraphenleitung zu drücken, und im nächsten Augenblick ist die Grotte seiner Laune gemäß beleuchtet.

Da muß also wohl das Personal des Beleuchtungshauses die ganze Nacht auf den Beinen sein, wenn der König die Grotte besucht?

Natürlich, und der unglückliche Stöger an der Spitze. Der arme Schelm hatte sich jetzt eben verlobt, als der König hierher ging; es ist ganz unberechenbar, wann er seine Braut

wiedersehen wird. Leider kann ich auch die Maschinerie nicht in Gang setzen, mit welcher der kleine See zum Wallen gebracht wird; aber ich versichere Sie, es ist völlig zauberhaft, namentlich wenn zugleich der Mond aufgeht und auf den Wellen glitzert.

Ich sehe, es fehlt nichts, um den Zauber des Venusberges vollständig zu machen. Von wem ist das große Gemälde im Hintergrunde?

Von Häckl in München. Es ist ihm auch schwer genug geworden, ehe der König zufrieden war. Wie finden Sie das Bild?

Vortrefflich in Composition, Zeichnung und Farbe. Eins freilich ist mir sehr auffallend.

Ich kann es mir denken — nun?

Daß Frau Venus schwarze Haare hat. Wer kann sich die Wellenschaumgeborene dunkellockig denken?

Bis jetzt hat kein Maler es gekonnt. Diese Venus war auch wirklich ursprünglich blond, da hat der König plötzlich verlangt, sie solle schwarzes Haar haben, und Häckl hat, er mochte wollen oder nicht, die Farbe ändern müssen. Uebrigens hat er sich gut aus der Sache gezogen — finden Sie nicht?

Ausgezeichnet. Und ich möchte hundert gegen eins wetten, daß die Griechen sich ihre Göttin, das Urbild der Schönheit des ganzen Volkes, nicht blond, sondern dunkel von Haar gedacht haben. Auch heißt es in dem alten Liede ausdrücklich:

O Venus, liebe Fraue mein,
Ihr seid eine Teufelinne,

und grade das Dämonische der Beherrscherin des Venusberges hat der Künstler auf diese Weise unendlich viel treffender zum Ausdruck gebracht, als hätte er ihr einen goldblonden Tizianschen Kopf gegeben.

Möglich. Das Eine aber weiß ich, daß es unsäglich schwer war, das richtige Maß der Beleuchtung für das Bild zu finden. Es sollte deutlich erkennbar sein und doch die Mitte zwischen Vision und Wirklichkeit halten; die Farben sollten naturwahr sein und doch fünf verschiedene Arten von Licht ertragen können. Kurz, wenn Sie wüßten was wir alles zu überwinden gehabt haben, Sie würden staunen.

Sagen Sie mir, Herr D., wird das schöne Gemälde nicht durch die Feuchtigkeit der Grotte bald zerstört werden?

Es ist nicht feucht in der Grotte.

Aber, Herr D., in jeder Höhle ist es feucht — es dringt doch immer Wasser von oben durch die Spalten des Gesteins — woher kämen sonst die Tropfsteinbildungen?

Hahaha! lachte Herr D. — was bilden Sie Sich denn ein, Herr Major? Glauben Sie denn in einem Berge zu sein?

Nun, wo denn sonst? — wenn auch vielleicht nicht im Hörselberge.

Gott segne Sie! — eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können!

Aber, Herr D.! — —

Aber, Herr Major! Die ganze Höhle hat ja gar nicht die Natur geschaffen, sondern ich.

Sie?

Ja wohl; ich sagte Ihnen ja, daß ich Landschaftsplastiker bin.

Und da machen Sie auch Höhlen?

Natürlich, und sogar mit Vorliebe, wenn ich Gelegenheit dazu finde; freilich nicht immer solche, die dreiundsechzig Fuß Höhe haben wie diese.

O ich — — —! Und wie fangen Sie das an?

Auch das sollen Sie erfahren. Sie sagten mir gestern, daß Sie ein Braunschweiger sind; da kennen Sie gewiß Meister Howald, seine Quadriga und die Reiterstatue der beiden Herzöge?

Sehr genau, — ich habe sie entstehen sehen. Howald's Atelier stieß an meinen Garten.

Nun, ich bin ganz ähnlich so verfahren wie er. Zuerst bildete ich ein kleines Modell der Grotte. Dann wurde aus starken Eisenschienen und Stäben das Gerippe des Ganzen im großen hergestellt. Dies ist mit einem festen Gewebe aus Leinen und Draht überzogen, aus welchem hunderttausende von kleinen eisernen Häkchen hervorragen. Auf diesen Ueberzug ist dann eine Mischung von Cement und Gyps geworfen, und bevor sie hart wurde, habe ich mit dem Bildhauerspatel alles ins feine gearbeitet. Mehr als fünf Jahre habe ich darauf verwendet.

Aber Sie haben auch etwas geschaffen, was ganz einzig in seiner Art ist. Ich stehe nicht an es für das achte Weltwunder zu erklären. Sie sind ein großer Künstler, Herr D., und haben alle Ursache stolz zu sein auf Ihr Werk.

Herr D. schwieg einen Augenblick; dann sprach er mit bewegter Stimme:

Um so schlimmer für mich!

Um so schlimmer? — weshalb?

Nochmals kämpfte Herr D. mühsam seine Bewegung nieder. Dann sprach er: Ja, ich habe wohl das Recht mich einen Künstler zu nennen. Ob Calame die erhabenen Schneehäupter der Alpen mit dem Pinsel nachbildet, ob der Bildhauer die edle Menschengestalt in Marmor und Erz, ob ich die Wunder, welche die Erde in ihrem Schoße birgt — alles ist Kunst, gleichberechtigte Kunst. Ich habe mit Aufbietung aller Kraft ein Werk geschaffen, welches Sie selbst als groß und schön bezeichnen. Und nun es vollendet ist — o was kann den Künstler schwereres treffen! — nun darf Niemand es sehen — nicht einmal sprechen davon darf man! — Glauben Sie mir, diese Grotte würde meinen Ruf weit über Europa hinaustragen, die Anerkennung der ganzen gebildeten Welt würde mir zutheilwerden (und Anerkennung kann kein Künstler entbehren), ich würde große und ehrenvolle Aufträge bekommen, vielleicht würde sich sogar meine wirthschaftliche Lage sehr günstig gestalten, — auf das alles muß ich verzichten. Fünf kostbare Jahre habe ich verloren durch die unbegreifliche Laune eines Königs, der vielleicht nicht einmal eine Ahnung davon hat, welche furchtbare Härte er gegen mich übt, denn er ist von Natur edel und gut. Freilich, was gilt einem König ein geopfertes Menschenleben!

Ich war tief erschüttert. Lieber Herr D., rief ich nach einer Pause, sprechen Sie nicht so! Sie haben das Bewußtsein etwas höchst bedeutendes geleistet zu haben; Sie haben bei der Erbauung dieser Grotte Vertrauen zu Ihrer Kraft und unschätzbare Erfahrung gewonnen. Es wird sich Ihnen ein weites Feld für die Entfaltung Ihres Genius öffnen, — Sie selbst werden erleben, daß Ihr Werk von der Mitwelt angestaunt wird.

Gott gebe es! sprach Herr D. Das Eine aber weiß ich, daß mir seit langer Zeit nichts so wohl gethan hat als die warme und rückhaltlose Anerkennung, welche Sie mir zollen. Ich habe furchtbares erlebt, Herr Major. Denken Sie, man hat sogar versucht, und leider nicht ganz ohne Erfolg, auch beim König das Verdienst meiner Leistungen zu schmälern und mir die Frucht derselben zu entreißen. Der König war zu gnädig gegen mich — das durfte nicht gelitten werden. Ja, ich bedurfte einmal wieder der Ermunterung, und es ist mir durchaus nicht leid, dem Willen des Königs heute zuwider gehandelt zu haben. Recht im Herzen danke ich Ihnen für alles das Gute und Liebe was Sie mir gesagt haben. Diese Stunde war vielleicht die frohste, die ich seit Jahren erlebt habe.

Ach, nur zu tief konnte ich dem Künstler nachfühlen, was sein Herz zerriß! Und ist es denn nicht im Grunde entsetzlich, daß ein König so das Recht hat das Gute zu unterlassen, und daß Niemand das Recht und Niemand den Muth hat, ihn auch nur mit Worten darob zu strafen!

Kommen Sie jetzt hinaus, sprach Herr D. Es wird mir zu eng hier — ich muß die Sonne scheinen sehen, um noch an Zukunft und Glück zu glauben. —

Wiederum drehte sich ein Felsstück in seinen Angeln, und plötzlich, gleich dem Tannhäuser, standen wir in Gottes freier

Natur. Ja, das war denn doch noch schöner, als alle Wunder des Venusberges!

Trennen wir uns jetzt rasch, sprach Herr D. Niemand darf uns zusammen sehen. Gehen Sie eiligen und festen Schrittes diesen Fahrweg hinab, ohne sich umzusehen — er führt zum westlichen Ausgang. Redet Sie Jemand an, so erinnern Sie Sich unserer gestrigen Verabredung und antworten Sie abweisend und hochmüthig. Sieh da! — Sie tragen an Ihrem Hute das Abzeichen des Alpenvereins — das werde ich Ihnen hier oben im Knopfloch befestigen. Vortrefflich! es sieht ganz aus wie das Abzeichen irgend eines Großkreuzes — das wird Sie völlig sichern. Und nun leben Sie wohl! — ich hoffe zu Gott, das Leben führt uns einmal wieder zusammen.

Auch ich verabschiedete mich mit warmen Worten des Dankes und schritt entschlossen hinab durch den Park. Ach, daß ich all die Herrlichkeit nur mit halbem Blicke betrachten durfte! Es war wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Prachtvolle Gruppen exotischer Bäume beschatteten weite Rasenflächen, auf denen ungeheure Beete von vielfarbigen und duftenden Blumen glänzten. Ein Laubengang von Wein mit einem Reitweg darunter verlor sich in fast unabsehbare Ferne. Hoch am Abhange stand ein Pavillon, ein Hercules darauf. Von da herab erstreckten sich in breiten Terrassen gewaltige Wasserkünste, mit hunderten der schönsten Bildsäulen in allen Stellungen geziert. Sie endeten unten in einem Wasserbecken; aus diesem erhob sich als kolossale Bronzegruppe Poseidon auf dem von Meerpferden gezogenen Wagen, umringt von Tritonen, Nereiden, und allen möglichen anderen Bewohnern der Tiefe.

Und nun gar das Schloß selbst! Nicht groß, aber im zierlichsten und reichsten Rococo-Stil erbaut, mit hohem Metalldach, fast überbürdet mit Verzierungen und den edelsten Bildsäulen von weißem Marmor. Nie habe ich so viel Schönheit auf einem so kleinen Raum zusammengedrängt gesehen. Und für wen!! — —

Für mich sicher nicht. Denn kaum war ich am Schloß vorbeigegangen, da trat aus einer Gruppe von drei Herren der Eine, offenbar der Schloßverwalter, und fragte mich höflich grüßend in scharfem Tone: Wen suchen Sie, mein Herr?

Geschäfte mit Herrn D., erwiederte ich kühl und vornehm, indem ich seinen Gruß thunlichst herablassend zurückgab.

Entschuldigen Sie, sprach der Schloßverwalter, etwas aus der Fassung gebracht; rasch grüßte ich nochmals ihn und die beiden anderen Herren und schritt, das Bewußtsein der vollständigen Berechtigung zur Schau tragend, dem Ausgangsthore zu. Vor dem Thürhüterhause saß ein alter Mann in königlicher Livree. Er erhob sich, nahm den Hut ab und öffnete mir sich tief verneigend die Pforte. Ich antwortete mit einer huldvollen Handbewegung. Als mich aber der Wald seinen Blicken entzogen, da blieb ich stehen und schöpfte tief Athem, voll inniger Freude, daß ich so herrliches gesehen und so glücklich allen Gefahren entronnen war. Dann aber machte ich lange Beine.

Im Försterhause empfing mich Barbara; sie glaubte mich noch in süßen Träumen und war nicht wenig erstaunt mich schon aus dem Walde zurückkehren zu sehen, und obenein in solchem Zustande. Vortrefflicher Kaffee war fertig, dazu seit früh bereitete Butter und duftender Blüthenhonig. Der Betrag, welchen sie mir für alles gewährte abverlangte, war rührend gering, und gern sagte ich zu wieder vorzusprechen, wenn ich einandermal des Weges käme. Dennoch war ich froh als ich, die Tasche auf dem Rücken, den Alpenstock in der Hand, einen letzten Blick auf dies poetischste aller Försterhäuschen zurückwarf. Immer noch fühlte ich das Damokles-Schwert der Uebertretung des königlichen Gebotes ob meinem Haupte schweben; und erst als ich wiederum das bayrische Grenzzeichen hinter mir hatte und an dem schwarzgelben Pfahle stand, da rief ich mit heller Freude aus: Ich danke dir, lieber Gott, daß du so sichtlich selbst meine Verirrungen segnest! Denn vieles andere, was ich leiste, können andre alte Kerls von sechzig Jahren auch — aber hier in den leibhaftigen Venusberg zu dringen, und mit heiler Haut und unter Ehrenbezeugungen wieder herauszukommen — das mache mir mal Einer nach!

Dresden, im Juni 1886.

Ein verlorenes Wanderleben.

Es ist fürwahr etwas unaussprechlich trauriges um ein Menschenleben, dem jede höhere Richtung, jeder Ausblick in die Ewigkeit fehlt, ja das gleichsam davon verbannt und förmlich ausgeschlossen zu sein scheint, und gar schrecklich ist es, wenn ein solches Leben sich durch die Schuld anderer Menschen derartig gestaltet hat. Und wie häufig ist solches der Fall! Wenn man die Lebensgeschichten vieler armen Wanderer vernimmt, so findet man oftmals dergleichen Schicksalswendungen, die uns mit Staunen erfüllen und das tiefste Mitleid hervorrufen, wobei man sich auch wohl sagt, daß man solche beklagenswerthe Leute nicht allzustrenge richten darf. In dem reichen Schatz meiner Amtserfahrungen gibt es leider nicht viele Beispiele, in welchen die Dinge noch eine so herrliche Wendung genommen haben, wie bei jenem Maurergesellen, von dem ich in dem letzten Octoberheft der „Arbeiter-Colonie" erzählen durfte. Ein sehr trauriger Fall steigt sogar jetzt in meiner Erinnerung auf. Doch kann auch ein solcher lehrreich sein und vielleicht diesem oder jenem zur Warnung und zur Erweckung dienen, die Freunde aber unserer Wanderer und Colonisten werden durch diese Geschichte einen neuen Einblick thun in recht dunkle Verhältnisse, wie sie nicht selten noch vorkommen, und hoffentlich wird daraus eine neue Anregung hervorgehen zur Belebung ihres Mitleids und ihrer Theilnahme an dem Loos unserer verirrten und verkommenen Brüder. Daher mag diese Geschichte hier eine Stätte finden.

Als Seelsorger in einer großen und schönen Stadt des Südens wohnhaft, erhielt ich einmal einen Besuch von einem sehr hübschen jungen Menschen, dessen feine Manieren und angenehme Sprache sehr für ihn einnahmen. Sein Anliegen bestand darin, daß er in die Ehe zu treten wünschte, allein es hatte damit eine ganz besondere Schwierigkeit, indem er gänzlich ohne Legimationspapiere war, ja selber eigentlich gar nicht einmal wußte, wie er heiße und woher er sei. Natürlich forderte ich ihn auf, mir zu erzählen, was für eine Bewandnis es damit habe, und so theilte er mir denn das Folgende mit.

Er habe, sagte er mir, eine dunkle Erinnerung davon, daß er ein gestohlenes Kind sei. Er wisse sich noch zu besinnen, daß seine Eltern angesehene Leute gewesen seien, die in der Nähe einer großen Stadt ihre Wohnung gehabt hätten. Einmal habe er in einiger Entfernung von dem elterlichen Hause an einem einsamen Ort unweit der Landstraße allein gespielt, da sei auf einmal ein Mann, der einen weiten Mantel anhatte und zu Pferde saß, des Weges daher gekommen. Als derselbe den kleinen Knaben so ganz allein sah, sei er abstiegen und habe den Knaben an sich gelockt, darauf habe er sich mit ihm aufs Pferd geschwungen, ihn in seinen großen Mantel gehüllt und sei so mit ihm eiligst davon geritten. Wie sich dann weiter herausstellte, sei jener Mann der Besitzer eines Cirkus zweiten oder dritten Ranges gewesen, und nun wurde der Knabe dazu angeleitet, durch Kunstproductionen seinem Eigenthümer nutzenbringend zu sein. Letzterer war ein hartherziger und roher Mensch, und scheute kein Mittel das zarte Kind seinen Zwecken dienstbar zu machen und dasselbe zum Trapezkünstler auszubilden. Das gelang ihm auch über die Maßen gut, und der Knabe erlangte in diesem traurigen Fache eine erstaunliche Gewandheit. In anderer Beziehung dahingegen ließ der grausame Mensch das Kind gar nichts lernen, suchte es vielmehr in der allergrößten Unwissenheit zu

erhalten. Dessen ungeachtet erwachte bei dem Knaben mit der Zeit das Bewußtsein, daß die Dinge inbetreff seiner nicht ganz in der Ordnung seien, daß jener Mann, der sich für seinen Vater ausgab, gar nicht sein Vater sei, und daß man ein großes Unrecht an ihm begangen habe. Endlich gewann er sogar den Muth, den Mann zur Rede zu stellen und ihn aufzufordern, er möge ihm doch einmal sagen, wer und woher er sei, und ihn zu seinen Angehörigen heimkehren lassen. Darauf wurde aber der Mann entsetzlich grob und suchte ihn durch die furchtbarsten Drohungen einzuschüchtern. Später machte der Knabe den Versuch, den Mann zu bewegen, er möge ihm doch Gelegenheit geben etwas zu lernen. Auch diese Bitte wurde auf das schnödeste zurückgewiesen. Und so gingen mehrere Jahre dahin, während welcher der Director mit seiner Gesellschaft von Ort zu Ort zog, bis er sich endlich für längere Zeit in der Stadt B. niederließ. Der Director hatte seit kurzem unserem Knaben ein kleines Taschengeld bewilligt, und da derselbe während des Tages seine Zeit meist nach seinem Belieben verwenden konnte, fing er heimlich an, in B. eine Schule zu besuchen, wofür er aus seinem Taschengelde bezahlte. Endlich wurde dieses von dem Director entdeckt und der arme Knabe grausam dafür bestraft, indeß hatte derselbe auf diese Weise sich doch wenigstens die allernothwendigsten Kenntnisse angeeignet. Als er zum Jüngling herangereift war, stellte er von neuem die Anforderung an den Director, er möge ihm doch behilflich sein, seine Familie ausfindig zu machen und seine Papiere zu erlangen, denn er wisse ja ganz gut, daß der Director sein Vater nicht sei. Hierauf gerieth der Director in eine entsetzliche Wuth, behauptete, er wäre sein Vater, und bedrohte ihn auf eine schreckliche Weise für den Fall daß er versuchen würde in dieser Sache Nachforschungen anzustellen. Der Director sagte ihm weiter, er könne ja doch ohne ihn nichts anfangen und dürfe sich ohne Papiere nirgendswohin begeben, daher solle er sich nur fügen und ruhig bei ihm bleiben. Das ließ sich der Jüngling eine Zeitlang gefallen, hauptsächlich um den bei dem Director entstandenen Verdacht, daß der junge Mann zu entfliehen suchen werde, abzuschwächen, dann aber benutzte er eine sich darbietende günstige Gelegenheit, die Flucht zu ergreifen, und bald darauf schloß er sich einer anderen Künstlergesellschaft an. Bei dieser lernte er ein junges Mädchen, Mitglied der Gesellschaft kennen, und mit dieser hatte er sich nun vor kurzem verlobt. Damals hielten sie sich in der Stadt auf, woselbst ich als Seelsorger stand, und so wandte sich der junge Mensch an mich mit dem Ersuchen, ihm zur Erlangung seines Zieles behilflich zu sein. Ich bemühte mich nach Kräften, ihm in dieser Sache zu dienen, glaubte sogar eine Spur gefunden zu haben, die zur Entdeckung seiner Heimat und Familie hätte führen können, doch waren meine Bestrebungen in dieser Richtung leider vergeblich, und da indeß die Zeit gekommen war, wo die Künstlergesellschaft wieder weiter ziehen mußte, gelang es den jungen Leuten nicht, an diesem Ort das von ihnen ersehnte Ziel zu erreichen. Alles was ich noch für sie thun konnte war, daß ich ihnen gewisse Rathschläge und Weisungen gab, die ihnen auch, wie ich glaube, zu statten gekommen sind, und ihnen dazu geholfen haben bald darauf ihre Wünsche erfüllt zu sehen.

Indessen hatte ich nicht versäumt, den jungen Menschen auf das Traurige seines Berufs aufmerksam zu machen und namentlich auch auf die große Gefahr, die für Leben und Gesundheit ganz besonders mit seinem halsbrecherischen Fache verbunden war. Er gab solches alles vollkommen zu, erwähnte auch, daß er bereits wiederholt zu Schaden gekommen sei und sich die Glieder gebrochen habe, ja er wisse wohl, daß er darauf gefaßt sein müsse, einmal todt vom Schauplatz fortgetragen zu werden. Allein was könne er thun? Er habe ja diesen Beruf nicht erwählt; er sei dazu auf eine grausame Weise geraubt und gezwungen worden, aber er habe nun einmal nichts anderes gelernt, und es sei jetzt für ihn zu spät, einen neuen Anfang im Leben zu machen. Dagegen ließ sich nicht viel vorbringen, und da eben auch keine Mittel und Gelegenheiten vorhanden waren, dem jungen Mann zu einer anderen Laufbahn zu verhelfen, so mußte ich ihn leider ziehen lassen.

Und so zog er hin, um an anderen Orten seine traurigen Künste zu zeigen und sich allerwärts Beifall spenden zu lassen von einem Publicum, das wenig daran denkt, welch nutzloses und unglückliches Leben jene Personen meist führen, die so in eitlem Glanz und falschem Schein vor der Menge auftreten, und welchen entsetzlichen Gefahren sie sich vielfach aussetzen, bloß um ein wenig Unterhaltung zu gewähren.

Vielleicht zieht der arme Mensch noch heute auf solchen freudeleeren und trostlosen Wegen umher, viel wahrscheinlicher aber ist er längst bei seinen wagehalsigen Fahrten gründlich zu Schaden gekommen und hat vielleicht in irgend einem Spital das Ende gefunden seines verlorenen Wanderlebens.

K. v. A.

(Arbeiter-Colonie.)

Die Ausnutzung der öffentlichen Verpflegungstellen zu Volksküchen.

In den letzten Jahren ist durch Gründung von Arbeitercolonien und von Verpflegungstellen dem Unwesen des Landstreicherthums wirksam entgegengetreten worden. Die Zahl der Vagabunden ist erheblich zurückgegangen, und was besonders wichtig ist, die Belästigung durch ihre Bettelei hat in den größeren Orten aufgehört oder ist auf ein geringes Maß beschränkt. Es will mir nun scheinen, als könnten diese Verpflegungstellen, welche sich doch ohnehin bereit halten müssen für billiges Geld Mittag- und Abendbrot zu verabreichen, dadurch nutzbarer gemacht werden, daß sie gleichzeitig die Obliegenheit einer Volksküche übernehmen, wo eine solche nicht vorhanden ist. Ich denke dabei natürlich zunächst nur an die Städte, wo nicht bloß die städtische Armenpflege, sondern auch die mancherlei Vereine gegen Bettelei und zur Unterstützung von Armen aus solcher Einrichtung Vortheil ziehen könnten. Jetzt erfolgt, wenn auch nicht durchweg doch meist die gewährte Hilfe in Form eines monatlich gezahlten Armengeldes, dessen Verwendung da wo nicht das Elberfelder System eingeführt ist, kaum einer Beaufsichtigung unterliegt. Daß ein guter Theil dieser baren Gelder in Schnaps angelegt wird und wenige Tage nach dem ersten des Monats kein Heller mehr vorhanden ist, werden Sachkundige bestätigen. Aber selbst wenn die wenigen Mark welche einer solchen armen Familie zu Gebote stehen, festgehalten werden, reichen sie nicht aus zu kräftigen Mahlzeiten. Jedenfalls wäre es am besten, wenn die Verwaltung für einen Theil der dargereichten Summe Speisemarken der Volksküche gäbe, dann wäre eine kräftige Ernährung gewährleistet, die Zeit des Kochens würde gespart, und die Beihilfe von Frauen, über welche die allgemeine Volksküche zu verfügen pflegt, käme auch den Verpflegungstellen zugute.

Pyritz. C. Blasendorff.

Handarbeits-Unterricht in den Volksschulen Straßburgs.

Der Handarbeits-Unterricht ist in die Straßburger Elementarschulen durch Herrn J. Hochapfel, Beigeordneten des Bürgermeistereiverwalters, der mit der Wahrnehmung des städtischen Unterrichtswesens betraut ist, eingeführt worden. Als um Ostern eine Ausstellung der in diesem Unterricht angefertigten Erzeugnisse in den Sälen des Stadthauses stattfand, theilte Herr G. Fischbach im Elsäßer Journal einiges nähere über diesen Unterrichtszweig mit, der seiner Ansicht nach zu dem nützlichsten

gehört, was jemals in der Stadt gegründet worden. Er hat die verschiedenen durch Herrn Hochapfel's Initiative errichteten Werkstätten besucht und den günstigsten Eindruck sowie das Gefühl daraus geschöpft, daß hier ein Werk der Wohlthätigkeit und der Emancipation des Volkes vorliege, welches nicht genug gelobt und aufgemuntert werden könne.

„Es giebt fünferlei Arten des Unterrichts: im Modelliren, in der Holzschnitzerei, in der Papparbeit, in der Schlosserei, und die Flickschule. In diese Unterrichtscurse nimmt man nur die Zöglinge der Oberclasse der Elementarschulen der Gemeinde auf, und richtet den Stundenplan so ein, daß der eigentliche Schulunterricht der Kinder in keiner Weise gestört wird.

Die Modellirschule wurde in den ersten Tagen des August 1882 eröffnet. Es war ein Versuch, und zwar von vornherein ein glücklicher, der die Stadt zur weiteren Entwickelung dieser Einrichtung veranlaßte.

Im November 1882 wurde ein Unterrichtscursus für die Holzschnitzerei in der St. Wilhelmerschule, im Mai 1883 ein Cursus für Papparbeiten in der katholischen Alt-St.-Peterschule, im Juni 1883 ein zweiter Cursus für Holzschnitzerei in der St. Wilhelmer Schule, im Mai 1884 ein zweiter Cursus für Papparbeiten in der katholischen Alt-St.-Peterschule, im Mai 1884 ein driter Cursus für Holzschnitzerei in der St.-Johannesschule, im Jahre 1884 ein zweiter Modellircursus in der St.-Aurelienschule, im Juni 1885 ein aus zwei Abtheilungen bestehender Cursus in der Schlosserei in der St.- Johannesschule und im October ein dritter Modellircursus in der St.-Aurelienschule eröffnet. Zusammen waren es also neun Curse, welche von ungefähr 220 jungen Knaben, durchschnittlich je 30 für den Unterricht in der Holzschnitzerei und je 20 für die anderen Curse besucht wurden.

In der Holzschnitzerei werden die meisten Knaben unterrichtet; es sind ihrer ungefähr 90. Im Modelliren sind es ungefähr 60, in den Papparbeiten 40, in der Schlosserei gegen 30. In jedem besonderen Fache werden zwei anderthalbstündige Lectionen wöchentlich gegeben.

Was die Flickcurse für Mädchen betrifft, so datiren dieselben von 1885, in welchem Jahre im Mai ein erster Cursus in der St Nikolausschule eröffnet wurde. Bald folgten sechs andere Curse, wovon zwei in der Schöpflinschule, zwei, worunter zwei israelitische Mädchen in der Alt- St.-Peterschule, einer in der Kronenburgerschule und einer in der Schule zu Königshoven. Diese Curse besuchen ungefähr 200 Mädchen. Ihre Anzahl ist in beständiger Zunahme begriffen, und man wird die Curse vermehren, sobald eine Anzahl der erst eingetretenen Mädchen annähernd selbständig zu arbeiten vermag. Die Stadt gibt jährlich ungefähr 4000 M. zur Beschaffung von Stoffen, Baumwolle, Wolle u. s. f. aus. Sobald das Mädchen in die Schule tritt, werden ihm die elementaren Fertigkeiten in den weiblichen Handarbeiten beigebracht, und dieser Unterricht nach Maßgabe des Uebertritts in eine höhere Classe weiter entwickelt. Um diese Fertigkeiten nutzbar zu machen, hat Herr Hochapfel die Flickcurse gegründet. Unter der Leitung zweier geschickter Näherinnen, welche mit bescheidenen Arbeiten vertraut sind, lernen die Kinder einen Rock flicken, einen Aermel an ein Leibchen setzen, einen Flicken auf ein Hemd, eine Hose, eine Bluse nähen, und man übt ihren guten Willen und ihre Fertigkeit an den Gegenständen, welche sie von Hause mitbringen und deren Ausbesserung mithin von praktischem Nutzen ist. Jede Schülerin besitzt eine Schachtel mit den zum Nähen nothwendigen Werkzeugen. Diese Schachtel wird vermittelst eines Kettchens an der Schulbank befestigt und trägt ein Kissen, auf welchem das Kind mit einer Stecknadel das zu flickende Kleidungsstück befestigt. Dann lernt es das Zuschneiden der erforderlichen Flicklappens und die möglichst sparsame Benutzung eines jeden Restchen von Stoff. Das Strümpfe stopfen, das genaue und feste Annähen wird gezeigt, kurz das Mädchen wird darauf vorbereitet, eine taugliche Arbeiterin oder wenigstens eine tüchtige Hausfrau an dem bescheidenen Herde zu werden, den sie vielleicht zu gründen berufen ist. Den ärmsten unter diesen Mädchen liefert die Stadt die erforderlichen Stoffe, Reste die sie ankauft oder die ihr von großmüthigen Kaufleuten geschenkt werden. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie die Mädchen ernst und geschäftig wie kleine Mütterchen an irgend einem Kleide des Vaters, der Mutter, der Brüder oder der Schwestern fleißig sind, um diese Kleidungsstücke wieder ein bischen anständig zu machen oder ihnen die gewöhnliche Brauchbarkeit wieder zu geben. Welcher Triumph für das 12 oder 13 Jahre alte Kind, wenn es die Bluse des Bruders oder das Röckchen der kleinen Schwester mit einem neuen Stückchen Zeug darauf heimbringen kann, das von seiner eigenen Hand darauf genäht worden ist! Diese Flickcurse finden am Donnerstag Morgen statt, und wenn man annimmt, daß eine Schülerin in jeder Stunde nur ein einziges Kleidungsstück wiederherstellt, so gelangen wir bei der Anzahl der Schülerinnen auf 200 in der Woche, 800 im Monat, 9600, man kann sagen 10 000 im Jahre. Ist jede dieser Flickarbeiten auch nur 20 Pf. werth, so haben diese kleinen Mädchen in einem Jahre für ihre Familie 2000 M. verdient. Zwanzig Mark auf die Familie ist viel bei den armen Leuten, ganz abgesehen von dem sittlichen Gewinn der sich aus diesem Erlernen der praktischen Seiten des Lebens, aus dieser Liebe zu nützlicher Arbeit ergibt, welche den jungen Gemüthern eingepflanzt wird und sich bei der heranwachsenden Jungfrau entfaltet und zur würdigen Lebensführung wird, wenn jene Liebe zur Arbeit mit irgend welcher Sorgfalt gepflegt wird.

Die Modellircurse für die Knaben unserer Elementarschulen wurden Herrn Linker, Lehrer in der Aurelienschule anvertraut, welcher sich die Neigung zum Modelliren und seine Fertigkeit in demselben in der von der Stadt errichteten Kunstgewerbeschule erworben hat. . . . Es ist sehr interessant den Knaben zuzusehen, wie sie den Thon handhaben, Blätter, Rosetten, Schilder ausführen, die Umrisse anmuthig hervorheben, die Adern zart andeuten, und sich Mühe geben etwas anzufertigen, was Billigung finden soll und nicht wieder eingestampft wird. Wir wollen hier sogleich bemerken, daß Werkzeuge und Rohmaterial den Schülern der Handarbeitscurse unentgeltlich geliefert werden; mehre derselben haben aber, um zu Hause in den Freistunden fortarbeiten zu können, mit einigen mühsam zusammengesparten Pfennigen sich Werkzeuge angekauft. Dieser vielverheißende Eifer ist sehr zu loben, und bedeutet zum mindesten, daß aus diesen Knaben tüchtige Arbeiter werden.

Der Cursus für Holzschnitzerei steht unter der Leitung des Herrn Ließfeld, eines trefflichen Holzschnitzers, den Herr Hochapfel mit der Sorgfalt und der Sachkunde eines wahren Fachmanns ausgesucht hat. Um den Knaben die erforderliche Festigkeit und Ruhe der Hand beizubringen, läßt man sie zuerst grade Riefen auf Kirschbaumklötze, dann Riefen in krummen, gewundenen und verschlungenen Linien ausführen, was so lange wiederholt wird, bis die Ausführung als genügend betrachtet werden kann, geht dann zu leichten Formen über, worauf Blätter und Blattwerk nach Vorlagen in Natur folgen, welche zuerst mit größerer oder geringerer Mühe nachgeahmt, den Schüler aber doch schon durch ihre gefällige Form reizen und bald von ihm mit Leichtigkeit und Eleganz angefertigt werden. Nach und nach wagt er sich an schwierige Gegenstände, Rahmen, Kistchen u. dgl. Wir haben eine Anzahl dieser mit Geschmack regelrecht fertiggestellten Werke — nicht zu vergessen, von Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren — gesehen, die man ganz hätte gut in den Handel bringen können. Wir empfehlen diese Werkstatt von Lehrlingen allen unseren Holzschnitzern und Kunsttischlern: sie werden gewiß unter diesen kleinen Arbeitern für die Zukunft werthvolle Gesellen finden.

Der Cursus für Papparbeiten steht unter der Leitung des Buchbinders Heinemann und unter der Aufsicht des Hauptlehrers Specht. Hier lernen die Kinder zuerst Figuren, Sterne, Mosaikbilder u. dgl. bilden, indem sie Papiere von ver-

schiedenen Farben auf Pappendeckel aufkleben. Hierauf werden Schachteln, Mappen, Kästchen, Düten, kurz alles angefertigt, was zu den gewöhnlichen sowie zu den Luxus-Papparbeiten gehört. Auch da gibt es einige Schüler, welche mit Geschmack und Leichtigkeit arbeiten.

Endlich ist der Cursus in der Schlosserei Herrn Mechaniker Dunkel als technischen Lehrer, welcher eine große Gewandtheit und praktische Erfahrung besitzt, sowie Herrn Heidmann, Hauptlehrer der St. Johannesschule für die Aufsicht anvertraut. Als wir diesen Cursus besuchten, waren gegen zwanzig Zöglinge mit großem Eifer daran, in Schraubstöcken befestigte Stücke Eisen zu feilen und ihnen rechtwinkelige Formen zu geben. In der Bluse oder mit der schwarzen Schürze angethan, mit aufgeschlagenen Hemdärmeln arbeiteten die kleinen Schlosser so ernst wie alte Gesellen, und es glänzte in ihren Augen ein Gefühl des Stolzes, wenn sie sahen, wie das harte, Widerstand leistende Metall sich nach ihrem Willen formte.

Wir wiederholen es absichtlich: diese Handarbeitscurse scheinen uns eine wahre Wohlthat für unser Volksschulen zu sein. Sie fördern bei Hunderten von Kindern die Geschicklichkeit und die Ruhe der Hand, die Richtigkeit des Blickes und den Sinn für die Formen; sie bereiten eine große Anzahl derselben auch für eine nach dem Austritt aus der Schule bestimmt vorgezeichnete Laufbahn vor, und viele arme Eltern, die sich in Sorge um das Loos ihrer Kinder befinden, schöpfen auf's neue Muth und Kraft in dem Gefühl, daß die Zukunft des Kleinen gesichert ist und daß er gut ausgerüstet in den Kampf des Lebens tritt. Dieser Unterricht hält die Knaben auch von der Straße unnd ihrem verderblichen Einfluße fern; er richtet ihren Sinn auf nützliche und praktische Gegenstände, gibt ihnen das Bewußtsein ihrer Productionskraft, so wie jenen Stolz, welche alle diejenigen empfinden, die etwas geschaffen haben. Kurz, es sind da für die arbeitende Classe unserer Bevölkerung Elemente des Fortschritts, der Hebung und der Wohlfahrt vorhanden, die wir nur noch entwickelt zu sehen wünschen, und aus denen nach und nach die ganze Straßburger Industrie Nutzen ziehen wird. Wenn die Zöglinge der Handarbeitscurse nach dem Verlassen der Schulbänke noch in den Abendstunden unsere städtische Kunstgewerbeschule besuchen, wenn wir endlich einmal, selbst in bescheidenen Verhältnissen, jenes Kunstgewerbemuseum erhalten, das so viele andere Städte besitzen und das wir seit Jahren nicht müde werden zu fordern, so werden wir endlich eine Art von dreistufigem Unterricht für unsere Straßburger Handwerker gegründet haben, d. h. für denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher der Aufmunterung und der Unterstützung am würdigsten ist."

Berufswahl und Arbeitunterricht.

Im Liberalen Schulverein Rheinland-Westfalens sprach am 2. Mai zu M.-Gladbach Herr Dr. Beumer aus Witten über die Frage, „was die Schule und was das Haus zur Erleichterung der Berufswahl der Jugend thun" könne, und sagte u. a.: „Was die Volkschule anbelange, so sei von den Lernzielen gewiß nichts abzumarkten, aber es frage sich, ob diese Ziele nicht auf andere, leichtere Weise als bisher erreicht werden könnten. Das Mittel hierzu erblickt der Redner in dem Arbeitunterricht, früher Handfertigkeit-Unterricht genannt. Der Lernunterricht könne, wie er im einzelnen nachwies, vielfach auf dem Arbeitunterricht sich aufbauen, und auf diese Weise einer einseitigen Kopfarbeit vorgebeugt werden. Dieser Arbeitunterricht, der nicht eine mechanische Arbeit der Hand, sondern eine „Arbeit des denkenden, wollenden, schaffenden Geistes mit der Hand" lehre, entspreche, wie E. v. Schenckendorff richtig nachgewiesen, dem Thätigkeitstriebe des Kindes, erzeuge Schaffensfreudigkeit, gewöhne an Ausdauer, entwickele den praktischen Sinn, und bringe die Arbeit der Hand wieder zu Ehren, womit für eine Erleichterung der Berufswahl sehr viel gethan sei."

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit wird, wie schon bekannt, am 21. und 22. September in Stuttgart zusammentreten. Einer Mittheilung seines Vorsitzenden Herrn L. F. Seyffardt zufolge gestaltet sich die sachliche Tagesordnung wie folgt:

1. Reform der ländlichen Armenpflege, Berichterstatter Landesdirector Graf Wintzingerode (Merseburg) und Oberamtmann Huzel (Schwäbisch Hall);
2. Arbeitnachweis als Mittel vorbeugender Armenpflege, Beigeordneter Ernst (Elberfeld), Polizeirath Jagielski (Königsberg), Commercienrath Ostertag (Stuttgart);
3. Behandlung von Armenstiftungen, Bank-Director Dr. Emminghaus (Gotha) und Stadtrath Dr. Flesch (Frankfurt am Main);
4. Beitrag zur Statistik der Arbeitercolonien im Deutschen Reich, Assessor Dr. Berthold (Berlin).

Handschriftliche Aussprüche zur Schul-Reform sammelt und will veröffentlichen „Schorer's Familienblatt", indem es sich dafür vorab der Beifall einer Zahl bekannter Persönlichkeiten gesichert hat, unter denen in die Augen fallen: Georg von Bunsen, Esmarch, Haeckel, Eduard von Hartmann, Hartwich, Franz von Holtzendorff, Moritz Lazarus, Konrad Ferdinand Meyer, Ninck, Friedrich Pecht, Reuleaux, von Schenckendorff, K. Schrader, Schramm, Victor von Strauß, Julius Sturm, Albert Träger, Friedrich Vischer.

Fremdwörter. Der Architekten- und Ingeniör-Verein für das Herzogthum Braunschweig hat in seiner letzten diesjährigen Versammlung die nachfolgende Erklärung abgegeben: „Der Verein schließt sich den auf Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen Fremdwörtern gerichteten Bestrebungen, wie solche erfreulicherweise im ganzen deutschen Vaterlande jetzt zu Tage treten, rückhaltlos an, und erklärt seine völlige Uebereinstimmung mit den besonders die Technik berücksichtigenden Grundsätzen, welche in dem Aufsatz von O. Sarrazin „Das Fremdwort in Kunst und Wissenschaft und in der Amtssprache" (vergl. Centralblatt der Bauverwaltung No. 50a und 51 Jahrgang 1885) ausgesprochen werden. Der Verein macht es seinen Mitgliedern zur Pflicht, sich dieser Bestrebungen in ihren Wirkungskreisen auf das eifrigste anzunehmen, und hofft dabei namentlich auf die regste Unterstützung seiner in öffentlichen Aemtern stehenden Mitglieder. Da jedoch die richtige Verdeutschung der eigentlichen Kunst- und Fachausdrücke mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, da es hierzu der Mitarbeit aus den weitesten Kreisen und eines möglich allgemeinen Einverständnisses bedarf, so erscheint es erforderlich, dahin zielende Vorschläge zunächst an einer Hauptstelle zu sammeln, zu sichten und weiter zu verarbeiten, und der Verein empfiehlt dem vom Verfasser des vor kurzem erschienenen Verdeutschungswörterbuchs, Regierungs- und Baurath Sarrazin in Berlin, in der Vorrede dieses Werkes ausgesprochenen Ersuchen thunlichst nachzukommen und dem Herrn Sarrazin bezügliche Vorschläge und Mittheilungen zu übersenden."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 31. Sonntag, 1. August. 1886.

Eine Gabe der bildenden Kunst für die Sommerpflege.

Daß die dramatische Muse und insbesondere die edle Gesangeskunst ihre Gaben auf dem Altar drr barmherzigen Liebe opfert, ist allerwärts zum Glück für wohlthätige Unternehmungen öfter erlebt worden; daß aber auch die bildende Kunst Samariter-Werke übt, ist seltener. Ein Geschenk dieser Art verdankt der Verein für Feriencolonien zu Leipzig der kunstgeübten Hand Fedor Flinzer's, welcher zur Förderung des wohlthätigen Unternehmens eine Federzeichnung geschaffen hat, die das Wesen der Sommerpflegen jedem klar vor die Augen und zu Herzen führt. Sicherlich wird dies Bild, das auf eine zinkograpische Platte übertragen durch den Druck leicht vervielfältigt und als Schild für Sammelbüchsen u. s. f. verwendet werden kann, dem Streben nach Ausbreitung der Idee der Feriencolonien zugutekommen, weil er mit einem Blicke das Wesentliche gibt und nicht erst wie Vereinsberichte und andere litterarische Darstellungen durchstudirt werden muß. Ueberdies hat ein Leipziger Großindustrieller, Herr Blechdruckereibesitzer Bähr sich vorgenommen, die Zeichnung Flinzer's buntfarbig auszuführen und nach einem ihm patentirten Verfahren auf Blechtafeln überzudrucken, die überall auch im Freien verwendet werden können und von größter Haltbarkeit sind.

Es sei vergönnt, die Gabe des kinderfreundlichen Künstlers zu Gunsten anderer Vereine und Comites für Ferienlolonien, die sich dieselbe leicht nach schriftlicher Verständigung mit dem Unterzeichneten zu Nutze machen können, hier kurz zu beschreiben.

Auf der dreitheiligen Composition sieht man zwei Figurengruppen, durch ein breites Spruchband von einander getrennt, das sich von der linken oberen Ecke nach rechts unten zieht und den Zweck des Ganzen durch das Schlagwort „Feriencolonien" in künstlerisch geformten Lettern kündet. Dadurch ist links ein enger winklicher Raum gebildet, in welchem naturgemäß die Dachkammer einer armen Familie untergebracht ist. Der einfache und doch zu Herzen gehende Gegenstand dieser Darstellung ist die Sehnsucht zweier in diese engen Verhältnisse gebannter Kinder. In der Ecke liegendes Handwerksgeräh deutet auf die ehrliche Arbeit der Bewohner dieser Dachkammer, herumliegende armselige Kleidungsstücke bezeugen ihren Kampf mit der Noth. Die Eltern sind nicht zu Hause; die Kinder sind allein, sich selbst überlassen. Das Fenster des öden Raumes ist geöffnet, wir blicken hinaus auf Dächer und Essen; die Kinder, denen man die Armuth von den hageren Wangen ablesen kann, haben von dem herrlichen Sommerleben draußen nichts als über die dem engen dunstigen Hofe und auf den Dachziegeln brütende Sonnengluth. Die leichtbeschwingte. mit fröhlichem Gezwitscher vor dem schmalen Fenster vorüberfliegende Schwalbe zeigt ihnen den Weg hinaus in die freie himmlische Luft.

„Wenn ich ein Vöglein wär
„Und auch zwei Flügel hätt'" —

so zieht es wohl durch die Seelen der armen Kleinen, die dem Fluge des in der Luft sich wiegenden Vogels mit sehnsüchtigen Blicken folgen. Doch im Liede heißt es ja weiter:

„Weils aber nicht kann sein, weils aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier." —

Und doch, doch kann es sein! Drüben auf der andern Seite des Bildes entfaltet des Künstlers Phantasie das ganze wonnige Leben von Kindern, die in Gottes freier, herrlicher Natur schwelgen. Herrschte dort dumpfe Oede und Einsamkeit, hier gibt es Sonnenschein und Blumenduft, grüne Wälder und bunte Wiesen, blauen Himmel und — glückselige Kinder. Dort fühlen wir uns bedrückt durch die Enge und Oede zwischen den kahlen Wänden, der Blick ist gefangen zwischen Giebeln und Dächern und Schornsteinen, hier folgt das Auge mit Wonne den schönen Linien der Berge und die Brust weitet sich beim Ausblick in die freie Landschaft. Seht, da kommt ein Zug singender, blumengeschmückter Mädchen. Sie gehen daher Sträuße in den Händen, Kränze in den blonden Haaren, die Brust mit Blüthenranken umschlungen, als zögen sie zum Hochzeitsfest der prangenden Erde. Dem Zuge voran hüpfen als muntere Spielleute ein paar kleine Mägdelein, schier Ludwig Richter'sche Gestalten. Der Mann der Praxis wird hier vielleicht kritisch fragen, ob denn die schon in die vierte Schulclasse gingen, oder ob denn dieses Jahr solche Löffelgarde mitgenommen würde? Was kümmert das aber die frei schaffende Phantasie des Künstlers!

Die Jungen haben natürlich einen etwas gröberen Geschmack; sie sind in die Vorrathkammer der Mutter Natur, nemlich in die Waldbeeren gerathen. Da steht ein kleiner Bursche, der wahrscheinlich jener in der Dachkammer trübselig dreinschauende Knabe ins Fröhliche übersetzt ist, triumphirend auf der Höhe

über den unten drhin ziehenden Mädchen. Bauschig gefüllt von den Schätzen des Waldes sind seine Taschen; mit der einen Hand schwenkt er lustig die laubgeschmückte Mütze, die andere umfaßt einen vollen Beerenbüschel: „Hier gibt's Beeren, hierher müßt ihr kommen, wenn ihr welche haben wollt!" so ruft er ihnen prahlend und doch uneigennützig zu. Sein Kamerad hat dazu nicht Zeit; der kniet versunken und vergessen im grünen Busch und führt gewiß Beere um Beere zum Munde. Sehen können wir es freilich nicht, denn er dreht der Welt und uns den Rücken zu. Besser als so könnte man kaum die Dichtung von den Knaben illustriren, der an der Quelle saß.

Und dann jene andere Gruppe im Naturgenuß schwelgender Jungen! Der Eine hat in der Hoffnung, ein munteres Waldvögelchen unter seinen Hut bekommen zu können, dasselbe leise, leise beschlichen. Wir kommen grade recht um zu sehen, wie das kleine Waldsingerlein dem jungen Jägersmann ein Schnippchen schlägt und sich just einen Augenblick vor der Gefangenschaft mit graziösem Aufflug davonschwingt. Es wird sich sogleich auf dem nächsten Zweige niederlassen und dem enttäuschten Sonntagsjäger eins pfeifen, vielleicht das Lied jenes in akademischen Kreisen wohlbekannten Lyrikers:

„Ich sah ein Vöglein fliegen
Empor zum Himmelslicht,
Ich wollt das Vöglein kriegen,
Ich kriegt' es aber nicht."

Das Ereigniß hat auf die nächste Umgebung einen grundverschiedenen Eindruck gemacht. Der eine Junge, ein deutsches Philosophengemüth, überschaut sinnend und staunend die ganze Scene, der andere aber, ein Weltkind, lacht aus vollem Halse über die geglückte Flucht des lustigen Waldbrüderchens.

Und mit welch hübschem Humor umrankt das Beiwerk die künstlerische Composition, die Grundgedanken derselben widerspiegelnd! Hier entquillt eine vielgestaltige Fülle von Sommerblumen dem am unteren Ende sich zusammenrollenden Schriftband; daneben fügen reife Brombeeren mit ihren scharf geschnittenen Blättern zu den duftigen Blüthen den Hinweis auf auf jene Genüsse, für die besonders der Nachwuchs des starken Geschlechts unter den Feriencolonisten so überaus empfänglich ist, die aber auch von den Vertretern des Ewig-Weiblichen in spe nicht verachtet werden. Oben auf das Schriftband hat sich in behäbiger Beschaulichkeit ein Spatz hingeplustert, gleichsam als ob dieser Proletarier der Vogelwelt, der das Stadtleben zur Genüge kennt, die Sache also zu beurtheilen versteht, dem Künstler bei seiner Arbeit auf die Finger gesehen hätte. Und das alles faßt man rasch mit einem Blicke zusammen: hier die traurige Existenz einsamer Kinder in der Dachkammer der Großstadt, dort die strahlende Sommerlust glückseliger Knaben und Mädchen in Wald und Feld, am Wiesenhange und im Beerengestrüpp. Das Bildchen Flinzer's ist eine Künstlerpredigt über den Segen, den die Feriencolonien armen Kindern spenden, wie sie eindringlicher und beredter nimmermehr mit gesprochenen Worten gehalten werden könnte.

Leipzig. Dr. W. Götze.

Eine wahre Geschichte.

Meine Großmutter war eine resolute Frau und nicht in jedem Falle der Meinung, daß der Mantel der christlichen Liebe die kleidsamste Hülle für weibliche Wesen sei. Ihr sanfter Eheherr ließ sie auch gewähren, wenn sie sogar, wie der gemeine Mann hier zu Lande sagt, zuweilen die Hosen anzog, um den eignen Kindern, wie den Pfarrkindern gegenüber, die ihm mangelnde Willenkraft zu ersetzen. Wie in einer Vorahnung schwerer Zeiten, die ihr vom Schicksal zugedacht waren, schränkte sie schon in verhältnismäßig guten Tagen die erlaubten Lebensgenüsse auf ein möglichst geringes Maß ein, für sich selbst wie für den freundlichen, weit älteren Mann und die Kinder, von denen das älteste, der Sohn Heinrich, an Wesen und Neigungen dem Vater gleich, ebenfalls das Studium der Theologie erwählt hatte und mit Fleiß und Würde dem Ziel, einer Pfarrstelle zustrebend, selbst aus ihren Augen zuweilen eine Art warmen Strahles empfing. Die fünf jüngeren, Knaben und Mädchen, waren wie nothwendige Uebel, mehr im Hause geduldet als geliebt. Im Herbst des Jahres 18.. ging der sanfte alte Herr sanft zur ewigen Ruhe ein, und nun wuchsen die Sorgen empor zugleich mit dem Unkraut im feuchten, kühlen Pfarrgarten, der still und abgelegen, sein liebster Zufluchtsort gewesen war, dem er aber freilich auch das lange schmerzhafte Leiden verdankte, das seine christliche Geduld während der letzten Lebensjahre oft auf die härteste Probe gestellt hatte. Der gute Großvater! nun war er aller Erdennoth entrückt.

Der Winter kroch trübe und freudlos heran. Für die verwaisten Pfarrerskinder sollte es der letzte sein im Vaterhaus, wo sie im Beisammensein und im Gefühl der Zusammengehörigkeit bisweilen wenigstens die Liebe empfunden hatten, mit der in glücklicheren Häusern das Mutterherz Kindheit und Jugendzeit ausschmückt. Ueber die strenge Frau, die vor 27 Jahren mit Rosen auf den Wangen eingezogen war, kam mit dem Gedanken an die Trennung ein nie gekanntes Wehgefühl; denn, wenn sie diese Schwelle auch nicht mit idealen Begriffen vom ehelichen Glück betreten hatte, so doch mit rosigen Vorstellungen im Herzen von sorgloser Selbständigkeit und den besten Vorsätzen, über ihren braven Herrn und Gebieter, der sie aus einem bezahlten Wirkungskreis befreite, nur ganz leise regieren zu wollen. Daß sie diesen Vorsätzen nicht ganz treu geblieben, das mochte jetzt manche Thräne in die der Rührung ungewohnten Augen drängen, wenn sie des stillen Dulders gedachte, dessen letzter Händedruck doch von einem dankbaren Blick begleitet gewesen war. Vor den Kindern verbarg sie solche weiche Anwandlungen sorgfältig; hatte sie ihnen doch nie im Leben „Schwäche" gezeigt.

Der Nachfolger im Pfarramt drängte, denn er wollte viele Schäden im Hause ausbessern lassen. Er hatte als Hauslehrer die Welt gesehen, und verlangte ein „menschenwürdigeres" Dasein, als der kränkliche Vorgänger geführt hatte. Ostern kam unter den Vorbereitungen zur Auflösung des alten Haushaltes unversehens herbei. Da weckte ein erschütterndes Ereigniß die regste Theilnahme in der ganzen Nachbarschaft, und besonders in den Pfarrhäusern weit und breit war die Kunde von dem raschen Tode des rüstigen Geistlichen in W. eine aufregende Nachricht. Auch unsere gestrenge Großmutter hatte dem Herrn Nachbar stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen im Leben und weil das selten der Fall war, glaubte sie dadurch eine Art Recht erworben zu haben, aus seinem Tode Vortheil zu ziehen. So war ihr nächster Gedanke, der Sohn Heinrich solle und müsse sein Nachfolger werden. Der frühe Morgen fand sie schon auf der Landstraße nach der Stadt, kämpfend mit Schneesturm und Regen; denn der März hatte kein Erbarmen, weder mit den zarten voreiligen Blüthen am Wege noch mit der starren Frau, welche die weiche Regung des Mutterherzens sich kaum selbst eingestand, die sie vorwärtstrieb auf dem unwegsamen Pfad. Sie wollte direct an das hohe Consistorium mit ihrem Anliegen. Lichte, liebliche Bilder waren es, wobei sie ihre Einbildung ertappte, und die selbst die festgeschlossenen Lippen in einem Lächeln erzittern machten. Da trug der brausende Sturm ein Geräusch an ihr Ohr, das der ermüdeten Frau erst zum Bewußtsein brachte,

welche weite Strecke sie schon zurückgelegt hatte auf der hartgefrorenen Straße, die der frisch und in Massen fallende Schnee stellenweise mit klebriger Masse bedeckte. „Es wird des Müllers Wäglein sein, das der runde Schimmel zur Stadt fährt, um die Knaben in die Ferien abzuholen, und du kannst vielleicht ein Stücklein zum Fahren kommen!“ dachte sie. Die Bänder der schwarzen Kapuze, die den Kopf einhüllte, schlugen ihr beim Umschauen klatschend in die Augen; doch ein Blick hatte genügt, sie ihren Irrthum erkennen zu lassen. Die klappernden Hufe gehörten dem weniger wohlgenährten Braunen des Herrn Amtsbruders in L. an, und dieser führte auf seinem Rücken den würdigen Pfarrer selber des Wegs daher. Ja, der konnte sich ein Rößlein gönnen! Sein einziges Kind, das Mariechen, war schon den Kinderschuhen entwachsen, und nicht einen Heller hatte ihm die Erziehung gekostet, denn es war im Hause der wohlhabenden Tante im Städtchen und unter ihrer liebevollen Hand zu einem klugen, lieblichen Mägdlein herangeblüht, konnte nun der Mutter überall beistehen und, weil sie auch nicht „dumm in den Händen“ war, an Kleidern und Putz selbst anfertigen, wessen das einfache Pfarrhaus bedurfte.

„Liebe Schwester in Christo, wohin bei dem Unwetter?“

„Ach, Herr Pastor, eine arme Witwe geht ihre Marktwege selber; auch muß ich wegen meines kranken Fußes den Arzt in der Stadt zu Rathe ziehen.“

Wer verdenkt ihr die Nothlüge?

Hatte sie doch als kluge Frau schnell errathen, was den Herrn Amtsbruder heute auf die Landstraße führte. Er litt an chronischem Schnupfen und ließ sich ungern den Wind um die Nase wehen; doch eine erledigte Pfründe wirkte allemal belebend auf seinen stets eingenommenen Kopf, denn er hätte gern gewechselt, weil er die immer leere Kirche auf unberechtigte Vorurtheile seiner Gemeinde zurückführte.

„Frau Schwester“, näselte es von neuem aus den wollenen Tüchern hervor, „Sie hinken ja erbärmlich, der Fuß hat den Arzt wohl recht nöthig?“

„Ich werde wohl auf der Straße liegen bleiben müssen in meinem Elend“, seufzte die Großmutter, „denn ich habe in der Eile auch noch ein Paar schlecht passende Schuhe ergriffen, und der Schmerz ist nicht zu ertragen. Ja, wer so ein flinkes Rößlein unter sich hätte!“

Und trotz Wind und Wetter sollte ihr heute doch noch ein Glückstern aufgehen; Lüge und Verstellung schlugen diesmal die goldene Brücke zum Ziel.

„Das ließe sich machen, Frau Schwester. Meine Füße sind mir im Bügel erstarrt, und ich fühle schon, wie mein Schnupfen sich steigert. Der Braune wird auch nicht böse sein ob der leichteren Last“, — und er glitt mit Salbung herab, des guten Werkes sich bewußt, das der schmerzgequälten Frau zu statten kam. Behender, als man von einer lahmen und zum Tode erschöpften Frau hätte erwarten sollen, bestieg vom nächsten Steinhaufen aus die Großmutter den Braunen, der sie dabei verständnisinnig ins Auge faßte. Ob ihn nun wirklich die leichte Last beflügelte, ob er seine hohe Mission ahnte, oder ob die Großmuttter bis dahin ihre Reiterkunststücke verschwiegen hatte: erst schritt er bedächtig neben seinem Herrn her; dann aber fiel er plötzlich in Trab, und der Trab wurde immer rascher trotz des Nachrufens des Zurückbleibenden. Viel Pläne konnte die kühne Reiterin nicht spinnen bei diesem Tempo, welches ihr, obwohl sie es selbst beschleunigt, nachgrade doch etwas ängstlich schnell wurde; wohl ihr, daß die Vorstadt in Sicht kam, wo ihr Pegasus sein gewohntes Unterkommen von selbst aufsuchte. Wer sie absteigen und hastig die Straße entlang eilen sah, schaute ihr verwundert nach bis sie in dem großen grauen Eckhaus verschwand, wo jedoch kein Doctor Sprechstunde hielt.

Erleichterten Herzens, gehobenen Muthes und doch langsameren Schrittes durfte sie den Rückweg antreten; denn auch die verwaiste Gemeinde von W. hatte ihr gutes Vertrauen zu dem Herrn Candidaten H. B. schon an höchster Stelle geäußert, war er doch oftmals als Aushilfsprediger eingetreten und hatte ihre Herzen erwärmt. So wanderte die strenge Großmutter im Sonnenschein des Glückes, Regen und Schnee vergessend, auf den „verpaßten“ Schuhen der alten Heimat zu.

Der geprellte Herr Bruder hat ihr nicht lange gegrollt, denn im Hochsommer hat der Braune manch hochgepacktes Wäglein nach W. geführt und zuletzt das glückstrahlende Mariechen als junge Pfarrfrau.

Und mein Verdienst bei der Geschichte? Die Großmutter hat mit mir wieder lachen gelernt, denn ich bin die älteste Enkelin. A. . a E.

Ein deutsches Handfertigkeit-Seminar zu Leipzig.

Im Dresdener „Volkswohl“ lesen wir:

Im Schoße des deutschen Centralcomite für Handfertigkeit-Unterricht ist der Plan reif geworden, eine Bildungsanstalt für Lehrer dieses neuen Erziehungsfaches zu begründen. Es soll in Leipzig geschehen, wo sich hierfür eine gute und gediegene Grundlage darbietet: die von Dr. W. Götze mit Hilfe der Gemeinnützigen Gesellschaft ins Leben gerufene Schüler-Werkstatt, welche sich des Respects und der Sympathie des dortigen Lehrerstandes rühmen darf, und die auf ihre Lehrer und Geräthe sich stützenden Ferien-Curse für Handfertigkeitlehre in den Sommern 1884, 1885 und 1886. Man braucht die letztere Veranstaltung nur zweckmäßig weiter zu entwickeln, so hat man mit der Zeit das deutsche Handfertigkeit-Seminar.

Eines solchen aber bedarf es, wenn die Sache weiter gehen, wenn schließlich das Ziel erreicht werden soll: daß jedem deutschen Knaben der erziehliche Einfluß und Werth geeigneter, planvoller Handarbeit zur Verfügung steht; — grade wie Schweden und der gesammte scandinavische Norden erst auf den rechten Weg und in tüchtigen schnellen Marsch gekommen ist, seit auf August Abraham's Gute Nääs Otto Salomon in einer Reihe von Sechswochen-Cursen jahraus jahrein Slöjd-Lehrer bildet.

Zwar wird ja seit kurzem auch in sächsischen und preußischen Seminaren Slöjd — oder Sleud, wie man neuerdings den schwedischen Namen für Handfertigkeit zu verdeutschen anfängt — mit den angehenden jungen Lehrern betrieben. Aber theils befindet sich diese Erweiterung eines schon recht stark besetzten Lehrplans doch noch ganz im Zustand der Versuche; theils kann sie ihre Früchte nur sehr allmählich zeitigen, beschränkt sie vorläufig auf ein paar deutsche Landschaften; theils endlich geht sie auch nicht aus dem Schwunge und der Hingebung hervor, mit welcher die begeisterten freiwilligen, selbstergriffenen Förderer einer Reform-Idee zu arbeiten pflegen. Nach Leipzig wird in den Sommer-Ferien künftig Jeder, gleichviel wo er wohnt, gehen und pädagogischen Handwerksbetrieb erlernen können, den erwachtes eigenes Verständnis treibt und die verhältnismäßig geringen Kosten nicht zurückhalten.

Denn zunächst allerdings wird man sich noch an die großen Sommer-Ferien halten, um die schwerere Urlaubs-Frage außer Spiel zu lassen. Während dieser Zeit sollen zu lernen sein: Tischlerei in je zwei auf einander folgenden Vierwochen-Cursen, Holzschnitzerei in einem dritten Curs, Papparbeit in einem vierten. Mit letzterer geht man über den engen und strengen Musterrahmen von Nääs hinaus; aber wie Dr. Götze in der Oster-Versammlung des Sächsischen Landes-Verbandes zu Dresden in Otto Salomon's Beisein mittheilte, hat dieser selbst, seit seine eigenen Söhne heranwachsen, die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit eines solchen Slöjd für die kleineren Knaben begriffen. Für die älteren wird die Holz-Bearbeitung auch in dem holzärmeren Deutschland wohl ihren Vorzug behaupten.

Wächst unter uns die Einsicht in den hohen Werth der erziehlich behandelten Handarbeit auch für Knaben, die der Volkschulen so gut wie die der höheren Schulen, nimmt demgemäß der Zuspruch stetig und stark zu, so hat es keine Schwierigkeit, aus den jetzigen Ferien-Cursen eine Kette von aufeinanderfolgenden Cursen zu machen, die das Jahr mehr oder minder ausfüllen. Wie in Schweden wird dann auch bei uns der gute Wille von Schulbehörden, Rettungs- und Erziehungsanstalten u. s. f. hinreichend entgegenkommen.

An die Spitze des Unternehmens tritt, oder vielmehr es bleibt an seiner Spitze der bewährte, wissenschaftlich und praktisch vollbefähigte Dr. Woldemar Götze. Ihn führen als die Unterzeichner des den Plan darlegenden Ausschuß-Berichtes gleichsam ein bei der Nation zwei hervorragende preußische Förderer der Sache: Director Grunow vom Berliner Kunstgewerbe-Museum und der Landtags-Abgeordnete v. Schenckendorff. So kann von einem „Siege" Sachsens über Preußen keine Rede sein; aber mit Recht kehrt man sich auch nicht daran, daß Leipzig einem der kleineren deutschen Königreiche angehört, sondern wählt die Stadt, in der bisher am meisten zur Einbürgerung dieses aus der Fremde stammenden bedeutsamen Erziehungmittels geschehen ist, und wo die erstrebte Anstalt ihren Leiter, Räumlichkeiten und Werkzeuge, wo sie warme thatbereite Theilnahme in der Lehrerschaft wie bei Vereinen und Behörden findet.

Der Hamburger Knabenhort in Eimsbüttel.

Im Frühling 1883 besprachen auf Anregung der in Hamburg lebenden Witwe Friedrich Fröbel's mehrere Bewohner Eimsbüttels die Gründung einer Anstalt, in welcher solchen armen Kindern, die dessen zu Hause entbehren, ein warmer ruhiger Platz zur Anfertigung ihrer Schularbeiten sowie zu gesittetem Spiel oder anderer Beschäftigung geboten werden sollte. Die Verwirklichung des Planes gelang aber erst im Spätherbst 1884 durch die Gründung eines Ausschusses, welcher aus Mitgliedern zweier in Eimsbüttel bestehenden Communalvereine unter dem Vorsitz des Pastor Dr. Cropp gebildet wurde. Dieser erließ einen Aufruf an die Bewohner und führte eine Haussammlung im ganzen Vorort aus. Die beabsichtigte Einrichtung fand denn auch bei unserer Bevölkerung, besonders in den Kreisen des Mittelstandes einen derart erfreulichen Anklang, daß das Bestehen eines Knabenhortes auf zunächst zwei Jahre bald gesichert erschien. Am 13. April 1885 konnte die begründete Versammlung des damals schon 560, jetzt 601 Mitglieder zählenden Vereins stattfinden. Die schwierige Frage der Wahl eines Leiters für die Anstalt wurde durch die Ernennung des Herrn H. Leptien, Lehrer an der Knaben-Volkschule sehr glücklich gelöst. Am 5. Mai 1885 konnte der erste Knabenhort Hamburgs in einem von der Oberschulbehörde zur Verfügung gestellte Raum des zu Volkschulzwecken gemietheten Hauses Eimsbütteler Chausse Nr. 43 eröffnet werden.

Sehr günstig war dabei der Umstand, daß sich hinter dem Schulhaus ein Spielplatz befindet, auf dem sich die Knaben in fröhlichem Spiele tummeln können, im Sommer vor allem bei verschiedenen Ball- und Wurfspielen sowie Reiftreiben, im Winter mehrere Wochen hindurch mit Schlittschuhlaufen, Glitschen u. s. f. Gleich erfreulich war das Vorhandensein eines kleinen darangrenzenden Gartens, von dem ein Theil unter Leitung des Lehrers gemeinschaftlich bearbeitet wird, und in welchem außerdem jeder Knabe ein eigenes kleines Beet erhielt, das er nach eigenem Belieben bebauen und bepflanzen kann.

Gleich nach der Einrichtung der Anstalt wurden die Knaben, wenn ungünstige Witterung sie im Zimmer zurückhielt, unterwiesen kleine Einrichtunggegenstände und einfache Spielsachen selbst anzufertigen. Spieltafeln, Lineale, Handtuchhalter, ein Riol und Lederbälle wurden in dieser Weise hergestellt, im Spätsommer aber besonders Drachen, zu deren Aufsteigen gemeinsam nach dem großen Exercierplatz gewandert wurde. Als dann der Winter den Aufenthalt im Freien sehr einschränkte, wurden die Arbeiten im Zimmer planmäßig vorgenommen. Es zeigte sich nemlich bald, daß fast alle Kinder der leichten Handarbeit vor dem lange anhaltenden Spiel den Vorzug gaben. Sie folgten mit großem Eifer den Anweisungen, die ihnen außer vom Leiter der Anstalt auch von mehreren Gönnern derselben zu Theil wurden. Frau Fröbel, die trotz ihres hohen Alters den Knabenhort oft besuchte und mit der ihr eigenen warmherzigen Art die Knaben an sich zu fesseln wußte, lehrte sie das Deckenflechten, Frau Dr. Sprung das Nähen derselben und das Wickeln von Kartenschalen, und Frau Horschelt legte zweimal wöchentlich den weiten Weg von Barmbeck her zurück, um sich dem Knabenhort mit großer Hingabe zu widmen. (Diese thätige lehrende Betheiligung von Frauen ist ein neuer Zug in der Geschichte der Knabenhorte.) Die Knaben begriffen das Gezeigte rasch und vollendeten Sachen, die oft die Verwunderung fernerstehender Erwachsener erregten. Die zu der Arbeit erforderlichen Rohstoffe wie Tucheggen, Pappe, Calico, Cigarrenkisten, Knöpfe, Garn, Tuch- und andere Reste u. s. f. u. s. f., erhielt die Anstalt zum Theil geschenkt. Die fertig gestellten, theils für die Knaben selbst und zum Geschenk an ihre Angehörigen, theils zum Verkauf bestimmten Arbeiten wurden vom 18. bis zum 20. December in den Räumen der Anstalt ausgestellt. Die letztgenannten Arbeiten fanden rasch Käufer; auf viele Sachen konnten sogar Nachbestellungen entgegengenommen werden. Die Gegenstände waren vorwiegend Papparbeiten wie Streichholzhalter, Nadelbücher, Nähkörbe, Cigarrenteller, Bürstentaschen, Couvertkasten u. s. f., ferner Kartenschalen und einige Gegenstände aus Holz sowie Polsterarbeit. Nach der Ausstellung erfolgte die Uebergabe der von den Kindern für sich und die Angehörigen hergestellten Gegenstände (Ordnungmappen, Federkasten, Pulswärmer u. s. f.) am 28. auf einer kleinen Weihnachtfeier, die wegen der Beschränktheit der eigenen Räumlichkeiten der Anstalt in der Sonntagschule der Belle-Alliance-Straße stattfand, wo mehrere große Tannenbäume brannten. Bei der Vielzahl der Bescherungen hier und nach dem Vorgang anderer Knabenhorte glaubte der Vorstand auf andere Geschenke für die Knaben mit Ausnahme von Aepfeln und dergleichen ve rzchten zu sollen.

Die tägliche Haus ordnung, wie sie besonders im Winter zur Durchführung kam' ist die folgende: Nachdem Mittwochs und Sonnabends um fünf, an den übrigen Wochentagen um vier Uhr die Knaben sich eingefunden haben, werden zuerst die Schularbeiten gemacht, hierauf ei= Becher Milch getrunken, wozu meist ein von Hause mitgebrachtes Bu tterbrot genossen wird, und dann bei günstiger Witterung im Freien, sonst im Nebenzimmer freie Bewegung im Spiel und in Turnübungen gesucht. Hierauf werden Montags und Sonnabends Decken geflochten, Dienstags, Donnerstags und Freitags ein zusammenhängender Lehrgang im Pappen durchgeführt, am Mittwoch dagegen Märchen erzählt oder vorgelesen, Räthsel gelöst u. s. f., auch Lieder eingeübt, von denen bald dieser bald jener Knabe selbst während der Handarbeitstunde eins anstimmte, so daß die fleißigen Hände unter fröhlichem Gesang lustig schafften. Natürlich wird auf das verschiedene Alter der Kinder Rücksicht genommen und werden die Kleineren auch während eines Theils der Zeit, wo die Größeren Handarbeit oder ihre Schulaufgaben machen, mit Bauen, Figurenlegen u. dergl. beschäftigt, wozu hinreichend Baukästen u. s. f. in der Anstalt vorhanden sind. Gleich im Anfang wurde ferner den Kindern gezeigt, wie man Knöpfe an Kleider näht, Stiefel putzt und Kleider reinigt. Auf reinliche Erscheinung der Kinder an Gesicht und Händen wie in der Kleidung wurde stets strenge gehalten und bei der ersten Einrichtung Waschgeschirr und Bürsten angeschafft. Um sieben Uhr verlassen die Kinder die Anstalt.

Die Eröffnung der Anstalt fand zunächst mit nur 15 Knaben statt. Bei der Auswahl derselben zeigte sich sogleich, in welch übergroßer Zahl es auch in diesem Vorort der großen Stadt Knaben gibt, die außerhalb der Schule jeder Aufsicht entbehren. Die Kinder von Müttern, welche als Witwen oder von ihren Männern Verlassene sich und ihre Kinder durch Arbeit außerhalb des Hauses ernähren und die deshalb nothgedrungen ihre Kinder fast den ganzen Tag sich selbst überlassen müssen, wurden vorzugsweise gewählt. Außer der Bedürftigkeit und der Ungunst der häuslichen Verhältnisse wurde auch die Würdigkeit der Kinder bei der Zulassung in Betracht gezogen; Verdorbene wurden durchaus ferngehalten, da der Knabenhort dem Verderben vorbeugen, aber keine Besserungs-Anstalt sein will. Manche Kinder, für die der Hort ein Segen gewesen wäre, konnten nicht aufgenommen werden, weil auch sie schon Geld verdienen mußten. Im Laufe des Jahres verließen zwar einige Kinder, deren Eltern verzogen oder die anderweitig entlassen wurden, die Anstalt, auch mußten zwei wegen grober Untugenden entlassen werden; durch weitere Aufnahmen vergrößerte sich indessen nach und nach die Zahl der Zöglinge, so daß zu Neujahr 30 Knaben in der Anstalt waren, bei welcher Zahl stehen geblieben werden mußte, weil der Raum weitere Aufnahmen nicht zuließ. Diese 30 Knaben stehen im Alter von 7—12 Jahren und gehören 24 Familien an; 8 haben einen Vater, in 11 Familien ist der Vater gestorben oder die Mutter ist von demselben geschieden, und die Väter von 7 Kindern haben deren Mütter böswillig verlassen. Der Zudrang von Kindern, die in den Hort aufgenommen zu werden wünschen, wächst jemehr derselbe bekannt wird. Nicht allein bitten die Mütter darum, sondern auch die Knaben selbst melden sich aus freiem Antrieb, versuchten sogar zu verschiedenen Malen sich unangemeldet einzudrängen. Der Gesundheitzustand der Zöglinge war ein verhältnißmäßig günstiger. Das Betragen derselben hat sich nicht nur in der Anstalt selbst, sondern nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler Angehörigen auch im Hause seit ihrem Eintritt in die Anstalt merklich gebessert, und gibt zu Tadel nur höchst selten Anlaß.

Die Armenhäuser.

So viel ich auch schon über die Armen und die Armenpflege gelesen habe, — über die Einrichtung der sogenannten Armenhäuser, in welchen die Gemeindeverwaltungen die Ganzverarmten unterzubringen pflegen, habe ich noch keinen ausführlichen Aufsatz gefunden, ich meine einen solchen in welchem über die verschiedene Art der Einrichtung berichtet und die zweckmäßigste hervorgehoben wäre. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Armenhäuser ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen, denn hier wohnen Personen, die meist durch eigne Schuld so weit heruntergekommen sind, daß sie nicht mehr für eigene Wohnung sorgen können, und hier wächst ferner ein Geschlecht heran, dem geschenktes und erbetteltes Brot besser schmeckt als erarbeitetes.

Es giebt Städte, welche kein Armenhaus haben. Als ich den Bürgermeister eines solchen Ortes fragte, wie er ohne ein solches auskomme, sagte er: „Besser als andere Städte mit einem solchen. Wir würden durch ein derartiges Haus nur noch mehr Arme herbeilocken, als wir schon haben; wer aber wirklich bei uns unbemittelt ist, für den bezahlen wir die Miethe." Es fehlt mir die Erfahrung, um ein Urtheil über diese Ansicht abgeben zu können, ich bin aber überzeugt, daß der kleine Ort, für den dieser Ausspruch galt, ohne ein Armenhaus gut auskommt. Die meisten Städte dagegen haben bei uns ein solches, und jedenfalls infolge eines allgemein gefühlten Bedürfnisses. Hier erhalten ganz heruntergekommene Leute Wohnung, bisweilen auch Heizung. Vereinzelt findet sich auch die Einrichtung, daß ein größerer Raum, der allen Insassen die Möglichkeit des Aufenthalts gewährt, auf städtische Kosten geheizt wird, während die Erwärmung des eigenen Zimmer jedem Bewohner zufällt. Welche Leistungen — so darf man fragen — fordert das Gemeinwesen für die so gewährten Unterstützungen? So viel ich weiß, werden solche wirklich von den also bedachten verlangt; sie bestehen wohl meist in der Leistung leichterer Arbeit, wie der Reinigung öffentlicher Plätze u. dergl.; allein nur da wo eine strenge Zucht herrscht, werden diese Arbeiten so ausgeführt, daß sie wirklich einen Ersatz für die Wohltaten gewähren. Denn vielfach muß die Stadt zu der Wohnung noch andere Aufwendungen machen, nemlich Geld oder Essen hinzufügen. Die Darreichung von warmen Speisen ist gewiß für viele dieser Armen wünschenswerth, vielleicht gar nothwendig, die Gewährung von Unterstützungen in barem Gelde halte ich aber für falsch, es müßte dasselbe denn durch wirkliche Arbeitsleistungen verdient sein. Denn wie hätten solche Leute, welche im Armenhause wohnen, Lust zum Sparen? Daher ist der Tag, wo die Stadtcasse die klingende Münze zahlt und wohl gar noch ein mildthätiger Verein etwas hinzufügt, für die Armenhäusler ein lustiger Tag, welcher über den Jammer des Daseins hinweghilft. Der billige Brantwein gestattet ja nicht bloß dem Manne sondern auch der Frau sich ein Räuschchen anzutrinken.

Ich könnte diese Schilderung erweitern, indeß es mag genügen. Noch einmal sei hervorgehoben, daß die Einrichtung der Armenhäuser die vollste Aufmerksamkeit verdient, besonders mit Rücksicht auf das dort heranwachsende Geschlecht. Vielleicht ist eine Sonderung der Arbeitsfähigen und der Arbeitsscheuen das beste; jene sollte man, meine ich, ins Spittel schicken, diese zur Arbeit nöthigen. C. Blasendorff. *)

*) Der Herausgeber gibt anheim, Auskunft oder Stoff gradeswegs an Herrn Oberlehrer Dr. Blasendorff in Pyritz zu senden.

Die Verpflegungstellen für Arbeit- und Mittellose.

Mit dem ihm wohlanstehenden sittlichen und bürgerlichen Muthe trug Pastor v. Bodelschwingh auf der dritten Jahresversammlung des Centralvorstandes deutscher Arbeiter-Colonien am 17. Februar zu Berlin ungefähr folgendes vor:

„Drei Thatsachen stehen fest: 1. Es gibt jederzeit nicht nur schuldige, sondern auch unschuldig Arbeitlose, die zugleich ohne Subsistenzmittel sind; zum Beispiel setzt der Anfang jedes Winters eine große Masse von Erdarbeitern arbeitlos auf die Straße, mit ihnen eine große Menge von Handwerkern, deren Handwerk im Winter nicht geht: Maurer, Anstreicher u. s. f. Wenn auch zuzugeben ist, daß ein Theil derselben schuldig ist, wenn sie sich für die Winterzeit nichts erspart haben, so lassen sich doch Beweise genug finden, daß gewissenlose Unternehmer solcher Arbeiten dafür sorgen, daß der ganze Verdienst über der Arbeit aufgezehrt wird.

Es steht 2. fest, daß auch unter diesen Arbeitlosen eine große Menge gezwungen werden sich auf die Wanderschaft zu begeben und draußen Arbeit zu suchen, und es ist ja auch als eine Barmherzigkeit zu rechnen, daß die Freizügigkeit solchen Verhungernden erlaubt sich anderwärts nach Arbeit umzusehen, deren Heimatort oft völlig außer Stande ist sie zu ernähren.

Es steht 3. aber auch ebenso fest, daß diese unschuldig Arbeitlosen in einem sehr großen Theile des deutschen Vaterlandes keine andere Behandlung erfahren als die schuldig und muthwillig fahrenden Bettler, welche keine Arbeit annehmen wollen, d. h. man zwingt sie zum Betteln, wenn sie nicht verhungern wollen, und verhaftet und bestraft sie danach. Diese ungesetzliche That, einen bis dahin fleißigen, unbescholtenen, arbeitsuchenden Menschen, der in richtiger Weise an richtiger Stelle seine Noth anmeldet (also bei der Ortsbehörde), zum Betteln zu zwingen, gehört zu den grausamsten und unmenschlichsten Martern die ich kenne, und ist in vielen Fällen von den furchtbarsten Folgen begleitet. Ich verweise heute nur

auf die aus langjähriger Erfahrung geschöpften Ausführungen des Polizeirath Jagielski. Die Beweise können reichlich geliefert werden, daß solche Menschen in ihrer Verbitterung in der Schule der Schnapswirthe und Polizeigefängnisse in nicht zu ferner Zeit zum Correctionshause hinuntersinken. Die Correctionäre sind aber fast ausnahmslos tiefer gesunken als die Zuchthaussträflinge, und bei Todschlägern, wie uns deren mehr als einer aus den Zuchthäusern zugekommen sind, ist mehr Hoffnung auf dauernde Besserung, als bei den einstmals auf die Bettelstraße gezwungenen und auf derselben versunkenen Correctionshäuslingen. Ich sage darum mit ruhiger Ueberlegung nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die That einen arbeitsamen Menschen auf die Bettelstraße zu werfen in ihren Folgen schlimmer ist als ein Mord. Und solche, dem Gesetz ins Angesicht schlagende Mordthaten geschehen alle Tage in nicht geringer Zahl in unserem Vaterland.

Sind nun diese grausamen Thaten zu vermeiden oder nicht? Ein Blick auf die im Auftrage des Ministers des Innern von Assessor Evert angefertigte Karte nebst der dazu gegebenen Statistik beweist 1) daß die Abhilfe für die welche sich helfen lassen wollen, wirklich möglich ist; ja ich behaupte, es kostet mindestens zehnmal mehr, einen solchen Menschen gründlich zu Grunde zu richten, als ihn rechtzeitig vor dem Verderben zu schützen; 2. daß trotz aller dieser Beweise der möglichen Hilfe und trotz aller liebreichen Ermunterung seitens des Ministers und der höheren Verwaltungsbeamten etwa die Hälfte Preußens sich noch gegen diese mögliche Hilfeleistung verschlossen hat.

Diejenigen Provinzen, welche ein annähernd einheitliches System von Verpflegungsstationen aufgerichtet haben, sind ziemlich auf die Hälfte der früheren Correctionäre heruntergesunken, während solche Provinzen, die wenig oder nichts gethan haben, bedeutend an Correctionären zugenommen haben, und es ist hierbei noch in Betracht zu nehmen, daß thatsächlich in den ersteren Provinzen gleichzeitig mit der Einführung der Stationen ungleich schärfer verhaftet worden ist als vorher, weswegen auch die gewiß nicht zufällige Thatsache eintrifft, daß selbst in diesen Provinzen, wo die Correctionäre bis fast auf die Hälfte gesunken sind, die zum dritten und vierten Mal Verhafteten noch zugenommen haben, während sonst grade diese Classe alle Kniffe kennt sich der Correctionshaft zu entziehen.

Man darf aber auch nicht annehmen, daß da wo die Karte durch die dunkelste Farbe die vollendetste Ordnung anzeigt, schon alles geordnet sei; das ist keineswegs der Fall. Auch hier herrscht vielfach noch organisirte Unordnung. Die traurigsten Berichte liegen mir darüber vor: zum Beispiel zeigte sich, daß von 108 Herbergen zur Heimat (von 221 wurde Bericht erbeten), die auf diesen Bericht geantwortet haben, bisher erst 62 mit Verpflegungsstationen verbunden waren, und zwar meist lediglich aus dem Grunde, weil an den betreffenden Orten gar nichts für die mittellosen Reisenden geschieht. Nur in 7 dieser Herbergen fand auch Sonntagsverpflegung statt. Im weitaus größten Theile der auch bereits eingerichteten Stationen zwingt man die Leute noch Sonntags zum Betteln. Unter 12 Hausvätern der Herbergen z. H., die auf einer Conferenz versammelt waren, waren nur 2, welche sagen konnten, daß in ihren Städten die Reisenden Sonntags nicht zum Betteln gezwungen seien. Ebenso schlimm ist es mit dem Mittagbrot. Die Statistiken der meisten Verpflegungsstationen zeigen, daß höchstens $\frac{1}{4}$ der Wanderer überhaupt Mittagbrot erhalten. Dies liegt darin daß man dieselben, was ja durchaus nöthig ist, arbeiten läßt, aber sie dann zu einer Zeit von der Station entläßt, daß sie die nächste am Vormittag nicht mehr erreichen können. Es ist bis jetzt meistentheils Sitte, daß morgens etwa von 8 bis 10 Uhr gearbeitet wird, und dann gehen die Leute, ohne nach dem Morgenkaffee eine weitere Erquickung empfangen zu haben, von der Station fort. Da nun die nächste Station erst Nachmittags zu erreichen ist, wo kein Mittagbrot mehr zu haben, so bringen sie lieber die freie Zeit bis zum Abend jetzt auf dem Pilgerwege zu mit der ihnen willkommenen Entschuldigung, daß sie sich das Mittagbrot doch betteln müßten, da sie ja unmöglich von Morgens früh bis zum Abend mit einem oft sehr dürftigen Stück Brot aushalten könnten; was richtig ist. Ganz besonders schlimm steht es fast durchgehends in den großen Städten, wo die Organisation bei weitem am leichtesten wäre In diesen muß fast durchgehend noch gebettelt werden.

Außerdem bestehen noch die wechselndsten und willkürlichsten Maßregeln an den Orten, wo wirklich etwas geschieht. Vielfach liegt die Entscheidung, ob unterstützt werden soll oder nicht, in der Hand ganz untergeordneter und höchst urtheilsloser Personen, und diese entscheiden vielfach wiederum nach den vorgezeigten Papieren. Bei anscheinend schlechten Papieren wird einfach der Mann zum Betteln verdammt, während man doch umgekehrt annehmen darf, daß der ein Ausbund von Ehrlichkeit ist, der gründlich schlechte Papiere vorweist. Denn trefflichst nachgeahmte gute Papiere sind überall für billigen Preis zu kaufen. Es gibt bei den zur Unterstützung verpflichteten Behörden Anweisungen dieser Art: „Die sechs Ersten, die sich melden, bekommen etwas, die sechs Anderen bekommen nichts.“ Oder: „Vom 1. October bis zum 1. April wird unterstützt, von da ab nicht mehr.“ Auch werden die allerabweichendsten Regeln darüber aufgestellt, wie lange man aus der Arbeit sein muß und wie lange man aus der Arbeit sein **darf**, um eine Unterstützung zu erhalten, und werden die Grenzen oft so knapp gesetzt, daß dieselben bloß als Entschuldigungsgrund dienen können, einen arbeitlosen Mittellosen zum Betteln zu zwingen. Auch folgendes kommt vor, und zwar an nicht wenig Orten, und dies ist fast das widersinnigste und tollste von allem: es ist eine Verpflegungsstation mit Arbeitforderung eingerichtet, z. B. mit Steinklopfen, und der betreffende Mittellose erbietet sich so lange zu klopfen, als man nur irgend verlange, wenn man ihm nur für eine Nacht das Nöthige gewähren wolle — aber nein, man gewährt ihm nicht so viel, als der betreffende Hausvater für die Verpflegung fordern muß, wenn er nicht seinerseits seinen Vorstand betrügen will, so daß der arme Gast trotzdem zum Betteln gradezu gezwungen ist.

Fasse ich alles zusammen, so glaube ich nicht, daß in Deutschland jetzt mehr als ein Drittel der arbeitlos wandernden Bevölkerung so versorgt sind, daß sie nicht zum Betteln gezwungen sind. Ist dies richtig, so sind die erreichten Resultate inbezug auf die Abnahme der Correctionäre und des ganzen Bettelwesens freilich schon groß genug. Auf der anderen Seite ist die Gefahr des Rückschrittes aber auch wieder sehr groß. Verschiedene einzeln stehende Kreise, in welchen die Landräthe alles aufbieten um eine bessere Ordnung zu schaffen, werden durch Nachbarkreise unterdrückt, in denen man nichts thun will, indem die zu fernerem Betteln entschlossenen Wanderer diese Kreise für ihre Nachtquartiere aufsuchen, um dann auf den Grenzen der Nachbarkreise wieder weiter zu betteln. Auch liegt, auf das ganze Werk gesehen, eine schwere Ungerechtigkeit vor, nicht bloß gegen jene Unschuldigen, die nur gesetzwidrig in den giftigen Vagabundenschlamm hineingepreßt werden, sondern auch gegen alle diejenigen welche sich mit allem Ernst bemühen, diesem Unrecht ein Ende zu machen. Nach dem Gesetz sollte ja freilich jede einzelne Gemeinde die Verpflegung nur auf Kosten der unterstützungverpflichteten Gemeinden übernehmen. Die neue Einrichtung besteht dagegen auf der stillschweigenden Uebereinkunft, daß jede Gemeinde die landfremden mittellosen Reisenden auf eigene Kosten unterstützt, dafür aber nicht noch zugleich für ihre eigenen, in der Fremde befindlichen Wanderer herangezogen wird. Augenblicklich ist der thatsächliche Zustand nun dieser, daß die eine Hälfte Deutschlands die Pflege dieser Heimat- und Arbeitlosen auf eigene Kosten übernimmt, ohne die gesetzlich Unterstützungverpflichteten heranzuziehen, während die andere Hälfte sich einfach jeder gesetzlichen Verpflichtung entzieht, die mittellosen Wanderer zum Betteln zwingt, und dazu alle, die

durch dies ungesetzliche Verfahren im Elend zusammenbrechen, auch noch der Heimatsgemeinde auflastet, die bereits ihre volle Schuldigkeit gethan. Bei weitem das schlimmste ist, daß dadurch auch immer noch in großartigem Maßstab neue Vagabunden erzogen oder alte in ihrem bösen Wesen erhalten werden, welche natürlich in jedem Augenblick bereit sind, auch in das ihnen abgestrittene Gebiet wieder einzubrechen und dieses wieder zu verwüsten, sobald hier die Zügel ein wenig locker gelassen werden und eine Ermattung eintritt. Und diese Ermattung wird eintreten, wenn nicht ganz entschlossene Hilfe uns in unserem Kampfe zutheilwird. Ja sie ist hier und da bereits in bedauerlichem Maße eingetreten.

Der Minister hat sicherlich bis dahin gewiß die richtige Straße darin eingehalten, daß er sich ganz auf den Boden der Freiwilligkeit gestellt und seine Verwaltungbeamten nur ermuntert hat auf diese neue Ordnung einzugehen, und über den Fortgang der Sache treulich Bericht erfordert. Denn die Errichtung von Verpflegungstationen durch Communalverbände kann ja nicht gesetzlich gefordert werden. Es ist das ja nur ein Ausweg, wie dem Gesetz genügt werden kann, wenn man will. Wir können dem Minister gar nicht dankbar genug sein für die uns bisher gewordene kräftige Unterstützung. Namentlich ist die erwähnte Karte über die Verpflegungstationen ein außerordentlich kräftiges Mittel, die Zurückbleibenden endlich zu gleichem Eifer anzuspornen. Dennoch glaube ich nicht, daß wir allein auf diesem Wege zum Ziele kommen. Einerseits ist die Gleichgiltigkeit einer großen Anzahl von Verwaltungbeamten gegen das Elend der Arbeitlosen und die Neigung sie alle unterschiedlos als böswillige Stromer zu behandeln unüberwindlich groß. Auf der andern Seite ist es aber auch richtig, daß mehr als Ein eifriger Landrath und Bürgermeister mit seinen Versuchen, denselben Weg einzuschlagen, an der Gleichgiltigkeit der Gemeindevertretungen scheitert, die sich dagegen sträuben. Auch diese Fleißigen bedürfen der Unterstützung. Darum ist es meine Meinung, daß es hoch an der Zeit sei, der freundlichen Mahnung nun auch den Ernst der Forderung auf Grund des Gesetzes hinzuzufügen, und alle widerstrebenden Gemeinden, welche sich in diese neue Ordnung nicht schicken wollen, mit aller Strenge auf § 28 des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz und die oben angegebenen Entscheidungen des Bundesamtes festzunageln. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Forderungen des Gesetzes und dessen Auslegungen durch das Bundesamt äußerst schwierig sind, so sind dieselben doch keineswegs Unsinn und reine Unmöglichkeit, wie vielfach behauptet wird, sondern bei gleichmäßiger, mit energischer Strenge vorgenommener Durchführung immer noch unvergleichlich billiger und jedenfalls unvergleichlich barmherziger, als das jetzige ungesetzliche Hinabstoßen unschuldiger Arbeitloser in den Vagabundenschlamm. Man nehme doch nur an, daß jede einzelne Gemeinde auf Grund des Gesetzes unerbittlich gezwungen würde, eine kleine Baracke (wenn das Spritzenhaus nicht reicht) zu einem Nachtquartier einzurichten, einen Holzhaufen oder Steinhaufen daneben zu fahren und jedem einzelnen Hilflosen, der sich an den Ortsvorstand wendet, hier so lange gegen strammste Arbeit Quartier, Brot und Kleidung zu gewähren, wie die besonders wichtige Entscheidung des Bundesamtes vom 25. Februar 1876 es fordert, bis die entstehenden Mehrkosten von der Heimatgemeinde erstattet würden; sollte das wirklich unausführbar sein? Sehr viel kostspieliger, sehr viel zeitraubender als die jetzige Organisation allerdings, aber unmöglich keineswegs. Ja, es würde selbst dadurch sofort der größte Theil der Gemeinden völlig befreit sein von jeder Bettelplage, und es würde überdem die Schreiberei dadurch auch nicht groß werden, weil nur wenige der so Unterstützten auf die Entscheidung aus der Heimat warten würden; sie würden vielmehr freiwillig verschwinden.

Ich glaube darum, daß wir bei dem Puncte angelangt sind, wo wir den Minister getrost bitten dürfen, einen kräftigen Schritt vorwärts zu gehen und auf Grund des Gesetzes der Bitte und Mahnung auch den Zwang hinzuzufügen. Würde mir der Minister den Auftrag ertheilen, den Erlaß an die Verwaltungsbehörden auszuarbeiten, so würde derselbe ungefähr so lauten:

„Durch meine wiederholten Ermunterungen, durch Einrichtung von Verpflegungstationen in geeigneten Entfernungen dem § 28 des deutschen Reichsgesetzes gerecht zu werden, hat, wie anliegende, in meinem Auftrage ausgeführte Arbeit nebst Karte beweist, sich ein sehr großer Theil der preußischen Städte und Kreise entschlossen diese Einrichtung eintreten zu lassen- und es sind, wo gründlich vorgegangen und bei wirklich ausreichender Pflege stramme Arbeit gefordert ist, die Erfolge sehr erfreulich. Nicht nur tritt dadurch eine sehr bedeutende Ersparnis und Erleichterung für unsere eingesessene Bevölkerung ein, sondern, was viel wichtiger, es werden nicht immer neue Scharen unschuldig Arbeitloser auf die hoffnungslose Bahn des Vagabundenthums gestoßen, und die Zahl der Verhafteten und zum ersten Mal zur Correctionshaft Verurtheilten nimmt bedeutend ab. Zu meinem Bedauern muß ich auf der anderen Seite aber aussprechen, daß noch fast die Hälfte der preußischen Kreise sich trotz dieser wiederholten Mahnungen nicht in diese neue Ordnung haben schicken können. Nicht allein fährt man fort, die ungesetzliche und höchst unbarmherzige Unordnung festzuhalten, einfach jeden mittellosen, arbeitlosen Landfremden auf den Bettel zu verweisen und ihn also zu erniedrigen, sondern man schädigt auch dadurch in hohem Grade diejenigen Theile der Monarchie, welche sich ernstlich bemüht haben dem Unwesen ein Ende zu machen, und stellt die ganze angefangene Arbeit wiederum ins ungewisse. — Um allen denjenigen Verwaltungsbehörden die nöthige Energie zu geben, die ihnen entgegenstehenden Widerstände zu überwältigen, mache ich hiermit darauf aufmerksam, daß zwar keine gesetzliche Vorschrift die organische Versorgung der Landfremden durch gemeinsame, von den Communalverbänden eingerichteten Verpflegungsstationen fordern kann, aber alle diejenigen Gemeinden, welche sich dieser Ordnung anzuschließen weigern, angehalten werden können, auf Grund des Gesetzes jeden Mittellosen und Arbeitlosen auf ihre Kosten so lange zu unterhalten, bis der betreffende Armenverband die Entschädigung erstattet hat. Ich ersuche hiermit alle königlichen Regierungen, die gemeinsame Weisung an alle verpflichteten Gemeindevertretungen ergehen zu lassen, daß sie sich sofort schlüssig machen, ob sie den neuen Ordnungen beitreten und die nöthigen Mittel dazu bewilligen wollen, oder nicht; im letzteren Falle aber die widerstrebenden Gemeinden mit den energischsten Mitteln anzuhalten, die gesetzlichen Bestimmungen des Reichsgesetzes § 28 nach den Auslegungen des Bundesamtes zu befolgen. Es sind hierbei vor allen Dingen sämmtliche Bürgermeister, Amtleute und Ortsvorstände darauf aufmerksam zu machen, daß in keinerlei Weise die Versorgung der landfremden Arbeitlosen dem Belieben der sog. Antibettelvereine überlassen werden kann, sondern daß die letzte Verantwortung, ob hier ein unschuldiger Mensch ins Elend gestoßen wird, stets auf die Ortsbehörde fällt, und daß ich, wenn auch das Gesetz nicht die nöthige Bestrafung eintreten lassen sollte, es doch als eine der schwersten Pflichtverletzungen ansehe, deren sich ein königlicher Beamter schuldig machen kann, wenn er in solcher Weise einen unschuldigen Staatsbürger durch Hunger und Noth zur Gesetzesübertretung zwingt. Diese Pflichtverletzung ist doppelt schwer, weil in sehr vielen Fällen durch dieselbe ein solcher Unschuldiger, dauernd und unrettbar auf die Lasterstraße gestoßen, das Heer derjenigen Verbitterten vermehrt, welche mit Absicht und Bewußtsein an dem Umsturz aller bestehenden Ordnungen arbeitet. Soviel schlechter derjenige ist, der einen Anderen in den Morast stößt, als derjenige der in den Morast gestoßen wird, um so viel schlechter muß ich jeden Verwaltungsbeamten ansehen, der solche ungesetzliche That begeht, als den aus Hunger und Noth zum Betteln gezwungenen und zum Gefängnis verurtheilten Arbeitlosen.“

Die Kinderheilstätte auf Norderney

ist ein solcher selbsterworbener Schatz der Nation, unserm ehrwürdigen Kaiser an der Spitze, daß man keine Befleckung ihres jungen Rufes dulden darf. Vor kurzem waren ungünstige Gerüchte über ihren Zustand bis in ärztliche Kreise Bremens gedrungen, die wir nicht unbeachtet weiter umlaufen lassen wollten. Eine Erkundigung an zuverlässigster und nicht unmittelbar verantwortlicher Stelle hat uns folgende erfreuliche Auskunft vom 27. Juli verschafft:

„Daß das See-Hospiz in seinen baulichen Nebenräumen (Pferdestall, Magazin u. s. f.) noch nicht ganz vollendet, ist richtig; aber so weit die Fürsorge für die Gesundheit der Kinder in Betracht kommt, kann ich mit gutem Gewissen den erwähnten Gerüchten entgegentreten. Die letzteren stammen wohl von einigen Müttern, welche Mitte Juli ihre Kinder hierherbrachten. In jenen Tagen, wo etwa 70 Kinder abgingen und 200 neue Kinder einrückten, mögen ja leicht einige Störungen in der sonst streng geregelten Tagesordnung vorgekommen sein, und solche Abweichungen werden dann von den dem Wirrwarr zuschauenden Angehörigen nicht selten als Zeichen allgemein herrschender Unordnung aufgefaßt, vergrößert und verbreitet. Jetzt ist der Betrieb in bester Ordnung, das Pflegepersonal vergrößert und geschult, und ich hoffe zuversichtlich, daß die Kinder am Schlusse der zweiten Cur-Zeit die gleichen erfreulichen Früchte für ihre Gesundheit geerntet haben werden, wie es bei den Kindern der ersten Cur-Zeit der Fall war. Es wäre eine Ueberhebung, wenn man leugnen wollte, daß die Einrichtungen nicht noch verbesserungsfähig seien, und alle Betheiligten werden gewiß diese Frage an der Hand der zu sammelnden Erfahrungen ernstlich in Erwägung ziehen; was aber kaum übertroffen werden kann, das ist der Eifer und die Hingebung des Arztes wie des Pflegepersonals.“

Allerlei Gemeinnütziges.

Otto Gildemeister bespricht im Juli-Heft der Deutschen Rundschau den *Kampf gegen die Fremdwörter*, nicht ohne Bedenken, aber doch mehr förderlicher als hemmender Weise, wie sich von einem so wohlmeinenden und grade in Sprachfragen so besonders einsichtvollen und erfahrenen Manne nicht anders erwarten ließ. Vielleicht haben nur zufällige Anfangs-Eindrücke ihn ein wenig gegen die Bewegung verstimmt; vielleicht fürchtet er auch was garnicht ernstlich droht, unterschätzt was zu diesem Reinigungsverfahren nöthigt. Wir sind überzeugt, daß die praktischen Leiter nicht viel weiter oder ungedeckter sich vorwagen werden als er zuläßt. Die socialpolitische Wichtigkeit thunlichster Beschränkung auf den Gebrauch stammdeutscher Wörter kann Jemand der immer nur in gebildeter Gesellschaft verkehrt und für dieselbe schreibt und spricht, schwer hoch genug anschlagen. Wenn O. Gildemeister endlich andre Sprachsünden nicht ohne Grund noch unleidlicher findet als das entbehrliche Fremdwort, so sei bemerkt, daß das aufgebotene freie Heer sich „allgemeiner deutscher Sprachverein“ nennt und keineswegs einfürallemal mit der Jagd auf die herübergedrungenen Schmuggler begnügen, sondern nach deren Erledigung im großen und ganzen der Muttersprache noch manche weitere Dienste leisten will. Warum tritt also ein Mann wie der allanerkannte Uebersetzer Shakspeare's, Byron's, Ariost's und Dante's, der Verfasser sovieler ausgezeichneter Leitartikel der Weserzeitung dem Verein zu solchem Behuf, um dessen Wirksamkeit auszudehnen und ihn bei rechten Maß und Tacte zu erhalten, nicht lieber selbst bei?

Gemeinnütziges Verdienst wird nachgrade Gegenstand der *Dichtung*. In Ernst Wichert's eben erschienener lebensgetreuer Erzählung „Aus verstreuter Saat“ (Leipzig, Carl Reißner) findet sich der so tüchtig und vielseitig um das Wohl der Armen bemühte Polizeirath Jagielski zu Königsberg zwar nicht mit seinem Namen aber mit seinem Titel unverkennbar vorgeführt als die originelle Persönlichkeit welche er ist, und sein Titel ist sogar alles was er im Roman von Benennung hat, denn dies ist allerdings ein Polizeirath wie er sein soll, — oder „wie er im Buche steht“, kann man fortan nun sagen. Ein anderer wohlgesinnter „Polizeirath“ hat hauptsächlich das so werthvolle Arbeiterheim in Bremerhaven gegründet. In Wiesbaden steht der königliche Polizei-Präsident vollthätig, in einem keineswegs eng polizeilichen Sinne, an der Spitze der öffentlichen Mäßigkeitarbeit. Es werden solche Männer sein, die dem lange gescheuten und verabscheuten Namen der *Polizei* allmählich auch in der Vorstellung des Volks einen neuen erfreulichen Begriff unterschieben.

In *Pyritz* sind für das vergangene Jahr bei den vier Sammelstellen der *Pfennigsparcasse* auf 2434 Einlagen ℳ 3889 75 eingezahlt. Die Inhaber der Sammelstellen haben bei der städtischen Sparcasse auf 756 Einzahlungen ℳ 3744 zinstragend angelegt und außerdem an 112 Mitglieder ℳ 164 65 zurückgezahlt. 90 Mitglieder sind ausgeschieden, dagegen 127 der Casse neu beigetreten. In den 3 1/3 Jahren ihres Bestehens hat die Pfennigsparcasse ℳ 11161 Einlagen und ℳ 14374 90 Einnahme zu verzeichnen gehabt. Die Höhe der einzelnen Einlagen betrug bei 235 je 5 Pf., bei 871 je 10 Pf., bei 294 je 15 Pf., bei 992 je 20 Pf., bei 504 je 25 Pf., bei 2825 je 30 bis 50 Pf., bei 2366 je 55 Pf. bis 1 ℳ und bei 2692 Einlagen bis 5 ℳ. Der städtischen Sparcasse sind von dieser Summe durch 2761 Einzahlungen 13217 ℳ für die sparenden Mitglieder und ℳ 516 30 überwiesen, deren Zinsen dem Verein gut geschrieben werden. Die Rückzahlungen direct von den Sammelstellen betrugen ℳ 618 50. Aus den Zinsen derjenigen Beträge welche vom Verein so lange für sich zinstragend angelegt werden, als sie nicht einzeln die Höhe von bisher 3 und jetzt 5 ℳ erreicht haben, ist ein Rückhalt gebildet.

Elternhaus und Schule in Siebenbürgen. Von dem regen Gemeinschaftleben unter unseren deutschen evangelischen Stammesgenossen zu *Kronstadt* in Siebenbürgen geben die uns gütigst zugesandten „Kronstädter Schulmittheilungen“ und das Programm der dortigen evangelischen Mädchenschule aufs neue erfreuliche Kunde. Auf Einladung des Stadtpfarrers Franz Obert haben seit October 1883 regelmäßig wiederkehrende Besprechungen der Lehrer mit der Schulgemeinde im Mädchenschulsaal stattgefunden, jedesmal im Anschluß an einen Vortrag, welcher eine die Erziehung berührende Frage behandelte: so z. B. den Nutzen eines derartigen Gedankenaustausches zwischen Eltern und Lehrern, Jugendlectüre, Naturbeobachtung, öffentliche Jugendspielplätze, Schulaufgaben, Mädchenturnen, Kindergärten. Richtig geleitet müssen solche Abende dem der Schule und dem Hause gemeinsamen Werke außerordentlichen Nutzen bringen. Mit der Mädchenschule sind verschiedene Fachlehrgänge zur Ausbildung für kaufmännischen und gewerblichen Beruf verbunden, welche gut benutzt zu werden scheinen.

Redigirt von *Mathilde Lammers* in Bremen.

Inhalt:

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. *Roussell*, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

№ 32. Sonntag, 8. August. 1886.

Städter auf dem Lande.

Inmitten der schönen Jahreszeit, da Tausende von Städtern „sich lüften," wie man verständlich genug und passend das Reisen zur Erholung oder Auffrischung nennen könnte, — da die Stadt sich leert und das Land an immer zahlreicheren Puncten sich überfüllt, lohnt es wohl ein wenig nachzudenken über die mancherlei neuen Beziehungen, die sich hiedurch zwischen Stadt- und Land-Bevölkerung angeknüpft haben. Sie sind durchaus nicht einseitig, wie man denken könnte; der Landmann bleibt den Städtern seinen Gegenbesuch nicht schuldig. Er kommt nur selbstverständlich zu einer anderen Zeit, dann wenn es in der Stadt am interessantesten und schönsten ist, und er vertheilt, was er wochenweise empfängt, in einzelnen Tagen über den größeren Theil des Jahres. Das Geld welches die Sommerfrische suchenden guten Leute aus der Stadt ihm bringen, wendet er zu häufigeren Besuchen an in ihren Straßen, Läden, und Wirthshäusern aller Art bis zum Theater hinauf, wozu er wohl schon lange die Lust, nur nicht immer die Mittel hatte.

Man sieht sich also auch öfter, spricht von beiden Seiten mehr mit einander, denkt sich in des Anderen Lage und Denkweise ein wenig hinein. Es ist kein bloßer Handelsverkehr, sondern auch Gefühls- und Gedanken-Austausch. Das wirkt jenem Zwiespalt nicht sowohl der Interessen als der Tendenzen von Stadt und Land entgegen, zu welchem heute ja auch genug Anlaß gegeben ist und wird. Es hilft die innere Einheit der Nation erhalten, die nirgends wichtiger erscheinen kann als in dem jungverfaßten, altzerspaltenen, religiös und politisch getheilten Deutschland.

Aber nicht alles was allsommerlich aus unseren Städten aufs Land hinausdringt, frommt der Landbevölkerung. Die Stadtbewohner nehmen außer ihrer Erschöpfung und Blasirtheit auch ihre Genußsucht mit hinaus, welche oft nach frischen Opfern gierig herumblickt, und die, wenn auch das nicht, doch kein allzu gutes Vorbild zurückläßt. Jedermann weiß, daß in Bade-Orten und Reise-Landschaften viel Unkraut üppiger Entsittlichung zu sprießen pflegt. Daher schreibt sich ja so mancher auf die Großstädte geschleuderte Fluch. Bauern und Tagelöhner waren auch vorher wohl grade keine Engel, aber wenn zu ihren brutalen Lastern die raffinirten blasirter Städter sich gesellen, gibt es freilich eine Mischung, die den ganzen Umkreis verpesten kann. Dem auf immer ruhig zuzusehen wäre unserem praktisch-humanen Geschlecht nicht anständig. Durch das Mittel gemeinnütziger Vereine müssen kräftige Gegengifte zur Anwendung kommen. Dieselbe vortreffliche Ausgleichung zwischen Stadt und Land, welche sich mit der Sommerpflege armer städtischer Schulkinder vollzieht, können auch die neuen vielseitigen Mäßigkeitvereine unternehmen, wenn sie die Einsichten und Kräfte der Großstadt in dem Dienst ländlicher Trunksucht stellen, namentlich da wo Sommerfrischen und Bäder sie besonders verderblich anstacheln. Eine mecklenburgische Land-Colonie des Pastor Rinck und des Baron von Oertzen heilt manchen Hamburger Säufer. Das ist ein wackerer der Großstadt erwiesener Dienst, für welchen sie doch vergelten muß, indem sie ihre reichen Mittel und tüchtigen Kräfte mit dazu dienen läßt, daß allenthalben in Deutschland der Trunksucht wirksam gesteuert werde.

Ein bisher zu wenig beachtetes, aber noch großer Ausdehnung fähiges Mittel gegenseitigen guten Verständnisses in den breiten Niederungen des Volkes ist die eben erwähnte Sommerpflege städtischer Armen-Kinder, zumal wenn sie so betrieben wird wie in Hamburg und in Bremen. Sie hat selbstverständlich eben keinerlei andere Tendenz im Leibe, als daß die hinausgesandten Kinder nach einigen Wochen möglichst gestärkt und dauernd gehoben zurückkehren. Aber wie auf den Schwingen des Wandervogels, ohne daß er es will und weiß, kostbarer Pflanzensame über das Meer fliegt und ferne Eilande wundervoll befruchtet, so nehmen diese an nichts als Vergnügen denkenden Kleinen aufs Land allerlei städtisches mit hinaus und bringen in die Stadt allerlei ländliches mit heim, was ihrer Eltern hier, den Pflegeeltern dort den stumpfen Sinn belebt und den engen Geschichtskreis unmerklich ausdehnt. Schon in manchem Dorfe haben die Bauern gestanden, sie thäten sich nie vorgestellt, daß städtische „Straßenkinder" so artig und nett sein könnten, und dies sind vermöge ihres Gesundheitstandes schon doch nicht grade die liebenswürdigsten. Auch ohne daß sie ihnen, wie mitunter geschieht, beim Abschied zu aller sonstigen guten Pflege noch ein Geschenk von einigem Werthe mit auf den Weg geben, wird in der alten Umgebung der Kinder der Eindruck entstehen, daß die Landleute am Ende doch ebenso wie die wohlhabenderen Stadtmitbürger ein Herz für das Elend haben, in welches ihre jungen Nachkommen hineinzuwachsen drohen. Die Erbitterung im „Arbeiter" mildert sich oder kommt nicht auf, und der herkömmlich so hartherzige,

eigensüchtige Bauer lernt gutes thun an Menschen, welche nicht einmal in seinem Dorfe oder Kreise wohnen. Die Zwangsarmenpflege fordert eher seine lieblose Selbstsucht heraus, aber die städtische Sommerpflege übt ihn in Thaten und Opfern des Mitleids.

Auf sittlichem Gebiet bedeutet dies, soweit es reicht, eine ähnliche unmerkliche aber wirkliche Ausgleichung, wie in geistiger Hinsicht der häufigere Aufenthalt des Landmanns in der Stadt und der längere des Städters auf dem Lande. Ihn entführt seine Sommerfrische alljährlich einmal der Hast städtischen Trachtens und Treibens, damit seine Nerven wieder in gesunde Ruhe kommen, und daß er sich Geduld aneigne mit denen die ihr Tagewerk niemals aus der allergemächlichsten Gangart herausbringt. Der Landmann in der Stadt lernt dort auf der Straße rascher ausweichen, als man in der Dorfgasse muß; nicht alles, aber manches von dem regen Leben gefällt ihm, und der Selbsterhaltungtrieb lehrt ihn viel von den bisher verachteten oder gehaßten „Kniffen" und „Schlichen" der Stadtleute annehmen. Kurz, die Unterschiede rücken nicht mehr weiter auseinander, sondern näher zusammen.

Wir würden uns freuen, wenn sinnige Leser dieser Zeitschrift uns aus ihren Sommerfrischen eine Blume oder einen Strauß ähnlicher Beobachtung mitbringen wollten, wie dieser auch immer aussehen oder jene duften möge, zur Mehrung unsrer gemeinsamen socialen Erkenntnis, deren Zweck Verbesserung ist.

A. L.

Sommerpflege.

Den Züricher Feriencolonien ging es im vorigen Sommer eigen. Schon war alles eingeleitet, um die bisher bewährten Stationen im Canton Appenzell wieder zu beziehen, als die Nachricht kam, daß in der Nähe derselben vereinzelte Pockenfälle vorgekommen seien. Andere geeignete Orte zu finden war keine leichte Sache, zumal bei der Kürze der zugemessenen Zeit. Die Mitglieder des Comite gingen nach allen Himmelsgegenden, und waren zunächst bemüht im Canton Zürich etwas passendes zu finden. Doch gelang es nicht. Da befreite ein glücklicher Gedanke aus der Verlegenheit. Die eidgenössische Festung Luciensteig wurde dieses Jahr nicht für militärische Zwecke benutzt. Sollte sie nicht für die junge Armee geöffnet werden können? Man richtete eine bezügliche Anfrage an das eidgenössische Militär-Departement, nachdem man zuvor „das Terrain sondirt" und für seine Zwecke geeignet erfunden hatte, und bekam zusagenden Bescheid. Der Chef des eidgenössischen Militär-Departement erhielt dafür später ein Danktelegramm von der „jugendlichen Heilsarmee" auf Luciensteig, und dieses geflügelte Wort ward bald allgemein gebrauchte Bezeichnung der Colonien. Die Festung Luciensteig liegt rund 600 Meter hoch auf einem Bergsattel zwischen den himmelhohen, schroff emporsteigenden Felswänden des Falknis und einem bewaldeten Bergrücken welcher sich steil aus dem Rheinthal erhebt, 5/4 Stunden von Ragaz und 3/4 Stunden von Maienfeld entfernt, von wo eine gute Fahrstraße in sanfter Steigung durch Reben, Wald und Weideland zu derselben hinanführt. Verschiedene Gebäulichkeiten, vorab die Cantine mit großen Speisesälen, freundlichen Schlafzimmern und einer Veranda zu ebener Erde, und dann die Casernen gewährten den Kindern mehr als ausreichende gute Unterkunft. Betten, Matratzen und Decken waren ebenfalls hinlänglich vorhanden, und der Cantinen-Wirth lieferte Koch- und Eß-Geschirr gegen billige Entschädigung. Ein großer, mit niedern Mauern umschlossener und mit kurzem Rasen bewachsener Hof bot einen prächtigen Spiel- und Tummelplatz. Ausgezeichnetes Quellwasser ist in Fülle vorhanden, und der Wald, welcher zu beiden Seiten die Bergabhänge bedeckt, ganz nahe. Von den Höhen ringsum schauen trotzige Forts kühn ins Thal hinab. In dieser theils großartigen, theils idyllischen Berg- und Wald-Einsamkeit fanden die Colonien für einige Wochen ein trauliches Heim. „Zum ersten Mal", sagt der Bericht, war für alle unsere Feriencolonien eigene, gemeinsame Menage *) eingeführt, was bei dem nahen Beisammenwohnen der Colonisten und den geräumigen Localitäten leicht möglich war. Auch diesmal waren wir mit dieser Art von Verköstigung, welche in kleinem Maßstab schon voriges Jahr erprobt worden, sehr zufrieden. Die Küche war bei aller Einfachheit vortrefflich und die Auslage geringer. Einen besondern Dank verdienen unser Küchenmeister und seine Frau, welche, von einem wackern Personal unterstützt, mit viel Mühe und Hingebung sich der keineswegs leichten Aufgabe widmeten und sie ausgezeichnet lösten. — Tag für Tag flossen in fast ungetrübter Fröhlichkeit dahin. Wenn Abends die Kinder sich zur Ruhe gelegt, so vereinigte sich hier und da noch das leitende Personal mit etwaigen Besuchen zu einem wohlverdienten fröhlichen Stündchen. Einmal brannten Turisten ein kleines Feuerwerk unter großem Jubel los, das an den mächtigen Felswänden des Falknis in Ton und Farbe einen wundervollen Effect hervorbrachte. Jeder Tag war sozusagen ein Jugendfest. Einen Glanzpunct des Ferienaufenthalts bildete der gemeinsame Ausflug nach Pfäfers und in die Tamina-Schlucht, welcher durch die Generosität des Herrn Simon, der unsern Colonien freien Zugang gewährte und in Verbindung mit einem Züricher Curgast die ganze Gesellschaft bewirthete, erleichtert wurde. Welch' große Augen machten unsere Kleinen, als sie die furchtbar prächtige Tamina-Schlucht, die Walter Scott mit Recht eines der größten Wunderwerke der Erde nennt, durchwanderten und in die geheimnißvollen Tiefen geführt wurden, aus denen der heilkräftige Quell heiß emporsprudelt. Was sie da sahen, machte auf die Meisten einen gewaltigen, unvergeßlichen Eindruck; und in der That glaubt man sich da an den Eingang des Orkus der griechischen Sage versetzt. Aus Dankbarkeit schickten dann unsere Colonien Herrn Simon den Tag nachher einen großen, wohlduftenden Kranz von Alpenveilchen, welche Blume auf Luciensteig ganze Felder bedeckt, und bereiteten damit dem Empfänger und seinen Gästen eine verdiente Freude. Neben den gewöhnlichen, durch Gesang verschönten Morgen- und Abend-Andachten wurde von Pfarrer Brändli in Ragatz noch an einem Sonntag in der Kirche des Sanct Lucius ein Jugendgottesdienst gehalten."

Pfarrer Bion knüpft hieran folgenden Rückblick:

„Es sind nun zehn Jahre verflossen, seitdem die ersten Feriencolonien von Zürich ausgesandt wurden. Im Sommer 1876 führte der Berichterstatter mit zugleich frohem und bangem Herzen 68 arme erholungsbedürftige Kinder auf die grünenden, sonnigen Höhen des Cantons Appenzell. Geschah es auch in der festen Ueberzeugung, die Sache sei gut und darum nothwendig, so hatte er doch keine Ahnung, daß das ausgestreute Samenkorn so rasch eine so reiche Ernte bringen werde. Im selben Jahre 1876 fand ein ähnlicher Gedanke in Hamburg, von dem dortigen Wohlthätigen Schulverein ausgehend, eine etwas andere Ausführung, indem ein Häuflein armer Kinder zur Erholung über die Ferien in Familien auf dem Lande untergebracht wurden, wie solches in großartigem Maßstab schon seit längern Jahren in Dänemark der Fall war. Und nun sind die Feriencolonien in allen Staaten Europas mit Ausnahme von Spanien und Portugal eingeführt, ja sie haben sich sogar nach Amerika verpflanzt und finden immer weitere Verbreitung! Letzthin kam aus San Francisco in Californien von Dr. Adolf Barkan ein Brief, worin er mittheilt, daß er einen öffentlichen populär-medicinischen Vortrag über die Feriencolonien zu halten beabsichtige, um die bezüglichen Berichte bittet und die Hoffnung ausspricht, daß das menschenfreundliche Werk

*) Für Deutsche ebenso deutlich, denken wir, Haushaltung! Red.

auch an der Küste des Stillen Oceans Nachahmung finden werde. Den fruchtbarsten Boden fand die Idee der Feriencolonien bisher in Deutschland und in der Schweiz. Ihr verschaffte im Deutschen Reiche namentlich der bekannte Hygieiniker Dr. Varrentrapp in Frankfurt durch seine rastlose und rationelle Thätigkeit für Verwirklichung derselben und durch seinen berühmten Namen schnellen Eingang und große Verbreitung. Nach einem reichgesegneten Leben der Arbeit für das Wohl der leidenden Menschheit ist der edle Mann zu seiner Ruhe eingegangen. Aber seine Werke folgen ihm nach. Wir legen einen Kranz dankbarer, freundschaftlicher Hochachtung auf sein noch frisches Grab! Von Deutschland aus wurde auch eine feste Vereinigung und Organisation der Feriencolonien und der Bestrebungen für dieselben angebahnt. Nachdem schon am 15. November 1881 auf Einladung des Staatsministers Dr. Falk, Präsidenten des Berliner Vereins für häusliche Gesundheitspflege ein Feriencoloniencongreß in Berlin stattgefunden hatte, dem außer Abgeordneten deutscher Städte auch solche aus Oesterreich, den Niederlanden und der Schweiz beiwohnten, wurde am 15. September 1885 eine zweite ähnliche Versammlung in Bremen abgehalten, an welcher Vertreter von 78 deutschen, niederländischen und österreichischen Städten theilnahmen. Die interessanten Verhandlungen derselben sind im Druck erschienen und ergaben, wie die der ersten Versammlung, das übereinstimmende Resultat, daß die Ferienversorgung armer, erholungbedürftiger Kinder eine große sociale Wohlthat und daher mit allen Kräften zu unterstützen und zu fördern sei. Da wir einer an uns ergangenen herzlichen Einladung an die Conferenz nach Bremen nicht Folge leisten konnten, sandten wir derselben ein Schreiben zu, welches in den gedruckten Bericht der Verhandlungen aufgenommen wurde."

Es enthält 1. Mittheilungen über die Erfahrungen bei Unterhaltung der Feriencolonien in Regie, 2. Mittheilungen von Feriencolonien in Gruppen und bei Verpflegung von Kindern in Einzelfamilien, 3. Mittheilung von Erfahrungen hinsichtlich des Zusammenlebens von Knaben und Mädchen in einer Colonie. Solche Versuche sind sehr befriedigend ausgefallen. „Es zeigte sich auch hier wieder, daß das Betragen der Knaben und Mädchen, wenn dieselben in solcher Weise beisammen sind, ungleich besser ist als da wo sich dieselben nur auf Augenblicke und vereinzelt einander nähern. Das Verschiedenund Eigenartige des Geschlechts verliert seine Schroffheiten bei stetigem unbefangenen Verkehr und bedingt wiederum eine gewisse Schranke im Sichgehenlassen, einen einmal in der menschlichen Natur liegenden Trieb, dem andern Geschlecht sich in günstigem Lichte darzustellen. So zeigte sich bei den Knaben weniger Roheit und Ausgelassenheit, bei den Mädchen weniger Zimperlichkeit, Klatschsucht und Neckerei. Aber auch noch in anderer Beziehung erwies sich die Mischung der Geschlechter als gut, nemlich in der großen Mannigfaltigkeit der Spiele und in der gegenseitigen Anregung, indem da die Erfindungskunst der Mädchen und die den Knaben hinwiederum eigene Gabe, einen gegebenen Gedanken immer weiter und vielseitiger auszuspinnen, sich die Hand reichen, um Uebersättigung und Langeweile fern zu halten. Dabei ist immerhin vorauszusetzen, daß für solche gemischte Colonien eine sorgfältige Auswahl unter den Kindern getroffen und keine solche von vorgerücktem Alter in dieselben aufgenommen werden."

Auf Schloß Thernberg bei Wien hat Fürst Johann von Liechtenstein persönlich die Anordnungen zu einer entsprechenden Instandsetzung seines Schlosses getroffen, das er den Wiener Sommerpfleglingen zur Benutzung überlassen wollte. Einem österreichischen Regierungsblatt schreibt man darüber: „Das in herrlicher Lage inmitten reichbewaldeter Bergkuppen errichtete Schloß, welches zehn Monate vereinsamt dagestanden hatte, ließ der Fürst in prächtigster Weise einrichten, und nun haben die fröhlichen, jubelnden Kinderscharen neues Leben in die stillen Räume des Schlosses und dessen Umgebung gebracht. Am Abend des 26. Juni langten sie hier ein, und als die Kleinen den Schloßhof betraten, ergötzte sich das Auge jedes einzelnen an dem prachtvollen Triumphbogen, mit welchem die Pforte geschmückt war. Freudig pochenden Herzens traten die Kinder ins Schloß, und strahlenden Antlitzes nahmen sie von ihren neuen Quartieren Besitz. Morgens um 6 Uhr weckte die Glocke die Glücklichen zum Frühstück; Garderittmeister Ritter v. Navarre stellte alle in Reih und Glied, und Herr Engelbert Keßler hielt eine Ansprache an die Versammelten, in welcher er ihnen darlegte, wie sie es dem Edelsinn zahlreicher Personen zu danken haben, daß sie nun ein Leben führen werden, um das sie viele Kinder, die in der Stadt bleiben müssen, beneiden [!]. Nach Schluß der Ansprache stimmten die Kleinen in recht herzhafter Weise in ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät den Kaiser ein und ließen dann auch Ihre Durchlaucht die Frau Protectorin Fürstin Hohenlohe, Se. Durchlaucht den Fürsten Johann von und zu Liechtenstein und alle anderen Wohlthäter hochleben. Als man dann den Kindern die „Hausordnung" vorlas, schienen sie das meiste Gefallen an jenen Bestimmungen zu finden, wonach fünfmal des Tages Essenszeit ist. Um 6½ Uhr wird gefrühstückt (Milch oder Kaffee), um 9 Uhr das Gabelfrühstück eingenommen, um 12 Uhr findet das Mittagessen statt, um 3½ Uhr ist Jause und um 7 Uhr Nachtmahl." Des Guten etwas zuviel in jedem Sinne, will uns scheinen!

Wirths-Geschichten vom Obersalzberg.

Vor einigen Jahren hat J. v. Unger in diesem Blatte die Pension Steiner bei Berchtesgaden (Obersalzberg) als Sommerfrische empfohlen. Der „Dresdener Spaziergänger" der Hamburger Nachrichten, Robert Waldmüller, scheint sie ebenfalls durch ihn kennen gelernt zu haben und sagt:

Die Entstehung der Villa Steiner kann als ein Beweis gelten, in welchem Grade die Treuherzigkeit und Natürlichkeit dieses Völkchens wohl einmal von herzgewinnender, vertrauenweckender Wirkung zu sein vermag. Vor wenigen Jahren noch hatte das Pärchen, das jetzt uns und eine hübsche Anzahl anderer Gäste beherbergt, nur wenige hundert Mark in der Sparcasse, und wie es jemals zu einem eignen Herde kommen sollte, war schwer abzusehen. Hans, der junge Gatte, arbeitete als Maurer, und Thekla, die junge Frau, eine Verwandte der Besitzerin der berühmten Pension Moritz auf dem Obersalzberg, stand in dieser der Küche vor. Sie hatte aber frühzeitig als Pflegekind einer Berchtesgadener Bürgersfrau eine gute Schule besucht und ihr offner Kopf war im Lernen nicht lässig gewesen. Da bedachte ein junger, glücklich verheiratheter thüringischer Offizier, der sich in der Pension Moritz aufhielt, ob es ihm und seinem jungen Weibe nicht eine herzliche Freude bereiten müßte, wenn er dem Hans und der Thekla mit einer Summe unter die Arme griffe, so daß sie aus ihrer hoffnungslosen Abhängigkeit herauskämen. Als er sich die Sache genügend überlegt hatte, sagte er ihnen, es solle ihm für solchen Zweck auf 5—6000 Mark nicht ankommen, sie möchten sich nur bei passender Gelegenheit nach einem Stückchen Gartenland umsehen, in das sich eine Miniatur-Pension hineinsetzen ließe. Dies schien dem Hans und der Thekla so unglaublich märchenhaft, daß sie sich sagten: nur kühlen Kopf behalten! Er, der Hans, schwang daher nach wie vor seinen Kalk an die Wand, und sie commandirte ihre Küchendragoner. Monate verstrichen; der Offizier war längst abgereist, und der Obersalzberg lag bis über den Kragen in Schnee vergraben. Siehe da — ein Brief, ich glaube aus dem kleinen Vaterlande Greiz, und in dem Briefe die Anfrage: „Habt Ihr was ausfindig gemacht und soll ich nun das Geld schicken?" Es ist Niemand als der Briefträger zugegen gewesen, als die Gatten einander diese Anfrage zu dreien oder vierten Malen vorbuchstabirt haben; den Grad ihres Staunens und Verzückung zu schildern liegt daher außerhalb meiner Aufgabe. Genüge es, daß ich jetzt auf der Gallerie des Hauses schreibe, welches aus diesem Freudenbriefe und seinen „eingeschriebenen" Nachfolgern herausgewachsen ist. Vier Kinder — das jüngste sechs Wochen alt

— haben sich's nicht nehmen lassen, das unverhoffte Glück ihrer Eltern zu theilen, und da sie keine Schreihälse sind, lassen die Gäste sich die kleine Gesellschaft gern gefallen, zumal der erst im Entstehen begriffene Garten der Pension Steiner mit anderen Blumen noch kargt.

Diese kleine Wirthschaft ist, wie man sieht, auf so menschlich hübsche Art auf die Beine gekommen, daß ihr auch von den Gästen das herzlichste Wohlwollen entgegengebracht wird. Voraussichtlich wird sie gedeihen, denn Hans Kurz oder der Steiner, wie er jetzt nach dem von ihm bebauten Flecken Landes heißt, ist ein sparsamer, fleißiger, und dabei ungemein handfertiger Hausherr, dem man schon wegen seiner Willigkeit und Unermüdlichkeit gut sein muß; Thekla Kurz besitzt alle Eigenschaften, um, wenn ihre Gesundheit aushält, auch ein weit größeres Hauswesen zu leiten, zumal sie einen sicheren Blick für die Auswahl der dienenden Kräfte hat, die sie beschäftigt, selbstverständlich nur weibliche, denn der Obersalzberg hält sich zu seinem großen Nutzen von Kellnern frei. Noch ein charakteristisches Curiosum: „An Frau Thekla in Berchtesgaden" lautete die lapidare Adresse eines Briefs, der unlängst auf der Post einlief. Thekla ist ein Name, der in Berchtesgaden nicht zu den Seltenheiten zählt. Dennoch stieg der Postbote ohne viel Bedenken mit dem Briefe nach der Thekla auf dem Obersalzberg hinauf, und richtig, sie war die „Frau Thekla", an die man ohne weiteren Zusatz geschrieben hatte.

Eine andere vielbekannte Empfängerin von Briefen heißt „Herr Moritz auf Obersalzberg", nemlich die Besitzerin der schon erwähnten Pension Moritz, einige 15 bis 20 Weg-Minuten höher gelegen als die Pension Steiner. Wir sind öfter zu diesem besonders schön und frei gelegenen Puncte hinauf gestiegen, und haben bei einer diesen Gelegenheiten die trotz ihrer 51 Jahre noch jugendlich bewegliche Dame, die auch wie ihre Dienstboten in der kleidsamen Nationaltracht geht, selbst erzählen hören, auch welche Weise sie „Herr Moritz" wurde. So etwas erlebt unter hunderttausend Töchtern Eva's nicht eine, und auch dieses Obersalzberger Histörchen sei daher nicht hochmüthig unterschlagen.

Ich habe für Titel kein Gedächtnis, muß mich daher bescheiden, über die sämmtlich mit sehr respectablen Amtstiteln ausgestatteten Ahnen der Erzählerin hinwegzuschlüpfen. Ihr Vater war, wenn ich recht gehört habe, Districts-Arzt und hatte als solcher sich wohl manches Mal gegen die geistlichen Heilcuren als da sind Votiv-Arme, -Beine u. dgl. zu wehren gehabt, an welche Curen seine Patienten fester glauben mochten als an seine Recepte. Genug, sein Verhältnis zu dem geistlichen Herrn seines Ortes oder Oertchens war getrübt. Als seine Gattin ihm nun statt des erwarteten Söhnchens ein Töchterchen gebar, war seine Freude so mäßig, daß er sich nicht dazu herbei lassen wollte mit dem Kinde noch die Tauffahrt zu machen; muß getauft sein, sagte er, so mag der Pfarrer sich in mein Haus bemühen. Das hielt der geistliche Herr doch nicht für seine Pflicht, und so blieb das Kind denn eine kleine Heidin. Natürlich nur so lange, wie dem Vater die Bitten und Beschwörungen, mit denen die Gattin und der weibliche Anhang des ärztlichen Hauses ihn bestürmten, nicht über den Kopf wuchsen. Als es so weit gekommen war, rief er aus: „Gut, Ihr sollt Euren Willen haben, aber in die Kirche lasse ich das Kind nicht führen" (es konnte schon laufen); „holt mir einen Kapuziner, der mag das Geschäft hier in meinem Hause besorgen."

Moritz war ein Erbname in der Familie, und Moritz hatte man denn auch bisher das Mädel gerufen. Es gab ja genug Knaben, die unter ihren übrigen Taufnamen den Namen der Gottesmutter führten: warum sollte ein Mädel nicht auf den Namen des heiligen Mauritius hören?

Der Kapuziner kam, und da er des Taufens nicht gewohnt war, verfuhr er bei dem feierlichen Acte nicht ganz in der herkömmlichen Weise, gab nach oberflächlicher Besichtigung des Täuflings bescheidentlich nur seine Meinung dahin ab, daß so viel ihm bekannt, manche Eltern ihren Kindern mehr Namen als bloß einen einzigen zu geben liebten, und stellte anheim, ob das Kind außer dem Namen Moritz nicht etwa noch einen oder den andern Vornamen der männlichen Taufzeugen erhalten sollte. Hier muß vermuthlich die ohnehin schon finstere Miene des Hausherrn sich so drohend gegen etwaige Einmischung der Anwesenden gerichtet haben, daß Niemand den Fragesteller über den Geschlechtsirrthum aufzuklären wagte. So erhielt das Kind denn außer seinem Rufnamen Moritz noch die Namen Hans und Georg zu dem Vaternamen Maier hinzu, und seitdem hieß es Moritz Hans Georg Maier, was noch heute die Namen sind, unter welchen die Besitzerin der Pension Moritz nicht nur im Kirchenbuch steht, sondern auch in allen Rechtsurkunden, bei denen sie bisher betheiligt gewesen ist.

Sie gestand uns, ihr sei während ihres Heranwachsens oft die Sorge gekommen, man werde sie aufgrund ihres Knabennamens zum Militärdienst heranziehen, und sie erinnerte sich auch, daß der Vater gesagt habe: darauf müsse sie gefaßt sein; was im Kirchenbuch stehe, das gelte. Zu ihrer großen Beruhigung erfuhr sie endlich, im Kirchenbuch befinde sich der nachträgliche Zusatz: „aus Versehen als Bube getauft."

Frl. Moritz Hans Georg Maier — denn sie ist Fräulein geblieben — hätte übrigens ohne Zweifel einen tüchtigen Regimentscommandör abgegeben. Mit großer Umsicht steht sie in voller Selbständigkeit einem Hauswesen vor, das in den Händen eines energischen Mannes schwerlich besser aufgehoben sein könnte. Etwa zwanzig, zumeist weibliche Untergebene, sind ihr während der Curzeit (Juni—September) unterthan; 16 Stück Hornvieh und 3 Pferde bilden den Vierfüßlerbestand ihrer Wirthschaft. Sie besitzt nach Landesbrauch eine Sommeralm und hat außer ihrem eigentlichen ausgedehnten Pensionsgebiet noch hier und da Wiesenstücke und Hausantheile, die zu ihrem Besitze zählen. Bis jetzt hat die Erweiterung des Kreises ihrer Kunden immer noch neue Anbaue nöthig gemacht, Bauten, zu denen sie aber keinen Architekten braucht. Ueber die jetzt erreichte Gästezahl — 50 bis 60 — hinauszugehen ist, wie sie sagte, aber nicht ihre Absicht; sie fürchte, den gegenwärtigen Zuschnitt ihrer Pension bei größerer Ausdehnung derselben zu gefährden. So weit ein Fremdenbuch Einblick gestattet in das mehr oder minder gute Verhältnis, das sich zwischen den öfter wiederkehrenden Gästen unddem Institut selbst mit der Zeit zu entwickeln pflegt, hat die Pension Moritz seit den acht Jahren ihres Bestandes sich viele warme Lobredner zu erobern gewußt. Unter den seit einigen Jahren regelmäßig während der Ferien wiedergekehrten Gästen befinden sich viele bekannte Namen, vor Allen Clara Schumann, der natürlich auch ihr Instrument auf dem Fuße folgt. Auch Wilhelmj hat oben seine Geige erklingen lassen. Wilhelm Lübke, Kapellmeister Levy und manche Andere, deren Bildung oder Talent zur Verschönerung des Aufenthalts in der bei alledem eigenartig ländlichen Pension beizutragen geeignet waren, könnten hier Erwähnung finden."

Zukunft des höheren deutschen Knabenschulwesens.

Professor Buchenau, Director der Doventhor-Realschule zu Bremen, stellt sich in seinem letzten Oster-Programm, aus dem wir schon die Klage über allzuviel einförmigen Zwang im deutschen Schulwesen wiedergegeben haben, die Weiterentwickelung des höheren deutschen Knabenschulwesens also vor:

„Der Streit um die Berechtigungen des sprachlichen Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule hat sich in unberechtigter Weise zugespitzt; er wird und muß gelöst werden, aber dies wird sich in viel leichterer Weise vollziehen, wenn ein anderer schwerer Uebelstand beseitigt sein wird: der zu frühe Beginn des altsprachlichen Unterrichts in den Gymnasien und die zum Theil dadurch bedingte Nothwendigkeit für die Eltern, sich im neunten Lebensjahre über

die Zukunft des Kindes zu entscheiden. Jetzt tritt, sobald das Kind zwei Jahre lang Elementarunterricht genossen hat, die schwere Frage an die Eltern heran, ob sie den Knaben in eins der Latein bzw. Griechisch lehrenden Gymnasien oder in eine derjenigen Lehranstalten (Oberrealschule, Höhere Bürgerschule) geben sollen, welche nur in neueren Sprachen unterrichten. Jene vermitteln eine gelehrte Bildung, diese eine für das praktische Leben (in welches ja die große Mehrzahl der Knaben später eintreten wird) brauchbarere. Aber die Gymnasien haben zahlreiche Berufsberechtigungen, und man will doch seinem Kinde alle Wege offenhalten. Dazu kommt noch in vielen Städten, daß das Schulgeld in den berechtigten Schulen höher ist als in den Höheren Bürgerschulen; jene sind die älteren Anstalten, für welche die Tradition spricht, zu welchen seit langer Zeit die Kinder aus den obersten Ständen geschickt worden sind: — die Entscheidung der Eltern ist unter diesen Umständen kaum zweifelhaft; sie erfolgt aber aus äußeren, socialen Gründen, nicht in Abwägung der Vorzüge des einen oder des anderen Unterrichts. So werden namentlich den sprachlichen Gymnasien Hunderte von Schülern zugeführt, welche ohne inneren Beruf oder hervorragende Anlagen an den gelehrten Studien hangen bleiben und — wie wir oben sahen — die Zahl der Studirenden auf den deutschen Universitäten in angsterregender Weise vermehren. Andere Tausende aber treten aus den mittleren Classen der Gymnasien in das praktische Leben über mit Bildungsanfängen versehen, welche ihnen den Kampf ums Dasein nicht erleichtern; sie beklagen die doch so wohl gemeinte Schulwahl der Eltern und vermehren nur die Zahl der Mismuthigen. Die Gymnasien aber werden durch diese Ueberfüllung mit Schülern, welche doch nicht das höchste, schönste Ziel der Gymnasialbildung erstreben, herabgezogen. Es kommen andere Erwägungen hinzu, welche die jetzige Einrichtung des altsprachlichen Unterrichtes als unzweckmäßig erscheinen lassen. Der lateinische Unterricht beginnt jetzt in Sexta und dauert neun oder selbst zehn volle Jahre, der griechische sechs. Dies ist offenbar zu lang. Neun Jahre Pensumarbeit müssen den jugendlichen Geist ermüden, und so erklären sich die in neuerer Zeit immer wiederkehrenden Klagen der Gymnasial-Directoren und der Universitäts-Professoren, daß die jungen Leute nach dem Absolviren der Abiturientenprüfung die Beschäftigung mit den alten Sprachen und deren Classikern von sich werfen wie einen verhaßten Zwang eine Erscheinung, welche früher niemals in dieser Weise hervortrat. Um nur eine Stimme darüber anzuführen, sei es gestattet eine Stelle aus der Selbstbiographie von Klaus Harms (geb. 1778) herzusetzen. Er sagt: „Jetzt (1851) werden die gelehrten Schüler altfaul gemacht, d. h. man setzt sie zu frühe auf die Bänke der gelehrten Schulen und sie sitzen zu lange Zeit darauf, vollends da wir nun auch in unserm Lande (Holstein) die hohe Aufstapelung der einen Classe auf die andere zu einem Schulbau von sechs Stockwerken zu sehen bekommen, darin die Schüler wohnen von ihrem zehnten bis gegen ihr zwanzigstes Jahr. Hätte ich die Anordnung zu machen, so wäre es dies: keiner wird Schüler einer Gelehrtenschule, ehe er confirmirt ist. Wer seine gute deutsche Schule gemacht hat und weiß daß er studiren soll, derselbige lernet auch in drei bis vier Jahren soviel in den drei bis vier Classen der gelehrten Schule, als immer die Universität von einem angehenden Studenten an Kenntnissen und Fertigkeiten fordern kann.“ — Es tritt zu diesen Bedenken gegen die lange Dauer des Unterrichts im Lateinischen noch die Erwägung hinzu, daß es zweckmäßiger ist den fremdsprachlichen Unterricht mit einer neueren, lebenden Sprache (Englisch oder noch besser Französisch) zu beginnen, als mit einer todten, dem Lateinischen. Es ist dieser Punct in neuerer Zeit in der pädagogischen Litteratur wiederholt erörtert worden, und ich kann hier wohl kaum näher auf ihn eingehen. Nur darauf will ich aufmerksam machen, daß zu der Zeit als die Gymnasien sich entwickelten, diese Frage noch gar nicht aufgeworfen werden konnte, da es noch keine Methodik der neuern Sprachen gab, und diese Sprachen sich in dem Leben unserer Nation und den Lehrplänen der höheren Schulen noch nicht die Bedeutung, bezw. Stellung errungen hatten, welche sie jetzt besitzen, — und daß es ferner nach einem anerkannten pädagogischen Grundsatz richtig ist, mit dem Leichteren (der lebenden Sprache) zu beginnen und dann das Schwerere (die todte Sprache) folgen zu lassen.

Diejenigen Leser welche nicht Fachmänner sind und also die Bewegungen in den Lehrerkreisen nicht verfolgen können, möchte ich zugleich darauf aufmerksam machen, daß seit Jahren in der pädagogischen Litteratur der Ruf nach Aenderung, bezw. Verbesserung des fremdsprachlichen Unterrichts erhoben worden ist. Man verlangt allgemein daß der grammatische Unterricht, welcher bis jetzt zu sehr vorwaltet, zurücktrete gegen die Lectüre der classischen Schriftwerke, und soweit es sich um die neueren Sprachen handelt, gegen das Schreiben und Sprechen derselben. Die Grammatik solle auf die Formenlehre und das wichtigste aus der Satzlehre beschränkt, alle nur für den Sprachforscher wichtigen Einzelheiten und Feinheiten aber von dem Unterricht fern gehalten werden. Werden diese Anforderungen durchgeführt, so wird dem Sprachunterricht eine viel größere Frische und Freudigkeit verliehen werden; er wird aber zugleich in viel kürzerer Zeit erfreuliches leisten als jetzt.

Nach meiner Ueberzeugung wird also die Entwickelung der höheren Knabenschulen während des nächsten Menschenalters mehr und mehr nach folgender Einrichtung hinstreben:

Alle höheren Knabenschulen beginnen den fremdsprachlichen Unterricht in der untersten Classe mit dem Französischen. Vorher geht ein dreijähriger Elementarunterricht, welcher nach Ortsitte und Gewohnheit entweder in der Volkschule oder in einer eigenen Vorbereitungschule ertheilt wird. In den Classen Sexta, Quinta und Quarta wird von fremden Sprachen nur Französisch *) (in wöchentlich 6 oder noch besser 8 Unterrichtstunden) ertheilt. Nun tritt die zweite fremde Sprache, nach Wahl der Eltern Lateinisch oder Englisch kräftig auf; aller übrige Unterricht bleibt gemeinsam. Jetzt nach vollendetem zwölften Lebensjahr und nach dreijährigem Erlernen einer fremden Sprache ist diese Entscheidung weit leichter und unbedenklicher, als heutzutage die Entscheidung zwischen verschiedenen Schularten im neunten Lebensjahr des Kindes. Sollte sie nach einiger Zeit doch als nicht zweckmäßig erscheinen, so ist der Uebertritt in die andere Abtheilung (da es sich dann nur um Nachhilfe-Unterricht in einem Fache handelt) nicht schwer. Auch für die Schule selbst hat, wie leicht einzusehen, diese Trennung in Einem Fache lange nicht so große Bedenken, als die früher so vielfach versuchte Trennung der „Realclassen“ von den Gymnasialclassen.

Die erwähnte Knabenschule befolgt nun im ganzen und großen den Lehr- und Unterrichtsplan der heutigen höheren Bürgerschulen. Von Ueberbürdung der Jugend kann in ihr bei richtiger Thätigkeit des Lehrer-Collegiums nicht die Rede sein. Sie gewährt ihren Schülern eine gute, im praktischen Leben wohl verwerthbare Bildung und beim Verlassen der Schule (am zweckmäßigsten auf Conferenzbeschluß) das Berechtigung-Zeugnis zum Einjährig-Freiwilligen-Militärdienst. Ihre Abiturienten haben die Wahl, ob sie in das praktische Leben oder in eine der bestehenden dreijährigen höheren Schulen eintreten wollen. Sie ist die wirkliche Mittelschule, die wahre Einheitschule, nach welcher die Gegenwart bis jetzt vergebens

---

*) Eingedenk des pädagogischen Satzes „Vom Leichten zum Schweren“ erklären sich manche Schulmänner dafür, den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Englischen zu beginnen. Ich kann dies auf Grund einer vierzehnjährigen Erfahrung nicht befürworten. Das Englische hat so wenig entwickelte Declinations- und Conjugationsformen, es steht überdies in vielen Stücken dem Deutschen so nahe, daß es dem Geiste des Knaben nicht Uebung und Schulung genug gewährt. Aus diesem Grunde hat die hiesige, 1855 gegründete Realschule, nachdem sie zuerst mit Rücksicht auf die hervorragende Wichtigkeit des Englischen für Bremen den Unterricht mit dieser Sprache begonnen hatte, im Jahre 1869 die Stellung beider Sprachen — gewiß zum Heil der Anstalt — vertauscht. Das Englische besitzt seine Hauptvorzüge in der Feinheit, Mannigfaltigkeit und Kraft seiner Ausdrucksweise, für welche aber der Knabe noch keinen Sinn hat.

gesucht hat. Sie erspart den Eltern die Entscheidung in einem Lebensalter des Kindes, in welchem eine sachgemäße Entscheidung überhaupt noch nicht möglich ist; sie verhindert die schädliche frühe Trennung der Kinder nach Standesrücksichten. — Für alle kleineren Orte hat diese Mittelschule eine ganz besondere Wichtigkeit, da sie allen Eltern gestattet ihre Kinder bis zur Confirmation im Elternhause zu behalten, nach welcher dieselben dann entweder in das praktische Leben eintreten oder nach Neigung und Begabung auf eine der höheren Schulen einer größeren Stadt übergehen.

Auf diese Einheitschule *) folgen nun für diejenigen welche eine höhere Bildung erstreben, noch Schulen von dreijähriger Dauer, aber von verschiedener Organisation. Wir wollen sie der Einfachheit wegen mit den heute üblichen Namen: sprachliches Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule bezeichnen, und versuchen das wesentliche ihres Unterrichts mit einigen Strichen zu skizziren. — Im sprachlichen Gymnasium wird das Lateinische mit voller Kraft weitergeführt; das Griechische tritt mit möglichst hoher Stundenzahl auf und behält dieselbe durch den ganzen Cursus bei. Das Französische behält 1—2 Stunden wöchentlich, in welchen thunlichst viel gelesen, das Gelesene in französischer Sprache besprochen und die Formenlehre repetirt wird; Einführung in die französische Litteratur ergiebt sich hierbei von selbst. Ob die Naturwissenschaften und die Geographie überhaupt fortzuführen sind, kann weiterer Erwägung vorbehalten bleiben; Geschichte und Mathematik werden natürlich mit einer entsprechenden Stundenzahl weiter gelehrt. — Im Realgymasium werden Englisch und Französisch mit mäßiger Stundenzahl fortgeführt, das Lateinische **) tritt kräftig auf und wird so durch den ganzen Cursus beibehalten. Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen werden auf dem in der Mittelschule gelegten Grunde fortgeführt. — In der Oberrealschule endlich tritt keine neue Fremdsprache auf, dagegen können Mathematik, Naturwissenschaften und namentlich Zeichnen in weit größerem Umfang getrieben werden. — Welche Lust müßte es sein in solchen Schulen zu unterrichten, welche nur strebsame junge Leute ohne alle „Berechtigungjäger“ als Schüler zählen! Man wird sicher nicht im Ernste behaupten können, daß sie weniger leisten würden als unsere jetzigen Schulen. Wie bald würden diese Anstalten, welche fern davon, technische oder Fachschulen zu werden, wissenschaftlichen Unterricht ertheilen würden, welche aber doch sich den vorwiegenden Interessen-Gebieten ihrer Schüler anschlössen, ebenso wie die Universitäten wieder eine Freude und ein Stolz der Nation werden! Und wie leicht würde die Frage nach den Berechtigungen sich regeln und lösen! Oder hält man es für möglich daß ein junger Mann, welcher Theologie studiren will, die Oberrealschule, ein Techniker das sprachliche Gymnasium erwählte?

Allen diesen Schulen aber würde es gemein sein, den Sinn für das Schöne auf Grund der Leistungen des griechischen Volkes und der späteren Kunstepochen durch Lectüre classischer Werke im Original oder in Uebersetzungen, durch Vorführung zahlreicher Abbildungen von Bau- und Kunstwerken zu pflegen, und ihren Schülern die Wärme des Herzens, fortbauend auf dem einen Grunde, den Jesus Christus gelegt hat, zu erhalten.

Gott gebe, daß diese Entwickelung des Schulwesens sich zum Segen unseres Vaterlandes friedlich und gedeihlich vollziehe!“

*) Ob diese Schule für sich allein stehen, ob mit einer der sogleich zu erwähnenden dreijährigen höheren Schulen verbunden werden soll, wird von localen und finanziellen Rücksichten abhangen. Meist wird wohl das erstere als zweckmäßiger erscheinen. In keinem Falle aber dürften zwei verschiedene höhere Schulen unter Einer Leitung vereinigt werden, wenn nicht eine derselben leiden soll. — Möglich wäre ja auch, daß die Entwickelung den Gang nähme, daß nur die drei unteren Classen zu Schulen vereinigt würden, aus denen dann die Schüler im dreizehnten Lebensjahre in die höheren Schulen von sechsjähriger Dauer übergingen. Damit wäre immerhin schon das gewonnen, daß die Eltern erst im dreizehnten Lebensjahre ihrer Söhne vor die Schulwahl gestellt würden. Aber die andere, im Texte entwickelte Organisation scheint mir große Vorzüge vor dieser Gestaltung zu besitzen.

**) Es wäre bei dieser Einrichtung natürlich auch möglich, daß in die Realgymnasien, bezw. Oberrealschulen Schüler der Mittelschule eintreten, welche bis dahin Latein, aber noch kein Englisch gehabt hätten. Diesen wäre dann aber durch Fürsorge der Schule oder durch Privat-Unterricht leicht in höchstens einem halben Jahre zu helfen. Aber auch die Dispensation (selbst von einem Hauptfach) müssen wir in unseren Schulen wieder möglich werden lassen, um so dem jugendlichen Geiste Zeit, Kraft und Gelegenheit zu geben, sich der Fachgruppe mit besonderem Eifer zuzuwenden, zu der Neigung, Anlage oder vielleicht auch dringende äußere Verhältnisse ihn hinweisen. Das heutige System, alles von Allen gleichmäßig zu fordern, wirkt nivellirend ein und zieht nur allzuleicht den begabten und strebsamen Schüler zur breiten Mittelmäßigkeit herab.

Armer Leute Kind.

Ich las ein schönes Wort von Wichern: es wiederhole sich wie ein durchgreifendes Gesetz in der ganzen Geschichte der Menschheit, daß zum Theil aus den Kreisen der ärmsten, scheinbar elendsten Familien oft die Helden der Menschheit hervorgegangen sind. Um so wohlthuender berührte mich das Wort, als man in unseren Tagen seitens der Socialdemokratie sich nicht scheut, aller geschichtlichen Wahrheit zuwider zu thun, als sei des Armen Kind um seiner Armuth willen schon dazu verdammt, nicht nur in Elend, sondern auch in Unwissenheit zu bleiben und zu verkommen. „Weil es als ein Kind des Volkes ins Leben trat,“ singt ein socialdemokratisches Lied,

„so mußte alles ihm misrathen!“
„Was hilft es, ob in schmerzlich wildem Zorn
Sein roher Geist die Banden sucht zu sprengen,
Nicht ohne Geld löst man des Wissens Born,
Wie leicht ist's da, den Armen zu verdrängen!“
— — — — —
Vergebens alles — armer Leute Kind
In Dornen wandelt es mit nackten Füßen
Die Rosen, die den Dornen (!) doch entsprießen.“

Bei solcher Annahme ist es natürlich, daß in dem Zukunftsstaate der Socialdemokraten es ein besonderer Lichtpunkt ist, wodurch er sich von unseren jetzigen Zuständen scheiden soll wie der Tag von der Nacht: „Die neue Generation wird so erzogen werden, daß jeder Handarbeiter zugleich in irgend einer Wissenschaft tüchtig ist.“ Nun sagte freilich jener reiche Bauer: Das muß ich aus Erfahrung bestreiten. Ich habe an meinem Jungen kein Geld und Schule gespart — das wißt ihr alle —, aber wo nichts drin ist, da läßt sich auch nichts hineinbringen. Wer von Natur dumm und ungeschickt ist, dem hilft auch keine hohe Schule. Ein Schaf lernt im Leben keinen Pflug ziehen. — Oho, meint der Socialdemokrat, Sie vergessen den besseren Unterricht und die höhere Bildung, die dann jeder empfängt und die ihn auch geschickter und fleißiger machen werden. Damit muß auch der Unterschied der natürlichen Begabung kleiner werden! — Ist's möglich, frägt man sich, so etwas im Ernste zu behaupten? Ist das wahr, so muß freilich jeder der jetzt nichts lernt und jetzt nichts kann, bemitleidet werden als das durch die jammervollen bestehenden Zustände mishandelte Genie und unterdrückte Talent. Goldene Zukunft verheißt für diese „Enterbten“ das socialdemokratische Reich. Einen Aufschwung des Geistes, eine Summe von Glück, Bildung, Wohlsein, Freiheit wird es herbeiführen (nach Lassalle), wie sie ohne Beispiel dasteht in der Weltgeschichte, und gegen welche die berühmtesten Zustände früherer Zeiten in ein verblassendes Schattenbild zurücktreten. Der Schluß ist so: Alle Menschen werden gleich geboren, sind folglich alle nicht bloß politisch sondern auch social und intellectuell gleich berechtigt, jeder hat den Marschallstab und den Doctorhut in dem Tornister. Erhalten sie nun alle gleiche Mittel, gleiche Bildung, so müssen sie auch alle gleich gescheit werden. Es ist das keine Lüge bei den Leuten, denn sie glauben steif und fest daran; wohl aber ein großer Selbstbetrug. Die Geschichte stellt es außer allen Zweifel, daß die Talente nicht gleichmäßig unter

den Menschen ausgestreut sind. Und wenn die Socialisten etwa sprächen: Wollt ihr dieses daraus folgern, daß unter den reichen, vornehmen und gebildeten Ständen jetzt vorzugsweise Talente zu finden sind? — Nein, antworten wir. Talente finden sich eben so gut, wenn nicht noch mehr unter den niederen, ärmeren Ständen, und daß sie sich durchringen und Geltung gewinnen, zeigt, daß es doch auch jetzt nicht allein und hauptsächlich vom Gelde abhangt, zu etwas zu kommen. Es muß eine recht armselige Ansicht vom Geiste und den Geistesgaben genannt werden, wenn man meint, das Geld entfessele des Geistes Schwingen, Geld sei die vornehmste Triebkraft sogar auf geistigem Gebiet. Thatsächlich sind unter dem größten Drucke äußerer Verhältnisse wahre Talente — freilich nicht eingebildete! — auch bis jetzt nicht untergegangen. Der Ernst des Lebens von Jugend auf war eine heilsame Zucht des Geistes, ging nur sonst Gottesfurcht und Frömmigkeit der Armuth zur Seite; Gott aber half die unübersteiglich scheinenden Hindernisse überwinden. Gottes wunderbares Walten zeigt sich in solchen Lebensführungen in herrlichster Weise. Wären sie nicht blind, diese Menschen, hätten sie sich nicht vorgesetzt Gott zu leugnen, sie müßten grade hierdurch Gottes Weisheit und Güte preisen lernen. Es ist überaus lehrreich, sich aus der Geschichte zeigen zu lassen, wie oft „armer Leute Kind" hoch und zu Ehren gekommen sind, daß ihre Namen heute noch glänzen unter der Menschheit wie die Sterne des Himmels.

Ehe wir Beispiele nennen, sei noch ein Wort Luther's inbezug hierauf gesagt. Reicher Leute Söhne, spricht er einmal, gerathen selten wohl, denn sie sind sicher, vermessen und stolz, meinen, sie dürfen nichts lernen, weil sie sonst genug haben, davon sie sich rühmen können. Darum wirft sie auch Gott herunter, daß ihnen das Gut zerrinnet und sie Bettler werden. Dagegen armer Leute Söhne müssen sich aus dem Staube arbeiten und viel leiden. Und weil sie nichts haben, darauf sie können stolziren und gehen, lernen sie Gott vertrauen, bücken sich und schweigen still; so hebt sie unser Herr Gott empor, daß sie zu solchen Ehren kommen, dahin mancher Reiche nicht kommt mit aller seiner Gewalt, Macht und Reichthum. Die Armen fürchten Gott, darum gibt ihnen Gott gute Köpfe, daß sie wohl studiren und lernen, gelehrt und verständig werden, daß sie Fürsten, Könige und Kaiser mit ihrer Weisheit lehren können, wie an Joseph und Daniel zu ersehen. Wer sind die großen Doctoren des Rechts, der Fürsten und Könige Kanzler, des Kaisers Räthe? Gemeiniglich armer Leute Kinder; die müssen die Arbeit thun, Land und Leute regieren, die andern sind nur der Fürsten Flaschen.

Luther hat Joseph und Daniel als Beweise genannt, aber ihn selber sammt seinem lieben Freunde Melanchthon müssen wir nennen: Luther war eines armen Bergmanns Sohn, Melanchthon der Sohn eines Waffenschmiedes in Schwaben. Und andere in der Kirche große, weltbekannte Namen führen wir auf: August Neander (gest. 1850), der große Kirchenhistoriker, der „letzte Kirchenvater", wie man ihn an seinem Grabe nannte, war ursprünglich ein armer Judenknabe Namens Mende; Gottfried Arnold (geb. 1666), Kirchenhistoriker und Liederdichter, der Sohn eines armen Lehrers; Gobat, vor kurzem als evangelischer Bischof in Jerusalem gestorben armer Berner Bauern Kind: Claus Harms († 1855), der hochgeehrte Pastor, früher ein Müllerknecht; Whitefield († 1770), der allbekannte Mitgründer der Methodisten, ursprünglich ein Weinküper und Kellner; Fox, der Stifter der Quäker († 1791), der Sohn eines Webers. Daneben der als Missionar und Entdeckungsreisender gleich sehr berühmte David Levingstone († 1873), armer Leute Kind, das vom zehnten Jahre ab in einer Baumwollenspinnerei arbeitete, um sich mit seiner Hände Arbeit das Brot zu verdienen.

Nicht anders wie bei den Theologen steht's mit den Philosophen; eine große Zahl war armer Leute Kind. Jacob Böhme († 1624) in seiner Jugend ein Viehhirt, in seinem Alter ein Schuster; Christian Wolf († 1754) eines Lohgerbers Sohn; Johann Gottlob Fichte († 1814) der Sohn eines armen Bandwebers und Bauern in Sachsen.

Besonders zahlreich sind die Astronomen, welche hervorgegangen sind aus niederen Ständen. Kepler (geb. 1571) hat in seiner Jugend unter den drückendsten Verhältnissen gelebt. Sein Vater hatte unter Alba gedient und dann eine Schenke angelegt. Er entzog den 12jährigen Knaben der Schule, um ihn als Kellner zu benutzen. Newton (geb. 1642) war eines Bauern Sohn; Hally († 1742) der Sohn eines Seifensieders; Laplace († 1824) von niederer Herkunft; Herschel († 1822) ein Musikant, der von Hannover nach London ging und sich sein Brot durch Musikunterricht verdiente; Gauß († 1855) der Sohn eines „Lehmentirers und Gassenschlächters" in Braunschweig.

Dichter und Künstler sind nicht weniger oft „armer Leute Kind." Robert Burns (geb. 1759) ein armer Gärtnersohn; Shakespeare (geb. 1564) der Sohn eines Wollkämmers und Handschuhmachers, der sich später selbst mühsam und sauer sein Brot verdiente. Friedrich Schiller eines Feldschrers Sohn in Württemberg; Ernst Moritz Arndt ein Bauernsohn auf Rügen; Gluck (geb. 1714) ein armes Försterkind, und Joseph Haydn (geb. 1732) der Sohn eines armen österreichischen Mannes, der mit seiner Frau und dem kleinen Joseph Sonntags auf die Landstraße ging, um mit Gesang und Harfenspiel ein paar Kreuzer zu verdienen. Der große Schadow, dessen Kunstwerke in Berlin zu sehen sind, war ein Schneidersohn; Meister Rauch, dessen „Königin Luise" im Mausoleum zu Charlottenburg ein jeder kennt, früher Kammerdiener der Königin Louise.

Bekannt ist: Derfflinger war ein Schneider, Scharnhorst ein Bauernsohn; Franklin († 1790), der große nordamerikanische Staatsmann und Erfinder des Blitzableiters, hatte einen Seifensieder und Lichterzieher zum Vater, und er selbst lernte die Buchdruckerei; Stephenson, der Erfinder der Eisenbahnen, war ein armer Kohlenarbeiter in England; der französische große Staatsmann Thiers († 1877) eines armen Handwerkers Sohn in Marseille. Leute, deren Reichthum heute sprichwörtlich geworden ist, wie der Rothschilds, Astors, Heine, Huth, sie stammen zum Theil von ganz armen Eltern. Der große Fabrikant Borsig († 1854) in Berlin war der Sohn eines katholischen Küsters; Fr. Wöhlert († 1871) wanderte als armer Tischlergeselle ein; der im Jahre 1874 verstorbene Geheimrath Dr. Gose war der Sohn eines armen Schlossers; Edison, der viel genannte, war in seiner Jugend ein armer Zeitungsträger; der Ingeniör Favre, bekannt als der Erbauer des St. Gotthard-Tunnels († 1879), war früher ein einfacher Zimmermann.

Es ist also keineswegs begründet, daß sich der Arme durch Talent, Fleiß, durch Redlichkeit und Biederkeit nicht könnte emporarbeiten, zu Besitz gelangen und eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Stellung im Leben gewinnen. Obige Beispiele widersprechen dem auf das entschiedenste. Nur freilich ist es unrichtig zu meinen: Was der konnte, kann ich auch! Die Talente sind eben verschieden. Sodann gilt es für das Talent so gut wie für den schwachbegabten Menschen, stets die Pflicht der ernstesten Arbeit und der gewissenhaftesten Treue zu üben. Wer ohne dies sich beklagen will, als werde er nicht nach Gebühr gelohnt oder geachtet, dem ist vor allen Dingen die rechte Selbsterkenntnis und treuer Pflichteifer von nöthen.

Uns können die eben mitgetheilten Erfahrungen nur aufs neue erinnern, daß man „armer Leute Kind" nicht verachte. Wer kann wissen, was für eine Kraft in ihm verborgen schlummert, die nur auf die Stunde und die Hand wartet, in und von welcher sie geweckt werden will, um aus dem harten Gestein der widerstrebenden Mächte als ein weithin leuchtendes Gestirn zum Gewinn Aller hervorzubrechen.

(Arbeiter-Colonie.)

Bücher für den Nordwesten

in besonderem Maße sind zwei treffliche eben erschienen, ohne sich deshalb dem übrigen Deutschland minder zu empfehlen:

Scharnhorst's Leben von Max Lehmann (Leipzig, S. Hirzel)

und

Rudolf Schleiden's Jugend-Erinnerungen (Wiesbaden, J. F. Bergmann);

denn während diese sich großentheils zwischen den Grenzpuncten Kiel und Elberfeld abspielen, mit einem längeren Schul-Aufenthalt in Bremen, schenkt Max Lehmann uns die erste ganz würdige Darstellung des hannoverschen Bauernsohnes aus Bordenau bei Wunstorf, der zuerst das verfallene und zertrümmerte preußische Heer, diesen unentbehrlichen Hebel unserer nationalen Sicherheit und Größe, erkennend und schaffend wiederherstellte. Der Verfasser hat sein Buch Heinrich von Treitschke gewidmet, von dessen Lieblingsünde er sich indessen freihält: den braven aber seinen Aufgaben nicht gewachsenen König Friedrich Wilhelm dem Dritten in die Reihe der Helden- und Staatsmänner-Könige hinaufzurücken. Max Lehmann verhehlt nicht die entscheidende Schuld, welche der König vorher und während des Zusammenbruches bei Jena 1806 an dieser schweren Niederlage persönlich trug. Er hat vorher der schlaffen eigensüchtigen Adelswirthschaft in Hannover, die das Staatswesen in Fäulnis übergehen ließ, bis es für Napoleons freche Uebergriffe reif war, ebensowenig nachgesehen. Seines Helden Ruhm hebt er einleuchtend aus den Verdunkelungen hervor, denen die preußische Ueberlieferung ihn zu Gunsten des eitlen Pläneschmiedes und Napoleon-Schwärmers Massenbach (Generalstabschefs des Fürsten Hohenlohe) und des unfähigen Greises L'Estocq (Schlacht bei Eylau) unterworfen hat.

Rudolf Schleiden, der einstige Gesandte der Hansestädte in Washington, versteht sich auf die Kunst, Denkwürdigkeiten gut anzuordnen und zu schreiben. Das Idyll seiner Kindheit auf dem reizenden Gut Ascheberg am Plöner See, die Schuljahre in Bremen und Elberfeld, die Universität-Jahre in Kiel, Berlin, Jena und Göttingen treten ebenso lebendig aus dem Buche heraus, wie die anziehenden Gestalten zweier schönen und geistreichen Frauen, seiner Mutter und seiner mütterlichen Großmutter. Auch zu der Politik der dreißiger und vierziger Jahre liefert er aus früherwachtem Sinne unverächtliche Beiträge.

Beide Bücher haben schließlich noch das gute gemein, daß sie Fortsetzungen versprechen: Max Lehmann seines Scharnhorst's zweiten Band, Schleiden seine Erinnerungen als Mann, — das hoffe ich wenigstens zwischen den Zeilen herausgelesen zu haben.

A. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Kampf ums Dasein unter den Bäumen. Man hat neuerdings an vielen Orten die Wahrnehmung gemacht, daß in den Wäldern gewisse Holzarten die anderen verdrängen und sich ausschließlich des Bodens zu bemächtigen suchen. So ist zum Beispiel in Dänemark an gewissen Oertlichkeiten gefunden worden, daß die Nadelhölzer die Eichen und Buchen, an anderen Stellen die Laubhölzer das Nadelholz zu verdrängen suchen oder theilweise schon verdrängt haben. Ganz eigenthümliche Beobachtungen sind in Frankreich in der Sologne, einem verlassenen Landstrich in der Nähe von Blois gemacht. Vor etwa dreißig Jahren war dort die Aufforstung der Haidestrecken begonnen und Seekiefern und gewöhnliche Kiefern gesät worden; als man nach Verlauf von ungefähr fünfzehn Jahren diese dichten Culturen von Kiefern etwas lichtete, sah man dazwischen Eichen aufgehen, welche nicht gesät waren, und als später die Kiefern abgetrieben wurden, sah man sie auf ganz natürliche Weise durch dichten Buschwald von Eichen ersetzt. Nun ermittelte man aus geschichtlichen Quellen, daß jener Landstrich in früheren Zeiten mit ungeheuren Eichwaldungen bedeckt war. Ein ähnlicher Kampf zwischen den Bäumen ist auch anderwärts beobachtet worden, und es dürfte sich der Mühe lohnen, dieser Erscheinung eine größere Aufmerksamkeit vonseiten der Botaniker und Forstleute zuzuwenden und die hierauf bezüglichen einzelnen Thatsachen aus verschiedenen Ländern Europas und Asiens zusammenzustellen. In Graubünden z. B. verdrängt die Kiefer und die Fichte überall die Lärche, und im Jura droht die Kiefer über die Lärche die Oberhand zu behalten. Man behauptet, daß in der Schweiz im allgemeinen die Heister- oder Rothbuche Eiche, Tanne und Birke verdrängt habe, denn man findet diese Bäume nur dünn gesät und in einem verkümmerten Zustand. In Preußen soll die Kiefer die Eiche und Birke ersetzen. In den russischen Nadelwäldern gewinnen Birke und Eiche immer größere Verbreitung, und in den sibirischen Kiefern- und Fichten-Wäldern verdrängt die Birke allmählich den ursprünglichen Baumwuchs.

Heilschwindel. Nach marktschreierischen Zeitungsanzeigen finden Lungenleidende sichere Hilfe durch den Gebrauch der Lebensessenz des Apothekers Dunkel in Kötzschenbroda. Ein solcher Apotheker existirt jedoch in Kötzschenbroda nicht, wohl aber betreibt dort ein gewisser Hasenclever ein Geheimmittelgeschäft für einen Apotheker Dunkel, der bis vor kurzem in Moritzburg wohnte, dessen Aufenthalt aber jetzt unbekannt ist. Dunkel ist wegen unbefugten Betriebs der inneren Heilkunde schon bestraft. Sein Mittel besteht aus mit Wasser verdünntem Rum, in welchem ein Pflanzenextrat aufgelöst ist; dasselbe ist etwa 1 ℳ werth, kostet 5 ℳ und hat die angepriesene Heilwirkung nicht.

Das neustens auf marktschreierische Weise in den Zeitungen angepriesene Fer Bravais, eine französische Specialität, ist eine nahezu 4procentige Lösung von dialysirtem Eisenoxyd. Das Mittel war in der früheren Auflage der deutschen Pharmacopö aufgenommen, dasselbe sollte jedoch mit Silbernitrat keinen Niederschlag geben. Das Fer Bravais gibt einen solchen Niederschlag und ist daher ein weniger gutes Präparat als das in der früheren Pharmacopö vorgesehene. Das Mittel ist unschädlich, wird auch von Aerzten zuweilen verordnet; in einer Apotheke zubereitet würde dasselbe nach der Arzneitaxe ausschließlich des Gläschens und eines dazugehörigen Tropfenzählers 13 ₰ kosten, die französische Specialität dagegen kostet mit Gläschen und Tropfenzähler (Werth beider 30—40 ₰) 3 ℳ. (Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe.)

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№ 33. Sonntag, 15. August. 1886.

Beste Ferienzeit?

Wenn im nordöstlichen Deutschland die Sommer-Ferien der Schulen zu Ende sind, fangen sie im südwestlichen Deutschland an. Die Westfalen aber, welche sich vor einigen Jahren von ihren rheinpreußischen Nachbaren über die Grenze haben hinüberziehen lassen, scheinen es jetzt zu bereuen. Es sollte uns nicht wundern! Sie haben einen Schwabenstreich begangen, und wenn sie ihn rückgängig machen, dürfen sie hoffen die Rheinländer noch einmal zu ihrer und unserer besseren Einrichtung zu bekehren, sodaß dann auch im westlichen Preußen doch wieder Einheit bestände.

Schularbeit belastet Kopf und Nerven, denen die Sommerhitze ebenfalls zusetzt. Es ist deshalb verkehrt, die letztere noch ohne Noth hinzutreten zu lassen, wenn die erstere das Jahr hindurch mit nur kurzen Unterbrechungen gedauert hat. Alle schwächeren, empfindlicheren, oder besonders überhäuften Lehrer und Schüler zeigen es an durch ihr völliges Ermatten oder gar Zusammenbrechen um Pfingsten herum; das ist aber keine Erscheinung eines auf sie beschränkten Einflusses, sondern das nur eben bei ihnen sich am auffälligsten und beunruhigendsten kundgebende Zeichen allgemeiner Nervenverstimmtheit. Allen ohne Ausnahme thäte es gut, Ruhe eintreten lassen und unter Umständen in eine Sommerfrische gehen zu können, sobald die Zeit der vorherrschenden höheren Hitze wiederkehrt. Hätten wir nicht noch die leidige Unregelmäßigkeit des Eintritts der christlichen Frühlingsfeste, nach denen sich unsre gemeine Zeit richtet, so möchte man sagen: mit Pfingsten muß die große Sommerpause der Kopfarbeit beginnen. Vielleicht wäre es trotzdem richtig und durchführbar, um nicht die eine Verbesserung an die andere zu hängen. Mit der politischen Arbeit des Jahres würde es ungefähr stimmen.

Eltern die sich um Schulkinder nicht oder nicht mehr zu kümmern brauchen, gelangen leicht dahin, ihre Reisen und Landaufenthalte in den Monat Juni zu verlegen. Sie finden sich dafür in einem Grade belohnt, den sie selbst wohl kaum verhofften. Im Beginn des Sommers ist alles was wir draußen suchen, noch frisch und hold: das Grün glänzt in seiner neugeborenen Ursprünglichkeit und Fülle, alle Vögel singen ihre Liebeslieder, die Wirthshäuser haben Platz in dem hergestellten Aufputz, die Wirthe sind das Entgegenkommen in Person und die Kellner besehen ihr Trinkgeld noch nicht misvergnügt. Aber auch was wir selber mithinausbringen, ist mehr werth als im September. Der Hunger nach den Vorzügen der warmen Jahreszeit ist zu Pfingsten noch gänzlich ungestillt, und die Kraft gewöhnlich noch nicht so herunter wie oft nachher, sodaß die schöne Welt uns schöner erscheint und die gesuchte Erholung früher eintritt, mit ihr die Fähigkeit zu dem wunderbar kräftigenden Genuß des Lebens im Freien und lieblicher oder erhabener Landschaft.

Wenn dies hier noch einmal wiederum, wie in früheren Sommern, hervorgehoben und der Bestätigung gleicherfahrener Leser vorgelegt wird, geschieht es freilich nicht grade zu Gunsten derer die es schon länger wissen und danach verfahren. Sie könnten es am Ende lieber halten wollen wie die Entdecker oder Nutznießer heimlicher schöner Erdenflecke, die sich fürchten ihr Glück auszusprengen, weil schnell allzu viele andere Leute es möchten theilen wollen. Aber wie doch auch von diesen Selbstsüchtigen alle Augenblicke Einer in der Zeitung betroffen wird, der es nicht aushalten kann, und sich gleichsam selbst den Mund nur halbverschließend das Geheimnis seiner mehrwöchigen Seligkeit auf Bergeshöhe oder am Meeresstrand ausplaudern muß, — so wollen auch wir Pfingst- und Juni-Reisende dem Mitleid nachgeben, das armen Schul-Gefangenen gebührt, und ihnen von Zeit zu Zeit immer aufs neue verrathen, wie köstlich Reisen oder Sommerfrische im Anfang des Sommers ist, damit sie sich gegen ihre Einsperrung auflehnen und bei Zeiten mit uns hinauseilen, auf die Gefahr hin, uns die eigenen Wege und Wohnungen da draußen ein wenig zu überfüllen.

A. L.

Geschenk und Errungenschaft.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Wem die Bedeutung dieser Mahnung noch nicht durch die Erfahrung aufgegangen ist, dem muß sie sehr widersinnig vorkommen. Und doch werden nur deshalb viele Güter des Lebens falsch angewendet, ja vergeudet, weil man sie nicht beachtet. Das gilt schon von dem oft am höchsten geschätzten, wenn auch gewiß nicht schätzenswerthesten, dem Reichthum, geschweige von besseren Dingen. Auf Eine reiche Familie, die ihren Besitzstand durch Jahrhunderte zurückverfolgen kann, kommen eine große Zahl solcher an denen sich die landläufige Rede bewahrheitet: Geld bleibt nicht über den dritten Erben. Fing der Großvater klein an und legte durch angestrengte Arbeit, durch strenge Sparsamkeit einen breiten Grund zum Wohlstand, baute der noch in einer entbehrungs-

vollen Jugend aufgewachsene Vater, vom Glück begünstigt, darauf weiter, so findet der als reicher Erbe erzogene Sohn tausend Versuchungen zum Müßiggang und zur Verschwendung auf seinem Wege, und nichts folgt leichter, als daß schon bei seinen Lebzeiten das Haus unterwühlt wird, um spätestens bei seinem Tode zusammenzubrechen. Wo dieses Schicksal nicht eintritt, da wird sich in der Regel herausstellen daß es eine weise Erziehung verstanden hat, den Erben zu einem wirklichen Besitzer, nemlich zu einem Beherrscher seines Reichthums zu machen, daß in seinem elterlichen Hause mehr von den Verpflichtungen als von den Rechten eines großen Besitzes die Rede war, und daß jene Arbeit die vom rechten Verwalten eines Vermögens ebenso unzertrennlich ist wie vom rechten Erwerben, ihn wie seine Väter früh in heilsame Zucht genommen hat. Wer selbst erwirbt, findet leichter als wer nur erbt, die Grenze zwischen Verschwendung und ängstlicher Knappheit, zwei Abwegen auf deren ersten nicht nur reiche, und auf deren zweiten keineswegs nur arme Leute gerathen. Der von Natur Sorglose, Großherzige, dem das Genießen und Mittheilen viel leichter wird als das genaue Zurathehalten, lernt dieses am sichersten aus der persönlichen Erfahrung von der Mühsal des Erwerbs, und der Neigung zu allzugroßer Sparsamkeit liefert das Bewußtsein der Erwerbskraft wenigstens ein Gegengewicht, wenn auch nicht das wirksamste. Stufenmäßig fügt der allmählich zum Wohlstand Kommende eine Annehmlichkeit des Lebens nach der anderen in seinen Tageslauf ein; ihm bleibt die Erinnerung, daß er ohne diese Dinge fertig geworden ist, daß er vielleicht nicht weniger glücklich war, da er sie entbehrte, und so lernt er sie nach ihrem wahren Maße schätzen. Stufenmäßig wird auch ein vorausschauender Vater den Sohn, dem er große Schätze hinterlassen kann, in den Besitz und Genuß derselben hineinwachsen lassen: er wird ihm Mäßigkeit im Genießen, Selbstbeschränkung, Verwaltung des Reichthums als eines anvertrauten Gutes vorleben, ihm ernstliche Arbeit in den Mittelpunkt des Lebens rücken. Ganz anders muß es wirken, wenn dem unerzogenen Kinde oder dem Dürftigen der goldene Regen plötzlich in den Schoß geschüttet wird. Was als schrankenloser Besitz erscheint, ein ohne alle Anstrengung überkommenes Gut, das erweist sich dann als unheilvoll herrschende Macht, als ungerechter Mammon, und verdirbt nur zu oft ein Leben, ehe es wieder wie Spreu im Winde zerstiebt.

Wie mit dem äußerlichsten Besitz des Menschen, mit Geld und Gut, so verhält es sich in dieser Hinsicht mit den mannigfachen Gaben, die dem Einzelnen in die Wiege gelegt werden: körperliche und geistige Kräfte und Anlagen, das Pfund, es sei einfach oder zehnfältig vorhanden, mit dem jeder in seiner Art wuchern soll. Die Gabe ist da, ihr Besitz muß errungen werden, und beides gehört unlöslich zusammen. Ein Talent, das nicht gepflegt wird, das heißt: an dessen Ausbildung und Verwerthung keine nachhaltige Arbeit gesetzt wird, rostet entweder ein, oder es ist doch für wenig ernstliche Zwecke dienstbar. Glücklicherweise gewährt die Bethätigung jeder besonderen Anlage an sich soviel Vergnügen, der Erfolg lockt so mächtig vorwärts, daß schon darin ein mächtiger Antrieb liegt, das Pfund nicht im Schweißtuch zu vergraben, wozu Trägheit oder Ungunst der Verhältnisse so leicht führen könnten. Der mit starker Muskelkraft Ausgerüstete hat Wohlgefallen an körperlicher Bewegung, obwohl sie mit Anstrengung, ja mit Schmerz verbunden ist, und durch die Bewegung, durch die Anstrengung verzehnfacht er seine Kraft. Den mit besonders geschickten, gelenkigen Händen Begabten verlangt danach, seine Finger an allerlei Kunstfertigkeit zu versuchen; je nachhaltiger, je planmäßiger er sich damit abgibt, desto geschickter werden seine Hände. Der Mensch mit scharfem Verstande ersinnt sich allerlei Räthselaufgaben und Rechenexempel, er spielt mit Vorliebe Schach, er setzt Stunden und Tage daran, verwickelte Fragen zu lösen, und immer gewandter und klarer wird dadurch sein Denken. Am stärksten pflegt eine künstlerische Anlage irgend welcher Art nach Bethätigung und darin nach Ausbildung zu verlangen, und zwar, wie die übrigen Anlagen auch, nach dem Maße ihrer Mächtigkeit. Von Clara Schumann erzählt man sich freilich, ihr Vater habe sie in ihrer Kindheit mit Schlägen ans Clavier treiben müssen, aber gegen dies eine Beispiel wären leicht tausend umgekehrte ins Feld zu stellen, daß Schläge, Hunger und Entbehrungen nicht mächtig genug gewesen sind, einen gottbegnadeten Künstler von der Ausübung seines Talentes zurückzuhalten. Doch aber muß zu diesem scheinbar so gewaltigem Triebe eine fortgesetzte sittliche That des Besitzers hinzukommen, wenn eine bleibende Frucht geschaffen werden soll. Die Männer, welche Mit- und Nachwelt als große Genies preist, sind ohne Ausnahme hervorragend fleißige, sich zu unablässigem Ringen anspornende Menschen gewesen, so daß man mit einer gewissen Uebertreibung das Genie selbst als eine ausgezeichnete Fähigkeit sich Mühe zu geben erklärt hat, oder, wie Büffon will, als eine lange Geduld. Ohne diese Geduld, das ist sicher, werden die Menschen mit großen Anlagen immer verkommene Genies, die unglücklichste Menschengattung die es gibt, — denn der Blödsinnige empfindet sein Unglück nicht.

Wo Reichthum vorhanden ist, da muß, wie wir gesehen haben, die Erziehung darauf gerichtet sein, das Erbe in einen eigenen Erwerb umzuwandeln. Ebenso hat sie ihre eigenthümliche Aufgabe jeder vorhandenen Gabe oder Anlage des Zöglings gegenüber. Sie muß erstlich keine Anlagen ausbilden wollen, die nicht da sind. Es verbietet sich von selbst, den Sohn eines Tagelöhners wie den Erben von Millionen zu erziehen. Aber es wird leider unzähligemale versucht, durch die Erziehung aus der Rose eine Lilie, aus einem Küchenfräulein eine Rose zu machen. Nicht sowohl weil man die vorhandenen Anlagen oder ihren Mangel gänzlich verkennt, als weil man auf die Anlage zu wenig, auf die Erfolge der Ausbildung zuviel Gewicht legt. Wem fielen hier nicht die hunderttausende deutscher Kinder, insbesondere von Mädchen ein, die man zur Production in der Musik oder im Gebrauch fremder Sprachen auszubilden trachtet, völlig unbekümmert darum, ob die für beide vorhandene Anlage über die Stufe des Aufnehmens hinausreicht oder nicht! Wer dächte nicht an die vielen Jünglinge, die einen Lebensberuf ergreifen, nicht weil sie für denselben von Natur angelegt sind, sondern weil die Verhältnisse: Herkommen, Familiengeist, Ehrgeiz, Habsucht es so verlangen! Die Erziehung sollte aber auch, soweit irgend thunlich, keine vorhandene Anlage vernachlässigen, sondern zuerst nach der Summe der Begabung die künftige Lebensarbeit, den Beruf bestimmen, und dann, je nach der Wichtigkeit der einzelnen Leistung für den Beruf, dem Keim jeder tüchtigen Leistung, der Anlage zu ihrem Rechte verhelfen. Berufsmäßig thun müssen, wozu man nicht beanlagt ist, das bedeutet täglich unter einem schweren Joch einhergehen, und wenn ohne Zweifel Gott auch daraus ein sehr wirksames Erziehungsmittel machen kann, so sollen sich die Menschen doch bedenken, ehe sie den von ihnen Geleiteten dies Joch auf den Nacken legen. In dem einmal erwählten Beruf aber Spielraum für die nach Auswirkung verlangenden Kräfte finden, das schafft einen guten Muth, und „ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben."

Sogar die Gesundheit muß man sich in einem gewissen Sinne erst erwerben, um sie zu besitzen. Und zwar erst recht die von den Vätern ererbte! Wenn Jemand das Glück hat mit einer kräftigen Körperbeschaffenheit zur Welt zu kommen und sie ungeschwächt bis in die Jahre der Jugend zu behalten, so weiß er dann in der Regel, wie der Millionärs-Erbe, seines Reichthums kein Ende. Er lebt drauf los, im guten oder im schlimmen Sinne, und die warnenden Eltern erfahren gewöhnlich nur, daß sich trotz Darwin Erfahrungen nicht vererben lassen, daß wir alle immer erst durch Schaden klug werden wollen. Erst wenn eine ernstliche Krankheit oder eine spürbare Abnahme von Kräften und Sinnen halt ruft, lernen wir widerwillig die Grenzen unserer Körperbeschaffenheit kennen und anerkennen. Die Weisheit, in welcher freilich nur wenige Menschen aus-

lernen, besteht von da an darin, weder wie der Verschwender über diese Grenzen hinauszugehen, noch wie der Geizige nie an sie hinanzukommen, denn in beiden Fällen verengen sie sich mehr und mehr, — oder, in einem anderen Bilde, den Körper weder als Sklaven anzusehen, weil er dann urplötzlich einmal die Fessel bricht, noch als Herrn, weil er dann unfehlbar zum Despoten wird, sondern als getreuen, bescheidenen, leistungsfähigen und unersetzlichen Diener, der seine Pflichten willig erfüllt, dafür aber auch verständige Schonung seiner Rechte verlangt. In diesem Falle besitzen wir ihn, sonst besitzt er uns.

Und nun sind noch eine Reihe weniger greifbarer Lebensgüter da, die wir alle auch nur dann wahrhaft besitzen, wenn wir sie uns selbst erringen. Ich möchte die Zeit obenanstellen, weil sie in jeder Lebenslage in Betracht kommt und soviel andere Güter einschließt. Es war kürzlich von einem ungewöhnlich stark beschäftigten Manne die Rede, der in seinem Garten über hundert Arten von ihm selbst veredelter Rosen prangen sieht. Hat er denn dazu Zeit? fragte Jemand. Ja, er hat Zeit, weil er sie sich durch sorgfältigste Eintheilung und Ausnutzung zu erringen weiß. Eine so erkaufte Zeit aber, wie selbst erworbenes, sauer erworbenes Geld, wird fast unfehlbar gut angewendet. Es wird das hineingelegt, was den besten Ausgleich für die in der Arbeit erschöpften Kräfte bietet, nach der Besonderheit des Einzelnen natürlich ein tausendfach verschiedenes, und es ist wenig Gefahr da, daß die so erübrigten Viertelstunden müßig verdämmert oder gar schädlichem Zeitvertreib gewidmet würden. Dahingegen sehe man einen Menschen, der sich seine verfügbare Zeit nicht durch Arbeit erkauft, sondern sie grade aus Mangel an Arbeit zur Verfügung hat. Man sehe jenen reich gewordenen Philister, der, weil er nicht mehr zu erwerben braucht, sich aller Verpflichtung zu arbeiten überhoben glaubt. Was macht er aus den vierundzwanzig Stunden zwischen Sonnenaufgang und Sonnenaufgang? Was ist die Frucht seines Lebens, nachdem ein Jahr nach dem anderen im Schneckenschritt an ihm vorbeigekrochen ist? Man sehe jene vielen unglücklichen einzelstehenden Frauen, die nicht ohne ihr Zuthun zu einer Lebensarbeit gekommen sind und entweder zu spät oder überhaupt nicht daran gedacht haben sich eine zu suchen. Ihre Geißel ist die Langeweile, und sie fühlen die Schläge täglich und stündlich; ihre Zeit, die ein Lebenselement sein soll wie reine Luft und frisches Wasser, ist verdorben wie jene, wenn sie nicht beständig ausgetauscht wird, und wie dieses, wenn es versumpft. Kann man sich wundern, wenn sie in solchem Element an Leib und Seele krank werden? Ganz anders, wie mit der Feierstunde nach einem arbeitsvollen Tage, ist es auch mit dem Feierabend am Schluß eines arbeitsvollen Lebens. Wer ihn sich mit dem sauren Schweiß der Arbeit erkauft hat, dem füllt er sich mit behaglichem Ausruhen, mit sinnenden Rückblicken, mit stillem Antheil an dem Geschick der noch Kämpfenden. Und doch selbst um diesen Preis errungen möchte manchen Naturen die freie Zeit leicht zu lang werden, und sie würden es für eine Gnade ansehen, wenn sie im Harnisch abgerufen würden! Als einen Tagelohn heißen sie die Mußestunde hoch willkommen; als ein Capital von vielen Jahren mit vergangener Anstrengung erworben, fordert es eine Verwaltungskunst, der nicht Jeder gewachsen ist.

Die „freie“ Zeit grenzt sehr nahe an die freie Selbstbestimmung überhaupt, ein Gut dessen Lob man in dieser unserer Zeit Niemandem zu singen braucht. Sklaven und Leibeigene duldet unsere Gesetzgebung nicht mehr; früher oder später sein eigener Herr zu werden, danach trachtet Jeder, der in eine Lebensbahn einlenkt. Kinder beneiden die Erwachsenen, weil diese nach ihrer Meinung thun können was sie wollen; die Magd möchte gern Frau werden, und manche Frau tröstet sich über ihren Witwenstand am ehesten damit, daß sie nun wieder frei ist. Nun kann auch keine Frage sein, daß der Mensch zur Freiheit, ja sogar zur Herrschaft berufen ist. Aber wenn man ihn in seinem Verhältnis zur Welt und zu den übrigen Menschen beobachtet, so zeigt sich denn doch bald, daß diese Freiheit und Herrschaft in ganz merkwürdiger Weise ans Gehorchen und Dienen gebunden ist, und wenn sie heilsam sein soll, nur dadurch erkauft wird. Dem Sklaven mag sein Herr die Freiheit *schenken*; für den freigeborenen Menschen ist geschenkte, nicht erworbene Freiheit oft die schlimmste Knechtschaft. Wie der Mensch die Naturkräfte nur in seinen Dienst zwingt, indem er ihre Gesetze sorgfältig erforscht und beobachtet, so wird er von sich selbst nur durch das Sittengesetz frei, und kann über Andere nur herrschen, wenn er ihnen in Liebe dient. Was Freiheit genannt zu werden verdient, das ist nur in dem Maße vorhanden, wie das „Du sollst“ sich mit dem „Ich will“ in eins verschmolzen hat, und darum ist nur wahrhaft frei, einerlei ob er zu den in der Welt Befehlenden oder zu den Gehorchenden gehört, wer sich selbst mit allem was er ist und hat, wie der Christophorus der Sage in den Dienst des größten Herrn gestellt hat. Stufenweise mit der innerlichen Befreiung vom Eigenwillen zur äußerlichen Freiheit vom Willen Anderer hinansteigen, das ist erfreuliches Loos, aber an keinen anderen menschlichen Willen, an kein täglich und stündlich einschränkendes Gesetz gebunden sein, ehe das Gehorchen und Dienen zur anderen Natur geworden, eine sehr gefährliche Sache, die wie ererbte, nicht erworbene Reichthümer viel leichter zum Verderben als zum Gedeihen ausschlägt. Es ist ein großer socialer Uebelstand, daß in der Gegenwart so vielen ganz jungen Menschen, Männern wie Mädchen verschiedener Stände, ein großes Maß jener äußerlichen Freiheit erreichbar ist, ehe sie ihr Leben nach festen Grundsätzen zu regeln gewohnt sind. Studenten, Gehilfen des Kaufmanns-, des Gewerbe- und Handwerker-Standes, Verkäuferinnen, Arbeiterinnen in verschiedenen Erwerbzweigen, ganz junge Lehrerinnen an Schulen treten häufig noch vor der Zeit der bürgerlichen Mündigkeit aus der Zucht des elterlichen Hauses, ohne doch in eine andere Familie eingefügt zu werden. Nachdem sie günstigen Falls ihren Arbeitsverpflichtungen nachgekommen sind, steht ihnen ohne alle Aufsicht und Berathung die Verfügung über ihre freie Zeit, ihre Geldmittel, ihren Umgang, ihre Lebensweise zu: die Freiheit ist da wie ein Geschenk, nicht wie ein Erwerb, denn nur bei den wenigsten ist sie in jenen Jahren schon durch feste Grundsätze eingehegt oder durch die in die Ferne wirkenden Familienbeziehungen hinlänglich behütet. Mir steht ein vortrefflich angelegtes Mädchen aus reichem Hause vor Augen, das mit sechzehn Jahren die Mutter verlor und vom Vater, dem die sich bereits offenbarende Charakterstärke und Bestimmtheit seiner Tochter sehr gelegen kam, sogleich zur Lenkerin seines ziemlich bedeutenden Haushalts gemacht wurde. Er war von seinen Geschäften sehr in Anspruch genommen; er stellte ihr reichliche Mittel und Kräfte zur Verfügung und ließ sie wirthschaften. Als der Vater nach fünf oder sechs Jahren auch starb, ergriff sie mit großer Begeisterung einen sehr anstrengenden Beruf und betrieb die dazu erforderliche Ausbildung mit einem Eifer, in welchem man mit Bedauern die Willensstärke allmählich in Willensschwäche übergehen sah, so nemlich daß sie trotz alles Abrathens besorgter Freunde, trotz der eigenen besseren Einsicht, die manchmal aufwachte, ihre Gesundheit völlig untergrub; ihr „Ich will“ hatte das „Du sollst“ allmählich so durchaus zum Schweigen gebracht, daß sie von ihrem eigenen Willen regiert wurde, anstatt ihn zu regieren. Ich höre noch, wie sie allen Vernunftgründen, allen Warnungen, nicht die Nächte hindurch zu arbeiten, dem Körper sein Recht zu geben, sich, als die Kräfte sichtlich nachließen, zeitweilig ganz auszuspannen, immer nur mit leiser Stimme und wie mit einer Art Bedauern, daß sie den Freunden nicht den Gefallen thun konnte, ihr: Ich wollte aber doch gern....! entgegensetzte.

Auch Liebe und Freundschaft, wie wenig das auf den ersten Blick einleuchten mag, sind Güter, die erworben werden müssen, nachdem sie geschenkt worden sind. Nichts scheint eine freiere Gabe als warme Zuneigung oder innige Verehrung; wer mit Absicht darum wirbt, erlangt sie selten. Du gehst im Walde so für dich hin, und plötzlich leuchtet das Blümlein

„wie Aeuglein schön" vor dir auf: gesucht, würde es sich vielleicht verborgen haben. Aber wenn es dir werth ist, so mußt du thun, was der herzenskundige Dichter that: „es im Garten am stillen Haus einpflanzen" und emsig pflegen, sonst welkt und verdorrt es. Wer Liebe und Vertrauen besitzen will, muß sich ihrer werth erzeigen, aber er muß mehr als das thun. Etwas besseres kann uns ja Niemand schenken als Liebe und Vertrauen; laß es den Anderen spüren, daß du dankbar dafür bist, und verachte nicht die kleinen unscheinbaren Gelegenheiten dazu, die der Alltag bringt; die großen Heldenthaten kommen nur selten an die Reihe, und es möchte der feurige Eifer sie zu vollbringen grade im entscheidenden Augenblick fehlen, falls die Flamme nicht von Tag zu Tage durch ein Reislein oder ein Bröcklein genährt worden ist. Es erscheint im Drange der Geschäfte so verzeihlich, einen Freund lange ohne Nachricht zu lassen, diese oder jene kleine Rücksicht auf sein Gefühl nicht zu nehmen, ihm die Theilnahme an irgend einer Freude oder irgend einem Schmerz, die ihn betreffen, nicht auszusprechen, grade weil man voraussetzen darf, er werde von dieser Theilnahme überzeugt sein. Aber wenn wir bedenken, welchen Werth und Reiz unser Leben entbehren würde, wenn uns plötzlich alle die Herzen genommen würden, die für uns schlagen, dann können wir jene Sorglosigkeit, die aus dem Geschenk eine Errungenschaft zu machen verabsäumt, nicht für etwas gleichgiltiges ansehen. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein."

M. L.

Herrscher-Tugend.

Einer der vortrefflichsten Herrscher der Zeit ist der zweite König des freien und einigen Italiens, Humbert, und die Königin Margarethe ist seiner werth. Der ständige Berichterstatter der Nationalzeitung in Rom schrieb am 28. Juli:

„In Venedig und dem angrenzenden Gebiet kamen schon seit Monaten zahlreiche Cholera-Fälle vor, welche zwar die dortige verständige Bevölkerung nicht erschreckten, wohl aber die gewohnten fremden Badegäste fernhielten und der Stadt den nicht unbedeutenden Geldverdienst entzogen, welchen ihr die Badesaison zu verschaffen pflegt. Die Königin, welche in den letzten Jahren ein ständiger Badegast in Venedig war, ließ sich durch diese Krankheitfälle nicht zurückhalten die unglückliche Stadt zu besuchen, und mochte dabei auch durch den Gedanken geleitet worden sein, durch ihre Gegenwart furchtsame und zaghafte Fremden von der Nichtigkeit ihrer Besorgnisse zu überzeugen. Wie bei jedem ähnlichen Anlaß wollte aber auch der König der schwer bedrängten Stadt durch seinen Besuch Muth und Selbstvertrauen einflößen, und begab sich unmittelbar nach der Rückkehr von Genua mit der Königin nach Venedig. Die wenigen Tage, welche er dort zubrachte, scheinen das Selbstvertrauen des Volkes beträchtlich erhöht zu haben, und dürften auch den Fremdenzuzug wieder in Fluß bringen. Seiner Gewohnheit gemäß zeigte sich der König gegen die armen Bevölkerungclassen Venedigs überaus huldvoll und übergab vor seiner Abreise dem Bürgermeister einen Betrag von 40 000 Franken zur Unterstützung derselben. Aber noch mehr: er wies von Venedig aus dem Bürgermeister von Rom einen Betrag von 100 000 Franken aus seiner Privatschatulle mit dem Auftrag an, daraus den Grundstock eines durch Privatwohlthätigkeit aufzubringenden Unterstützungfonds für die von der Cholera heimgesuchten kleineren Gemeinden des Landes zu bilden. Wer die Bedrängnisse der Civilliste des Königs Humbert durch die Abzahlungen an den von seinem Vater hinterlassenen Schulden und durch den Unterhalt einiger zwanzig königlichen Schlösser und Villen kennt, kann allein die Bedeutung dieser wahrhaft königlichen Munificenz würdigen. Die ungeheuren Geldspenden, die König Humbert gelegentlich der Ueberschwemmungen in Oberitalien, der Cholera-Epidemien der letzten Jahre, der Katastrophe von Ischia, des Aetna-Ausbruchs u. s. w. gewährte, belaufen sich nahezu auf eine Million Franken, und diese Freigebigkeit wurde nur dadurch ermöglicht, daß der König zunächst an seiner Person und an seinem Hofhalt die gewissenhafteste Sparsamkeit einführte, und im ausgesprochensten Gegensatz zu wer weiß mit vielen Fürsten seine Civilliste als einen ihm von der Nation bewilligten Staatsfonds zur Linderung des Elends der nothleidenden Bevölkerung ansieht. Wer in Italien gereist ist und die ungeheuren Luxusbauten und die müßige Geldvergeudung der früheren italienischen Fürsten gesehen hat, weiß den Unterschied dieser finanziellen Auffassung des Königs zu würdigen. Wie das Haus Hohenzollern in Deutschland, hat das Haus Savoyen in Italien keine Privatschätze gesammelt, ja das Haus Savoyen ist seit jeher in einer überaus ehrenvollen Armuth geblieben, welche wahrlich höher steht als die ungeheuren Geldreichthümer der Familien Orleans und Romanow. Dafür aber weiß das italienische Volk dem Hause Savoyen auch Dank und entschädigt es reichlich durch seine Liebe, Verehrung, und Anhänglichkeit. Die Jacken Victor Emanuel's und der fadenscheinige Ueberrock König Humbert's werden eines Tages in einem National-Museum mehr sympathische Bewunderung der Besucher erregen als die gold- und edelsteinbesäeten Staatskleider jener Fürsten."

Ein Gespräch über Lebensversicherung.

Der Kaufmann Licht, Agent der Gothaer Lebensversicherungsbank pflegt, wie manches andere gesunde Menschenkind, in der guten Jahreszeit am Sonntag Nachmittag größere Erholung-Ausflüge zu Fuß in die schöne Umgegend zu machen. Er ist ein rüstiger Wanderer und schlägt nicht grade die bestgebahnten und meistbesuchten Wege ein; deshalb tritt er auch seine Märsche meistens ohne Begleitung an; bisweilen aber schließt sich dem munteren, allbekannten und allverehrten Manne unterwegs der eine oder andere Bekannte an, und dieser müßte dann ein sonderbarer Kauz sein, wenn er ohne äußere Veranlassung sich an diesem Nachmittag wieder von dem liebenswürdigen Licht zu trennen Lust verspüren sollte.

Am vorigen Sonntag hatte Licht — so erzählte er uns selbst — sich ein Jagdschlößchen im Walde zum Ziele auserkoren. Schon hatte er die letzten Häuser seines Wohnorts im Rücken, da rief ihm eine laute Männerstimme nach, und ein rüstiger Fünfziger beflügelte seinen Gang, den Gerufenen, der nun zu einem langsameren Schrittmaß überging, einzuholen. Das gelang bald, und der Lehrer Ohrt grüßte den Erreichten mit freundlichem Handschlag.

Nehmen Sie mich mit, lieber Licht! Sie streben gewiß nach dem Jagdschlößchen; Sie wissen, ich bin kein schlechter Kamerad auf Fußwanderungen, und heute kann ich Ihnen viel Kurzweil schaffen.

L. Sie sind mir immer hochwillkommen als Begleiter, und um die Kurzweil dürfen wir uns gegenseitig nicht große Mühe geben. Was haben Sie denn heute für Ladung im Laufe? Schießen Sie los.

O. Ja, heute will ich Ihnen etwas funkelnagelneues für Ihre Direction in Gotha mittheilen.

L. Sehr neugierig. Ob wohl die Neuheit und Eigenthümlichkeit wirklich so unzweifelhaft ist, daß Ihnen Franz Wirth ein Patent auf Ihre Erfindung verschaffen kann?

O. Merken Sie auf: wenn Ihre Anstalt jetzt nicht die Unanfechtbarkeit der Police einführt, dann haben Sie Ihre gute Zeit als Vertreter einer guten Anstalt gehabt, dann ist's vorbei mit dem Glanze dieses ehrwürdigen Instituts.

L. So —? Was Sie sagen! Sie kündigen mir wohl dann die Freundschaft und Ihre Versicherung?

O. Das erstere gewiß nicht, denn ich gehöre nicht zu denen, die das Sprichwort wahr machen wollen, daß man im Unglück vergebens Freunde sucht; das letztere aber gewiß, denn ich bin es meiner Familie schuldig, daß ich ihr entweder

eine unanfechtbare, oder gar keine Lebensversicherung = Police hinterlasse. Wissen Sie denn, was die Unanfechtbarkeit der Police — die Engländer sagen nonforfeiture of police — bedeutet?

L. O ja, mein Lieber! einen Schimmer habe ich schon von dem Dinge.

O. Daß ich Ihnen darüber keine große Vorlesung halten dürfte, dachte ich mir schon. Da Sie als Fachmann Bescheid wissen, können Sie mir auch alsbald Bescheid geben. Ist es nicht eine überaus gerechte Forderung, daß es der Verwaltung einer Lebensversicherung = Anstalt nicht ferner gestattet sein soll, einen Versicherten, nachdem sie Jahre lang die hohen Prämien von ihm eingezogen, seiner Ansprüche aus der Versicherung verlustig zu erklären, sobald sie entdeckt, daß die vor vielen Jahren geschriebene Declaration damals nicht ganz genau mit der Wirklichkeit übereingestimmt hat? Ist es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, den Hinterbliebenen eines Versicherten, bei dessen Tode solche Unrichtigkeiten der Declaration entdeckt wurden, um deswillen vorzuenthalten, was ihr Versorger ihnen unter schweren, sein langes Leben hindurch gebrachten Opfern hat zuwenden wollen, und was, wie er anzunehmen berechtigt war, ihnen ganz unzweifelhaft zugutekommen mußte? Hat nicht......

L. Bitte, ehe Sie fortfahren, gestatten Sie mir eine Zwischenfrage. Sagen Sie, Ohrt, was könnten Sie wohl vor 25 Jahren, damals als Sie kurz vor Ihrem Hochzeitstag zu mir nach der Obergasse kamen, um Ihre Declaration in meinem Beisein auszufüllen, verschwiegen oder im Widerspruch mit der Wahrheit angegeben haben? Ich weiß noch wie heute, daß Sie mir, als ich Ihnen feierlich vorlesen wollte, was Sie selbst inbetreff Ihrer Declarations=Angaben durch Unterschrift betheuern mußten, ins Wort fielen, und mir wehrten weiter zu lesen; das verstände sich doch unter anständigen Leuten von selbst, daß sie, wenn sie miteinander ein wichtiges Vertragsverhältnis eingehen wollten, sich, auf Ehre und Gewissen befragt, nicht mit Verschweigungen und Unwahrheiten bedienen würden. Haben Sie jetzt mit einemmal doch Gewissensbisse bekommen? Sagen Sie: wo steckt die Unwahrheit in Ihrer Declaration?

O. Wo denken Sie hin? Ich könnte Ihre Frage beinahe beleidigend finden. Da Sie mich kennen, werden Sie wissen, daß ich mir eher die Zunge oder die Finger abschneide, ehe ich eine Unwahrheit sage oder niederschreibe. Darum handelt es sich hier aber gar nicht.

L. Nun, um was handelt es sich denn?

O. Sagen Sie selbst — was ist das für ein quälender Gedanke, zu wissen daß die Versicherung=Anstalt jeden Augenblick erklären kann: „Du hast am 2. Mai 1861, da du in deiner Declaration dich für ganz gesund ausgabst, einen Schnupfen gehabt; wir können's durch Zeugen beweisen; wir haben zwar 25 Jahre lang deine Prämie eingezogen aber nun ist alles hin du bist nicht mehr versichert?"

L. Diesen Gedanken haben Sie 25 Jahre lang nicht ein einziges Mal gedacht — wie kommen Sie denn heute darauf? Haben Sie erfahren daß unsere Anstalt, oder irgend eine andere anständige oder auch nur geschäftskluge Lebensversicherungs-Anstalt jemals einen solchen Schurkenstreich versucht hätte, und damit durchgedrungen wäre? Hat sich bisher Ihr Vertrauen zu uns nicht auf die Erfahrung gestützt, daß wir 57 Jahre lang Treue um Treue gehalten haben? Müssen Sie nicht zugestehen, daß das Verhalten einer Anstalt, wie Sie es eben für möglich ausgaben, diese Anstalt selbst schnell unmöglich machen würde? Woher in aller Welt schöpfen Sie mit einemmale diese — verzeihen Sie mir — thörichten Befürchtungen?

O. Auf diese Frage kann ich Ihnen nur erwidern, daß eine andere alte und bisher von Ihnen immer gerühmte Lebensversicherung=Anstalt, nemlich die Leipziger Lebensversicherung=Gesellschaft, neuerdings die Gefahr, von der ich sprach, selbst in das grellste Licht gestellt, und indem sie ihre Policen für unanfechtbar erklärte, laut verkündet hat, bei ihren Versicherten sei fortan jede solche Befürchtung ausgeschlossen — wenigstens bei denen welche bereits das fünfte Versicherungjahr überschritten hätten.

L. Diese Erwiderung, mein lieber Ohrt, scheint mir mehr zu beweisen daß die genannte Anstalt, um sich für die Zukunft dem Publicum als unübertrefflich vorzustellen, ihre eigene und die Vergangenheit der anderen deutschen Lebensversicherung = Anstalten in ein sehr zweifelhaftes Licht gerückt hat, als sie zu beweisen vermag, daß bisher irgend welche Befürchtungen anständiger Leute, welche mit Lebensversicherung-Anstalten in Verbindung getreten sind, begründet gewesen wären.

O. Es ist wahr, ich will es nicht leugnen: mir selbst ist der Fall noch nie vorgekommen, daß eine Versicherung=Anstalt ihre Leistungen versagt habe um eines so mit den Haaren herbeigezogenen Grundes willen; aber man will doch nicht nur vertrauen, man will......

L. Man will Brief und Siegel dafür — nicht wahr —, daß der Vertragsgenosse, wenn er ein Schurke sein will, nicht zum Ziele komme, und deshalb verlangt man von ihm, daß er dem anderen Vertragschließenden, dem Versichernden freistelle, über seine gesundheitliche Vergangenheit, über sein Alter, über seine früheren Aufenthaltsorte, über Leben und Gesundheit seiner Eltern und Geschwister, über seine Versuche sich bei anderen Anstalten zu versichern u. s. f. sage was ihm beliebe, und daß er gleichviel wie richtig, oder wie unrichtig und also nichtsnutz diese Angaben seien, den Versicherten in seinem durch die Police verbrieften Anspruch belasse, wenigstens wenn die Unrichtigkeit der Declaration, also doch unzweifelhaft eine ehrlose, entehrende und verabscheuenswürdige oder doch wenigstens fahrlässige und leichtfertige Behandlung einer wichtigen Sache, nicht in den ersten fünf Versicherungsjahren entdeckt werde. Ist es nicht so?

O. Ich sehe, Sie wissen dem Ding doch einen für mich neuen Gesichtspunct abzugewinnen, lieber Licht! — und fürwahr, ich vermag Ihnen nichts mehr entgegenzusetzen. Was aber — sagen Sie mir — mag die Leipziger Lebensversicherung = Gesellschaft nur bestimmt haben, ihre Policen für unanfechtbar wegen nachmals entdeckter Mängel der Declaration zu erklären? Wenn ich die Sache von Ihrem Standpunct aus beurtheile, so scheint mir, und je länger ich darüber nachdenke, umsomehr scheint mir jene Erklärung doch auch recht erhebliche Gefahren heraufbeschwören zu können, und sie scheint mir namentlich für eine auf Gegenseitigkeit begründete Lebensversicherung=Anstalt wenig zu passen.

L. Sie wissen, wir Vertreter der Gothaer Bank sind verpflichtet sehr vorsichtig über andere Anstalten zu urtheilen. Mir gefällt an den neuesten Veröffentlichungen der Leipziger Anstalt die Sache durchaus nicht, aber die Form fast noch weniger. Eine gute Sache hätte man nicht mit Ausruferton vorzubringen nöthig gehabt. Indessen, das ist Geschmacksache. Uebrigens, lieber Ohrt, haben Sie sich denn inbetreff der Ausschließung der übrigen Anfechtunggründe auch schon Gedanken gemacht?

O. Nun, daß man die einmal geschlossene und wenigstens fünf Jahre aufrecht erhaltene Lebensversicherung nicht wegen fehlerhaften Lebenswandels und nicht beim Selbstmord des Versicherten für erloschen erklären kann, das scheint mir allerdings zweifellos festzustehen. Meines Wissens hat ja wohl auch die Lebensversicherungs-Bank zu Gotha kaum je eine ältere Versicherung aus dem ersteren Grunde für erloschen erklärt, und zahlt sie wenigstens in der Mehrzahl der Selbstmordfälle die volle Versicherungssumme aus. Da scheint mir also die Leipziger Arbeit schon vorausgethan.

L. Nun sehe ich, wie gut es war, daß ich auch diesen Gegenstand noch berührt habe. Verzeihen Sie mir, lieber Ohrt, wenn ich Ihnen mein Erstaunen nicht zurückhalte darüber, daß Sie, ein so einsichtiger, scharfblickender Mann und königlicher Oberlehrer an dem Gymnasium illustre unserer lieben Vaterstadt, derartige Urtheile äußern können. Wir sind

beide seit geraumer Zeit bei Gotha versichert; unsere Leipziger Fünfjahrfrist wenigstens hätten wir beide reichlich hinter uns. Wären wir beide bei der Leipziger statt bei der Gothaer versichert, so dürften wir jetzt in diesem Augenblick beginnen, als echte Lumpen und Vagabunden durch die Welt zu schlürfen, und ein Leben in Saus und Braus, in Laster und Schande zu führen, und der Lebensversicherung-Anstalt ginge das gar nichts an.

O. Ja, das finde ich doch bei Lichte besehen auch ziemlich in der Ordnung; denn wie kommt eine Lebensversicherungs-Gesellschaft dazu, den Sittenrichter zu spielen?

L. Den Sittenrichter? Sie misverstehen mich, wenn Sie meinen, daß ich da hinauswolle. Nun nehmen Sie 'mal an, wir seien beide bei Leipzig schon 25 Jahre versichert, und ich finge jetzt ein Leben an, wie ich es vorhin schilderte; bald hätte ich das Delirium am Halse, und nachdem ich fünf Jahre gelumpt, wär's mit mir zu Ende? Fünfziger, die Säufer werden, werden durchschnittlich nicht älter als 55 Jahre. Sie aber hülfen mich zur Erde bestatten und lebten nüchtern und wohlgemuth fort und erreichten in Friede und Segen ein hohes Alter. Was wären Sie wohl berechtigt der Leipziger Anstalt vorzuwerfen, wenn sie meinen Erben die durch meinen Lebenswandel gewaltsam so früh zur Fälligkeit gebrachte Summe nicht wenigstens theilweise vorenthielte? Aus welchen Mitteln, als aus denen der Uebrigen, müssen die Versicherungsummen für im Laster Verkommene vor der Zeit bezahlt werden?

O. Alles das bestreite ich nicht; aber ich meine, daran geht doch eine Anstalt noch lange nicht zu Grunde, daß sie alle Jahre die Sterbefallsummen für ein paar am Delirium Gestorbene oder für solche Personen welche sonst durch ihren Lebenswandel ein frühes Ende herbeigeführt haben, bezahlen muß.

L. Das kann doch nicht allein entscheidend sein für die Verurtheilung einer geschäftlichen Maßregel, daß die Existenz der Versicherung-Anstalt dadurch gefährdet wird. Als Verwaltungrathmitglied einer Lebensversicherung-Anstalt würden Sie gewiß eine Menge von unnützen oder gar gefährlichen Ausgaben nicht gutheißen, selbst wenn diese weit entfernt wären von Einfluß auf die Finanzgebahrung der Gesellschaft zu sein. Bitte, beantworten Sie mir meine Frage: würden Sie es billig finden, daß in der Lebensversicherung, und nun gar in einer auf Gegenseitigkeit begründeten Anstalt diejenigen Theilhaber, welche ihr Leben sträflich vergeuden, ganz gleich denen behandelt werden, welche es als ein werthvolles anvertrautes Gut treu und sorgsam verwalten bis ans natürliche Ende?

O. Ich sehe, auch in diesem Puncte muß ich Ihnen als dem Stärkeren weichen. Freilich, die Billigkeit verlangt, daß ein Unterschied gemacht werde. Es wäre mir ein großes Herzeleid fürwahr, wenn Sie ein Trinker würden; aber ich würde es doch überdies für unbillig und ungerecht halten müssen, wenn Ihr Laster nicht von der Versicherung-Anstalt beachtet würde. Daß unter der Strafe nicht der Sünder sondern seine Erben leiden, ist freilich schlimm; aber ich sollte doch meinen, daß der Gedanke an einen solchen Ausgang auch Manchen noch rechtzeitig zur Besinnung bringen könnte.

L. Gewiß, gewiß, lieber Ohrt, davon daß dies der Fall, habe ich selbst sehr sprechende Beispiele. Ich erzähle Ihnen davon wohl einandermal. Nun lassen Sie mich nur noch in aller Eile — dort taucht schon unser Ziel aus dem Buchenwalde hervor, und auf dem Rückweg sprechen wir doch wohl nicht mehr so viel vom Leben und Sterben — einen Irrthum berichtigen, in dem Sie bezüglich der bei uns üblichen Behandlung von Selbstmordfällen befangen scheinen.

O. Auch da ist also die Unanfechtbarkeit nicht am Platze?

L. Nach meiner innigen Ueberzeugung durchaus nicht. Stellen Sie Sich vor, Sie wollten heute eine Lebensversicherung nehmen. Ich böte Ihnen die Dienste der Gothaer Bank an, von der Sie wissen daß sie Selbstmörder unter Umständen den freiwillig Ausscheidenden gleich behandelt, und N. sagte Ihnen: „Bei meiner Anstalt, bei der Leipziger mußt du versichern; diese ist die einzige deutsche Anstalt, deren Versicherungen unanfechtbar sind; ihr ist der große Wurf gelungen; großartiger, weitherziger denkt keine Anstalt als meine Vollmachtgeberin. Denke dir: sie zahlt auch in Selbstmordfällen die volle Summe aus, wenn die Versicherung fünf Jahre bestanden hat. Was ist Gotha gegen uns?" Sagen Sie — was würden Sie thun?

O. Ich weiß das nicht genau; aber ich glaube, N. ist gesprächiger, beredter, dringlicher als Sie, wenn es an die Werbung geht, und ich halte es für möglich, daß ich mich Leipzig zuwenden würde.

L. Verstehen Sie recht — ich meine, ob Sie mit Rücksicht auf den Vortheil der Unanfechtbarkeit wegen Selbstmordes Leipzig den Vorzug geben würden?

O. Ja — man kann nicht wissen .....

L. Man kann nicht wissen, ob man nicht das Unglück hat, einmal vom Typhus gepackt zu werden und sich im Fieberwahne drei Stock hoch aus dem Fenster zu stürzen, oder ob man immer seiner Sinne mächtig bleiben und nicht einmal doch in tiefer Geistesstörung Hand an sich legen wird — nicht wahr, dies sind Ihre Gedanken?

O. Ja, daran dachte ich, und an das Elend meiner Familie, welche ich in gesunden Tagen durch die Lebensversicherung gegen Mangel zu decken gedachte, und welche nun, nachdem ich ihr Jahre lang die hohen Beiträge für meine Lebensversicherung entzogen, so behandelt wird als wäre ich freiwillig mit kaltem Blute und klarem Verstande bei Lebzeiten ausgeschieden.

L. Sie sagten vorhin selbst, daß Ihnen bekannt sei, die Gothaer Bank zahle in der Mehrzahl der Selbstentleibungfälle die volle Versicherungsumme.

O. Ich meine das aus den Rechenschaftberichten ersehen zu haben; aber die Leipziger Anstalt verpflichtet sich das nach einer bestimmten Carenzzeit in allen Fällen zu thun.

L. Und das halten Sie für richtig und nachahmenswerth? Sie haben mir soeben zwei traurige Bilder vorgeführt. Wenn die Fälle so liegen, dann, wissen Sie, säumt die Gothaer Bank nicht mit der Vollzahlung, und würde es ihr nichts helfen, wenn sie damit säumen wollte. Lassen Sie mich Ihnen aber ein drittes Bild vorführen. Ein Kaufmann versicherte sich vor fünf Jahren mit 100 000 ℳ. Die Police schenkte er seiner Gattin. Das Geschäft ging glänzend; aber der Mann speculirte leidenschaftlich, lange mit Glück; und dann wandte das Glück ihm den Rücken, langsam erst; noch glückten die großen und schlugen nur die kleinen Unternehmungen fehl; endlich auch die großen; Schlag auf Schlag folgten die Verluste. Der Mann nahm seine Zuflucht zur Wechselreiterei — zur Wechselfälschung; er fälschte auch seine Bücher. Eines Abends versuchte er seine Bilanz nach dem richtig geführten Geheimbuch aufzunehmen, es ergab sich ein ungeheures Deficit, und morgen wurde ein großer von ihm acceptirter Wechsel fällig. Wenn er morgen erlebte, war er, war seine Ehre, war seine Existenz vernichtet, mußte seine Familie ihn in Untersuchunghaft bringen sehen, verfiel sie in Elend und Schande; wenn er sich das elende Leben nahm — so hatten zwar seine Gläubiger morgen erst recht das Nachsehen; aber seine Familie — er war ja seit über fünf Jahren bei Leipzig versichert — seine Familie hatte wenigstens 100 000 ℳ zu freier Verfügung und konnte sich zurückziehen nach einem Winkel, wo Niemand von der Schande des Hauses wußte. Der Revolver war bereit. Am Morgen fand man den Entseelten in seinem Schlafzimmer. Acht Tage später zahlte Leipzig der Witwe 100 000 ℳ und diese trat mit ihren Kindern die Reise nach Sydney zu ihrem Bruder an. Was sagen Sie zu dieser Geschichte?

O. Ich kann es nicht verhehlen, es liegt eine furchtbare Versuchung in dieser „Unanfechtbarkeit" — eine Versuchung zum Betrug und zur Hintergehung, eine Versuchung zu leichtfertigem Lebenswandel, auch eine Versuchung zum Selbstmord — und ich will nicht leugnen, daß es mir bei

Licht betrachtet doch wohl recht unheimlich werden würde, in einer Gegenseitigkeitanstalt Schulter an Schulter zu stehen mit solchen welche dieses segensreiche Institut mit ganz anderen Augen betrachten, als ich es bisher betrachtet habe. Was aber die Selbstentleibung anbelangt, so möchte ich daß auch bei unserer Anstalt wenigstens die Fälle, in denen auch bei ihr die Police thatsächlich unanfechtbar ist, im Vertrage scharf gekennzeichnet würden.

L. Sie haben ganz recht; es ist auch mein Wunsch, daß das möglich wäre. Ich will auch nicht sagen daß es unmöglich sei; aber denken Sie Sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Momente, auf welche eine Sterbefalluntersuchung zu achten hat, bevor sie zu dem Schlusse kommt: hier liegt eine Selbstentleibung vor, die einem Unfall gleich zu achten und zu behandeln ist, und dann beachten Sie wohl: wenn die Anstalt in ihren Versicherungbedingungen erklärt: „unter den und den Umständen wird die volle Versicherungsumme auch bei Selbstentleibung gewährt,“ so muß sie da wo sie Grund hat die Zahlung zu weigern, den Einredebeweis erbringen, daß in diesem Falle die und die Umstände welche zur Vollzahlung zwingen, **nicht** vorliegen. Und ein solcher Beweis ist, wie klar auch die Dinge liegen mögen, oft eine Hercules-Arbeit. Mir scheint: bei jedem Vertrage, er heiße wie er wolle, müssen sich die Vertraggenossen beiderseits bis zu einem gewissen Puncte **lediglich vertrauen**. Und einer Versicherung-Anstalt, welche ihrerseits länger als ein halbes Jahrhundert kein berechtigtes Vertrauen getäuscht und das helle Licht der Oeffentlichkeit, unter dem ihr ganzes Thun sich entwickelt, nie zu scheuen gebraucht hat, darf man nun auch ruhig vertrauen, daß sie das Vernünftige, das Billige, das Gerechte thun werde, auch wo sie nur dazu berechtigt, nicht verpflichtet ist. Die Unanfechtbarkeit der Police bekämpft sie wahrlich nicht aus Engherzigkeit, sondern.....

O. Ich weiß was Sie sagen wollen, und stimme Ihnen vollkommen bei: sondern weil sie sich mitverantwortlich fühlt an ihrem Theil dafür, daß die Lebensversicherung nicht zu einem die Gedanken und Rechtbegriffe der Menschen verwirrenden Institut werde. Sie haben mich durch Ihre Belehrung in der That zu großem Dank verpflichtet —

L. Bitte, bitte, das ist ja mein Amt. Doch, nun brechen wir auf zu unserem Ziel!

O. Halt, noch eins. Sie geben mir den kleinen Finger — ich nehme die ganze Hand. Beantworten Sie mir nur in aller Kürze noch zwei Fragen. Ich habe gelesen, daß sich die Leipziger Anstalt für ihre Unanfechtbarkeit wegen Untreue der Declaration auf die strafrechtliche Theorie von der Verjährung beruf. Was meinen Sie dazu? Zweitens —

L. Lassen Sie uns erst Frage eins beantworten! Haben Sie je gehört, daß wenn zwei irgend einen anderen Vertrag miteinander schließen, sie sich ausdrücklich, wie es die Leipziger Anstalt beim Lebensversicherung-Antrage ihren Versicherten gegenüber thut, zusichern: „Wenn du mich bei Eingehung unseres Vertrages belogen, hintergangen, betrogen hast, so soll, wenn das Vertragverhältnis zwischen uns schon fünf Jahr gedauert hat, ehe jene Thatsache ans Licht kommt, dies der Liebe keinen Eintrag thun; denn die Straffälligkeit des Betruges verjährt ja auch in fünf Jahren.“ Haben Sie je schon dergleichen gehört und würden Sie es nicht für unerhört schamlos und unsittlich halten?

O. Sie sprechen wie ein Buch, und Ihre Gegenfragen bringen schnell zur Klarheit was man wissen will. Fürwahr, ich möchte daß ich meinen Jungen in der Schule manchmal so eine lehrreiche Stunde bereiten könnte, wie Sie es mir heute gethan. Aber nun beantworten Sie mir rasch noch meine letzte Frage: fürchtet die Gothaer nicht die Concurrenz der Leipziger, seit diese ihre Unanfechtbarkeit-Trompete hat ertönen lassen?

L. Nein, sage ich kurz und gut — nein. Ich weiß daß diese Trompete wirken wird wie die Fidel des Rattenfängers, — eine Zeit lang wenigstens. Dann aber wird die Besinnung kommen, und verständige Leute mindestens — die anderen mögen ja immerhin unter die Fittige meines Concurrenten sich begeben — werden über den ausgehängten Köder so denken wie wir zwei, nachdem wir uns über die Sache verständigt haben. Doch nun sei's genug!

O. Nun trinke ich meinen Schoppen mit Ihnen noch einmal so gern. Haben Sie tausend Dank.

Die besten Bücher.

VIII.

Hamburg, 5. August 1886.

Verehrter Herr L.

Lange schon hatte ich auf dem Herzen, auch meinerseits Ihrer Aufforderung wegen der „besten Bücher“ zu entsprechen. Nun ist es zwar ein eigen Ding, eine solche Entscheidung zu treffen, abgesehen von classischen und sonst bereits anerkannten Werken, die, wie mich dünkt, stillschweigend bei diesem Unternehmen vorausgesetzt werden dürften. Mir kommt jedoch so manches Buch unter die Hände, das, wie es scheint, den bisherigen Einsendern von Titeln noch unbekannt ist, daß ich eins und das andere hierhersetzen möchte:

1. **Weber's Weltgeschichte**, die beste und übersichtlichste für Laien, ist, glaube ich, schon einmal genannt worden; aber zweimal schadet in diesem Falle nicht.

2. **Entdeckungsreisen** von **Gerhard Stein**. Dies Buch dürfte einem Mangel abhelfen, über den, wenn ich nicht irre, kürzlich einmal im „Nordwest“ geklagt wurde. Es gibt nemlich ein außerordentlich anschauliches und interessantes Bild aller Entdeckungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit in fesselnder, populärer Weise für jeden Leserkreis.

3. **Wanderbuch eines Ingenieurs** von **Max Eyth** ist eins der liebenswürdigsten Bücher, die ich kenne, von einem genialen Kopf und mit unwiderstehlichem Humor verfaßt. Es schildert die Erlebnisse eines württembergischen Ingenieurs, der den englischen Dampfpflug in Aegypten und Amerika einführte und andere Aufgaben — Kabellegung — mit ebensoviel Geschick wie Ausdauer und Energie vollzog.

Als Unterhaltungsbücher möchte ich heute nur zwei nennen. Eines, recht für das Volk und die Jugend, ist eine Bearbeitung des **Simplicius Simplicissimus** durch Richard Weitbrecht (Kreuznach, Voigtländer). Die Bearbeitung hat alles anstößige entfernt, aber die vortrefflichen Schilderungen aus dem Dreißigjährigen Kriege und den köstlichen urwüchsigen Humor behalten.*)

Dann ein kleines Buch aus dem Dänischen: **Jugendborn** von **Paludan Müller**, übersetzt von Michelsen, eine reizende Erzählung, die ich allen solchen Leuten welche nicht alt werden mögen und die Jugend um jeden Preis und mit allen Mitteln festhalten möchten, zu empfehlen wünsche. Es steckt viel hohe Weisheit in dem Büchlein, die recht geeignet ist die Widerstrebenden mit dem unvermeidlichen Schicksal zu versöhnen, und das ist doch immer etwas werth.

Anna Klapp.

*) Also ebenso wie die früher im Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag hier herausgegebene von Hugo Meyer, die sich des Beifalls der preußischen Schulverwaltung erfreut hat und nur der Vorrede halber Jesuiten-Angriffe auf sich zog. D. H.

Bambusrohr-Briefe von Sumatra.

Als Schreibstoff zu Briefen wird jetzt fast allgemein das Papier verwendet. Nur in einigen wenigen Gegenden des Erdballs ist daneben noch heute die Benutzung anderer Schreibstoffe gebräuchlich. So wird beispielsweise im Innern des britisch-indischen Kaiserreichs noch vielfach das Palmblatt anstatt des Schreibpapiers in Verwendung genommen, und die indische Postverwaltung hat sich sogar genöthigt gesehen, auf

Palmblätter geschriebene Briefe zur Beförderung zuzulassen. Weniger bekannt als die Benutzung des Palmblatts ist die Verwendung des Bambusrohrs, wie sie sich bei den Eingeborenen der Sunda-Inseln findet. Einige Exemplare von Bambusrohrbriefen, welche von der Insel Sumatra stammen, sind seit kurzer Zeit in den Sammlungen des Reichs-Post-Museum in Berlin; dieselben sind das Geschenk eines Deutschen Namens Blumenthal, der seit Jahren als Verwalter einer Pflanzung bei Deli an der Nordostküste von Sumatra ansäßig ist.

Die Schrift auf dem Bambusrohr ist in der Weise hergestellt, daß die Buchstaben mit einem spitzen Instrument, einer Art Griffel, in die äußere Bastschicht des Rohres eingeritzt sind. Da das Bambusrohr durch Trocknen hart wie Stein wird und die Schale desselben sich nicht leicht ablöst, so ist die Schrift auf dem Rohre ziemlich haltbar. Zwei der Bambusrohrbriefe des Post-Museum rühren von einem Eingebornen des Nordostens von Sumatra her, welcher auf einer an der Meeresküste belegenen Pflanzung beschäftigt ist und seinen Stammesgenossen im Innern der Insel von seinem Ergehen Kunde gibt. Die beiden Briefe bestehen aus je einem runden Bambusrohrstück von 23 cm Länge und $2^1/_2$ bis 3 cm Durchmesser. Die Schrift ist sehr sauber, und macht in ihrer Anordnung auf das Auge einen angenehmen Eindruck.

Die Beförderung derartiger Briefe erfolgt in der Regel gelegentlich durch Stammesverwandte des Absenders. Zu einer solchen Beförderung findet sich häufig Gelegenheit. Die Bewohner des Innern, soweit dieselben friedlicheren Stämmen angehören, begeben sich nemlich alljährlich in größerer Zahl von ihren Bergen hinab nach der Küste, um sich den Besitzern von Pflanzungen als Arbeiter anzubieten. Dort bleiben sie ein bis zwei Jahre und kehren dann in ihr Heimatdorf zurück, um sich da mit ihren Ersparnissen eine Frau zu kaufen und einen eigenen Hausstand zu gründen. Bei der Auseinandersetzung mit ihrem Arbeitgeber, beim Verkauf der Felderzeugnisse an die Häuptlinge und Pflanzungbesitzer, beim Erhandeln einer Frau und ähnlichen Geschäften geht es nicht immer friedlich zu, denn die Eingeborenen sind sowohl unter sich als auch gegen Fremde sehr mißtrauisch und wähnen sich nur zu leicht übervortheilt. Ist letzteres der Fall, so nimmt der Benachtheiligte zumeist seine Zuflucht zu Gewaltmitteln, zu feindlichen Angriffen, Ueberfällen und Brandstiftungen. Bevor jedoch die Eingeborenen zu solchen Gewaltthaten schreiten, pflegen sie dem Bedrohten einige Tage vorher einen Drohbrief, in der Landessprache „Mussu bringan" genannt, zuzufertigen, den sie Nachts an einer in die Augen fallenden Stelle des Besitzthums des Bedrohten aufhängen, und in welchem sie ihre Forderung auseinandersetzen und bei Nichtbezahlung binnen dreier Tage Mord und Brand in Aussicht stellen. Zu derartigen Drohbriefen wird fast allgemein Bambusrohr verwendet. Das Post-Museum besitzt auch von dieser Briefgattung zwei Exemplare.

Der eine dieser Drohbriefe, welcher im Dialekt der Tobahbattaks, eines auf der Hochebene der Insel Sumatra an den Ufern des angeblich 3000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Tobah-Meeres angesessenen Stammes geschrieben ist, besteht aus zwei 20 cm langen und 4 bis $4^1/_2$ cm breiten, fast flachen Bambusrohrstücken, auf welche die Drohung eingekratzt ist. Beide Rohrstücke sind durch einen Bindfaden, der durch ein in jedes Rohrstück geschnittenes Loch gezogen ist, an einander geknüpft. An den Rohrstücken hangt noch ein geschnitztes scheibenförmiges Stückchen Holz von etwa 9 cm Länge und 4 cm Breite, welches die Gestalt des zum Feuerschlagen gebräuchlichen Stahles hat, ferner eine aus den Fasern der Zuckerpalme gefertigte Lunte von 10 cm Länge und drei geschnitzte Stäbchen aus Bambusrohr, von denen eines, 14 cm lang, ein Messer, und die beiden anderen, je 11 cm lang, Spieße darstellen sollen.

Der zweite Drohbrief ist im Dialekt der Karubattaks, eines ebenfalls auf der Hochebene der Insel Sumatra heimischen Stammes geschrieben. Der Brief besteht aus einem einzigen 25 cm langen und 4 cm breiten Stück Bambusrohr, auf welches die Drohung in der oben geschilderten Weise niedergeschrieben ist. An demselben ist mittels Bambusrohrbastes eine 30 cm lange Lunte aus Zuckerpalmfasern und ein geschnitztes Stück Rohr von 18 cm Länge, welches einen Spieß darstellt, befestigt.

Interessant ist auch die Fassung der Drohbriefe, welche ein Streiflicht auf den Charakter und Culturzustand jener Stämme wirft. Der im Dialect der Tobahbattaks geschriebene Drohbrief lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt: „Wenn der Herr mir nicht die Dollars für Reis, die Dollars für Scheuernbauen, die Dollars für Waldroden zahlt, so werde ich morden und brennen. Fünf Jahre sind verflossen und ich habe meinen Lohn nicht empfangen. Wenn ich jetzt nicht alles erhatte, so werde ich morden und brennen, auch bei dem Fürsten der Berge mich beklagen, und mich im Walde und im hohen Grase verbergen. So spricht Simuteh." Der im Dialect der Karubattaks geschriebene Drohbrief lautet zu deutsch folgendermaßen: „Wenn Siblang mir nicht meinen Lohn für den Reis bezahlt, spricht Sigombang zu Siblang, so werde ich seine Scheuern in Brand stecken, spricht Sigombang." Es ist bezeichnend, in welch unzweideutiger Weise auch die äußere Form der Drohbriefe schon auf ihren meist recht ernst gemeinten Inhalt schließen läßt.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungs-gebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№ 34. Sonntag, 22. August. 1886.

Ein deutscher Knabenhort-Tag.

Wie es scheint, haben Herr Pfarrer Bion aus Zürich und Herr Engelbert Keßler aus Wien sich jüngst am Bodensee getroffen, und für nächstes Jahr die Berufung einer internationalen Feriencolonien-Conferenz verabredet. Wenn hierin von letztgenannter Seite ein Rückschlag gegen die Zusammenschließung der deutschen Sommerpflege-Vereine auf der Bremer Conferenz im September voriges Jahres liegen sollte, würden wir es auch als solchen gelassen hinnehmen. Die geplante Begegnung kann Frucht tragen. In solcher Specialisirung hat das internationale Zusammenkommen Aussichten praktischen Nutzens für sich, die den früher einmal üblichen weitgreifenden Welt-Congressen für Socialreform, Friedens-Beförderung, Armenpflege und Wohlthätigkeit u. dgl. m. kaum nachzurühmen gewesen sind. Haben die genannten beiden Herren sich nach Berlin an die Geschäftsführung der deutschen Sommerpflege-Vereine gewandt, so wird man von dorther wohl bald mehr vernehmen.

Heute möge hier befürwortet werden, daß die deutschen Knabenhorte es den Feriencolonien bald nachthun. Sie können es für ihre weitere Ausdehnung und Befestigung sowohl wie für die volle Angemessenheit ihres Verfahrens gleich gut gebrauchen. In ihrem Schoße stecken noch einige, so am leichtesten zu hebende Misverständnisse oder gegenseitige Verkennungen. Sie sind nachgrade auch zahlreich genug, wie sich aus der Chronik der Entwickelung ergibt, die wir dem letzten Bericht des Vereins für Volkserziehung in Erlangen voraufgeschickt finden, und nach der wir eine abgekürzte Uebersicht des Ganges dieser neuen socialen Institution hierhersetzen:

Im Winterhalbjahr 1870/71 war die Vorlesung des Professor Schmid-Schwarzenberg über „Vernünftige Erziehung" zahlreich, besonders von Lehrern besucht. Um das im Colleg gehörte allseitig besprechen zu können, vereinigten sich Schmid-Schwarzenberg's Commilitonen am 14. November 1870 unter dem Namen „Philosophisch-Pädagogische Gesellschaft", die mit ihrem Lehrer längere Zeit in einem Zimmer der „Wolfsschlucht" zusammenkam. Am 31. März 1871 trat sie öffentlich auf als „Verein für Volkserziehung". Zuerst suchte dieser durch pädagogische Vorträge und durch Verbreitung guter Schriften bessernd auf das Volk einzuwirken; mit dieser Thätigkeit nicht zufrieden, faßte der Verein den Entschluß, für die armen Kinder, die nach den täglichen Schulstunden ohne Aufsicht und Erziehung sind, eine Erziehunganstalt zu gründen. Im Juli 1872 wurde dieselbe in einer kleinen ehemaligen Wachtstube am Nürnberger Thor mit 12 Knaben eröffnet. Die Anstalt erhielt von Schmid-Schwarzenberg den Namen „Sonnenblume", weil diese Blume das Sinnbild des Menschen ist, der sich über alles erhebt was am Boden haftet, und das holde Licht des Wahren, des Guten und des Schönen sucht. Der Zudrang armer aufsichtloser Schulknaben mehrte sich, so daß ein geräumigeres Local gemiethet werden mußte. 1873 erhielt man ein solches im „Schwänchen" in der Paulistraße, welches für 40 Knaben Raum bot. Aber auch dieses erwies sich bald wieder als zu klein, weil der Verein nicht Knaben zurückweisen wollte, welche um ein Stehplätzchen oder um einen Sitz auf dem Fußboden bittend erschienen. Nothgedrungen beschloß er deshalb einen Platz anzukaufen und den Bau eines Erziehunghauses zu beginnen. Am 25. August 1874 konnte der Neubau seiner Bestimmung übergeben werden. Auf dem übrigen Raum wurde ein Spiel- und Turn-Platz eingerichtet und ein Garten angelegt. Der Saal bot Raum für 60 Knaben.

Im October 1876 errichtete auf Anregung Schmid-Schwarzenberg's der 1884 verstorbene Philosoph und Fabrikbesitzer Maximilian Droßbach in Bäumenheim bei Donauwörth eine „Sonnenblume" für die Kinder der dortigen Fabrikarbeiter.

Zwei Jahre später wurde durch den Sensal Karl Merker der „Verein für Volkserziehung" in Augsburg gegründet, und im Juli 1879 die dortige Erziehunganstalt mit 30 Knaben eröffnet.

Dem Rath L. Jung in München gelang es dann, dort einen größeren Kreis von Männern auf Schmid-Schwarzenberg und dessen „Sonnenblumen" aufmerksam zu machen. Am 16. März 1881 entstand der dortige Erziehungverein, welcher bereits am 24. Mai seine erste Anstalt eröffnen konnte. Rath Jung führte gleichzeitig den etwas bezeichnenderen und gleich poetischen Namen Knabenhort ein, von dem der Erlanger Bericht anerkennt daß er besser als Sonnenblume sei.

Am 2. März 1883 gründete Rechtsanwalt Dr. K. Schmidt in Fürth einen „Jugenderziehungverein", der am 1. Juni seine Knabenanstalt eröffnete.

Am 19. Juni desselben Jahres fand in Berlin durch Schulinspector Dr. Zwick die Gründung eines Erziehungvereins statt, welcher den Namen „Kinderhort" erhielt.

Im gleichen Jahre, am 28. November starb leider auch Schmid-Schwarzenberg.

Der Verein für Feriencolonien in Bamberg feierte 1884 die Einweihung seines Knabenhorts am 4. Februar, und am 12. Februar wurde der Erziehungverein Jugendhort in Potsdam gegründet (der Mitte 1885 seine zweite Anstalt aufthat).

Am 29. April wurde der Knabenhort in Kiel ins Leben gerufen, — am 5. Mai eröffnete der Verein Kinderhort in Berlin den ersten Mädchenhort in Deutschland, — und in Bremen wurde am 19. Mai der Verein für Knabenheime Dank den Bemühungen des Realschullehrers Reddersen gegründet.

Am 6. Juni fand die Gründung eines Jugendhorts in Nürnberg durch Landgerichtsrath Papellier statt.

In Kempten gründete Schulinspector Sedlmayr am 7. Juli den Verein für Jugenderziehung.

Die Gründung des Vereins Knabenhort in Halle, dem Stadtverordneten Demuth zu verdanken, erfolgte am 1. October, und schon am 22. October konnten zwei Knabenanstalten eröffnet werden.

Der neu gegründete Jugendhort in Erfurt, Vorsitzender Lehrer Karl Werkmeister, eröffnete am 7. December sein Jugendheim in einem neueingerichteten schönen Saale.

In Braunschweig wurden Knabenhorte ins Leben gerufen, welche den Namen Knabenbewahranstalten erhielten.

Der Protestantenverein in Kaiserslautern errichtete zwei Knabenhorte.

Das gleich ergiebige Jahr 1885 fing schon am 3. Januar an mit der Eröffnung der Knabenanstalt des Vereins Kinderhort in Hanau.

Am 18. Februar folgte die Einweihung des ersten Jugendhorts in Nürnberg in der Vorstadt Wöhrd (am 7. Mai des zweiten in Gossenhof), und am 20. Februar begründete die „Bettelakademie" zu Stettin einen Jugendhort.

Am 5. Mai fand die Gründung eines Knabenhorts in Hamburg-Eimsbüttel statt.

In Würzburg entstand am 17. Juni bzw. 2. December ein Knabenhort, — in Frankfurt am Main am 22. Juni.

Der erste österreichische Knabenhort wurde am 4. October in Wiener-Neustadt ins Leben gerufen.

Der Knabenhort in München errichtete einen Lehrlingshort.

Die Gründung von Knabenhorten fand ferner statt in Altona, Leipzig, Flensburg, Dresden und zu Winterthur in der Schweiz.

Angebahnt ist die Errichtung von Knabenhorten in Magdeburg, Freiburg i. B., Wiesbaden, Regensburg, Passau, Meißen, Breslau, Hamburg-Hohenfelde, Zürich u. s. f.

Die hier benutzte Erlanger Chronik will ausdrücklich nur über die Entstehung und Verbreitung der „Schmid-Schwarzenberg'schen Knabenhorte" berichten. Daher erklärt sich die Weglassung nicht allein der älteren Knabenbeschäftigunganstalten in Darmstadt (schon aus den Jahren 1828/29), Heilbronn, Weimar u. s. f., von denen Dr. W. Götze in Dresden kürzlich sagte, sie seien nicht erzieherisch genug gemeint gewesen, sondern selbst der Anstalten welche Prof. Julius Post in Hannover hervorgerufen hat. Aus seinem freundschaftlichen Streite mit H. O. Reddersen vor zwei Jahren (s. „Nordwest" von 1884) erinnert man sich, daß sein Knabenhort allerdings der Masse der Knabenhorte weniger gleicht als das Bremer Knabenheim. Man greift in Hannover nicht so tief hinunter in die Noth schlechthin aufsichtsloser Schulkinder. Mögen die dortigen Knabenhorte danach in Erlangen nicht zur Nachkommenschaft Schmid-Schwarzenberg's und seiner „Commilitonen" gerechnet werden, so werden sie sich darüber ja trösten können, zumal wenn anderswo wahrheitgemäß erklärt wird, daß man auch kaum etwas von den bayerischen Volkserziehungvereinen und noch weniger von den Schriften des Erlanger Universität-Professors wußte, als man Knabenheime oder Knabenhorte schuf. Jedenfalls aber lassen Anstalten, die sich selbst so nennen, von der Gesammtheit sich nicht durch fremdes Belieben ausschließen, und würden auch nicht übergangen werden können, wenn es sich um eine Berufung zu einem deutschen Knabenhort-Tage handelt. Hierüber müßte vorher Verständigung eintreten, ehe die Einladungen ergehen.

Alles übrige ist ziemlich einfach und selbstverständlich. Es fragt sich nur, wer die Initiative ergreifen soll und wird? Man würde meinen: der Erlanger Verein; aber der streitet, — stritt wenigstens noch vor kurzem mit dem Augsburger Verein über die wahre Nachfolge seines Meisters und Schöpfers.

Vielleicht käme noch am ehesten eine Vorverständigung zwischen Hamburg (Pastor Cropp in Eimsbüttel) und Bremen (Senator Dr. Ehmck und Realschullehrer Reddersen) zustande.

A. L.

Friedrich der Große in französischer Beleuchtung.

Am Feinde mißt ein Volk den Werth seiner Helden! Als Friedrichs des Großen Werke in der amtlichen Ausgabe herauskamen vom Jahre 1846 an, besprach der große französische Kritiker Sainte Beuve sie von Ende 1850 ab in dem Maße wie die Bände nach einander erschienen, als litterarischer Montags-Plauderer des Pariser Blattes Moniteur. Damals brannte freilich noch nicht die unerhörte Schmach von Sedan in der Seele patriotischer Franzosen; aber zuletzt hatten sie doch auch damals, Dank dem im preußischen Staate athmenden Geiste des „alten Fritz", Schläge von den Deutschen bekommen bei Leipzig und bei Waterloo, wo sich die Zuversicht erfüllte, welche durch ihn bei Roßbach zuerst wieder geweckt worden war: daß wir Deutsche den Franzosen im Kampfe schließlich stets gewachsen und überlegen sein würden. Jedoch was sagte Sainte Beuve gleich im Eingang seiner ernstgemeinten Plauderei über diese Ausgabe?

„Die Werke Friedrich's haben in Frankreich bisher nicht die verdiente hohe Schätzung erlangt. Man macht sich über einige schlechte Verse dieses fürstlichen Reimschmiedes lustig, welche am Ende nicht schlechter sind als viele Verse seiner Zeit, die dazumal für reizend galten und heute gar nicht mehr zu lesen sind, und läßt dafür seine ernsten Prosa-Werke unbeachtet, denen das Gepräge eines großen Mannes unverkennbar aufgedrückt ist. Seinen Briefen erweist man mehr Gerechtigkeit; indem man sie in Voltaire's Correspondenz mit dessen eigenen Briefen durch einander liest, findet man, daß sie nicht allein die Nachbarschaft sehr gut ertragen, sondern bei gleichem Geiste eine Ueberlegenheit der Auffassung und des Sinnes besitzen, die aus dem Charakter und der Stärke der Seele stammt. Es ist aber nachgrade überhaupt Zeit, sich aus den kleinen Begriffen einer einseitig litterarischen Betrachtung- und Darstellung-Art zu erheben, im Schriftsteller den Menschen und den König wiederzufinden, und einen der besten Historiker in ihm zu begrüßen......

„Friedrich ist ein wahrhaft großer Mann trotz des Schadens welchen er sich selber zugefügt hat durch mancherlei herausfordernde Ergüsse, durch den zur Schau getragenen Cynismus seiner Unfrömmigkeit und Spottsucht, und durch jene Versmachewuth die allemal lächeln macht, — eines der seltenen Genies, welche handgreiflich geboren sind um die Völker zu beherrschen und zu führen. Entkleide man seine Persönlichkeit aller der anekdotischen Schnurren, mit denen hohle Geister sich gern füttern, und gehe man gradeswegs auf das Wesen und den Charakter los, so wird man voller Bewunderung und Hochachtung vor ihm stehen. Man erkennt dann allsogleich, und bei jedem weiteren Schritte welchen man mit ihm zurücklegt, einen wahren Meistergeist: fest, verständig, praktisch, thätig und unermüdlich, erfinderisch ganz nach Bedarf, durchdringenden Blickes, niemals betrogen und sowenig wie möglich Andre betrügend, standhaft in jedem Misgeschick, seine Neigungen und Leidenschaften niederhaltend durch Vaterlandsgefühl und glühenden Eifer für die Größe und das Gedeihen seines Volkes; den Ruhm liebend, aber auch richtig abschätzend; ohne Unterlaß wachsam bemüht auf die Hebung der ihm anvertrauten Bevölkerungen, sowenig hoch er auch die einzelnen Menschen achten mochte."

Zu letzterer Geistesverfassung hat offenbar Niemand mehr beigetragen als sein größter französischer Zeitgenosse, der lange Zeit von ihm fast vergötterte Voltaire, den nach Berlin zu ziehen er nicht genug Lockungen aufzubieten wußte, und als er ihn dann 1750 endlich bekam, nach drei Jahren wieder von sich jagen mußte als den Ausbund aller unverträglichen Laster, welchen er in ihm fand, um danach noch jahrelang weiter sich seiner lästerlichen Streiche kaum erwehren zu können. Dieser Fehltritt unreifer Menschenerkenntnis mußte nicht allein von dem gesühnt werden, der ihn beging, sondern da es ein König

war, auch von vielen Anderen. Indessen ist Friedrich seinen wirklichen Freunden deshalb nicht abgefallen oder auch nur kühler gegen sie geworden. Die Freundschaft gehörte wie das Vaterland zu den Dingen, über die er nicht spottete. Ein Menschenfreund zu sein war vollends (man sehe die berühmte französische Epistel an einen der beiden ihm so nahestehenden Gebrüder Keith) sein höchster Begriff.

A. L.

Kleiner Vortheil — großer Schaden.

Den Jungen nehme ich auf den Schoß, der braucht doch keinen Fahrschein! sagt eine gut und modern gekleidete Dame, welche mit ihrem einen allerliebsten Matrosenanzug tragenden Söhnchen einen Pferdebahnwagen bestiegen hat, indem sie dem Schaffner das Fahrgeld für ihre Person einhändigt. Der Mann betrachtet das dralle Bürschchen mit einem etwas zweifelnden Blicke und fragte höflichst: Ist er noch nicht sechs Jahre? Der Kleine will den Mund öffnen; ein ihm blitzschnell von der Mutter zugeworfener Blick gebietet ihm Schweigen. Sie versichert, der Knabe sei noch nicht sechs Jahre, und der Schaffner läßt sich die Angabe mit einem etwas ungläubigen Lächeln gefallen, ja er duldet sogar, daß sie, so lange nicht alle Plätze im Wagen von zahlenden Fahrgästen in Anspruch genommen werden, ihren kleinen Begleiter nicht auf ihren Knien, sondern neben sich unterbringt. Ersteres sollte ihr auch recht sauer werden, denn der Knabe ist für ein Kind von noch nicht sechs Jahren auffallend groß und stark.

Dasselbe ungläubige Lächeln, das um den Mund des Schaffners zuckt, zeigt sich auf den Gesichtern der anderen Insassen des Wagens. Auch die Dame lächelt, freilich auf andere Art, sie freut sich der gelungenen Uebervortheilung, und was noch viel schlimmer ist, es lächelt in kindlicher und doch auch verschmitzter Weise der Knabe. Er weiß sehr wohl, daß er in der vergangenen Woche, als sein Geburtstag gefeiert wurde, schon sieben Jahre alt geworden ist, und daß er sich durch das Verschweigen dieses Umstandes die freie Fahrt verschafft oder, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, erschwindelt hat.

Vielleicht wird er nach dem Verlassen des Wagens von der Mutter für sein kluges Verhalten belobt worden sein und die Ermahnung erhalten haben, künftighin bei ähnlichen Veranlassungen es wieder so zu machen. Vielleicht hat er auch früher schon Schelte bekommen, daß er mit der ganzen Ehrlichkeit und dem ganzen Stolze seines vollendeten sechsten Jahres sein Alter bei Tag und Monat bekannt und die Mutter dadurch zur Zahlung der ungeheuren Summe von zehn oder gar zwanzig Pfennig für einen besonderen Platz für ihn im Pferdebahnwagen genöthigt hat.

Und diese Mutter und viele, viele andere, die es ihr gleich thun, ist keineswegs eine ungebildete Frau; sie ist auch eine sorgsame, pflichttreue Mutter, die den Wunsch und das Bestreben hat, ihre Kinder zu guten, braven Menschen zu erziehen. Dem Knaben ist wahrscheinlich wiederholt eingeschärft worden, er dürfe nicht lügen; er wird bestraft, sobald man ihn auf einer Lüge gegen Eltern, Lehrer und andere Leute ertappt; er würde gezüchtigt, ließe er sich beifallen, einem Mitschüler einen Apfel, einen Stift, eine Feder zu entwenden. Aber sein Alter verleugnen, um zehn oder zwanzig Pfennig im Pferdebahnwagen zu sparen, das darf er, das soll er das ist ganz harmlos.

Mit Verlaub, meine Damen, das ist nicht harmlos sondern ernst; haben Sie, die Sie dergleichen thun, noch gar nicht daran gedacht, daß Sie ihre Kinder in aller Form zum Betrug anleiten?

Welch eine Uebertreibung! höre ich da sagen. Der Schaffner weiß es selbst ganz gut, daß man Kinder über sechs Jahre frei mitnimmt; es kommt gar nicht so genau darauf an; er fragt nur der Form wegen.

Mag alles sein, aber er fragt doch, und wenn die Antwort auf diese Frage eine Lüge sein muß, die Sie in Gegenwart Ihres Kindes aussprechen, an der Sie es theilnehmen lassen, so begehen Sie ein großes schweres Unrecht, selbst wenn Sie im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Betrug verüben, da der Geschädigte weiß, daß Sie ihm die Unwahrheit gesagt haben, und sich stillschweigend damit zufrieden erklärt.

Der eigentlich Geschädigte in diesem Falle ist nicht der Schaffner, es ist auch nicht hauptsächlich die Pferdebahn-Actiengesellschaft, deren Einnahmen und Dividenden durch Ihren Kunstgriff um einen verschwindend geringen Bruchtheil geschmälert werden. Der Geschädigte ist Ihr Kind, sind in letzter Linie Sie selbst, meine Damen. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele! heißt es in der Schrift, und Sie setzten sich der Gefahr aus, daß die Seele Ihres Kindes Schaden leide um den Gewinn von zehn oder zwanzig Pfennig?

Nicht daß ich damit etwa sagen wollte: wäre der Vortheil größer, so würde ich die Handlungsweise verzeihlicher finden; keineswegs, vielleicht begreiflicher, aber ich würde sie ebenso verurtheilen, — ebenso, weder mehr noch minder, denn wie gesagt, ich habe es hier durchaus nicht mit dem Verlust zu thun, welcher den zum Empfang des Geldes berechtigten Personen zugeführt wird, sondern mit der Wirkung, welche die Unredlichkeit auf das Kindergemüth ausübt.

Wohl weiß ich, daß unter den Müttern und Vätern (denn fern sei es von mir, nur die Frauen eines solchen Unrechts zeihen zu wollen) daß unter den Müttern und Vätern, sage ich, die im Pferdebahnwagen, am Schalter der Eisenbahnen, an der Casse von Theatern, Panoramen, Menagerien und anderen Sehenswürdigkeiten das Alter ihrer Kinder unrichtig angeben und durch letztere unrichtig angeben lassen, verhältnismäßig nur wenige sind, die das Bewußtsein davon haben, daß sie einen wirklichen Betrug begehen, und noch weniger, die dazu ihre Kinder anhalten würden. Ebenso fallen die meisten dieser Verkommnisse nicht unter diejenigen strafbaren Handlungen, welche aus Noth begangen werden, sie sind der Mehrzahl nach der Ausfluß des vielen Menschen innewohnenden Hanges, die durch Gesetz und bürgerliches Herkommen gezogenen Schranken an irgend einer Stelle einmal ein wenig zu überschreiten und sich einmal einen ganz kleinen unerlaubten Vortheil zu schaffen. Ist dieser Hang immer verwerflich, so doch ganz besonders, wenn man ihm in Gegenwart und unter Mitwirkung unmündiger Kinder nachgiebt, deren Begriffe dadurch aufs äußerste verwirrt werden.

Welch ein Widersinn! Man erklärt dem Kinde, lügen sei die schwerste Unart, deren es sich schuldig machen; könne man ermahnt es, jeden Fehler wahrheitgetreu einzugestehen, weil die Strafe dafür immer gelinder ausfallen werde als für eine Lüge; man hört mit Befriedigung, wenn die Kinderlippen geläufig plappern: Wer lügt, der stiehlt, wer stiehlt, kommt ins Zuchthaus — und dann lügt man selbst, dann stiftet man das Kind zum Lügen an, dann schilt man es gar noch, wenn es die Wahrheit gesagt, und lacht sich ins Fäustchen, hat man auf diese Weise etliche Pfennige oder gar etliche Mark erspart.

Kann man sich wundern, wenn das Kind von der ihm thatsächlich ertheilten Lehre Nutzen zieht und das Lügen auch als ein bequemes und erlaubtes Mittel da ansieht, wo es sich um den eigenen Vortheil handelt? Kann man sich wundern, wenn sich in den heranwachsenden Söhnen und Töchtern nach und nach die Anschauung bildet, die Wahrheit gehöre in das Reich der Ideale, in der Welt wie sie ist könne man damit nicht immer auskommen, da gleiche die Unwahrheit — nicht die Lüge, die verabscheut man — der Scheidemünze, ohne welche man sich im täglichen Verkehr schlechterdings nicht behelfen könne, und da sie jedermann spreche und jeder wisse daß sie gesprochen werde, so habe die Gepflogenheit auch gar nicht so viel auf sich.

Traurig genug, wenn das Leben zu solchen Ansichten erzieht! Die Eltern sollten es nicht thun; sie sollten die sogenannten „unvermeidlichen" Verkehrs- und Gesellschaft-Lügen so viel wie nur irgend möglich dem Ohre ihrer Kinder fern-

halten, und sich streng davor hüten sie zu Theilnehmern daran zu machen. Ist ihnen der volle Preis für irgend eine Sehenswürdigkeit für das Kind zu hoch, so ist es wahrlich besser es nicht dahin mitzunehmen, als einen Samen in die junge Seele zu streuen, der zu einer verderblichen Frucht aufgehen muß. Das Gleiche gilt vom Reisen, und was die Pferdebahnen anbetrifft, so sind für häufige Benutzung Kinder- oder besser Schüler-Abonnements eingeführt, welche in der That sehr wohlfeil sind. Für alle Fälle wäre aber wirklich anzurathen, auf kleine Vortheile zu verzichten, aus denen recht großer Schaden erwachsen kann. Jenny Hirsch.

Die Thätigkeit des Badischen Frauenvereins im Jahre 1885.

Es ist ein sehr erfreuliches Bild, welches der jetzt erschienene Bericht über die Thätigkeit des unter dem Schutze der Frau Großherzogin Luise stehenden Badischen Frauenvereins zeichnet. Neben der durch die einheitliche Oberleitung gewährleisteten Ordnung und Gliederung findet sich große Mannigfaltigkeit im einzelnen, wie sie durch die Verschiedenheit örtlicher Bedürfnisse und Mittel erfordert wurde. Als Angelegenheiten gemeinsamer Berathung und Inangriffnahme sind im verflossenen Jahre die Einrichtung von kurzen Haushaltcursen für Töchter unbemittelter Leute, die Verbesserung der Landkrankenpflege und die Eröffnung eines Zufluchtshauses für entlassene weibliche Gefangene in den Vordergrund getreten. Letzteres ist, wie wir seiner Zeit unseren Lesern mitgetheilt haben, im Januar vorigen Jahres im großherzoglichen Schlosse Scheibenhardt aufgethan worden und hat im ersten Jahre seines Bestehens an den Erfolgen seines Wirkens bei den Unglücklichsten ihres Geschlechts spüren dürfen, daß die im Frieden des Rettungshauses vorzugsweise angewendeten Mittel: Arbeit und religiöse Einwirkung, die kräftigsten sind, um die Gefallenen auf den guten Weg zurückzuführen. Die Haushaltcurse sind über den Bereich des Städtchens Schopfheim noch nicht hinausgedrungen; so segensreich und nothwendig sie auch sind, so schwierig erweist sich doch aus mehr als einem Grunde ihre Einrichtung grade für die Kinder des Volkes. Die Ausbildung von Krankenpflegerinnen für das Land und kleine Städte hat dagegen viel freudiges Entgegenkommen gefunden und über Badens Grenzen hinaus Anregung gegeben.

Der Landesverein widmet seine ständige Thätigkeit vier Gebieten: der Pflege der Frauen-Bildung und des darauf begründeten Erwerbs, der Kinderpflege, der Krankenpflege, der Armenpflege. Die verschiedenen Unternehmungen der ersten Abtheilung: Ausbildung von Handarbeitlehrerinnen, Luisenschule (Kostschule mit 73 Schülerinnen), Frauen-Arbeitschule, Zeichenschule, Kunststickerei-Schule, Heim für alleinstehende Damen, damit verbundene Haushaltungschule, ländliche Haushaltungcurse, Beaufsichtigung des Handarbeit-Unterrichts in der Volksschule zu Karlsruhe, haben rüstig fortgearbeitet; nur in der Zeichenschule wird man wegen verringerten Besuchs einige Beschränkung des Unterrichts eintreten lassen. Die Kinderpflege hat im ganzen 175 armen Kindern, 26 Vollwaisen und 149 Halbwaisen ihre Fürsorge angedeihen lassen, und dabei das glückliche Ergebnis zu verzeichnen, daß von 126 schulpflichtigen Kindern mehr als die Hälfte Classenplätze in der oberen Hälfte ihrer Classen einnahmen. Der hierbei ausschließlich angewendeten Familienpflege unter Aufsicht von Besuchsdamen wird im ganzen großes Lob gezollt. In der Krippe sind 118 Kinder mit einem Aufwand von reichlich 4000 *M* verpflegt worden; die Sterblichkeit betrug infolge einer Keuchhusten-Epidemie 15 Procent. Die Krankenpflege hat für 15 verschiedene Anstalten des Landes insgesammt ein weibliches Personal von 152 Oberwärterinnen und Wärterinnen gestellt. Dem Kinder-Soolbad Dürkheim sind im Sommer 1885 zusammen 98 Pfleglinge überwiesen, darunter 5 Pflegeschwestern, die der Erholung bedürftig waren. Für die bereits erwähnte Land-Krankenpflege sind 11 Pflegerinnen ausgebildet worden. Die Vereins-Klinik hat 527 Kranke verpflegt; an den von ihren Aerzten im Laufe des Sommers gehaltenen Vorlesungen über Krankenpflege nahmen 51 gebildete Zuhörerinnen theil, leider ohne daß bis jetzt die Erwartung sich erfüllt hätte, eine oder die andere dieser Frauen sich zur Ausbildung für den Dienst von Oberwärterinnen melden zu sehen. In der Armenpflege ist zum erstenmal der auch in Darmstadt bereits geglückte Versuch gemacht, nach dem Beispiel von Octavia Hill gesunde und billige Miethwohnungen an arme Leute zu überlassen. Die städtische Behörde hat dazu vier Häuser mit insgesammt 20 Wohnungen hergegeben, für deren jedes ein Ausschuß von drei Damen die Aufsicht übernommen hat. Man ist dabei zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Familien sehr vorsichtig ausgewählt werden müssen, um nicht die Frucht der ganzen Einrichtung in Frage zu stellen. Es ist wohl anzunehmen, daß bei längerer Handhabung diese Vorsicht etwas eingeschränkt und die Rücksicht auf den erziehlichen Charakter der ganzen Maßregel, die ja grade den Erziehungsbedürftigen zugute kommen soll, stärker hervortreten wird. Durch zwei besondere Unterstützung-Vereine, zwei Suppenanstalten und Volksküchen, einen Flickverein, einen znm erstenmal im Jahre 1885 wirksam gewordenen Verein für Mädchen-Fürsorge sind in verschiedenen Richtungen die Aufgaben der Armenpflege gefördert.

Außer diesen von der Landeshauptstadt ausgehenden Bestrebungen ist in 112 Zweigvereinen mit insgesammt über 14 000 Mitgliedern eine Menge rettender und pflegender Frauenarbeit zum besten des Landes ausgeführt worden, die sich zumeist in jene vier großen Gebiete eingliedern läßt. Die Verbindung mit den großen deutschen Vereinen gleicher Richtung ist durch Beschickung von Conferenzen und Austausch von Schriftwerken aufrechterhalten. Das zweimal monatlich erscheinende Organ „Blätter des Badischen Frauenvereins" hält die Zweigvereine und Mitglieder in fortwährendem Zusammenhang mit der gemeinschaftlichen Arbeit. Das echt weibliche Bedürfnis nach gemüthlichem Anschluß aber findet volle Genüge durch die unausgesetzt immer auf neue Anregung und Förderung sinnende Mitwirkung der an der Spitze der Vereine stehenden fürstlichen Frau, der Landesmutter, welche diesen Namen wie nur je eine regierende Fürstin mit der That führt, der Frau Großherzogin Luise. M. L.

Neue Handfertigkeit-Berichte.

Dem Verein zur Förderung von Handfertigkeit und Jugendspiel zu Görlitz ist von den städtischen Behörden eine Beihilfe von 1000 *M* gewährt worden, womit zum ersten Mal auch die Stadtverordneten-Versammlung ihm wohlwollend und anerkennend gegenübergetreten ist, während die früheren zahlreichen Förderungen immer allein durch Beschlüsse des Magistrats herbeigeführt wurden. Einen laufenden Zuschuß von 600 *M* jährlich, wie erbeten war, hat man allerdings noch nicht bewilligt. Der Verein muß deshalb nun einen andern Weg beschreiten. Während er beabsichtigte seine Freischule, die nach wie vor von 100 Schülern besucht wird, durch Knaben der Volkschule zu erweitern, will er zu den neuen Cursen jetzt Schüler der Knaben-Mittelschule und des Gymnasiums heranziehen, welche durch ein kleines Schulgeld die Selbstkosten etwa decken. Damit eröffnet sich die Aussicht, die gebildeteren und einflußreicheren Kreise der Stadt und ihrer Umgebung mehr für die Handfertigkeitschule direct zu interessiren.

Der Lehrgang der Handfertigkeitschule hat in allen drei Unterrichtzweigen (Papparbeit, Holzschnitzerei, einfache Holzarbeiten an der Hobelbank) im vergangenen Schuljahr wesentliche Verbesserungen erfahren. Für die Holzschnitzerei hat Herr Lehrer Neumann eine Beschreibung des Lehrganges ver-

öffentlicht. „Wir erstreben", sagt der Jahresbericht, „für die Zukunft noch eine weitere Verbesserung unserer Vorlagen nach der Richtung hin, daß diese sich noch mehr dem Ideen- und Interessen-Kreise der Knaben anschließen. Es sollen daher einzelne Vorlagen aus den Lehrgängen ausgetauscht, und vornehmlich durch Gegenstände ersetzt werden, welche der Anschauung, dem Unterricht in der Physik und Mathematik, sowie auch dem Spiel und verschiedenen Bedürfnissen der Kinder in Haus und Schule zu dienen vermögen. Eine solche Auswahl unterliegt um deswillen aber besonderen Schwierigkeiten, weil hierbei gleichzeitig darauf Rücksicht zu nehmen ist, daß nach wie vor der systematisch aufsteigende Stufengang in jedem einzelnen Lehrgang innegehalten wird. In der Leipziger Schule, sowie im Seminar zu Wunstorf (unter Leitung des Herrn Oberlehrer Magnus) sind schon vielfache Vorgänge der Anfertigung derartiger Lehrmittel im Handfertigkeit-Unterricht vorhanden; wir werden daher mit jenen Anstalten dieserhalb in nähere Verbindung treten. Reihen wir dann noch an entsprechender Stelle Spiel- und Unterhaltung-Gegenstände wie Armbrust, Drachen, Spiel- und Baukästen, kleine Schiffchen u. s. f. ein, so ist wohl ein Lehrgang denkbar, der dem Ideen- und Interessen-Kreise der Jugend wesentlich näher steht als dies beispielsweise heute noch in der einfachen Handarbeit an der Hobelbank der Fall ist, wo Küchen- und Haus-Geräth die Mehrzahl der Modelle ausmacht. Wir verkennen keineswegs das auch in diesen Modellen vorhandene treffliche System, das wir besonders von unserm schwedischen Freunde, dem Seminar-Director O. Salomon in Nääs entnommen haben, aber wir glauben daß wir in Deutschland ein solches System nach der angedeuteten Richtung noch wesentlich verbessern, und für die Eigenartigkeit der deutschen Jugend schmackhafter machen könnten. Es wäre dies vom pädagogischen Gesichtspunct um deswillen von nicht zu unterschätzendem Werthe, weil hiermit die Lust der Kinder, solche Gegenstände zu fertigen, erhöht würde. Nächstdem werden wir bei dem weiteren Ausbau der Lehrzweige nach wie vor nicht aus dem Auge verlieren, daß der Knabe nicht nur nach Modellen, sondern auch nach Zeichnungen und eigenen Entwürfen arbeiten lernen soll."

Hinsichtlich des Jugendspiels berichtete Herr Gymnasiallehrer Dr. Fecht in der Vereinsversammlung vom 11. Juni: „Neben den früher bewährten Spielen, dem Barlauf, dem Fuß-, Stoß-, Schleuder- und Schlag-Ball, und neben den sonstigen verschiedenen Laufspielen wurden im verflossenen Jahre zwei neu eingeführte Spiele mit großer Freude und Lust geübt. Herr Abgeordneter v. Schenckendorff brachte aus Belgien das Tamburin-Spiel mit, das bei den Knaben der mittleren und höheren Classen eine solche Beliebtheit erlangte, daß manche unserer Schüler nicht einmal sondern mehreremal in der Woche an diesem Spiele Arm, Fuß und Auge übten. Dann wurde aus dem Mansfeldischen ein Wurfkegelspiel, das sogenannte Platzkegelspiel eingeführt. Zwar kostete es Mühe, ehe die Schüler die Kugeln zu werfen verstanden; aber nachdem sie erst einige Fertigkeit darin erlangt hatten, war der Kegelspielplatz immer förmlich umlagert. Auch ein drittes neues Spiel, das italienische Boccia fand viele Freunde. — Ihren Gipfel erreichten die Jugendspiele während des Sommers am Sedantag. Zur Feier dieses Nationalfestes, welches im vorigen Jahre besonders glänzend begangen wurde, war auf Veranlassung der städtischen Behörden ein umfangreicher abgegrenzter Platz hergestellt worden. Nachdem zunächst die Volksschüler gespielt hatten, wurde hinter (?) dem zahlreichen, fast 6000 Personen zählenden Publicum von unseren Schülern vor Augen gestellt, daß es doch etwas bedeute in das Spiel eine Art System einzuführen. Bei den anwesenden städtischen Behörden sowie bei dem gesammten Publicum erregten die mannigfachen, mit großer Gewandtheit, Ausdauer und Frische ausgeführten Spiele das größte Interesse. Auch die oberen Classen des Gymnasiums spielten mit, ohne sich im geringsten vor den Zuschauern genirt zu fühlen. Noch ein Jahr vorher wären die Schüler der oberen Classen nicht zu bewegen gewesen, bei einem öffentlichen Volksfest zu spielen. Die Blasirtheit ist eben durch die Gewohnheit verschwunden. Am Schluß der Spiele hielt Herr Gymnasial-Director Dr. Eitner eine Ansprache und vertheilte Prämien an diejenigen Schüler, welche bei dem Spielen im vergangenen Sommer die meiste Lust und Liebe gezeigt hatten. Herr Bankier Felix hatte hierzu 50 ℳ geschenkt."

Die im Herbst 1882 eröffnete Handfertigkeitschule zu Posen hat im verflossenen Schuljahr eifrig weiter an der Lösung ihrer Aufgabe gearbeitet. Verschiedene Arbeitschulen in und außerhalb Deutschlands scheinen sie als Vorbild anzusehen, wie sich in Bitten um Ueberlassung der Vorlagenwerke aussprach, — Bitten denen leider nur theilweise zu entsprechen war. Der Jahresbericht aber muß bedauern, daß bisher nur einem kleinen Bruchtheil der dortigen Knabenwelt die Früchte des Handfertigkeit-Unterrichts zugutekommen, grade diejenigen Schüler für welche derselbe aus socialen Gründen von größter Bedeutung wäre, die Kinder der armen Volkschichten, in zu geringer Zahl Aufnahme finden konnten. Während bis Ostern 1885 alljährlich im Durchschnitt etwa achtzig Volkschüler Freistellen hatten, sah man sich nun gezwungen die Zahl der Freistellen bedeutend zu vermindern und sich mehr an Kinder aus bemittelteren Ständen zu wenden, die (abgesehen von den Zöglingen höherer Lehranstalten, welche von jeher ein Schulgeld von monatlich 2 ℳ zahlten) wenigstens eine Entschädigung für Material mit vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰ zu leisten vermochten. Die Zahl der Angemeldeten aus diesen Kreisen überstieg sowohl im vergangenen Jahre als beim Beginn des laufenden Arbeitsjahrs die Zahl der vorhandenen Plätze in so bedeutendem Maße, daß leider die Zurückweisung einer unverhältnismäßig großen Zahl arbeitslustiger Knaben erfolgen mußte. „Wollten wir nur annähernd letzterm Bedürfnis Rechnung tragen, insofern künftig wenigstens 36 Schüler aus jeder der bestehenden sechs städtischen Knabenschulen, in Summe also 216 zugelassen würden, so würden sich die einmaligen Ausgaben für die erforderliche Neueinrichtung von Arbeitstellen etwa auf 12—1500 ℳ, die jährlichen Unterhaltungkosten aber auf 2000—2400 ℳ belaufen." Die Casse aber hat noch mit einem aus den Vorjahren stammenden Fehlbetrag zu kämpfen. Hoffentlich bleibt eine ausreichende Hilfe hochherziger Geber nicht lange mehr aus.

In dem 45. Jahresbericht des k. Kreis-Taubstummeninstituts für Unterfranken und Aschaffenburg zu Würzburg für das Schuljahr 1885/86 lesen wir:

„Der Handfertigkeit-Unterricht für Knaben fand auch im abgelaufenen Schuljahr besondere Pflege; Tischlerei und Schnitzen wurden vorzugsweise betrieben, Einlegearbeiten und Bürstenbinderei mit Papparbeiten und Laubsägen dagegen in zweiter Linie gestellt, aber nicht etwa deshalb weil wir vielleicht diesen letzteren Fächern einen minder bildenden und erzieherischen Werth beilegten, sondern aus rein praktischen Gründen. Unsere momentanen localen Verhältnisse ließen uns nemlich eine besondere Berücksichtigung der Holzarbeiten als räthlich erscheinen. Der sittigende Einfluß dieses noch neuen Unterrichtszweiges auf die Zöglinge war auch heuer wieder ein recht augenscheinlicher. So wurden Knaben, die im Herbst nur mit Widerstreben sich der strengen Ordnung fügten, durch eigens für sie berechnete Handarbeiten in kurzer Zeit völlig umgeändert; die anfängliche Unzufriedenheit und Arbeitscheu schlug ins grade Gegentheil um. Es war ein Vergnügen, diese frohen Gesichter, diese Schaffensfreude zu sehen. Durch solche zweckmäßige Beschäftigung wird aber der Thätigkeittrieb des Kindes befriedigt und dasselbe vor Unarten bewahrt, Interesse und Liebe zur Arbeit in ihm geweckt, und es so an Fleiß, Ordnung und Aufmerksamkeit, besonders aber an Selbsthilfe gewöhnt. Durch Besiegung kleiner Hindernisse stärkt sich seine Willenskraft; der Knabe gewinnt an Beobachtung- und Urtheilsfähigkeit, faßt eigene Ideen und sucht die Mittel zur

Verwirklichung derselben. Der Wechsel von Schul- und Werkstatt-Unterricht erzeugt Geistesfrische und entwickelt ungemein besser die Individualität. Mehrjähriger Betrieb dieses Unterrichtszweiges bestätigt vollauf unsere Ueberzeugung, daß methodisch betriebene Handfertigkeit für unsere Jugenderziehung eine Fülle des Segens in sich birgt."

Herr Hauptlehrer und Hausvater Otto Wolf, dem wir den Bericht verdanken, fügt brieflich hinzu: „In unserem neuen Heim wollen wir die Werkstatt erst einmal schön einrichten lassen; bis jetzt mußte ich in kleinen Localen mit ungenügenden Werkzeugen hausen."

Im zwölften Jahresbericht der Schulen in Neulerchenfeld bei Wien, Schuljahr 1885/85, sagt Herr Director Josef Urban über den Werth des Handfertigkeit-Unterrichts u. a.:

„Die Bedürfnisse der Gewerbetreibenden — und die haben wir ja hauptsächlich im Auge zu behalten — lassen sich kurz in die Worte fassen: „Gebildeter Geist, geschickte Hand". Für die geistige Ausbildung unserer Jugend hat der Lehrplan in ausreichendem Maße Vorsorge getroffen; die Unterrichtstechnik ist eifrigst bemüht, durch Anschauungobjecte mannigfacher Art einen guten Grund dafür zu legen, daß sich dem Geiste möglichst richtige Vorstellungen einprägen. Es ist namentlich den bedeutenden Fortschritten, welche grade der Zeichenunterricht in den Bürgerschulen aufzuweisen vermag, zu danken, daß beispielsweise die durch den Unterricht in den Realien vermittelten Eindrücke durch das Reproductivvermögen der Schüler sich dauernder zu gestalten vermögen. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß der Zeichenunterricht die reproducirte Vorstellung nur auf einer Fläche darzustellen vermag, es ihm also nicht möglich ist den Gegenstand in seiner wirklichen Gestalt wiederzugeben. Dies kann nur geschehen, wenn man ihn körperlich gestaltet, d. h. durch irgend ein geeignetes Material nachbildet. Das zu thun vermag aber nur eine geübte Hand, und diese Uebung der Hand soll der Werkstatt-Unterricht der die Bürgerschule besuchenden Jugend vermitteln. Durch den Werkstatt-Unterricht wird also das Reproductivvermögen der durch den Unterricht gewonnenen Eindrücke seitens der Schüler bedeutend erhöht. Die Schulwerkstätte soll gleichsam eine besondere Abtheilung des Turnunterrichts bilden, und Auge und Hand sollen an den verschiedenen Werkzeugen unserer Handwerker sich üben. „Die Hand ist es, welche die Gedanken der Menschen in Thaten übersetzt, und das menschliche Gehirn ohne dieses Werkzeug wäre einem zeitlebens in einem Kerker gefangenen Genie gleich, dessen kühnste Gedanken stets nur Gedanken blieben", sagt Professor Ecker. Die Hand ist und bleibt ein Hauptwerkzeug für die Gesammtentwicklung des Menschengeschlechts, und es muß ihr auf dem Gebiet der Erziehung ein größerer Spielraum gewährt werden als bis jetzt der Fall ist. Der Werkstatt-Unterricht ist ein nothwendiger Bestandtheil des erziehenden Unterrichts und muß als ein unentbehrliches Glied der Berufsbildung betrachtet werden."

Einem Briefe des Herrn Director Urban vom 19. April entnehmen wir anschließend:

„Unsere gemeinsame Sache geräth denn endlich auch in unserem lieben Oesterreich in Fluß. Wir haben bereits vier von der Landesschulbehörde anerkannte Schulwerkstätten, deren jede mit einem Zuschuß von 250 Gulden aus dem Bezirkschulfond bedacht wurde. An meiner Anstalt arbeiten seit dem 11. Januar 42 Knaben in vier Abtheilungen zu vier Stunden die Woche. Die Unterrichtertheilung besorge ich derzeit selbst. Die Erfolge sind sehr günstig. Die zahlreichen Besucher können ihrer Verwunderung über den Eifer und die netten Arbeiten der Jungen nicht genug Ausdruck geben. Alles sagt Unterstützung zu. Ich werde mir zum Schlusse des Schuljahrs erlauben, Ihnen ausführliche Mittheilungen über den Stand der Handfertigkeit-Frage in unserem Lande zuzusenden."

(Sehr willkommen!)

Samariter-Thätigkeit in Schweden.

Schweden, dem wir einige der wichtigsten Vorbilder gemeinnützigen Wirkens verdanken, hat im Austausch Professor Esmarch's Samariter-Idee übernommen und ihr eine begeisterte Aufnahme bereitet. Im Laufe des Jahres 1885 fanden 35 Unterrichtscurse allein auf Veranlassung des geschäftsführenden Ausschusses statt, und es darf angenommen werden, daß bis jetzt über 3000 ausgebildete Samariter in Schweden vorhanden sind. Die Hälfte der vorgenannten 35 Curse ist allein für die Schiffahrtschulen und die sonstige seemännische Bevölkerung aller Art bestimmt gewesen. Die übrigen, von welchen neun auf Stockholm fallen, wurden von Eisenbahnbeamten, Fabrikarbeitern u. s. f. besucht.

Generalstabsarzt Dr. Edholm konnte am Jahrestage des freiwilligen Krankenwärter-Vereins über den Erfolg der Arbeit folgende Mittheilungen machen:

Von ungefähr 50 dem Verein aus verschiedenen Theilen des Landes mitgetheilten schweren Verwundungen, bei welchen die Samariter dasjenige praktisch verwerthet haben, was sie zur Rettung schwer verwundeter oder in Todesgefahr schwebender Personen gelernt haben, dürften einige Fälle Erwähnung verdienen, um zu zeigen das manchmal wirkliche Hilfe in der Stunde der Gefahr geleistet worden ist. Bei Lingho ereignete sich am 21. November 1884 das Unglück, daß ein Mann beim Holzhauen mit einer amerikanischen Axt sich den linken Fuß fast durchhieb. Der Stationsvorsteher, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, kam gleich nach dem Unglücksfall hinzu und fand den Mann in sitzender Stellung, den Fuß fest mit von Blut getränkten Tüchern umwunden. Nach einigen an den Verletzten gerichteten Fragen vermuthete der Samariter, daß die Pulsader durchgeschnitten sei, und ließ den Verwundeten gleich ins Bett bringen und legte dann einen Druckverband unter dem Knie mittels eines zusammengelegten mit einem Stock aufgedrehten Handtuchs an. Danach entblößte er die Wunde, wusch das Blut mit gekochtem und wieder abgekühltem Wasser ab, und es zeigte sich, daß die Verwundung ziemlich ernsthaft war. Der Hieb hatte fast einen Zoll oberhalb und grade vor dem Zwischenraum zwischen der zweiten und dritten Zehe von der großen Zehe an gerechnet getroffen, und lief in der Richtung nach dem Fußspann hin. Die Wunde war drei Zoll lang und in der Mitte sehr breit. Der Samariter legte nun einen Verband von einer in Carbolsäurelösung getränkten mehrmals zusammengelegten Leinwandcompresse an und verwendete als äußeren Verband ein dreieckiges Tuch. Als nach $1\frac{1}{2}$ Stunden der Verwundete der ärztlichen Behandlung übergeben und der Druckverband langsam gelöst wurde, war die Gefahr einer Verblutung ausgeschlossen.

Der Stationsverwalter bei Morshyttan, Station in Dalarne, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hat, berichtet daß einem Arbeiter, der mit Bauarbeit beschäftigt war, am 28. Januar der linke Unterschenkel von einem Dachstuhlbalken gequetscht worden sei. Bei der Untersuchung stellte sich ein einfacher Beinbruch heraus; das Bein wurde in die richtige Lage und mit dem Fuße etwas höher gelegt; es wurden Eisumschläge gemacht und man wollte dieses bis zur Ankunft des Arztes fortsetzten, da der Arzt aber an dem Tage verhindert war, besuchte der Samariter nochmals den Verwundeten und legte einen vorläufigen Verband an, wobei Schienen mit Baumwolle bewickelt benutzt wurden. Als der Arzt am folgenden Tage anlangte, wurde ein Gipsverband angelegt, wobei der Samariter behilflich war.

Am 4. Februar zwischen 1—2 Uhr Nachts fand ein Bahnwärter auf der Linie Hallsberg-Polsboda in Nerike einen Arbeiter neben den Schienen ungefähr 1 Kilometer von Hallsberg liegen. Das linke Bein war gleich unter dem Knie abgerissen, und der abgerissene Theil, der von der Locomotive mit fortgenommen war, wurde 200 Meter von der Unglücksstelle aufgefunden. Der Verwundete war in betrunkenem Zustand dem Bahnkörper gefolgt, wahrscheinlich gefallen und mit dem Bein auf der Schiene liegen geblieben, so daß dasselbe abgeschnitten wurde, als der Zug spät Abends die Stelle passirte. Der Mann hat demnach vier

Stunden ohne Hilfe gelegen, ehe er gefunden wurde. Er wurde nach der Station befördert, wo er mit der sich in der Samariter-Apotheke befindenden Esmarch'schen Binde gleich über dem Knie verbunden wurde, um womöglich eine später vielleicht eintretende Blutung zu verhindern. Die Wunde wurde mit Carbolwasser gereinigt und so viel wie möglich zusammengedrückt, dann antiseptisch mit Carbolwatte und darüber gelegten dreieckigen Tüchern verbunden, wonach der Verwundete mit dem ersten Zuge nach dem Lazareth in Oerebro transportirt wurde.

Durch fahrlässige Handhabung einer Schußwaffe ereignete sich am 24. März das Unglück, daß ein früherer Schiffscapitän von einem Schuß in die linke Hand getroffen und dieselbe dadurch ganz und gar zerfleischt wurde. Eine schwere Blutung entstand, welche den Verwundeten sehr erschöpfte, bis er an der Station Godegörd in Oestergothland anlangte, wo der Bahninspector, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, die Wunde reinigte und mittels eines Carbolwatteverbands aus der Samariter-Apotheke verband. Mit dem ersten Zuge wurde der Verwundete nach dem Lazareth in Wadstena gesandt, wo die Amputation der Hand vorgenommen wurde.

Am 1. April ereignete sich in Finneröbja in Westergothland das Unglück, daß ein 11jähriger Junge von einer sich in voller Fahrt umdrehenden Achse in einem Sägewerk erfaßt und herumgeschwungen wurde, bis man das Werk zum Stillstand bringen konnte. Eine Untersuchung des Stationsinspectors, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, ergab daß der Unterschenkel in der Nähe des Fußgelenks abgeschlagen und das ganze Bein aufgerissen war. Die Wunde, welche mit Sägespänen gefüllt war, wurde mit Carbollösung gereinigt, die gebrochenen Knochenenden wieder zurechtgelegt und verbunden, wozu der antiseptische erste Verband des Samaritervereins nebst zwei Schnallenbinden verwendet war. Der Verletzte wurde danach in das Lazareth transportirt.

Am 8. Mai traf ein älterer Mann an der Haltestelle Torp in der Provinz Elfsborg ein mit einer schweren Schlußwunde an der linken Hand. Ein daselbst von einem Bahnwärter angelegter erster Verband stillte einigermaßen die Blutung, wonach der Verwundete nach Alingsås gesandt wurde, um ärztliche Hilfe zu suchen. Da solche dort nicht zu erhalten war, wurde die beschädigte Hand von dem Stationsschreiber, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, untersucht. Die Hand war vom Handgelenk an fast durchgespalten und zerquetscht, der Zeige-Finger zerquetscht und fast abgerissen und die anderen Finger mehr oder weniger verletzt. Ein antiseptischer Verband aus der Samariter-Apotheke wurde angelegt, darüber wurde eine Leinwandbinde angebracht, wonach die Blutung ganz aufhörte. Der Arm wurde darauf mittels eines dreieckigen Tuches in eine Binde gelegt. Der Verwundete war durch den starken Blutverlust äußerst mitgenommen und wurde unter der Behandlung besinnungslos, erholte sich aber, nachdem er die nöthigen Erfrischungsmittel erhalten hatte, wonach er mit dem Zuge nach Gothenburg gesandt wurde.

Ein Stationsschreiber bei der Station Söfsjö in Smoland berichtet, daß er am 16. Mai gerufen wurde, um einen Mann zu verbinden, welcher sich durch Fahrlässigkeit mit einer Axt eine Hiebwunde in den Arm beigebracht hatte. Hellrothes Blut spritzte stoßweise aus der Wunde, welche quer über die Handwurzel lief und ziemlich tief war. Die Blutung wurde mittels einer elastischen Binde gehemmt, welche um den Arm oberhalb der Wunde von unten heraufgewickelt wurde, und die Wunde wurde mit Carbolwasser ausgespült, was um so mehr vonnöthen war, weil hinzukommende Personen in ihrer Unwissenheit die Wunde mit Schnupftabak vollgestopft hatten. Danach wurde ein antiseptischer Verband von angefeuchteter und in Gaze eingewickelter Carbolwatte angelegt, der Arm mit einer Binde umwunden und danach in einen Stützverband, welcher um den Hals befestigt war, gelegt, wonach der Verletzte nach Näßjö befördert wurde, um dort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Am 1. Juni wurde ein Bahnwärter von einem Bahnzuge in der Nähe von der Station Floda in Westergothland überfahren und dabei sein rechtes Bein gleich oberhalb des Fußgelenks zerquetscht. Eine improvisirte Tragbahre wurde gleich herbeigeschafft, auf welche der Verletzte gelegt und in einen Zug gebracht wurde, welcher fertig war um nach Gothenburg zu gehen, und mit welchem ein Stationsvorarbeiter folgte, der einen Samariter-Curs durchgemacht hatte und den Verwundeten so gut es sich machen ließ verband. Das Bein wurde in die rechte Lage gebracht, mit einem reinen, mit Carbollösung angefeuchteten Tuch umwickelt; danach wurde es mit Schienen von Buchenspänen belegt und mit einer Binde umwickelt, während eine elastische Binde um den Schenkel gelegt wurde; alles wurde aus einer mitgebrachten Samariter-Apotheke genommen. Nach dieser Behandlung hörte die Blutung auf. Das Bein wurde am nemlichen Abend im Sahlgren'schen Krankenhaus in Gothenburg amputirt.

Am 1. Juli wurde ein Stationsvorarbeiter bei der Station Gäfvetorp in Smäland zu einem Steinsprenger gerufen, dessen Knie durch einen herabgerollten größeren Stein beschädigt worden war. Die Wunde lief über die Kniescheibe und drang bis an den Knochen, welcher jedoch unbeschädigt war. Die Wunde wurde sorgfältig mit Carbolwasser gereinigt und antiseptisch verbunden. Ein Arzt von der Kronoberg Haide, welcher einige Stunden später ankam, schrieb Ruhe und die nemliche Behandlung vor, und erklärte, daß die Wunde bald heilen werde, indem sie von Anfang an gut behandelt war.

Beim Abmähen von Roggen ereignete sich auf dem Gute Torp in der Provinz Elfsborg am 15. August das Unglück, daß ein Käthner von seinem nachfolgenden Sohn ins Bein gehauen wurde, indem er, die Sense schwingend, den Vater mit der Spitze derselben traf; dieselbe drang in das Bein ein und durchschnitt eine Pulsader, wodurch eine starke Blutung entstand. Ein in der Nähe wohnender Bahnwärter, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, wurde gleich gerufen und legte am untern Theil des Schenkels eine Binde an, welche fest zusammengezogen wurde, wodurch der Blutstrom sogleich gehemmt ward; er verband darauf die Wunde und blieb bei dem Verletzten bis der Arzt ankam, welcher den Verband gut ausgeführt fand.

Ein 8jähriger Knabe wurde am 20. September Abends im sterbenden Zustande nach der Station Bankenberg in Oestergothland gebracht. Er war von einem Pferde geschlagen worden, hatte dadurch eine große Wunde auf der Stirn erhalten und die Hirnschale war gebrochen. Er war besinnungslos und der Mund war voll geronnenen Blutes; nachdem der Mund, um Erstickung zu vermeiden, gereinigt war, wurde die Wunde mit Carbollösung gespült und darauf ein antiseptischer Verband angelegt. Der Junge, welcher sich erholte, nachdem der Verband angelegt war, wurde dann auf einem Federwagen gebettet und nach dem Lazareth in Linköping gebracht.

Bei der Station Sösdala in Skone wurde am 6. November ein Arbeiter von einem Güterwagen überfahren, wodurch sein linkes Bein unter dem Knie zerquetscht wurde. Er wurde auf der Stelle von einem Stationsarbeiter, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, mittels eines über dem Knie angebrachten Druckverbandes und Schienen zur Stütze für das Bein, welches alles aus der Samariter-Apotheke genommen wurde, verbunden; darauf wurde der Verwundete mit dem Zuge nach Heßleholm transportirt.

Auch bei dem großen Unglück infolge des Volksgedränges am Blasieholmsham zu Stockholm am 23. September, als die berühmte Sängerin Christine Nilsson dort sang, wurde theilweise die nöthige Hilfe sowohl auf dem Unglücksplatz selbst als auch zu Hause von Samaritern geleistet. Ein Fall dürfte hier erwähnt werden. Eine Dame war unverschuldet in das schlimmste Gedränge gerathen; sie wurde zu Boden geworfen, und nur mit der größten Schwierigkeit von ihrem jungen Sohne von der Unglücksstelle fortgeschleppt. Im besinnungslosem Zustande nach Hause gefahren, war sie, als sie dort ankam, noch bewußtlos. Ihr Mann, welcher einen Samariter-Curs durchgemacht hatte, traf ohne Zögern die Anstalten, welche ihm zur Hebung des Scheintodes durch Erstickung gelehrt waren, nemlich Begießungen mit kaltem Wasser, Reibungen, Anwendung von Reizmitteln u. s. w., und

seine Wiederbelebungsversuche wurden nach kurzer Zeit mit Erfolg gekrönt. Der Zustand der Dame wurde nach und nach besser, und nach einigen Tagen war sie vollständig geheilt.

Die gesuchtesten Bücher.

Zu dem Nachweise der besten Bücher für das Volk gehört als statistische Ergänzung, was „das Volk", wo es ankommen kann und freie Wahl unter entsprechender Auswahl hat, selbst als die geeignetsten bezeichnet. Aus Deutschland liegt dergleichen einstweilen noch nicht vor; hoffentlich verschafft es uns einmal die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Eine Probe aber ist aus England eben zur Hand.

In der freien öffentlichen Büchersammlung zu Birmingham wurden im Laufe eines Jahres folgende Werke am meisten verlangt:

Verfasser	Buch	Male
Charles Dickens	Pickwick	389
"	Bleakhouse	361
"	David Copperfield	303
Daniel Defoe	Robinson Crusoe	294
Charles Dickens	Oliver Twist	278
"	Martin Chuzzlewit	224
George Eliot	The Mill on the Floß	217
	Tausend und Eine Nacht	211
Walter Scott	Ivanhoe	200
Thackeray	Vanity Fair	195

Im allgemeinen sagen die Verwalter der Volksbüchereien in England aus, daß Romane und Novellen am meisten, religiöse Schriften am wenigsten begehrt werden (da letztere eben von den Kirchen und Secten schon in Massen ausgestreut werden). Macaulay wird immer noch mit am meisten gelesen, Carlyle's Beliebtheit nimmt ab. Huxley und Tyndall, die beredten Naturforscher, gehen bei Gebildeten und Ungebildeten, Darwin's „Ursprung der Arten" aber vollends fast wie die gangbarste Erzählung des Tages. Reisewerke ziehen fortwährend mächtig an. John Stuart Mill und Herbert Spencer brauchen sich nicht über Vernachlässigung zu beklagen. Shakespeare's Haupt-Dramen wie Hamlet, Othello, Lear, Romeo und Julie, der Kaufmann von Venedig erhalten sich im Gange. Dante's Göttliche Komödie, Goethe's Faust, die Ilias und die Aenies behaupten in Uebersetzungen ihr Feld.

Allerlei Gemeinnütziges.

Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitpflege versammelt sich dieses Jahr am 12. September Abends in Breslau, verhandelt am 13. über Untersuchung-anstalten für Nahrung- und Genuß-Mittel sowie Gebrauch-Gegenstände (Prof. Albert Hilger aus Erlangen) und über Volks- und Schul-Bäder (Privatdocent Lassar aus Berlin und Oberbürgermeister Merkel aus Göttingen), am 14. über Rieselanlagen und andere Reinigungarten für städtische Abwässer (Baurath Kammann aus Breslau und Prof. Arnold aus Braunschweig), und am 15. endlich über moderne Desinfections-Technik — heutige Entgiftungkunst auf deutsch — (Prof. Franz Hofmann aus Leipzig und Bezirks-Physicus Jacobi aus Breslau).

Heilschwindel. Der Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe veröffentlicht unterm 29. Juli: „Ein gewisser A. Schiedel in Dresden-Altstadt empfiehlt sich durch Zeitungsanzeigen und Flugblätter im Tone der plumpsten und dreistesten Marktschreierei zum „Rathertheilen gegen alle Krankheiten". Wer solchen Rath will, hat seine Krankheit schriftlich zu schildern; persönliche Vorstellung wird für „vollständig überflüssig" erklärt. Dem Patienten wird dann die Arznei nebst einem die Gebrauchsanweisung enthaltenden gedruckten Zettel unter Postnachnahme zugesendet. In einem von uns constatirten Falle bestand die Arznei aus 20 in der homöopathischen Officin von A. Marggraf in Leipzig zubereiteten Pulvern, welche zusammen 40 gr Zucker enthielten, irgend welche andere Stoffe aber trotz genauester chemischer Untersuchung nicht erkennen ließen. Der Werth des Heilmittels einschließlich der Verpackung und Gebrauchsanweisung ist auf 15 bis höchstens 20 ₰ zu schätzen, der Preis betrug jedoch 4 ℳ. Adolf Schiedel war früher Hoboist und Leineweber, und wurde, seit er sich der Heilkunst zugewendet, wegen unerlaubten Verkaufs von Arzneien wiederholt bestraft. Wir warnen davor, seinen schwindelhaften Reclamen irgend welches Vertrauen zu schenken."

Ausstellung weiblicher Erwerbsarbeit. In Stuttgart ist der Gedanke laut geworden, sämmtliche Arten von Erzeugnissen weiblichen Gewerbefleißes in einer Deutschland und Oesterreich umfassenden Ausstellung zu vereinigen, wodurch man ohne Zweifel ein Culturbild von hohem Werthe schaffen würde. Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs hat sich zuerst mit dieser Idee in engeren Grenzen beschäftigt, indem er sich dabei auf Württemberg beschränken wollte; der Vorsitzende der Centralstelle für Handel und Gewerbe, Präsident von Gaupp, empfiehlt jene Ausdehnung auf das Reich mit dem Bemerken, daß eine internationale Ausstellung dieser Art allerdings noch besser ein Bild der Bestrebungen geben würde, die Frauen für das Erwerbsleben tüchtig zu machen. Zweierlei ließe sich als gesegnete Frucht einer solchen Ausstellung, wenn richtig angelegt und geordnet, erwarten. Einmal ein erneuerter und nachhaltiger Stoß auf das Vorurtheil, daß Erwerbsarbeit für gebildete Frauen weder möglich, noch nothwendig, noch wünschenswerth sei. Zum zweiten ein augenfälliger Nachweis der Vielgestaltigkeit erwerbsmäßiger Berufsarbeit, die Frauen offen steht, also daß es in Wahrheit nur des sittlichen Muthes bedarf, um für jede Anlage und Neigung die passende Verwerthung zu finden.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 35. Sonntag, 29. August. 1886.

Der Werth des Bücherlesens.

Während der letzten Monate haben wir eine Reihe von Verzeichnissen „bester Bücher" veröffentlicht, die auf die Bitte des Herausgebers namentlich lebenskundige Frauen einsandten. Die Männer, obgleich in der Leser-Zahl doch wohl noch überwiegend, haben entweder keine Zeit gefunden niederzuschreiben, was ihnen unter diese Bezeichnung fallend erscheinen mag, oder sie sind überhaupt des Genießens von Büchern entwöhnt, lesen außer Zeitungen und allenfalls Zeitschriften nur noch, was in ihr Fach einschlägt oder unmittelbare Wichtigkeit für ihr Handeln und Leben erlangt.

Diese Beobachtung macht man wenigstens eben in den Vereinigten Staaten. Es ist gleichsam amtlich in Washington festgestellt worden, daß das Verlagsgeschäft zurückgeht, und eine ernsthafte vornehme Zeitschrift, die zu Newyork wöchentlich erscheinende „Nation" findet einen Hauptgrund darin, daß zusammenhangendes Lesen aller Art im Abnehmen begriffen sei. Was sie hierüber bemerkt, ist für uns nicht ohne ein inneres Interesse. Seinen Geist auf ein Buch gerichtet zu halten, sagt der Artikel der Nation, erfordere Uebung, grade wie es Uebung erfordere, einer Predigt oder einem Vortrage mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu lauschen. Die Fähigkeit gut zu hören sei aber ebenfalls selten geworden mit Ausnahme von Richtern und Anwälten, und selbst unter diesen. Sie erlösche, wenn man sie nicht beständig übe, wie jeder bei einem gelegentlichen Besuch in einer Kirche oder einem Vortragsaal an sich selbst erfahre. Die zuchtlose Aufmerksamkeit schweife dann hierhin und dorthin wie ein ruheloses Kind, und wenn eine gewisse Ermüdung von Muskeln oder Nerven hinzukomme, schlafe man ein. Aehnlich gehe es mit der Gewohnheit des Bücherlesens, die jeder Gebildete aus seiner Jugend ja mit in das praktische Leben hinausbringe. Die allmächtig gewordene Herrschaft der Zeitung dränge sie bei den meisten Männern in den Hintergrund. Wer unter seinen Freunden herumfrage, Lehrer und Schriftsteller ausgenommen, der werde erfahren, daß wenige überhaupt noch Bücher lesen. Selbst die Zeitung ermüde manche schon durch ihre „Schwerfälligkeit": sie müsse immer „leichter" werden, abwechslungsreicher im Stoff und knapper in der Fassung. Der Leser werde schon verdrießlich, wenn man ihn nöthigen wolle seine Andacht länger als fünf Minuten irgend einem Gegenstande zu schenken. Daß man sich aber nur nicht schmeichele, wenn die geschäftigen Jahre der Berufsthätigkeit so hingegangen sind, dann noch mit Erfolg zu den Büchern zurückkehren zu können in der Muße des beruflosen höheren Alters! Wenn es soweit sei, werde der Entwöhnte zu seinem Aerger oder Kummer finden, daß er über einem beliebigen ernsten Buche nach zehn Minuten einnicke, grade wie ein ungeübter Arm die Hantel nach ein paar Schwingungen entmuthigt sinken lasse. Lange fortgesetztes zusammenhangendes Lesen erfordere ebenso unausgesetzte Uebung wie längeres Wandern, Reiten, Rudern u. s. f. Wen Bücher abstoßen, weil er sich ihnen entfremdet hat, gleicht dem ehemaligen starken Manne der Schaubuden und Rennbahnen, der vom Sessel nicht aufstehen kann, ehe er seinen Likör verschluckt hat.

Auf das verwandte England scheint diese Warnung zum Glücke seiner so energisch arbeitenden Männerwelt noch nicht anwendbar, wenn man aus der Erörterung der Frage des allgemeinbildenden Lesens folgern darf, die während des letzten Winters stattfand. Ein Tory wie Lord Iddesleigh, der frühere Sir Stafford Northcote (jetziger Minister der auswärtigen Angelegenheiten), ein Whig wie der Bankier und Naturforscher Sir John Lubbock, ein Radicaler wie Frederick Harrison haben darin wetteifernd eine Kenntnis und Würdigung der Litteratur, Romane eingeschlossen, an den Tag gelegt, nach der wir bei unseren Windthorst, Eugen Richter und Hammerstein voraussichtlich vergebens forschen würden. Auch erklärt sich der Unterschied durchaus. Wir sind so plötzlich in eine absorbirende nationale Politik hineingerissen worden, daß die Parteiführer gleichsam Märtyrer oder Opfer des Ueberganges werden mußten. Sie behielten vorerst für nichts als ihre leidenschaftlich aufregenden Geschäfte Zeit. Von den Leitern größerer Zeitungen wird vielfach ähnliches gelten, obgleich da doch bemerkenswerthe Ausnahmen walten. Aber was sie Tag für Tag ihrerseits in die Welt streuen, die stoffreichen, wohlgeschriebenen Blätter von heute, drängt selbstverständlich das Buch sogut wie irgendwo anders zurück. Eine gewisse Uebersättigung an dem vornehmlich litterarischen und philosophischen Leben, das die Nation in ihren Spitzen früher führte, macht sich geltend; man hat sich mit Wucht auf die realen, technischen und geographischen Bestrebungen aller Art geworfen, sogar die rücksichtlose Selbstsucht gilt jetzt für lediglich gesund, wenn sie ein Standeskleid anlegt, und da werfen viele als hemmenden Ballast nicht allein eine übertriebene und veraltete abstracte Bildung der Jugend über Bord, sondern am Ende

gar alle idealen Betriebe. Hiergegen muß sich stemmen, wer sich, den Seinigen und seinem Volke das Gleichgewicht erhalten und jähen wiederkehrenden Wechseln vom Gemein-Praktischen zum Zopfig-Theoretischen vorbeugen helfen will. Es gehört dazu, daß die leitende und tonangebende Schicht, darunter auch die politischen Führer sich nicht alles Zusammenhanges mit den Geistesschätzen der Bücherwelt entäußern. Die Massen verlangen doch danach und sollen um ihret- wie unsretwillen derselben theilhaftig gemacht werden: wie kann das nach Gebühr geschehen, wenn die Leiter des öffentlichen Lebens aufhören sich um die Litteratur und Kunst und allgemeine Wissenschaft zu kümmern? Ein geistig so verengtes Geschlecht von Staatsmännern und Volksvertretern könnte Deutschland weniger als irgend ein anderes Land an seiner Spitze brauchen.

Auf die hohe Wichtigkeit der Neigung und Befähigung zum Bücherlesen für die Geistesgesundheit des Einzelnen soll heute nicht tiefer eingegangen werden. Seine ausspannende, beruhigende Wirkung ist ebenso groß, wie sein Einfluß auf Maß und Unbefangenheit der Auffassung, auf die rechte Würdigung des Großen und des Kleinen im Menschenleben und auf ein weitreichendes reges Mitgefühl. Darüber später einmal mehr von Einem, der es täglich dankbar erfährt und empfindet. A. L.

Wohin mit ihr?

Die Badegäste von Westerland hatten einmal wieder zwölf Stunden emsigster Gesundheitsarbeit hinter sich, deren letztes Stück vor dem zeitigen Schlafengehen, nach ausgiebigster Beschäftigung mit doppeltem Frühstück und Mittagbrot, Kampf mit den Wellen, Aufwerfen von Sandfestungen und Bummeln in verschiedenen anderen Formen, in einem kräftigen Abendimbiß unter den Arcaden bestand. Die kalte und warme Küche, mit reichlichem Bier begossen, war gebührend gewürdigt, auf die mangelhafte Bedienung hinreichend gescholten, die Pläne für den folgenden Tag hatten den Austausch der Erfahrungen an dem grade dahin ebbenden abgelöst, und wie gewöhnlich war die Frau Majorin Weber, da sie sich selbst am Nordseestrande vor der Abendluft fürchtete, die erste welche aufbrach und mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter die Halle verließ. Der alte Professor haschte, als die Damen nach allen Seiten grüßend an ihm vorbeigingen, nach der Hand des zierlichen Mädchens und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf.

Professorchen! drohte seine Nachbarin, die Frau von Tschernitz. Sie werden das Mädel noch eitel machen.

An der ist nichts zu verderben, sagte der Forstmeister Konring; solche unbewußte Lieblichkeit schützt sich selbst.

Das wollen wir doch so schroff nicht hinstellen, meinte das ältere Fräulein Heydenreich aus Berlin. Wenn einer soviel und so früh schon der Hof gemacht wird, dann hört die Philosophie des Unbewußten bei ihr bald auf.

Die Trauben sind sauer! flüsterte Frau Enzlhuber, „Privatiere" aus Wien, ihrer Nachbarin zu.

Gewiß ist, sagte die würdige alte Pfarrfrau aus irgend einem der vielen —ups in Schleswig, daß wohl in keinem Alter die Mädchen so leicht zum Guten und zum Schlimmen zu beeinflussen sind, als wenn sie, wie die kleine Bertha, an der Schwelle des Erwachsenseins stehen. Wir haben selbst, als wir noch jüngere Leute waren, junge Mädchen in Kost gehabt, meistens blasse Stadtkinder, denen ich vor allen Dingen rothe Backen heranpflegen sollte, und dabei haben wir es manchmal bemerken können. Mehr aber noch weiß ich es von den Confirmandinnen meines Mannes, die wir von Kind auf kennen und schon oft kaum wiedergekannt haben, wenn sie uns nach ein paar Jahren der Abwesenheit wieder aufsuchten. Denke einmal an die Lina Jordan, sagte sie zu ihrem Manne.

Ja, das war allerdings eine wunderbare Verwandlung von einer häßlichen, kriechenden graubraunen Raupe in einen bunten, flatterhaften Schmetterling, versetzte dieser.

Es ist ja auch ganz natürlich, daß man sich in der Pension ändert, nahm das jüngere Fräulein Heydenreich das Wort. Man sieht und hört da soviel neues, man wird zum erstenmal nicht mehr als Kind behandelt. Ich war in Neuwied mit vielen Engländerinnen und Amerikanerinnen zusammen und habe davon noch immer eine große Vorliebe für die englische Litteratur. Damals schon habe ich einsehen gelernt, daß es eigentlich kein schöneres weibliches Ideal gibt als was die Engländer eine Lady nennen, und wie schön ist das nicht für ein jugendliches Gemüth, immer ein Ideal vor sich zu haben, dem man nachstreben kann.

Na, wenn die englischen Ladies alle so sind wie die beiden mit den riesigen Händen und Füßen, die uns bei Tisch gegenüber sitzen, rief Frau Enzlhuber, dann danke ich für das Ideal. Die sitzen als wenn sie eine Elle übergeschluckt hätten und ihnen jemand von hinten die Ellenbogen zusammenschnürte; keine Miene verziehen sie während der ganzen Tabled'hote, und herzhaft gelacht haben sie gewiß in ihrem Leben noch nicht.

Nein, mein Ideal ist das steife, zugeknöpfte englische Wesen auch nicht, meinte Frau von Tschernitz. Ich habe mit Frau Majorin Weber verabredet, daß wir nächsten Frühling unsere Töchter, die gleichen Alters sind, in die französische Schweiz bringen wollen.

Ist das ein empfehlenswerther Aufenthalt? fragte der Professor.

Ach gewiß, sagte Frau von Tschernitz zuversichtlich. In den guten Familien hört man doch allgemein, daß die Töchter dahin geschickt werden.

Es geschieht allerdings sehr häufig, ließ sich jetzt aus der Ecke die dünne Stimme des Doctor Bassermann vernehmen, der als Mädchenschullehrer gewissermaßen sachverständig war und nun auch nicht länger schweigen wollte. Die Frage ist nur, was die Leute dort eigentlich für ihre Töchter suchen, und ob das Land allein, für alle die Häuser welche fremde Kinder aufnehmen, hinreichend verbürgt, daß sie finden, was sie suchen.

Nun, vor allen Dingen lernen sie doch fertig französisch sprechen, sagte Frau von Tschernitz etwas erregt. Denn in der Schule bringen sie es trotz allen hohen Schulgeldes und aller vielen französischen Stunden doch nie so weit.

Es ist immerhin schon etwas gewonnen, entgegnete der Doctor Bassermann mit seiner unzerstörbaren Ruhe, wenn die Mütter erst einsehen, daß ihre Töchter in der deutschen Mädchenschule nicht fließend und fertig französisch sprechen lernen können. Aber es käme dann die weitere Frage, wozu sie das lernen *sollen*.

Diese letzten Worte fanden einstweilen kein Gehör, denn mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit hatte die Frau Enzlhuber darüber weg gerufen: Ach gehen Sie, das lernt man doch bei uns in der Schul'! Bongschur Mosje, und Gommang wuh bordeh wuh? und hernach ein bisle von Po Tang, und schließlich nickt man und schüttelt mit dem Kopf, das versteht so ein Franzos auch. Das weiß ich von Karlsbad her, da hat mir emnal, als ich noch ein junges Mädchen war, ein Franzose so heftig die Cour gemacht, der verstand kein Wort deutsch, und doch wurd' ich sehr gut mit 'nem fertig, bis die Mutter dahinter kam und ein End' machte.

Sicherlich, nahm jetzt, nachdem sich die Heiterkeit der Gesellschaft etwas gelegt hatte, der Doctor wieder das Wort, denn er war gewohnt, trotz etwaiger Unterbrechungen eine einmal begonnene Gedankenreihe zu Ende zu entwickeln, sicherlich hat ein solcher internationaler Verkehr seine Reize und seine Vortheile; auch liegt in dem was die geehrte Dame aus Wien uns mitgetheilt hat, schon Eine Antwort auf die Frage, wozu

unsere Mädchen französisch sprechen lernen sollen. Aber zu dem von ihr angedeuteten Zweck scheint keine sehr beträchtliche Fertigkeit nöthig zu sein, und es scheint mir daher fraglich, ob man der Erwerbung derselben ein ganzes kostbares Jahr eines Menschenlebens widmen soll.

Hören Sie, Doctor, sagte jetzt das ältere Fräulein Heydenreich, deren Stimme hinter der seinigen her fast einen männlichen Klang hatte, mit dem „kostbaren" Jahr, da sind Sie einmal ganz auf dem Holzwege. In Pension werden wir Mädchen nur geschickt, weil die Eltern gleich nach der Schule mit uns absolut nichts anzufangen wissen. Wir können doch nicht mit sechzehn Jahren heiraten, und da wir zu weiter nichts auf der Welt sind und doch bis zum achtzehnten, zwanzigsten Jahr irgendwo sein müssen, so thut man uns so lange in Pension, oder, wenn wir katholisch sind, ins Kloster.

Ich sollte denken, warf der Forstmeister ein, daß junge Mädchen, wenn sie die Schule verlassen, genug zu thun hätten, um sich auf ihre Pflichten als Hausfrauen und Mütter vorzubereiten, grade wenn die Eltern meinen, daß sie nur zum Heiraten in der Welt sind.

Und das Französischsprechen scheint Ihnen zu dieser Vorbereitung nicht zu gehören, lieber Konring? fragte der Professor, indem ein Lächeln um seinen Mund spielte.

Ich will über die höchsten Gesellschaftskreise nicht urtheilen, antwortete der Gefragte. Eine Dame, die zu den oberen Zehntausend gehört und sich in der internationalen Gesellschaft bewegt, mag es meinetwegen nöthig haben, sich mit jedem beliebigen Ausländer in seiner oder in einer anderen Fremdsprache unterhalten zu können. Aber wenn ich uns so ansehe, die wir hier sind, und die wir uns doch auch zu den Gebildeten rechnen dürfen, so wüßte ich wirklich nicht, welcher Aufgabe ihrer Stellung meine liebe Frau daheim, oder die Ihrige, Professor, wenn Sie so glücklich wären eine zu haben, oder unsere allverehrte Frau Pastorin hier, oder irgend eine der Damen unseres Kreises besser gewachsen wäre, wenn sie, was sie deutsch sagen kann, auch französisch sagen könnte. Dagegen ist es meiner Frau und mir und unseren Kindern, und unserem Hauswesen, und vielen anderen Leuten schon tausendmal zugutegekommen, daß sie im elterlichen Haushalt — sie ist ein Pastorenkind und die älteste von vielen Geschwistern — hat tüchtig mit angreifen müssen, sobald sie herangewachsen war, und daß sie alle häuslichen Arbeiten schon aus dem Grunde verstand, da sie sich entschloß auf das knappe Einkommen eines jungen Forstbeamten hin meine Hausfrau zu werden.

Es ist jedenfalls doch sehr angenehm, meinte Frau von Tschernitz, wenn man auf Reisen oder in Bädern mit Fremden französisch sprechen kann; man macht da oft die angenehmsten Bekanntschaften, und grade weil ich mir diese Fertigkeit nicht habe erwerben können, bin ich entschlossen, meiner Tochter Gelegenheit dazu zu verschaffen.

Wissen Sie was, sagte die Frau Enzlhuber, die nicht mehr schweigen und auch nicht mehr stillsitzen mochte, indem sie sich den Kopf in ihre rosa Abendwolke hüllte und sich zum Fortgehen anschickte, ihr Norddeutschen seid nur gar zu verzweifelt gründlich. Man schwätzt halt, wie einem der Schnabel gewachsen ist, wenn's nachher der andre nit versteht, was schadet's? Dafür braucht man doch nit 'n Jahr in die franzö'sche Schweiz zu gehen. Und wie ein Wirbelwind war sie zur Thür hinaus.

Es kommt jedenfalls auch bei dem Jahr nicht ganz viel heraus, sagte Fräulein Heydenreich senior, das kann ich Ihnen aus eigenster Erfahrung versichern, denn ich bin zu meiner Zeit auch in Genf in Pension gewesen. Ich hatte natürlich, wie andere Mädchen auch, Französisch in der Schule gelernt und keine schlechten Nummern gehabt, aber das erste Vierteljahr ging damit hin, daß ich die Leute, die mit mir sprachen, nothdürftig verstehen lernte, und soviele langweilige Exercitien wie ich auch geschrieben, soviele rührende Stellen aus Corneille, Racine und Lafontaine ich auch auswendig gelernt habe, das bischen Plappern, das ich nach einem Jahr mit nach Berlin brachte, verlief sich im Umsehen wieder. Zuerst mengte ich natürlich nach Kräften französische Brocken in meine Rede, das gewöhnten mir die Brüder in ein paar Wochen ab. Dann thaten wir unser etliche Freundinnen uns zu einem „französischen" Nachmittag zusammen, die wir ungefähr alle gleich viel konnten, das dauerte einen Winter, dann merkten wir selbst, daß wir anfingen schauderhaftes Kauderwelsch zu sprechen, weil uns die französischen Wörter und Wendungen, soweit wie sie überhaupt gewußt, nicht wieder einfallen wollten, und wir gaben das auf. Dann ging ich in die Leihbibliothek und holte mir französische Bücher, Balzac und Mérimée waren damals grade Mode und die waren vielleicht noch nicht ganz so arg wie das Volk, das jetzt am Ruder ist; aber nach fünf, sechs Versuchen ging ich denn doch zu meiner guten Mutter, die weder Zeit noch Fähigkeit hatte mit mir zu lesen, und gestand ihr, daß das Zeug mich anwidere, und daß die sogenannten Classiker zum Sterben langweilig seien, und die Folge war, daß mein Französisch so gemüthlich und vollständig einrostete als hätte ich es nie gesprochen, die weitere Folge aber, daß meine Schwester Clara nach Neuwied in ein englisches Pensionat geschickt wurde, von wo sie sich, wie Sie vorhin gehört haben, wenigstens ein Ideal und die Möglichkeit nette Bücher zu lesen mitgebracht hat.

Und dann bedenken Sie die herrliche Natur der Alpen! sagte Frau von Tschernitz, die es gerathen fand, mit der schlagfertigen Berlinerin nicht weiter anzubinden. Welche köstliche Erinnerung für's ganze Leben muß es nicht sein, wenn ein junges Gemüth, das noch für alle großen und schönen Eindrücke offen ist, das unvergleichliche Schauspiel der Schweizer Landschaft viele Monate hindurch auf sich wirken lassen kann.

Die Naturen sind da gewiß verschieden, sprach der Pfarrer. Ich muß allerdings gestehen, daß mir von einer Reise, die ich als sechzehnjähriger Junge mit einem Oheim nach Kopenhagen machte, viel mehr die Erzählungen eines alten Schiffers, der uns überfuhr, und das immerwährende Volksfest im Tivoli, als die Buchenwälder Seelands und die Schönheit der blauen Ostsee im Gedächtnis geblieben ist.

Meine Erfahrungen stimmen damit überein, sagte Doctor Bassermann. Ich versammle jeden Winter einen Kreis eben erwachsener Schülerinnen um mich, denen ich zur Fortbildung in gewissen Fächern Anleitung gebe, und habe noch fast immer gefunden, wenn ich sie veranlassen wollte, sich über ihnen bekannt gewordene Naturschönheiten auszusprechen, daß ihnen davon sehr wenig aufgegangen war. Was sie von ihren Reisen am besten wissen, das sind die Eigenthümlichkeiten der Menschen, die sie beobachtet haben; sollen sie etwas über das Meer, das Hochgebirge, den Wald sagen, so kommen sie über das beliebte „nett" und „reizend" kaum hinaus, während ihnen bezeichnende Ausdrücke für die Schilderung ihrer Reisegefährten und kleiner Erlebnisse oft in überraschender Weise zu Gebote stehen. Ganz jungen Menschen ist der Mensch viel interessanter als die Natur.

Nun, dann wären also die jungen Damen, die man in die Schweiz schickt, in der Lage, vergleichende Forschungen über den Volkscharakter, die Sitten, das häusliche Leben anzustellen, meinte der Professor.

Sollten sie dazu wohl schon urtheilsfähig genug sein? sprach die Pastorin zweifelnd.

Sie bekommen nur leider blitzwenig davon zu sehen, warf das ortskundige Fräulein Heydenreich ein. Denken sich die Herrschaften die Sache doch nur, wie sie wirklich ist. Da sind ihrer fünf, sechs, oder auch fünfzehn, zwanzig fremde Kinder in einem Hause, aus aller Welt Enden zusammengeströmt. Die Mademoiselle, die das Pensionat leitet, oder die Frau Pfarrerin, mit ihren französischen Begriffen von Sitte und Anstand, hat soviel zu thun, diese Backfische zu hüten, daß das Leben nothwendig einen klösterlichen Anstrich bekommt. Mit der Glocke steht man auf und legt sich wieder nieder, der halbe Tag vergeht in der Schulstube, und die andere Hälfte

wird, wenn es gut geht, mit Spaziergängen hingebracht, bei welchen die Mädchen hübsch zu zweien mit niedergeschlagenen Augen hinter einander hergehen, mit je einer Lehrerin vorn und hinten im Zuge als Tugendwächterin. Natürlich sollen nur „convenable“ Gespräche geführt werden; das schließt nicht aus, daß die Landsmänninnen unter sich, deren Sprache die Aufseherinnen nicht immer genug verstehen, mit einander schwatzen was sie Lust haben. Vom Volkscharakter pflegt nicht viel dabei zu sein.

Sie müssen es sehr schlecht getroffen haben, Fräulein, konnte Frau von Tschernitz sich jetzt nicht enthalten zu sagen.

Nicht schlechter als andere Leute auch, entgegnete Fräulein Heydenreich unverblüfft. Ich habe wenigstens satt zu essen bekommen, was einem norddeutschen Appetit in den Wachsthumsjahren jenseits der Landesgrenzen nicht immer verbürgt wird.

Die biederen Schweizer, auf deren herrlichen Bergen nichts wächst, betrachten begreiflicherweise die Fremden, die zu ihnen kommen, als ihre Kornfelder, sagte der Professor; wer will ihnen das verdenken?

Es ist wirklich eine schwere Frage, hub jetzt der Forstmeister nach einer kleinen Pause wieder an, wohin man die Töchter schicken soll, wenn der Schulunterricht zu Ende ist. Wir sind bei unserer ältesten Tochter mit beiden Füßen über diese Schwierigkeit weggesprungen, denn sobald sie erwachsen war, mußte sie meiner Frau im Haushalt und bei den jüngeren Geschwistern helfen, und damit war sie nicht sobald recht im Gange, als unser damaliger junger Pastor sie sich heimholte. Bei der zweiten hatte meine Frau Gewissensbisse. Wenn sie gleich in Adelheid's Stelle tritt, so wird ihre höhere Ausbildung auch ebenso wenig vollendet, hieß es; wir haben hier auf dem Lande uns mit mangelhaftem Unterricht begnügen müssen, nun soll Gertrud doch wenigstens noch ein Jahr in die Stadt, sich im Clavierspiel, in den Sprachen vervollkommnen, Tanzen lernen, alles Dinge, wofür Adelheid keine Zeit gehabt hat.

Und ist doch wahrscheinlich eine tüchtige Pfarrersfrau geworden, warf der Geistliche lachend ein.

So dachte ich auch, versetzte der Forstmeister achselzuckend, aber es schien mir, als wenn ich der Mutter bei der Erziehung der Töchter das letzte Wort lassen müßte, und so kam Gertrud in ein städtisches Pensionat, wo sie mit einem Dutzend anderer Mädchen unter der Leitung zweier hochgebildeten Damen jene schönen Dinge nach Kräften betrieb und auch nicht unglücklich war. Aber was ist das Ende vom Liede gewesen? Sie hat nach etlichen Jahren den Beruf der Krankenpflegerin ergriffen, für welchen ihr die Beethoven'schen Sonaten und die Porzelanmalerei nicht ganz viel nützen, und meint, was sie zu diesem Beruf, in dem sie ganz aufgeht, mitgebracht habe, das sei ihr doch nicht in der Pension, sondern zu Hause unter der Leitung ihrer guten Mutter zutheilgeworden. Wenn wir also noch eine dritte Tochter hätten, so wüßte ich nach dieser Erfahrung noch immer nicht, was am besten mit ihr zu machen wäre.

Ihre Erfahrung, meinte der Professor, zeigt doch sehr deutlich, daß das Elternhaus der beste Boden ist, aus dem das Mädchen in einen Beruf verpflanzt werden kann.

Das läßt sich doch nicht unbedingt behaupten, warf Doctor Bassermann ein. Nehmen Sie den Fall der Frau Majorin, der uns auf dies Thema gebracht hat. Da ist eine verwitwete, kränkliche, nervenschwache Mutter, die nicht allein dazu neigt, ihr Töchterlein in jeder Hinsicht zu verwöhnen, als das letzte, was ihr von ihrem Lebensglück geblieben ist, die auch in ihrem winzigen und wie es scheint ziemlich unregelmäßigen Haushalt nicht Gelegenheit hat, das Mädchen zu häuslichen Arbeiten regelrecht anzuleiten und ihr namentlich die Anfänge von dem unverlierbar beizubringen, was Goethe des Weibes Bestimmung nennt: das Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre. Was aus derartiger Treibhausluft hervorgeht, das mag nachher eine Weile wie die Treibhausblüthe im Gesellschaftsraume prangen; den Anforderungen des wirklichen Lebens und irgend einer ernstlichen Berufsarbeit ist es nicht gewachsen.

Wohin würden Sie denn rathen, daß man seine Töchter schicke? fragte Frau von Tschernitz, der die Sache so sehr am Herzen lag, daß sie sogar bereit war, ihre vorgefaßte Meinung aufzugeben.

Der Pädagoge schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: Wenn die zu Anfang unseres Gesprächs gefallene Bemerkung richtig ist, daß in keinem Alter die Mädchen eher zum Guten und zum Schlimmen beeinflußt werden, als im Beginn des Jungfrauen-Alters — und ich halte sie für unanfechtbar — so würde ich dafür sorgen, daß meine Tochter in diesen Jahren ein thunlichst mustergiltiges deutsches Haus durch eigene Anschauung in nächster Nähe kennen lernte. Zu einem solchen Hause gehört an erster Stelle ein Mann, der voll und ganz in einem nützlichen Beruf steht und zugleich ein rechter Hausvater ist, also daß er nicht nur selbst am öffentlichen Leben seines Volkes und seiner Zeit theilnimmt, sondern auch den Seinigen beständig einen frischen Strom davon zuzuleiten versteht. Denn in der weiblichen Erziehung kann der männliche Einfluß ebenso wenig entbehrt werden, wie bei der Erziehung der Knaben der weibliche. Sodann gehört in ein solches Haus, ebenso gut an erster Stelle, wenn Sie wollen, eine Frau, die eine gute Ehefrau, eine tüchtige Hausfrau, eine sorgsame Hausmutter ist; denn sie muß dem jungen Mädchen nicht bloß die Anleitung zu seinen künftigen Arbeiten geben, sondern ihm vorleben, was es werden soll. Und dann gehören Kinder dazu, — wenn es sein kann, von recht verschiedenen Altersstufen, damit unser Zögling mit ihnen umgehen und fertig werden lerne, meinetwegen auch erwachsene Töchter und Söhne, oder die Möglichkeit gleichaltrigen Umganges für sie. Man läßt das kleine Mädchen im Spiel mit der Puppe einen Vorschmack seiner künftigen Aufgaben und Freuden gewinnen; man schließt das heranwachsende von diesen Dingen fast ganz aus, und will, wie gleichfalls schon eine der geehrten Damen bemerkt hat, doch keinen anderen Beruf als den darauf begründeten für sie gelten lassen. Und nun entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen ein wenig ins Handwerk gepfuscht, ein wenig gepredigt habe.

Wo gibt es aber solche Häuser? sagte Frau von Tschernitz mit einem Seufzer.

Suchet, so werdet ihr finden, erwiderte Doctor Bassermann. Einstweilen empfehle ich Ihnen bei der Frau Pastorin Adelheid geborene Konring anzufragen; der hier anwesende Herr Forstmeister wird Ihnen gewiß die Adresse geben, und mir scheint, ihr Haus muß eins von denen sein, die Zutrauen verdienen.

Die Gesellschaft brach auf. Das ältere Fräulein Heydenreich wußte es so einzurichten, daß sie beim Hinausgehen an die Seite des Doctors kam. Doctor, raunte sie ihm zu, Sie haben Recht gehabt. Wären meine Schwester und ich, anstatt unter allerlei ausländischen Einfluß, in ein deutsches Haus gekommen wie Sie es schildern, so wäre vielleicht etwas anderes aus uns geworden als die zwei ältlichen Fräulein Heydenreich.

M. L.

Wilhelm Schwab's Wohnungverbesserung in Darmstadt.

Der Titel klingt vielleicht etwas anspruchsvoll für den Erfinder; aber es spricht ja nicht dieser ihn aus, sondern Einer welcher unbefangen der Sache gegenüberstehend, dieselbe durch eigne Anschauung hat auf sich wirken lassen, und nun an dieser Stelle, an der schon wiederholt davon die Rede war, über den empfangenen Eindruck berichten will. Der wichtigste Bestandtheil desselben, welcher eben in dem Titel dieses Aufsatzes zu erkennen sein soll, ist der, daß S c h w a b's Gedanke, wiewohl er erst an vier Häusern zur Ausführung gelangt ist, bereits

die Besitzer zahlreicher Wohnungen für kleine Leute zur Nachfolge angereizt, ja vielleicht gezwungen hat: die siegessichere Macht des Beispiels.

Um die Bedeutung der in Rede stehenden Schöpfung zu würdigen, darf man nemlich die „verbesserten" Wohnungen nicht für sich betrachten — dies könnte leicht zu Enttäuschungen führen, denn die Aermlichkeit ist nicht beseitigt worden —, sondern man muß vergleichen, am besten jedoch nicht mit den nächst benachbarten, schon etwas von der heilsamen Ansteckung erfaßten Häusern, sondern mit entlegeneren.

Der freundlich hellgrünliche Anstrich zeichnet freilich die Schwab'schen Häuser auch von der nächsten Umgebung vortheilhaft ab. Noch mehr thut dies die helle Bekleidung der Innenwandungen. D. h. man erwarte kein blendendes Weiß; ein grauer Ton wird ja selbst in den Wohnungen der Bessergestellten beliebt. Aber die sogenannte Schmutzfarbe, das berüchtigte Schocoladenbraun ist vermieden, die Vorplätze sind luftig, die Treppen hell, der Fußboden überall rein, kurz alles sucht darüber hinwegzutäuschen, daß man sich in den Wohnungen wirklich armer Leute befindet, d. h. solcher die zum Theil nur 84 ℳ Miethe im Jahre entrichten. Daß diese Miethe ratenweise erhoben wird, und zwar in jedem Hause von zwei Frauen, die sich in die Aufgabe theilen, Sonntags Morgens gegen 11 Uhr als regelmäßige Besucherinnen zu erscheinen, ist bekannt und bildet ja den wichtigsten Theil der Einrichtung. Es war mir nur wünschenswerth zu erfahren, ob diese Besuche stets gern empfangen werden, ob keinerlei Schwierigkeiten aus so häufiger Steuererhebung und Beaufsichtigung erwachsen. Herr Faix, der gleichsam Hintermann der beiden Frauen und Verwalter eines der Häuser ist, und mich in liebenswürdiger Weise herumführte, gab die Versicherung, daß er selten Anlaß habe die beiden Aufsichtsdamen zu unterstützen. Die Zufriedenheit der Bewohner mit ihrem Heim trat überall deutlich und zweifellos hervor.

Daß der Versuch, in Häusern die der Verein nicht als Eigenthum besitzt, den Schwab'schen Gedanken auszuführen, noch nicht recht gelungen, ist bereits in diesem Blatte mitgetheilt. Eine dem Darmstädter Beispiel in seinem gelungenen Theile sich enganschließende Nachfolge anderer Städte wird darum mit Schwierigkeiten zu thun haben, weil doch wohl nur ausnahmweise so viele Mittel vorhanden sind, um damit gleich ein oder einige Häuser erwerben zu können. Vielleicht läßt sich die Schwierigkeit heben — und ich beabsichtige eine praktische Probe auf die Ausführbarkeit dieses Planes zu machen —, wenn der dafür geeignete und geneigte Verein die Häuser auf eine längere Frist den Besitzern abpachtet und dann an die kleinen Leute veraftermiethet. Es würde damit das Verhältnis zwischen Miether und Vermiether, welches, wie Oberbürgermeister Miquel noch jüngst ausgeführt, zur schwersten Plage für den Miether werden kann, gradezu idealisirt, und zwar ohne eigentliche Kosten. Denn die Besitzer der Häuser werden dazu sehr gern die Hand bieten, da ihnen, wie ich aus ihrem eigenen Munde oft gehört habe, das Eintreiben der Miethe große Schwierigkeiten macht, und da sie mit regelmäßigen Verlusten rechnen müssen. Daß solche nicht einzutreten brauchen, beweist das Darmstädter Beispiel: die Häuser verzinsen sich dort mit 6 Procent.

Dieser Umstand möge als Rechtfertigung dienen für den Hinweis auf einige Mängel und Schattenseiten, die meines Erachtens beseitigt werden müssen, da eben die Ausgaben durch die Einnahmen überdeckt sind. Die Schwab'schen Häuser enthalten einige Wohnungen, welche aus nur zwei Räumen bestehen; einige im Erdgeschoß belegene Zimmer — besonders für einen Schlafraum erscheint dies bedenklich — empfangen nur mittelbar Licht. Die Treppen erfordern hier und da Einfriedigung. Eine noch bessere Lüftung des Aborts wäre sehr erwünscht. Allein ich muß zum Schlusse nochmals auf den Zustand hinweisen, in dem sich die Häuser befanden, als sie übernommen wurden, an die nie entleerten Gruben, deren Geruch jeden Raum verpestete, an die faulen, jeden Augenblick den Zusammenbruch drohenden Balken, vor allem an den Boden, Wände und Decke bekleidenden Schmutz, um die Bedeutung und das Verdienst des Schwab'schen Gedankens zu kennzeichnen. Daß auch die Ausführung so glücklich gelang, ist wie bei allen derartigen Veranstaltungen dem richtigen Griffe bei der Wahl der ausführenden Persönlichkeiten zuzuschreiben.

Rigi-Staffel, Ende Juli. Jul. Post.

Vom Leipziger Ferien-Curs für Handfertigkeitslehrer.

Im Leipziger Tageblatt berichtet Herr Adolf Weiske, dessen ständiger Kunst-Berichterstatter:

„Im ersten Stockwerk der alten Thomasschule findet gegenwärtig eine Ausstellung von Arbeiten statt, welche gewissermaßen das Ergebnis des in den abgelaufenen Ferien-Wochen hier abgehaltenen Handfertigkeitsunterrichts für Lehrer bilden. Den Meisten werden zwar die Worte "Handfertigkeit" und „Handfertigkeitsunterricht" sehr bekannte Dinge sein, Worte über deren Begriff und Bedeutung sie keinen Augenblick in Zweifel zu sein meinen, wie denn ja überhaupt die meisten der Mitlebenden bis vor kurzem und sehr viele auch heute noch unter dem Einfluß der Unterrichtsweise unserer Lernschulen über ein mehr oder weniger bedeutendes Wortwissen, beziehentlich Wortgelehrsamkeit verfügen, dem aber als Gegengewicht und nothwendige Ergänzung der erworbenen Begriffs- und Sprach-Schulung und dadurch bedingten Zungenfertigkeit in sehr zu beklagender Weise die Handfertigkeit, das Können und Schaffen mit der Hand und das dadurch bedingte Kennen und richtige Verstehen der Dinge fehlt. Das ist aber ein schlimmer Zustand, ein Irrweg auf dem sich unsere Bildung seit geraumer Zeit befand. Die Hand ist kein unedleres und kein unwichtigeres Glied als die Zunge, und doch hält es unsere Schule der Hauptsache nach immer noch, am hartnäckigsten unsere Gelehrtenschule unter ihrer Würde, die Hand etwas anderes zu lehren als höchstens die Fertigkeit, den gesprochenen Worte das geschriebene an die Seite zu setzen. Das Zeichnen ist auf bestem Wege, sich endlich in den Schulen den gebührenden Platz zu erringen, und das ist schon etwas, das ist schon viel, denn das Zeichnen bedeutet der Handfertigkeit gegenüber ebenso viel wie das Schreiben der Zungen- und Wort-Fertigkeit gegenüber. Wie wichtig und nothwendig nun auch das Zeichnen ist, so ist es doch nicht alles, es ist nicht die Handfertigkeit selbst, und diese soll und muß dem heranwachsenden Geschlechte endlich wiederverschafft werden.

Das bedeutet nicht, daß jeder ein Handwerker werden oder daß jeder in einer Art zu schaffenden Hausindustrie sich seinen Bedarf an Geräth und ähnlichen Dingen künftig selbst herstellen soll. Es bedeutet nur, daß jeder ein ganzer Mensch werden soll, der Herr seiner wohlentwickelten Sinne und wohlgeschulten Gliedmaßen ist, ein Mensch der nicht die mit Absichtlichkeit und Bedacht gepflegte Unfähigkeit seiner Hände zu geschickten, nützlichen Arbeiten als ein Anrecht und einen Titel betrachtet mit Hochmuth als von einer höheren Gesellschaftsstufe herab auf die zu blicken, die das Glück haben mit ihren Händen nützliche und schöne Werke schaffen zu können, mögen sie dabei auch vielleicht etwas weniger an Zungenfertigkeit und Wortwissen besitzen.

Das Bewußtsein der Umkehr in dieser Richtung ist schon seit Jahren in vielen denkenden, umsichtigen, für das wahre Volkswohl besorgten und aufopferungsfähigen Männern rege geworden. Die Einrichtung des Handfertigkeitsunterrichts ist auf diesem Wege ein erster und hoffnungsvoller Schritt, ein Beginnen dem auch die Behörden unserer Stadt das wärmste Wohlwollen entgegenbringen. Die Schule, der Hauptsache nach noch Lernschule, hat noch keinen Platz für diese Bestrebungen, wird sich aber auf die Dauer nicht enthalten können,

durch wohlthätige Vereinfachung ihres Lernstoffes die nöthige Zeit zu gewähren.

Leipzig steht in Deutschland an der Spitze der Handfertigkeitsbewegung. Anerkannt tüchtige Männer leiten und lehren hierselbst, und die Leipziger Unterrichtsweise hat sich so bewährt, daß Leipzig so zu sagen zur Akademie des Handfertigkeitsunterrichts geworden, woselbst alljährlich in der Sommerferienzeit Lehrer aus allen Theilen Deutschlands zusammenströmen, um sich unter der Anweisung der Leipziger Lehrmeister die Unterrichtsmethoden zur Ausübung in ihren Heimatsstädten handfertig anzueignen.

Wie vortrefflich dies gelungen, das wird die Besichtigung der erwähnten Ausstellung jedem beweisen, der dieselbe besucht. Möchten das doch zum Beweise, daß man die Wichtigkeit der Sache immer mehr erkennt, recht viele sein! Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um Herstellung von größeren, schwierigeren und umfänglicheren Arbeiten oder um Ausführung feinster kunstgewerblicher Gegenstände. Diese Arbeiten beschränken sich in wohlerwogener und gut erprobter Begrenzung auf allerhand nette Tischler- und Pappearbeiten, einfachere, hübsche Metallarbeiten, leichtere ornamentale Modellirungen in Thon und Plastilina, das Auge und die Hand ungemein bildendes Schneiden von Formen aus Gyps, und auf dem Gebiet der Holzsculptur die Verwendung des Kerbschnitts zu einem wohlausgewählten Formenreichthum von decorativen Motiven, die unter Umständen auch zugleich zum Schmucke der Holzarbeiten benutzt werden. Alle ausgestellten Arbeiten zeugen ebensowohl von der Tüchtigkeit der Lehrmeister wie von dem guten Willen und trefflichen Geschick derer welche unter ihrer Leitung dieselben ausführten. Mögen sie als rührige Sendboten der Handfertigkeitsbewegung hinausziehen!"

Der Stand des Osnabrücker Handfertigkeits-Unterrichts.*)

Der Osnabrücker Verein zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts, richtiger, seine verantwortliche Leitung hat für das abgelaufene Geschäftsjahr 1885/86 einen Geschäftsbericht nicht erstattet, während von befreundeten Vereinen oder Comites über die Arbeitsbestrebungen anderer Orte eingehende, dankenswerthe Mittheilungen veröffentlicht sind. Haben wir uns auch damit entschuldigt, daß unsere Einrichtungen gegen die früheren Jahre keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben und wir daher nur wenig neues sagen konnten, so fällt uns doch das Bewußtsein einer Versäumnis auf die Seele, wenn wir erwägen, wie jede Betheiligung an den allgemeinen Bestrebungen zur Zeit noch dem Ganzen angehört, und die Mittheilung alles dessen was geschieht und gelingt, Pflicht ist. Denn grade jetzt ist ein Vordringen auf der ganzen Linie bemerkbar, nachdem unsere Hauptvorkämpfer endlich mehr Feld für die gute Sache erobert haben. Daß unsere Position gegenwärtig bereits im Vortheil ist, zeigt die Aufmerksamkeit, mit der die großen Organe der Presse sie verfolgen und besprechen.

Handelt es sich aber vornehmlich darum, zu zeigen, daß etwas geschehen ist und daß es auf dem Gebiet des Handfertigkeits-Unterrichts Einrichtungen von nachweislicher Lebensfähigkeit gibt, dann dürfen wir aus Osnabrück von unserm Dasein ohne Scheu Kunde geben, vorausgesetzt, daß nicht eine Belehrung verlangt wird.

Die Osnabrücker Lehrwerkstätten sind nach wie vor allen Schülern zugänglich und nehmen auf, was die Volks- und höheren Schulen ihnen zuweisen, soweit Platz vorhanden ist. Am letzteren fehlt es leider noch etwas, da wir nur drei Werkstätten mit 33 Hobelbänken und sechs Meistern im Gange haben und daher nur etwa 320 Schüler zulassen können. Die Arbeitssäle gehören der städtischen Schulverwaltung (dem Evangel. Magistrat) und sind uns auf Kündigung überlassen. Ein angemessenes **Heim** haben wir noch nicht erwerben können. Sehr zu bedauern haben wir, daß die Schüler der höheren Lehranstalten nicht mehr als einmal wöchentlich Zeit haben, während wir die Volksschüler **zweimal** in der Woche jedesmal zwei Stunden arbeiten lassen können. Dabei gilt nun zu unserer Freude, daß das Angebot von seiten der Schulen stets größer gewesen ist als die Nachfrage, sodaß wir nicht bloß einzelne Schüler, sondern leider sogar ein paar Anstalten unserer Stadt im letzten Winter zu berücksichtigen außer Stande waren. Sobald unsere Mittel es erlauben, richten wir uns auf 400 Cursisten ein; hoffentlich diesen Herbst.

Das hier verfolgte Ziel ist, wie es Herr S. Rudin in in seiner hiermit bestens empfohlenen Schrift **„Handfertigkeits-Unterricht, Bericht über eine Studienreise"**, Basel 1886, richtig angibt, ein rein formales und stützt sich auf das Lehrsystem von Nääs. Es werden also nur Holzarbeiten angefertigt, und zwar Tischlerei, Schnitzen und Stechen. Das letztere hat sich als Hauptfach deshalb nicht bewährt, weil die Schüler dabei eine gebückte Haltung annehmen; es bleibt daher Zugabe für solche Schüler, die im dritten Arbeitsjahre größere Gegenstände, z. B. den Bücking'schen Messerkorb oder dessen Bücherbörte herstellen. Dagegen wird das Löffelschneiden in Nääs'scher Weise sehr früh in den Lehrgang eingefügt, weil es sich jedesmal vorzüglich bewährt. Den Lehrgang haben wir nun in Gemäßheit der hier gemachten Beobachtungen im **letzten** Jahre folgendermaßen festgesetzt:

Eine Anzahl leichter Modelle mit festen Nummern, bestimmt für den ersten Jahrgang, befindet sich in jeder Werkstatt, nöthigenfalls auch mehrfach besetzt. Jede Gruppe z. B. der schlichten Löffel oder der graden einfachen Brettersachen umfaßt verschiedene Gegenstände zur Auswahl, von denen angenommen ist, daß sie unterrichtlich gleichwerthig sind. Der Schüler hat also nicht nöthig, alle Modelle zu bearbeiten, sondern nur, alle Gruppen nach der Reihe zu erledigen.

Daneben besteht eine nur den Lehrmeistern zugängliche Modellkammer, die alljährlich vervollständigt wird und für den vorgeschrittenen Schüler aller Anstalten eine reiche Auswahl angemessener Modelle bewahrt, die zwar alle zum Gesammtsystem passen müssen, sonst aber der Individualität und Abwechslung Rechnung tragen lassen. An dieser Stelle ist auf den Hauptunterschied zwischen der deutschen und der schwedischen Zweckauffassung hinzuweisen: wir wollen Sachen anfertigen, die zum häuslichen Schmuck dienen können, — in Schweden dagegen verlangt man nur **nützliche** Gegenstände (vergl. O. Salomon's Vortrag in Osnabrück 1884, Bericht S. 73 ff.).

Wie im Zeichenunterricht das alte Verfahren der Nachbildung von Einzelvorlagen hat verworfen werden müssen und statt dessen ein systematischer Classenunterricht an der Hand großer gemeinsamer Vorzeichnungen oder Tafeln eingeführt ist, so bewährt sich auch bei unserm Handfertigkeits-Unterricht für die erste Zeit durchaus ein Lehrgang, nach welchem alle Schüler gleichmäßig und ohne eigene Bestimmung der Arbeit angeleitet werden. Wo die Lehrmeister Neigung zeigen, in dieser Beziehung die Zügel schießen zu lassen, wird sogleich eingeschritten. Dagegen will sich bis dahin ein theoretischer Unterricht neben der Arbeit nicht empfehlen. Die Knaben sind da, um zu arbeiten; zwar auch um zu lernen, denn sie sollen Namen und Bedeutung der verschiedensten Geräthschaften kennen, die gebräuchlichsten hiesigen und fremden Holzarten unterscheiden und benennen lernen; aber zu einem eigentlichen Vortrage fehlt die Stimmung und vor allem die **Zeit**.

Wenn auch die schwedische Auffassung des Handfertigkeits-Unterrichts — und darunter fällt ja im wesentlichen die unsrige — von allen versuchten die einfachste ist, so erfordert sie doch eine sorgfältige Ausnutzung der Zeit, da sie fern von aller Tändelei eine nachdrückliche, gründliche Uebung voraussetzt. Ohne solche ist die einfache Holzarbeit werthlos. Kann man aber eine genügende Uebung durchsetzen, dann zeigt das schwe-

*) Von leitender Seite.

dische System bald seine solide, kräftige, nordische Natur, die den Schülern gefällt und wohlthut.

Wenn nach dem Reisebericht des Herrn Oberlehrer Dr. Götze (s. Nr. 26 ff. d. Bl.) in Schweden selbst bereits über 800 Schüler Handfertigkeits-Unterricht betreiben und dieser Lehrgegenstand jährlich weiter ausgebreitet wird, so können auch wir nach den hiesigen nun schon mehrjährigen Erfahrungen nur bestätigen, daß die einfache und gediegene Art des schwedischen Unterrichts sich wegen seiner streng methodischen Durchführbarkeit, stets vom Leichteren zum Schwierigeren aufsteigend, und bei der endlosen Entwicklung und Vervollkommnung bestens bewährt. Diese Arbeit bietet dem Schüler etwas bald erreichbares, ohne ihn rasch zum Ziele zu führen; auch nach mehrjähriger fleißiger Uebung sieht er immer noch neue für ihn schwierige und schönere Aufgaben vor sich. Daher der große gleichbleibende Eifer der Schüler. Es steht noch nicht fest, daß der Turnunterricht, wenn er nicht obligatorisch wäre, so regelmäßig und pünktlich besucht werden würde, wie unser Handfertigkeit-Unterricht von groß und klein besucht worden ist.

Man macht den Osnabrücker Lehrcursen zum Vorwurf, daß sie nicht wie in Schweden von Lehrern, sondern von Handwerkern geleitet werden. Man darf aber nicht übersehen, daß sie doch pädagogisch geleitet werden. Herr Director Gelbe in Stollberg hat uns in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen.*) Unsere Pädagogik ist auch nicht nebensächlich; aber sie bleibt auf ihrem eigentlichen Gebiet und überläßt das Technische, die Ausübung, gelernten Meistern. Pädagogisch ist der Lehrplan festgestellt, wird der Lehrgang beobachtet und geleitet und wird die Disciplin gehandhabt. Unsere hiesigen Schulmänner sträuben sich durchaus nicht gegen eine billige Betheiligung an der Aufsicht; im Gegentheil sind Woche für Woche Lehrer der verschiedensten Kategorien zur Hand, — allerdings freiwillig. Was die Lehrer aber nicht wollen, ist die gezwungene Heranziehung zur Ertheilung des Unterrichts selbst. Das Ideal eines Handfertigkeits-Lehrers wäre ja die Vereinigung eines tüchtigen Lehrers und geschickten Meisters in Einer Person; soweit diese aber nicht zu haben ist, meinen wir, bei pädagogischer Gesammtleitung wäre ein tüchtiger Meister weit besser als ein noch so guter Schulmann mit dürftiger Geschicklichkeit. Und von dieser Beschaffenheit würde doch bei obligatorischer Heranziehung der Lehrer voraussichtlich die Mehrzahl sein.

Was nun die Zulassung noch anderer Beschäftigungen als Holzarbeit angeht, so sind wir nicht principiell gegen solche, nur wollen wir für den einzelnen Schüler lediglich einerlei. Der Grund ist ja einfach: die 2—4 Wochenstunden reichen zu einem guten Ziele kaum aus, wenn man sich auf ein Fach beschränkt. Nun sind wir über die Vorzüge der Holzarbeit vor allen sonstigen, die hier in Concurrenz treten könnten, nicht zweifelhaft. Es kann sich also nur um einige andere Fächer zur Auswahl für die Knaben handeln. Da wäre gewiß für schwächere die Papparbeit ins Auge zu fassen. Hierzu haben wir den Weg nur deshalb noch nicht gefunden, weil die Entwicklung unserer ausgedehnten Werkstätten uns nicht die Muße gelassen hat und auch Locale wie Mittel gemangelt haben würden.

Wie die vorstehenden Worte zeigen, sind wir in Osnabrück dem anfänglichen Plane weiter gefolgt und haben, wie wir hoffen, für unsere deutschen Bestrebungen einen weiteren Beweis geliefert, daß der Handfertigkeits-Unterricht auch in größerem Maßstab in der That durchführbar ist. Leider haben die zahlreichen Fremden, welche uns die Ehre ihres Besuchs erwiesen haben, darunter auch die Herren Bürgermeister Hochapfel aus Straßburg, Director Urban*) aus Wien und S. Rudin aus Basel, nicht Gelegenheit gehabt, unsere Werkstätten im Betriebe zu sehen. Wir haben bislang den Handfertigkeits-Unterricht in den Sommermonaten, wo man zu reisen pflegt, ausfallen lassen. Die Pfingstzeit, die Erntemonate, dann Ausflüge, Baden, Turnspiele u. s. f. sind Eigenthümlichkeiten oder Forderungen des Sommers, die von den Arbeiten in der geschlossenen Werkstätte die Aufmerksamkeit etwas ablenken. Wenn wir aber künftig winterlichen Besuch von auswärts haben sollten, so werden wir zugleich die Freude haben können, die Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts in das hiesige Lehrer-Seminar zu zeigen. Dank der wohlwollenden Förderung des Herrn Unterrichtsministers von Goßler und der freundlichen Betheiligung des Herrn Seminardirectors hat sich der Handfertigkeits-Unterricht für die Seminar-Zöglinge höchst erfreulich gestaltet, und wird hoffentlich dazu beitragen, ein günstiges Urtheil über unsere Bestrebungen in weitere Kreise zu verbreiten.

Daß bis jetzt die Einführung dieses Unterrichts an andern Orten erst so spärlich erfolgt ist, erklärt sich wohl aus dem Umstande daß die erste Einrichtung ein wenig Geld verlangt. Sind erst einige mit gutem Beispiel vorangegangen, dann folgen andere in geometrischer Progression nach, sobald die Scheu vor den einmaligen Ausgaben überwunden ist. Die späteren Kosten sind nicht so unerschwinglich, da die Schüler ohne alle Schwierigkeit das Rohmaterial durch Rückkauf bezahlen und außerdem einen Theil des Unterricht-Honorars. Zur Zeit kostet uns noch jeder Schüler fast genau 10 ℳ für das Jahr.

Hat neuerdings das Centralcomite auf näheren Vorschlag des hierfür gewählten Ausschusses die Gründung eines Seminars für Handfertigkeits-Lehrer in Leipzig in Aussicht genommen, so begrüßen wir diesen Plan mit um so größerer Freude, als derselbe dem vorliegenden Programm nach geeignet ist, die störendsten Gegensätze zu beseitigen, welche die Handfertigkeits-Freunde in Deutschland bisher getrennt haben.

Haben wir uns etwa gesträubt, sofort in einem gemeinsamen Geleise zu fahren, so beweist das ja auch, daß wir gründlich prüfen wollten. Um so ruhiger können wir dann in Zukunft Hand in Hand gehen.

*) Der Handfertigkeits-Unterricht. Ein Beitrag zur Klärung der Frage und zur Förderung der Sache von Dr. Th. Gelbe, Realschuldirector in Stollberg im Erzgebirge, Dresden 1885, Bleyl u. Kaemmerer. Preis 2 ℳ.

*) Verfasser des Buches: Der Handarbeits-Unterricht für die männliche Jugend und der Slöid-Unterricht in der Schule vom Standpunct der Pädagogik. Wien 1885. Carl Graeser. Preis 1,60 ℳ.

Ausstellung von Handarbeiten in Kopenhagen.

Aus Hannover, 18. August schreibt uns Herr Felix Herzfeld über einen Besuch, den er bei einer kürzlichen Anwesenheit in Kopenhagen der grade eröffneten Skol-Udstilling (Schulausstellung) abgestattet hat:

„Dieselbe stand in Verbindung mit dem in der dänischen Hauptstadt stattfindenden Lehrertage, welcher zahlreich besucht war. Bot die Gesammtausstellung an sich schon viel des Sehenswerthen an Büchern, Globen, Tafeln, Pulten, Bänken u. s. w., so schienen mir doch vor allem die Ausstellungen des Slöid-Vereins und des Hausfleiß-Vereins besondere Beachtung zu verdienen. Diese beiden Vereine gehen in Dänemark neben einander her und stehen zwar äußerlich anscheinend sich zuweilen gegenüber, verfolgen aber im Grunde doch nur dasselbe Ziel. Die Erklärungen meines Führers, eines jungen Dänen, der viel Interesse an unserer Bewegung nimmt, erinnerten mich lebhaften an die Erörterungen welche auf dem nordwestdeutschen Gemeinnützigkeitstage hier vor zwei Jahren über die Begriffe „Knabenhort" und „Knabenheim" stattfand und die selbstverständlich nicht ausgetragen [sondern mit gegenseitiger Anerkennung beigelegt] wurde. Die Ausstellung des Hausfleiß-

Vereins umfaßte vor allem diejenigen Arbeiten, die dem diesjährigen Cursus entstammten, welchen dänische Lehrer (etwa 30) und Lehrerinnen (etwa 20) kurz vorher in Kopenhagen durchgemacht hatten. Das Urtheil über die erzielten Früchte kann nur ein überaus günstiges sein, umsomehr als der Cursus nur vier Wochen gedauert hatte, während welcher Zeit allerdings flott — täglich mit Ausnahme des Sonntags 8 bis 9 Stunden — gearbeitet worden war. Man erblickte Arbeiten aus Pappe, Holz, Strohgeflecht (Stühle), amerikanischem Leder (Koffer), ferner Bürsten und Thonarbeiten, alles aufs sauberste ausgeführt und planvoll vom Leichten zum Schwereren aufsteigend, geordnet. An mehreren von diesen Fächern hatten auch die Lehrerinnen theilgenommen, während von denselben ausschließlich noch eine Anzahl weiblicher, Näh-, Stick- und Stopf-Arbeiten geliefert worden war. Die Slöjd-Ausstellung zeigte keine eigene Arbeiten, sondern nur Modelle, und war auch von Herrn Otto Salomon aus Nääs mit einer Sammlung schwedischer Vorlagen, sowie von einer Kopenhagener Firma mit einer Zusammenstellung der für die Slöjd-Arbeiten erforderlichen Geräthschaften beschickt worden.

Das Ganze machte einen so erfreulichen Eindruck, daß ich den Vorstand des Hausfleiß-Vereins ersuchte, durch Anschläge an den ersten Gasthöfen der Stadt die Aufmerksamkeit der zur Zeit in Kopenhagen weilenden Deutschen auf die schöne Ausstellung hinzulenken, welcher Anregung auch entsprochen werden sollte. Kopenhagen bietet des Interessanten so viel, daß es eines solchen besonderen Hinweises bedarf, wenn eine nur wenige Tage dauernde Vorführung beachtet werden soll."

Schwedische und deutsche Schenken.

Herr Pastor **Kier** aus Osterlügum in Nordschleswig, der gegenwärtig auf einer Reise durch Norwegen und Schweden begriffen ist, um Maßregeln und Einrichtungen gegen die Trunksucht kennenzulernen, schreibt aus **Gothenburg**, 15. August, dem Herausgeber:

„Eine halbe Stunde vor der Kirche benütze ich heute, um Ihnen vor meinem Abgang von Schweden einige Worte zu schreiben. Dazu bewegt mich vor allem die ungemeine Liebenswürdigkeit des Herrn Peter Fitger, den ich, (nachdem ich mich Ihrem Rathe gemäß vorher angemeldet hatte), gestern aufsuchte, und der den ganzen Tag mein kundiger Führer durch die Gesellschafts-Schenken, mein freundlicher Wirth in seinem Hause war, und zum Schlusse für mich und einen Freund aus Schleswig den Pfadfinder durch alle schöne Umgegend der Stadt machte. Ich bin dessen umso mehr froh, als ich sonst leider auf dieser Hundstagsreise die Meisten verreist gefunden habe. Ihre Karte an Sigfried Wieselgren kann ich nur durch Herrn Fitger abgeben. Nachdem ich ihn in Stockholm nicht angetroffen habe und die Hoffnung, die man mir machte, ihn hier am Sonntag bei seinem Bruder zu treffen, so fehlgeschlagen ist, daß auch der letztere, den ich so gern heute predigen gehört hätte, verreist ist, muß ich diese Besuche aufgeben. Nur Herrn S. A. Hedlund habe ich mit Fitger gesehen, und werde Montag nach meiner Rückkehr von Trollhättan weiter mit ihm reden. . .

„Es war gestern Markttag, das belebte Treiben auf den Straßen und Plätzen überaus erfrischend anzusehen; in den Schankstätten ging es ruhig und ordentlich zu. Aber Herr Fitger hatte wohl nöthig mich vorher daran zu erinnern, daß kein absoluter Maßstab abzulegen sei, sondern man die Sache relativ und im Vergleich mit den früheren Zuständen betrachten müsse. Denn ich sah freilich zahllose blanke Schnäpse, die da genossen wurden, und am Abend fand sich auf den Straßen mancher Taumelnde. Uebrigens stellt sich in diesen Schankstätten des Bolag ja wohl auch das Gesammtbild dessen was getrunken wird, auf einmal vor die Augen. Bei uns haben wir an Markttagen die ungezählten kleinen Löcher mit ihrem Schmutz und wüstem Gelärm, und was da geschieht und verzehrt wird, bekommt man nicht zu sehen. Ich will's nicht leugnen, es blieb noch ein trauriger Anblick, diese kleinen Gläser mit dem bläulichen Gebräu, Tisch für Tisch, auf jedem 6 bis 8, und kein Tisch leer. Aber es war eben volle Oeffentlichkeit, alle Tische mit Absicht an die Fenster und das Tageslicht gerückt, kein dunkler Winkel mit einer extralustigen Gesellschaft war zu sehen, und alles ging still und ordentlich zu. In welcher Stadt oder welchem Städtchen bei uns, in meinem Gesichtskreise wenigstens, wäre an einem Markttage das möglich! Wir spazieren inbezug auf die Fürsorge für das Volk, welches Schnaps trinken will, wahrlich noch nicht an der Spitze der Civilisation. Und wie ist unsere Gesetzgebung über den Vertrieb der gebrannten Wasser zurück oder eigentlich kaum vorhanden! Nur die Kaffeehäuser sind ein wirklicher und bedeutender Schritt zum Besseren, aber eben für die welche den Trunk entbehren wollen. Wenn ich in Norwegen unter Temperenzlern und Guttemplern über die deutsche Mäßigkeitsbewegung reden mußte, konnte ich diese Karte ausspielen, und hatte immer die Freude zu sehen, daß diese **Thaten** interessirten und mit dem größten Beifall anerkannt wurden.

Redigirt von **Mathilde Lammers** in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 36. Sonntag, 5. September. 1886.

Geschäftlicher Betrieb in gemeinnütziger Unternehmung.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte der Herausgeber im Juli hier einen Aufsatz, in welchem er die Richtigkeit des in der zu Hamburg abgehaltenen Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke gefaßten Beschlusses nachwies: „Auf die wirthschaftliche Selbsterhaltung der Kaffee-Schenken sollte auch da alles Ernstes hingearbeitet werden, wo sie zunächst auf Vereins-Rechnung oder in Form der Unterstützung eines tüchtigen und zuverlässigen Wirthes begründet werden, — denn nur bei vollständigem und dauerndem geschäftlichem Erfolg vermögen sie sich hinreichend rasch zu vermehren und nachhaltig zu bestehen“.

Diesen Grundsatz möchte ich auf alle gemeinnützigen Unternehmungen mehr angewandt wissen als gewöhnlich geschieht, ja ich möchte die Behauptung aufstellen, daß man da wo man nicht in bestimmte Aussicht nehmen kann, daß ein gemeinnütziges Unternehmen sich möglichst bald selbst unterhalten kann, reiflich überlegen sollte, ob man nicht besser thue es gar nicht ins Leben zu rufen. Freilich fasse ich da den Begriff gemeinnütziger Unternehmungen enger als gewöhnlich geschieht. Ich rechne zu denselben nicht diejenigen Einrichtungen, die dazu bestimmt sind einer thatsächlichen Noth und einem augenblicklichen Elend abzuhelfen, auch nicht die Anstalten die nur einzelnen Menschen zugutekommen können. Man kann ja gewiß auch unser ganzes wohlorganisirtes Armenwesen als gemeinnützig bezeichnen, aber an dieses wird doch niemand denken, wenn von gemeinnütziger Unternehmung die Rede ist. Ich möchte überhaupt bei meiner Besprechung alle diejenigen Anstalten und Vereine ausnehmen, durch welche Almosen vertheilt werden, d. h. durch welche Gaben verabreicht werden, für welche der Empfänger keinen Gegenwerth bietet und bieten kann. Diese sind mit dem Herausgeber zu bezeichnen als Unternehmungen à fonds perdu, d. h. bei ihnen weiß man im voraus, daß die dargereichten Mittel geopfert sind. Wenn ich also den Grundsatz aufstellte: viele gemeinnützige Unternehmungen vermögen sich nur bei vollständigem und dauerndem geschäftlichem Erfolg rasch zu vermehren und nachhaltig zu bestehen, so denke ich hierbei besonders an Volksküchen, Natural-Verpflegungs-Stationen, Herbergen zur Heimat (Arbeiter-Colonien), Kleinkinder-Schulen und Krippen, Knaben- und Mädchen-Horte.

Bei der Einrichtung aller dieser Unternehmungen soll meines Erachtens als Ziel verfolgt werden: die Anstalt muß sich selbst ohne Beihilfe von mildthätigen Beiträgen unterhalten. Auch ich sage hier, wie der Herausgeber: „Damit fallen wir nicht etwa aus einer höheren Sphäre in eine niedere! Nein, die geschäftsmäßige Behandlung der Aufgabe ist in jedem Sinne der gegen den geschäftlichen Erfolg mehr oder weniger gleichgiltigen überlegen. Sie bedeutet Achtsamkeit auf das Bedürfnis der Kunden, Sorgfalt in der Auswahl und Zubereitung der Waaren, der Herrichtung der Räume, und allem übrigen was dazu gehört. Sie bedeutet kurz gesagt mehr Hingebung an die Sache und mehr Ernst und Tüchtigkeit in der Durchführung.“ Wie oft und wie sehr fehlt es aber grade hieran bei den gemeinnützigen Unternehmungen, und wie beklagenswerth ist es, daß so leichtsinnig — man entschuldige diesen allerdings harten Ausdruck — mit der Gründung gemeinnütziger Vereine und mit der Verwendung anvertrauter Liebesgaben umgegangen wird!

Gewiß müssen wir uns darüber freuen, daß erkannt worden ist: nicht nur Einigkeit, sondern auch Vereinigung macht stark. Indessen weil es doch in unsern Tagen gewissermaßen Mode und jedenfalls sehr leicht geworden ist neue Vereine zu gründen, so darf man sich nicht wundern, wenn oft planlos und ziellos vorgegangen wird, und nicht immer wahre Hingebung an die Sache, Ernst und Tüchtigkeit in der Durchführung obwalten. Wenn es nicht so beklagenswerth wäre, müßte es lächerlich erscheinen, was man mitunter bei dem Besuch gemeinnütziger Anstalten hört und sieht. Wie oft vermißt man jede Spur von Ueberlegung, ob denn grade an diesem Orte diese Anstalt ein Bedürfnis war; wie oft begegnet man kleinlichen Eifersüchteleien zwischen Anstalten, die nur gedeihen könnten, wenn sie Hand in Hand gingen! Und wie oft muß man sagen: wenn dieses oder jenes gemeinnützige Unternehmen nur recht geleitet würde, müßte es gedeihen, aber man findet auch nicht eine Spur von Vorsicht, die geeigneten Persönlichkeiten in den Vorstand zu wählen. In kleineren Orten muß natürlich der erste Beamte oder der Pastor den Vorsitz führen. Daß vielleicht beide weder besonderes Interesse noch besonderes Verständnis für den in das Leben gerufenen Verein besitzen, macht nichts aus, es wäre ja eine Beleidigung, wenn

sie nicht auch in dem neuen Verein an der Spitze ständen! Und wie dürfte man etwa jene Dame, die im gesellschaftlichen Leben die erste Rolle spielt, übergehen? Daß dieselbe wegen der reichlichen Mittel, über welche sie von Jugend auf verfügt hat, keine Ahnung von einer einfachen, sparsamen Einrichtung hat, das darf nicht in Betracht kommen. Ja, wenn doch nur solche Personen gemeinnützige Unternehmungen leiten wollten, die wirklich die Fähigkeit und wirkliche Freudigkeit dazu besitzen!

Was für Mittel weiter werden manchmal angewandt, um Anstalten, die durch freiwillige Beiträge unterhalten werden, den Anschein von gemeinnützigen zu geben! Da traf ich in einer kleinen Residenz eine Volksküche in einem eigens für den Zweck gebauten Hause, die durchschnittlich täglich nur von 18 bis 20 zahlenden Personen besucht wurde. Für diese allein zu kochen, d. h. eine ständige Köchin zu halten, lohnte sich nicht der Mühe. Zum Glück aber war die Vorsitzende des Vorstandes der Volksküche auch Vorstands-Mitglied eines Frauen-Vereins, und was noch besser, sie war auch eine reiche Frau. Da wurden denn in ihrem Auftrage und im Namen des Frauen-Vereins täglich 20—24 Marken der Volksküche verschenkt, ja wie eine mir bekannte Dame sagte, förmlich aufgedrängt. So konnte man in dem monatlichen Bericht über die Wirksamkeit der Volksküche lesen: „Im verflossenen Monat wurden über 1200 Portionen verabfolgt.“ Dann aber kam die Bitte, ein so gemeinnütziges Institut durch Zuwendung von freiwilligen Beiträgen fördern zu helfen!

Freiwillige Beiträge — das muß man auch mit Unterscheidung verstehen. In derselben Stadt hörte ich zufällig in einem Laden, wie der betreffende Kaufmann mit einem kräftigen Fluchwort dem Sammler einen Beitrag einhändigte. Auf meine Frage, warum er denn gebe, da er es doch so ungern zu thun scheine, antwortete er: Thue ich es nicht, dann kaufen die und die Damen nicht bei mir. Ich glaube, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, die eine oder andere Vorstandsdame zu fragen: Warum kaufen Sie bei dem Kaufmann, da Sie bei dem anderen die Waare preiswürdiger erhalten könnten? sie würde geantwortet haben: Kaufe ich bei demselben nicht, dann gibt er keinen Beitrag zu meinem Verein. So wäscht die eine Hand die andre!

In einer Stadt von rund 10 000 Einwohnern fand ich eine Kaffee-Schenke, eine Herberge zur Heimat, eine Volksküche; jede hatte nicht nur ihren besonderen Vorstand, sondern auch ihr besonderes Haus und ihren besonderen Hausvater bezw. Verwalterin. Alle drei wurden nur mit großen Opfern aufrecht erhalten. Sie hätten sich alle drei in demselben Hause vereinigen lassen, ein verheirateter Hausvater diesem gut vorstehen können, und freiwillige Beiträge wären nicht mehr nöthig gewesen. Zu einer solchen Vereinigung hatten sich aber die Vorstände nicht entschließen können.

Dadurch daß man geschäftsmäßigen Betrieb bei gemeinnützigen Unternehmungen unbeachtet läßt, wird nicht allein viel Geld verschwendet, das besser angewendet werden könnte, sondern die Unternehmungen selbst werden dadurch noch in anderer Weise geschädigt.

Wird eine Anstalt nur, oder doch hauptsächlich durch freiwillige Beiträge unterhalten, dann ist sie eine Wohlthätigkeits-Anstalt und es werden recht betrachtet Almosen ausgetheilt. Sollen und wollen wir es aber beklagen und uns nicht eher darüber freuen, daß unser Handwerker- und Arbeiterstand sich noch schämt Almosen anzunehmen? Warum schicken so manche Eltern ihre Kinder nicht in die Kleinkinderschulen und Kleinkinderbewahranstalten? warum benutzen die Arbeiter nicht die Volksküchen? warum vermeiden die ordentlichen Wanderer die Natural-Verpflegungs-Stationen? Man frage sie nur! Sie antworten: Wir wollen nichts geschenkt haben. Wüßten sie, daß sie für ihr gutes Geld auch einmal tadeln dürften, wenn die Speisen oder Räume nicht gut hergerichtet wären, sie würden gern die gemeinnützigen Anstalten besuchen. Müssen sie sich aber sagen lassen, wie das oft geschieht: Wenn du nicht zufrieden bist mit dem was wir dir bieten, dann bleibe fort, wir haben dich nicht gerufen, — wer will es ihnen dann verdenken, wenn sie nur, falls wirkliche Noth sie zwingt, jene Anstalten benutzen? Umgekehrt, dürften die Vereins-Vorstände sich nicht mehr auf freiwillige Beiträge verlassen, und wären sie doch des Gemeinsinns und der Nächstenliebe voll, sie würden auf Mittel und Wege sinnen, um ihre alten „Kunden“ zu befriedigen und neue heranzuziehen, und dadurch ihre Anstalten lebensfähig zu machen.

Daß aber die oben genannten gemeinnützigen Unternehmungen wirklich so eingerichtet werden können, um sich selbst zu erhalten, davon habe ich mich bei einigen derselben selbst überzeugt, bei anderen es aus den mir zugekommenen Berichten ersehen. Man wird es mir hoffentlich nicht falsch auslegen, wenn ich einiges von meinen Erfolgen mittheile. Zuvor noch die Bemerkung, die bei keinem denkenden Volksfreund auf Widerspruch stoßen wird: daß nicht jede gute Unternehmung, und wäre sie an und für sich noch so gemeinnützig, an jeden Ort paßt; manche Vereine lassen sich erfolgreich an kleinen Plätzen einrichten, andere passen wieder nur für volkreiche Städte, — manche gemeinnützige Anstalten sind wünschenswerth, ja nothwendig in industriereichen Gegenden, manche da wo Ackerbau getrieben wird.

Nun aber zu den Beispielen! In meiner früheren Gemeinde, einem Landstädtchen von 3000 Einwohnern, besteht der größte Theil der Einwohnerschaft aus Handwerkern und Zieglern, die alle ihre Garten- und Feld-Früchte selbst ziehen. Die Männer sind den Sommer über entweder in der Fremde oder in den Werkstuben beschäftigt; die Frauen müssen das Feld bestellen, die Kinder waren sich selbst überlassen. Eine Kinderschule war dort ein Bedürfnis. Die städtische Verwaltung gab ein passendes Haus mit Spielplatz her, die innere Einrichtung wurde durch freiwillige Beiträge beschafft, eine geprüfte Kinderlehrerin wurde angestellt. Die Unkosten überstiegen bald die Einnahmen sehr beträchtlich, zumal da die milden Beiträge immer spärlicher flossen. Die Schule sollte geschlossen werden. Da sandte ich ein Schreiben herum, in welchem die hohe Bedeutung der Anstalt dargelegt ward, zu gleicher Zeit aber machte ich in demselben den Vorschlag, durch ein festes Schulgeld die Unkosten zu decken. Ein genauer Voranschlag war beigefügt. Nach demselben mußten für jedes Kind wöchentlich 20 ₰ bezahlt werden, wenn die Schule regelmäßig von 80 Kindern besucht wurde. Es meldeten sich sofort hundert Kinder. Noch heute besteht die Schule und wirkt in Segen, und hat dabei einen nicht unerheblichen Baarrückhalt erzielt.

Hier in Bremerhaven habe ich eine Volksküche eingerichtet. Sie war ein offenbares Bedürfnis: Hunderte von Arbeitern aus der Umgegend arbeiten täglich an den Häfen, die sich entweder Mittagessen bringen ließen, das inzwischen kalt geworden war, oder ihr Butterbrot mit einer gehörigen Menge Brantwein, „um den Magen zu erwärmen", verzehrten. Genaue Erkundigungen an solchen Orten, wo Volksküchen bestanden, wurden eingezogen, namentlich genaue Berechnungen angestellt. In einem gemietheten Local wurde begonnen, und da die ersten drei Monate einen Ueberschuß ergaben, wurde der Bau eines eigenen Hauses beschlossen. Als dasselbe eröffnet wurde, ruhte auf demselben eine Schuldenlast von 10 500 M; heute nach $5^1/_2$jährigem Bestehen ist die ganze Schuld abgetragen, wohlverstanden aus den erzielten Ueberschüssen. Es würde zu weit führen, wollte ich hier Einzelheiten berichten (übrigens stehen jedem der sich für das Volksküchenwesen interessirt, die gemachten Erfahrungen zu Diensten; ich würde auch gern bereit sein, falls es gewünscht würde, in diesem Blatte Bericht zu erstatten). Nur das sei gesagt, daß in den ersten Wochen des Bestehens der Volksküche immer wieder durch die Tagesblätter bekannt gemacht wurde, die Volksküche sei keine Wohlthätigkeits-Anstalt, durch welche Almosen vertheilt würden, sondern jeder könne nur gegen entsprechende Bezahlung Mittagessen erhalten.

Seit einiger Zeit habe ich in Verbindung mit der Volksküche — aber mit gesonderter Rechnungsführung — eine Natural-Verpflegungs-Station ins Leben gerufen. In derselben wird jeder Wanderer aufgenommen und für 24 Stunden beherbergt, der sich willig der ihm auferlegten Arbeit unterzieht. Die Arbeit besteht in Holzzerkleinern, Wergzupfen und Pferdehaar-Sortiren (für den Norddeutschen Lloyd), außerdem Torfabladen, Straßenfegen u. s. f. Anfangs allgemeine Unzufriedenheit über dieses neue Unternehmen; jetzt allgemeine Zufriedenheit, denn die Hausbettelei hat aufgehört, täglich besuchen 30—40 Wanderer die Station, arbeiten gern und fleißig, verdienen was uns ihr Unterhalt kostet, und für sich recht häufig noch einige Groschen für die weitere Wanderschaft. Noch ein Jahr weiter, und wer weiß, ob nicht auch hier statt geforderter freiwilliger Beiträge ein Ueberschuß erzielt wird? Daß ich eigens die doppelte Buchführung gelernt habe, um mir und anderen jederzeit genaue Rechenschaft geben zu können, erwähne ich nur um zu zeigen, daß man keine Mühe scheuen darf. Den Beweis denke ich aber auch bei diesem Unternehmen zu liefern, daß selbst eine Natural-Verpflegungs-Station so eingerichtet werden kann, daß sie geschäftlichen Erfolg aufweist.

Daß das Gleiche mit den Herbergen zur Heimat der Fall ist, kann man an vielen Orten erfahren; daß die Volks-Kaffeehäuser sehr gut und nachhaltig rentiren können, beweist Hamburg, und daß es mit den Knabenhorten möglich ist, dafür zeugt Bremen. Also mehr geschäftlicher Betrieb in gemeinnütziger Unternehmung!

Bremerhaven, 19. August 1886.

E. Cronemeyer, Pastor.

Eine Bergfahrt mit Damen.

Von

J. von Unger.

Welch wundervoller Morgen! In voller Pracht leuchtet der Watzmann zu mir ins Fenster herein, tief herab bedeckt mit frischgefallenem Schnee. Goldig glänzen die Wiesen; ernst dunkeln die Wälder darüber, und die weiße Villa Lustheim blickt in stiller Zufriedenheit herab auf die grüne rauschende Ache.

Und dabei soll ich am Schreibtisch sitzen und einen Artikel für den Nordwest abfassen!

Ja, ja, es hilft nichts — ich habe es versprochen, und Fräulein Lammers ist gar zu strenge!

Nun sollen es aber auch die Leserinnen entgelten — ich will meine Feder in Gift tauchen!

„Ein nicht genug zu verdammender Mangel in der Erziehung unserer weiblichen Jugend" — —

Horch! Drei Stöße mit dem Alpenstock auf die Steinplatten unten vorm Hause. Ich blicke hinaus. Da steht Herr Julius S., ein junger reicher Fabrikant, Besitzer eines wundervollen altdeutschen Hauses zu Worms und einer reizenden Villa zu Berchtesgaden — mein treulicher Wandercumpan.

Kommen Sie rasch herunter! — ich gehe auf den Göhlstein — es ist ein prachtvoller Tag dazu — Sie müssen mit.

Lieber Herr S. — ich habe zu arbeiten.

Arbeiten! — Sie sind wohl nicht bei Trost!

Zur Arbeit nicht, zum Müßiggang
Sind wir in Berchtesgaden.

Ja, wenn nur Fräulein Lammers nicht wäre!

Herr Gott! — wer wird sich so vor einer Dame fürchten! Wollen Sie es verantworten?

Natürlich! Fräulein Lammers wird mir den Kopf nicht abreißen.

Wer weiß!

„Sei's drum! — Ich denk', als Männer tragen wir auch das!"

Gut! — in zwei Minuten bin ich unten. — —

Es ging nun im morgenfrischen duftigen Walde hinan nach Vordereck. Von dem Regen der Nacht glitzerte und funkelte alles zauberhaft. Wir stiegen schweigend und andächtig — jedes Wort entweiht nur diese Schönheit und Heiligkeit der Natur.

Ganz nahe dem Forsthause von Vordereck kroch ein wundervoller, mindestens fußlanger, schwarz und gelb gefleckter Salamander über den Weg. Rasch sprang ich zu — den muß ich behalten! Aber was nun? Auf den Göhlstein können wir ihn doch nicht gut mitnehmen. Ich werde ihn im Forsthause absetzen und auf dem Rückwege abholen.

Sehen Sie diesen prachtvollen Salamander, Frau Försterin; den habe ich eben gefangen.

Ja, ja, den kenne ich wohl — der gehört uns.

Was, Ihnen?

Gewiß — er wohnt in unserem Garten. Sie sollen gleich einmal etwas sehr hübsches sehen. Mietz! Mietz!

Eine große weiß und braune Katze sprang heran, warf sich sofort auf den kleinen Saurier, und fing an ihn umherzukollern. Der Salamander ging sehr vergnügt auf dies Spiel ein, und beide Thiere wälzten sich aufs freundschaftlichste im Sande.

Das geht den ganzen Tag so, sagte die Försterin; alle unsere Sommergäste haben ihre Freude daran.

Frau Försterin, sprach ich, das kann schlimm ablaufen. Als ich zum erstenmale in Paris war, wurde dort für 50 Centimen ein Halbschläger von einem Kaninchen und einem Karpfen gezeigt; als ich in die Bude trat, war leider das Thier vorgestern gestorben — nur die beiden Eltern waren noch zu sehen.

Lachend trennten wir uns. Bald wiesen uns eine Weg-

tafel und die rothen Marken an den Bäumen aufwärts am Schwarzort, oberhalb dessen sich der nackte und zackige Ausläufer des Hohen Göll — der Göhlstein erhebt.

Langsam, lieber Freund! rief ich; Sie steigen wieder viel zu rasch. Bergan kann man nicht langsam genug gehen — wie oft soll ich das noch sagen!

Mehrmals mußte ich meine Mahnung wiederholen. Plötzlich fruchtete sie in auffallender Weise. Ich wandte mich um. Ach so! — Hinter uns in einiger Entfernung kamen desselben Weges zwei Damen. Ihr Schritt war sehr elastisch — folglich waren sie jung — vielleicht auch schön.

Merkwürdigerweise fand grade in diesem Augenblicke Herr S. eine seltene Blume, und ich ein besonders schön gesprenkeltes Stück Marmor. Wir blieben stehen, unseren Fund zu erörtern; denn beim Bergansteigen darf man beileibe nicht sprechen. So holten denn die Damen uns ein. Wahrhaftig! beide sahen sehr gut aus.

Ich nahm also den Hut ab und fragte höflich nach dem Wege.

Aber, meine Herren, fragte die Jüngere von beiden, wozu sind denn die rothen Marken an den Bäumen?

Sie haben ganz Recht, liebes Fräulein; aber es gehört eine gewisse Erfahrung dazu die Marken mit Sicherheit zu finden, und die fehlt uns.

Hätte ich nicht weiße Haare und einen grauen Bart, so würde die junge Dame mir sicherlich nicht geglaubt haben. Vielleicht that sie es auch so nicht; jedenfalls aber begriff sie, daß nicht meine angeborene Schlechtigkeit, sondern das Reizende ihrer Erscheinung mich zur Lüge verleitet hatte. Sie lächelte.

Kommen Sie mit uns; ich habe den Weg auf den Göhlstein öfter gemacht.

So können Sie uns vielleicht auch das Räthsel lösen, was für eine Blume dies ist? sprach Herr S.

Gewiß; das ist Päonia corallina, antwortete sie einfach. Sie ist selten, und Sie haben wirklich ein schönes Exemplar davon gefunden.

Nun war uns allen geholfen. Wir stiegen gemeinschaftlich weiter. Die beiden Damen marschirten leichtfüßig, wie die Begleiterinnen Diana's.

Mir, als dem Aeltesten, fiel naturgemäß die Aeltere zu. Sie mochte 32 Jahre zählen, sah sehr gut aus, obgleich ihre Formen fast etwas zu voll waren, sprach einen reizenden Wiener Dialekt, und wußte in allen Sachen viel besser Bescheid als irgend eine der vielen Wienerinnen, die mir sonst in den Weg gelaufen sind. Ich erfuhr, daß die beiden Damen heute früh schon den weiten Weg von Hallein her gemacht hatten, wo die Aeltere bei der Familie ihrer jungen Freundin sich in der Sommerfrische befand. Sie jammerte wohl etwas darüber, daß sie so unbarmherzig auf die Berge geschleppt würde — „Denn schauen's, ich wiege 158 Pfund!" — war aber im übrigen sehr „aufgekraxt". —

Jenseits der ersten Alphütte kam ein sehr unangenehmes Stück Weg. Es bestand aus stufenartigen Kuhtritten im glitschigen Lehmboden; dazwischen fußtiefe Löcher, vom Regen der Nacht mit Wasser gefüllt.

Die junge Halleinerin trug eine dunkelblaue Jacke mit weißer Seide gestickt, und einen kurzen schwarzen Baregerock; der breiträndige Strohhut und der lange Alpenstock vervollständigten das Anmuthige ihrer Erscheinung. Sie ging jetzt voran. Ich kenne vorzügliche Bergsteigerinnen; zwei davon haben den Montblanc bestiegen; und wenn die hier lebende Gräfin A. mich zuweilen auf einen ihrer Spaziergänge mitnimmt, so wendet sich mir das Herz im Leibe um, wenn ich sehe, wie sie nach Edelweiß die Felswände hinanklimmt. Doch muß ich sagen, nie habe ich auf einem schwierigen Alpenpfade mit so schwebender Anmuth und Leichtigkeit gehen sehen, wie die junge Dame aus Hallein that.

Aber die arme Wienerin! — Sie trug ein langes schweres Kleid, und an den leichten Schuhen recht hohe spitze Absätze. Jeden Augenblick steckten diese in dem zähen Erdboden fest; sie stolperte, und trat entweder in eine Pfütze, oder vorn auf ihr Kleid — und dann lag sie bautz auf der Nase. Und wie sah sie zuletzt aus! Endlich setzte sie sich erschöpft nieder — aber mit dem besten Erfolge; denn als sie wieder aufstand, war wenigstens die Uebereinstimmung zwischen den Flecken vorn im Kleide und auf der Rückseite glänzend hergestellt.

Die letzte Strecke des Aufsteiges ist steil und beschwerlich. Die Wienerin vergoß noch manchen Schweißtropfen, entwickelte aber eine immer steigende gute Laune. Endlich, nach fast vierstündigem Marsche, erreichen wir den felsigen Grat des schmalen Ausläufers, der von der Hauptmasse des Hohen Göll weit vortritt, und gemeinschaftlich mit dem gegenüberliegenden Ausläufer, dem Hohen Brett, die gigantische Umrahmung des tief unten liegenden Thalkessels der Scharitzkehlalp bildet. Der Absturz ist fast überall völlig senkrecht; unten mildert er sich und trägt schönen Wald.

O, kommen Sie hierher auf diesen Austritt! rief die Jüngere.

Herr S. stutzte; der schmale Weg lief gar zu nahe am Abgrunde hin. Leichtfüßig sprang die junge Dame vor, stellte sich mitten auf die gefährliche Stelle hart an den Absturz, ergriff mit der Linken den Alpenstab der schon hinübergegangenen Freundin, streckte mir den ihrigen hin und bildete so ein festes Geländer, vermittels dessen Herr S. die schlimme Stelle glücklich überschritt.

Noch eine kurze Strecke über den scharfen Grat, und wir standen am Kreuz des Göhlsteins. Die Rundsicht war großartig. Im Osten leuchtete der große Gletscher des Dachsteins; weit dahinter tauchten noch hohe blaue Spitzen auf. Aus der Ebene im Norden winkte Salzburg mit dem weißen Schlosse herauf. Der Untersberg mit seinem schönen Marmorgestein lag dicht vor uns; an ihn reihten sich die Mühlsturzhörner, der Hochkalter und der doppelhäuptige Watzmann; gigantisch ragten der Hundstod und die Schönfeldspitze aus der Felsenwüste des Steinernen Meeres empor. Unten schimmerte grün der Königssee; zahlreiche Schifflein glitten über ihn dahin. Aber das interessanteste von allem war doch der furchtbare wohl 4000 Fuß hohe schroffe Absturz des Göll nach der frischen saftigen Scharitzkehlalp mit ihren beiden uns wohlbekannten Sennhütten.

Es war warm und windstill hier oben. Wir lagerten uns in der kleinen von der Natur gebildeten Schlucht neben dem Kreuze, und freuten uns der wohlverdienten Ruhe. Bisher war die Sache angenehm gewesen — nun wurde sie gemüthlich. Zuvörderst erfüllten wir die Pflicht der Höflichkeit, indem wir den Damen unsere Karten überreichten, und sie baten ihre Namen als Autographen in mein Notizbuch zu schreiben. So erfuhren wir, daß unsre Wandergenossinnen Mina Edle von G. aus Wien und Fräulein Therese H. aus Hallein waren. Jedenfalls befanden wir uns alle in guter Gesellschaft. Es ward beschlossen das glückliche Ereigniß unseres Zusammentreffens sofort durch gemeinschaftliches Frühstücken zu feiern. Die Damen waren vortrefflich versehen, denn ohne das thät's der Oesterreicher nicht; den Vogel schoß aber dennoch Herr S. mit einer Flasche ausgezeichneten Rheinweines aus seinem eignen Weinberge ab.

Natürlich herrschte bald die fröhlichste Stimmung. Auf einem einsamen Felsen von 5500 Fuß Höhe kommt man einander rasch näher. Die beiden Damen waren von Natur liebenswürdig, und wir gaben uns Mühe es gleichfalls zu sein. Die während des Aufstieges sehr abgerissen gebliebene Unterhaltung kam bald in Fluß. Die Edle fesselte uns durch ihre Gewandtheit in Sprachen, und fast mehr noch dadurch daß sie durchblicken ließ, sie lebe in Wien in fast fürstlichen Verhältnissen. Aber bald flüsterte Herr S. mir boshaft ins Ohr: Also Gouvernante! — Fräulein Therese war viel bescheidener; aber sie hatte den Reiz der ersten Jugend voraus; das ist auch etwas werth. Und was ein Paar Muschelschalen

voll feurigen Weines zur rechten Zeit thun, das ist mir an dem Tage recht klar geworden.

Der Norddeutsche ist dem Oesterreicher schon durch seinen Dialekt etwas unbehaglich. Aber die Edle erklärte, sie liebe sehr diesen zu hören; sie verstehe auch ihn zu sprechen. Der Versuch rief zwar ein schallendes Gelächter hervor; doch klang aus ihrer ganzen Art und Weise deutlich heraus, daß sie es vollständig mit uns aufnehmen konnte, und daß im Grunde sie sich weit mehr über uns lustig machte, als wir uns über sie.

Fräulein Therese hatte sich malerisch am Abhange hingelagert und streckte den linken Fuß vor. Ich fühlte ein dringendes Bedürfnis ihr etwas angenehmes zu sagen — hier konnte ich anknüpfen. Ihre starken Bergstiefel, welche der Kleinheit und Zierlichkeit des Fußes durchaus keinen Abbruch thaten, hatten schon während des Aufstieges meine größte Hochachtung erregt. Ich lieh meinen Empfindungen Worte.

Ich muß wohl eine praktische Beschuhung tragen, erwiederte sie. Mein Onkel, ein pensionirter Kaiserlicher Rath, lebt seit zwei Jahren in Hallein, und hat mich zu sich genommen. Er ist ein leidenschaftlicher Bergsteiger, und dabei Geologe und Botaniker. Ich muß ihn begleiten, und wenn es noch so hoch hinauf geht. Auf dem Watzmann, dem Hundstod, dem Hochkönig — überall bin ich gewesen, und im Herbst soll es noch auf den Dachstein gehen. Ich wäre ja verloren ohne solche Schuhe. Wollen Sie einmal sehen, wie ich eigentlich aussehe?

Das wird mir eine besondere Freude sein, entgegnete ich, obgleich ich durchaus nicht begriff, wo das hinaus wollte.

Das junge Mädchen verschwand hinter dem Felsen und kehrte gleich darauf zurück. Allerdings jetzt war sie noch viel reizender. Sie hatte den Baregerock abgeworfen, und erschien in weiten, blauen, in die Stiefel gesteckten Beinkleidern, welche gleichfalls mit weißer Seide verziert waren. Es war wirklich eine Freude sie zu sehen.

Sehen Sie, das verlangt mein Onkel; es würde ohne das auch gar nicht gehen. Da ist z. B. am Hundstod ein Kamin, (Sie wissen doch, was das ist?) in dem bliebe ich mit meinem gewöhnlichen Rocke gradezu stecken. Den Baregerock werfe ich mir über, so lange ich durch den Ort gehe, damit mir die Jungen nicht nachlaufen; dann wird er in den Riemen geschnallt; er wiegt fast nichts.

Ausgezeichnet, Fräulein Therese! — wie schade daß kein Photograph hier ist! Wären doch alle Damen so klug sich so zu kleiden!

Um Gotteswillen! rief Herr S., das wäre ja entsetzlich — wie würden da die meisten aussehen! Wozu auch? — welche Dame steigt denn auf den Hundstod!

Leider keine, außer Fräulein Therese und Gräfin A. rief ich.

Gottlob! rief Herr S. — ich würde meiner Frau schön die Woche ansagen, wollte sie auf den Hundstod steigen.

Sie haben ganz Recht, Herr S., sprach die Edle; das weibliche Geschlecht gehört nicht auf den Hundstod — ich verspreche Ihnen ganz fest, ich werde nie hinaufsteigen.

Wie Sie wollen, Fräulein von G., besänftigte ich — ich werde aber versuchen mit Fräulein Therese hier weiter auf dem Grat vorzudringen; vielleicht gelangen wir bis an den Göll selbst. Sind wir in einer Stunde nicht zurück, so suchen Sie uns unten im Abgrunde.

(Schluß folgt.)

Augengesundes Papier.

Friedrichsroda, 6. August 1886.

Verehrte Redaction!

Gestatten Sie, daß ich in ungeordneter Fassung, wie Zeit und Ort es im Bade mit sich bringen, Ihnen einen Gedanken mittheile, der sich vielleicht für Ihr gemeinnütziges Wochenblatt eignen möchte.

Augenleiden jeder Art nehmen in erschreckender Weise überhand und werden erblich, so daß demnächst Säuglinge Brillen tragen.

Ein namhafter Theil möchte zurückzuführen sein auf den grellen Abstich der geschriebenen und gedruckten schwarzen Buchstaben von dem weißen Papier, welche die Sehnerven über Gebühr, über Noth, zuletzt zur Krankheit reizt.

Die Wirkung wird geschärft, wenn andauernd, in ungünstiger Haltung oder Beleuchtung geschrieben oder gelesen werden muß, und pflanzt sich in schädlichster Weise auf das Gehirn fort.

Es wäre in einfacher und wenig kostspieliger Weise zu helfen, wenn Druck- und Schreib-Papier, anstatt weiß, grau zur Verwendung käme, etwa wie das Papier meiner heutigen Epistel, dessen Farbe ich als Wohlthat längst erprobt habe. Bei A B C-Büchern dürfte es ja weniger fein sein.

Damit die Herren Augenärzte und Brillenverkäufer keinen Groll auf mich werfen, unterzeichne ich mit besonderer Verehrung, aber namenlos,

Ihr ergebener Diener
N. N.

Das verbesserte Wirthshaus.

Die Kneipe ist die schlimmste Feindin des thätigen Idealismus. Die edelste Begeisterung im Herzen, himmelanfliegende Pläne im Schatze der Phantasie, so geräth der Jüngling in ihren Bann, und unter den guten Freunden am Stammtisch, bei Skat und Commentübung in den qualmigen Stuben, bei Kneipenlied und Kneipenwitz, langsam, langsam verwandelt er sich in das Gegentheil von dem was er hat werden wollen. Die Ideale verfliegen, eins nach dem anderen, die guten Regungen ersticken und werden mit Hohn und Spott begraben, das Interesse an Fortschritt und Wohlfahrt der Menschheit erlahmt, das Streben nach Erkenntnis schläft ein, nachdem die Erkenntnis erreicht ist, daß das Bier, das nicht getrunken wird, seinen Beruf verfehlt hat. Und was wird aus dem Jüngling, der ein Führer zum „besseren Lande“ hätte werden können? Ein Mann der stets zu treffen ist beim Frühschoppen, Kaffeeklatsch, und Abends im Club, der für die weinende Mutter, die betrogene Gattin nur gutmüthigen Spott übrig hat, der sich lachend hinwegsetzt über den Ruin vertrauender Geschöpfe, der die Annehmlichkeiten der modernen Cultur, die Früchte tausendfältiger Anstrengung genießt, ohne sie mit eigner Arbeit zu bezahlen. Kein Genosse ist gefährlicher als der Schmarotzer, nichts hält die Menschheit auf ihrem Wege zu besseren Zuständen mehr auf, als die Faulheit derjenigen die den Lohn beanspruchen und die Mühe anderen zuweisen, — und die fruchtbarste Pflanzstätte dieses Schmarotzerthums ist die Kneipe.

Alle Freunde des Fortschritts müssen daher den Männern und Frauen dankbar sein, die den Kampf wider die Kneipe aufgenommen haben; den deutschen besonders, denn in Deutschland liegen die Schäden des Wirthshauslebens nicht so klar am Tage wie in England und Amerika, und sie können nicht zu so einfachen und radicalen Mitteln greifen wie die Mäßigkeitsfreunde jenseit des Meeres. Der deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke ist gewiß auf dem rechten Wege, wenn er trachtet die Schnapsläden durch Kaffeeschenken zu ersetzen, aber dieses Vorgehen allein genügt natürlich nicht, um den Alkoholismus auszurotten, und den Leitern des Vereins wird es nur lieb sein, wenn recht weite Kreise ergriffen werden von der Erörterung der besten anderweitigen Waffen im Kampfe gegen die Kneipe. Die deutsche Mäßigkeitsbewegung hat erst angefangen; in weite Schichten des Volkes ist sie noch nicht überall gedrungen. Je mannigfacher ihre Ausgangspunkte und ihre Aufgaben werden, desto mehr Anhänger wird sie gewinnen; die Menschen sind so verschieden und die Veranlassungen zum Trinken so mannigfach, daß die Bewegung zu hundert Heilmitteln greifen müssen wird, will sie anders in allen Schichten der Bevölkerung wirksam sein.

Zu der wirksamsten Waffe der englisch redenden Temperenzler, dem Gelübde der Enthaltsamkeit, hat man in Deutschland nicht greifen wollen, und mit Recht. Das deutsche Wirthshaus mit all seinen Mängeln steht hoch über dem englischen Public-house; das deutsche Bier ist viel harmloser als die englischen Getränke; in England hat das Gelübde ungeheueren Segen gestiftet — ich erinnere nur daran daß im letzten Jahre 14 ℳ Alkoholsteuer auf den Kopf der Bevölkerung kamen statt 19 ℳ wie 1875/76 — aber in Deutschland würden sich wenige bereit finden, sich zu einer lebenslänglichen Enthaltsamkeit von geistigen Getränken zu verpflichten. Auch hat es sein bedenkliches, Leute zur Uebernahme solcher Verpflichtungen zu überreden; namentlich kann ich mich nicht damit befreunden, daß man in den Bands of Hope unreifen Kindern solche freiheitraubenden Versprechen abnimmt. Aber ich muß doch wiederholen, daß auf diesem Wege die schönsten Erfolge erreicht werden. Vielleicht sollte doch der Versuch gemacht werden, die englische Kampfweise ins Deutsche zu übersetzen: die Uebernahme und Erfüllung einer solchen Verpflichtung erhebt den Menschen auf eine höhere sittliche Stufe und verschafft ihm durch die Ersparnis an Zeit und Geld auch einen merklichen äußeren Nutzen. Doch dürften wir in Deutschland nicht vollständige Enthaltsamkeit verlangen: es würde genügen, wenn wir uns verpflichteten die gleiche Summe für wohlthätige Zwecke als Buße abzuliefern, die wir für berauschende Getränke ausgegeben haben. Mit unseren Anschauungen über Gewissenszwang ließen sich Gelübde in Einklang bringen, die höchstens für ein Jahr gethan würden, an einem bestimmten Tage im Jahre wieder erneuert werden müßten.*) Solch eine gemeinschaftliche Erneuerung des Mäßigkeitsgelübdes wäre das schönste Fest, das ich mir vorstellen könnte. Die von Lahr und Magdeburg aus begründeten Fechtbrüderschaften für Reichswaisenhäuser haben soviel freudige Theilnahme in den weitesten Kreisen erweckt: sollte nicht ein Verein gleiche Erfolge haben, der den Grundsatz aufstellte, daß wir den Armen und Unglücklichen mindestens ebensoviel schuldig sind als wir unserer Kehle opfern?

Eine andere Bestrebung der englischen und amerikanischen Temperenzler richtet sich auf gänzliche Schließung der Wirthshäuser. Soweit dürfen wir wieder nicht gehen. Wir können ohne die Wirthshäuser nicht auskommen; wir brauchen sie des gesellschaftlichen und freundlichen Verkehrs halber; wir brauchen sie als Heimstätten für viele die sonst nirgends eine Stätte wüßten, wo man sie willkommen heißt. Die Geselligkeitsabende in den Familien kommen immer mehr aus der Mode, die Anspruchslosigkeit des vorigen Jahrhunderts ist längst aufgegeben; man hat sich so lange an Kostenaufwand überboten, bis man an die letzte Grenze gekommen ist. So geht man jetzt lieber zum Wirthshaus, zumal man da öffentlich so thun darf, als ob man eigentlich besseren Kaffee und besseren Wein gewöhnt wäre. Und wo sollten unsere akademisch gebildeten Leute zwischen 20 und 30 Jahren ihre Abende anders verbringen als im Wirthshaus? Sind wir doch in unserer Cultur schon soweit gekommen, daß der Jurist, der Gymnasiallehrer und mancher andere sich erst eine Häuslichkeit gründen können, wenn der Mondschein melancholisch durch die schwachen Lockenreste schimmert, und man schon halb und halb für ein häusliches Leben verdorben ist.

Ein verbessertes Wirthshaus thut uns noth für die anhangslosen Junggesellen, für Feste, für Gesellschaften und Vereine, und es ist Sache der Behörden und gemeinnütziger Vereinigungen, diese Reform in die Hand zu nehmen. Die Polizei hat bis jetzt ihre Schuldigkeit nicht gethan; ihre Beamten stehen selten auf der geistigen und gesellschaftlichen Höhe, die man von Ueberwachern unseres öffentlichen Lebens erwarten dürfte. Das ist nicht die Schuld der Polizei, sondern des Publicums, das ihnen so kargen Gehalt bewilligt und sie auf Trinkgelder bedenklicher Herkunft verweist. Die Polizeistunde ist nicht überall eingeführt, und wo sie besteht, wird sie gewöhnlich lax gehandhabt; an eine Polizeistunde für den Vormittag hat man noch gar nicht gedacht, grade als ob es nöthig wäre, daß schon vor 10 Uhr Spirituosen verschenkt werden und Betrunkene in den Straßen herumtaumeln. Die Concessionen sind, namentlich in den siebziger Jahren, mit der größten Leichtfertigkeit vergeben worden, denn wenn die Behörden die gesetzlichen Bestimmungen ernst genommen hätten, so dürften jetzt keine Kneipen bestehen, in denen Völlerei oder Unrecht zu Hause ist. Das Recht der Concessions-Entziehung wird höchst selten ausgeübt, und die Behörden scheinen von dem unsittlichen Treiben in so vielen Kneipen nichts zu erfahren. Auch unter den jetzigen Bestimmungen sollte die Polizei es den Wirthen unmöglich machen die Völlerei zu befördern; es sollte z. B. als ein hinreichender Grund zur Concessionsentziehung angesehen werden, wenn Wirthe ihren Gästen, besonders jüngeren Personen, größere Summen für Getränke creditiren. Ich hörte neulich von einem sehr jungen Studirenden, der einem Wirthe mit 500 ℳ Kneipschulden durchgegangen war, alle Welt schimpfte auf den leichtsinnigen Menschen, die guten Philister bedauerten den Wirth und wunderten sich sehr, als Einer meinte, der Geprellte verdiene 500 ℳ Strafe obendrein, und die Polizeibehörde, die ihn im Besitz der Concession lasse, eine deutliche Belehrung über ihre Pflichten.

Von dem folgenden Vorschlage erwarte ich viel gutes. Ich möchte praktischen Reformern empfehlen ihn zu verwirklichen, und wenn der Versuch gelingt, die Aufmerksamkeit unserer Gesetzgeber darauf lenken. Die Wirthe sollten von ihren Gästen ein Platzgeld oder Stundengeld erheben. Etwa für 5 oder 10 oder 20 ₰ die Stunde, je nach der Vornehmheit des Locals, sollte man das Recht haben an den Annehmlichkeiten der Wirthsstube theilzunehmen, ohne eine moralische Verpflichtung zum Essen und Trinken verspüren zu müssen. Daß man im Wirthshaus immer ein Getränk vor sich haben muß, gehört zu den modernen Selbstverständlichkeiten, die ganz unverständlich sind. Wir gehen oft hinein nicht weil, sondern obgleich man dort Bier trinkt; wir gehen hinein um auszuruhen, um im warmen Zimmer zu sein, um Gesellschaft zu finden, um die Zeitung zu lesen, um Karten zu spielen. Das alles kostet unsinniger Weise kein Geld, obwohl doch der Wirth für Miethe, Zimmerschmuck, Licht, Heizung, Zeitungen u. s. f. beträchtliche Ausgaben hat. Folglich(!) muß man durstig sein, und zwar in einem Maße wie man es zu Hause nie sein würde, sonst betrügt man den Wirth und schindet Local in unanständiger Weise. Wenn man den Unsinn nicht alle Tage mitmachte, möchte man ihn nicht für möglich halten: weil der Wirth am Local zusetzt, am Essen wenig verdient, deshalb müssen wir uns das Bedürfnis nach Alkohol angewöhnen, deshalb müssen die Charakterschwachen zu Sklaven des Weines oder Bieres oder Schnapses werden! Den Wirthen könnte es doch recht sein, wenn sie ihre Wohnungsausgaben durch das Platzgeld oder Abonnement der Gäste reichlich ersetzt bekämen. Sie würden achtbarer und redlicher werden, wenn sie nicht vom halben Laster zu leben brauchten. Und vernünftigen Gästen wird es auch nur angenehm sein, wenn sie die altdeutsche Zimmereinrichtung nicht durch Biertrinken zu bezahlen brauchen, wenn sie nicht mehr trinken müssen als sie mögen, und nicht mehr für die Getränke zahlen müssen als sie werth sind. Wenn man den Wirthen Stundengeld gibt, kann man auch wohl höhere Anforderungen an sie stellen; dann kann man erwarten, daß sie auf jedem Tische eine Flasche klaren guten frischen Trinkwassers haben, daß sie stets nicht-alkoholische Getränke bereit haben, daß sie ebensowohl Räumlichkeiten für Nichtraucher haben wie für Raucher, daß die Zimmer den Ansprüchen der Gesundheitslehre gerecht werden. Dann wird man mit besserem Gewissen Frauen und Kinder in das Wirthshaus mitnehmen dürfen, dann wird ein reiner und gesunder Ton in die Stätten einkehren, wo jetzt die Zote und moralische Schlaffheit wohnen.

*) Also wie im Schweizerischen Mäßigkeitsverein zum Blauen Kreuz! D. H.

Das ist ein Ziel, fleißiger Erwägung und kräftiger Anstrengung werth: die gegenwärtige Kneipe zu verwandeln in ein Rast- und Gasthaus edelster Art, in eine gesunde und behagliche Heimstätte für Müde und Einsame, Hungrige und Durstige, Biertrinker und Wassertrinker, Männer und Frauen, Lehrende und Strebende. „Führe uns nicht in Versuchung" beten wir zu Gott, und als Gottes Knechte, oder was dasselbe ist, als Diener der Armen und Schwachen bekämpfen wir die Versuchung, wo sie uns und unsere schwächeren Brüder zu Laster und Elend lockt.

Mittweida. Dr. W. Bode.

Schwarz geränderte Briefe.

Folgender Vorfall gab mir zu denken. Ein junges Mädchen, das mit einer etwas leidenden älteren Verwandten im Seebad ist, nimmt in Abwesenheit der letzteren einen für diese bestimmten schwarz geränderten Brief in Empfang. Der Poststempel zeigt ihr, daß der Brief aus einem weit entfernten Orte kommt, wo die Schwester ihrer Tante mit einer brustkranken Freundin Sommerfrische hält. Die letzten Nachrichten daher sind keineswegs günstige gewesen. Dem jungen Mädchen, welches den Brief annimmt, sind die Handschriften der beiden Damen nicht bekannt, sie erinnert sich aber, daß ihre Tante von daher bis jetzt keine Briefe mit Trauerrand bekommen hat, und vermuthet halbwegs, daß eine Todesanzeige darin sein wird. Jetzt kommt die Tante unmittelbar vor der Mittagstafel von einem Ausgange zurück und sagt, ins Zimmer tretend, mit großer Befriedigung: Heute habe ich endlich einmal wirklichen Hunger und freue mich aufs Essen! Die Nichte denkt: So will ich ihr den Brief lieber erst am Nachmittag geben, damit dieser kleine Fortschritt im Befinden durch eine schlechte Nachricht nicht gleich wieder in Frage gestellt werde. Bei der Mittagstafel wird, auch infolge des gehobenen Befindens der Tante, mit anderen Tischgästen ein schon länger geplanter Ausflug zu Wagen verabredet, der gleich nach Tische angetreten werden soll. Wieder fühlt das junge Mädchen nach ihrem schwarzgeränderten Brief in der Tasche und fragt sich: Ist es nun richtiger, mit der vermutheten Trauerbotschaft jetzt herauszurücken oder sie bis zum Abend aufzusparen? Zweierlei bestimmt sie zu dem letzteren Verfahren: der Gedanke, daß die Schwester den Tod der gemeinsamen Freundin, wenn er plötzlich eingetreten sein sollte, vielleicht grade nicht in einem sich äußerlich als unheilbringend verrathenden Briefe anzeigen würde, und die weitere Erwägung, daß im schlimmsten Fall bei der großen Entfernung ein Aufschub von ein paar Stunden gar keine praktische Bedeutung haben kann. Die Ausfahrt geht vor sich, zum lebhaftesten Vergnügen aller Theilnehmer, ausgenommen der armen Nichte, die sich den ganzen Nachmittag des Gedankens an das was der Abend bringen wird, und ob sie recht gethan, nicht entschlagen kann. Mit Thränen in den Augen legt sie endlich bei der Nachhausekunft ihr Geständnis ab; der Brief wird geöffnet — und es ergibt sich, daß er von der sich erheblich besser fühlenden Freundin selber ist, die, weil sie vor längerer Zeit einmal einen Todesfall in ihrer Familie erfahren hat, es angemessen findet, alle ihre Briefe äußerlich unter Trauerflagge segeln zu lassen.

War in diesem Falle nichts schlimmeres die Folge, als daß einem rücksichtsvollen Menschen ein vergnügter Nachmittag verdorben wurde, so läßt sich doch leicht denken, daß Trauerbriefe, die inhaltlich keine sind, ganz umsonst auch einen stärkeren Schrecken einjagen können. Jedenfalls aber ist kein vernünftiger Zweck dabei abzusehen, wenn jemand auf Jahre hinaus für seinen Briefwechsel schwarzgerändertes Papier verwendet, weil einmal einer von den Seinigen gestorben ist. Die Trauerkleidung der Person ist etwas ganz anderes. Man greift, von einem Todesfall heimgesucht, nach alter fest eingewurzelter Sitte zu Kleidern von einer Farbe, welche zu der dadurch hervorgerufenen Gemüthsstimmung paßt wie das Schwarz unserer Trauermode, und behält diese Farbe mit allmählichen Uebergängen zu der gewöhnlichen Tracht bei, etwa so lange, wie nach allgemeiner Annahme Trauer oder ernste Wehmuth die herrschende Stimmung bleiben, — vielleicht recht oft viel länger. Daß aber der sinnbildliche Ausdruck der Stimmung durch dies Schwarz nicht der einzige Sinn der Trauerkleidung sein kann, erhellt schon daraus, daß bei gewissen Völkern Weiß, Blau, sogar Scharlachroth als Trauerfarben gelten. Sondern die einmal hergebrachte Trauerkleidung soll, wie Rudolf von Jhering in einer scharfsinnigen Untersuchung nachweist, den vom Todesleid Heimgesuchten mit einer Art Schutz umgeben, damit auch der Gleichgiltige, der nicht von seinem Verlust Wissende verschiedene Rücksichten nehme, ohne daß jener genöthigt sei, jeden der mit ihm redet, immer erst auf seine Lage aufmerksam zu machen. Wenn mir eine völlig schwarzgekleidete Dame, ein Herr mit tiefem Trauerflor um Hut und Arm vorgestellt wird, so werde ich sie nicht fragen, ob sie den letzten Aufführungen in Bayreuth beigewohnt haben oder ob sie sich an einer Vergnügungsfahrt nach Helgoland betheiligen werden. Aber für Briefe, die monate- und jahrelang nach dem traurigen Ereignis geschreiben werden, hat das doch eigentlich keinen Sinn. Der erste, der die gedruckte Nachricht bringt, wie diejenige Nummer einer Zeitung, welche die Kunde eines allgemein beklagten Ereignisses enthält, mag sich immerhin gleich von außen als ein Trauerbote darstellen, das wird eine Art schneller Vorbereitung sein und zu der Stimmung passen, die er erregt. Aber soll ich beim Empfang eines Briefes ein wehmüthiges Gesicht aufsetzen, weil der Schreiber (sagen wir, um gerecht zu sein, die Schreiberin) vor einem Jahre einen Vetter verloren hat, dessen Verlust vielleicht nicht einmal von ihr, geschweige denn von mir schmerzhaft empfunden wurde? **M. L.**

Beste Bücher.

IX.

Sehr geehrte Frau!

Gestatten Sie mir gütigst, das Verzeichnis guter, lesbarer und den Modegeschmack überdauernder Bücher, das gleichsam aus der „Erfahrung des Lebens" heraus durch viele Leser in Ihr Blatt zusammengetragen wird, um ein Werk zu vermehren, das meines Wissens noch von niemand erwähnt ist:

Die Mozart-Biographie von Meinardus (Berlin bei Guttentag.)

Es muß eigentlich Wunder nehmen, daß dieses vor ungefähr drei Jahren erschienene Werk nicht wie die Richter'sche Selbstbiographie schon mehrere Auflagen erlebt hat. Vielleicht liegt der Grund darin, daß das größere gebildete Publicum gegen Musikerbiographien eine allerdings nicht ganz ungerechtfertigte Abneigung hat. Entweder ist die Darstellung ungeschichtlich, sentimental, romanhaft in der Weise der Heribert Rau und Elise Polko, oder durchsetzt mit nur dem Fachmann verständlichen musiktechnischen Erörterungen. Daß letzteres in dem Werke des als Componisten ernster Richtung bekannten Meinardus nicht der Fall ist, werden die wenigsten ahnen.

Freiherr von Liliencron, der das Buch der Beachtung weiterer Lebenskreise in dem „Deutschen Litteraturblatt" (1885 Nr. 35) empfiehlt, rühmt diese Biographie als „ein geschlossenes, abgerundetes Kunstwerk, welches das Interesse des Lesers von Anfang an in spannender Weise fesselt; dann aber, wo sie auf die Höhe und zum tragischen Ausgang kommt, auf das tiefste ergreift und rührt. In den Capiteln „Am häuslichen Herd" und „Auf der Höhe" gibt der Biograph ein Bild des Menschen, seines Lebens, auch seiner vielfach ungerecht beurtheilten Constanze, das in Wahrheit ein biographisches Meisterstück zu nennen ist und dem um so höherer Werth innewohnt, weil es bis ins kleinste aus sicher und kritisch beglaubigtem Material zusammengesetzt ist; dem Inhalt nach ein mit genauester Sorgfalt und Mühe gefügtes Mosaik, aber zur anmuthigsten Gesammtwirkung verschmolzen."

Diesen treffenden Worten eines sachverständigen Beurtheilers füge ich noch hinzu, daß der „Mozart" von Meinardus nicht bloß für „musikalische" Leser, sondern ein echtes Haus- und Familienbuch ist, das allen Freunden einer Geist und Herz erquickenden Lektüre nicht warm genug empfohlen werden kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
Elberfeld. Bernh. Hartmann.

Bücher und Schriften.

Professor Dr. Fr. Esmarch hat in Buchform eine Reihe von Samariter-Briefen veröffentlicht, welche zuerst in Schorer's Familienblatt erschienen sind. Sie haben den Zweck, die vielverbreiteten und namentlich von ärztlicher Seite gehegten Vorurtheile gegen die Samariter-Sache zu beleuchten und thun das in ebenso maßvoller wie durchschlagender Weise. Was die Samariter-Vereine wollen und leisten, ist darin gemeinverständlich dargelegt, durch viele aus dem Leben gegriffene Beispiele veranschaulicht und mit Hilfe zahlreicher Abbildungen dem Verständnis noch näher gerückt. (Kiel, Lipsius und Tischer.)

Allerlei Gemeinnütziges.

Die Bremer Sparcasse macht ein neues Verzeichnis ihrer Sparmarken-Verkaufsstellen bekannt. Es sind 111 in der Stadt, 34 auf dem Lande, d. h. im Bremer Landgebiet, unter den letzteren aber bemerkenswertherweise 16 Lehrer, und das meistens Schulvorsteher. Bei geschickter und geduldiger Behandlung der Sache ist es also vollkommen möglich, die Lehrer in größerer Zahl zur Mitwirkung zu gewinnen. Und wie wichtig ist das für die Erziehung der Jugend zur Sparsamkeit!

In Frankfurt am Main hat sich eine Hausgenossenschaft von zehn Arbeitern gebildet, die ein großes, außer dem Erdgeschoß vier Stockwerk hohes Haus zu getheiltem Eigenthum erbauten. Jede der zehn Wohnungen besteht aus drei Zimmern, Alkoven, Küche und Speicherantheil. Das Ganze kostet 43 000 ℳ, verzinst sich aber wie ein halbmal größeres. Eine Hypothekenbank hat die Baukosten von 33 000 ℳ vorgestreckt und läßt, nachdem jeder Theilhaber 1000 ℳ eingezahlt hatte, das mit 4 pCt. zu verzinsende Capital innerhalb der Tilgungsfrist unkündbar stehen. Die Miethpreise sind natürlich verschieden, deren Durchschnitt beträgt aber 250 ℳ jährlich, also dem Miethpreis elender Spelunken entsprechend. Alle Monate wird das erforderliche gemeinsam berathen und durch Mehrheitsbeschluß entschieden. Gegen etwaige Pflichtvergessenheiten hat man strenge Statuten aufgestellt und hofft die bisher noch nicht gestörte Eintracht auch fernerhin zu erhalten. Dieser gute Erfolg hat denn auch drei andere Hausgenossenschaften zusammengeführt, die bereits Bauplätze erworben haben, um ähnliche Häuser aufzuführen.

Titelsucht. In einer Verlobungs-Anzeige stand neulich zu lesen: „Freiherr v. E...., Leutnant a. D. und General-vertreter." Ein Leutnant und General-Vertreter! das pflegen doch sonst nur Obersten zu sein. Aber der Herr Baron ist am Ende irgend jemandes allgemeiner Vertreter, und um daraus einen schmückenden Titel zu schnitzen, übersetzt er seine „Allgemeinheit" in das prunkende Fremdwort. Ist es nicht abgeschmackt?

Der Central-Vorstand deutscher Arbeiter-Colonien hat in Gemeinschaft mit dem neubegründeten Deutschen Herbergsverein beschlossen, für die Einführung eines Wanderbuchs und eines Wanderscheins einzutreten. Besonders der Wanderschein, meint Graf von Zieten-Schwerin in dem Bericht des Brandenburgischen Anti-Vagabunden-Vereins, werde sich hoffentlich bald als praktisch bewähren. Die Landräthe im Regierungs-Bezirk Potsdam haben bereits am 5. April beschlossen, vom 1. August ab in ihren Verpflegungs-Stationen den Wanderschein einzuführen bezw. zu verlangen, und die Landräthe des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O. werden nachfolgen. Wer von besagtem Tage ab den Wanderschein oder ein besseres Legitimationspapier nicht hat, dem wird besonders scharf auf den Zahn gefühlt, ob er nicht ein Vagabund ist. Zur Erwerbung eines Wanderscheins, der etwa 4 ₰ kostet, muß der Wanderer, welcher einen solchen Schein noch nicht besitzt, eine einstündige Arbeit verrichten. Aber auch die Wanderer, welche im übrigen gute Papiere haben, werden sich gern einen Wanderschein erwerben, damit ihre Papiere nicht durch die Stationsstempel verdorben werden. Letztere werden auf 100 dazu bestimmte, fortlaufend nummerirte Felder des Wanderscheins gedruckt, sodaß in den Stationen gleichzeitig leicht zu controliren ist, ob und wo der Wanderer Stationen überschlagen oder sich im Zirkel herum bewegt hat, um danach zu beurtheilen, ob er etwa gebettelt und vagabundirt hat.

Einladung und Bitte.

Am 20. September soll in Stuttgart, unter noch zu bestimmendem Namen, ein deutscher Verein für Handfertigkeits-Unterricht oder erziehliche Knaben-Handarbeit begründet werden, das bisher wirkende deutsche Centralcomite kräftiger und besser ausgestattet zu ersetzen. Nicht Alle, die es wohl wünschten, werden dabei sein können; auch nicht an Alle mag vorher schon ein Anlaß gelangen, ihren Eintritt und Beitrag (von 2 ℳ aufwärts) zu erklären. Ich darf aber doch wohl annehmen, daß von den Lesern dieses Blattes, das der Bewegung seit fünf Jahren als anerkannter Helfer dient, einige auf alle Fälle hin geneigt sein werden sich mitthätig oder mindestens mitopfernd anzuschließen. Wüßten wir von ihnen schon am 20. September, so würde das den Anwesenden zur Ermuthigung gereichen, — ein leichter, aber schätzenswerther und geschätzter Dienst, den sie der Sache erwiesen! Denn die bloß vermuthete Sympathie kann wegen der Unsicherheit ihrer Abschätzung zuweit vorlocken oder dahintenlassen, — die bekundete und bethätigte hebt empor über ein Zagen, das vor einem weitaussehenden Unternehmen auch den Muthigen jeweils befällt.

Ich bitte daher Freunde der Sache, die nicht unmittelbar mitwirken oder dabeisein können, aber beizutreten vorhaben, mir hiervon thunlichst bald gütige Kunde zukommen lassen zu wollen.

A. Lammers.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 37. Sonntag, 12. September. 1886.

Wetter-Anpassung.

Wenn wir den Anfang der heißen Zeit als die geeignetste für ein Ausspannung ermüdeter Geistesarbeiter empfehlen, damit Hitze zur Anstrengung kommend die Nerven nicht vollends ruinire, so begegnet uns ein Einwand von einem gewissen Schein. Ja, heißt es, dann trifft man ja aber mit der erlangten Frische mitten in die Hundstage und kann sie gar nicht recht genießen! wieviel besser, wenn wir sie unversehrt in den Winter bringen!

Dieser Vorstellung dürfte ein ähnlicher Irrthum über die Vorgänge im Innersten des menschlichen Wohlbefindens zu Grunde liegen, wie der welcher zum Rausche treibt. Man möchte sich für Augenblicke noch wohler befinden als wohl, und setzt darüber aufs Spiel, was dauerndes, immerwährendes Wohlbefinden verbürgt. Man möchte seine Kraft einmal recht genießen, und gefährdet damit ihre regelmäßige volle Empfindung und Uebung, die das Wesen des Glückes ist. Man gleicht auf einem anderen, höheren Puncte des Menschendaseins jenen Wilden, welche ihre ganze Jagdbeute auf einmal verzehren, bis im Schlund und Magen nichts mehr hineingeht, und dann dafür kläglich hungern, solange ihnen nicht neue Thiere ins Garn oder vor die Büchse laufen.

Ein ausgeruhtes, erfrischtes Gehirn verträgt Hitze neben einer nicht allzu weit getriebenen Arbeit vollkommen gut, und jedenfalls ungleich besser als ein schon den langen Winter hindurch grausam abgearbeitetes. Dieses letztere kann durch das Weiterquälen in ungewöhnlicher und andauernder Wärme so herunterkommen, daß die Erholung nachher viel längere Zeit erfordert und die Wiederaufnahme der Arbeit unabsehbar hinausschiebt. Warum sollte es jenem dagegen mislingen, sich durch die Hundstage hindurch ungeschwächt für die volle Arbeit des Winters zu bewahren?

Allerdings darf man sich nicht gleich nach der Ruhe ohne Uebergang in unausgesetzte anstrengendste Arbeit stürzen. Der Cur muß die Nachcur folgen, d. h. eine allmähliche Wiedergewöhnung an strengen und schöpferischen Hirngebrauch, zumal wenn eine Temperatur fortdauert, welche den Nerven ohnehin schon zusetzt.

Empfindet nicht Jeder, der aus frischer Nordseeluft oder von hohen Bergen in die dumpfen Straßen der Stadt heimkehrt, die sonst so gewohnte Atmosphäre tagelang drückend? Das sagt schon dem Gefühl, daß hier eine nicht ganz mühelose Wiederanpassung vor sich gehe, die die höchsten Anstrengungen des Körpers oder des Geistes gebieterisch ausschließt. Aber wenn der Wink der Natur achtsam befolgt wird, ist auch bald die alte Kraft vollkommen wieder da und hält nun länger als vor den Ferien aus.

Unserem Klima gemäß, sind wir besser auf Winterkälte eingerichtet als auf Sommerhitze. Diese kann Tage, auch wohl Wochen lang die Wärmegrade tropischer Länder erreichen, aber ohne daß wir wie deren Bewohner gerüstet wären mit allgegenwärtigem Schatten, leichter, luftiger Kleidung, völlig angemessener Zufuhr eß- und trinkbarer Dinge in den schwitzenden Körper. Je weniger die socialen Zustände solchen Ausnahme-Temperaturen des Hochsommers angepaßt sind und sein können, desto mehr müssen wir beflissen sein uns ihnen individuell und persönlich anzupassen. Mit anderen Worten: wir müssen vorsichtiger leben. Im Winter zieht man einen Rock mehr oder einen dickeren Ueberrock an und heizt etwas stärker ein, — das macht sich gewissermaßen von selbst. Die Uebergänge im Frühling und im Herbst zu bedenken treibt uns schon unsre angeborene deutsche Erkältungsscheu, wenn sie freilich auch durch ihr Uebermaß grade dahin führt, daß wir öfter als zuggewohnte Nachbarvölker uns wirklich „erkälten“, d. h. was man so nennt, und was in der Regel viel eher eine vermeidbare Erhitzung oder auch eine vielleicht unvermeidliche Verstaubung der Schleimhäute von Hals und Lunge ist. Aber im Sommer läßt man sich gern gehen. Die Hitze macht so gleichgiltig! Man läuft ins schattenlose Freie auch über Tag, wenn die Sonne mit senkrechter Gewalt vom blauen Himmel strahlt, man läßt nicht soviel mehr Bekleidung weg, wie dem Minderverlust an Wärme durch die Ausstrahlungen des Körpers entsprechen würde; man ißt ungefähr soviel, und darunter so viele wärmebildende Speisen, wie man bei Null oder bei zehn Grad Kälte thun würde, — und wenn dann infolge von alledem der unablässig erhitzte Körper endlos Wasser durch alle Poren treibt, bis der Durst gar nicht aufhört, so führt man ihm die Flüssigkeit nicht bloß in ihrer reinsten Gestalt wieder zu, sondern am liebsten in der Form jener alkoholischen Getränke, denen wir eine so unvernünftig blinde Vorliebe schenken.

Die ausgiebigste Hitze ist diesen Sommer in die Wochen gefallen, wo die Soldaten zu großen Manövern zusammengezogen werden. Folglich viele Hitzschläge, für deren Verhütung

alle möglichen Vorschläge und Ansprüche lautwerden, — die meisten einfach unerfüllbar, wenn das Deutsche Reich nicht darauf verzichten soll, sich seiner Feinde ohne die Greuel und Verwüstungen verhängnisvoller Kriege zu erwehren, nemlich durch den schreckenden Eindruck seiner nie abbrechenden höchsten Schlagfertigkeit. Der eine oder andere gute Rath aber trifft auch einmal auf den rechten Punct. So der eines freisinnigen und weitverbreiteten Berliner Blattes, das die Quartiergeber ermahnte, ihren militärischen Gästen nach dem Heimmarsch vor allem Ruhe zu gönnen und nicht soviel Getränke am Feierabend aufzunöthigen. Es ist eine blanke Thatsache, daß wer Abends zecht und sich wohl gar (was wir trinkverliebten Deutschen poetisch nennen:) ein bischen ansäuselt, andern Mittags dem Sonnenstich am hilflosesten ausgesetzt ist. Die armen Einjährig-Freiwilligen von den Hochschulen, die sich nichts höheres wissen als kneipen und während der Mühsale des Marsches schon im voraus sich auf die reichlichen inneren Begießungen des Abends mit „Spirituosen" (auch so einem trüglichen Worte) spitzen! Ihre Gesundheit, vielleicht ihr Leben hangt davon ab, ob der Weg morgen anhaltend über schattenloses Feld führen wird und die Sonne ein paar Grade mehr oder weniger hervorruft. Die Uebungen des Heeres aber können doch nicht auf ihre akademische Verweichlichung berechnet werden! Die starken Getränke heißen deshalb stark, weil sie den Menschen, wenn im Uebermaß genossen, schwächen, und eines Kneipbruders Körper und Gehirn ist schwach, so blühend die Jugendfarben ihn erscheinen lassen mögen. Zu gesunder Wetter-Anpassung gehört also auch die Mäßigkeit im Trinken von Wein, Bier und Schnaps, wie alle Tropenbewohner wissen und Tropenreisende so oft zu ihrem schweren Nachtheil erfahren. Nichts unklugeres als die „Abhärtung" auf Puncten zu suchen, wo sie das begrenzte Vermögen des Menschen übersteigt und den Bedingungen des Lebens ins Gesicht schlägt! Abhärtung ist mit Erfolg nur möglich bei umsichtiger Anpassung an die Naturgesetze. Anpassung heißt beinahe soviel wie leben, jedenfalls wie gut und lange leben.

A. L.

Eine Bergfahrt mit Damen.

Von

J. von Unger.

(Schluß).

Wir folgten nun der kleinen schluchtartigen Einsenkung, welche sich oben auf dem Göllstein entlang zieht. Nach hundert Schritten standen wir vor einer rothen Thür, die einen Eingang in den Felsen verschloß. Wir winkten die Gefährten heran. Da die Edle die Vermuthung aufstellte, es könnten Drachen in der Höhle sitzen, so öffneten wir die Thür mit großer Vorsicht. Sie führte zu einem Raume von etwa sechs Fuß im Geviert, oben mit einer großen Felsplatte zugedeckt. An der hinteren Wand befand sich ein Crucifix; mehrere Madonnenbilder zierten die rauhen Seiten.

Natürlich stellten wir höchst scharfsinnige Vermuthungen über den ursprünglichen Zweck dieser Felsgrotte auf. Das muß ja doch im rothen Buche stehen! Richtig — hier hab' ich's! Seite 23 — hören Sie zu.

„Auf dem Göhlstein befindet sich eine kleine, äußerst interessante Höhle, durch eine rothe Thür geschlossen. Hier hauste 187 vor Christi Geburt die heilige Filumena. Mehr als zwanzig Jahre hat sie in dieser Einöde mit Beten und Kasteiungen zugebracht. Sie lebte von Wurzeln und Kräutern, und die damals hier sehr häufigen Bären versorgten sie mit wildem Honig. Als sie starb, wurde ihr Leichnam von den Engeln gen Himmel getragen. Es wurde ihnen nicht schwer; denn sie wog nur noch 27 Pfund." — Fräulein v. G., das wäre etwas für Sie! Bitte, ziehen Sie in die Höhle — ich schicke Ihnen eine Decimalwage herauf, und Sie melden mir alle acht Tage den Erfolg!

Dummes Zeug mit der heiligen Filumena! — Sie sind selbst ein Filou! — mit diesen Worten riß sie mir das Buch aus der Hand und gab mir damit einen tüchtigen Schlag auf die Schulter. Ein Käsekeller wird's sein — weiter nichts.

Aber, gnädiges Fräulein, haben Sie denn gar keinen Respect vor den Heiligen?

Ach was! Unsinn! — Da hätt' ich viel zu thun, wenn ich all die Alfanzereien glauben wollte.

Aber Sie sind doch eine gute Katholikin!

Nix da — eine Wienerin bin ich — und da fragen Sie mal herum in Wien, was wir glauben — Sie werden Sich wundern.

So, so! — ich glaube wahrhaftig, da sind wir Protestanten noch besser.

O Jesses! Sie besser? Sie taugen erst recht nix.

Aber Fräulein v. G., ich versichere Sie, ich bin einer der besten Menschen die ich kenne.

Na, dann mag ich die anderen gar nicht sehen, die Sie kennen. Sie sind doch gewiß ein Preuße?

Glücklicherweise nein, denn ohne Zweifel hassen Sie die Preußen.

Hassen? nein; aber schauen's, die Wiener sind mir schon lieber.

Durchaus einverstanden; nur mit dem Unterschiede, daß ich die Wienerinnen vorziehe. Die sind in Wahrheit fast alle der Inbegriff der Liebenswürdigkeit.

Die Edle lächelte, und reichte mir versöhnt die Hand zum Kuß; der Frieden war hergestellt, die heilige Filumena vergessen. —

Wir stiegen noch ein wenig hinan, suchten uns einen halbwegs schattigen Platz zwischen dem hier wuchernden Knieholze aus, und nachdem wir die durch den Anstand gebotene Entfernung zwischen den beiden Geschlechtern herbeigeführt hatten, hielten wir in der herrlich kühlen Bergluft ein Stündchen Mittagsruhe. Wie wohl that uns das nach dem langen Steigen und dem feurigen Rheinwein!

Dann gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Die Damen hatten noch den weiten Rückweg nach Hallein zu machen; es war für sie im ganzen ein Tagemarsch von fast zwölf Stunden — wir durften nicht länger weilen.

Hinab, das war freilich viel schlimmer als aufwärts. Die oberste halbe Stunde des Weges besteht fast ganz aus Stufen, mit Benutzung des Vorhandenen in dem Felsen hergestellt; häufig auch sind Knüppel von Holz gelegt; der Raum dahinter ist mit Erde und Moos ausgestopft. Fräulein Therese hüpfte wieder leichtfüßig und sicher voran. Aber ach, die dicke Edle! Auf Springen konnte und wollte sie sich nicht einlassen; war eine Stufe zu hoch oder eine Stelle zu steil, so blieb ihr nichts übrig als sich niederzusetzen und zu rutschen. Ohne unsere thätige Beihilfe wäre das gar nicht ausführbar gewesen; auch so gab es zu den komischsten Situationen Veranlassung.

Doch es kam ein sehr böser Augenblick. Die Edle, welche unmittelbar vor mir ging, blieb mit dem hohen Absatze hinter einer Holzschwelle hängen; sie stieß einen leisen Schrei aus; Herr S. wandte sich um und hatte eben noch Zeit die Stürzende in seinen Armen aufzufangen. Sie riß ihn mit zu Boden; dann aber standen beide lachend wieder auf. Es war grade an einer recht steilen Stelle — hätte Herr S. eine Secunde später seine Arme ausgebreitet, sie hätte sich unfehl-

bar schwer beschädigt. Schon der bloße Schreck war schlimm genug.

Endlich erreichten wir die Jägerhütte, wo der menschlichere Theil des Weges beginnt. Dort erquickten wir uns an dem kalten Wasser der nahen Quelle und erfreuten uns an dem prachtvollen Blicke ins Thal. Der arme „Jager", der hier oben haust, hat's freilich nicht so gut wie wir. Vom Morgengrauen an muß er weit umherstreifen, auf die Wildschützen zu passen; kommt er Abends ermüdet nach Haus, dann muß er sich sein einsames Mahl bereiten. Das erscheint der Welt poetisch und ist oft von den Dichtern besungen; in Wahrheit ist es höchst prosaisch und unerfreulich. Aber die Aussicht von der Ruhebank neben der Jägerhütte war dennoch entzückend.

Ich versuchte nun eine ernste, der uns umgebenden Natur würdigere Unterhaltung in Gang zu bringen. Aber es gelang nicht. Herr S. war nemlich unvorsichtig genug die Ansicht auszusprechen, die Edle sei in ihrer Angabe mit den 158 Pfund ein wenig neben der Wahrheit her spaziert; seit dem poetischen Augenblick, da sie in seinen Armen lag, schätze er sie mindestens auf 160.

Darob großer Zorn; zuletzt besänftigten wir sie dadurch, daß wir ihr aus dem Schatze der neuesten Klappenhornpoesie ein unfehlbares Mittel mittheilten sich auf ein angenehmes Maß und Gewicht zurückzubringen, nemlich:

Zwei Damen spielten jüngst Crocket;
Sie waren beide ziemlich fett;
Die andre etwas weniger:
Sie kam direct von Schweniger.

Beide Freundinnen hatten noch nie vom „Klappenhorn" gehört. Aber sie begriffen das Komische sofort, und notirten sich eine Anzahl der besten Klappenhornverse, um sie im Kaiserstaate weiter zu verbreiten. Dann blies ich wieder zum Aufbruch.

Noch dreimal setzte sich die Edle unfreiwillig auf dem schlüpfrigen Lehmboden nieder; dann erreichten wir den Hochwald, und eine Stunde später das gastliche Vordereck. Es wurde beschlossen hier gemeinschaftlich unser einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Zuweilen folgt einer guten That die Belohnung auf dem Fuße. Herr S. hatte von seinem ausgezeichneten Jesuitengarten noch eine Flasche mitgebracht und heute früh im Försterhause niedergelegt. Dies setzte ihn jetzt in Stand die beiden Damen aufzufordern unsere Gäste zu sein. Sie nahmen mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit an. Das Mittagessen unter den schattigen Bäumen des Forsthauses bestand zwar nur aus drei Gängen, aber es war ungemein heiter. Namentlich erregte es bei den Damen ausgelassene Freude, als auf einen Wink von mir die Försterin den schwarzgelben Landsmann der beiden, den Salamander, im Garten einfing, und Mietz wieder ihr Schäkern mit ihm betrieb. Freilich versuchte die Edle eine etwas böse Allegorie über das Verhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich daran zu knüpfen; aber sie wurde ab und zur Ruhe verwiesen, und einige passende Schmeichelreden stopften ihr völlig den Mund.

Plötzlich wurde sie elegisch. — Wenn wir nun heute alle Vier „abi" gestürzt und morgen zerschmettert unten in der Scharitzkehlalm gefunden wären! seufzte sie.

Das Thema war ergiebig! Sofort entwarfen wir einen Sensationsartikel für die Neue freie Presse: zwei Liebespaare hatten unter romantischen Umständen den Tod durch Herabstürzen vom Göhlstein gefunden, nachdem sie oben gemeinschaftlich ein durch Thränen gewürztes letztes Mahl gehalten. Dies gefiel der Dicken — doch protestirte sie heftig dagegen, die Unglücklichen in ein altes und ein junges Paar zu theilen; ich sei überhaupt zu alt und Fräulein Therese zu jung zu solchen Geschichten; viel passender würde es sein nur von Einem Liebespaare und von einem Großvater und einer Enkelin zu reden. Das wollte nun wieder Fräulein Therese sich nicht gefallen lassen. Fast wäre offener Zank ausgebrochen, und wir waren zuletzt heilfroh, als wir uns besannen, daß wir in Wirklichkeit gar nicht im Abgrunde lagen, sondern vor dem Försterhause bei Saiblingen und Rheinwein saßen.

Wiederum seufzte die Edle. Es wäre doch auch gar zu schade um mich gewesen!

Das finde ich gar nicht, Fräulein v. G. Sie wären jetzt im Himmel; und wenn irgend jemand einen blitzsauberen Engel abgibt, so sind Sie es.

Ach nein, das glaube ich nicht!

Ich auch nicht, sprach Herr S. lachend.

Warum nicht? fuhr sie auf. Gleich sagen Sie, weshalb soll ich kein Engel werden?

Aber, Fräulein v. G., man kann doch unmöglich werden, was man bereits ist.

Die vollständigste Entwaffnung malte sich auf ihren Zügen. — Da haben Sie Recht — aber ein Engel würde ich auch ohne das nicht werden.

Jetzt geben Sie uns einen eben so unwidersprechlichen Grund wie Herr S., rief ich.

Das will ich. Wenn der Mensch abi stürzt, dann ist es mit ihm vorbei — nach diesem Leben kommt nichts mehr.

Was, gnädiges Fräulein — Sie leugnen die Unsterblichkeit der Seele?

Ja, das thue ich.

Sie sagte dies mit solchem Ernste, daß es wirklich ihr Ernst schien.

Ich bedaure Sie, gnädiges Fräulein.

Nun, ich wäre doch viel schlimmer daran, wenn es anders wäre.

Und warum?

So denken Sie doch nur nach, Herr Baron, und nehmen Sie einmal —

Gut — was denn?

Wie viel Menschen gibt es auf der Erde?

In meiner Jugend gab es nach Cannabich tausend Millionen; jetzt werden es wohl etwas mehr sein.

Und wie lange lebt der Mensch?

Durchschnittlich dreißig Jahre.

Das gibt also auf ein Jahrhundert drei Generationen, also dreitausend Millionen; nicht?

Ganz richtig, Fräulein v. G.

Und seit wann bewohnt der Mensch die Erde?

Die Ansichten schwanken zwischen sechstausend und einer Million Jahre.

Gut, nehmen wir eine halbe Million Jahre. Und wann geht die Erde unter?

Darüber schwanken die Ansichten wiederum, und zwar zwischen vier Wochen und einer Million Jahre.

So nehmen wir wieder eine halbe Million; das macht eine ganze, und gibt wie viel Menschen?

Das gibt dreißig Millionen mal eine Million.

Dreißig Millionen mal eine Million? Das ist ja fürchterlich! Nun nehmen Sie an, Herr Baron, daß diese ganze Gesellschaft am jüngsten Tage aufersteht — wo sollen die denn auf der neuen Erde hin? Das wird ja ärger als eine Häringstonne! — Ja, Sie haben gut lachen — Sie sind mager — aber ich dicke Person! Herr Gott, mir bricht schon jetzt der Angstschweiß aus! nein, das kann niemand nicht verlangen — da bleibe ich schon lieber im Grabe liegen.

Was! — Die Unsterblichkeit der Seele leugnen wegen Mangel an Raum! — Akiba, das ist noch nicht dagewesen!

Sehen Sie wohl, sprach sie sehr ernsthaft, genau so wie mit meinen Gründen dagegen ist's mit Ihren Gründen dafür, wenn Sie welche haben; alle Gründe bei solchen Sachen sind dummes Zeug. — Man glaubt's halt, oder man glaubt's nicht — das ist völlig genug, und ist auch das sicherste. Nur störe keiner den anderen in seinem Glauben — am wenigsten störe er sich selbst. Ob ich's glaube oder nicht, das sag' ich Ihnen nicht; aber wenn ich nicht glaube, daß ich Ihnen als Engel wieder begegne, so wird das jedenfalls Grund genug dafür sein, daß Sie mich nicht in fünfzig Jahren im Himmel

aufsuchen, sondern so bald es Ihre Zeit gestattet in Wien, wo ich mich freuen werde Ihnen die Honneurs der Kaiserstadt zu machen. Komm, Th'resel — laß uns aufbrechen; wir kommen sonst vor Nacht nicht heim.

Wir schüttelten uns zum Abschied herzlich die Hände, und raschen Schrittes traten die Damen den Weg nach Hallein an. Aber o Schrecken! Noch nicht zehn Schritte, da glitt die Edle wieder aus und lag am grasigen Abhang.

Rasch sprangen wir zu. La chute d'un ange! rief ich.

Lachend erhob sie sich. Ja, ja, das wäre Ihnen wohl ganz recht, wenn ich ein gefallener Engel wäre — das traue ich Ihnen schon zu. Aber den Gefallen kann ich Ihnen leider nicht thun.

Um so besser für Sie, und auch für uns! — denn nun können wir mit um so besserem Gewissen unseren Frauen von Ihnen erzählen, und das wollen wir auch thun. —

Wenige Minuten später schwenkten die Damen am Waldrande nochmals ihre Tücher — dann entschwanden sie unseren Blicken, und auch wir kehrten nach Berchtesgaden zurück, um die Erinnerung an einen herrlichen Wandertag und an zwei liebenswürdige Menschen reicher.

Die Biene saugt aus allen Blumen Honig; ich ziehe gern aus allem was mir begegnet, eine Moral, oft für mich, noch öfter für andere — es hilft nur leider niemals etwas. Auch heute will ich einmal wieder diesen Stein des Sisyphus wälzen.

Am folgenden Mittage, beim Schwabenwirth, erzählte ich den Verlauf unseres Ausfluges meinem Tischnachbar, dem Sanitätsrath E. aus Breslau.

Er lachte herzlich, theilte mir rasch den allerneusten Klappenhornvers mit, sagte dann aber:

Es ist eigentlich gar nicht zum Lachen, sondern zum Weinen. Den alten Kaiserlichen Rath in Hallein, den werde ich aufsuchen. Es imponirt mir, daß er das junge Mädchen auf den Hundstod und den Hochkönig mitnimmt. Der Mann weiß was noth thut, um unser Geschlecht vor Bleichsucht und vor Nerven zu bewahren, und um zu verhindern, daß die nächste Generation eine unsäglich elende wird. Man sage was man will — es gibt dagegen nur ein einziges Mittel: täglich vier Stunden Bewegung in freier Luft. Das sollte ein religiöses Gebot sein. Ich hoffe die Zeit noch zu erleben, wo das bürgerliche Gesetz dies unnachsichtlich vorschreibt, mindestens für das Alter der körperlichen Entwickelung. Aber daß eine so verständige Person, wie Ihre Dicke mit Stöckelschuhen auf den Göhlstein steigt, das ist der Gipfel der Unvernunft. Wollte Gott, sie hätte gestern den Hals gebrochen, das wäre wenigstens ein heilsames Exempel gewesen. Ich scherze durchaus nicht. Mit hohen Absätzen eine solche Wanderung zu unternehmen, ist zwar bloß eine Dummheit. Aber daß unsere Damen Tag aus Tag ein auf den Fußsteigen der großen Städte damit gehen, das ist ein Verbrechen. Ich habe eine ausgebreitete Praxis und eine tüchtige Erfahrung; ich erkläre öffentlich: fast die Hälfte der jetzt so verbreiteten Frauenkrankheiten kommt von den hohen Absätzen. Sie bewirken eine Verschiebung und Verkrüppelung der inneren Theile, die im höchsten Grade gefährlich ist. Der Staat hat das Recht und die Pflicht für das Wohlbefinden seiner Angehörigen zu sorgen — hier sollte er mit drakonischer Strenge eingreifen!

Aber, lieber Wilhelm, sprach seine Frau, welche selbst in hohem Grade diesem Laster fröhnte, wie würde das aussehen, wenn wir niedrige Absätze trügen — wir watschelten ja wie die Gänse.

So! — Hatte etwa Aspasia Pariser Hacken unter den Sandalen? hat sie gewatschelt wie eine Gans?

Ja, Aspasia! — die taugte aber auch nicht viel — hättest du lieber Aspasia heiraten mögen als mich?

Da haben wir's! Dies schändliche den Streit auf ein anderes Feld ziehen! Die Logik ist zu köstlich: weil Aspasia eine schlechte Person war, dürfen wir hohe Absätze tragen. Weißt du wohl, daß sie die schönste und graziöseste Frau des ganzen Alterthums war?

Ja, das kennt man schon! Marion de l'Orme war so schön, daß ihr eigner Enkel sich in sie verliebte, weil er nicht wußte, daß sie seine Großmutter war. Ich sage mit der Frau des Vicar von Wakefield: Schön ist wer schön handelt!

Nun, ist das schön von dir gehandelt, daß du trotz aller meiner Bitten auf Stelzen gehst?

So lange es Mode ist! — ich soll doch nicht allein unmodern sein? Wozu ist denn die Mode?

Kommen Sie, Herr Major — es ist doch Hopfen und Malz verloren — wir wollen lieber nach dem Königssee gehen. Denn das Unglück ist: so denken sie alle! Wir armen Männer!

Ja wohl, wir armen Männer! Denn wir in erster Linie müssen es ausbaden, daß unsere Frauen und Töchter unvernünftig erzogen werden, unvernünftig leben, sich unvernünftig kleiden. Ist es nicht freilich vor allem unsere eigene Schuld, weil wir's leiden? Das Wissen haben wir wohl, aber das Vollbringen fehlt uns. Aber auch in dieser Kleinigkeit, der Mode welche wir verdammen, zeigt sich: die Kraft ist bei dem Manne — die Macht wird immer bei dem Weibe sein.

Eins ist sicher: Unerbittlich rächt die Natur es schon jetzt, und wird es immer furchtbarer rächen, daß unser ganzes Leben, vor allem das der Frauen, sich so himmelweit von ihr entfernt hat. Sollte es denn nicht möglich sein, daß aus dem weiblichen Geschlechte selbst heraus eine Wandlung geschaffen würde? Es gibt doch so viel Kluge und Gutgesinnte unter ihnen. Man könnte ja bei Kleinem anfangen, z. B. mit einer kräftigen Agitation gegen die hohen Absätze, welche so „reizend“ und doch so verderblich sind. Will keine es wagen an die Spitze einer solchen Bewegung zu treten?

Ich bitte um Antwort aus Kreisen der Damen, ob das ausführbar erscheint, oder nicht — — und wenn nicht, weshalb nicht? — —

Nun aber, wie bei einem richtigen Trauerspiel, zum Schluß die tragische Versöhnung: Sollte eine Dame zu mir kommen, NB. mit niedrigen Absätzen, und mich bitten sie hoch hinauf auf die Berge mitzunehmen, so werde ich das mit Freuden thun, und sie wird kein schlechtes Geschäft dabei machen.

Berchtesgaden, 19. August 1886.

Zusatz der Redaction. Was hilft gegen eine Mode das Agitiren? Neunundneunzig von hundert Frauen tragen hohe Absätze, weil und so lange es Mode ist, und weder das Beispiel der hundertsten, die ihrer Einsicht folgt und keine trägt, noch, wie die Frau Sanitätsräthin beweist, der Wille des Ehemannes, noch irgend welche Agitation kann diejenigen von dieser Tyrannei befreien, die nicht frei sein wollen.

Schnaps auf den friesischen Inseln.

Die auf Norderney gewonnenen traurigen Trunksucht-Eindrücke haben zu weiteren Erkundigungen auf unseren Nordsee-Inseln geführt.

Aus Borkum schreibt uns ein thätiger und erfahrener Mäßigkeitsfreund, der mehrere Wochen im Juli dort zubrachte: „Die eingeborene Bevölkerung hier ist leidlich nüchtern, und Brantwein genießt sie meist so wenig regelmäßig wie in schädlicher Menge. Als gewöhnliche Erfrischung dient vielmehr ein gutes und verhältnismäßig leichtes Bier; und Unmäßigkeit hierin ist auch bei Festlichkeiten, Tanzvergnügungen u. s. f., wie mir aus guter Quelle versichert wurde, nicht zu beobachten, im Gegentheil sollen dieselben in musterhafter Ordnung und guter Sitte verlaufen. Unter den Eingeborenen ist nur Einer als

Brantweintrinker bekannt, der selbstverständlich in seinen Verhältnissen zurückgekommen ist und von den anderen thunlichst gemieden wird. Zwei andere, die „des Guten zu viel thun", sind eingewanderte Fremde, wie denn überhaupt, wo es einmal über Unmäßigkeit im Trinken zu klagen gibt, der fremde zeitweilig hier beschäftigte Arbeiter die Veranlassung gibt. Der hier zumeist genossene Brantwein ist vergleichsweise rein und gut; der Insulaner genießt ihn, wenn er ihn überhaupt nimmt, mit etwas Zucker vermischt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet sind hier drei Wirthschaften im Dorfe, die anderen nur in der Badezeit." Die Reinheit des getrunkenen Schnapses begreift sich: es wird der „Genever" von Doornkaat in Norden sein, gutgereinigter Kornbrantwein. In Norden gibt es solchen wirklich, und er hat den Fusel aus ein paar hundert kleineren Brennereien glücklich verdrängt: von Nordhausen dagegen, das sich mit dem Ruhme des „echten Korn" brüstet, wird nur noch Kartoffelschnaps weithin über das Land ergossen, und dringt auf allen Schleichwegen z. B. in Thüringen ein, wo sich nachgrade schon an den Namen der Stadt eine Art von Fluch heftet.

Der Pastor von Westerland-Sylt ferner berichtet uns: „Die friesische Bevölkerung unsrer Insel ist von Haus aus durchaus nüchtern und allem Gewohnheit- oder Gelegenheits-Trinken abhold. Bis zur Gründung des Nordseebades gab es in ganz Westerland nur ein einziges Wirthshaus; alle geselligen Zusammenkünfte wurden in Privathäusern gehalten, und als Erquickung wurde nur Wasser oder Kaffee, niemals alkoholisches Getränk gegeben. Auch jetzt noch, nachdem fast dreißig Jahre seit der Gründung des Bades verstrichen sind, hält sich der bessere Theil der Sylter vom Wirthshaus fern. So hat z. B. der Westerländer Männerverein (Auslegg-Club), der im Winter allwöchentlich eine freie Zusammenkunft im Gasthaus hält, in seinen Satzungen die streng durchgeführte Bestimmung, daß in den Zusammenkünften keinerlei Spirituosen genossen werden dürfen. Indessen hat das Aufblühen des Badeortes mit seinen zahlreichen Hotels und Gasthäusern, mit seiner Verführung zum Großthun und Nichtsthun auch hier die Sachlage nach vielen Seiten verschlechtert. Insbesondere ist es der zahlreich vertretene Stand der Fuhrleute, der diesen Gefahren ausgesetzt ist. Die Fuhrmänner trinken der größeren Mehrzahl nach, sowohl im Sommer, wo ihre Fahrten mit Curgästen regelmäßig bei Gasthäusern münden, als auch im Winter, wo das Steine- und Kohlen-Fahren die Kneipe am Landungsplatz der Schiffe zu ihrem regelmäßigen Ziele macht. Ferner ist es der Stand der Arbeiter, vor allem der bei dem Buhnenbau am westlichen Strande beschäftigten, der in hohem Maße von der Brantweinpest ergriffen ist, obwohl hier der Aufsicht führende Beamte wenigstens während der Arbeit auf stramme Zucht hält. Im ganzen wird es hier nicht schlechter stehen als in manchen Gegenden des Festlandes, besser jedenfalls als an vielen Stellen der unsrer Insel gegenüberliegenden Westküste. Wer indessen z. B. in diesem Frühjahr nach Beendigung der uns vom Festland trennenden Eissperre, die große Zahl mächtiger Brantweinfässer gesehen hat, die nur mit Einem Schiffe zum Verbrauch hier anlegten, der wird nicht leugnen können, daß eine Abhilfe dringend wünschenswerth wäre. Ein Enthaltsamkeits-Verein ist in der Gemeinde Westerland vor vier Jahren durch den damaligen Ortsprediger Pastor Martens ins Leben gerufen worden, indessen bald nach seiner Gründung wieder zerfallen."

Die Geschichte eines Denkmals.

Man kann sich nicht wundern, daß in unserer für Denkmäler begeisterten Zeit verschiedene Anstrengungen gemacht worden sind, um den Namen eines so vielseitig verdienstvollen Mannes wie des letztverstorbenen englischen General-Postmeisters Henry Fawcett, durch irgend ein Zeichen in Erz oder Stein auf die Nachwelt zu bringen. Leider scheint grade die Vielheit seiner Verdienste der Beschaffung Eines monumentalen Kunstwerkes im Wege gestanden zu haben. Erstlich bildete sich ein „nationaler" Verein mit dem Herzog von Westminster an der Spitze, der den Staatsmann und Vaterlandsfreund auf den Schild hob. Dann fingen die Bewohner seines Geburtsortes an für einen Denkstein zu sammeln. Dann versuchte eine Blindenanstalt zu Ehren dieses berühmtesten Blinden seiner Zeit das Geld für eine Stiftung unter seinem Namen zusammenzubringen. Schließlich trat noch ein Ausschuß von Frauen zusammen, um den großen Vorkämpfer der Frauenrechte durch ein Gipsbildnis in halb erhabener Arbeit zu ehren, welches nach der Absicht der Spenderinnen in der Westminster-Abtei eine Stelle finden sollte. Den Wunsch, ein Denkzeichen dort aufzunehmen, hatte der dazu bevollmächtigte Dechant der Abtei ausdrücklich verlautbart. Die Kosten desselben wurden auf 300 Pf. St. angeschlagen. Der Ausschuß der Frauen zweifelte nicht daran, diese Summe beschaffen zu können, obgleich die zahlreichen weiblichen Postbeamten, welche Fawcett ihre Anstellung verdankten, ihre Gaben nicht an diese Sammelstelle, sondern an den erstgenannten Verein abführten. Die Damen traten zusammen, erließen ein Rundschreiben und schickten zur Kenntnisnahme einen Abdruck davon an den Dechanten. Aber da kamen sie schön an! Dieser Nachfolger des weitherzigen Arthur Penrhyn Stanley schrieb ihnen einen sehr zornigen Brief, worin er nachdrücklich die Absicht von sich wies, eine Gedenktafel aufzunehmen, welche nur „von einem kleineren Theile des Publicums" (from a section of the community) herrühre. Um den Grad seiner Werthschätzung des weiblichen Geschlechts deutlich zu bezeichnen, setzte er gleich darauf hinzu, er würde das Bildnis als ein Denkmal für Fawcett's Arbeit an den Blinden gern aufgenommen haben. Die ganze weibliche Hälfte der englischen Nation erscheint ihm also als „ein kleinerer Theil des Publicums" gegenüber den Blinden! Die Tafel ist trotzdem von einer begabten Künstlerin, Miß Grant, ausgeführt und vorzüglich gelungen. Leider schmückt sie nun nicht die Mauern der Westminster-Abtei, sondern sie verbirgt sich an einem Trinkbrunnen in einem Winkel des Victoria Embankment, der Anlagen am Themse-Ufer, während das „nationale" Comite, das wir zuerst aufführten, die Beschaffung einer Bildnis-Tafel für die Abtei unternommen hat.

Vom Deutschen Sprachverein.

In dem Gesammtvorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins sind erwählt:

Landesdirector R. von Bennigsen in Hannover, Friedrich von Bodenstedt in Wiesbaden, Professor Dr. H. Dunger in Dresden, Ad. Engelhard (C. R. Engelhard) in Berlin, Professor Dr. Esmarch in Kiel, Professor Gallenkamp in Berlin, Geheimerath Häpe in Dresden, Dr. Hans Herrig in Friedenau bei Berlin, Professor Dr. R. Hildebrand in Leipzig, Professor Jansen in Kiel, Gymnasialdirector Dr. H. Keck in Husum, Oberlandesgerichtsrath Keller in Colmar, Gymnasialdirector Dr. Franz Kern in Berlin, A. Lammers in Bremen, Generalmajor von Lattre in Berlin, Professor Launhard in Hannover, Dr. Otto von Leixner zu Groß Lichterfelde bei Berlin, Bibliothekar Dr. E. Lohmeyer in Cassel, Rector Dr. Pressel in Heilbronn, Museumsdirector Professor Dr. H. Riegel in Braunschweig, Oberlehrer Dr. Saalfeld in Blankenburg a. H., Professor Dr. Daniel Sanders in Altstrelitz, Regierungs- und Baurath O. Sarrazin in Berlin, Regierungs- und Schulrath Schieffer in Aachen, Sanitätsrath Dr. Schlemm in Berlin, Rechtsanwalt Dr. H. Stingl in Krems an der Donau, Professor Dr. B. Suphan in Berlin, Dr. Trojan, Leiter des Kladderadatsch in Berlin, Professor Dr. Waldeyer in Berlin, Professor Wätzholdt in Hamburg.

Julius Lessing, der Meister des kunstgewerblichen Geschmacks und Wissens, kommt in seinen anziehenden Berichten an die Nationalzeitung von der Londoner Colonialausstellung (Colinderies vom Volke frischgetauft) der neuen deutschen Sprachbildung zum Ersatz von Fremdwörtern zu Hilfe. Er sagt z. B. „Flächenschmückung" statt Flächen-Decoration (das

Originaltalent der Hindus), und bemerkt u. a. weiter: „Im Namenbilden hat die englische Sprache und Gewohnheit eine erstaunliche Meisterschaft und meistens auch Vernünftigkeit, die für uns um so lehrreicher sein kann, als neuerdings endlich auch bei uns der Sinn für Benennung der Dinge aus den eigenen Mitteln unserer reichen schönen Sprache erwacht ist. Nur begeht man bei uns, wie ich meine, in diesem Bestreben fast überall noch einen Fehler, denjenigen nemlich, den neuen deutschen Namen so gestalten zu wollen, daß er zugleich eine Begriffserklärung oder „Definition“ sein soll. Auf diesem Abweg befinden sich z. B. die von so hoch schätzenswerther Seite (Baurath Sarrazin) versuchten Namen Bahnsteig für Perron und Abtheil für Coupé, welche meines Erachtens hoffnungslos sind. Wir müssen sicherlich zunächst dahin trachten, Stammwörter, nicht zusammengesetzte zu prägen und sodann festhalten an dem von dem verstorbenen Stuart Mill in seiner Logik so scharfsinnig bewiesenen Satz, daß ein Name keine Definition zu sein braucht, sondern eine hervorstechende Besonderheit des zu Bezeichnenden aufzufassen hat, bei deren Nennung mit Entschiedenheit an das zu Benennende erinnert wird. Das geschieht z. B. durch das in Straßburg deutschthümlich festgehaltene „Staden“ für Uferweg, was für Perron sehr gut passen könnte und durch „Koje“ für Coupé, wofür von den Engländern längst schon Kabine (cabin) gebräuchlich ist; außerdem haben unsere Ausstellungen, namentlich die Berliner 79er, das niederdeutsche Wort Koje so zu Ehren gebracht, daß seine wie mir scheint, überaus zutreffende Verwendung für die Wagenabtheilung sich sehr empfiehlt. Bedenke man doch die Zusammensetzungen, die für uns unentbehrlich sind: Inselbahnsteig, Seitenbahnsteig, Mittelbahnsteig, sind es Steige für Inselbahnen, Seitenbahnen, Mittelbahnen? Dazu die gleiche Schwere der drei Worttheile, die uns unbequem ist. Diese ist ebenso störend bei den Zusammensetzungen von Abtheil. Wie gut werden Rauchkoje, Kojenwagen, Halbkoje gehen; man versuche nur Halbabtheil? Ist das halb abgetheilt, oder was ist es?

Deutsches Turnen in Amerika.

Es klingt halb befremdend, halb tröstlich, wenn man in dem neuesten Bericht des Erziehungsrathes der Vereinigten Staaten liest, sehr allgemein in den Dorfschulen seien die gesundheitlichen Bedingungen außer Acht gelassen, nur zu oft seien die Schulhäuser ungesund durch ihre Lage, durch ihre Umgebungen oder durch ihre inneren Einrichtungen. Wir sind so sehr gewohnt, uns das freie Amerika als dasjenige Land vorhalten zu sehen, welches für die körperliche Entwickelung seiner Schuljugend den brennendsten Eifer zeigt, die größten Opfer bringt, daß ein solches Bekenntnis, von derjenigen Stelle ausgehend, die offenbar am besten Bescheid wissen muß, uns den Unterschied einer Betrachtung aus der Nähe und aus der Ferne ins Gedächtnis ruft und uns auf die behagliche Vermuthung bringen könnte, unsere eigenen, bei uns zu Lande so viel und heftig angegriffenen Schuleinrichtungen dürften, aus der richtigen Entfernung betrachtet, am Ende auch noch einen ganz vortheilhaften Eindruck machen.

Der Bericht nennt als diejenigen Maßregeln, welche zur Verbesserung jenes Uebelstandes angewendet werden, Unterricht in der Gesundheitslehre, sorgfältige Beachtung der Heizungs- und Beleuchtungs-Anlagen, Versorgung mit reiner Luft und reinem Wasser, Handfertigkeit und d e u t s c h e s T u r n e n. Das letztere erscheint dem Erziehungsrath zu Washington so wichtig, daß er einen Bevollmächtigten, den Arzt Dr. E. M. Hartwell, ausgesandt hat, über seinen Betrieb alle zugängliche Auskunft zu sammeln, und daß er die Mittheilungen desselben, welche einen geschickten und urtheilsfähigen Beobachter verrathen, in seinem neuesten Umlaufschreiben veröffentlicht. In einer die Einleitung bildenden Uebersicht über die Geschichte des Turnens sagt Dr. Hartwell: „Athletische Spiele: Rudern, Cricket und Fußball sind zu hohen Ehren und Lob gekommen. Wir leugnen durchaus nicht ihren großen erziehlichen Werth, aber es ist klar, daß sie ihre wesentlichen Züge viel mehr den Meinungen und Gebräuchen jener höchst unkritischen und vorurtheilsvollen Classe von Conservativen, den englischen Studenten, als den Plänen und Bestrebungen denkender und Misbräuche abstellender Neuerer verdanken. Die körperliche Ausbildung in America verdankt den deutschen Vorbildern weit mehr als den englischen.“

Der Ausbildung des Sport in Amerika widmet der Berichterstatter daher auch nur wenige Blätter. Nach einer Zusammenstellung der Bildungsideale, wie sie sich bei den Griechen, bei den Mönchen und den Rittern des Mittelalters und bei uns Neueren herausgebildet haben, erzählt er, wie durch deutsche Einwanderer, Follen und Beck insbesondere, schon in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit anderen erziehlichen Verbesserungen deutsches Turnen Eingang in die Vereinigten Staaten gefunden hat, und verbreitet sich dann im einzelnen über die dortigen Turnanstalten der Schulen und Vereine, über Geräthe, über Erbauer von Turnhallen, über Exerciren, Jugendspiele, über Mädchen-Turnen und Gesundheitslehre in Schulen. Pläne und Abbildungen von Turnhallen sind reichlich eingestreut. Zum Schluß berichtet er über seine Erfahrungen auf einer Studienreise durch Deutschland und sagt dabei unter anderem:

„Seitdem die vorliegenden Blätter dem Druck übergeben wurden, hat der Verfasser Deutschland bereist und sich durch persönliche Beobachtungen und Nachfragen ziemlich umfassend über die deutschen Methoden der körperlichen Ausbildung unterrichtet; namentlich über die in Preußen vorherrschenden. Ohne die Verdienste des gymnastischen Unterrichts in den Schulen Schwedens, Frankreichs und der Schweiz, sowie anderer Länder, die er nicht besuchen konnte, herabzusetzen, neigt er doch zu der Meinung, daß das preußische System das am höchsten entwickelte und am besten organisirte seiner Art ist, und daß es daher am besten werth ist von denjenigen geprüft zu werden, welche der gegenwärtigen Uebertreibung der Kopfarbeit in der Erziehung der amerikanischen Jugend entgegen zu arbeiten wünschen. . . .

„Vom erziehlichen Standpunkt betrachtet, sind die athletischen Spiele der Engländer roh und unentwickelt, wenn man sie mit dem deutschen Turnen vergleicht, das in manchen seiner Einzelheiten fast den Leibesübungen der Griechen gleichkommt. Die beiden Systeme sind sich in ihren Wegen und Zielen ebenso unähnlich wie der englische Schuljunge und der deutsche Schulmeister, und zwar aus denselben Gründen.“

Von dem Dresdener Turnfest im Juli 1885 heißt es:

„Das Fest war charakteristisch deutsch in seinem Zweck, seinen Einrichtungen und seinen einzelnen Ausführungen. Es gewährte eine vorzügliche Gelegenheit, nationale Eigenthümlichkeiten und besondere Volkssitten kennen zu lernen, und lieferte mannigfaltige Beweise von der Körperkraft, Gutmüthigkeit und Anständigkeit der breiteren Volksschichten, sowie von ihrem lebhaften Wohlgefallen am Turnen und an den Turnspielen und ihrer Gewandtheit dabei. Nach der Meinung Sachverständiger trat überdies ein wesentlicher Fortschritt in den turnerischen Leistungen, gegenüber allen früheren Festen hervor. .

„Die Sieger in den Turnwettkämpfen schienen nicht Leute von besonders starker Muskelentwickelung zu sein, obwohl wir sagen müssen, daß die weiten Jacken und Beinkleider der Turnkleidung die Gestalt nicht eben vortheilhaft hervortreten lassen. Sie zeigten indeß eine erstaunliche Fähigkeit schwierige und gefällige Uebungen auszuführen, Uebungen welche zugleich Kraft, Behendigkeit, Ausdauer, scharfe Aufmerksamkeit, zweckbewußte Kühnheit und besonnenes Urtheil voraussetzen. . . Die Eigenschaften welche den guten Turner auszeichnen, stecken mehr im Verstand und im Charakter als in den Muskeln. Muskelbewegung läßt sich, wenn sie nicht ganz abnorm ist,

von geistiger und Nerven-Thätigkeit nicht loslösen. Genaue und zweckvolle Bewegungen des Rumpfes und der Glieder setzen ein vom Verstande regiertes, erzogenes Nervensystem voraus. Weil Eltern und Lehrer diese Wahrheit so oft nicht begriffen haben, ist es dahin gekommen, daß der Durchschnittsmensch nur einen Bruchtheil seines Muskelsystem gebrauchen und beherrschen kann. Der deutsche Turner geht darauf aus, seinen ganzen Körper zum bereiten Diener seines Willens zu machen, und jedes Turnfest beweist, daß er ein ermuthigendes Maß von Erfolg errungen hat. . . .

„Am Mittwoch diente der Festplatz von zehn bis zwölf den Spielen der Dresdener Schulkinder. Unter uns Ausländern herrscht die sehr verbreitete, aber irrige Meinung, daß deutsche Kinder nicht spielen, obgleich die Geschichte des Kindergartens und des Schulturnens das Gegentheil reichlich beweist. Nicht nur haben die Deutschen eine große Menge nationaler Spiele für Kindheit und Jugend, sondern in vielen Fällen haben sie nachhaltige Anstrengungen gemacht, ausländische Spiele wie Cricket und Fußball bei sich einzuführen. In einigen Städten, vorzüglich in Berlin, Dresden und Frankfurt, haben die Schulbehörden und verschiedene Vereine besondere Anstrengungen gemacht, um den Kindern aller Stände öffentliche Spielplätze zu sichern, und es ist in dieser Hinsicht schon viel erreicht. Keiner der dem Spiel von 1600 Schulmädchen und 1200 Schulknaben unter Anführung ihrer Lehrer auf dem Dresdener Festplatz zusah, könnte es leugnen, daß deutsche Kinder ebenso wohl spiellustig wie lenksam sind. Die Mädchen spielten Haschen, Wettlauf, Ball, Tauspringen, die Knaben Fußball, Schlagball, Ziehen und anderes. Der Regel nach sorgen die deutschen Schul- und Stadt-Behörden freigebiger und verständiger für die Erholung der ihnen anvertrauten Kinder als in Großbritannien und in Amerika geschieht."

Der Nordamerikanische Turnerbund, so erfahren wir zum Schluß, bestand im Januar 1885 aus 213 Vereinen mit insgesammt 21 809 Mitgliedern. In den Turnschulen des Bundes wurden im Jahre 1884/5 12 228 Knaben und 4005 Mädchen im Turnen unterrichtet. Diese von den Turnvereinen unterhaltenen Turnschulen sind innerhalb der letzten zehn Jahre sehr in Aufnahme gekommen. Sie sind zu dem Zwecke errichtet, den Kindern deutscher und deutschamerikanischer Eltern Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur, sowie in den gewöhnlichen Schulfächern und im Turnen zu gewähren. Sehr häufig besuchen die Kinder eine Turnschule und eine Volksschule zu gleicher Zeit, da die Lehrstunden der ersteren später am Tage abgehalten werden als die der letzteren. Die Turnvereine in manchen größeren Städten, wie in Neuyork, Chicago, San Franzisko, Milwaukee haben musikalische, dramatische und Kunst-Abtheilungen. Der Neuyorker Turnverein unterhält z. B. eine Kunstschule mit Abendstunden im Zeichnen und Modelliren. In Milwaukee ist auch ein deutsches Turnlehrer-Seminar, unter dessen Zöglingen sich dieses Jahr ein Enkel von „Vater Jahn" befindet. Trotz aller Bemühungen ist es dem Turnerbund aber noch nicht in nennenswerther Weise gelungen, das Turnen in die amerikanischen Volksschulen einzuführen. **M. L.**

Bücher und Schriften.

Mit der Absicht die Hebung der deutschen Seefischerei zu fördern, hat der Fischerei-Verein für den Kreis Norden (Ostfriesland) ein Fisch-Kochbuch herausgegeben, (Norden und Norderney, Herm. Braams), das für den billigen Preis von 25 ₰ 74 Vorschriften zur Bereitung einfacher und schmackhafter Gerichte aus Seethieren: Fischen, Muscheln und Krebsen bringt. Ueber die Hälfte dieser Vorschriften sind mit Genehmigung der Verfasserin einem englischen Werkchen entnommen. Uns scheint die Idee wie die Ausführung sehr empfehlenswerth. Aber wann werden es die deutschen Buchhändler lernen, billigen Büchern, die immer wieder zur Hand genommen werden sollen, einen dafür tauglichen, dunklen, dauerhaften Umschlag zu geben? Dieses prangt im zartesten Rosa, mit einem Bildchen auf dem Deckel, der so dünne ist, daß er bei der ersten rauhen Berührung zerreißt. **M. L.**

Allerlei Gemeinnütziges.

Als Dr. Ludwig Meyn von Uetersen am 4. November 1878 zu Hamburg auf einer Geschäftsreise plötzlich starb, war die Theilnahme in Schleswig-Holstein allgemein, und von vielen Seiten wurde der Wunsch laut, daß der gemeinnützigen Wirksamkeit des Verstorbenen ein dauerndes Denkmal gesetzt werde. In landwirthschaftlichen Kreisen, die Meyn so viel Anregung und Belehrung zu verdanken haben, fand eine Sammlung für Errichtung eines Denkmals auf seinem Grabe zu Uetersen oder in Pinneberg, seinem Geburtsorte statt; von der Presse, vertreten durch Dr. Wilh. Ahlmann, Herausgeber der Kieler Zeitung, und G. J. Pfingsten in Itzehoe, Herausgeber der Itzehoer Nachrichten, erging in Würdigung seiner fleißigen und geschickten Benutzung der Presse ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals „dem Sinne und der Denkungsart des Verstorbenen entsprechend, welches in seinem Geiste fortwirke für die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und Förderung wahrhaft christlichen und humanen Sinnes in den mittleren und unteren Schichten unseres Volkes." Sie forderten ihre Landsleute auf, Beiträge zu einer Meyn-Stiftung zu leisten, „aus deren Zinsen alljährlich in den Schulgemeinden Schleswig-Holsteins Schülerbibliotheken begründet und vergrößert werden sollten." Eine mit Sorgfalt ausgewählte Jugendlectüre übe nicht nur auf die herangewachsene Generation einen bildenden sittlichen Einfluß, sondern auch auf die ganze Familiengemeinschaft aus. Durch die geleisteten Beiträge und deren Zinsen ist ein Capital von 4000 ℳ zusammengebracht worden, welches nunmehr durch Statut zur Ludwig Meyn-Stiftung erhoben worden ist. Die Stiftung ist einer Verwaltung von drei Personen anvertraut, welche von dem Verband der schleswigholsteinschen Vereine für Volksbildung erwählt werden, und die Zinsen sollen alljährlich am 4. November in mindestens zwei Theilen für Errichtung bezw. Erweiterung von Schülerbibliotheken zur Verwendung gelangen. Die erste Austheilung wird am 4. November 1887 stattfinden.

Oberlehrer Dr. Raydt aus Ratzeburg, der mit einem Bismarck-Stipendium englische Schulen besucht hat, gedenkt bei Fette's College in Edinburg „eines großen Vortheils, den die englischen Schulen vor den unsrigen voraushaben, daß nemlich die Schüler keine Uebersetzungen und sonstige Eselsbrücken gebrauchen und daß sie überhaupt ihren Lehrer nicht zu täuschen versuchen. Es mag ja einzeln auch hier vorkommen, daß der Lehrer betrogen wird, aber doch nur in großen Ausnahmefällen, während wir deutschen Lehrer uns nicht verhehlen dürfen, daß nur in eben solchen Ausnahmefällen die Schüler der oberen Classen sich ohne Uebersetzung präpariren, und daß unsere Schüler es nur in Ausnahmefällen für eine Schande halten ihren Lehrer zu belügen. Die traurige Unwahrheit, welche unsere Schüler fast ausnahmlos uns Lehrern gegenüber direct und indirect zeigen, ist in unserem Schulwesen auf sittlichem Gebiet der größte Krebsschaden, und wenn wir dahin kommen sollten, was ich hoffe, daß unsere höheren Unterrichtsanstalten wieder mehr in erziehlicher Weise auf unsere Jugend einwirken wollen, so wird hier der erste Hebel anzusetzen sein. . . . Es ist wahr, daß in den englischen Schulen nicht nur, sondern im großen und ganzen im englischen Volke die Religion eine größere Rolle spielt als bei uns. Ein zweites ist, daß dem englischen Knaben seitens der Lehrer ein viel größeres Vertrauen entgegengebracht wird, als es bei uns geschehen kann, weil die Familien dem Zögling ein viel größeres Wahrheitsgefühl mit auf den Weg geben. Ich habe grade zufällig die Schulgesetze einer sehr tüchtigen, etwa 25 englische Meilen von hier gelegenen Privatschule, Blairlodge School,

die ich heute Morgen besuchte, vor mir liegen. Der erste Satz derselben übersetzt lautet: „Es ist Ehrensache eines jeden Schülers sich wie ein Gentleman zu betragen. In seinem ganzen Verhalten seinen Lehrern und Kameraden gegenüber muß er sich bestreben, in erster Linie vollkommen aufrichtig und ehrenhaft zu sein, die Wahrheit zu sagen und niemanden zu fürchten; sein Wort wird immer als Wahrheit angenommen werden. Eine Lüge zu sagen, wird als der ernsteste Bruch der Schuldisciplin angesehen. Die Lehrer werden ihren Schülern vertrauen und die Schüler ihren Lehrern und ein Schüler dem anderen." Du wirst dich, lieber Freund, erinnern, daß in der Aula unseres heimatlichen Gymnasiums über dem Katheder der Spruch steht: „Erkennet die Wahrheit, und die Wahrheit wird euch frei machen!" Die göttliche Tiefe und Wahrheit dieses Wortes ist mir aber nie so aufs Herz gefallen wie hier im Fette's College. Als ich den freien und doch keineswegs respectlosen Ton bemerkte, in welchem hier die Schüler mit den Lehrern verkehren, da kam mir plötzlich jener Spruch in den Sinn, und ich erkannte, daß dies die Freiheit ist, welche die Wahrheit für die Herzen der Zöglinge herbeiführt. Möge es auch uns in Deutschland gelingen, die Schulen von der Knechtschaft der Lüge zu befreien und zur göttlichen Freiheit der Wahrheit zu führen! Auch unser Altmeister Wiese hat in seinen Briefen, deren Trefflichkeit ich hier an Ort und Stelle immer mehr erkenne, diese Seite der englischen Jugenderziehung als großen Vorzug der unsrigen gegenüber hervorgehoben, und ein Landsmann sagte mir, daß eine der Hauptsachen, die ihn hier in England halte, der wirklich nette Ton zwischen Lehrern und Schülern sei."

Das schwedische Slöjd-Seminar in Nääs hat für 1887 schon wieder drei seiner vier Sechswochen-Curse vollbesetzt. Erst für den vierten, 9. November bis 20. December, sind noch Plätze zu haben; wem das nicht paßt, muß sich auf 1888 einrichten und melden. — Sollte es in Leipzig nicht bald ähnlich gehen?

Einladung und Bitte.

Am 20. September soll in Stuttgart, unter noch zu bestimmendem Namen, ein deutscher Verein für Handfertigkeits-Unterricht oder erziehliche Knaben-Handarbeit begründet werden, das bisher wirkende deutsche Centralcomite kräftiger und besser ausgestattet zu ersetzen. Nicht Alle, die es wohl wünschten, werden dabei sein können; auch nicht an Alle mag vorher schon ein Anlaß gelangen, ihren Eintritt und Beitrag (von 2 *M* aufwärts) zu erklären. Ich darf aber doch wohl annehmen, daß von den Lesern dieses Blattes, das der Bewegung seit fünf Jahren als anerkannter Helfer dient, einige auf alle Fälle hin geneigt sein werden sich mitthätig oder mindestens mitopfernd anzuschließen. Wüßten wir von ihnen schon am 20. September, so würde das den Anwesenden zur Ermuthigung gereichen, — ein leichter, aber schätzenswerther und geschätzter Dienst, den sie der Sache erwiesen! Denn die bloß vermuthete Sympathie kann wegen der Unsicherheit ihrer Abschätzung zuweit vorlocken oder dahintenlassen, — die bekundete und bethätigte hebt empor über ein Zagen, das vor einem weitaussehenden Unternehmen auch den Muthigen jeweils befällt.

Ich bitte daher Freunde der Sache, die nicht unmittelbar mitwirken oder dabeisein können, aber beizutreten vorhaben, mir hiervon thunlichst bald gütige Kunde zukommen lassen zu wollen.

A. Lammers.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№ 38. Sonntag, 19. September. 1886.

Mehr Bauern!

In dem nordwestlichen Zipfel der Mark Brandenburg, den sie links der Elbe vorstreckt zwischen der hannoverschen und der mecklenburgischen Grenze, liegt nordöstlich von der kleinen Stadt Lenzen das bisherige Rittergut, künftige Dorf Steesow. Einst gehörte es dem Staate; nach der furchtbaren Niederlage von Jena mußte es helfen, seine ungeheure Kriegschuld zu entlasten. Nun ist es als Rittergut nicht länger haltbar, denn bei der nothgedrungenen Versteigerung hat einer der Gläubiger es für nichts als die Schulden, Zinsen und Kosten (372 000 Mark) erworben. Aber bei ihm ist es in die rechten Hände gefallen. Herr Sombart, einer unserer erfahrensten deutschen Landwirthe, hat früher im Abgeordnetenhause und sonst wiederholt die verkehrte Art gerügt, wie der Finanzminister Camphausen, zu dessen Zeit die Domänen noch nicht dem Landwirthschafts-Ministerium überwiesen waren, in den Jahren 1873—76 halb widerwillig halb ungeschickt in Neuvorpommern den zur schwedischen Zeit ausgerotteten Bauernstand durch Zerlegung einiger Domänengüter „wiederherzustellen“ unternahm. Nun zeigt er selber obendrein, wie dergleichen gemacht werden muß. Er denkt nicht daran, die Gebäude des Gutes Steesow auf den Abbruch zu verkaufen, auch nicht, die neuen Bauern über die ganze Fläche zu zerstreuen, daß jeder inmitten seiner Felder, aber getrennt von den Uebrigen sitze, sondern stellt ein Dorf her mit dichtem Zusammenliegen der Wohnungen, indem er die alten Gebäude hierzu paßlich mitbenutzt. Gleichzeitig belastet er mit Kosten und Abzahlungen seine Käufer nicht höher, als sie gefahrlos tragen können.

Liegt nicht etwas conservatives, man möchte sagen historisches darin, daß die noch haltbaren Gutsgebäude auf diese Art weiter dienen sollen? Der bequeme Radicalismus des Finanzministeriums der siebziger Jahre verkaufte sie entweder auf den Abbruch, oder setzte auf verkleinerter Fläche einen neuen Rittergutsbesitzer neben die Bauern und schuf einen weiteren Gutsbezirk statt einer Landgemeinde. Und Herr Minister Camphausen hätte es doch so bequemlich besser haben können, wenn er auf Herrn Sombart's damaliges Anerbieten eingegangen wäre, ihm und zwölf bis funfzehn seiner provinzsächsischen Landsleute, die durch ihn mit zur Versteigerung gezogen worden waren, das Rittergut Redebas bei Greifswald in Bausch und Bogen zu verkaufen. Dann wäre schon Redebas ein Dorf geworden wie nun Steesow, und der Staat wäre nicht durch die Fehler seiner Finanzverwaltung abgeschreckt worden von einer Bahn, auf welcher frühere Könige und Kurfürsten so große Dinge geschaffen haben durch innere Colonisation.

Der Regel nach wurde allerdings auch in den Zeiten der großen Vorgänger Kaiser Wilhelm's nicht durch Zersplitterung von Domänengütern, sondern durch Neubesiedelung wüster Flächen der Bauernstand vermehrt. Als Friedrich der Große den Oderbruch trockengelegt und besiedelt hatte, rühmte er sich ohne Blutvergießen dem Staate eine neue Provinz erworben zu haben. Er setzte ja auch auf den Mooren, die Ostfrieslands Mitte bilden, Colonien von entlassenen Soldaten an. Aber freilich entwässerte er ihr Land nicht und verschaffte ihnen keinen stets fahrbaren Weg, d. h. er baute keine Canäle. Das hat nun der preußische Staat seit 1870 nachgeholt: französische Kriegsgefangene haben da bei der Ems die ersten Spatenstiche gethan. Die Central-Moor-Commission wie die hiesige Versuchs-Station dienen vorzugsweise der kommenden Colonisation im Moore. Eben wird eine Musterwirthschaft für Colonisten in der Nähe von Meppen begründet. Es kommt dann nur noch darauf an, die Gelegenheit gehörig und immer aufs neue bekanntzumachen, so werden Tausende von Auswanderern dort die reichlich nährende fruchtbare Scholle finden.

Die Lüneburger Haide, von der gegenwärtig in Berlin ein bisher unbekannt gebliebener „Verein für innere Colonisation“ träumt, wird sie ihnen nicht bieten. Dieser Verein will gleich fünfzigtausend Hektar auf einmal ankaufen und darin „Handwerker“, „Arbeiter“ und „Großgrundbesitzer“ ansiedeln. Kein Ansiedler, auch der sogenannte Großgrundbesitzer nicht, soll mehr als vierhundert Hektar erhalten: es gibt aber schon Bauern genug, die da zwei- bis fünftausend Hektar besitzen! Außerdem stellt man sich in Berlin es doch etwas zu leicht vor, Haideboden in Ackerland zu verwandeln. Wer die Entwickelung der Lüneburger Haide in den letztverflossenen Jahrzehnten verfolgt hat, wenn auch nur etwa von dem sie durchkreuzenden Eisenbahnwagen aus, dem wird sich der Eindruck aufgedrängt haben, daß nicht sowohl Felder oder Gärten, als Wiesen und Wälder auf ihr zu entstehen streben. Sehr dicht bevölkert wird sie demnach wohl auch in hundert Jahren noch nicht sein, wohl aber abwechselnd licht- und dunkelgrün gefärbt statt des heutigen eintönigen Braun.

Die preußisch-deutsche Central-Moor-Commission hatte sich am letzten August durch Professor Fleischer, ihren ausgezeichneten Chemiker und Stationschef, im Hellweger Moore südlich von Ottersberg Hochmoorculturen zeigen lassen, die die Hoffnung bestärken konnten, daß die Frage der Moorcultur sich schließlich werde ganz ablösen lassen von der immer schwieriger werdenden Frage des Torfabsatzes. Dann ging sie nach Meppen und stellte da das nöthige fest wegen einer Musterwirthschaft. In Lingen wohnt jetzt Dr. Salfeld, der frühere Culturtechniker unserer Moorstation. Moorcommissar der Emsgegend, wie vor hundert Jahren in unserer Umgegend der alte Findorf war, kann er ohne Schwierigkeit Colonate an den Canälen westlich der Ems einrichten und überwachen, daß sie Vorbilder für kleine Ansiedler werden. So überträgt sich die hier gewonnene Einsicht in die Erfordernisse des Moorbodens ganz unmittelbar auf die Praxis, und zwar diejenige der kleinen Besitzer von durchschnittlichen Mitteln und Kräften in normaler Lage. Bequemer kann man zuziehenden Ansiedlern ihren stets freilich etwas schweren und sauren Beginn nicht machen.

Es bleibt dann nur noch übrig, daß auch für eine gewisse Zugänglichkeit und Leichtigkeit des Erwerbs von Land längs der Moorcanäle gesorgt wird. Hierfür ist noch so gut wie alles zu thun. Der Boden ist theils noch Eigenthum dörflicher Gemeinschaften, die in der Auseinandersetzung begriffen sind, theils haben ihn schon die Einzelnen; aber während im ersteren Falle für den Augenblick überhaupt nicht daranzukommen ist, hält im letzteren die Beschränktheit der meisten Mooreigenthümer ihn in unpassender Hand noch fest. Ihre einmal erregte Phantasie spiegelt ihnen Werthe des vom Canal aus erreichbaren Bodens vor, denen die gebotenen Preise nicht nachzukommen vermögen; und da sie zugleich für Geld kaum rechte Verwendung wissen, treibt sie auch nichts, zu den jetzt zu habenden Preisen schließlich loszuschlagen. Die Provinz Hannover selbst sucht seit Jahr und Tag entsprechend große Moorländereien für eine Corrigenden-Colonie, kann aber zu vernünftigen Preisen bisher nichts finden. Man muß also vielleicht noch eine Weile die Bauern des Bourtanger Moors in ihrem Fette schmoren lassen, und warten bis sie der Taube auf dem Dache den Sperling in der Hand vorzuziehen sich entschließen. Auf die Länge werden sie schon begreifen, daß es doch ein eingebildeter Werth ist, was sich niemals in der Gestalt gezahlter Preise verwirklichen will. Entzündung eines gewissen Wetteifers unter ihnen durch stärkere öffentliche Nachfrage würde diese Rückkehr zur Vernunft gewiß beschleunigen.

Die Art der regelmäßigen Bekanntaltung von Moorerwerbs-Gelegenheiten kann man sich verschieden denken. Aber nachdem der preußische Staat mit so großen Kosten die neuen Canäle gebaut hat, wird er doch auch allmählich wünschen, seine Auslagen in der Verzinsungsform von Steuern zurück zu erhalten — wie Holland im Haarlemer Meer und in den Y-Poldern —, und da kann er kaum geduldig warten, bis seine Culturmoore in den auswanderungslustigen Volksschichten von selbst so bekannt und populär werden wie „Amerika“!

A. L.

Erziehung zur Hand-Arbeit in Amerika.

Wir entnehmen der Neuyorker Staatszeitung folgende interessanten Nachrichten über das unaufhaltsame Vordringen unserer Sache im fernen Westen. Wenn nun weiterhin die Kunde davon kommt, daß man auch in der Colonie **Neuseeland** eifrig an die Einführung des Arbeitsunterrichts in die Schulen geht, und daß Japan beginnt, in die Handfertigkeitsbewegung mit einzutreten, so hätte ja vorerst die Idee, die praktische Arbeit unter die Erziehungsmittel aufzunehmen, ihren Weg um die Erde gemacht. Das Neuyorker Blatt also schreibt:

Die Verbindung der Kopf- und Hand-Arbeit in der Schule ist eine für das öffentliche Leben so einleuchtend praktische Frage, daß es mit sonderbaren Dingen zugehen müßte, wenn sich ein so thätiges und aufgewecktes Volk wie die Amerikaner noch nicht damit beschäftigt hätte. Amerika ist nicht ohne Grund das Land der Männer eigener Kraft, der selfmade men; der Erfolg im Leben hängt fast ausschließlich von individueller Arbeit, Strebsamkeit und Ausdauer ab, und je mehr und fester diese Tugenden dem Menschen in der Jugend eingeflößt werden, desto leichter wird es ihm später, die sich ihm entgegenthürmenden Hindernisse zu beseitigen.

Chas. F. Thoving machte vor einigen Jahren auf Grund genauer Untersuchungen die Bemerkung, daß 60 Procent von den im Staatsgefängnis von Michigan inhaftirten Gefangenen kein Handwerk gelernt hatten, und dies ist eine Beobachtung, die sich in anderen Staaten ebenfalls machen läßt und die alte Lehre aufs neue predigt, daß das Kind durch die Schule für das Leben vorbereitet werden muß. Dort in der Schule soll es aber nicht allein den Kopf sondern auch die Hände gebrauchen lernen, so daß es letztere, wenn es einmal später ausschließlich zur Erhaltung seines Lebens auf körperliche Beschäftigung angewiesen ist, noch zu etwas anderem als zum Holzspalten, Schneeschaufeln oder Straßenkehren benutzen kann.

Daß der Kindergarten dem Arbeitsunterricht in die Hand arbeitet und beide sich so ergänzen, ist eine anerkannte Thatsache. Fröbel wollte die individuellen Anlagen seiner Zöglinge harmonisch entwickeln; er betrachtete das Spiel oder vielmehr die spielende Thätigkeit als die naturgemäße Arbeit des Kindes. Dieses Princip soll nun die Volksschule zur weiteren Entfaltung bringen und die bisher spielende Thätigkeit zu einer rein praktisch nützlichen machen. Dadurch sieht das Kind den Nutzen und Werth der Arbeit frühzeitig ein, und wenn es dann das alte Schullied singen muß: „Fleiß und Arbeit will ich lieben“, braucht es dabei kein ihm unbekanntes Gefühl zu heucheln.

Versuche, den Arbeitsunterricht mit der Volksschule zu verbinden, sind schon mehrfach in Amerika gemacht worden.

Vor mehreren Jahren vermachte eine reiche Amerikanerin dem Schulrath von Gloucester in Massachusetts einige hundert Dollars unter der Bedingung, daß damit eine Werkstätte gegründet werde, in denen Knaben Unterricht im Gebrauche der Handwerkszeuge kostenfrei erhalten könnten. Dieser Unterricht fand zuerst Sonnabends statt; da jedoch die Knaben nicht willens waren beständig ihren Feiertag zu opfern und einfach die Schulwerkstätte nicht mehr besuchten, mußte eine Aenderung getroffen und der Unterricht in die gewöhnliche Schulzeit verlegt werden, wodurch eine zahlreiche Theilnahme erzielt wurde.

Im Jahre 1879 ernannte der Bostoner Schulrath auf das Ersuchen einflußreicher und intelligenter Bürger ein Comite mit dem Auftrag, einen Bericht über Schulwerkstätten als Theil der öffentlichen Volksschulen auszuarbeiten. Dieser Bericht fiel günstig aus; die Ausführung des darin dargelegten Planes wurde jedoch durch einen Beschluß des Stadtraths vereitelt. Die Freunde des Arbeitsunterrichts ließen sich übrigens dadurch nicht entmuthigen, hatten sie doch bei der Agitation zur Einführung des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten gesehen, daß jede Neuerung, und sei

sie noch so zeitgemäß, ohne anfänglichen Widerstand nicht durchzuführen ist. Aufgeschoben war also nicht aufgehoben.

Durch Zeitungsartikel wurde nun das Volk belehrt, daß die Schule keine Büchermänner, sondern brauchbare, praktische und selbständige Menschen erziehen und dem Kinde alle die Kenntnisse vermitteln müsse, die ihm späterhin das Verdienen seines täglichen Brotes erleichterten. Der Arbeitsunterricht sollte eine nothwendige und zugleich wohlthätige Ergänzung des geistigen Unterrichts sein; er sollte als solche kein specielles Handwerk pflegen, wohl aber auf jedes durch Ausbildung der Handfertigkeit vorbereiten. Infolge dieser energisch betriebenen Agitation wurde denn 1882 ein Versuch in dieser Richtung gemacht. Eine Werkstätte wurde eingerichtet, ein Schreinermeister als Lehrer angenommen, und der Unterricht nahm seinen Anfang. Den Knaben, welche daran theilnahmen, wurde zur Aufgabe gemacht, ja deshalb nicht in ihren regelmäßigen Schullectionen zurück zu bleiben. Vergaß dies einer, so brauchte ihm bloß sein Lehrer mit dem Verbot des Arbeitsunterrichts zu drohen und er holte das Versäumte so schnell wie möglich nach. Die Knaben fanden großes Interesse an ihrer Schreinerei; überhaupt war diese Neuerung von Erfolg begleitet.

Die praktische Nothwendigkeit einer Verbindung der Kopf- und Hand-Arbeit tritt besonders bei der Erziehung der Waisen, überhaupt aller auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesenen Kinder klar zu Tage, und die betreffenden Anstalten beweisen durch ihre Lehreinrichtungen, daß sie die Tragweite dieser Verbindungen sehr zu würdigen wissen. Die Folge davon ist, daß die meisten in solchen Anstalten erzogenen Kinder grade durch die praktische Richtung ihrer Ausbildung späterhin im Leben viel selbständiger und sicherer auftreten als diejenigen, denen in den öffentlichen Schulen der Kopf mit Wissenskram ausgestopft wurde, die aber in physischer Hinsicht verwahrlost worden sind.

Daß die Arbeit, und zwar die mit Geschmack und Geschick verbundene körperliche Arbeit den Grundstein zur individuellen Selbständigkeit legt, ist ein Grundsatz, den man auch neuerdings bei der Erziehung der Kinder unserer Rothhäute zur Anwendung zu bringen sucht. Besonders sind es zwei Institute, nemlich das in Virginien gelegene Hampton Normal and Agricultural Institute und die Indianerschule zu Carlisle in Pennsylvanien, in welchen Kopf- und Hand-Arbeit die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Die in Hampton und Carlisle erzogenen jungen Indianer nehmen späterhin in ihre Heimat Lust und Geschick zur Arbeit mit und leisten dort der Civilisation als Handwerker, Ackerbauer und Dolmetscher gute Dienste. Man hat dem Indianer von jeher eine unbesiegbare Faulheit angedichtet, aber mit Unrecht. Er arbeitet allerdings nicht so viel wie wir geplagten Blaßgesichter, und dafür ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden, da er sehr wenige Bedürfnisse hat. Was aber dem Indianer nach seiner Ansicht unentbehrlich ist, das sucht er sich zu verschaffen, und er entfaltet dabei mitunter einen fabelhaften, unermüdlichen Fleiß. Durch seine Berührung mit der Civilisation vermehren sich seine Bedürfnisse, zu gleicher Zeit aber sieht er ein, daß er dieselben nicht aus seinen altgewohnten, aber immer mehr versiegenden Hilfsquellen befriedigen kann; werden ihm nun von einem Mitglied seines Stammes, in das er Vertrauen hat, auch die neuen Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse an die Hand gegeben, so ist er für die Civilisation gewonnen. Der auf einer Reservation angestellte weiße Beamte findet sich nur schwer in den Ideenkreis der Indianer und wird daher stets mit Vorurtheilen betrachtet; der theoretisch und praktisch erzogene Indianer hingegen ist der wahre Wohlthäter seines Stammes.

In der Schule zu Carlisle, die ausschließlich für die indianische Jugend bestimmt ist und die gegenwärtig gegen 400 Kinder zählt, wird der Arbeitsunterricht, welcher die Hälfte der Schulzeit in Anspruch nimmt, von tüchtigen Handwerkern geleitet, und liefert ganz außerordentlich befriedigende Resultate.

Die einzige Anstalt in Amerika aber, die unseres Wissens eine glückliche Verbindung der geistigen und körperlichen Arbeit gefunden und beide Thätigkeiten in ein sich gegenseitig ergänzendes System gebracht hat, ist die von Prof. Adler gegründete, an der 54. Straße gelegene Workingmen's School, über die in einem kürzlich veröffentlichten Bericht ausführliche und äußerst belehrende Auskunft gegeben wird. Die betreffende Schule, für welche die Schüler durch einen Kindergarten vorbereitet werden, besteht aus sechs Classen, in welchen sich zusammen 250 Kinder befinden, denen, da sie fast ohne Ausnahme armen, schwer arbeitenden Eltern angehören, nicht nur freier Unterricht, sondern auch zum großen Theil ein warmes Mittagsmahl in der Anstalt unentgeltlich geliefert wird. Es ist diese Schule mithin nicht nur eine Lehr- sondern auch eine Wohlthätigkeits-Anstalt, für welche ein aus ungefähr 150 Mitgliedern bestehender Verein die Mittel durch freiwillige Gaben aufbringt.

Grade die Kinder unserer armen Arbeiter bedürfen hauptsächlich einer sorgfältigen und harmonischen und für das praktische Leben befähigenden Erziehung; geistige wie körperliche Anlagen müssen systematisch entwickelt werden, und der Kopf darf nicht auf Kosten der Hand einseitig ausgebildet werden. Dieses Ideal suchen Prof. Adler und sein enthusiastischer Oberlehrer Bamberger zu realisiren; sie betrachten daher ihre Anstalt noch als ein Experiment und sind emsig darauf bedacht, sich die durch die tägliche Praxis gewonnenen Erfahrungen zu Nutzen zu machen. Durch Lehren lernt man bekanntlich. Selbstverständlich hat man in dieser Anstalt das Princip der entwickelnden Methode adoptirt und den Anschauungsunterricht dadurch auf eine vollkommenere Stufe gebracht, daß man der Thätigkeit des Auges die Hand hinzufügte.

Nach dem landläufigen Begriff von Arbeitsunterricht oder Industrial Education soll er den Schüler für ein gewisses Handwerk vorbereiten, denselben also in eine bestimmte Sphäre seiner zukünftigen Wirksamkeit verweisen; dieser Ansicht tritt nun Prof. Adler in einer dem genannten Bericht beigegebenen Abhandlung entgegen und stellt den Arbeitsunterricht einfach als ein Mittel zur menschlichen Erziehung hin, woraus sich von selber ergibt, daß der Schüler nur solche Arbeiten verrichten darf, die wirklich Erziehungselemente enthalten. Durch den Arbeitsunterricht soll also der Mensch nicht eine brauchbare Maschine werden, vielmehr soll sein Geist dadurch geweckt und geschärft und die Handfertigkeit entwickelt werden. Die geometrischen Formen werden also zum besseren Verständnis in der Adler'schen Schule nicht nur gezeichnet, sondern auch mit geeignetem Material reproducirt, und so Zeichnen und technische Ausführung in nahen, Körper und Geist bildenden Zusammenhang gebracht. Dabei wird der Schönheitssinn entwickelt, der Geschmack veredelt und die Geschicklichkeit der Hand befördert.

Auf diese Weise werden, trotzdem es nicht in der Absicht der Adler'schen Schule liegt, Handwerker heranzubilden, denkende und gewandte Arbeiter vorbereitet; alle Schüler nehmen am technischen wie am künstlerischen Curse theil, und es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn dieselben nicht späterhin einen heilsamen Einfluß auf die Industrie ausübten. Durch die Verbindung der geistigen und körperlichen Thätigkeit in der Schule kommen Anlagen der Kinder zur Entfaltung, die sonst Jahre lang brach gelegen hätten.

Auch der Dichter Charles G. Leland hat sich in den letzten Jahren mit dem Arbeitsunterricht beschäftigt und in Philadelphia eine Industrial Art School gegründet, welcher er als Director vorsteht. Da er jedoch den Hauptwerth auf die künstlerische Ausbildung des Schülers legt und denselben fast ausschließlich mit Zeichnen, Modelliren und Holzschneiden beschäftigt, so ist diese Anstalt überhaupt keine Arbeitsschule in dem näher von uns angedeuteten Sinne. Man kann überhaupt, ohne irgend jemand zu nahe zu treten, sagen, daß außer in der Adler'schen Schule der Handfertigkeits-Unterricht da wo man ihn mit der öffentlichen Schule verbunden hat, durchaus nicht von dem erwarteten und gewünschten Erfolg begleitet war, was hauptsächlich stets seinen Grund darin hatte, daß man denselben von professionellen Handwerkern geben ließ, die wohl tüchtige Fachmänner, aber keine Pädagogen waren. Sie bildeten ihre Schüler für einen bestimmten Beruf vor; denn die ethische Hauptaufgabe dieses Unterrichts, nemlich die in den nützlichen Körperthätigkeiten liegenden Bil-

dungselemente zum Ausdruck zu bringen war ihnen fremd, was am Ende nicht ihre Schuld war.

Gegen die Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts in die öffentlichen Schulen hat man allerlei Gründe geltend zu machen gesucht. Jeder Schulmann, dem diese Frage vorgelegt wird, sagt natürlich zuerst, es fehle dazu an der nöthigen Zeit, die hergebrachten Unterrichtsgegenstände dürfen nicht beeinträchtigt werden. Nun aber fasse man die Thatsache ins Auge: die Kinder sitzen da fünf bis sechs Stunden „steif wie ein Besenstiel“ auf der harten Schulbank und lassen sich den Kopf mit Dingen anfüllen, die ihnen fern liegen und für die sie meist das Interesse heucheln. Vielleicht werden sie vor Schulschluß einmal aufgerufen, um einige windflügelartige Armbewegungen zu machen, was man auf dem Stundenplan Gymnastik nennt. Der Lehrer ist durch anhaltende geistige Thätigkeit abgespannt und die Schüler sind es nicht minder. Die Examina machen es nicht anders möglich. Um Zugeständnisse zu machen, hat man dann allmählich zur körperlichen Ausbildung dem Turnunterricht einige Minuten eingeräumt; derselbe sollte nun die Einseitigkeit des Unterrichts vermindern und überhaupt Wunder thun. Aber er lehrte keine anregenden, praktischen Körperarbeiten, und dadurch blieb der Volksschule immer noch eine auszufüllende Lücke.

Die erziehende Handarbeit fehlt. Dieselbe stärkt und erquickt Körper und Geist und gibt dem ganzen Schulleben einen frischen, frohen Charakter. In den Arbeitsstunden kommt die Individualität des Kindes zum vollen Ausdruck; es ist selbstthätig und entfaltet dort Anlagen, die sonst in ihm verkümmern würden. Derjenige, der sich im einseitigen geistigen Unterricht durch die wiederholten Bemerkungen seines Lehrers daran gewöhnt und sich mit dem Gedanken ausgesöhnt hat, daß er ein Dummkopf ist, sieht nun auf einmal, indem er das Werkzeug handhabt, daß er doch kein Taugenichts ist und sogar Triumphe über seine gelehrten Kameraden feiert. Im Arbeitsunterricht thaut er auf und gewinnt das verlorene Selbstvertrauen wieder.

Der Arbeitsunterricht bringt eine heilsame Abwechslung in die Volksschule und verscheucht aus derselben einen großen Theil des ihr immer noch anklebenden Pedantismus. Die Folge der gewöhnlichen Ueberbürdung der Schulen mit geistigem Lehrmaterial ist geistige Abstumpfung und körperliche Schlaffheit. Für die Mädchen hat man ja den Unterricht in weiblichen Handarbeiten zugelassen; warum den Knaben also nicht die Gelegenheit geben, sich im Gebrauch von Werkzeugen und dergleichen zu üben? Soll der Knabe nur eine Bank zeichnen lernen und nicht auch den Hobel führen dürfen?

Der Arbeitsunterricht ist bis jetzt meistens von den Fachschulen, wie sie in fast allen Städten existiren, cultivirt worden. Dieselben verdanken ihrem Ursprung dem Wunsche, junge Leute für die Thätigkeit auf dem Gebiete der Technik theoretisch wie praktisch vorzubereiten; die Leistungen der auf diese Weise herangebildeten Schüler haben nun auch den Wunsch wachgerufen, den Segen dieser Bewegung den Kindern der Volksschule in geeignetem Maße zutheilwerden zu lassen und ihnen so das spätere Erlernen irgend eines Handwerkes zu erleichtern.

Da man sich mit der Frage des Handfertigkeits-Unterrichts in Amerika erst seit neuerer Zeit beschäftigt, so ist die darauf bezügliche Litteratur noch eine ziemlich kärgliche. Ein Buch jedoch, nemlich Mac Arthur's „Education in its relation to manual Industry“ (Newyork 1884) verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, weshalb wir es denn hier zum Schlusse unseren Lesern auf das wärmste empfehlen.

Ein Verzeichnis deutscher Schülerwerkstätten und Knabenhorte.

Aus Johannisbad im böhmischen Riesengebirge schreibt uns Herr Caj. Bayer, indem er seinen Beitritt zum deutschen Verein für Knaben-Handarbeit anmeldet:

„Ich wünschte, daß in diesem großen Verein sich alle Richtungen der Handfertigkeits-Verehrer friedlich zusammenfinden möchten, und daß nicht die eine die andere als ketzerisch ausschließen möge. Das erzieherische Moment und methodischen Betrieb in jeder Schülerwerkstätte als selbstverständlich vorausgesetzt, finde ich es ganz in der Ordnung, wenn man in der Stadt das Kunsthandwerk begünstigt, auf dem Lande dem Hausfleiß, ja unter Umständen auch einer Hausindustrie Vorschub leistet. Das in Leipzig zu gründende Seminar mag immerhin der dort bisher beobachteten ausschließlich pädagogischen Richtung treu bleiben, aber keinen dort ausgebildeten Lehrer sollte man verdammen, wenn er das Gelernte den heimischen eigenartigen Verhältnissen anpaßt.

Vielleicht nennen Sie es nicht anmaßend,*) wenn ich, ohne die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu genießen, mir erlaube Sie zu bitten, die Herstellung eines Schematismus (wenn kein entsprechendes deutsches Wort dafür gefunden werden sollte!) sämmtlicher deutscher Schülerwerkstätten und Knabenhorte in Anregung bringen zu wollen. Selbstredend wünsche ich als Deutschösterreicher, daß Deutsch-Oesterreich, Ungarn und die deutsche Schweiz**) mit eingeschlossen und eine summarische Behandlung der anderssprachigen Anstalten nicht ausgeschlossen werde. Ein derartiges Unternehmen wäre von großem praktischem Werth, indem danach jeder Anhänger der Sache wüßte, wo er Bundesgenossen hat, über die culturgeschichtliche Bedeutung ganz zu schweigen.

Es dürften da Fragebogen nöthig sein, welche etwa folgende Punkte zur Beantwortung vorzulegen hätten:

1. Name der Gemeinde (Land), in welcher sich die Werkstätte befindet.
2. Name der Anstalt (Schülerwerkstätte, Schulwerkstätte, Handfertigkeitsschule, Knabenhort).
3. Welche Zweige des Handfertigkeitsunterrichtes werden betrieben?
4. Angaben über die Gründung.
5. Schülerzahl nach Jahres- und Fachcursen, Alter und Zugehörigkeit zu den verschiedenen Lernschulen des Ortes.
6. Wie werden die Mittel zur Erhaltung aufgebracht?
7. Was geschieht mit den fertigen Schülerarbeiten?
8. Wird neben dem erziehlichen Moment noch etwas anderes berücksichtigt?
9. Namen und sonstige Stellung der Handfertigkeitslehrer. Wann und wo haben dieselben ihre technische Vorbereitung erworben?“

Demselben thätigen Freunde der Sache verdanken wir folgenden Bericht:

„Im Jahre 1884 gingen von der damals Piette'schen Privat-Volksschule in Marschendorf I. Theil bei Trautenau zwei Lehrer nach Leipzig, um dort den Unterrichtscurs für Lehrer zur Ausbildung im Handfertigkeitsunterricht zu besuchen. Sofort nach ihrer Rückkehr wurden auf Rechnung des Herrn Piette Werkzeuge und Materialien für Holz- und Papp-Arbeiten beschafft, und das Arbeiten hätte bald beginnen können, wenn nicht ganz besondere Hindernisse dazwischen getreten wären, welche die Eröffnung der Schülerwerkstätte bis Juli 1885 verzögerten. Die beschränkte Werkstätte gestattete nur die Aufnahme von zwölf Schülern für Papparbeiten und eben soviel für Holzarbeiten, welche abwechselnd in demselben Raum betrieben wurden. Die Schüler im Alter zwischen 10 und 13 Jahren waren den oberen Classen der fünfclassigen Schule entnommen. Das Arbeiten war den Knaben eine Lust, und verdrossene Gesichter sah der Lehrer nur dann wenn er Feierabend gebot.

Ende August dieses Jahres, also nach Jahresfrist wurden die Erzeugnisse der jugendlichen Arbeiter in dem nahen Curorte Johannisbad zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt.

*) Im Gegentheil sehr passend und willkommen! A. L.
**) In der Schweiz organisirt man sich übrigens schon gesondert. A. L.

In Verbindung mit der Piette'schen Schülerwerkstätte stellte Herr Kubelka aus Butschowitz in Mähren eigene Holz- und Drechsler-Waaren nebst Podany'schen Holzmosaiken aus. Es sei bemerkt, daß Kubelka's Arbeiten die Brauchbarkeit einheimischer oder eingewöhnter aber bisher in ihrem technischen Nutzwerth unbekannt gebliebener Holzarten veranschaulichen. Die Podany'schen Mosaike, die in Form papierdünner und auch stärkerer Furniere auf den Markt kommen, eignen sich vorzüglich zur Ausstattung von Papparbeiten und Kunsttischler-Erzeugnissen*).

„Den meisten Besuchern ward durch diese Ausstellung zum ersten Mal Gelegenheit geboten, aus eigener Anschauung sich über Wesen und Zweck des Handfertigkeitunterrichtes ein Urtheil bilden zu können, welches durchwegs beifällig lautete.

Leider muß am Schlusse noch bemerkt werden, daß mit dieser Ausstellung die Piette'sche Schülerwerkstätte zu sein aufgehört hat, nachdem beide Lehrer ihren Dienstort verändert haben. Der eine trägt sich aber mit dem Gedanken, noch diesen Herbst in dem „böhmischen Gastein", Johannisbad, eine Schülerwerkstätte zu eröffnen."

*) Gütigst eingesandte Proben haben mich davon überzeugt.
A. L.

Der Slöid in Dänemark.

Man findet noch häufig in solchen Kreisen, wo man bisher keine Gelegenheit hatte sich eingehender mit der geschichtlichen Entwicklung des Handfertigkeitsunterrichts zu beschäftigen, die Meinung vertreten, als ob diese Culturbewegung der Gegenwart von Dänemark ausgegangen sei und sich von da aus erst nach Schweden und Finnland Bahn gebrochen hätte. Das ist aber ein Irrthum, der wohl in der Verwechselung zweier verwandten Bestrebungen seinen Grund hat: Hausfleiß und Slöid oder Handfertigkeitsunterricht. Thatsächlich liegt die Sache so, daß sich ungefähr gleichzeitig in Dänemark und in Schweden ein Bestreben zeigte, die Handarbeit dem Volkswohl dienstbar zu machen. Die Art und Weise aber wie man diese Idee zu verwirklichen suchte, war grundverschieden. Während man in Schweden, eingedenk des Wortes unseres großen Reformators: „Soll es wiederum in einen guten Schwung kommen, muß es wahrlich an den Kindern angefangen sein", sich an die Schuljugend wandte, die Handarbeit als ein formales Bildungsmittel behandelte und ihr gleich den übrigen Unterrichtsgegenständen eine Stelle im Lehrplan der Volksschulen zu verschaffen suchte, trachtete man in Dänemark den häuslichen Fleiß zu heben, und namentlich die ländliche Bevölkerung zu befähigen, ihre im Winter reichlich bemessene Mußezeit nützlich anzuwenden. In Schweden mußte man — da man sich an die Schule wandte — sich ausschließlich von pädagogischen Grundsätzen leiten lassen; in Dänemark dagegen trat der pekuniäre Vortheil in den Vordergrund. So ist denn Schweden, was die praktische Aufführung anbetrifft, das Heimatland des Handfertigkeitsunterrichts, Dänemark das der Hausfleißbestrebungen geworden.

Zur Hebung des Hausfleißes ist in Dänemark in den letzten Jahren sehr viel geschehen, und die Bestrebungen sind, wie die neuesten Nachten angeben, von gutem Erfolg gewesen. Ein wesentlicher Antheil an diesem Verdienst gebührt dem dänischen Lehrerstande, der sich in anerkennenswerther Weise die Förderung des Volkswohles hat angelegen sein lassen. Für eine Verbindung mit der Volksschule oder Einführung in dieselbe eignet sich der Hausfleiß aber nicht; für die Volksschule sind nur pädagogische, nicht erwerbliche Rücksichten maßgebend. Soll die Handarbeit ja einen Platz in dem Lehrplan der Volksschule erhalten, so muß solches auf Grund ihres erziehlichen Einflusses auf die körperliche und geistige Entwickelung des Schülers geschehen. Das ist ein Punkt, der immer wieder hervorgehoben muß; denn es gibt unter den Gegnern noch viele welche hinter den Handfertigkeitsbestrebungen ganz andere Principien wittern, und zwar manchmal nicht ganz mit Unrecht. Es wird nemlich noch gar zu vieles als Handfertigkeitsunterricht oder Slöid ausgegeben, was auf diese Bezeichnung gar kein Recht hat.

Die erziehliche Bedeutung der Handarbeit scheint jetzt aber auch in Dänemark mehr Würdigung zu finden. Am 26. Februar wurde in Kopenhagen ein „Dänischer Slöid-Verein" gegründet, an dessen Spitze die Herren Professor L. P. Fenger, Schuldirector H. Gregersen, Dr. med. Axel Hertel und cand. phil. H. Trier stehen. Herr Otto Salomon aus Nääs hat neulich einen Vortrag über den schwedischen Slöid gehalten. Nach diesem scheint es also, daß man den schwedischen Slöid, speciell das Nääs'sche System zum Muster nehmen will. Damit wäre also thatsächlich ein deutlicher Beweis dafür geliefert, daß der Slöid nicht von Dänemark nach Schweden, sondern umgekehrt sich verbreitet habe.

Aus dem Programm des dänischen Slöid-Vereins hebe ich folgendes hervor, um zu zeigen, daß es sich hier um einen wirklichen Handfertigkeitsunterricht handelt: „Jeder der mit Aufmerksamkeit die Entwickelung unseres Schulwesens verfolgt hat, wird wissen, daß die Ueberbürdung mit geistiger Arbeit ein Punkt ist, zu dem die Kritik über die Wirksamkeit namentlich der höheren Schule immer und immer wieder zurückkehrt. Der eigentliche Unterricht in der Schule arbeitet Hand in Hand mit den häuslichen Schularbeiten an einer einseitigen Ausbildung des Intellectes, und dem Körper wird nicht die nöthige Bewegung gewährt. Gegen diese Einseitigkeit und ihre Folgen bietet der Slöid, d. h. ein nach pädagogischen Grundsätzen ertheilter Handfertigkeitsunterricht neben dem Turnen ein nothwendiges Gegengewicht. Die ganze Schularbeit würde ein frischeres Gepräge bekommen, sobald man mit oben erwähnter Einseitigkeit brechen wollte und auch denjenigen Kräften, die jetzt leer ausgehen, eine bessere Ausbildung zutheilwerden ließe. Aber der Slöid hat noch eine weitergehende Bedeutung; er erhält eine erziehliche Bedeutung dadurch daß er sich an einen gesunden Naturtrieb des Kindes wendet. Es liegt dem Kinde nahe, allerlei herzustellen und sich der fertigen Erzeugnisse seiner Arbeit zu freuen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kind durch eine planmäßige Befriedigung dieses Triebes zur Thätigkeit einerseits eine genauere Kenntnis seiner eigenen Kraft und der Eigenschaften seiner Umgebung bekommt, wie es andererseits auf Grundlage eigener Erfahrungen denken lernt und namentlich im Gebrauch des Auges und der Hand eine gesteigerte Befähigung erhält. Ueberall wo der Slöid in rechter Weise in den Dienst der Erziehung gestellt ist, hat es sich gezeigt, daß er eine besondere Erziehung auszuüben vermag, und daß er nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, die Schule zu einem Aufenthaltsort zu machen, an welchem die Kinder gerne weilen. Für die bürgerliche Gesellschaft hat der Slöid als Unterrichtsgegenstand noch insofern eine besondere Bedeutung, als er das Kind schon im frühen Alter Achtung und Sympathie für körperliche Arbeit lehrt, zu einer richtigen Auffassung der persönlichen Anlagen beiträgt, und so eine Art Vorschule für den späteren Beruf ausmacht."

Am 20. April wurde die erste Sitzung des Dansk Slöid-Forening abgehalten, in welcher u. a. folgende Paragraphen zur Annahme gelangten:

§ 1.

Der dänische Slöid-Verein stellt sich die Aufgabe, dahin zu wirken, daß der Slöid in die Schule (die Volksschule wie auch die höheren Schulen) Eingang finde, und zwar als ein auch in gesundheitlicher und socialer Beziehung werthvolles pädagogisches Mittel zu einer gesunden allseitigen Entwickelung der Jugend.

§. 2.

Der Verein sucht sein Ziel zu erreichen durch

1) einschlägige Vorträge und Schriften,
2) Ausbildung von Lehrern,
3) Einrichtung und Unterstützung von Schulen welche den Slöid einführen wollen,
4) Ausarbeiten von Lehrbüchern, Lehrplänen u. s. f.,

5) Anschaffen von Modellen und Zeichnungen,
6) Unterstützung jeder zweckmäßigen Bestrebung zur Förderung des Slöids.

Wie das „Slöidundervisningsblad fran Nääs" in Nr. 6 mittheilt, wird Herr Aksel Mikkelsen, ein eifriger Beförderer der Sache, in nächster Zeit in Kopenhagen (Värnedamsvej 13 b) ein Slöidlehrer-Seminar einrichten. Sollte dieser Plan zur Ausführung kommen, so wäre damit die erste nothwendige Bedingung für eine gedeihliche Entwickelung des Slöids in Dänemark erfüllt, und wir würden dann hoffentlich bald in der Lage sein über den Fortschritt des genannten Unterrichtsgegenstandes erfreuliches zu erfahren.

Keitum auf Sylt. P. H. Appel.

Drei Erzählerinnen.

Neben den litterarischen Neuigkeiten des Tages, deren Anmeldung unablässig in den verschiedensten Formen die Blätter überschwemmt, haben wir im Laufe des Jahres sonder Vorurtheil und Einseitigkeit auf alte gute Bücher aufmerksam zu machen uns bemüht. Heute aber, und da mit dem Herbste die eigentliche Lesezeit wieder naht, sei wieder einmal auf einige neue Unterhaltungsschriften hingewiesen. Es trifft sich, daß sie alle von Frauen herrühren. Wie in England, und in völligem Gegensatz zu Frankreich, dehnen bei uns die weiblichen Federn ihr Reich in der für Alle bestimmten schöpferischen Phantasie-Prosa immer weiter aus; und das ist schon deswegen kein Nachtheil, weil es unsere zeitgenössische Litteratur soviel sauberer hält von dem (aus Paris sich beständig ergießenden) Unrath einer leidenschaftlich entfesselten und zugleich durch Ueberreizung blasirten ekeln Einbildungskraft.

Den ersten Preis für die Lectüre junger Mädchen ertheilen wir der Erzählung

„Der erste Preis" von Anna Klapp (Hamburg, J. F. Richter),

denn darin ist eine höchst glückliche Erfindung in nahezu vollendeter Form durchgeführt. Die begabte Verfasserin wird hoffentlich fleißig so fortfahren, dann darf sie bald auf einen vornehmen Platz unter unseren Erzählerinnen Anspruch erheben.

Die Novelle von Gräfin Josephine Schwerin

„Der Herr Major" (Berlin, Albert Goldschmidt)

ist ein gleich gesunder Lesestoff, einfach aber spannend und wohlschmeckend wie bewährte tägliche Speise. Man sieht aus dem buchhändlerischen Anhang mit Vergnügen, daß von einer so guten Schriftstellerin schon eine kleine Reihe anderer Erzählungen in demselben Verlag erschienen ist, sodaß es interessirter elterlicher Nachfrage oder eignem Bedürfnis an Vorrath sobald nicht fehlen kann.

Unsere Bremer Landsmännin Fräulein Elise Tegtmeyer hat sich geschichtlichen Gegenständen zugewandt. Mit der schon besonders gedruckten „Tochter des Bürgermeisters" griff sie in Bremens mittelalterliche Vergangenheit zurück; in der „Blutsaat", die vorläufig in einem mecklenburgischen Blatte herauskam, tritt die ehrwürdige Gestalt des Märtyrers der Reformation Heinrich von Zütphen vor uns auf, und an sein ergreifend geschildertes Ende sich knüpfend eine vielverflochtene dithmarsische Geschichte gleichartigen Inhalts. Der innere Fortschritt in der Kunst der Dichterin ist hier unverkennbar. Man möchte lebhaft wünschen, dieses farbige und fesselnde Gemälde bald im Sonderdruck zu haben, damit es neuer Verbreitung fähig werde. Wenn die Verfasserin sich unseren Rath gefallen lassen will, wird sie dabei den gelehrten Anstrich von Anmerkungen u. dgl. vollends tilgen. Wir glauben ihrer ausgiebigen Thatsachenkunde gern ohnehin. Ihre Darstellung macht den vollen Eindruck der Treue.

A. L.

Das Ideal der Männlichkeit.

Allen unseren Plänen und Bestrebungen für die Erziehung der Jugend, sagt mit Recht Dr. Edward Mussey Hartwell in seinem Bericht über das Turnen an die Regierung der Vereinigten Staaten, müssen philosophische Betrachtungen über die Beschaffenheit und Zukunft des Menschen nach Leib und Seele zu Grunde liegen und ihnen die Richtung anweisen. Es scheinen sich im Laufe der Zeiten vier Hauptideale männlicher Vortrefflichkeit herausgebildet zu haben, welche einzeln oder verbunden die Ansichten der Förderer und Leiter erziehlicher Veranstaltungen beeinflußt haben, und nach welchen die Körperpflege begünstigt, geduldet, vernachlässigt oder verworfen worden ist. Wir können diese Ideale im allgemeinen als das griechische oder ästhetische, das mönchische oder asketische, das ritterliche oder militärische und das ärztliche oder wissenschaftliche bezeichnen.

Die ersten drei sind in wechselnder Stärke von sehr frühen Zeiten an wirksam gewesen. Das vierte, obgleich aus antiken Bestandtheilen zusammengesetzt, ist so stark von den Ideen der Nützlichkeit und den Lehren der Anthropologie gefärbt, daß man es am besten als modern bezeichnen kann. Alle diese Ideen lassen sich auf Anschauungen von der Natur und Bestimmung des Menschen zurückführen, die sich obenhin in entweder heitere oder düstere scheiden lassen.

Das griechische Ideal, wie nicht erst gesagt zu werden braucht, war keineswegs düster. „Alles was gut ist," sagt Plato im Timäus, „ist schön, und das Schöne ist nicht ohne Maß, und von dem Wesen welches schön ist, kann man annehmen, daß es Maß habe. Nun nehmen wir das geringe Ebenmaß wahr und begreifen es; aber für das höchste und größte haben wir kein Verständnis, denn es gibt kein größeres Ebenmaß als das zwischen Seele und Körper. Dies nehmen wir indessen nicht wahr; auch gestatten wir uns nicht zu denken, wenn ein schwächerer oder kleinerer Körper das Gefäß einer großen, mächtigen Seele ist, oder wenn umgekehrt eine kleine Seele in einem großen Körper steckt, daß dann das ganze Geschöpf nicht schön sei, weil es des wichtigsten Ebenmaßes ermangele; aber die schöne Seele im schönen Leibe ist doch immer der schönste und lieblichste Anblick für den der sehende Augen hat."

Wohl konnte Charles Kingsley von den Griechen sagen: „Jede Kraft des Leibes und der Seele zur Gesundheit, d. h. zur Harmonie, zur Sympathie, zur Anmuth heranzubilden, war ihnen die Aufgabe der Erziehung."

Der Gegensatz zwischen dem griechischen und dem asketischen Ideal ist in einer Bemerkung des Apulejus über ägyptische und griechische Gottesverehrung deutlich ausgesprochen. „Die ägyptischen Gottheiten", sagt er, „wurden hauptsächlich durch Wehklagen geehrt, die griechischen durch Tänze."

Das Mönchs-Ideal, welches nach den ersten Jahrhunderten des Bestehens der christlichen Kirche einen so bedeutenden Einfluß auf christliches Denken und Leben ausübte, war theilweise asiatischen, zum größeren Theil ägyptischen Ursprungs. „Die Pflicht eines Mönches", sagt Hieronymus, „ist nicht zu lehren, sondern zu weinen." Thränen und Selbstquälereien konnten wohl alle Kraft der Menschen verschlingen, wenn sie alles Fleisch als eine Schöpfung des Teufels ansahen und den Glauben hochhielten, daß Seele und Leib getrennte, sich gegenseitig widerstrebende Wesen seien.

Als man dafür hielt, daß von allen Uebeln das größte die Freude sei, weil durch sie die Seele an den Leib „genagelt oder genietet" werde, und daß der geistigen und geistlichen Gesundheit am besten durch körperliche Schwachheit gedient werde, da war es nicht zu verwundern, daß, wie Lecky es ausdrückt, „ein scheußlicher, schmutziger, abgemergelter Wahnsinniger, der ohne Erkenntnis, ohne Vaterlandsliebe, ohne natürliche Zuneigungen sein Leben in einer langen Wiederkehr abscheulicher, nutzloser Selbstquälereien zubrachte und vor den schaurigen Ausgeburten seines fiebernden Gehirns zitterte, das Ideal der Völker wurde, welche die Schriften des Plato und des Cicero, das Leben des Sokrates und des Cato gekannt hatten! Diese Ansichten waren freilich von den älteren Kirchenvätern als ketzerisch verdammt worden, aber sie wurden von der römischen Kirche des Mittelalters zu anerkannten Lehrsätzen erhoben, und ihr Widerhall ist sogar in manchen pro-

testantischen Secten Englands und Amerikas noch nicht ganz erstorben."

Das kriegerische Ideal der Männlichkeit, das bald neben dem mönchischen bestand, bald ihm entgegentrat und es angriff, hat in der Erziehung der Söhne vornehmer Geschlechter eine wichtige und hervorragende Rolle gespielt. Herodot erzählt, daß die Söhne der Perser von ihrem fünften bis zu ihrem zwanzigsten Jahre nur drei Dinge gründlich lernten: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit Reden. Die körperliche Ausbildung wog vor in der Erziehung der freigeborenen Jugend bei Spartanern, Römern und Germanen; sie bestand hauptsächlich aus kriegerischen Uebungen und der Jagd, und ihr Ziel war die Heranbildung einer gewandten, ausdauernden Kriegerschaft. Das Waffenspiel bildete noch über das sechzehnte Jahrhundert hinaus einen nothwendigen Theil der Erziehung jedes Rittersohnes in ganz Europa.

„Ich schwöre, daß ich meinen Sohn lieber hängen sehen als studiren lassen will. Denn es geziemt den Söhnen von Edelleuten, das Horn hübsch zu blasen, geschickt zu jagen, einen Falken zu zähmen und zierlich zu tragen. Aber das Studium der Wissenschaften sollte den Söhnen der Bauern überlassen bleiben." Das sind die Worte eines englischen Edelmanns aus der Zeit Heinrich's des Achten, welcher zu plötzlichem Zorn erregt wurde und wüthend losbrach, als er die Wissenschaften preisen hörte.

Das Ideal der Griechen entsprang ihrer Leidenschaft für Schönheit und Harmonie und ihrem frohen Lebensgefühl; dasjenige des Geistlichen und des Mönches ruhten auf einer gründlichen Unkenntnis und Verachtung des menschlichen Leibes; dasjenige des Kriegers und Ritters entnahm seine besonderen Züge einer rauhen Werthschätzung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit, die aus der Erfahrung in Jagd und Schlacht erwachsen war.

Das moderne Ideal ist nicht sowohl aus einer Vereinigung oder Verschmelzung seiner Vorgänger als vielmehr aus den Fortschritten der wissenschaftlichen Erkenntnis hervorgegangen, welche lehrt, daß in diesem Leben Körper und Geist untrennbar mit einander verbunden sind und sich in ihrer Beschaffenheit und ihren Leistungen gegenseitig bedingen. Professor Huxley faßt es in folgende Worte:

„Derjenige, so glaube ich, hat eine vollendete Erziehung erhalten, der in seiner Jugend so ausgebildet ist, daß sein Körper der bereite Diener seines Willens ist und mit Leichtigkeit und Vergnügen all das Werk vollbringt, dessen er fähig ist; dessen Verstand einer klaren, kalten, logischen Maschine gleicht, deren Theile, sämmtlich von gleicher Stärke, in glatter Arbeitsbereitschaft gehalten werden so daß sie wie eine Dampfmaschine verwandt werden kann jede Art von Arbeit zu verrichten, sogut die Sommerfäden des Geistes zu spinnen wie seine Anker zu schmieden; dessen Geist mit der Kenntnis der großen Grundgesetze der Natur und ihrer Anwendung ausgerüstet ist; der, kein verkümmerter Asketiker, voll Leben und Feuer ist, dessen Leidenschaften aber unter der Herrschaft eines kräftigen Willens stehen, welcher seinerseits einem zarten Gewissen dient; der gelernt hat alle Schönheit der Natur und Kunst lieben, alles Niedrige hassen und andere wie sich selbst respectiren."

Ohne Zweifel hat auch Professor Huxley damit noch nicht das letzte Wort gesprochen.

M. L.

Der Bauer und die Bildung.

Robert Waldmüller sagt in den Hamburger Nachrichten: „Wir Culturmenschen wissen, daß die Gewöhnung an gute Bücher ein sichres Mittel ist, uns vor Grillen, vor Langeweile, vor Thorheiten zu behüten. Wir wissen, daß der Umgang mit den schönen Künsten unseren Geist veredelt. Wir wissen, daß ein warmes Gefühl für das Vaterland unser Herz erfüllen soll, daß wir an der allgemeinen Arbeit zur Hebung der menschlichen Gesittung, zur Ausgleichung der großen Abstände unter den Volksschichten, zur Versöhnung der sich bekämpfenden Anschauungen unseren Theil beizutragen haben. Aber die wenigsten von uns werden behaupten wollen, daß dieses warme Gefühl den Umgang mit Büchern und Kunstwerken erlesener Art zur unerläßlichen Vorbedingung habe. Paulus spricht in seiner zweiten Epistel an Timotheus von Menschen, welche „immerdar lernen und doch nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen können." Es kommt noch darauf an, ob diejenigen, welche ihre Lebenstage ausschließlich in Feld und Wald, zwischen Ackern, Säen und Ernten verbringen, in der „Erkenntnis der Wahrheit" hinter der Mehrzahl derer zurückbleiben, welche „immerdar lernen". Denn ist der Bauer auch unzweifelhaft der Sklave seines Viehs und seiner Felder, dreht sein ganzes Sinnen und Treiben sich auch um die Frage, wie er diese am einträglichsten bestelle und wie er jenes sättige und immer wieder sättige, so hält ihn dieser fest begrenzte Pflichtenkreis doch an eine Lebensthätigkeit gefesselt, die inmitten der freien Gottesnatur sein Herz nicht verknöchern läßt und ihn mit einem Gefühl wirklichen Daheimseins erfüllt, wie in solchem Grade es nur wenigen von uns anderen beschert ist. Man sage nicht: der Bauer hat gar nicht, was wir wahren Natursinn nennen; er sieht nur auf lehmige oder sonstige Beschaffenheit des Bodens, auf kalte oder warme Lage und was sonst einer Gegend zur Empfehlung oder zu abfälliger Schätzung dienen kann. Das ist nur die halbe Wahrheit. Von Kindheit an hat er fast täglich sein Leben im Freien zugebracht, und wenn auch nicht jedes Dorfkind so geschärfte Sinne für die Natur auf die Welt mitbringt, wie der schottische Pflüger Robert Burns: vorhanden, wenn auch unvollkommen entwickelt, sind sie sicher bei der großen Mehrzahl aller derer welche fern von der Stadt aufwuchsen. Dies schließt nicht aus, daß sich der Bauer vieles versagen muß, was uns andere reizvoll dünkt, ja was wir schmerzlicher vermissen würden als körperliches Wohlleben. Aber verfeinerte Lebensansprüche, so berechtigt sie für den Städter sind, würden sich mit der bäuerischen Thätigkeit nur um den Preis einer Verminderung der Lust und Liebe, welche diese Thätigkeit erheischt, verbinden lassen. Ich verarge meinem fleißigen Wirthe daher auch nicht, daß er sich, wie ich vermuthe, keine Zeit zum Lesen von Tagesblättern gönnt und weit lieber in seinem Stall auf Ordnung sieht, als daß er sich über Bulgarien den Kopf zerbräche. Vielleicht hat er sogar nie von den großen Hoffnungen gehört, welche die Erfinder der „Bauernvereine" auf diese setzten; hörte er davon so wäre seine Meinung darüber ohne Zweifel: Laßt uns ungeschoren, wir haben nicht Zeit zum Politisiren. Was in Sachsen — ich schreibe diese Zeilen in einem Dörfchen der sächsischen Schweiz — von diesen flüchtig hingeworfenen Bemerkungen etwa annähernd richtig sein dürfte, wird nun auf die Schweinezüchter von Illinois allerdings wohl nicht ohne weiteres Anwendung finden können. Ich hatte erst unlängst in einem Gasthofgarten der Sächsischen Schweiz Gelegenheit, das Benehmen einer Anzahl amerikanischer Damen und Herren — beiläufig gesagt, sämmtlich mit der Cigarette im Munde — zu beobachten, und mir die Frage vorzulegen, ob sie, falls sie die Kinder eines Farmers im fernen Westen wären, nicht besser dem Berufe ihres Herrn Vaters treu geblieben sein würden. Da ich niemandem zu nahe treten mag, bescheide ich mich und behalte die Antwort für mich."

Bücher und Schriften.

Heinrich Bauer: „Der verzauberte Apfel," eine Seminaristengeschichte. (Stuttgart, Robert Lutz.)

Humor, Witz und Satire gegen die Kleinlichkeit von Menschen und Verhältnissen in einem deutschen Kleinstaat vor der Wiederaufrichtung des Reiches würzen die Erzählung, welche für Bremen noch dadurch an Interesse gewinnt, daß es dem Helden der Erzählung schließlich

ähnlich ergeht wie dem einst berühmten „dicken Heinrich" in Dehnken und Bodens Keller an der Schlachte. Hugendubel, der im Mittelpunkt der Erzählung steht, verschwindet, der Drillereien pedantischer Professoren müde, aus Württemberg, um jenseits des Meeres sein Glück zu suchen. Nach Deutschland zurückgekehrt, heiratet er schließlich die Wirthin eines Kellers in einer deutschen großen Seestadt, gelobt sich den Keller nie mehr zu verlassen, und hält nun allabendlich mit der aus den besten Kreisen der Stadt sich recrutirenden Stammgesellschaft Commers ab. Dabei wird er dicker und schwerer und vermag schließlich den Keller nicht mehr zu verlassen, in welchem er an einem lustigen Kneipabend inmitten seiner Freunde am Schlaganfall verendet. — Die Moral der Fabel ergibt sich daraus wohl von selbst!

Allerlei Gemeinnütziges.

Der vierte deutsche evangelische Schulcongreß, welcher am 5., 6. und 7. October 1886 abgehalten werden soll, verspricht u. a. Vorträge über „die Idealität des Lehrerberufs", von Seminardirector Heine-Cöthen, von Gymnasial-Oberlehrer Dr. Freybe-Parchim über die „Mitwirkung der Schule an der Erhaltung christlicher Volkssitte", von Decan Kübel-Eßlingen über katholische und evangelische Erziehung" und von Realgymnasiallehrer J. H. Leimbach-Marburg über „das Recht der Kirche an den höheren Schulen und Lehrerseminarien." Es sind nicht nur alle Lehrer aller Schulgattungen, sondern auch alle Freunde deutschen evangelischen Schulwesens, Geistliche wie Laien, herzlich eingeladen.

Samuel Morley, einer der reichsten Industriellen Englands, war zugleich einer seiner opferwilligsten Menschenfreunde. Man schätzt seine jährlichen Gaben dieser Art auf nicht weniger als eine halbe Million Mark, kirchliche Dissenter-Zwecke allerdings eingeschlossen. Aber er ließ sich dabei nicht leicht anführen. Bei seinen Wohlthaten sah er ebenso scharf wie im Geschäft zu, daß alles ordentlich und rechtlich zugehe, ohne lässige Verschleuderung oder Lug und Trug.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90/91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 39. Sonntag, 26. September. 1886.

Massen-Wohnungen in größeren Städten.

Hier in Bremen wissen wir ja von keiner solchen schweren und beständigen Wohnungsnoth der ärmeren Leute, wie die alten Groß- und Mittel-Städte Deutschlands sonst sie kennen; wir haben im entscheidenden Augenblick an niedrigen Häusern festgehalten, durch unser Handfestenwesen unterstützt, bis die Pferdebahnen dem Draußenwohnen der in der Stadt beschäftigten Arbeiter, Gehilfen, Marktfrauen u. s. f. zu Hilfe kamen. Aber gleichgiltig ist es deshalb auch für uns noch nicht, wenn gemeinnützig bewährte deutsche Kreise sich über sie den Kopf zerbrechen. Es springt dabei stets etwas heraus, das auch uns zustatten käme, wenn wir es uns flott und wählerisch zugleich aneigneten.

Solcher werthvoller Stoff liegt vor in zwei Bänden des Vereins für Socialpolitik, der ein so fleißiger Verleger der Ergebnisse socialpolitischer Studien und Untersuchungen ist, und der diesmal den Verhandlungen vorarbeitet, welche er am 24. September über großstädtische Wohnungsnoth in Frankfurt am Main halten wollte.

Wir haben in den von ihm gesammelten Veröffentlichungen und Berichten einiges gefunden, was wir nicht anders erwarteten, und einiges, das uns überraschte. Zu den Bestätigungen vorgefaßter Annahmen gehört, daß in den rein modernen Industrieplätzen Crefeld und Elberfeld von arger Wohnungsnoth keine Rede sein kann, desto mehr beispielsweise in Straßburg. Es sind die groß gebliebenen oder vollends gewordenen Altstädte, in denen dichtgedrängtes Zusammenwohnen mittelloser und mangelhaft erzogener Menschen ein wahres Unheil ausbrütet. Stehen sie außerdem in dem Rufe lebendigen opferbereiten Gemeinsinns wie etwa Frankfurt am Main oder Leipzig, und wohlverwalteter öffentlicher Anstalten für Arme und Kranke, wie mehr oder weniger alle, so entwickeln sie eine Anziehungskraft für die Schwächlinge der Gegend, der die verantwortlichen Väter der Stadt mit einem Gemisch von Genugthuung und Grauen gegenüberstehen.

In Leipzig sind bis zum Jahre 1820 regelmäßig mehr Menschen gestorben als zur Welt gekommen: ein heute kaum noch faßliches Misverhältnis! Aber weshalb war der Tod dem Wiederherstellungsvermögen der Bevölkerung überlegen, als weil sie so furchtbar dicht auf einander gedrängt saß? Während der Kriege der beiden Jahrhunderte von 1618 bis 1815, deren zerstörende Wuth an der inmitten so einladender Ebenen im Herzen Deutschlands liegenden Stadt selten ganz vorüberging, wurden die hölzernen Häuser der Vorstädte so und so oft verbrannt oder niedergerissen. Dann häufte sich alles inmitten der Mauern selbstmörderisch zusammen. Der Verfasser des Berichts im zweiten Bande, Dr. Ernst Hasse, warnt deswegen auch davor, die Wohnungsnoth der Gegenwart für schlimmer anzusehen als die der Vergangenheit. Es ist überhaupt ein zwar noch oft vernommener aber ziemlich sinnloser Anspruch an bessernde Bestrebungen, sie sollten die Zunahme des Uebels nachweisen, ehe man ihnen helfe es abzustellen. Die Sache ist vielmehr die, daß unser geläutertes Bewußtsein und unser menschenfreundlicher gewordenes Gefühl heutzutage nicht mehr erträgt, was die Vorfahren gelassen hinnahmen, — die Wohnungsnoth so wenig wie das Elend der Trunksucht.

Dem Leipziger Bericht darf man auch darin eine sehr vernünftige Auffassung nachrühmen, daß er am Schlusse des ganzen Gutachten-Verhörs, welches er vornimmt, die Rollen der Hilfleistungen angemessen vertheilt. Von Reich oder Staat erwartet er wenig oder nichts als Gesetzgebung und Inhaber der öffentlichen Zwangsgewalt, — nur für ihre Beamten soll sie sorgen und als Eisenbahn-Eigenthümer für billigen bequemen Tagesverkehr außenwohnender Arbeiter mit der Stadt. Die Gemeinde hat keinen Anlaß zum Eigenbau, kann aber billiges Land für den Bau guter kleiner Wohnungen hergeben, und neben der Bauordnung eine Wohnordnung erlassen und wachsam durchführen. Betheiligte mögen, wenn sie dazu geistig und sittlich befähigt sind, sich selbst helfen wie jene zwölf Leipziger Lehrer-Familien, die sich in der Auen-Straße ein Haus gemeinsam gebaut haben, genossenschaftlich verwalten, und für den halben Preis, den sie sonst zu zahlen haben würden, gut und in Freuden bewohnen. Den übrigen, ärmsten und hilflosesten Schichten müssen Stiftungen, Vereine, Männer und Frauen von regem Gemeinsinn beistehen.

Hier begegnet uns nun eine schöne Ueberraschung. In Leipzig hat man es seit 1883 schon Miß Octavia Hill nicht minder nachgemacht als in Darmstadt. Herr Gustav de Liagre ist mit zwölf Herren und Damen an die Aufgabe herangetreten, die er leichter fand als er vorhersah, aber reichlich so dankbar und befriedigend, und schildert ihre Lösung in einer

Beilage zu Dr. Hasse's Bericht. Wir kommen eingehend darauf zurück. Der Voruntersuchung des Vereins für Socialpolitik gibt dies den würdigsten Abschluß, und weist im Unterschiede von Miquel's Einleitung auf den gangbarsten und sicher weiter führenden Weg zum Ziele hin. In deutschen Großstädten hat die Staatsgewalt nicht soviel zu thun wie freiwilliger Gemeinsinn. Wofür sind sie denn die Sammelplätze der tüchtigsten, vielseitigsten Kräfte und der reichsten äußeren Mittel? A. L.

Aus Norwegen.

Land, Volk und Enthaltsamkeit.

I.

In Norwegen habe ich die Eisenbahnen, Hotels und Fahrstraßen so voll von Reisenden gefunden, daß ich fürchte, mancher Leser dieses Blattes könnte gleichzeitig mit mir oder voriges Jahr da gewesen sein und besser im Lande Bescheid wissen als ich jetzt nach meiner kurzen Stipendiaten-Fahrt. Nur eins oder zweierlei habe ich vielleicht vor sehr vielen der vielen Turisten vorausgehabt. Ich hatte die Aufgabe, in Norwegen recht einseitige Studien zu machen: die dortige Enthaltsamkeitsbewegung kennen zu lernen, — und darum haben sich wohl nur wenige Turisten gekümmert. Mich aber nöthigte dies, auf das Volk und sein Treiben besonders Augenmerk zu haben. Und dann spreche ich ein schlechtes hartes nordschleswigsches Dänisch, das die liebenswürdigen Norweger aller Stände vortrefflich verstehen konnten, und so gaben sie gern Rede und Antwort und ich wurde mit vielen Leuten recht herzlich befreundet. So schreibe ich denn einige Reiseeindrücke nieder über Land und Volk und Enthaltsamkeit, — im voraus für die vielen Ichs um Vergebung bittend.

Was war das für ein vergnügter Curierzug von Christiania nach Throndhjem! Er führte uns von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Morgens in nordnordwestlicher Richtung mitten durchs Land. Der schönste Sonnerschein zeigte uns die unendlichen Seen in mannigfachster Gestaltung, umrahmt von langen Höhen- und Bergzügen in immer neuen Formen, alle mit dunkelm Fichten- und Tannen-Wald bestanden, der sich fast ohne Unterbrechung zehn Meilen und wieder zehn Meilen ausdehnte. Nur einzelne hellgrüne Flecken hoben sich aus dem Dunkel heraus, auf denen wenige Gehöfte standen, oder hier kam eine freundliche Landzunge mit einer Holzkirche und Häusern, oder bei der und der Station ein Städtchen. Auf den Seen hie und da ein Boot, auch einmal ein Dampfboot, — sonst große Einsamkeit: aber alles voll von großer, ernster, stiller Schönheit. So ging's, bis wir die Hauptverkehrsader in diesem Landestheil und den größten Fluß Norwegens, den Glommen erreicht hatten, den wir bis zur Wasserscheide weit oben in Nordwesten und gar nicht weit vom Ziel unserer Reise kaum verließen. Warum aber der Zug ein so vergnügter war? Nun, in der dritten Classe saßen norwegische Lehrer und Studenten, die in die Ferien und in die Sommerfrische zogen; unter denen saß ich und knüpfte mit ihnen an. Einer hatte sich droben im Fjeld eine Sommerwohnung gemiethet und wollte fischen, schießen, malen und — schreiben, letzteres über Staatskirche und Freikirche in einer Zeitungsfehde; ähnliche vortreffliche Absichten hatten sie alle, und waren herzlich vergnügt. Die zweite und erste Classe aber war dicht voll von Engländern, Amerikanern, Deutschen, Franzosen, Dänen, Magyaren, ein aufgeregtes Volk auf den Stationen, denn Ein Gedanke belebte, ja elektrisirte sie alle: sie wollten zum Nordcap. Bis 11 Uhr war's Tag, und immer noch sah man und schaute man z. B. von der Höhe hinab ins reizende Lille elvedalen. Dann rückten die, welche sich auf den Stationen mit einander bekannt gemacht hatten, in eine Wagen-Abtheilung: ein preußischer Divisionspfarrer, ein norwegischer radicaler Storthingsmann, ein jütländischer Kaufmann, ein norwegischer Theologe und der Einsender, und redeten von Politik und Civilehe und Henrik Ibsen und Freiheit und Enthaltsamkeit. In dem kalten kahlen, mehrere 1000 Fuß hohen Tönset stiegen dann die Norweger aus. Es wurde kalt, man nickte ein wenig ein und fror. Der Morgen brachte Nebel und leichten Regen, und in grauem Wetter waren wir endlich in Throndhjem am Atlantischen Ocean.

Ach wie gerne möchte ich nun auch das alte Nidaros beschreiben und den einst weltberühmten Dom des heiligen Olaf, den die frommen Wallfahrer aus der ganzen Christenheit mit ihren Gaben erbauen halfen als das Wunder des Nordens, der dann durch Feuersbrünste und neue Zeiten so schrecklich verfiel, und der nun in seiner alten Schönheit wieder erstehen soll; aber es kann so lange währen wie mit dem Kölner Dom. Die Stadt ist schön, malerisch, freundlich, milden Klimas, regen Gemeingeistes, voller Vereine aller Art, Guttemplern, Mäßigkeitsleuten. Nüchternheits-Kaffee findet man da und die norwegische Bank, und erstaunliche Fische auf dem Fischmarkt wie den Helleflynder, aus dessen dicksten Stücken man, wie mir der Verkäufer sagte, Beefsteak macht. Nichts von alle dem hat mein Herz gerührt. Aber als ich mit meinem jütländischen Freunde auf der verfallenen Feste Christiansteen stand und hinunter schaute auf die Stadt und die weite bergumkränzte Hafenbucht und die kleine Insel Munkholm darin, da schmolz mein Herz, und dem Dänen gingen fast die Augen über. Wir dachten an den größten aller dänischen Staatsmänner aller Zeiten, Peter Schumacher oder Graf Griffenfeldt, den Verfasser des dänischen „Königsgesetzes," der auf Munkholm seinen Ehrgeiz und seine Treue gegen einen elenden undankbaren König mit achtzehnjährigem Kerker büßte. Wir erzählten einigen Posener Herren die traurige Mähr. Sie ist so unbekannt in Deutschland, aber der Arbeit des größten Dichters würdig.

Mit dem prachtvollen nagelneuen Dampfer Olaf Kyrre segelten um Mitternacht die Nordcapfahrer ihrem erhabenen Ziele zu. Ich fand mich zwölf Stunden später auf einem Dampfer in der Gesellschaft von Enthaltsamkeitsleuten und Guttemplern aus Throndhjem und Norrland, namentlich auch Tromsöe, mit der Richtung nach Südwest auf den Fischhandelsplatz Christianssund zu. Dort sollten vom 19. bis 21. Juli die Vertreter der norwegischen Enthaltsamkeitsvereine ihre Versammlung halten, und zufällig am 21. die Hickmann'schen Guttempler auch. Ich stand mitten im Schwarm. Mit welchem Eifer erörterten die Leute ihre Fragen! Ich verbarg ihnen nicht mein Vorhaben, ihre Verhandlungen und Reden anzuhören und danach den Deutschen von ihnen erzählen. Die Guttempler ließen sich ihren Glauben, daß der Stoff selbst vom Argen sei und daß der Spiritus selbst völlig aus dem Lande vertrieben werden und ein „alkoholfreies Geschlecht" hergestellt werden müsse, nicht ausreden. Auch auf Deutschland kam das Gespräch; ich erstaunte doch über die Macht der Verleumdung und des Neides, die unseren guten Namen allerwegen befleckt. Als endlich ein junger sonst liebenswürdiger Kaufmann unsere Geduld bewunderte, daß wir so lange Bismarck's Joch ertrügen, riß mir die Geduld. Ein grobes Gleichnis von dem tüchtigen Capitän, der unser Schiff durch die Schären führe und dem wir gern unser Leben vertrauten, weil er seinen Kram verstehe und besser als wir, und ob das denn lauter feige Geduld wäre, wenn wir dem Verständigen folgten, brachte die Widerrede zum Schweigen. Daß es Deutschlands hohe Ehre sei, daß ihm nach Erfolgen, wie die Welt sie nicht gesehen, der Kopf nicht schwindle, sondern daß wir nur Frieden hielten, dem wollte doch auch niemand widerreden. Ob es nicht Recht sei, daß jeder sein Vaterland hochhielte und vertheidige? Da nickte ein riesiger norrländischer Bauer vergnügten Beifall. Auf einmal klang's: Hurrah! der Delphin! und mit gewaltigem Schwunge schnellten die prächtigen Meerthiere über die Spitzen der Wellen hin, und wieder und wieder jagten sie neben uns her, als wollten sie

mit dem Dampfschiff um die Wette laufen. Dann riefen die, die gute Augen hatten: „Wall!" „Wall!" ich Armer konnte die fernen kleinen Fontänen und schwarzen Flecke nicht sehen. Aber auf dem fortwährenden Wandel=Panorama der Schäre rechts und der oft schneebedeckten Felsenhäupter des Festlandes links ruhten die Augen mit immer neuer Lust, und so lenkten wir gegen den dunkelnden Abend hin in den Hafen der Felsenstadt Christiansund hinein. Das Dampfschiff sollte weiter nach Bergen. Boote nahmen uns auf. Mein Kaufmann kam mit fünf Kisten mit Steingutproben, ein wahrer Wiking von Bootsmann nahm das Gut und ihn und mich auf. Wonach riecht es hier? fragte mich mein Kamerad. Nach Fisch! sagte ich. Freut mich zu hören, die ganze Stadt riecht nach Fisch, — sagte er. Das war aber nicht wahr. Ich habe droben auf den Felsen unter vielen lieben Leuten drei interessante angenehme Tage verlebt, und immer in reiner Luft.

Osterlügum. P. Kier.

Deutscher Verein für Knaben-Handarbeit.

Das im Juni 1881 zu Berlin begründete deutsche Centralcomite für Handfertigkeits=Unterricht und Hausfleiß hat sich am 20. September zu Stuttgart inmitten einer stark und gut besuchten Versammlung beabsichtigtermaßen in einen

Deutschen Verein für Knaben=Handarbeit

auflösen können, und demselben den fertigen Plan allmählicher Begründung einer Bildungsanstalt für Handarbeitslehrer in Leipzig als eine Art ehrenvoll verpflichtender Erbschaft übergeben.

Der Versammlung wohnte der württembergische Cultminister Excellenz v. Sarwey bei; außerdem Vertreter des Ministers des Innern v. Hölder, der Kreisregierung zu Ludwigsburg, der badischen und der hessischen Regierung. Ein Vertreter des preußischen Unterrichts=Ministers Herrn v. Goßler war durch einen unliebsamen Zufall verhindert. Auch der Bundesrath der nahen Schweiz ließ sich vertreten durch Herrn S. Rudin aus Basel, den Vorsitzenden des jüngst begründeten schweizerischen Vereins für Arbeits=Unterricht. Der Gemeinderath der Stadt Stuttgart begrüßte die Versammlung durch eines seiner Mitglieder, und der Magistrat der Reichshauptstadt hatte einen seiner Schulräthe abgeordnet.

Nach einer kurzen einleitenden Ansprache des Comite=Vorsitzers Herrn A. Lammers aus Bremen wurde auf Vorschlag des Bürgerschuldirectors Urban aus Wien der Genannte auch hier mit der Vorsitzführung beauftragt, die Herren von Schenckendorff aus Görlitz und Eduard Elben aus Stuttgart ihm als Stellvertreter beigegeben, und die Herren Schuldirector Kunath aus Dresden und Hauptlehrer Weber aus Pforzheim zur Schriftführung berufen.

Dann sprach Herr von Schenckendorff über die pädagogische und sociale Bedeutung erziehlicher Knaben-Handarbeit ungefähr eine Stunde lang mit dem lebhaftesten Beifall, —

nach ihm Oberlehrer Dr. Götze aus Leipzig über den von ihm ausgegangenen, auf ihn persönlich vorzugsweise sich auch stützenden Plan einer Bildungsanstalt für Handarbeitslehrer.

Die beiden Vorträge werden im Wortlaut in den ehestens erscheinenden Bericht vom Stuttgarter Congreß aufgenommen werden.

Es knüpfte sich an sie eine kurze gemeinsame Besprechung, in welcher alte Einwände nochmals widerlegt wurden, merkwürdigerweise nicht sowohl aus dem bisher minder berührten Süden stammend als aus dem Mittelpunkt der deutschen Intelligenz, wo die Arbeit für die Sache nach langer Pause demnächst ja erst wieder hoffnungsvoller beginnen soll.

Die kurzen Satzungen, welche ein Ausschuß des Centralcomite entworfen hat, begegneten keinen Anstand. Auf Grund derselben schlug Professor Dr. Post aus Hannover dreißig Mitglieder für den Gesammtausschuß vor, deren Anwesende sich nachher noch vier Herren hinzuwählten, und zum Vorstand bestellten die Herren A. Lammers als Vorsitzenden, Dr. Götze und den Director des Berliner Kunstgewerbe=Museum C. Grunow als Stellvertreter desselben, E. von Schenckendorff als Geschäftsführer, und Schuldirector a. D. Nöggerath aus Brieg als Schatzmeister. Die übrigen Namen theilen wir nach erfolgtem Eingang der Annahme=Erklärungen mit.

Damit ist eine neue, besser geordnete und stärker beflügelte Thätigkeit für die Sache erzieherischer Handbildung der Knaben begründet worden, deren Früchte nicht lange mehr auf sich warten lassen werden.

Der Herr Bezirks-Amtmann.

Von

Wilhelm Fischer.

Der Herr Amtmann war ein großer Herr. Das merkte man weniger, wenn er saß, so achtunggebietend die mächtige Brust und das röthlich strahlende Antlitz mit dem stattlichen Schnurrbart und den kleinen feurigen Augen auch waren. Aber wenn er sich erhob, und die beiden kräftigen Säulen zur vollen Geltung kamen, auf welchen dieser mächtige Oberbau ruhte, so überragte er wohl um eines Hauptes Länge die gewöhnlichen Sterblichen und flößte ihnen, je nach Umständen, Bewunderung und Neid, oder Furcht und Schrecken ein. Sein Haar war dunkel und dicht, sein Blick scharf und drohend, seine Stimme laut, sein Schnarchen wie das dumpfe Knirschen der Säge in astreichem Holz, sein Arm lang und stark, und sein Gang trotz der beträchtlichen Schwere ziemlich rasch. Er stammte aus dem glückseligen Altbayern, war damals aber, als ich das Vergnügen hatte ihn kennen zu lernen, zu seinem Leidwesen aus dem schweren Heimatboden in die lockere Pfalz verpflanzt. Da wächst Wein, jawohl; guter, edler Wein sogar; auch Bier wird da gebraut, freilich, und die mageren Preußen in der Nachbarschaft, von den eigenen schlauen Brauern mit dünner theurer Schlempe abgespeist, richtiger abgeträntt, huschen gern einmal über die Grenze und trinken sich aus großen Humpen satt des echten Bayerischen und meinen wunders, welch ein Nektar es wär', und alles in allem genommen läßt sich's aushalten in dem Ländchen, und einstimmen in den alten Ruf:

Fröhlich Pfalz,
Pfeffer und Salz,
Butter und Schmalz,
Most und Malz,
Gott erhalt's!

Aber der Herr Bezirks=Amtmann kannte besseres; ihn rührte weder Westrich noch Wonnegau; voll Weh und Unmuth schüttelte er das mächtige Haupt. Wie die Nadel nach Norden weist, so zog ihn ein dunkler Trieb immerfort nach der alten Heimat, und von Rehziemer und Deidesheimer sehnte sich seine dicke Seele nach den Maßkrügen und den Radi, nach den Knödeln und dem Kälbernen Münchens zurück. Er betrachtete sich als in der Verbannung lebend, und ach! sie dauerte schon so lange!

Wären ihm die lateinischen Verse leicht geflossen und schriftliche Arbeiten überhaupt ein Trost gewesen statt einer Quelle neuen Aergers, er hätte so trübselige Episteln geschrieben wie Ovid aus Tomi, ja, Tristiora statt Tristien. So begnügte er sich, anfangs leise, dann laut, bald mündlich und bald schriftlich bei Regierung und Ministerium zu bohren und um Rückversetzung zu bitten. Oft vertröstet und nie erhört, suchte er endlich einen gewissen Druck durch eine Gewaltmaßregel auf die Schwernachgiebigen auszuüben: er schickte Weib

und Kind voraus in die Stadt seiner Sehnsucht, nahm den einen Grund von der Luft, und den anderen kaum minder luftigen von den Schulen her — denn Luft und Schulen sind auch in der Pfalz nicht übel — und fügte so als verbissener Selbstquäler zu seinem übrigen Elend noch das fortwährende Strohwitwerthum — was das heißt, wird jeder rechtschaffene Ehemann zu würdigen wissen. Aber weder Aerger noch Kummer zehrten merklich an seinem Umfange. Im Gegentheil, die Uniform, in schlankeren Tagen gebaut, zog er nur selten, nur ungern an. Wenn er sich ja einmal, etwa an Königs Geburtstage, nothgedrungen hineinzwängte, so seufzte er wohl, vor dem Spiegel den letzten Knopf mühsam ins rechte Knopfloch würgend: „Uff! Hätt' ich mehr Geduld und weniger Durst, ich hing' den Mandarinen-Rock lieber heut' als morgen an den Nagel!" — Deutschland ist groß, und bei recht genauer Umschau möchte man am Ende ein paar Gesinnungsgenossen des Würdigen finden.

Daß sein Leib nicht in Fasten und Geißeln ausartete, davor bewahrte ihn sein reges Pflichtgefühl, seine gesunde Lebensauffassung. Er wußte zu gut, was der Fromme seinem Leibe schuldig ist, der gebrechlichen Hülle des unsterblichen Geistes, und nun gar einem solchen Leibe! Sechs volle Fuß in Stiefeln ohne Doppelsohlen, und die Breite entsprechend. Daran sich zu versündigen, wäre gewissenlos und fiel dem Amtmann in seinen bösesten Träumen nicht ein. Er nährte und pflegte sein sterblich Theil, so gut es die Verhältnisse erlaubten. War das Bier dünner als daheim, so trank er desto mehr; konnte das Schöppchen bei Tisch nicht immer Auslese vom besten Jahrgang der sonnigsten Lage sein, so nahm er eine Flasche, und auch im Essen läßt sich bei gutem Willen an den meisten bewohnten Orten unseres Erdballs ersprießliches leisten. Man muß dann freilich auch den Augen die Kost geben, sich fleißig umschauen nach guten, seltenen Bissen, und nicht blöd und langsam im Zugreifen sein. Wer sich träge nur auf Wirthin und Köchin verläßt, wer da wartet, bis die Forellen ihm zuschwimmen und die Schnepfen in den Mund fliegen, der wundere sich nicht über zähes Fleisch, der hat keine Ahnung von den Sorgen und Mühen, aber ebensowenig von den Erfolgen und Wonnen eines wahrhaft diensteifrigen Feinschmeckers. Der Herr Amtmann wußte immer genau, wann eine Treibjagd gehalten und wo ein Weiher gezogen wurde, und sorgte redlich, daß er seinen Theil bekam von allem was da fleucht und kreucht. Selbst Dienstreisen führten ihn zu neuen Entdeckungen — das ist der Lohn treuer Pflichterfüllung! Von einer sonst höchst überflüssigen und langweiligen Grenzbesichtigung, die er in Gemeinschaft mit dem nächsten preußischen Landrath unternahm, brachte er triumphirend ein niedliches Spanferkel heim, reizend zum Anbeißen ungebraten. Er versäumte nicht leicht ein Fest- und Zweckessen und war den Wirthen ein lieber Gast, aber zugleich ein strenger Richter. Oft fuhr er von seinem kleineren Wohnsitze aus nach Z., und dort thaute unter der Sonne der Geselligkeit, im Kreise der Beamten und Offiziere, die starre Eisrinde zuweilen auf, welche die Verbannung um seinen männlichen Busen geschlagen hatte. Eines Abends so gründlich, daß er laut jubelte und sang, und vom Forster-Traminer begeistert lange Reden hielt, nachher wieder recht kleinlaut und still wurde, und endlich, der langen Beine nicht mehr ganz mächtig, von treuen Freundesarmen in den Wagen gehoben und geschoben wie einst der edle Dulder Odysseus nach Hause kam, nemlich schlafend. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß die Pferde, so lange die Sitzung des Herrn und des Kutschers auch dauert, immer nur Wasser trinken.

Einige Tage später ward ihm unter Kreuzband die neueste Nummer der Z.. Zeitung zugesandt, und mit gerechtem Erstaunen und stets wachsender Befremdung las er folgenden Bericht darin, von unbekannter Hand roth angestrichen:

„Wie wir hören, soll dem Vernehmen nach einem on dit zufolge der Herr Amtmann X zu Y" (das war eben unser Edler höchstselber) „jüngst folgendes Rundschreiben an alle Bürgermeister und Wirthe seines überhaupt musterhaft verwalteten Bezirks erlassen haben: Um dem schrecklichen Unwesen der Völlerei nach Kräften zu steuern, das leider! grade in unserer Gegend stark im Schwange geht, um insbesondere den kleinen Mann, den Arbeiter und die heranwachsende Jugend vor Versuchung und Verführung zu schützen, um wenigstens einem Theile des unsäglichen Elends vorzubeugen, das durch den leidigen Trunk in die Familien hineingetragen wird, tausend Verhältnisse zerrüttet und unser Volksleben aufs empfindlichste schädigt, finde ich mich veranlaßt, von allen Mitteln, welche das Gesetz mir an die Hand gibt, künftig in vollem Umfange Gebrauch zu machen. Die Herren Bürgermeister werden hiermit angewiesen, auf alle Wirthschaften ein wachsames Auge zu haben und insbesondere strengstens auf die genaue Innehaltung der Polizeistunde zu achten. Erst neulich wieder habe ich Gelegenheit gehabt, mich persönlich davon zu überzeugen, wie lax in dieser Beziehung die bestehenden Vorschriften hin und wieder gehandhabt werden. Ferner erwarte ich, daß sie selbst, wie alle Beamten, den Bürgern auch in Nüchternheit und Maßhalten mit gutem Beispiele vorangehen. Den Wirthen wird hiermit der Verkauf von Schnaps und alkoholhaltigen Getränken überhaupt an Minderjährige, notorische Trinker, schon Betrunkene völlig untersagt. Einheimische Frauenzimmer dürfen sie, von Bällen abgesehen, nach sechs Uhr Abends in ihren Localen nicht dulden. Die erste Uebertretung wird mit Geldbuße, die zweite unnachsichtlich mit Concessions-Entziehung bestraft. Ich gebe mich der Hoffnung hin u. s. f." — es folgte noch eine erhebende Stelle, werth gelesen und wieder gelesen zu werden, aber ich kann sie aus dem Gedächtnis nicht hersetzen, wie denn überhaupt die von mir gegebenen Proben dem echten Wortlaut nicht entsprechen und an die Würde, Kraft und Schönheit des Urtextes nicht entfernt hinanreichen. Genug, es war in seiner Art ein kleines Meisterstück, und hätte der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" damals schon bestanden, er würde dieses Vorgehen mit heller Freude begrüßt, und sofort um die Erlaubnis gebeten haben, den ganzen Ukas oder doch die Kraftstellen in ungezählten Exemplaren zu verbreiten. Nur schade! der Herr Bezirks-Amtmann hatte kein Wort davon geschrieben, sondern alles rührte von einem Schalk in Z. her, von einem der Freunde, die das bis zum Spunde gefüllte Fäßchen in jener lustigen Nacht schadenfroh lachend in den Wagen geschrotet hatten. Anfangs war der Edle denn auch mit Recht sehr ergrimmt. Aber weise wie immer, verschloß er den Groll in der männlichen Brust, hielt den Mund, und fuhr wohl dabei. Denn die zündenden Worte fanden von Tag zu Tag weitere Verbreitung und größere Anerkennung; das eine Blatt druckte sie begierig dem anderen nach, gewöhnlich mit einem schmeichelhaften Zusatz: „Sehr verständig!" „Ein Wort zur Zeit!" „Nachahmungswerth!" — Der Verfolger des Lasters und Apostel der Mäßigkeit stand wahrhaft groß da und wird von treuen Verehrern bis auf den heutigen Tag noch als bahnbrechender Vorkämpfer der guten Sache gerühmt.

Was freilich die Eingesessenen seines Bezirks zuerst für Augen gemacht haben, das weiß ich nicht. Doch fast vermuthe ich, der Schlaue hat rechtzeitig eine ähnliche, wenn auch minder schwungvolle Kundgebung wirklich vom Stapel gelassen und so dem Leser die Möglichkeit eröffnet, den Unterschied auf ungenaue Berichterstattung zu schieben. An hoher Stelle hat ihm sein unverhoffter Ruhm eher genutzt als geschadet, und das konnte er wohl gebrauchen.

Denn wenn man auch im allgemeinen, wie das bei einem solchen Prachtmenschen nicht anders möglich ist, mit seinen Leistungen zufrieden war, so blieben doch seine allzuhäufigen Reisen nach Altbayern nicht unbemerkt. Daß er recht oft um Urlaub einkam, versteht sich von selbst; man will doch Weib und Kind von Zeit zu Zeit einmal sehen. Aber er hatte dazu eine ganz eigene Art, auch den längsten Urlaub durch einen kleinen Zusatz vorn und hinten, durch geschickte Zählung (oder

Nichtzählung) der etwa hineinfallenden Sonn- und Feiertage noch zu verlängern. Er machte zudem von dem Rechte, sich ohne vorhergehende Anzeige auf einige Tage von seinem Amtssitze zu entfernen, einen recht ausgiebigen Gebrauch. Nicht aus Trägheit oder Genußsucht, bewahre! sondern nach einem wohldurchdachten Plan. „Sie werden schon mürbe werden," calculirte er, „und mich endlich nach München schicken, wenn sie merken, daß ich doch die Hälfte des Jahres dort bin!"

So kam's, daß sehr oft der Herr Adjunct für ihn unterzeichnete, und dagegen ist nichts zu erinnern. War der zufällig einmal verhindert, etwa als Unter-Inspector der Wirthshäuser und Brauereien draußen beschäftigt, so that's der Herr Secretarius, das ist auch noch in der Ordnung. Aber dieser Staatshämorrhoidarius ging seiner Gesundheit wegen fleißig auf die Jagd, und so mußte denn zuweilen der Amtsbote unterzeichnen: „I. f." (in fidem) „in Fertretung", wie er diese Buchstaben deutete. Nun, der war immerhin auch noch ein Beamter, und in Speyer wohlbekannt. Leider erkrankte er einmal zur Unzeit, wenn's für Krankheit überhaupt eine rechte Zeit gibt; ich meine nur, als ganz zufällig der Herr Amtmann in München, der Herr Adjunct auf dem Dürkheimer Wurstmarkt, der Herr Secretarius auf dem Anstand, und das Büro also, von den jungen Schreibern abgesehen, für eine kleine Weile ganz verödet war. Und doch sollte ein mundirter Bericht abgehen, und ging auch ab, vorschriftsmäßig von irgend jemand unterschrieben, aber diese seltsamen Züge kannte am Sitze der Regierung kein Mensch. Eine Rückfrage ergab, daß die entschlossene Frau des Boten für ihren grade im besten Schweiß liegenden Gemahl die halbverlernte Kunst noch einmal geübt und so den Königlichen Dienst vor jeder unliebsamen Stockung bewahrt hatte, und Mann und Weib sind ja Ein Leib. Trotzdem soll diesmal von Speyer aus eine andere Auffassung kundgegeben worden und zugleich die Anzeige ergangen sein, der Herr Präsident werde nächstens, an einem bestimmten Tage, den Bezirk mit seinem Besuche beehren.

Das ist human und verständig. Klopfe hübsch vernehmlich an die Thür, ehe du ein fremdes Zimmer öffnest, und sollt' es das deiner eigenen Ehehälfte sein; melde dich an, ehe du den besten Freund überfällst, der Erwartete kann gebührend empfangen werden. So nahm denn auch jetzt der Herr Amtmann in höchsteigener Person seinen Herrn Vorgesetzten am Bahnhof in Empfang, erstaunte aber nicht grade in angenehmer Weise, als er den kleinen Herrn en grande tenue dem Wagen entsteigen sah. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, verehrtester Herr Präsident! Hätt' ich das geahnt, ich hätte natürlich auch Uniform angelegt," stotterte er. „Es ist wohl noch Zeit, Herr Bezirks-Amtmann," sagte das Männchen freundlich lächelnd, und fort stürzte der Riese, was die langen Beine nur ausgreifen konnten, und fuhr, so rasch es seine Verhältnisse erlaubten, in den verwünschten Mandarinenrock hinein. Dagegen hatte er denn freilich die Genugthuung, dem hohen Gaste das Büro in schönster Ordnung und sogar vollständig besetzt zu zeigen, denn auch der Amtsbote war wieder genesen. Auch bei der übrigen Besichtigung fand sich nicht mehr zu erinnern, als nun einmal zu jeder anständigen Revision unumgänglich gehört. So war der Herr Amtmann denn beim „praktischen Theile", beim vortrefflichen Festmahl Abends nach Umständen recht vergnügt und erhob sich, nachdem das erste Hoch auf Seine Majestät verhallt war, sogar zu einer kleinen Rede: „Unserem Bezirk wird heute eine seltene Ehre und Freude zutheil: wir haben das hohe Glück, den Herrn Präsidenten in unserer Mitte zu sehen, u. s. f. Er lebe hoch! hoch! und nochmals hoch!" Freundlich lächelnd ließ der also Gefeierte den Sturm der Begeisterung verrauschen, um sich dann alsbald zu folgender Erwiderung zu erheben: „Der verehrte Herr Vorredner war so gütig, meine Anwesenheit hier mit höchst schmeichelhaften Ausdrücken zu bezeichnen, deren Richtigkeit ich dahingestellt sein lassen will. Aber wenn es für einen Kreis ein Glück ist, seinen Vorgesetzten in seiner Mitte zu sehen, so wird der guten Stadt Y heute ein Doppelglück zutheil: sie hat die seltene Freude und Ehre, auch den Herrn Bezirks-Amtmann einmal wieder in ihren Mauern zu sehen. Möge dies noch recht oft, noch recht lange der Fall sein! In diesem Sinne erheben Sie Ihre Gläser und stoßen mit mir an: der Herr Amtmann soll leben hoch! hoch! und zum drittenmale hoch!"

Der Herr Bezirks-Amtmann soll noch etwas röther als gewöhnlich im Gesicht gewesen sein, doch das kam wohl von der engen Uniform her.

Centralstelle für Sommerpflege.

Die auf dem vorjährigen Bremer Ferien-Congreß eingesetzte Centralstelle, aus den Vorständen der Vereinigungen zu Berlin, Bremen, Frankfurt am Main, Landsberg an der Warthe und Leipzig bestehend, hielt am 18. September in Kassel ihre zweite Zusammenkunft, an welcher die Herren Dr. G. von Bunsen und Eisenbahndirector Schrader aus Berlin, Senator Ehmck aus Bremen, Schuldirector Dr. Veith aus Frankfurt am Main, Dr. Götze aus Leipzig und Stadtrath Röstel aus Landsberg an der Warthe theilnahmen. Von den dort gepflogenen Verhandlungen wird einiges von allgemeinerem Interesse sein. Infolge der auf der ersten Versammlung in Berlin am 10. Januar getroffenen Abrede hatte der mit den Geschäften des Vororts betraute Berliner Vereinsvorstand eine lebhafte und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, deren Ergebnis zunächst äußerlich in der Aufstellung eines Verzeichnisses aller deutschen Vereinigungen für Feriencolonien und der Herstellung einer Verbindung unter denselben zur Erleichterung des Schriftenaustausches sich darstellte. Mit einem Verzeichnis, das bereits sämmtlichen Vereinen vor mehreren Monaten zugänglich gemacht wurde, ist zugleich ein Verzeichnis aller See- und Sool-Bäder und sonstigen Badeanstalten verbunden, welche besonders zur Aufnahme ärmerer Kinder bestimmt sind. Machen auch noch nicht alle 51 in dem Verzeichnis aufgeführten Vereinigungen von der Vermittlung der Centralstelle für ihren gegenseitigen Verkehr Gebrauch, so ist doch zu erwarten, daß die Vortheile dieser Einrichtung auch aus Rücksichten der Sparsamkeit bald allgemeine Anerkennung finden werden.

Die zweite Aufgabe der Centralstelle war die Aufstellung der Statistik und die Ausarbeitung eines Jahresberichts über das was im Jahre 1885 auf diesen Gebieten geschehen war. Diese sehr schwierige und umfassende Arbeit war vorzugsweise Herrn Stadtrath Röstel zu Landsberg zugefallen, welcher in den beiden vorhergehenden Jahren, da die Centralstelle noch nicht vorhanden war, dem deutschen Armenpfleger-Congreß die bekannten verdienstlichen Berichte über diese Unternehmungen geliefert hat. Der Bericht für 1885 nebst den zugehörigen statistischen Tabellen lag bei der diesmaligen Zusammenkunft bereits fast vollständig vor und konnte seinem wesentlichen Inhalt nach endgiltig festgestellt werden. Derselbe wird in einigen Wochen den Vereinen gedruckt zugehen und dann zeigen, in wie erfreulicher Weise zwar die Veranstaltungen für Sommerpflege und die Wirksamkeit der einzelnen Vereine zugenommen haben, zugleich aber auch vor Augen treten lassen, wieviel noch zu thun ist, um dem wirklich vorhandenen Bedürfnis zu genügen. Mit besonderem Nachdruck weist der Bericht auf diejenigen hier und da schon ins Leben getretenen Veranstaltungen hin, welche für die Erfüllung der Zwecke der Sommerpflegen und zur Sicherung ihres dauernden Bestehens von wesentlichem Werthe sind: die Beschaffung größerer zinstragender Capitalien, die Herstellung von Sommerpflegehäusern, und die Einrichtung von Nachcuren für die ärmsten und schwächlichsten Pfleglinge.

Auch die Agitation durch die Presse, um die Gründung neuer Vereine anzuregen, über Zweck und Segen der Feriencolonien aufzuklären und den gelegentlich noch vorkommenden

Angriffen auf diese die Gesundung und Kräftigung des heranwachsenden Geschlechts bezweckende Wohlthätigkeit entgegenzutreten, ist bereits von der Centralstelle eingeleitet und soll in Zukunft noch mehr betrieben werden.

Auf einstimmigen Wunsch der übrigen vier Vereine erklärte Berlin sich bereit, die Geschäfte des Vororts fortzuführen. Infolge einer von Hamburg gegebenen Anregung wurde es zugleich ersucht zu ermitteln, ob eine gewisse Verbindung mit dem Verein für Kinderheilstätten an der See herzustellen sei, einerseits um demselben die Zuführung seiner Pfleglinge, andererseits um den Vereinigungen für Feriencolonien die Benutzung jener Anstalten zu erleichtern. Infolge einer aus der Mitte der Centralstelle hervorgegangenen Anregung soll ferner versucht werden, für die Vereine eine Ermäßigung der Eisenbahnfahrtkosten zu erlangen, welche die Cassen der Vereine manchmal stark belasten und doch für die Eisenbahnverwaltungen von höchst untergeordneter Bedeutung sind.

Der dritte Congreß der Feriencolonien soll früheren Abreden entsprechend, im nächsten Jahre in Frankfurt am Main stattfinden; ob im Frühjahr oder Herbst, ist noch eine offene Frage. Jedenfalls sollen sämmtliche Vereine ersucht werden, mindestens die wichtigsten statistischen Angaben, wo möglich aber ihren ganzen Jahresbericht fortan gegen den Schluß des Kalenderjahres oder doch unmittelbar nach Jahresschluß fertig zu stellen, damit der auf Grund dieses Stoffes auszuarbeitende Jahresbericht der Centralstelle schon im Frühjahr ausgegeben werden kann und so die in demselben enthaltenen Mittheilungen und Anregungen noch für den neuen Sommerfeldzug der einzelnen Vereine Verwerthung finden können. Die hierdurch zu erreichende große Verbesserung liegt auf der Hand. Während jetzt der Jahresbericht den Thatsachen erheblich nachhinkt, würde derselbe künftig zu einer Zeit erscheinen, wo sie noch frisch im Gedächtnis und nicht durch neue Thatsachen überholt sind, und er würde dadurch zugleich die neuen Erfahrungen rasch zum Gemeingut aller Vereinigungen machen. In Verbindung mit diesem Plane wird zugleich gehofft, im weiter folgenden Jahre, 1888, der in freundlichster Weise wiederholten Einladung des Pfarrers Bion zu einem internationalen Feriencolonien-Congreß in Zürich entsprechen zu können.

Die diesmaligen Verhandlungen der Centralstelle haben bestätigt, daß das Werk der Feriencolonien in Deutschland wohl begründet ist, daß es sich stetig wachsender Zustimmung weitester Kreise unseres Volk erfreut, und daß die neu geschaffene Centralstelle als ein vorzügliches Mittel zur raschen und zielbewußten Weiterentwicklung angesehen darf. Gewiß werden daher auch die übrigen Vereine künftig bereit sein, zu den Kosten dieser Einrichtung, die für das erste Jahr von den die Centralstelle bildenden Vereinen mit Hilfe eines Zuschusses aus den Friedrich Wilhelm-Victoria-Fonds allein zu bestreiten sind, nach dem Maße ihrer Kräfte beizutragen. Jedem Verein wird die Erfüllung seiner Aufgabe durch die Centralstelle erleichtert, deren Bestehen, indem es Zeugnis von dem Werthe und der nationalen Bedeutung des Werks der Sommerpflegen ablegt, sicherlich dazu beitragen muß, demselben aller Orten neue Freunde zuzuführen.

Die französische Postsparcasse.

Der vor kurzem von dem Minister der Posten und Telegraphen an den Präsidenten der Republik über die Wirksamkeit der Postsparcasse in Frankreich während des Jahres 1884 erstattete Verwaltungsbericht legt Zeugnis dafür ab, daß sich diese Sparcasse auch in dem gedachten Jahre — dem dritten Geschäftsjahre — in erfreulichster Weise weiter entwickelt hat.

Die im Jahre 1882 ins Leben gerufene Postsparcasse Frankreichs steht heute in voller Entwickelung; die Anzahl der Sparer wird von Tag zu Tag größer, der Wirkungskreis ausgedehnter, und die mannigfaltigen Dienste, welche die Casse dem Publicum in nahezu 7000 Postanstalten leistet, werden immer allgemeiner anerkannt. Die Casse ist ihrer finanziellen Verpflichtung gegen den Staat ledig, indem sie den ursprünglich gewährten Vorschuß von 256 845 Frcs. gänzlich zurückgezahlt hat; sie steht jetzt frei von allen äußeren Verbindlichkeiten auf eigenen Füßen, und kann künftig die erzielten Reineinnahmen auf die stetige Verbesserung aller Theile des Betriebes, sowie auf die Begründung und Vermehrung eines Dotationsfonds verwenden, welcher im Verein mit der gesetzmäßigen Reserve die Casse instand setzt, allen kommenden Ereignissen erfolgreich zu begegnen.

Das Gesammtguthaben der Sparer betrug Ende 1883 rund	77,431 414 Frcs.,
im Jahre 1884 traten hinzu an Einlagen-Ueberschuß und Zinsen	37,970 619 „
so daß Ende 1884 ein Guthaben von	115,402 033 Frcs.
vorhanden war.	
Der Einlagen-Ueberschuß (Summe der Einlagen nach Abzug der Rückzahlungen) betrug im Jahre 1884	35,160 566 Frcs.,
im Jahre 1883 — dem zweiten Geschäftsjahr — dagegen	27,997 201 „
stellte sich also im dritten Geschäftsjahr um	7,163 365 Frcs.
höher als im zweiten Geschäftsjahr.	

Bei den dem Sparverkehr dienenden Postanstalten wurden im Jahre 1884 917 131 Einzahlungen zum Betrage von 94,113 816 Frcs. gemacht. Da nun im Jahre 1883 nur 697 433 Einzahlungen im Gesammtbetrage von 73,041 637 Frcs. gemacht wurden, so ergibt sich für das Jahr 1884 gegenüber dem Jahre 1883 ein Mehr von 219 698 Einlagen im Betrage von 21,072 179 Frcs. Im Jahre 1883 hatten gegenüber dem Jahre 1882 die Einzahlungen um 224 278 Stück und um 8,407 256 Frcs. zugenommen.

Von den im Jahre 1884 bewerkstelligten Einlagen fielen 222 159 Stück auf erstmalige Einzahlungen zum Betrage von 46,780 640 Frcs. und 694 972 Stück auf Nachzahlungen zum Betrage von 47,316 475 Frcs.

Die Durchschnittsbeträge der Einzahlungen im ganzen sind bis jetzt stetig zurückgegangen, was als ein bedeutsames Anzeichen angesehen werden darf dafür daß sich mehr und mehr auch die kleinen Sparer dem Postsparcassenverkehr zuwenden. Der Durchschnittsbetrag für die Einzahlung stellte sich 1882 auf 137 Frcs., 1883 auf 105 Frcs. und 1884 auf 103 Frcs. Verglichen mit dem Durchschnittsbetrage der Einzahlungen bei den Postsparcassen anderer Länder ist der Betrag von 103 Frcs. immer noch sehr bedeutend.

Im Jahre 1884 sind 222 159 Sparbücher neu ausgegeben und 56 674 Sparbücher ausbezahlt worden. Die Zahl der Sparbücher, welche zur Auszahlung gelangen, ist gegenüber der Zahl der neu ausgegebenen Sparbücher naturgemäß von Jahr zu Jahr steigend. Während im Jahre 1882 auf 100 neue Sparer nur 7 Einleger kamen, welche sich ihr Sparguthaben gänzlich zurückzahlen ließen, war das Verhältnis im Jahre 1883 wie 100 zu 21 und im Jahre 1884 wie 100 zu 25. Am 31. December 1884 waren 541 323 Sparbücher gegen 375 838 Sparbücher am Ende des Jahres 1882 in Umlauf; die Vermehrung der Sparbücher hat also betragen: im zweiten Geschäftsjahr 164 258 Stück und im dritten Geschäftsjahr 165 485 Stück. Auf ein Sparbuch kam im Durchschnitt ein Guthaben von 215 Frcs.

Von den im Jahre 1884 neu ausgegebenen Sparbüchern fielen 122 073 Stück auf männliche Personen, 100 057 Stück auf weibliche Personen und 29 Stück auf Gesellschaften. Von den neu ausgegebenen Sparbüchern gelangte, wie schon in den voraufgegangenen Jahren, ein beträchtlicher Theil in die Hände von Minderjährigen und verheirateten Frauen. Es wurden 99 937 Bücher an Minderjährige und 53 624 Bücher an verheiratete Frauen ausgegeben, und zwar darunter 77 951

Bücher an solche Minderjährige und 43 599 Bücher an solche Frauen, welche ohne den Beistand ihres gesetzlichen Vertreters bezw. Ehemannes Einlagen machten. Die Einrichtung, den verheirateten Frauen ohne den Beistand der Ehemänner die Niederlegung von Sparbeiträgen zu ermöglichen, hat sich nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen durchaus bewährt. Seitens der Ehemänner von solchen Frauen, welche für sich ohne den Beistand des Ehemannes ein Sparcassenbuch erworben haben (in den drei Geschäftsjahren der Postsparcasse 109 309 an der Zahl), wurde bis jetzt nur in 10 Fällen Einspruch erhoben, nemlich in je 3 Fällen in den Jahren 1882 und 1883 und in 4 Fällen im Jahre 1884; in diesen Fällen wurden die Parteien auf den Rechtsweg verwiesen.

Wie nur natürlich haben sich die Rückzahlungen sowohl der Zahl wie dem Gesammtbetrage nach stetig gesteigert, und zwar gilt dies nicht nur inbezug auf die zur gänzlichen Auszahlung gelangten Sparbücher, sondern auch hinsichtlich der theilweisen Zurückziehung von Sparbeträgen, sowie rücksichtlich des zum Ankauf von Staatsrenten verwendeten Betrages.

Es beliefen sich die gesammten Rückzahlungen:

1882	auf	53 956	Stück im Betrage von	17,810 440 Frcs.
1883	„	148 811	„ „ „	45,044 435 „
1884	„	215 891	„ „ „	58,953 250 „

Dabei entfielen:

a) auf die theilweise Zurückziehung des Sparguthabens:

1882	36 682	Fälle mit	9,591 523 Frcs.
1883	102 365	„ „	24,773 575 „
1884	156 556	„ „	35,609 619 „

b) auf die gänzliche Ausbezahlung der Sparbücher:

1882	15 858	Fälle mit	6,819 295 Frcs.
1883	43 569	„ „	17,381 408 „
1884	56 674	„ „	20,416 373 „

c) auf die für die Sparer bewirkten Rentenankäufe:

1882	1 416	Fälle mit	1,399 622 Frcs.
1883	2 877	„ „	2,889 452 „
1884	2 661	„ „	2,927 258 „

Wie aus der vorstehenden Uebersicht ersehen werden kann, ist das Anwachsen der Rückzahlungen der Anzahl der Fälle nach verhältnismäßig ein größeres als dem Betrage nach. Dieser Umstand hat zur Folge, daß wie bei den Einzahlungen auch der Durchschnittsbetrag der einzelnen Rückzahlung von Jahr zu Jahr gesunken ist. Er betrug 1882 330 Frcs., 1883 303 Frcs., und 1884 nur noch 273 Frcs.

Wenn man einen Vergleich zwischen den Rückzahlungen und den Spareinzahlungen anstellt, so findet man, daß die ersteren im Jahre 1882 27,5 pCt., im Jahre 1883 61,6 pCt. und im Jahre 1884 62,5 pCt. der letzteren ausmachten. Diese Steigerung ist eine durchaus normale, und sie wird voraussichtlich so lange andauern, bis die Rückzahlungen zuerst $^{3}/_{4}$ und noch später $^{4}/_{5}$ des jährlichen Einlagebetrages erreichen; es besteht dieses Verhältnis in der That bereits zur Zeit in einigen Ländern, welche seit längerer Zeit gleiche Sparcasseneinrichtungen haben.

Im Verkehr von einem Departement zum anderen sind im Jahre 1884 — an Nachzahlungen und Rückzahlungen zusammen — 70 870 Handlungen im Gesammtbetrage von 11,016 714 Frcs. ausgeführt worden, was den überhaupt vorgekommenen Nachzahlungen und Rückzahlungen gegenüber inbetreff der Anzahl 7,80 pCt. und inbetreff des Betrages 10,62 pCt. ergibt. Die Vortheile des nationalen Sparbuchs, welches durch die Postsparcasse geschaffen ist, werden hiernach vom Publicum mehr und mehr erkannt. Im Jahre 1883 stellte sich dieser Verkehr auf 35 394 Handlungen im Betrage von 6,309 180 Frcs., wird sich aber voraussichtlich noch mehr heben, wenn erst die Erleichterungen, welche für die beschleunigte Abhebung von Sparbeträgen geschaffen sind, überall bekannt geworden sein werden.

Die Zahl der im Jahre 1884 entgegengenommenen Sparkarten betrug 112 593; es sind hiernach gegenüber dem Jahre 1883 42 344 Stück oder 60 pCt. Sparkarten mehr eingeliefert, was sicherlich für die Beliebtheit dieser Einrichtung unter den kleinen Sparern spricht. Die Sparkarten bildeten 12 pCt. sämmtlicher Einlagen und 0,12 pCt. des Werthes derselben.

Die in Paris getroffene Einrichtung directer Rückzahlungen (remboursements à vue) ist im Jahre 1884 unter Zuhilfenahme der Rohrpost auf alle Postämter von Paris ausgedehnt worden. Die Postverwaltung gibt zu diesem Zwecke eine besondere Gattung von Rohrpostkarten zum Preise von 60 Cts. aus, auf welche die Sparer ihre Anträge auf Rückzahlung von Sparguthaben niederzuschreiben haben. Ohne genöthigt zu sein, weite Gänge zu unternehmen, empfängt alsdann der Sparer noch an demselben Tage, an welchem er den Antrag stellt, und zwar durchschnittlich nach Verlauf von zwei Stunden, von der Abgabe des Antrags an gerechnet, die Anweisung zur Abhebung des verlangten Betrages bei dem Postamt seines Stadttheils.

Die im internationalen Sparcassendienst auf Grund des Uebereinkommens vom 31. Mai 1882 zwischen Frankreich und Belgien ausgeführten Handlungen sind zwar auch im Jahre 1884 der Zahl und dem Betrage nach noch gering gewesen. Immerhin macht sich ein stetiges Steigen deutlich bemerkbar. Es betrug der gesammte Umschlag im französisch-belgischen Sparverkehr nemlich:

1882	52	Handlungen zum Betrage von	22 304 Frcs.
1883	137	„ „ „ „	60 291 „
1884	221	„ „ „ „	88 333 „

Die im letzteren Jahre bewerkstelligten Handlungen umfaßten: 46 Uebertragungen von Belgien nach Frankreich im Betrage von 35 096 Frcs., 19 Uebertragungen von Frankreich nach Belgien im Betrage von 4 290 Frcs., 89 Rückzahlungen in Frankreich auf belgische Sparbücher im Betrage von 34 366 Frcs. und 67 Rückzahlungen in Belgien auf französische Sparbücher im Betrage von 14 581 Frcs.

Der Abschluß weiterer Uebereinkommen zur Regelung des internationalen Sparverkehrs zwischen Frankreich einerseits und Italien bezw. Oesterreich-Ungarn andererseits steht nahe bevor. Im weiteren ist auch von Frankreich auf dem Postcongresse in Lissabon bereits angeregt worden, daß sich die Staatssparcassen aller Länder behufs Regelung des internationalen Sparverkehrs zu einem gemeinsamen Bunde zusammenthun möchten. Man hofft, daß die bezügliche Conferenz noch im Jahre 1886 zu Stande kommen werde.

Bezüglich des Dienstes bei der Postsparcasse sind im Jahre 1884 noch einige Aenderungen eingeführt bezw. zur Einführung vorbereitet. Abgesehen von der Einrichtung der Schiffssparcassen bei der französischen Marine sind hier zu nennen: 1) die Uebermittelung der Rückzahlungsanträge und Rückzahlungsermächtigungen auf telegraphischem Wege, 2) die Bewirkung von Rückzahlungen im Postanweisungswege, und 3) der durch die Sparcasse mit der Alter-Versorgungscasse (Caisse des retraites pour la vieillesse) vermittelte Verkehr.

Die letztere Einrichtung war für das Jahr 1885 zur Einführung vorbereitet, während die erstgedachten Einrichtungen im Mai bezw. Juni 1884 ins Leben getreten sind.

Die unter 1) gedachte Einrichtung will für die Sparer in der Provinz erreichen, daß eine Rückzahlung im Falle der Dringlichkeit binnen kürzester Frist, etwa binnen 24 Stunden, erlangt werden kann. Die telegraphische Rückzahlungsermächtigung darf vorerst den Betrag von 300 Frcs. nicht übersteigen, doch kann der telegraphische Rückzahlungsantrag auf eine höhere Summe lauten; die Rückzahlungsermächtigung für den betreffenden Betrag erfolgt sodann im gewöhnlichen Wege durch die Post. Im Jahre 1884 sind innerhalb des achtmonatigen Bestehens der Einrichtung 1 384 telegraphische Rückzahlungsermächtigungen im Betrage von 168 111 Frcs., von denen 215 Stück zum Betrage von 29 077 Frcs. auf Algier und Tunis entfielen, ertheilt worden. Außerdem sind auf vorausgegangenen telegraphischen Rückzahlungsantrag 115 Rückzahlungsermächtigungen zum Betrage von 57 742 Frcs. durch die

Post versandt worden. Hiernach wird seitens des Publicums von der neuen Einrichtung ein ziemlich umfassender Gebrauch gemacht. Die Benutzung der Einrichtung würde wahrscheinlich noch größer sein, wenn nicht die Höhe der Telegrammgebühren, namentlich von Algier und Tunis aus, erschwerend ins Gewicht fiele.

Die unter 2) erwähnte, seit dem 1. Juli 1884 in Kraft befindliche Einrichtung kommt vor allen Dingen den Sparern zu gute, welche sich in ein fremdes Land begeben. Diese können sowohl für sich selbst wie für dritte Personen die Rückzahlung von Beträgen aus ihrem Sparguthaben im Postanweisungswege herbeiführen. Im Jahre 1884 sind auf solche Weise bewerkstelligt 63 Rückzahlungen im Betrage von 14 741 Frcs.

(Archiv für Post und Telegraphie.)

Charakter-Züge.

Was schlechte Handschrift zu bedeuten hat, davon geben die „Lebens-Erinnerungen" des englischen Schriftstellers Edmund Yates einige anziehende Beispiele. Der große Feuilletonist Jules Janin schrieb eine abscheuliche Handschrift, so unleserlich daß von dem ganzen Personal des „Journal des Débats" nur zwei Setzer sie zu entziffern vermochten. Wenn er für irgend ein anderes Blatt arbeitete, so sagte er seine Aufsätze seiner Frau in die Feder, da sie vortrefflich schrieb. Einst richtete er einen Brief an einen Freund. Dieser entzifferte mit vieler Mühe zwei oder drei Wörter und dies brachte ihn auf den Gedanken, daß der Brief wohl von Janin sein könnte. Er setzte sich auf und fuhr sogleich nach Passy.

Na, da sind Sie ja! rief Janin, als er bei ihm ins Zimmer trat. Sie haben also meinen Brief gelesen?

Durchaus nicht, antwortete der Freund. Ich habe ihn bekommen und habe ihn mitgebracht, damit Sie ihn mir vorlesen.

So?! sagte Janin sehr niedergeschlagen. Geben Sie her, ich will es versuchen.

Die Handschrift des Verfassers der Erinnerungen muß wohl nicht ganz viel besser gewesen sein. Aus Nordamerika schrieb er einem alten Freunde, Charles Mathews und erhielt folgende Antwort:

Hotel d'Angleterre, Nizza.
28. Jan. 1873.

Mein lieber Edmund!

Ich freute und wunderte mich, einen Brief in arabischer Sprache von unserem alten Dolmetscher Hamet in Kairo zu bekommen. Aber als ich den Anfang entzifferte und fand, daß da unverkennbar stand: „Mein lieber Karl," da merkte ich doch, daß ich mich geirrt hatte, denn ich konnte mich nicht besinnen, daß er mich jemals so vertraulich angeredet hätte. Als ich nun das Datum und die Adresse genauer ansah, so hieß das offenbar „Bancroft House," und ich rief aus: Wie dumm von mir! der Brief ist natürlich von Marie Wilton. — Doch aber, seit wann war sie denn nach Eat Sapient Milk gezogen? (Eat Sapient Milk, bemerkt Yates, war selbstverständlich nicht was da gestanden, sondern was Mathews herausgelesen hatte.) Nun schaute ich nach der Unterschrift — was ich gleich zuerst hätte thun sollen — das Räthsel war gelöst; ich widmete mich sofort fünf Stunden hinter einander dem Lesen, mit dem Ergebnis daß ich fast jedes zweite Wort herausgebracht hatte und gestern, als die Zeit des Mittagsessens kam, war mir ziemlich der ganze Inhalt aufgegangen.

Gesundheits-Bücher.

Zwei vortreffliche Versuche liegen vor, die Gesundheitslehre in allgemein faßliche Form zu bringen. Erstlich ein „Leitfaden der Gesundheitslehre für Schulen" von Dr. Friedrich Scholz (Leipzig, Julius Klinkhardt, Preis ℳ 1.), eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten aus der Lehre vom menschlichen Körper und seinen Lebensbedingungen, für die Hand von Lehrern und Schülern bestimmt. Wie die bei J. J. Weber in Leipzig früher erschienenen beiden Handbücher desselben Verfassers: „Die Physiologie des Menschen" und „Naturgemäße Gesundheitslehre", welche namentlich den Lehrern dieses Faches sehr zu empfehlen sind, zeichnet sich auch dieser Leitfaden durch übersichtliche Anordnung eines reichen Wissensstoffes, edle, klare, anziehende Darstellung, lehrreiche, gut ausgeführte Abbildungen aus. Er handelt von den natürlichen Lebensbedingungen: Luft, Boden, Wasser, Wohnung, Nahrung, von der Körperpflege: Blutkreislauf, Athmen, Verdauen, Ausscheiden, Wärme und Kleidung, Muskeln, Nerven, Sinne, von der Verhütung der Krankheiten und der (Esmarch'schen) ersten Hilfe und Krankenpflege. Auch wenn es noch lange dauern sollte, bis an Stelle vieles mitgeschleppten Ballastes Gesundheitslehre auf dem Lehrplan aller Schulen steht, ist zu hoffen, daß einsichtige Lehrer jetzt schon ein Plätzchen zu finden wissen, sei es im naturkundlichen Unterricht oder anderswo, wo sie den in diesem Leitfaden niedergelegten Wissensstoff, in einer durch die Fassungskraft ihrer Schüler bedingten Auswahl, den Kindern als unverlierbares Eigenthum mit auf den Lebensweg geben.

Ebenfalls als Grundlage eines Unterrichts in der Gesundheitslehre, wenn sie ganz elementar betrieben werden soll, mehr noch und zwar in ganz hervorragender Weise zur Vertheilung an Erwachsene, gebildete und ungebildete, eignet sich „101 Winke und Wünsche für Gesundheit" von Dr. Gustav Custer, das in zweiter Auflage bei Schröter und Meyer, Zürich und Stuttgart, im nächsten Jahre (1887!) herausgekommen ist. Es baut sich auf die Gesundheits-Classiker von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten auf, von der Bibel und Hippokrates bis auf Sonderegger und Florence Nightingale, und führt sie gerne redend ein; es berücksichtigt das Leben in ärmlichen Verhältnissen so gut wie das wohlhäbige; es gibt beherzigenswerthe Rathschläge namentlich auch für Kinder- und Krankenpflege, es tritt mit siegreichem Lächeln manchem alten Vorurtheil auf den Kopf und vergißt dabei nicht, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt. 1 Ex. 35 ₰, 10 Ex. ℳ 3, 100 Ex. ℳ 24.

M. L.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussel, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 40. Sonntag, 3. October. 1886.

Künstliche Dursterzeugung.

Dr. Oidtmann in Linnich, der bekannte Impfgegner, hat ein Buch im Selbstverlage herausgegeben, auf das wir die Mäßigkeitsfreunde aufmerksam machen möchten. „Das moderne Salzschwelgen,“ ist es betitelt, „oder die schleichenden Giftwirkungen des Kochsalzes auf den menschlichen und thierischen Organismus.“ Die Ansichten des Verfassers lernen wir, soweit sie uns interessiren, am besten kennen durch einige Bruchstücke aus Nr. 17 des „Pionier,“ wo über den Inhalt des Buches berichtet wird, wie es scheint, von Dr. Oidtmann selbst.

„Den salzblütigen Menschen sehen wir fieberhaft dürsten, während die kräftigsten Viehschläge diejenigen sind, welche vom Salznaschen nichts wissen. Von dem Massendurst, dem der salzessende Mensch von Jahr zu Jahr immer mehr verfällt, wissen die salzlos lebenden Thiere nichts.“ Der Verfasser zählt die Krankheitsanzeichen auf, welche sich nach den übereinstimmenden Beobachtungen an Thieren, einzelnen Menschen und salzschwelgenden Volksstämmen auf Genuß von Kochsalz zurückführen lassen. Es ist das Verdienst Hahnemann's und seiner Schüler, die krankmachenden Wirkungen des Kochsalzes auf den gesunden Organismus untersucht und die Enthaltsamkeit von Kochsalz als eine Gesundheitsbedingung betont zu haben. Der übermäßige Genuß des Kochsalzes in Speisen zeigt sich besonders dem kindlichen Organismus verderblich. Selbst Fälle acuter, tödtlicher Kochsalzvergiftung sind in der Litteratur aufgezeichnet. Zwei Ursachen sind es, welche die civilisirte Welt auf den Misbrauch des gewohnheitsmäßigen Mineralessens brachten: erstens die Einführung des Fleischessens in den Haushalt des Menschenlebens und zweitens die Kochkunst, welche die Speisen ihres Gehaltes an löslichen Mineralbestandtheilen beraubt. Die ersten Wirkungen einer plötzlichen Salzentwöhnung sind den unangenehmen lästigen Empfindungen der Arsenikentziehung bei Arsenikessern, der Alkoholentziehung bei den Säufern, der Morphiumentziehung bei den Morphiumsüchtigen und der Entziehung des Tabacks bei Gewohnheitsrauchern vergleichbar. Der dem Gift allmählich angepaßte Körper entbehrt etwas; die Nerven fühlen sich unbehaglich, sie hungern gleichsam nach Kochsalz, was aber mehr ein Hungern nach anderen Mineralstoffen, Phosphaten, Schwefel, Kali, Eisen u. s. w. ist. Die ersten Wochen der Salzentwöhnung sind den Salzgewöhnten daher nicht grade angenehm. Sie glauben ungesättigt von der Mahlzeit aufzustehn, sie gähnen und recken die Glieder, wie der Brantweintrinker, der seinen Morgenschnaps entbehrt. Der salzlos lebende Mensch ist viel leistungsfähiger, geistig und körperlich viel ausdauernder, dabei ruhiger und harmonischer als der Salzschwelger. So ist schon die unmittelbare sittliche Wirkung der Kochsalzentziehung auf den Menschen eine wohlthätige. Nach einer viermonatlichen Salzentziehungscur — welche, nebenbei bemerkt, den Körper ungemein erfrischt und kräftigt — sollen wir ein Hotel aufsuchen und aus der Speisekarte ein Beefsteak oder Cotelettes bestellen, gegen deren Salzgehalt unsere Zunge früher so duldsam war. Beim ersten Bissen finden wir die Speisen übertrieben gesalzen. Wir müssen uns bezwingen, die Speise, welche wir früher in derselben Zubereitung mit Vorliebe genossen, hinunterzubringen. Die giftigen, fiebererregenden Nachwirkungen eines gesalzenen Mahles stellen sich ein und dauern oft mehrere Tage lang. Der Durst nach Bier, Wein oder Kaffee ist eines der zuerst von uns bemerkten Salzsymptome.

Der Verfasser durchblättert das verbreitetste aller Kochbücher, nemlich das der Henriette Davidis auf die Vorschriften zum Salzverbrauch. Das Salzschwelgen erreicht seinen Höhepunkt in den Beigüssen, den sogenannten Kraftsaucen. „Kräftige“ Beigüsse sind schon für manchen Feinschmecker die erste Grundlage zu späterem Siechthum und zum Frühsterben geworden. Und dabei heißt es in den Vorschriften der Kochbücher (vgl. Davidis): Die Saucen sind bei einem Essen nicht als Nebensache zu betrachten, sie verdienen vielmehr ganz besondere Beachtung. Der Verfasser ist übrigens weit entfernt davon, mit einer Befehdung unseres modernen Kochsalz-Misbrauchs ein Ausschließen des Salzes aus Küche und Keller zu verlangen. Wir wissen recht gut, daß bei künstlich salzfrei gemachter Nahrung Menschen und Thiere zu Grunde gehn würden, wie dies durch Thierfütterungsversuche nachgewiesen ist. Wir werden für die Volksgesundheit schon viel erreicht haben, wenn es uns gelingt, den Kochsalzverbrauch vorläufig auf die Hälfte und nach und nach bis auf ein Drittheil des gegenwärtigen herabzudrücken. Wenn erst der Bäcker im Brot, der Schlachter im Fleisch, die Hausfrau im Pöckel, in Suppen und Beigüssen und endlich der Wirth in den Gängen seiner Speisekarte das Salz zu sparen sich bestreben, dann wird schon das stille schleichende Salzfieber, an welchem alle Culturvölker mehr oder weniger leiden, und gleichzeitig die Anlage zu vielen Krankheiten bedeutend gemindert werden. — Mit dem Heruntergehn des Salzverbrauchs wird auch der herrschende Massendurst verschwinden, durch welchen unsere Generation in allen Schichten der Gesellschaft sich auszeichnet.“

Ob diese Ansichten richtig sind, ob das Kochsalz wirklich eine so gefährliche Beimischung unserer Speisen ist, wie hier von homöopathischer Seite behauptet wird, darüber sollten uns unsere ärztlichen Berühmlichkeiten belehren. Uebrigens sagt auch Virchow in einer Schrift über „Nahrungs- und Genuß-Mittel“: „Wir genießen ungleich mehr Salz als für die Zwecke der Ernährung unmittelbar nöthig ist. Salz ist bekanntlich das gewöhnliche Gewürz der Kartoffelesser. Aber auch der Reiche genießt es weit reichlicher als nöthig ist.“ Wir Mäßigkeitsfreunde müssen den Feind an der Wurzel angreifen, wir müssen erfahren, inwiefern unsere Ernährungsweise einen unnützen, zum Alkohol führenden Durst in uns erzeugt, und müssen Krieg führen gegen schädliche Speisen. Daß in den Wirthshäusern die Speisen zum großen Theile auf Dursterzeugung berechnet sind, können auch wir Laien durch eine Probe feststellen, gegen diese Unsitte müssen wir ankämpfen.

Schon in einem Artikel über das „verbesserte Wirthshaus“ machte ich auf das bedenkliche Verfahren der Wirthe aufmerksam, sich alle ihre Ausgaben bei den Getränken mitbezahlen zu lassen. Vielleicht darf ich meine eigene Erfahrung anführen. Ich bin als Junggeselle in einer kleinen Stadt gezwungen, im Gasthaus zu essen. Der Preis für mein Mittagsmahl ist lächerlich gering; wir sind fast einig, daß der Wirth dabei zusetzt. Aber er rechnet darauf, daß die Vorüberreisenden Wein bei Tisch bestellen und daß die Stammgäste nach dem Essen dableiben und reichlich Bier trinken. Als ich vom Auslande hierher kam, war es mir unbehaglich, jeden Mittag in den vollen Magen noch ein halbes Liter Bier gießen zu müssen, es verdarb mir in der That den halben Nachmittag. Wir entschlossen uns, nur noch Schnitte zu bestellen, aber nach einigen Tagen wurde uns erklärt, daß bei Tische das Bier nur in ganzen Schoppen gegeben werden könnte. Wenn wir nicht zum Apfelwein übergegangen wären, hätten wir uns wohl oder übel an das halbe Liter Bier gewöhnen müssen. Und nur, weil der Wirth für das Essen zu wenig verlangt — wir würden gern mehr bezahlen.

Die „Grenzboten“ vom 16. September bringen eine Bemerkung, die die Allgemeinheit der gerügten Unsitte beweist. Dort wird das Val d'Anniviers als Sommerfrische angepriesen, grade als ob der Deutsche noch angetrieben werden müßte, sein Geld nach Welschland zu tragen. Wunderschön ist es bei den Anniviasken, nur fehlt es an Kneipen, und leider sind die Engländer dort schon hingedrungen, diese liebenswürdigen Inselbewohner, die nach dem Verfasser des Aufsatzes in diesem Jahrzehnt grade Sittlichkeit und Mäßigkeit als Mode betreiben, wie andere die hohen Hacken und die ausgestopften Vogelbälge am Hute. „Die höheren Stände halten es für ihre Pflicht, dem gemeinen Manne durch ihr Beispiel in der Enthaltung von allen alkoholhaltigen Getränken voranzugehn.“ Das mußte der Mitarbeiter der Grenzboten von seinem Tischnachbar hören, den er zur Strafe sogleich für einen Frisörgehilfen hält, wohl mit Unrecht, denn zu Frisören, Barbieren, Kellnern u. dgl. haben die Engländer ihre Deutschen. „Daß die Gastwirthe von einer derartigen Aeußerung modern englischer Sittlichkeit nicht sehr erbaut sind, besonders da sie bei den hier noch landesüblichen billigen Preisen schwerlich an anderen Verbrauchsgegenständen etwas verdienen als an dem Weine, kann man sich leicht denken.“ Da haben wir den Unsinn: weil die Wirthe thöricht genug sind, an allem Guten was sie bieten, wenig oder nichts zu verdienen, sollen wir uns mit Alkohol vollfüllen, selbst in Alpenthälern, die wir unserer Gesundheit wegen aufsuchen!

Hier muß Wandel geschafft werden. Die Wirthe sollten es selbst einsehen, daß ihr Beruf ein unehrlicher ist, solange sie ihr Einkommen aus dem Massentrunk ihrer Gäste beziehen. Wie ihnen und uns geholfen werden kann, darauf habe ich früher hingewiesen. Die Mäßigkeitsbewegung hätte ihr Ziel fast ganz erreicht, wenn sie zu Wege brächte, daß die Wirthe an alkoholischen Getränken nicht über 10 pCt. verdienen dürften oder könnten, wenn sie ihren Lebensunterhalt aus Essen und Wohnung herausschlagen müßten.

Noch auf eine andere Art der künstlichen Dursterzeugung möchte ich hinweisen. Wenn ich den Abend zu Hause bleibe, bin ich kaum je durstig, wenn ich im Wirthszimmer sitze, namentlich als Nichtraucher unter Rauchern, so muß ich in einem fort trinken. Im Tabaksqualm wird mir der Kopf heiß, die Kehle trocken; ich trinke, um eine augenblickliche Unbehaglichkeit zu vergessen. Das preußische Ministerium hat erst kürzlich neue Verordnungen über Wirthschaftsräumlichkeiten erlassen, besondere Vorschriften für Raucherzimmer sind leider nicht darunter. Unmöglich kann der Aufenthalt in den qualmigen Stuben, wie sie jetzt sind und leider auch noch in Zukunft sein werden, gesund sein, und wir haben wohl das Recht, von der Obrigkeit Gesundheitsschutz zu verlangen. Die Behörden haben lange genug gestattet, daß die Kneipeninhaber ihre Gäste körperlich und geistig langsam vergiften.

Mittweida. Dr. Wilhelm Bode.

Baarzahlung.

Von Zeit zu Zeit machen einzelne Gewerbtreibende oder auch mehrere im Verein Anstrengungen, ihre Kunden mit sanfter Manier an sofortige baare Zahlung zu gewöhnen. Man sieht etwa im Laden eine Inschrift: Feste Preise, vier Procent Rabatt bei Baarzahlung; oder es werden säumigen Zahlern Monatsrechnungen ins Haus geschickt, auf welchen aber entschuldigend bemerkt ist; Zur Vermeidung von Irrthümern. Aber so ernstlich scheinen die Kaufleute und Handwerker die Sache doch nicht zu betreiben, sonst würde man sich bei der Bekanntmachung der leider nur zu häufigen Bankerotte nicht immer wieder über die hohen Summen zu wundern haben, welche infolge des „Anschreibens“ im Kleinverkehr entweder geschuldet oder gestundet worden sind. Mir sind Fälle zu Ohren gekommen, daß ein Bäcker oder Schlachter von einer einzelnen Familie sechshundert, achthundert Mark für verbrauchte Waaren zu fordern hatte, der Schnittwaarenhändler noch mehr, daß manche Kunden, neben gelegentlichen Abschlagszahlungen, eigentlich fortlaufend, von einem Jahr ins andere, eine hohe Summe zu Buch stehen haben, bis vielleicht ein Krach den Strich dadurch zieht. Dann seufzen die Gläubiger, schelten auf die Schlechtigkeit der Menschen, auf das üppige Leben, auf den Schwindel. Aber wenn man sich wundert, daß sie ihre Forderungen so hoch aufsummen lassen und dabei immer noch weiter Waaren liefern, dann zucken sie die Achseln und sagen, das sei das Geschäft, man dürfe die Kunden nicht drängen, sonst blieben sie ganz fort, der Wettbewerb sei zu groß und dergleichen.

Ja, auch an anderen Zeichen kann man es merken, daß viele Erwerbende es mit dem Wunsche nach sofort zahlenden Kunden nicht ganz ernstlich meinen. Ich kenne Läden und Werkstätten, in welchen ich seit Jahren kaufe oder arbeiten lasse, und in welchen trotzdem mein bei jedem Kauf sich wiederholendes Verlangen, die Schuld sofort zu entrichten, immer wieder mit einer Art von Verwunderung und höflicher Abwehr aufgenommen wird. Diese Art der Aufnahme muß den Leuten also ganz mechanisch geworden sein, daß sie sie anwenden, ohne sich etwas dabei zu denken. Ich habe es andererseits öfter, d. h. nicht in demselben Geschäft erlebt, daß für eine Schuld, die sich durchaus nichts sofort entrichten ließ, etwa für eine Arbeit auf Bestellung, die Rechnung trotz mehrfacher Aufforderung nicht kam; der Mann hatte immer noch nicht Zeit gehabt, sie auszuschreiben; es eilte ja auch nicht, und wie die Redensarten weiter hießen, die mich allemal so sicher vertreiben wie andere Unzuverlässigkeiten auch. Auf manchen Rechnungs-Formularen steht gedruckt: Auf gütiges Verlangen! als ob der Kaufmann sich nur ungern zu der Unverschämtheit entschlösse, das Geld einzuziehen, für welches er die Waare längst geliefert hat. Wenn man sich aber einmal auf Auseinandersetzungen mit den Leuten einläßt, dann ist kein einziger

da, der das lange Borgen für ersprießlich hält; sie reden alle, als wäre ihnen eine Mehrheit von baarzahlenden Kunden das Ideal des Lebens, als könnten sie aber nichts dazu thun, dies Ideal zu verwirklichen.

Neulich habe ich nun einmal einen Blick hinter die Coulissen gethan, welcher diesen scheinbaren Widerspruch ein wenig aufhellt. Es setzte jemand in einem Localblatt auseinander, daß das mangelhafte Rechnungswesen namentlich der Handwerker seinen Hauptgrund in ihrer mangelnden geschäftlichen Vorbildung habe. Sie können sehr häufig ihre Bücher nicht selbst führen, sie bezahlen also einen Buchhalter oder Kaufmannsdiener, der Abends in seinen Freistunden das für sie übernimmt, natürlich nicht täglich, sondern in längeren Zwischenräumen, und schon deswegen muß man manchmal so lange auf seine Rechnung warten. Das ist eben wieder ein Punkt, wo die Einrichtungen vergangener Jahrhunderte, für andere Verhältnisse ersonnen, nicht gründlich genug umgestaltet worden sind, um sich den theilweise so völlig verschobenen socialen Zuständen unserer Zeit anzupassen. Wie viele Haushaltungen gehen zu Grunde, weil man nicht begriffen hat, daß bei der hervorragenden Rolle, die jetzt das Geld anstatt der Arbeit im Haushalt spielt, die häusliche Finanzverwaltung und Buchführung von der künftigen Hausfrau gelernt werden muß, mindestens ebenso sicher wie Kochen und Reinmachen. Ebenso müßte jeder Handwerksmeister verpflichtet sein, wie der Kaufmann es ist, den Lehrling mit der zu seinem Gewerbe gehörenden Buchführung vertraut zu machen, und es müßte in den gewerblichen Fortbildungsschulen als verbindliches Unterrichtsfach das Buchhalten in einfachster aber übersichtlicher und ausreichender Form eingeführt sein. Können Frauen und Töchter der Handwerker dabei helfen, wie das in Frankreich hergebracht ist, so erwächst der Wirthschaft und dem Geschäft daraus natürlich mehr Nutzen, als wenn sie das „Gebet der Jungfrau" spielen oder zur Noth ein Fremdwort richtig aussprechen können.

Ferner aber, so behauptete jener Gewährsmann, ist es dem Gewerbtreibenden manchmal bequem, seine Forderungen aufsummen zu lassen, weil er sich dann bei der Rechnungsaufstellung seine Zinsen berechnen kann, ohne daß der Kunde es merkt, nicht aber bei jeder eingehenden größeren Summe, die er nicht sofort wieder verbraucht, erst zu überlegen hat, wo und wie er sie anlegen soll. Er bezahlt dann höchst wahrscheinlich seine Haushaltsschulden auch nicht gleich baar, seine Geschäftsschulden nicht eher als bis er gedrängt wird, und so rollt sich da eine unheilvolle Kette ab, an der einige ziehen, weil sie es nicht besser haben wollen, andere, weil sie müssen. Und auf den Grund besehen, liegt in diesem Verfahren doch eine Unredlichkeit, die der Kunde sich gefallen läßt, weil er selbst ein schlechter Wirth ist. Es werden ihm, um die Zinsen herauszuschlagen, höhere Preise angeschrieben, als beim Abschluß des Geschäfts vereinbart waren, oder doch, als die Waare werth ist; er bezahlt, weil er selbst nicht mehr weiß, wieviel er schuldet, und es ihm bei dem Kaufen auf Borg auch nicht in den Sinn gekommen ist, seine Schuld wenigstens in dem eigenen Wirthschaftsbuche zu verzeichnen — möglicherweise hat er gar nicht einmal ein Wirthschaftsbuch! Wer gut und auf sichere Begründung wirthschaften will, sollte diejenigen Geschäfte bevorzugen, welche bei Baarzahlungen Rabatt gewähren; dann ist alles fair and above board, wie die Engländer sagen; man weiß, was und wofür man bezahlt. Läßt sich der Verkäufer darauf nicht ein, so will er sich entweder an dem gut zahlenden Kunden für den schlechten Zahler schadlos halten, oder er hat, ohne es eingestehen zu wollen, zweierlei Preise, wodurch aber nur der gute Zahler entmuthigt, der schlechte in seiner verderblichen Praxis verstärkt wird. Daß es gar kein besonderes Kopfbrechen kostet, das einlaufende Geld, wenn nicht sofortige Verwendung dafür da ist, auf die Sparcasse zu tragen, und daß die niedrigen Zinsen der Sparcasse immer noch eine bessere Capitalanlage bedeuten, als die in der Neujahrsrechnung versteckten mit der oft verwirklichten Möglichkeit, daß die Forderung sammt den Zinsen verloren geht, das müßte man einem Menschen, der zwei und zwei zusammenzählen kann, nicht erst beweisen. Die Furcht vor der Concurrenz und die damit zusammenhängende Furcht den Kunden durch Mahnen zu erzürnen und zu vertreiben, läßt sich freilich nicht so ohne weiteres entkräften, so lange nicht die Gewohnheit des Baarzahlens allen anständigen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn nur anerkannt schlechte Schuldner anschreiben ließen, so würde kein Gewerbtreibender etwas dagegen haben, die Borgkunden seinen Concurrenten zu überlassen. Aber es sind überall noch zu viele darunter, die das auf Borg Kaufen als etwas berechtigtes, unvermeidliches ansehen und schließlich ihren Verpflichtungen auch nachkommen, sich aber thörichterweise in ihrer Ehre gekränkt, oder selbstischerweise in ihrer Bequemlichkeit gestört fühlen, wenn der Gläubiger sich merken läßt, daß er lieber ihr Geld, als ihren Namen in seinem Buche sehen möchte. Dagegen könnte von seiten der Handelsleute nur eine Vereinigung mit fest bestimmten Zahlfristen helfen, und zwar müßte sie in jedem Gemeinwesen von den größten und einflußreichsten Firmen ausgehen; die kleineren, denen eine gesunde Geschäftsführung am Herzen liegt, würden sich dann schon anschließen, und endlich würden die schlechten Zahler auf die am wenigsten redlich geführten Geschäfte angewiesen sein: ein idealer Zustand, der allerdings nicht mit einem Anlauf erreicht wird!

Die Besserung ist aber keineswegs von den Geschäftsinhabern allein zu erwarten, nicht einmal in erster Linie. Viel wirksamer wird es sein, wenn wir, die Kaufenden, bei uns anfangen und die sofortige Baarzahlung zu unserer unverbrüchlichen Gewohnheit machen, — soweit sie es nicht schon ist. Wir bedürfen dazu keiner Vereinigung, und brauchen nicht erst Buchhalten zu lernen. Wir müssen uns nur einiges klarmachen, und einiges andere ernstlich vornehmen. Wir müssen uns klarmachen, daß wir so lange thatsächlich einem anderen sein Recht verkümmern und ihm eine gute Wirthschaft erschweren, wie wir seine Waare oder Arbeit verbrauchen und ihm doch den Gegenwerth vorenthalten, um dessentwillen er uns Waare oder Arbeit geliefert hat. Wir müssen uns ferner klarmachen, daß unserer eigenen Wirthschaft aus dem Borgen kein einziger rechtmäßiger Vortheil erwächst, wohl aber viel unvermeidlicher Nachtheil. Diejenigen, welche wie Dickens' unsterblicher Micawber ohne Geld alle ihre Bedürfnisse entnehmen, in der Hoffnung daß sich schon ein Ausweg finden wird, lassen wir hier außer Acht; sie lesen ja diesen Aufsatz doch nicht. Es kann hier nur an solche gedacht werden, die, während sie auf Rechnung kaufen, durchaus die Absicht haben zu bezahlen, und diese Absicht auch allemal nach Wochen oder Monaten ausführen. Sie müssen also erstlich jedem Geschäftsmann, der zu rechnen versteht, höhere Preise bezahlen, weil er sich die Zinsen mit verrechnen muß; sie wirthschaften theurer. Sie zeigen ferner fast untrüglich durch ihre Praxis, daß sie von einem geordneten Rechnungswesen keine Ahnung haben; denn die erste Regel desselben ist, daß man für alle unabweisbaren Ausgaben Deckung schaffe und alle nicht schlechthin unabweisbaren Bedürfnisse nur nach dem Maß der vorhandenen Mittel befriedige; sie wirthschaften unsicherer. Sie binden sich in gefährlicher Weise für die Zukunft die Hände, selbst wenn sie sich damit trösten, daß ihr augenblicklicher Verbrauch ein ganz regelmäßiger sei und durch eine ganz sicher zu erwartende Einnahme gedeckt werde. Jeder der da länger wirthschaftet, weiß von ganz sicher erwarteten Einnahmen zu erzählen, die doch nicht eingegangen sind, und noch häufiger von völlig unerwarteten Ausgaben, die doch gedeckt sein wollten. Sodann ist namentlich für jüngere Leute, die nicht schon durch solche oft wiederholte unangenehme Ueberraschungen klug geworden sind, das Kaufen ohne Geld so verführerisch! Man kauft mehr als man gebraucht, weil man sich die vorhandenen Mittel nicht als Grenze dienen läßt, man kauft theurere Waare, man verbraucht schneller. Malvine könnte allenfalls

ihren Spitzenumhang noch tragen, aber er ist nicht mehr ganz modern, sie sieht im Schaufenster einen, der besonders reizend ist und grade für sie paßt, der gefällige Kaufmann hat nicht das mindeste dagegen, ihn um ihre schönen Schultern zu legen und versichert ihr nicht nur, daß sie bezaubernd darin aussieht, sondern daß es mit dem Geld gar keine Eile hat; es zieht ihr flüchtig durch den Sinn, daß zu Neujahr wohl spätestens bezahlt werden muß, aber zugleich auch, daß bis dahin noch acht Monate sind, in denen sich die fünfzig Mark schon finden werden. Oscar erfährt von einem Freunde eine neue Bezugsquelle für Cigarren, wo er sie billiger bekommt, wenn er im großen kauft und wo man ihm außerdem gern lange Zahlungsfrist gewährt; sie schmecken gut, der Vorrath ist da, er greift umso öfter hinein und hat in drei Monaten grade das doppelte von dem verraucht, was er sich sonst zugestanden. Nun kommt für die beiden, die nicht nur Spitzenumhänge und Cigarren, sondern vieles andere in gleicher Weise mit Anweisungen auf die Zukunft gekauft haben, der Winter heran und bringt eine unvermeidliche größere Reise, eine längere Krankheit, die Nothwendigkeit ein Familienglied zu unterstützen, einen Ausfall im Erwerb, so oder so: wie gut wären die paar hundert Mark für Umhang und Cigarren jetzt zu brauchen, wenn sie nicht endlich dem Gläubiger gebührten!

Gewiß gibt es Haushaltungen, in welchen jahrelang ähnlich gewirthschaft wird, und deren Inhaber sich doch damit trösten, daß sie schließlich noch immer ausgekommen sind. Dagegen läßt sich nur zweierlei einwenden. Erstlich daß das Aufgehen von Null mit Null bei der Wirthschaftsführung nicht das einzige Strebeziel ist, sondern daß auch recht viel darauf ankommt, welche Arten von Bedürfnissen befriedigt und welche hintangestellt worden sind. Zweitens daß die Geschichte der nur allzu zahlreichen Haushaltungen, welche zu Grunde gegangen sind, in der Regel damit beginnt, daß man anfangs, vielleicht jahrelang, immer so mit Stolpern und Fallen auskam, indem man Einnahmen vorwegnahm und dann wieder Ausgaben unterließ, die man hätte machen müssen, bis dann irgend ein stärkerer Stoß das steuerlose Schiff auf die Sandbank trieb. Und wie oft muß in einem Hause die Pflege der ethischen Güter vernachlässigt werden, weil es in der Verwaltung der materiellen an Gewissenhaftigkeit und Selbstzucht fehlt! Wie manche Frau bescheidet sich dabei, daß sie ein gutes Buch einfürallemal nicht kaufen, zu gemeinnützigen Zwecken einfürallemal nichts beitragen, Arme nicht unterstützen kann, weil sie nicht so zu wirthschaften versteht, daß ihr zu freier Verwendung etwas übrig bleibt, weil ihre Ernten immer schon auf dem Halme verkauft, ihre künftigen Einnahmen immer schon vorweg mit Beschlag belegt sind. Wie manche drückt, ohne eigentlich hartherzig zu sein, nur aus Gedankenlosigkeit und Unverstand, die armen Nähterinnen, Waschfrauen und andere die für sie arbeiten, indem sie, des Borgens einmal gewöhnt, auch diesen abhängigen Leuten, die weder zu mahnen noch die Arbeit aufzuwerfen wagen, den schuldigen Lohn lange vorenthält. Wie manche bringt ihre Dienstboten dadurch in Versuchung, daß sie von ihnen für sich auslegen läßt und nachher nicht mehr weiß, was sie zu bezahlen hat, daß sie bei den Lieferern des Hauses große Rechnungen anwachsen läßt und dadurch eine unredliche Durchstecherei zwischen diesen und den Dienstboten begünstigt! Kurz, wenn der Geschäftsmann sich unter gewissen Bedingungen wenigstens noch einbilden kann, er erziele durch das Borgverfahren einen Vortheil oder wende einen Schaden ab, so kann der Kunde wahrlich zur Vertheidigung dieser Gewohnheit nichts anderes vorbringen als — die augenblickliche Bequemlichkeit, und auf sie allein ist auch die weite Verbreitung dieser Unsitte zurückzuführen.

Sie hängt damit zusammen, daß, wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, in der Berufsbildung der jungen Leute aus beiden Geschlechtern die wirthschaftliche Belehrung viel zu sehr vernachlässigt wird. Wie man nicht daran denkt, dem Handwerkslehrling die für sein Gewerbe nothwendige Buchführung beizubringen, so versäumt man es auch, die künftige Hausfrau auf eine der wichtigsten und schwierigsten ihrer Aufgaben, die Verwaltung von Geldmitteln irgendwie vorzubereiten. Darum herrscht unter angehenden Hausfrauen manchmal die unglaublichste Verwirrung über die Begrenzung von Einnahme und Ausgabe, die völligste Unkenntnis der einfachsten wirthschaftlichen Begriffe. Darum getrauen sich viele von ihnen, eine Jahreseinnahme von mehreren tausend Mark ersprießlich zu verwalten mit alleiniger Hilfe eines Notizbüchelchens im Schlüsselkorb, in das sie von Zeit zu Zeit, wenn es ihnen grade einmal einfällt, einen Posten eintragen, um fünfzig andere ungebucht zu lassen. Ist nun der junge Ehemann nicht selber schon ein tüchtiger Wirth, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt und das Geschick dazu hat, diesen Mangel in der Erziehung seiner Frau gleich im Anfang der Ehe auszugleichen, dann gerathen sie von Anfang an in ein Fahrwasser voller Klippen und Untiefen. Der Mann bröckelt der Frau das Haushaltsgeld mit dem mehr oder weniger gerechtfertigten Mistrauen zu, daß es nicht vernünftig verwandt werden wird; die Frau findet, daß der Mann sie zu knapp halte; jede wirthschaftliche Abrechnung gibt Anlaß zu unerquicklichen Erörterungen, und es bilden sich auf beiden Seiten Gewohnheiten, welche auf die Dauer sowohl wirthschaftliches Gedeihen wie eheliches Glück unmöglich machen. Es ist vorgekommen, daß Frauen in solcher Lage, völlig in Unkenntnis über den Vermögensstand und auch ohne Aufklärung darüber zu erstreben, das ganze Jahr hindurch alles was sie von ihrem Haushaltsgelde nicht bestreiten konnten und doch nicht entbehren wollten, einfach auf Borg entnahmen und sich dafür mit Gemüthsruhe um Neujahr herum ein eheliches Donnerwetter gefallen ließen. Es ist vorgekommen, daß Männer sich die Bestreitung jeder ein paar Mark überschreitenden Ausgabe der gemeinschaftlichen Wirthschaft vorbehalten haben, also daß ihre Frauen eigentlich über keinen Groschen verfügen konnten — mit welchem Nutzen für den Haushalt, für ihre eigene Berufsthätigkeit und für den ehelichen Frieden, das läßt sich denken.

Der Gebrauch der Baarzahlung kann daher in einem Haushalt auch nur ein- und durchgeführt werden, wenn Mann und Frau beide wollen. Der Mann muß, falls es nöthig ist, seine Frau zu wirthschaftlicher Einsicht und dementsprechenden Gewohnheiten erziehen; er muß mit ihr die Grundzüge der gemeinschaftlichen Wirthschaft überlegen; er muß ihr die vereinbarten Mittel, mit denen sie wirthschaften soll, regelmäßig zuführen: er muß sie auch in diesem Punkte wie seinen besten Kameraden, nicht wie ein unmündiges Kind behandeln. Die Frau muß es sich ihrerseits streng zur Regel machen, ihre Mittel thunlichst nach den Ansichten des Mannes zu verwalten, denn er schafft sie herbei, in diesen Grenzen aber nichts zu kaufen, was sie nicht sofort bezahlen kann, und soweit es an ihr liegt, die Bezahlung einer Waare, Arbeit oder Dienstleistung nicht einen Tag über den Verfall hinauszuschieben. Wie leicht ist es dann verhältnismäßig wirthschaften, wenn man sich an diese Zucht einmal gewöhnt hat! Man kann jeden Augenblick übersehen, wie man steht; man geht keine Verpflichtungen ein, denen man nicht gerecht werden könnte; man genießt, was man sich über die Bestreitung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse hinaus hat gewähren können, mit gutem Gewissen, denn es wird niemand in seinen Rechten darob verkürzt. Man wird es hier, grade wie bei jeder anderen sorgfältig verwalteten Kraft auch spüren, daß man eine Macht über die zeitlichen Güter gewinnt, selbst bei beschränktem Besitz, wie sie der Reichste nimmer hat, wenn er sich nicht in Zucht nimmt: man kann bei veränderter Vermögenslage sich einschränken oder sich ausdehnen, ohne daß das Herz und das innere Leben dabei Schaden leiden. Darum sollte über jeder neuen Wirthschaft und über jedem Haushaltungsbuch stehen: Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet!

M. L.

Aus Norwegen.

Land, Leute und Enthaltsamkeit.

II.

Mein Freund der Kaufmann lief mir voran mit dem Auftrag, für mich Quartier zu machen. Darüber konnte ich einer Abordnung von Enthaltsamkeitsleuten, die mir beim Aufstieg in der Stadt nacheilten und die den Auftrag hatten aufs beste für mich zu sorgen, nicht folgen, und verabschiedete mich von ihnen bis auf morgen; es war auch über zehn Uhr. Am Morgen nahm ich mir erst ein Seebad, sehr schön und sehr kalt, nur zehn Grad, und dann bekam ich dies Christianssund ordentlich zu sehen. Wie schade, daß ich meinen Yngvar Nielsen, den norwegischen Bädecker, später irgendwo auf einer Carriole habe liegen lassen, ich könnte sonst so zuverlässige und lehrreiche Auskunft geben über diese wunderliche Schärenstadt am Atlantischen Ocean, über Einwohnerzahl, Werth der jährlichen Fisch-Ausfuhr, wichtigste Gebäude, höchste Behörden u. dgl. Nun kann ich nur so hinschreiben, was mir auffiel, was ich im Gedächtnis behalten und mittels der Phantasie in hoffentlich nicht allzufreier Weise wiederauffrischen konnte. Wunderlich ist die Stadt, und bei uns in Deutschland hat sie gewiß nicht ihresgleichen. Ich lief immer verkehrt, Mangel an Ortssinn war Schuld daran, aber etwas unregelmäßigeres als diese Straßenanlage läßt sich doch auch nicht denken. Dann muß man immer klettern auf und nieder, und oft ging man wie über große abgerundete Wellen. Das Straßenpflaster war wundervoll, nemlich lauter natürlicher Fels mit etwas wie Chausseestaub bedeckt. Das Häuserbauen ist hier sowohl beschwerlich wie leicht. Wer fundiren soll, hat zuviel Fundament, Felsmassen müssen abgesprengt und weggefahren werden bloß um zu planiren, man muß sich den Keller sprengen, und das Viereck aushauen und ausmeißeln, in welches der Grundbau von Quadern gelegt wird, worauf sich dann der meist zweistöckige große Holzbau erhebt. Es gibt wohl selten ein so zerklüftetes Gemeinwesen wie diese Stadt, denn sie liegt auf drei Inseln, die durch tiefe Meeresarme getrennt und durch Brücken nicht verbunden sind. Brücken wären zu theuer, sagt man. Dampfböte fahren die Passanten hin und her für 3 Oere. Die Stadt ist nicht klein, aber hat sie 15 000 Einwohner? Jedenfalls hat sie nur eine Kirche, die natürlich auf der Kircheninsel liegt; sie ist wie fast alle Gebäude von Holz, aber groß und geräumig und von einer für einen Holzbau gradezu erstaunlichen Weite, und dabei ist sie zierlich und hübsch von innen und außen. Auf der Kircheninsel liegt auch ein Park; vor nicht allzu langer Zeit war derselbe eine häßliche sumpfige Niederung. Nun hat Gemeinsinn das Loch dränirt und bepflanzt und ein schattiges Wäldchen geschaffen, welches der größte Stolz der Bürger ist und der liebste Aufenthalt für Klein und Groß. Das war auch der erste Ort, wohin mich mein freundlicher Wirth, der städtische Schulinspector führte, als die Versammlung der norwegischen Enthaltsamkeitsgesellschaft ihre Mittagspause machte. Durch diese schattigen Gänge führte er mich in seine Wohnung zu Frau und Tochter. In dem feingebildeten, liebenswürdigen Familienkreise war ich nebst einem andern Gaste, einem frischen Sausewind von Studenten, wohl aufgehoben. Alle Theilnehmer der Versammlung, alle die vielen Guttempler, die zufällig an demselben Tage ihre Jahresversammlung abhielten, hatten gastfreie Aufnahme bei den Bürgern der Stadt gefunden, und sofort nach meiner Ankunft im Versammlungssaal war ich dem mir bestimmten Gastfreund zugeführt worden.

Die Versammlung war von 70 bis 80 stimmberechtigten Mitgliedern besucht, außerdem von vielen Gästen, Männern und Frauen aus allen Theilen Norwegens, von Tromsö bis nach Christianssund. Sie tagte in einem der weiten Säle des zweistöckigen großen Holzhauses, welches dem Ortsverein der Totalisten eigenthümlich angehört. Ich sah, die Guttempler hatten auch solche Häuser. Den Vorsitz führte der vielbeschäftigte aufopfernde Secretär der Gesellschaft Candidat Halvorsen in Behinderung des langjährigen Leiters derselben, Dr. Nielsen in Christiania. Die Herren vom Vorstand hatten mich freundlich begrüßt und gaben mir sofort die Vereins-Satzungen und den Jahresbericht. Ich las dieselben und mache daraus folgenden kurzen Auszug:

§ 1. Der Zweck der Gesellschaft ist, im Interesse des Christenthums und des Vaterlandes durch jedes passende Mittel, welches zu ihrer Verfügung steht, den Gebrauch von berauschenden oder spirituösen Getränken abzuschaffen. § 2. Mitglied der Gesellschaft ist jeder welcher sich verpflichtet, weder selbst irgendwelche berauschende Getränke zu genießen, noch solche anderen zu geben oder zu verkaufen, welcher nach Vermögen und Gelegenheit suchen will für den Zweck der Gesellschaft zu wirken, und nicht Mitglied einer anderen Enthaltsamkeits- oder Totalenthaltsamkeits-Gesellschaft ist. § 3. Der, welcher diese Verpflichtung übertritt, oder ein ärgerliches oder der Gesellschaft schädliches Verhalten zeigt, wird nach geschehener fruchtloser Verwarnung aus der Gesellschaft ausgeschlossen, und kann nur wieder aufgenommen werden, wenn man findet, daß die nöthige Aenderung bei ihm eingetreten ist. § 4 bis 13 handeln meistens von der Organisation der Gesellschaft in ihren Kreis- und Ortsvereinen. § 11. Stimmberechtigt in der Gesellschaft und den Vereinen ist jedes Mitglied, welches über 18 Jahre alt ist und den Beitrag bezahlt hat. Frauen sind jedoch nicht wählbar."

Aus dem Jahresbericht erfahren wir, daß der Verein auf allen Seiten Fortschritte gemacht hat und das Volk sich in immer größeren Scharen der Sache anschließt. Seit der vorigjährigen Versammlung sind 145 Vereine gestiftet, von denen 134 ihre Mitgliederzahl bei der Stiftung mit 5192 angegeben haben. Weil die Kreisversammlungen so spät abgehalten sind, liegt die Statistik nicht vollständig vor, aber die Gesellschaft zählt über 600 wirkungskräftige Vereine mit über 60 000 Mitgliedern. 19 Storthings-Abgeordnete sind Enthaltsamkeitsleute, darunter 8 Mitglieder dieser Gesellschaft, und zu Ehren dieser Herren wurde am 15. April in Christiania ein Fest gefeiert, an welchem die Präsidenten des Storthings und mehrere der hervorragendsten Männer des Landes theilnahmen. Die Gesellschaft hatte eine Gesammteinnahme von 8035,71 Kronen, darunter einen Staatsbeitrag von 4498 Kronen. Ich füge gleich herzu, daß in Norwegen außer dieser mächtigen Gesellschaft 12 000 Guttempler existiren, daß die Gesellschaft des blauen Bandes, irre ich nicht, im ganzen rund 25 000 blaue Bänder ausgetheilt hat, und daß ich Totalisten gefunden habe, auch Vereinigungen, welche sich keiner größeren Gesellschaft angeschlossen hatten. Folglich beziffert sich das Heer der Totalisten in Norwegen auf rund 200 000 Mann. Welch einen ungeheuren Einfluß diese Agitatoren auf eine Bevölkerung haben müssen, die doch nur reichlich 1,000 000 Seelen zählt, ist ersichtlich. Ein deutscher Gerichtsrath, mit dem ich im Universitätsgarten von Christiania wenige Tage zuvor Runen zu lesen versucht hatte, sagte beim Abschied, als er erfuhr, was mich am meisten in Norwegen interessirte: „Mäßigkeitsbestrebungen, Temperenz, das ist ja lauter dummes Zeug!" Es war ganz die bekannte liebenswürdige Frechheit der Unwissenheit. Die Arbeit an dieser Sache hat ihre Frucht mit der Zeit. Die freiwilligen Vereinsbestrebungen haben in Norwegen nach reichlich vierzigjähriger Arbeit erreicht, daß die gesammte Gesetzgebung sich wesentlich nach ihren Ideen reformirt hat, und Gesetz und Agitation miteinander haben bewirkt, daß das norwegische Volk, welches von der Trunksucht früher furchtbar zu leiden hatte, wohl nahezu das mäßigste Volk in Europa geworder ist. Denn der Verbrauch an Alkohol ist von 16 Liter auf den Kopf im Jahre auf 3 Liter herabgegangen.

Von meinen Papieren und Betrachtungen hebe ich meine Augen auf in die Versammlung. Auf den Bänken lange Reihen von Männern aus dem Volke. Studirte, Beamte, höhere Stände sind weitaus die wenigsten, Beamte vielleicht gar keine. Es sind Kaufleute, Landleute, Seeleute, viele Volksschullehrer und einige Prediger. Es fiel mir auf, daß ich so viele hochgewachsene Männer sah. Die alte Wikings-

Natur ist noch nicht ausgestorben. Die höheren Stände halten sich noch immer zurück, wird geklagt. Wer war „gamle (der alte) Kallem", der so oft angeführt wurde? Unter den vorjährigen Ausgabeposten findet sich einer von 15,50 Kronen für einen Lorbeerkranz auf sein Grab. Es war der unermüdlichste und der erfolgreichste unter den vielen Prädikanten, die das Land durchpilgert haben und es noch thun. Von Hammerfest bis Lindesnes durch 12 Breitegrade gingen seine Wege, auf denen er abwechselnd das Evangelium Christi und die Enthaltsamkeit verkündigte. Solche Männer haben die Funken in die Bevölkerung getragen, welche zündeten; ihnen vor allem gilt auch die seit vielen Jahren regelmäßig gezahlte Staatsunterstützung.

Die Verhandlungen sind inzwischen in vollem Gang. Sie beziehen sich meistens auf Veränderungen in den Satzungen, welche vorgeschlagen sind und wiederum mit Tagesfragen zusammenhängen, die die die öffentliche Meinung und auch das Storthing beschäftigen. Zahlreiche Redner treten auf; man spricht mit großer Gewandtheit und Lust. Eine Frage lautet: Muß nicht der Satz § 11 „Frauen sind jedoch nicht wählbar" wegfallen? Die sogenannte Frauenbefreiungsfrage ist nemlich in Norwegen auf der Tagesordnung, die Zeitungen streiten darüber; jenachdem sie conservativ oder radical sind, haben sie verschiedene Meinungen. Gestern noch, am ersten Versammlungstage des Vereins, hat eine Dame dort gesprochen zum ersten Mal seit derselbe existirt, einigen zum Wohlgefallen, anderen zum Verdruß. Die Freunde der Frauen haben aber die Uebermacht. Laß jemanden ausführen, daß die Frau nicht vor die Oeffentlichkeit gehöre und daß es ihr nicht zieme sich auf der Rednerbühne geltend zu machen und mitten unter den Rufern im Streit zu stehen: zehn andere erklären, daß die Frau nicht ein Mensch zweiter Ordnung sei, daß der Satz „Frauen sind nicht wählbar" ihnen einen Schimpf anthue, daß Frauen zu den tüchtigsten und wackersten Förderern der Sache gehören. Ist das gewandteste bravste Weib geringer zu schätzen als der kümmerlichste Mann, daß sie nicht einmal Cassirer in einem Verein sein darf? So ruft einer, und ein anderer: Konnte der Herr die Deborah berufen Richter zu sein in Israel, so kann unsere Gesellschaft auch gern wagen, eine Frau mit einem Posten in einem Enthaltsamkeits-Verein zu betrauen. Das Ende vom Liede ist dennoch ein Mittelweg, die Einheit des Vereins darf nicht gefährdet werden. Man beschließt, daß die Einzelvereine mit zwei Drittel Mehrheit beschließen können, daß die Bestimmung „Frauen sind nicht wählbar" bei ihnen wegfällig werde.

„Muß nicht die Altersgrenze von 18 bis auf 15 Jahre herabgesetzt werden?" lautet eine andere Frage. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich, was in den Satzungen nicht steht, daß auch Kindervereine bestehen wie bei den Guttemplern Kindertempel. „Die Jugend soll unser sein, die Zukunft muß den vollen Sieg bringen; ist ein Knabe confirmirt, so laßt ihn nur im Verein mitstimmen, es interessirt ihn dann mehr Mitglied zu sein, und schaden kann er nicht," — sagen die Vertheidiger des Vorschlages. Und wahrhaftig, künftig ist ein sechzehnjähriger Knabe im Verein stimmberechtigt!

„Wird es für die Enthaltsamkeitsarbeit günstig sein, wenn der Brantweins-Handel Staatsmonopol wird?" so lautete die Frage, welche die Versammlung den ganzen ersten Tag, an welchem ich noch auf der Reise war, beschäftigt hatte. Auch das Storthing hat sich mit der Frage beschäftigt. Leider kann ich ja hier nichts selbstgehörtes berichten, ich erfahre aber aus Gesprächen und kurzen Berichten, daß ebenso ausschließlich wie das Staatsmonopol in Deutschland wegen seiner finanziellen und politischen Bedeutung auf die Bahn kam, es ebenso ausschließlich in Norwegen nach seiner Bedeutung für die Mäßigkeitssache und das Volkswohl in Erwägung gezogen wurde, und es wurde dann doch nicht empfohlen.

Außer hier nicht zu erörternden Fragen über die Organisation wurde noch über den § 1 der Satzungen berathen, ob das Wort „spirituöse" ausfallen solle. Viele Vereinsmitglieder genießen nemlich Hausbier und anderen Haustrunk, den sie selbst brauen, der nur 2 pCt. Alkohol enthält. Also erfordert die Consequenz, daß das Wort „spirituöse" gestrichen werde. Die Debatte war, ich versichere es, sehr interessant. Man erfuhr, wie das Volk in allen den verschiedenen Gegenden des ausgedehnten Landes lebt. Das Hardanger Thal gehört zu den schönsten Gegenden Norwegens und von der Hardanger Bauerntracht und der großen Krone, welche dort die Braut trägt, hat mancher Leser wohl gehört. Dort gibt es das beste und stärkste Hausbier. Auf vielen Höfen müssen sie im Sommer durchaus Bier trinken. Denn alle Kühe werden auf den Säter d. i. die Sommerwirthschaft in den Bergen getrieben, mehrere Meilen weit, so fehlt für die zu Hause bleibenden die Milch. Ueber die Weichlichkeit der Landratten, sagt ein alter Seemann, die Bier nicht entbehren können! wir haben oft zum steinharten Zwieback nur Wasser, welches sich in lange Fäden ziehen ließ — entsprechende Geste — und haben keinen Brantwein und kein Bier begehrt. (Aber Kautaback, du alter Schelm, dachte ich, denn der wird von den Norwegern zu Lande und zur See überreichlich genossen.) Andere gehen wieder in die Höhe, und reden sehr gut und wahr von der Kraft der strengen Grundsatztreue. Und sie siegen. Das Wort „spirituöse" bleibt stehen. Aber der praktische gesunde Verstand, der die bloße Buchstäbelei vordientermaßen mit Füßen tritt, behielt namentlich auch auf Andringen des Präsidiums zugleich sein Recht. Das Präsidium wird wie bisher fernerhin solche Vereine als der Gesellschaft angehörig anerkennen, welche den Genuß von dünnem Bier beim Essen zulassen.

Nach der Arbeit vergnügte man sich. Am ersten Abend gab's im festlich geschmückten Saale Musik, Gesang, kalte Küche mit Milch und Schocolade, belehrende und unterhaltende Vorträge. Auch Schreiber dieses mußte reden und über die Mäßigkeitsbestrebungen Deutschlands berichten. Namentlich die Mittheilungen über unsere „ganz enthaltsamen" Kaffeeschenken und Volksküchen fanden Beifall. Womit wir kämpften, das faßte er in die drei Schlagworte zusammen: Wahrheit, Gesetz und Liebe. Ein anderer deutscher Gerichtsrath als der obenerwähnte hatte einmal gemeint, mit diesen Mächten müsse sich doch etwas ausrichten lassen. Die Norweger aber meinten, der beste Liebesbeweis sei dennoch „Entsagung". Unterhaltendes hörte man auch. Ein alter Totalist schilderte seine früheren Unglücksfälle mit dem Rausch; zwei an der Zahl, noch viel komischer als einst Herr v. Mühler, nur war der Schluß der, daß er ewig dem Wirthshause fern zu bleiben beschloß.

Um sich der Arbeit des zweiten Tages zu erfrischen, machte man am Nachmittag einen Ausflucht zu Dampfboot nach der schönen Insel Fredö. Dort ist auf einer Landzunge, die sich in den buchtenreichen, berg- und felsumsäumten Fjord erstreckt, ein uralter Bautastein errichtet worden. Er wurde in der Nähe gefunden, ein gefallenes Denkmal merkwürdiger längst vergrauter und vergessener Kämpfe der Vorzeit. Nun war er vor einigen Jahren wieder aufgerichtet und mit Inschrift versehen. Er sah aus wie ein abgeplatteter Obelisk, oder um ein passenderes Gleichnis zu wählen, wie eine ungeheure gradegebogene Wallfischrippe. Davor lagern wir uns im Grase, und ein Wikings-Enkel tritt auf den kleinen Hügel vor dem Stein und redet von Egil Uldsärk (Wollhemd) und der Schlacht bei Rastorkalv ernst und klar, offenbar auf Grund sorgfältiger Studien, hindeutend auf diese und jene Schlucht und Bucht, wo die alten Kämpen sich tummelten und jagten. Ein Lehrer tritt auf und spricht anknüpfend an das Heldenthum der Vorzeit von der Macht des Willens, aus welcher das Können folgen muß, in tiefdurchdachter vortrefflicher Rede. Es kommt danach eine Einladung von einem nahebei wohnenden Großkaufmann, seinen Garten und Park zu besuchen. Mehrere hundert, wie wir sind, folgen wir der Einladung und werden im Garten vor dem schönen Herrenhause freundlich bewillkommnet und alle mit Milch, Selters und Brus bewirthet. Ich werde an die Familie dicht hinan gedrängt, mache mich

bekannt, und siehe, es ergeben sich mannigfache Beziehungen der Familie zu meiner Heimat, der leider seitdem verstorbene Sohn des Hauses war einst auch in meinem Hause eingekehrt, nun kam ich als Gast wieder hierher. Eine Comödie der Irrungen mit zwei einander ähnlichen Schwestern an zwei verschiedenen Seiten des Parks erregte große Heiterkeit. Schade, daß wir sobald aufbrechen mußten! Mit Hut- und Sonnenschirm-Schwenken nahmen wir Abschied.

Abends fiel ich noch in einen bunten Guttempler-Festsaal hinein, da ich einen Reisegefährten für die Fjeld-Fahrt dort suchen wollte. Ein Storthingsmann hielt grade eine Rede über Trinken und Armuth, begab sich dabei auch in die Philosophie und erklärte die Malthus-Lehre von den „Eisenklauen der Armuth", aus welcher, trotzdem „die Wissenschaft" sie nicht anerkannt habe, folge u. s. f. Die unglückliche Weisheit, welche nicht bloß die in der Schrift verbotene Sorge für den eigenen Leib, sondern die Kümmernisse betreffs Ernährung der ganzen Welt auf sich nimmt und darüber wie billig tiefsinnig wird, reizte zum Widerspruch. Soll ich? Aber man erwartete mich bestimmt zu Hause. Wer kann mir verdenken, daß ich doch lieber dahinging, um versprochenermaßen ein wenig Musik zu machen im Familienkreise. So spielte ich denn deutsche Lieder, und Schulinspector und Frau und Töchterchen und Student sangen und summten dazu. Licht brauchten wir nicht. Aber ist es nicht bald an der Zeit, gute Nacht zu sagen? meinte ich. Wir sahen nach der Uhr, es war halb zwölf und immer noch Dämmerung!

Der frühe Morgen sah mich und viele andere auf dem Dampfschiff nach dem schönen Molde zu. Lebe wohl, Christianssund! Die Leute sagten vorher von ihm, es sei eine häßliche Stadt. Ich habe sie auch von der höchsten Felsenklippe aus in der Frühsonne gesehen. Im Regen und Nordweststurm, der direct vom Atlantic herangepeitscht kommt, mag es ungemüthlich genug hier sein. Ich sage aber: die Stadt war schön. Die Sonne ist freilich ja auch ein guter Maler. Und das beste in einer schönen Gegend ist immer noch, meine ich, dieses: wenn man freundlichen, geistig-lebendigen Menschen nahe kommt.

Osterlügum. P. Kier.

Aus Bokelholm,

der schleswigholsteinischen Corrigenden-Colonie im Moore berichtet Herr Gutsbesitzer Holek in Muggesfelde neuerdings:

„Auf einem Rundgang durch die dortigen Moordamm-Culturen erkennt man mit Genugthuung einerseits und mit Beschämung andererseits, daß in unseren alten Culturländern noch manche vernachlässigte und mit Unrecht verachtete Flächen vorhanden sind, welche der Cultur entbehren und nur dieser bedürfen, um reiche Ernte zu tragen und der wachsenden Bevölkerung ein dankbres Arbeitsfeld und das tägliche Brot in der Heimat zu gewähren. Zugleich bietet diese großartige Anwendung eines neuen Culturverfahrens unter der Leitung eines tüchtigen Mannes, der von Jahr zu Jahr größere Erfahrung darin sammelt, die beste Gelegenheit zu lernen, wie man es anfangen, worauf man vor allem achten und welche Fehler man vermeiden muß. Denn auch in Bokelholm zeigen die neuen Moordämme immer noch einige Fehlstellen, die jedoch wohl ohne Ausnahme auf die Art des aufgebrachten Sandes zurückzuführen sind, den man ja freilich nehmen muß, wie der Untergrund ihn bietet. Glücklicherweise werden die im Sande enthaltenen Schwefelverbindungen, welche anfänglich der Pflanzenwelt so feindlich sind, allmählich unschädlich, und die Fehlstellen verschwinden nach und nach. Man sieht aber immer aufs neue, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, welchen Sand man aufbringt, und diejenigen welche mit der Moordammcultur beginnen wollen, thun also gut, vorher den zur Verfügung stehenden Sand untersuchen zu lassen. Da indeß namentlich die Wenden der neuen Dämme einen geringeren Stand der Frucht zeigten, möchte man auch dem Umstand einen ungünstigen Einfluß beimessen, daß dort Moor und Sand etwas zu fest getreten sind. Uebrigens nimmt Herr Inspector Petersen die Sandschicht jetzt etwas stärker als früher, nemlich bis zu sechs Zoll, um dadurch die dauernde Isolirung des Sandes von der Moorunterlage um so sicherer zu bewirken. Ferner zeigt es sich auf Bokelholm, daß eine bestimmte Höhe des Wasserstandes nicht die Bedeutung hat, welche man ihr früher zuschrieb. Denn selbst dort, wo in diesem trockenen Vorsommer das Wasser in den Gräben ziemlich weit zurückgetreten war, hat die Dürre den Moordämmen nicht geschadet.

Auf den erst kürzlich zugekauften Osterrönfelder Wiesen war der Stand der Früchte auf den neuen Moordämmen durchgehends sehr befriedigend. Nur konnte man hier beobachten, daß diejenigen Flächen wo der Sand sofort nach der Ebnung des Moores aufgebracht war, eine geringere Ueppigkeit zeigten als diejenigen, wo das geebnete Moor vorher einen Winter hindurch dem zersetzenden Einfluß der Atmosphäre ausgesetzt worden war.

Während man zu dieser Düngung früher Kainit und Mejillones-Guano verwandte und später diesen Guano durch Präcipität ersetzte, wird jetzt neben dem Kainit das weit weniger kostspielige Phosphatmehl aus Thomasschlacke mit durchaus befriedigendem Erfolg angewandt. In letzterem Stoffe, dessen Werth für andere Bodenarten noch manchen Zweifeln begegnet, ist für die Moorböden mit ihren kräftig lösenden Humussäuren ein sehr billiges Culturmittel geboten; was um so erfreulicher ist, weil dieser Stoff dem eigenen Vaterlande entstammt.

Im allgemeinen war der Stand sämmtlicher Früchte auf Bokelholm wiederum bewunderungswürdig. Der lange harte Winter und der Märzschnee hatten hier keine Schäden hinterlassen; auch die Nachtfröste, die sonst auf den Mooren und in deren Nähe so verderblich zu sein pflegen, berühren die Moordämme bekanntlich fast gar nicht. Der Weizen, der als Nachfrucht von Rüben etwas spät gesäet worden, war nicht sehr lang in Stroh, aber dicht und mit schwerer Aehre besetzt. Ebenso schön standen Roggen, Gerste, Hafer, Rüben. Einen überaus günstigen Eindruck machte eine unübersehbare Fläche, welche mit den üppigsten Feldbohnen bestanden war. Da diese sich auch in früheren Jahren auszeichneten, dürfte der Schluß nahe liegen, daß dafür die Moordämme einen besonders günstigen Standort bieten. Auch das rein gesäete italienische Raygras, welches mehrere Schnitte des vorzüglichsten Futters liefert, war wiederum ausgezeichnet gerathen. Zum erstenmale, wenn wir recht erinnern, sahen wir daneben ebenfalls Rothklee auf Moordämmen, so daß diese nunmehr für alle edleren Feldfrüchte als erprobt und bewährt zu betrachten sind.

Sehr erfreulich ist es, daß wie auf Cunrau, so auch auf Bokelholm die ältesten Moordämme immer die besten Ernten geben. Dadurch wird die Ansicht derjenigen widerlegt, welche fürchten, die erstaunliche Fruchtbarkeit des auf solche Weise behandelten Moores werde nicht von Dauer sein. Auf den ersten von Herrn Petersen angelegten Moordämmen zeigte sich in diesem Jahre ein Victoria-Hafer von bewunderungswürdiger Dichtigkeit des Standes bei enormer Länge des Halms und großen schweren Rippen. Daß hiervon jedenfalls 45—50 Tonnen Hafer das Hectar geerntet werden müßten, darüber waren alle Sachkundigen einig. Vorzüglich standen hier auch die Erbsen, von denen jetzt die kleine frühe graue Art angebaut wird, weil die früher angebaute Victoria-Erbse gar zu lang in Stroh zu werden pflegt.

Die zu Bokelholm gehörigen hohen Sandfelder, denen aller Stallmist zugewendet werden kann, bezeugen infolge dessen natürlich von Jahr zu Jahr eine höhere Cultur, und man kann nur bedauern, daß es bisher nicht möglich gewesen ist, diejenigen Emkendorfer Koppeln zu erwerben, welche den Bokelholmer Hof auf dessen einen Seite so nahe begrenzen.

Endlich präsentirten sich die große Rieselwiese, welche in diesem Jahre einen sehr hohen Ertrag geliefert, und die Anpflanzungen auf dem abgegrabenen Moore, sowie die Torffabrikation auf das beste. Zu erwähnen ist noch, daß bei dem erheblichen Anwachsen des cultivirten Landes und den damit jährlich zunehmenden Entfernungen für den Betrieb die Feldbahnen mit Nutzen Verwendung finden.

Kurz, man empfing überall den Eindruck einer mustergiltigen Wirthschaft. Wenn nun eingewandt wird, daß es sich mit einem großen Geldbeutel und vielen Arbeitskräften leicht wirthschaften lasse, so ist dagegen zu bedenken, daß hier die Wirthschaft offenbar durch zwei Umstände außerordentlich erschwert wird. Erstens nemlich ist es eine schwierige Aufgabe, die vielen Corrigenden (mehr als 50 000 Arbeitstage) jederzeit richtig anzustellen und zweckmäßig zu verwenden. Zweitens wird die Disposition inbezug auf die Bestellung dadurch erheblich erschwert, daß eine bestimmte Schlagordnung und Fruchtfolge eigentlich gar nicht festzuhalten ist, da das zu bestellende Areal mit jedem Jahre so bedeutend anwächst. Deshalb ist nur ein durchaus tüchtiger, umsichtiger und einsichtiger Mann imstande, eine solche Wirthschaft so zu leiten.

Auf den 556 ha Gesammtareal des Gutes mit 67 ha höheren Ackerlandes sind jetzt schon rund 220 ha fertiger Moordämme vorhanden und harren noch etwa 150 ha zu Moordämmen geeigneter Flächen der Cultivirung.

Der Garten und die Baumschule, der Park und die Anlagen vor der Correctionsanstalt machen auch in diesem Jahre einen höchst freundlichen und vortheilhaften Eindruck, so daß der Besucher, von seinem langen Rundgang ermüdet, dort gern noch ein Stündchen verweilt, bis der Eisenbahnzug ihn wieder aufnimmt. Die Hauptsache aber bleibt, daß eine Besichtigung des Grundstücks jedem die Ueberzeugung aufdrängen muß, welche ja auch durch die bekannten Rechnungsabschlüsse bestätigt wird, daß das Provinz-Gut Bokelholm nicht nur eine sehr geeignete Beschäftigung der Corrigenden bietet, sondern auch eine einträgliche Domäne geworden ist. Man scheidet dort immer mit dem Wunsche, daß doch alle diejenigen welche ähnliche Moorflächen zur Verfügung stehen, dem hier gegebenen glänzenden Vorbild baldigst folgen möchten."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 41. Sonntag, 10. October. 1886.

Vierteljahrs-Nummer für den Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England.

15 u. 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

Die sechzehnte Generalversammlung des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Trotz der drückenden Hitze hatten sich in den jetzt, Gott sei Dank, sehr vergrößerten Räumen des Daheims sehr viele Mitglieder eingefunden. Die Zahl der Anwesenden betrug zwischen 90 und 100. Nachdem Frl. Lüschow mit einigen Worten den Vorsitz übernommen hatte, eröffnete Frl. Adelmann die Verhandlungen über die verschiedenen vorliegenden Gegenstände. Nach gewohnter Weise beschäftigten die Finanzen sie zuerst, und sie theilte uns mit, daß es dem Comite bereits gelungen sei, in diesem ersten Halbjahr von 1886 die Hausschuld von Lstrl. 1600 auf 1100 zu verringern, d. h. 500 Lstrl. Schulden abzutragen. Ermöglicht hätten dieses reiche Beiträge von Fürsten, Regierungen und Städten. Zwei sehr huldvolle Schreiben an den Verein von Ihrer Majestät der Kaiserin und Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Baden wurden vorgelesen und mit großer Freude entgegengenommen.

Dann theilte Frl. Adelmann weiter mit, daß an Commissionsgebühren fürs laufende Halbjahr 115 Lstrl. und an Jahresbeiträgen der Mitglieder 190 Lstrl. eingegangen seien. Wünschenswerth für die Buchführung wäre die pünktlichere Zahlung der Jahresbeiträge, deren Termin satzungsgemäß zwischen dem 1. Januar und 1. April läge.

Was die Ausgaben angehe, so haben dieselben ein großes Loch in den Vereinsgeldbeutel gemacht, doch dürfte nicht gespart werden, wo Gesundheitsrücksichten gebieterisch ihr Recht verlangten. Dafür sei aber auch Luft, Wasser, Feuer und Licht im Daheim in bester Ordnung. Wer unter den Anwesenden die Sturm- und Drangperiode inbezug auf Wasser mitgemacht habe, von nichts anderem zu sprechen, wisse das noch mehr zu schätzen als diejenigen Mitglieder, welche jetzt nur von dem Hören was hinter uns liegt.

Unter den Städten, fuhr Frl. Adelmann fort, hätten Basel und Königsberg sich ausgezeichnet. Basel habe 134 Lstrl. und Königsberg 67 Lstrl. gesandt, und diese Summen seien umso mehr eine wahre Freundesgabe, als sie Erfolge treuer Bemühungen einiger Mitglieder seien, welche in ihrer Heimat das Interesse für das Daheim so rege und lebhaft anzufachen verstanden. Nutzanwendung dürfte sein: Gehe hin und thue desgleichen nach besten Kräften und Vermögen! Ferner seien auch auf anderen Gebieten erfreuliche Erfolge zu berichten. Durch den Leihfonds, über welchen die letzte Vierteljahrs-Nummer des „Nordwest“ näheres brachte, kann so manche Sorge bedürftiger Mitglieder erleichtert werden. Für manches kranke Mitglied konnte der Verein Hilfe schaffen oder den Ruhebedürftigen ein Asyl zuweisen, um neue Kräfte zur Arbeit zu sammeln. In Savigny konnte ein Mitglied, in Malvern eines, in Bognor drei, in Worthing eines, auf der Insel Wight eines, theils gesundheitshalber, theils der Erholung wegen untergebracht werden. Lady Cowper habe ihr Stift den Mitgliedern des Vereins geöffnet, und zwar bedürfe es nur eines Einführungsbriefes von Frl. Adelmann oder Frl. Gaudian, um Aufnahme zu erhalten. Und wer es erfahren, was es heißt, alle erdenklichen Formalitäten durchzumachen, um Aufnahme in irgend ein solches Haus zu finden, wird letzteres zu schätzen wissen.

Der Hampelmann-Verein verdiente ein besonders herzliches Wort der Erwähnung; das fühlten alle, welche die rührige Emsigkeit am runden Tisch im Wohnzimmer gesehen, wo die Hampelmänner von den geschäftigen Arbeiterinnen fabrikmäßig angefertigt werden. Aus einem Scherz hervorgegangen und sehr klein in seinen Anfängen, sind seine Bestrebungen soweit gediehen und gewachsen, daß er bereits über eine Summe von 30 Lstrl. zum besten der Krankencasse verfügen konnte. Dreißig Lstrl. schillingweise erwerben durch Handarbeit, das sei ein stolzes Werk, sagte Frl. Adelmann; die beiden Vorsitzerinnen des Hampelmann-Vereins haben darum auch vom Comite als Anerkennung die Vereinsmedaille erhalten. Allen denen, welche so freundlich mitgeholfen hätten die Hampelmänner anzufertigen oder den Verkauf zu betreiben, danke sie im Namen und Auftrage des Comite aufs wärmste.

Was das Stellengeschäft angehe, berichtete unsere Geschäftsführerin weiter, so habe unser Verein trotz aller Klagen ähnlicher Vereine und der sich fast überall geltend machenden Geschäftsstockung vom 1. Januar bis heute 95 Stellen besetzt, also keinen Rückschritt zu verzeichnen, und auch die Gehälter seien nicht geringer als in den vorigen Jahren. Wie immer hätte man ja auch noch gar manche Stelle besetzen können, wenn man die rechte Persönlichkeit für die rechte Stelle grade zur Hand gehabt hätte, oder wenn man anerkannt schlechte Stellen besetzen wollte. Wieviel angenehmer und auf wieviel würdigere Weise die Mitglieder jetzt größtentheils ihre Stellen erlangten, das sollten sie sich doch auch ja klar machen. Ehe der Verein bestand, wurde Eine Adresse für eine offene Stelle selbst von der gewissenhaftesten Agentur vielleicht an 30 Be-

werberinnen gegeben, von denen jede ihre $2\frac{1}{2}$ bis 5 Schillinge Einschreibegebühr bezahlt hatte, und welche sich gegenseitig Concurrenz machten und die Gehälter herabdrückten. Reihenweise saßen die Bewerberinnen manchmal in den Vorzimmern oder gar in allerdings vereinzelten Fällen in der Vorhalle der Brotgeber, und wurden oft genug mit spöttischem Lächeln von der englischen Dienerschaft vor die Dame des Hauses befohlen. Wie manches Mitglied hat mir erzählt, fuhr Frl. Adelmann lebhaft fort, daß sie beim Eintritt in die Vorzimmer 20 Damen herumsitzen sah und erschrocken wieder den Rückzug antrat, ohne sich nur vorzustellen! Wie mancher von uns wurde beim Empfang gesagt: „Ich habe 96 Meldebriefe erhalten." Ist mir selbst doch einmal von einer meiner früheren Brotherrinnen, bei der ich sehr glücklich gewesen bin, nachdem unser Vertrag geschlossen war, gesagt worden: „Sie sind die sechsundbreißigste Erzieherin, die ich gesehen habe!" Ich erschrak ordentlich, denn ich hatte Furcht, sie allzu anspruchsvoll zu finden und wurde wirklich erst nach einigen Wochen in meiner neuen Stelle ganz beruhigt. Und wieviel angenehmer ist es jetzt! Heute sind die Mitglieder in ihrem eigenen Hause. Die Damen, welche Erzieherinnen zu haben wünschen, kommen größtentheils zu uns, sie machen Frl. Gaudian oder mir ihre Wünsche klar, wir wissen genau, was wir den für die Stelle passenden Mitgliedern anbieten können, und erst wenn ihnen die näheren Umstände vorgelegt worden sind, lassen sie sich nach Belieben als Bewerberinnen vorstellen oder nicht. Das: Sie sind mir zu alt oder zu jung, Ihre Musik oder Ihre Sprachkenntnisse genügen mir nicht, Ihr Gehalt ist mir zu hoch und noch unendlich viel mehr, von den verpönten Simpelfranzen gar nicht zu reden, fällt alles weg.

Wird eine Adresse schriftlich versandt, erhalten nicht 30, sondern 2 passende Persönlichkeiten eine und dieselbe Adresse. Alles demüthigende fällt da sicher weg, wo es in unserer Macht steht, es wegzuschaffen, und das alles ohne großen Lärm. Ruhig hat der Verein gearbeitet, und ruhig wird er weiter daran arbeiten, die Stellung der Erzieherin zu heben. Ergötzen wird es Sie gewiß zu hören, daß auch uns allerlei vorgekommen ist, was wir würdig an die Seite des Wartens in der Vorhalle stellen könnten. So z. B. fährt ein Wagen vor, ein Diener kommt herein und ersucht mich im Namen seiner Gebieterin an den Wagen zu kommen. Ich antworte kühl und vornehm, die Gnädige sei uns auf dem Büro willkommen, wir hätten verschiedene Empfangszimmer. Und diese Scene hat sich in den zehn Jahren meiner Wirksamkeit im Daheim schon dreimal abgespielt. Die Betreffenden verfügten sich auch jedesmal aufs Büro, wo sie sofort beim Eintritt ihren Irrthum einsahen und sich sehr entschuldigten. Der Engländer sieht ja bald genug, mit wem er es zu thun hat, und es kommt selten vor, daß eine gebildete Dame nicht als solche behandelt wird, wenn man sie nur erst kennt. Bei gar manchen ist die Ausländerin in Verruf durch unwürdige Vertreterinnen des Lehrerinnenstandes. Wie gar manche frühere Kammerjungfer oder Bonne versucht hier Erzieherin zu spielen, wenn sie in Frankreich etwas Französisch gelernt hat! Ich könnte Ihnen manches erzählen von Bewerberinnen um Mitgliedschaft des Vereins. Leider ist oft unter sechs, die sich vorstellen, nur eine einzige, die wir als wirklich tüchtige Lehrerin aufnehmen. Dank unserer Strenge inbezug auf Aufnahme genießt der Verein auch das Vertrauen derjenigen die ihn kennen. Wie oft sagen mir englische Damen, die sich vielleicht hier nur ein einziges Mitglied vorstellen ließen und dasselbe anstellten: „Ich habe, ehe ich gestern zufällig vom Verein hörte, 30 Erzieherinnen gesehen (ich nehme noch eine Durchschnittszahl), die erste, wirklich gebildete jedoch hier. Welch ein Segen ist Ihr Verein!"

Dabei möchte ich einflechten, daß die Mitglieder doch ja den Verein in ihren Kreisen mehr bekannt machen sollten. Das Comite wendet jährlich etwa 50 Lstrl. auf Zeitungsanzeigen, aber weit mehr dürfte erreicht werden, wenn in taktvoller Weise da oder dort etwas über unseren Verein gesagt und unser Prospectus vertheilt würde. Und, so trivial oder unnöthig es mancher von Ihnen klingen mag, erlauben Sie mir denen die nicht darauf achten, zu sagen: Kleiden Sie sich einfach, aber gewählt. So vieles wird von den jüngeren Erzieherinnen nicht beachtet und schadet ihnen. Es ist nun einmal Sitte in England, im guten englischen Hause, daß Erwachsene einen geschlossenen Hut tragen, und nicht ein kleines rundes oder spitzes Hütchen mit wehenden Federn, wie ich es oft hier im Hause verbannen muß, dunkle Farben sind am Platze, keine Locken oder sonst auffällige Haartrachten, wie die liebe Jugend sie manchmal, aber sicher nicht aus den Seminaren herüberbringt. Man erkennt gewiß bald die Krähen, die sich mit Pfauenfedern schmücken, aber auch keine noch so tüchtige Lehrerin macht einen guten Eindruck in auffallendem oder schlecht gewähltem Anzuge. (Bravo! D. Red.) Unsere Empfangszimmer halten Schritt mit diesem meinen Rath, sie sind einfach aber hübsch ausgestattet, und glauben Sie mir, ich höre oft von den englischen Damen sagen, unser Haus mache einen so gemüthlichen netten Eindruck, man sähe sofort, wo man sei.

Den Schluß der Mittheilungen vom Comite ausgehend bildete die Wahl eines neuen Vorstandes und eines Ersatzmitgliedes. Mrs. Playfair wird aus Gesundheitsrücksichten ausscheiden und Lady Cunliffe Owen, geb. Gräfin Reitzenstein, vom Comite vorgeschlagen, wurde einstimmig von der Generalversammlung an ihre Stelle gewählt. Als Ersatzmitglied hatte das Comite Frl. Balsiger aus Basel vorgeschlagen und die Wahl folgendermaßen begründet: „Die Stadt Basel habe auf Anregung Frl. Balsiger's die große Summe von 3400 Francs zur Vergrößerung des Daheims gesandt, daher sei es am Platze aus der Anzahl deutscher Schweizerinnen, die dem Verein angehören, sie als Ersatzmitglied zu wählen, damit auch die deutsche Schweiz im Comite vertreten sei, ebenso wie alle anderen deutschen Lande." Obschon gegen ihre Wahl anfänglich etwas Widerstand geleistet wurde — man hatte eine andere Dame im Auge oder fand sie zu jung, — so drang doch die Ueberzeugung durch, daß sie die richtige Persönlichkeit sei, den Zweck vollständig zu erreichen, der sich an die Wahl eines tüchtigen Comitemitgliedes knüpfen soll. Sehr richtig wurde von den Anwesenden von Frl. Adelmann und Frl. Mogilowska dargelegt, daß Frl. Balsiger nicht allein den Willen und die Thatkraft besitzt, dem Verein nach Kräften zu dienen, sondern daß sie es auch bereits bewiesen hat, wie sie eine Gelegenheit zum thatkräftigen Wirken und Schaffen zu benutzen versteht.

Deutsche Schweizer, betonte Frl. Adelmann, seien seit der Vereinsgründung als Mitglieder in den Verein aufgenommen worden. Der Verein sei keine Vereinigung preußischer Unterthanen, er heiße Verein **deutscher** Lehrerinnen und zähle Mitglieder aus allen Landen, aus Preußen und Bayern, aus Sachsen und Hessen, aus Braunschweig und all den kleineren Staaten, aus Oesterreich und den baltischen Provinzen, folglich auch aus der deutschen Schweiz. Dem entsprechend sei auch das Comite zusammengesetzt. Im Verein fallen alle geographischen und politischen Schranken, die deutsche Zunge sei das Band, das uns alle vereine.

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt...
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein.

Das drang durch, und als Frl. Balsiger an Frl. Adelmann's Hand vortrat, um mit einigen schlichten Worten für ihre Wahl zu danken, begrüßte sie einstimmiges Beifallrufen und Händeklatschen.

Nun machte Frl. Adelmann auf die hübsche Auswahl der Bücher aufmerksam, welche die Herren Hirt und Co. aus Leipzig dem Verein geschenkt haben, und vertheilte die illustrirten Kataloge dieser Firma, die sich ein großes Verdienst um Schüler und Lehrer durch Veröffentlichung so vieler vortrefflicher Schulbücher erworben hat. Einzelne derselben, besonders für die Mitglieder in England geeignet, sollen in späteren Vereins-Nummern besprochen werden.

Zum Schluß theilte uns Frl. Adelmann mit, daß sie sehr

hübsche Sammelkarten zur Deckung der Hausschuld habe drucken lassen, und daß diejenigen Mitglieder, welche dächten davon Gebrauch machen zu können, sich beim Verlassen des Saales solche mitnehmen möchten. Hundert Karten waren aufgelegt, 73 wurden mitgenommen. Mögen sie alle recht brav angefüllt zurück kommen, das ist der fromme Wunsch

der Berichterstatterin.

Bekanntmachungen der Geschäftsführerin.

600 Lstrl. sind bereits dieses Jahr an der Hausschuld des Daheims von 1600 Lstrl. abgetragen, Dank nachstehenden Spenden und der rührigen Arbeit verschiedener Mitglieder.

Von Sr. Majestät dem Kaiser haben wir wiederum zu verzeichnen einen Beitrag von	ℳ 1000
Von Ihrer Majestät der Kaiserin	„ 300
„ Sr. Kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen	„ 1000
„ Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich	„ 1000
„ Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Hessen	„ 300
„ Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Oldenburg	„ 300
„ Ihrer Majestät der Königin von Württemberg	„ 100
„ Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Sachsen-Weimar	„ 300
„ Sr. Königl. Hoheit dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen	„ 100
„ Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden	„ 150
„ der Stadt Basel	Lstrl. 133
„ der Stadt Königsberg	„ 67
„ dem Staatsministerium von Bayern	ℳ 200
„ „ „ „ Altenburg	„ 150
„ „ „ „ Schwarzburg-Sondershausen	„ 100
„ „ „ „ Gotha	„ 100
„ der Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin	„ 100
„ der Stadt Hamburg	„ 300
„ „ „ Lübeck	„ 200
„ „ „ Heilbronn	„ 200
„ „ „ Flensburg	„ 100
„ „ „ Oldenburg	„ 100
„ „ „ Potsdam	„ 100
„ „ „ Baden	„ 100
„ „ „ Hannover	„ 100
„ „ „ Ulm	„ 50
„ „ „ Greifswalde	„ 50
„ „ „ Freiburg	„ 50
„ „ „ Zwickau	„ 50
„ „ „ Harburg	„ 50
„ „ „ Düren	„ 50
„ „ „ Fulda	„ 50

Wir haben also noch 1000 Lstrl. Schulden. Ich lege dieser Vereins-Nummer für jedes Mitglied eine Sammelkarte bei und gebe mich der Hoffnung hin, daß jede die irgend Gelegenheit hat, Gebrauch davon machen wird, damit wir die Restschuld bald vollends abschütteln können. Die erste Sammelkarte zur Deckung der Hausschuld ist bereits mit 24 Shilling gefüllt an mich zurück gekommen mit der schelmischen Bemerkung: „Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß es etwas über eine Guinea ist.“ Mögen bald recht viele mehr oder weniger gefüllt nachfolgen.

Die Adresse unseres Vereins-Zahnarztes ist jetzt:

Mr. Walter E. Johnson
70 Wimpole Street
Cavendish Square W.

Warnung!

Ich warne unsere Mitglieder vor Schwindlern, die vorgeben Lehrer in entsetzlicher Noth zu sein, buchstäblich von der Leichtgläubigkeit guter gedankenloser Menschen leben, und wie mir nachgewiesen wurde, von verschiedenen mitleidigen Vereinsmitgliedern Beträge von 1 Shilling bis zu 5 Lstrl. erhalten haben. Ich rathe Ihnen, alle solche Bettelbriefe an die Charity Organisation Society zu schicken und die Sache untersuchen zu lassen, ehe Sie Ihre Börse aufmachen. Mir schrieb heute der Secretär der Charity Organisation Society: „So lange gutmüthige Damen Geld weggeben ohne den Fall zu untersuchen, wird Betrug und Faulheit nie aufhören.“

Wer zu viel Geld hat, was bei uns Erzieherinnen wahrlich selten genug vorkommt, der schicke es mir für unsere Krankencasse.

Helene Adelmann.

Religionslosigkeit der deutschen Lehrerinnen?

Wissenswerth für Vereinsmitglieder und die deutsche Lehrerin in England überhaupt scheint mir eine gemachte Erfahrung, und ich bitte darum meine Zeilen im Vereinsorgan aufzunehmen.

Am 27. Juni 1886 erhielt ich bei meiner Anwesenheit im Daheim folgenden Brief:

Liebes Fräulein.

Der Zufall machte mich gestern zum Zeugen einer Predigt des Dechanten von N., welche in ungerechter Weise unsere deutschen Schulen und Kirchen angriff. Ich glaubte erst, daß ich nicht recht verstanden hätte, doch meine Principalin, welche auch der Predigt beiwohnte, bestätigte nachher, daß ich mich nicht geirrt. Der Dechant warnte vor religiöser Gleichgiltigkeit und führte an, daß man in Sachen der Erziehung in England leider den Deutschen nachfolge, die nicht nur keinen Religionsunterricht in den Schulen ertheilten, sondern denselben sogar verböten. Außerdem sagte er weiter, daß die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten zur Irreligiosität der Nation führten.

Ich beabsichtigte dem Dechanten zu schreiben, daß er sich irre, um aber ganz sicher zu gehen, bitte ich Sie mir zu sagen, ob der Religionsunterricht nicht in allen deutschen Schulen obligatorisch ist. Bestens grüßend

Ihre ergebenste

27. Juni 1886. K. B.

Ich las diesen Brief bei Tisch vor. Es waren 27 Erzieherinnen im Daheim anwesend, und jede von uns, nicht wenig entrüstet, schrieb einen Brief an Frl. B. und legte Zeugnis davon ab, daß wir Religionsunterricht in der Schule empfangen hätten, und daß Religion eines der Hauptfächer sei, worin eine jede Lehrerin in ihrem Staatsexamen geprüft würde. Schließlich gaben wir Frl. B. Erlaubnis unsere Briefe nach Gutdünken zu benutzen. Dieselben wurden mit Frl. B's. eigenem Protest ihrerseits an Se. Hochwürden den Herrn Dechanten geschickt. Dieser Herr hat seine Behauptungen jedoch nicht zurückgezogen, sondern als Quelle seines Wissens führt er das einfältige Buch: German Home Life an, und spricht auch im allgemeinen von Erfahrungen seiner Freunde in Deutschland. Es ist bedauerlich, wenn ein Kanzelredner aus einem solchen Buch schöpft, welches von Unwahrheiten und Verdrehungen wimmelt, ob es auch als pikantes Ragout die Lachnerven eines unwissenden Publicums kitzeln mag. Die Freunde des Dechanten haben ihre Erfahrungen über deutsches Schulwesen sicher auch nicht aus zuverlässigen Quellen.

Umso mehr Freude hat es mir nun gemacht am 4. August im Guardian (dem besten englischen Blatt für das britische Schul- und Kirchenwesen) den Bericht des britischen Schulinspectors Mr. Matthew Arnold zu lesen, den er als amtlicher

Berichterstatter seiner Regierung nach einer Rundreise in Deutschland, Frankreich und der Schweiz geschrieben und worin er ausführlich über das deutsche, französische und schweizer Schulwesen berichtet hat. Ich führe den Theil desselben hier wörtlich an, welcher sich auf den Religionsunterricht der drei Länder bezieht; ich habe diesen Abschnitt auch dem Dechanten gesandt und hoffe damit seine irrige Ansicht zu corrigiren. Meine Vereinsschwestern mache ich aber auf die ganze Sache aufmerksam, damit sie etwaigen ähnlichen Aeußerungen mit englischen Waffen begegnen können.

Irrige Ansichten wie die des Dechanten unter englischen Eltern verbreitet, müssen der deutschen Erzieherin schaden, darum hieß es dieses mal für mich besser reden als schweigen.

1. October 1886.

Eines der ältesten Vereinsmitglieder.

Bericht des Schulinspectors M. W. Arnold. Religionsunterricht.

In Deutschland und der Schweiz richtet sich der Religionsunterricht in den Elementarschulen nach dem Bekenntnis der Mehrzahl; bei genügend starker Minderheit findet jedoch Trennung des Unterrichts statt. Im anderen Falle werden die Kinder zusammen unterrichtet *) und jedem Bekenntnis geschieht, so weit irgend thunlich, Gerechtigkeit. In Hamburg, wo die Bevölkerung überwiegend lutherisch ist, beschäftigt sich der Religionsunterricht mit der biblischen Geschichte bis ans Ende der Apostelgeschichte, dem lutherischen Katechismus und Sprüchen und Kirchenliedern, die auswendig gelernt werden, und zu denen in den höheren Classen noch Gleichnisse gefügt werden.

Was die Gründlichkeit des Unterrichts betrifft, so sagt Mr. Arnold: Niemand kann leugnen, daß die Religion Einfluß auf den Ursprung unseres Denkens, Fühlens und Lebens üben kann. Ich erstaunte sowohl über den Ernst, mit welchem der Religionsunterricht in Deutschland, selbst in dem protestantischen Deutschland ertheilt wird, wie auch über die durch denselben hervorgerufenen Wirkung. Wenig oder nichts wurde in den lutherischen Schulen über die Kirche und ihre Machtvollkommenheit, über die Geistlichkeit und deren Würde gesagt, aber es überraschte mich zu sehen, mit welchem Nachdruck und Ernst besondere Hauptpunkte des Katechismus, wie z. B. die Frage, inwiefern man sagen kann, daß Gott den Menschen versuche, behandelt werden, und mit welchem Verständnis und Antheil die Kinder dem Gesagten folgten und die ihnen gestellten Fragen beantworteten. Der Schwerpunkt des Religionsunterrichts jedoch liegt in den Bibelstellen und noch mehr in den evangelischen Kirchenliedern, von denen eine große Anzahl von den Kindern auswendig gelernt und hergesagt werden.

Niemand wird die Gesichter der Kinder, besonders der Mädchen beobachten, ohne sich klar zu werden, daß das von denselben Hergesagte einen gewissen Widerhall in ihrem Herzen findet und empfunden wird. Man sagt, daß zwei Drittel der arbeitenden Classen in den gebildetsten Theilen des protestantischen Deutschlands von der ursprünglich empfangenen Religion sich losgesagt haben, und hieraus hat man gefolgert, daß der Religionsunterricht nur eitles Formelwesen sei. Aber kann es nicht vorkommen, daß in den deutschen Schulen durch die Bibel und die deutschen Kirchenlieder Accorde geweckt werden, welche selbst dann noch fortklingen, wenn der spätere Lebenslauf den erwachsenen Deutschen weit vom lutherischen Dogma entfernt?

In Frankreich natürlich, wo die Religion aus dem Unterricht fern gehalten wird, verhält sich die Sache anders. In Frankreich liegt die Demokratie mit der Geistlichkeit im Streit, und deshalb werden etwaige Wünsche der Ortsbevölkerung zu Gunsten des Einflusses der Geistlichkeit in Schulen durch die Demokratie sofort unterdrückt. In Elementarschulen wird kein Religionsunterricht geduldet; die Schulräume dürfen selbst außerhalb der Schulstunden nicht für jenen Unterricht benutzt werden; die Caplanstellen, die mit den Normalschulen verbunden waren, wurden durch einen Erlaß im Jahre 1883 abgeschafft, und es ist jetzt ein Gesetz durchgegangen, welches den Gemeinden verbietet, Mitglieder der religiösen Lehr-Orden als Schullehrer oder Lehrerinnen in Gemeindeschulen anzustellen. Durch dieses Verfahren sind aber so vieler Gefühle und Interessen verletzt worden, daß die Freischule in Frankreich eine ganz andere Stellung einnimmt als in der Schweiz, Berlin oder München."

Ferner:

„Natürlich ist die Frage betreffend religiöser und moralischer Erziehung grade jetzt von großer Bedeutung für die französischen Volksschulen. Jeder directe Religionsunterricht, sei er katholisch oder protestantisch, ist vollständig aus ihnen verbannt, und die sittliche und bürgerliche Ausbildung, die ihn ersetzen soll, schien mir, so weit ich von dem betreffenden Handbuch darüber (das ich durchgelesen) und von vielen Lehrstunden, denen ich beiwohnte, urtheilen kann, von geringem oder gar keinem Werthe. Was ich hörte, war im ganzen steif und langweilig; was am meisten Eindruck auf mich machte, verdankte seine Wirkung vielleicht hauptsächlich meiner plötzlich erregten Verwunderung. Die Sache war die: Einem Kinde wurde folgende so häufig in der Kindererziehung vorkommende Frage vorgelegt: Wem verdankst du alles, was du hier genießest, dieses schöne Schulzimmer, diese Gemälde, diese Bücher, diese prächtige Stadt, alles was deinem Leben Sicherheit, Behagen und Vergnügen verleiht, wer gibt dir das alles? Ich hörte zuerst nur halb zu, aber mein Antheil wuchs, als mir plötzlich der Gedanke kam, sicherlich kann dies alles nur auf Eine Antwort hinführen, die allein richtige Antwort Gott, und diese Antwort wird hier vielleicht nicht gegeben werden. Und sie ward nicht gegeben; die Antwort auf die dem Kinde gestellte Frage: wer ist dein Wohlthäter? lautete schließlich: Nun, dein Vaterland ist es. Der Einfluß der bürgerlichen Ausbildung, was wir auch von der moralischen halten, könnte kaum weiter gehen!"

Anmerkung der Redaction. Für deutsche Leser ist es vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß Mr. Arnold einen sehr vorgeschrittenen liberalen Standpunkt in religiösen Dingen einnimmt.

*) In Deutschland nur, wenn die nicht dem herrschenden Bekenntnis angehörigen Eltern es wünschen. D. Red.

Das Hampelmann-Comite

bringt, wohl etwas frühe für Weihnachten, aber doch besser als zu spät seinen Vorrath von neu angefertigten Hampelmännern in empfehlende Erinnerung. Auch macht es bekannt, daß es den Verlag von Frl. Adelmann's und Frl. Gaudian's Photographie übernommen hat, und voraussichtlich ein hübsches Geschäft damit machen wird, denn die Bilder sind gut gelungen. Es gibt Photographien von beiden Damen auf einem Bilde, und Photographien von jeder allein. Preis $1\frac{1}{2}$ Shilling. Ebenso erwähnt das Hampelmann-Comite des Buches: Luther's Leben, einer sehr interessanten Erzählung für Kinder, welche in der Februar-Nummer dieses Jahres besprochen und empfohlen wurde. Durch Vereinbarung mit dem Verleger hat das Hampelmann-Comite das Buch in Commission und erhält beim Verkauf einen Rabatt von 40 pCt., der der Krankencasse zu gute kommen soll. Der Preis jedes Exemplars beträgt $2\frac{1}{2}$ Shilling, das Porto 3 Pence. Das Buch ist sehr hübsch in rothe Leinwand und sogenannten Holzdeckel gebunden, und ein Bildnis Luther's nach dem Kranach'schen Gemälde ziert das Titelblatt. Alles genannte zu beziehen durch den zeitweiligen Monitor des Daheims.

Natalie Volkhausen.

Ferien in Heilig Kreuz.

Bis Luzern und etwas weiter in die Berge hinein trug mich das schnaubende Dampfroß; müde und matt an Körper und Geist bestieg ich das einfache Berner Wägelchen, welches mich zu dem kleinen Curort Heilig Kreuz bringen sollte, wo in der Höhenluft mir Genesung verheißen war. Steil ging

es den Pfad hinauf, des Rüttelns und Stoßens war kein Ende, ich fürchtete schon, daß meine von Rheuma geplagten Glieder diese unsanften Berührungen nicht aushalten würden, aber — fast wie ein Wunder war es mir, je höher und holpriger es wurde, desto weniger Schmerzen fühlte ich. War es daß das Rütteln wie eine tüchtige Massage wirkte, war es die reine würzige Luft des Nadelwaldes, die ich mit Wonne athmete: ich lebte wie neu auf und alle Müdigkeit schwand. Hier sah ich's golden auf die Bäume leuchten und schimmern, dort konnte ich einen Blick in das herrliche Entlebuch, und wieder dort ins blaue Emmenthal werfen, über mir strahlte der blaue Himmel und da bei einer neuen Biegung um den Berg lag ein kleines altes Kirchlein auf der Höhe mit rothem Dach, des Capuziners Wohnung und sein kleiner Garten und das Pachthaus, noch etwas höher hinauf an der Kirche vorbei stand das Pilgerhaus und dreißig Schritte davon das eigentliche Curhaus, ein echtes hölzernes Schweizerhaus mit all seinen bekannten Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Freundlich wurde ich empfangen, bald saß ich und erquickte mich an gutem Kaffee. Es war alles einfach, was ich sah, doch zierlich und peinlich sauber, es kam ein köstliches Gefühl der Ruhe über mich, und ich fühlte, daß es hier gut sein werde.

Beim Abendessen machte ich Bekanntschaft mit einer aus verschiedenen Völkern zusammengewürfelten großen Gesellschaft. Da waren die Vorsteherin und die Lehrerin eines englischen Instituts mit zehn jungen Mädchen die frisch und fröhlich unter sich plauderten, sich's herrlich schmecken ließen, aber nur Wasser tranken, was ich für sehr ungesund halte. (? d. Red.) Dann wieder biedere Schweizer, die mir alles, nur kein Deutsch zu reden schienen, und da wollte es mir fast vorkommen, als ob ich mich in diesem Sprachgewirr kaum zurechtfinden würde. Doch tröstete mich der Gedanke, daß bald meine Töchter und deren Bekannte nachfolgen würden. Und wie herrlich war es hier oben, den Wolken so nah, Waldluft und Waldesduft bei jedem Schritt! Auf den Bergen hinterm Curhaus sah man zu Füßen das schöne wilde Schimbergthal, in der Ferne die schneebedeckten Häupter der Alpen und rings um sich her die schönsten blauen Enziane, blühendes Haidekraut, die leuchtende goldne Arnica, Heidel- und Preißelbeeren für die kleinen und großen Kinder. Von den grünen Matten kam der Geruch des frisch geschnittenen Grases, alles athmete Lust und Behagen, dazu die vorzügliche Verpflegung. War es ein Wunder daß ich, die ich in Berlin ungern auch nur zehn Minuten lang gehe, hier Berge bestieg wie eine Gemse? — so erging sich nemlich der böse Leumund über mich.

Nach einigen Tagen des schönsten Wetters trat ein Regentag ein, es tröpfelte und tröpfelte stärker, und zuletzt war alles in einen grauen Nebel gehüllt, wir saßen in einer richtigen Wolke, und der große Kachelofen im Eßzimmer brauchte Feuer. Da kamen wieder ein paar Berner Wägelein und brachten Bekannte und Fremde, und nun zog erst das eigentliche Leben, der Geist der gibt und wieder empfängt, bei uns ein. Frl. A. und noch zehn andere Mitglieder des deutschen Lehrerinnen-Vereins in England belebten jetzt die Unterhaltung. Rede mir noch einmal jemand von pedantischen alten oder jungen Jungfern, sagte ich zu meiner Tochter; bei uns ging's heute bei Tisch lustig und vergnügt zu, Neckereien und Witze sprühten nur so wie elektrische Funken, und ich will doch sehen, ob das so fortgeht.

Nun, keine Sonne ohne Regen, gleich am nächsten Morgen nach allseitiger Erkundigung über die gehaltene Nachtruhe, kam ein Schrei der Entrüstung von zwei Mitgliedern. „Ein Lärm und Toben über, unter und neben mir," jammert Frl. B. „wie soll ich da schlafen?" Dann Frl. C.: „Mir hat der Arzt vollständige Ruhe empfohlen; es ist unmöglich hier auszuhalten." Frl. A. tröstete beide lachend und erzählte, daß ihrem Zimmernachbar heute Nacht das Bett zweimal zusammengebrochen sei, und daß die vereinte Kraft der beiden Bewohner nöthig war alles wieder in Ordnung zu bringen, daß dann das Hündchen der andern Nachbarn angefangen habe zu winseln. Frl. Sophie, unsere freundliche Wirthin wußte jedoch Rath für die nervösen beiden, sie wurden umquartiert und wieder umquartiert und wie böse Zungen behaupten, nochmals umquartiert, und so legten sich die wogenden Wellen der Entrüstung, und mit dem Schlaf kam auch der gute Humor zum Vorschein. Zuvor aber kam noch die Nachmittagsruhe zur Sprache; „ein ewiges Geklimper auf dem verstimmten Clavier, und noch so schlechtes Spiel dazu," hieß es „und grade zur Zeit unseres Mittagsschläfchens!" Ein Musiker aus L. klopfte auch manchmal auf dem Clavier herum, als ob er Holz hackte. Frl. A. meinte, eigentlich sollte er für jede Viertelstunde Spiel 20 Fr. Entschädigung zahlen, so sehr bearbeite er das arme Instrument.

Um besagtes Mittagsschläfchen zu retten, beschrieb Frl. A. einen großen Zettel mit der ergebenen Bitte von zwölf Curgästen, von zwei bis drei Uhr nicht Clavier spielen zu wollen, um die Ruhe der alten und noch älterer Damen nicht zu stören, und versprach im Namen der zwölf Gäste, daß keine derselben je das Clavier anrühren wolle. Diesen Zettel bat sie den Musiker, als er grade nach Tisch ans Clavier ging, über dem Instrument zu befestigen, weil sie selbst nicht groß genug dazu sei hinaufzureichen.

Manche lachten, andere brummten, der Musiker sang: „Schlaf wohl, du mein herziges Kind!" aber Ruhe gab es doch, denn alle fügten sich schließlich.

Wir machten häufig Spaziergänge, die sich bis zum Abend ausdehnten, wo der Mond über die Berge stieg, und auf und ab wandernd nach dem Nachtessen sangen wir mehrstimmig unsere gemüthlichen herrlichen deutschen Volkslieder. Die Jugend sammelte Raupen, Käfer und Schmetterlinge und ließ sich von den Lehrerinnen darüber unterrichten, was für Schätze sie gefangen, einige der Erzieherinnen selbst zogen immer mit dem Schmetterlingsnetz und der Botanisirbüchse aus, und hatten sich sogar Raupenkäfige aus England mitgebracht, in denen schöne Schwalbenschwanz- und andere Raupen gediehen. Auch wetteiferte die Jugend darin, die schönsten Sträuße heimzubringen um die Eßtische zu schmücken. Eines Tages beehrten uns die jungen Menschen zur Abwechslung mit Tellern voll giftiger Fliegenpilze, die aber rasch wieder weichen mußten. Um so stolzer waren sie dann, als sie das seltene weiße Haidekraut fanden und großmüthig vertheilten.

Wie man aber auch eine in der Botanik starke Erzieherin aufs Eis bringen wollte, darf ich nicht verschweigen. Von einer Kartoffelblüthe hatte der 19jährige Attentäter alle Blättchen bis auf eines abgezupft und brachte das einzige Blümchen als große Seltenheit zum Vorschein, um sich über dasselbe belehren zu lassen. Besagte Dame aber stutzte nur einen Augenblick und lachte den Studenten, mit dem sie sich überhaupt viel zankte — gründlich aus. Zur Ehre des Studenten sei jedoch gesagt, daß er sehr viel trockenen Witz und Humor in die Gesellschaft brachte und von allen gern gesehen war.

„Schwefelhölzchen", so hatten wir eine sehr liebenswürdige, höchst schlanke Collegin getauft, lud alle Welt zu schauerlich langen Bergfahrten ein, und entsetzte uns durch die Schnellfüßigkeit und beneidenswerthe Leichtigkeit, mit der sie Berge bestieg, so daß wir sie auch Schnell-Läufer hießen und noch Botenfrau dazu, denn eines ihrer Hauptvergnügen bestand darin, den weiten Weg nach Schüpfheim „zu laufen", um dort für die ganze Gesellschaft Einkäufe zu machen. Bei ihrer Zurückkunft sah sie dann wunderlich aus; denn mit großer Vorliebe ließ sie sich alles Eingekaufte: Kuchen, Band, Süßigkeiten für die Kinder, eine Zahnbürste, Postpapier, und ich vermuthe sogar ein Paar Pantoffeln, jeden Gegenstand in ein besonderes Päckchen eingewickelt, rund um ihren Gürtel mit Schnur befestigen, und trotz aller baumelnden Päckchen lief sie wie eine Gemse dahin.

Wenn nun aber die Regentage wieder kamen, welche uns mehr heimsuchten als uns lieb war, da konnte man erst recht Charakterstudien machen, weil wir auf das Speisezimmer als allgemeinen Versammlungsort beschränkt waren, wenn wir nicht Kegel spielen wollten. Da sah man die Schweizer mit

ihren Pumphosen, breitspurig, mit wuchtigen Schritten herum wandern, oft den Hut auf dem Kopf, den sie sich jedoch nach und nach gewöhnten abzunehmen. Einer sogar kam einmal zu Tisch ohne Rock, da aber ergrimmte unser sonst sehr liebenswürdiges Frl. L., und es wurde dem Schuldigen bedeutet, daß er die Sitte verletze; er zog dann schleunigst das vermißte Kleidungsstück an, und hieß von diesem Tage an das Opferlamm. Und wieder einmal eines Abends kam ein biederer, stattlich aussehender alter Landmann, wahrscheinlich aus der Nähe und wurde neben Frl. L. gesetzt, wo er sich dann eifrig bemühte sie zu unterhalten. Aber sie, der recht viele Sprachen zu Gebot standen, konnte ihn nicht verstehen, und doch überreichte er ihr als Zeichen seiner Verehrung eine rothe Nelke, an deren Stiel er vorher gekaut hatte, und viel und herzlich haben wir gelacht. Wenn nun am Abend die Lampen im Speisezimmer brannten, und das Zimmer etwas gelüftet war, die Tische aus dem Wege geräumt wurden und der Regen gegen die Fenster klatschte, da entwickelten sich sehr ergötzliche Bilder. Hier in einer Ecke gab's ein Kartenspiel, oft mit lauten Ausrufungen begleitet, dort in einer anderen bettete Frau R. aus Luzern ihr durch einen bösen Hirtenhund arg zugerichtetes Schoßhündchen auf ein weiches Tuch und wehrte jede Störung von ihm ab; ein Engländer, der nicht deutsch und ein Deutscher, der nicht englisch konnte, fanden sich trotzdem zu einer interessanten Schachpartie zusammen, auf dem Clavier wurde gespielt, gut und schlecht dazu gesungen, auch schließlich ein Tänzchen gemacht oder von „Schwefelhölzchen" ein Gesellschaftsspiel in Gang gebracht. Natürlich vermehrte dieses den Lärm und das Getöse — doch unbeirrt und unbehelligt sitzt am Fenster ein junges Ehepaar, vielleicht auf der Hochzeitsreise begriffen. Er hat ein Buch und liest ihr vor, sie sitzt unbeweglich, ob sie etwas hört? Wahrscheinlich nicht, aber es mag ihr wohl ergehen wie es der Dichter besingt: „Und bringt auch nur dein Ton von fern zu mir!" und vielleicht macht der Ton sie schon glücklich! Indessen — auch bei der heißesten Liebe stellt sich schließlich doch der Hunger ein. Das bewies am nächsten Mittag das betreffende Paar, das, zum sichtlichen Entsetzen der kleinen Lena, sich eine so schauerlich große Portion Forellen auf den Teller legte, daß diese eiligst den Dispens holt und vor ihm ausbreitet.*)

Der Regen hält an, ziemlich allgemeines Gemurre. Manche wollen abreisen, ein dichterisches Genie besang die Situation mit einem gewissen Galgenhumor etwa wie folgt:

O schrecklicher, verzweiflungsvoller Jammer!
Welch Wehgeklag zu Heilig Kreuz!
Man schaut verstimmt aus enger Kammer
Ins Nebelmeer der freien Schweiz.

Es quatscht und quieScht an allen Enden
Auf grüner Matte, moos'ger Haid'.
O daß die Schuhe Eine Stelle fänden
Wo sie versänken nicht in Wässrigkeit!...

Ja ja, es war ja ganz interessant am ersten Tag in der Woche in der Wolke zu sitzen, am zweiten war es etwas langweilig, am dritten unausstehlich — doch halt, was hängt da an der Wand? Ein ellenlanger Theaterzettel, der auf heute Abend einen Schwank verspricht, betitelt: „Sie besinnen sich eines besseren." Die Jugend lärmt aber auf dem breiten Gang um Frl. A. herum, man hört schallendes Gelächter und verspricht sich einen heiteren Abend.

Ein neuer Theaterzettel erscheint und verspricht nach dem Schwank lebende Bilder aus dem Dornröschen und Aschenbrodel. Der Abend kommt, als Bühne wird ein Theil des großen Eßzimmers mit rothen wollenen Bettdecken, die als Vorhang dienen mußten, abgeschlossen, Farrenkräuter und Tannenzweige bildeten den Hintergrund und endlich hebt sich der Vorhang. In den Wartesaal des Bahnhofes zu Basel tritt ein langer Engländer, natürlich von einem deutschen Lateinschüler dargestellt, den rothgebundenen Bädecker unterm Arm, den Alpenstock in der Hand, scheltend über das schlechte Wetter das er aus England mitgebracht hat, und das ihm treulich bis hierher gefolgt ist. Ein deutscher Student in mächtigen Wasserstiefeln, von einem frischen englischen Jungen mit großer Wichtigkeit vorgeführt, leistet dem Engländer bald Gesellschaft und hilft mit schimpfen über das Hundewetter. „Regen in Berlin, Regen auf der ganzen Reise und hier!" Eine Französin mit zwei Töchtern kommt dazu und alle drei singen das gleiche Lied: „Regen in Paris, Regen bis hierher, Regen überall." Sie wundern sich, daß überhaupt noch Wasser am Himmel ist, der Thürhüter tritt ein und meldet, daß der Zug nach Schüpfheim bereit stehe, und man hört das erste Glockenzeichen. Alle ab.

Vier von Heilig Kreuz abgereiste Curgäste treten auf, sehr unzufrieden über den Regen, der sie bestimmt hatte Heilig Kreuz zu verlassen. Sie beschuldigten sich gegenseitig die Ursache der Abreise gewesen zu sein, klagen darüber, daß sie ihr gutes Bett und das Feuer im großen Kachelofen und das gute Essen und die angenehme Gesellschaft mit dieser traurigen Reise vertauscht hätten, der Barometer sei unverändert, das Wetter hier unten eher noch schlimmer als oben. Ein Bahnbeamter kommt mit dienstlichem Gesicht herein und meldet: „Meine Herrschaften, ich muß Ihnen mittheilen, daß der Zug nach Deutschland nicht abgehen kann. Der Regen hat die Schienen dermaßen überflutet, daß das Wasser erst ablaufen muß."

Allseitiger Jammer! Was ist anzufangen! Ein Telegraphist stürzt in den Saal: „Telegramm für Frl. S. Wer von den Damen ist Frl. S.?" Frl. S.: „Ich, was ist das? Doch nichts unangenehmes? Kann es noch unangenehmeres geben?"

Ach, von Frl. A. aus Heilig Kreuz: „Sonne bricht durch die Wolken, Barometer steigt riesig, herrliches Wetter, kommt zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens!" Eine: „Ich geh' zurück" — die andere, „Ich auch," die dritte will nicht, die vierte: „Hier bleiben können wir nicht," und so schwirrt es hin und her, zwei, drei sprechen zu gleicher Zeit, disputiren mit Nummer vier, es läutet, der Thürhüter kommt herein; „Zweites Zeichen zum Einsteigen, Zug nach Schüpfheim!" Drei der Damen ziehen die widerstrebende vierte mit sich fort, und: Auf nach Schüpfheim, ist das Losungswort!

Ungeheuerer Beifall des Publicums. Die Kinder spielten auch gar zu reizend und lebendig und alles klappte. Ein Schweizer Wettermännchen ganz in Grau gehüllt tritt auf. Unter einer spitzen Nebelkappe blitzen ein paar Schelmenaugen, und der große aufgespannte Regenschirm ist fast zu groß für den kleinen Knirps. „Hahaha," lacht er, „so ist's recht! Jetzt sollt Ihr aber auch belohnt werden. Schönes Wetter wollen wir machen, hollah, Deutscher Michel, komm herein, hollah, hollah!" Deutscher Michel erscheint in weitem, mit Kissen ausgestopftem Schlafrock des Herrn Regierungsrathes, eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf, die Sonne auf der Brust tragend. Wettermännchen: „Na, hast's gehört? Jetzt häng' mal deine Sonne heraus, ich will den Nebel verjagen!" Deutscher Michel: „Ja, schönes Wetter wollen wir machen, daß die ganze Gesellschaft ein Picknick oben auf den Bergen haben kann und alle ihre Leiden vergißt und mit uns überein stimmt: Schweiz hoch! Die schönste Sommerfrische der Welt hoch! Hoch! Hoch!"

Und unter allgemeinem Hoch und bravo! bravo! fiel der Vorhang.

Auch die lebenden Bilder, welche folgten, waren sehr schön und höchst geschmackvoll und malerisch von Mrs G. gruppirt und fanden vielen Beifall, insbesondere das schlafende Aschenbrödel, das gar zu herzig aussah.

An anderen Regentagen war große Berathung aller Lehrerinnen angesagt und die „Vereinsgroßmutter" führte den Vorsitz. Ein Tisch wurde in den Versammlungssaal, den breiten Gang im obersten Stock gebracht, der ganz von Vereins-

*) Der Curort Heilig Kreuz hat, in Anbetracht der vielen Katholiken, die zur Nervenstärkung dahin kommen, vom Heiligen Vater Dispens zum Fleischessen an Fasttagen für die Curgäste erhalten.

mitgliedern bewohnt war, jede mußte ihren Stuhl und ihr Licht mitbringen und was da alles ausgeheckt wurde — nun ich will nicht, ich darf auch nicht aus der Schule schwatzen, die Zeit wird es lehren, wenn einmal die Lstrl. 1000 Schulden, welche noch auf dem Daheim lasten, gedeckt sein werden. Nur von einem Artikel darf ich reden, daß wir planten ein Vereinsanekdotenbuch zu schreiben unter dem Titel: „Authentische Anekdoten, erlebt und zusammengestellt von den Mitgliedern des Deutschen Lehrerinnen-Vereins in England." Das Büchelchen soll hübsch ausgestattet und zum besten der Krankencasse des Vereins verkauft werden. Welch köstliche Beiträge wurden schon geliefert! Frl. A. trug alle Anekdoten in ein Buch ein, und sobald wir genug haben, soll das Werkchen gedruckt werden. Bei fast jeder Mahlzeit die uns zusammen führte, wurden neue Beiträge geliefert und machten die Runde an unserem Tisch. Auch eine grade anwesende sehr angenehme Schweizer Lehrerin nahm Antheil und versprach ihre Beihilfe, ein Pfälzer Herr Regierungsrath, der mit dem Schulwesen viel zu thun hat, seine Frau und Kinder wurden mit hineingezogen in den lustigen Strudel und wir haben uns gut amüsirt und viel gelacht. Sogar die kleine Hermine brachte Frl. A. eine allerliebste kleine Anekdote, die kürzlich in ihrer Classe vorgekommen war: Bilde einen Satz in dem das Wort „allmählich" vorkommt, sagt die Lehrerin zu einem kleinen Mädchen. Ohne sich lange zu besinnen, sagt die Kleine: Unsere Kartoffel sind all' mehlig."*)

Und so lebten wir herrlich und in Freuden, bis der Tag der Abreise kam und uns nach allen vier Winden zerstreute.

Frl. A.'s Bitte zufolge schickt diese Ferienplauderei ein die

Vereinsgroßmutter.

*) Bezugnehmend auf die Erzählung der Vereinsgroßmutter bitte ich unsere Mitglieder um Zusendung solcher Anekdoten. Es sind doch gewiß jeder von uns drollige kleine Sachen im Schulzimmer vorgekommen.
Helene Adelmann.

Das Godesberger Ferienheim.

Liebes Fräulein Adelmann,

Nachdem ich eben von einem reizenden Ferienaufenthalt zurückgekehrt, drängt es mich Ihnen einige Worte darüber zu schreiben; denn ich weiß, wie gern Sie alles in Erfahrung bringen, was den Mitgliedern unseres Vereins zum Nutzen dienen könnte.

Der kleine Curort Godesberg bei Bonn ist wunderhübsch gelegen; er ist auf allen Seiten von so malerischer Landschaft umgeben, daß es scheint, als wenn Mutter Natur mit verschwenderischer Hand all' ihre Schönheiten auf diesem Plätzchen hätte vereinen wollen. Majestätisch fließt hier der herrliche Rhein vorbei; an seinem jenseitigen Ufer erhebt sich die Kette des romantischen Siebengebirges. Daselbst findet man noch viele halbverwitterte Ruinen, die von längstvergangenen Zeiten zu uns sprechen, dichte Wälder, fruchtbare Thäler, Weinberge, freundliche Dörfer wechseln mit einander ab. Zu all' diesem Schönen kommt noch die heilkräftige Stahlquelle, die kohlensäurehaltigen Stahlbäder, welche Nervenleidenden und Rheumatismuskranken empfohlen werden. Alle diese Wohlthaten sind auch uns Erzieherinnen für wenig Geld erreichbar. Eine menschenfreundliche Frau hat auf diesem reizenden Stückchen Erde ein schönes Haus zu einem Ferienheim für wenig bemittelte, erholungsbedürftige Damen gegründet, und eine ebenso gütige Dame, Frau Behre, unterzieht sich mit freudiger Selbstlosigkeit der Leitung des Ganzen. Hier findet man für den billigen Preis von 1,50 ℳ bez. 2 ℳ bis 2,50 ℳ ein freundliches Unterkommen und kräftige, wohlschmeckende Kost. Die sehr behaglichen Schlafzimmer sind meist Privatzimmer, also nur für eine Person hergerichtet.

Im ganzen Hause herrscht eine tadellose Sauberkeit. Es waltet ein kirchlich religiöser Sinn in der Anstalt; der Zutritt steht den Angehörigen jedes Glaubens offen. Wohl selten verläßt jemand dieses freundliche Heim, ohne sich körperlich erfrischt und geistig befriedigt und angeregt zu fühlen.

Wenn diese Zeilen mancher Vereinsschwester den Weg dorthin weisen sollten, so würde ich mich herzlich freuen und hoffen, daß sie dort ebensoviel findet, wie ich.

Mit bestem Gruß

Ihre

M. P. H.

Empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk.

Unseren Mitgliedern, welche schon vorangeschrittenen Schülerinnen einen neuen guten deutschen Roman zum Lesen geben wollen, empfehle ich Melnec's „Gouvernante," die durch mich zum Preis von 6 Shillingen in Prachteinband zu beziehen ist. Elegant broschirte Exemplare kosten 5 Shillinge.

Das Buch ist höchst edel, schön und fesselnd geschrieben.

Die Verfasserin ist ein Vereinsmitglied, sie hat schon seit langen Jahren ihr Krankenbett nicht verlassen, und das Buch unter unsäglichen Schmerzen geschrieben.

Ich habe mich erboten, ihr eine bitter nothwendige Einnahmequelle zu verschaffen, indem ich einige hundert Exemplare absetzen helfe. Eine arme Vereinsschwester unterstützen, hilft mir gewiß jede von Ihnen, die Gelegenheit hat.

Es war mir voriges Jahr möglich der Kranken 400 ℳ zu übersenden. Wer hilft mir dieses Jahr für eine ähnliche Weihnachtsfreude sorgen?

Zur Beantwortung mehrerer an mich gerichteten Fragen theile ich Ihnen mit, daß der ganze Reinertrag des Verkaufs durch mich direct in die Hände der Kranken geht, denn sie hat mir die als Honorar erhaltenen Exemplare übergeben.

Helene Adelmann.

1. October 1886.
16, Wyndham Place,
Bryanstone Square W.

Die Redaction des „Nordwest" schließt sich dieser Empfehlung gern an und ist gleichfalls bereit Bestellungen zu übernehmen.

Bremen, Wilhadistraße 1.

Warnung für Lehrerinnen gegen Auswanderung nach Australien.

(Der folgende Aufsatz, für dessen Inhalt und Form wir keine Bürgschaft übernehmen, ging uns vor mehreren Monaten von einer deutschen Lehrerin zu.)

Seit Jahren war ich nur von einem Wunsche beseelt, Australien zu sehen. Da ich mir die Mittel zu dieser kostspieligen Reise vor einigen Jahren in Brasilien erworben hatte, gab ich im October 1885 eine vortheilhafte Stelle in England auf und schiffte mich in London ein. Unter den 150 Passagieren erster Classe befanden sich nur wenige Engländer, ich konnte daher schon Studien über die Australier anstellen während der sechs Wochen, welche wir zusammen auf dem Schiffe waren. In London, wo der Verkehr mit den Colonien vorzüglich in den letzten Jahren ein sehr reger ist, hatte ich ungünstige Urtheile über meine neue Heimat gehört, welche sich schon während meiner Reise bestätigten. Dennoch hoffte ich bei meiner Ankunft eine andere Art Leute vorzufinden, weil ich dachte, daß die gebildeten Engländer einen mehr veredelnden Einfluß auf die ungebildeten Auswanderer ausgeübt hätten. Ich bin nun fünf Monate hier, aber es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen, von einer gebildeten, reichen Familie zu hören oder eine kennen zu lernen; ist es daher ein Wunder, daß

die Erziehung der Kinder, ich will nicht sagen vernachlässigt, aber falsch geleitet wird? Der Australier kennt nicht den Werth eines tüchtigen und gründlichen Lehrers und freut sich, wenn er den Unterricht seines Kindes für geringes Geld erhalten kann. Es wird nicht die Frage aufgeworfen beim Engagement, was kannst du? sondern wie billig thust du es? Die Australier sparen für starke Getränke und Kleidung kein Geld, aber die Ausgaben für die Erziehung der Kinder werden aufs sorgfältigste berechnet. Alles dies, was mich die Erfahrung jetzt selbst gelehrt hat, hörte ich schon auf dem Schiffe von den Mitreisenden. Ich wollte es jedoch nicht glauben, hatte ich doch in Brasilien einen Gehalt von 4000 Sh.*) und in England 2000 Sh. gehabt. Da ich weder in Sidney noch in Melbourne Bekannte hatte, entschloß ich mich in letzterer Stadt zu bleiben, weil man mir die Einwohner als unternehmender bezeichnete und das Klima für gesünder hielt. Die Colonie Victoria ist nicht so warm wie Neusüdwales, obgleich man den Reisebeschreibungen keinen Glauben schenken sollte, welche das Klima für gesund erklären. Der Wechsel der Temperatur ist so jäh zu Zeiten, daß man am Morgen fast vor Hitze umkommt, während man am Nachmittage durch einen eiskalten Seewind erstarrt wird. Ich ging gleich bei meiner Ankunft in ein Kosthaus, wo Damen und Herren logirten. Ich bezahlte 30 Sh. wöchentlich für ein großes Schlafzimmer. Ich blieb 14 Tage dort und hörte von den Damen, bei welchen ich Besuche machte, daß augenblicklich alles besetzt sei, man wolle mich aber bei gelegener Zeit empfehlen. Man gab mir auch zu verstehen, daß ich zu viel fordere. Der Gehalt einer guten Lehrerin, welche fünf bis sechs Privatstunden täglich in einer Familie gibt, ist im Durchschnitt 1200—1600 Sh. Solche Stellen sind aber selten. Eine Engländerin erzählte mir, daß sie sich auf eine Anzeige gemeldet habe, wo man ihr für drei Stunden täglich einen Gehalt von 280 Sh. jährlich angeboten habe. Gegen hundert unglückliche Opfer hatte diese Anzeige nach einer entfernten Vorstadt gelockt. Es steht natürlich außer Frage, daß viele Erzieherinnen unfähig sind, weil sie weder Mittel noch Gelegenheit gehabt haben, sich Kenntnisse zu erwerben; da diese aber trotzdem Stellen finden, weil sie wenig fordern, setzen sie die Preise der tüchtigen Lehrerinnen herunter. Weihnachten brachte ich bei Freunden auf dem Lande zu, welche ich auf dem Schiffe kennen gelernt hatte. Ich machte dort viele Gesellschaften mit, wo ich spielte und sang. Bei meiner Rückkehr miethete ich dann von einer Milchfrau drei Zimmer, für welche ich 30 Sh. wöchentlich bezahlte, weil es in einer Vorstadt von Melbourne ist. Ich kaufte mir sofort ein schönes Blüthner'sches Clavier zu 1600 Sh. und spielte fleißig, woraus die Leute schlossen, ich könne nicht arm sein. Zwei Schülerinnen meldeten sich gleich, um Gesangunterricht zu nehmen, ein Hausmädchen und ein Kindermädchen. Sie bezahlten 6 Sh. die Stunde. Ich erhielt noch mehrere Anfragen, da ich aber zu viel verlangte, blieben die Schülerinnen aus. Ganz unerwartet wurde mir dann eine Stelle angeboten, wo ich für vier Stunden täglich an fünf Tagen der Woche jährlich 4000 Sh. verlangte. Es war nur ein vierzehnjähriges Mädchen zu unterrichten. Meine Freunde vom Lande hatten mich empfohlen, daher engagirte mich die Dame sofort und am ersten Tage meines Unterrichts gab sie mir 1000 Sh. im voraus für das erste Vierteljahr, was ich gleich zur Bedingung gemacht hatte. Man sagte mir überall, daß in Australien nicht eine zweite solche Stelle zu finden sei, und wenn ich das Elend unter den Lehrerinnen sah, so dankte ich dem lieben Gott, daß ich so rasch etwas vortheilhaftes gefunden hatte. Seitdem habe ich mehrere Schülerinnen für Musik und Sprachen im Hause. Für Clavierunterricht nehme ich 63 Sh. vierteljährlich, für eine Stunde wöchentlich, und für Sprachunterricht 22 Sh. für jede Schülerin in der Classe.

*) Das von der Verfasserin gebrauchte Münzzeichen scheint Shilling bedeuten zu sollen. D. Red.

Ich hoffe, wenn ich gesund bleibe, 8—10 000 Sh. jährlich zu verdienen. Dennoch rathe ich niemandem nach Australien zu kommen, der nicht schön singen und spielen kann. Selbst dann darf man nicht ohne 4—5000 Sh. kommen, damit man nicht gezwungen ist, für wenig Geld etwas anzunehmen. Wer arm ist, kann nichts leisten, denkt man hier; daher komme niemand ohne Geld. Das Leben ist zu Anfang sehr theuer, wo man noch nicht mit der Art und Weise bekannt ist, auf welche sich ein sparsamer Mensch manches erübrigen kann. Die Armuth unter den Lehrerinnen ist jetzt schlimmer als je. Die Goldsachen wandern nach einander ins Pfandhaus oder werden verkauft, so daß ich es für meine Pflicht halte, Lehrerinnen zu warnen, nicht nach Australien zu gehen. Hätte ich gewußt, welchen Gefahren ich hier ausgesetzt gewesen bin, ich wäre sicher nicht gekommen. Eine tüchtige deutsche Pastorentochter, welche einen Gehalt von 1600—2000 Sh. in England und Ungarn hatte, kann seit Monaten nichts finden. Eine Engländerin mit guten Empfehlungen ist in derselben Lage; sogar eine gute, englische Clavier- und Orgelspielerin hat Sidney nach einem Aufenthalte von drei Monaten verlassen, weil sie keine Beschäftigung hat finden können. Es gibt hier viele Privat-Schulen, worüber ich mir jedoch noch kein Urtheil erlauben kann. Die Lehrkräfte werden dort ziemlich gut bezahlt. Die Lehrer aber, welche von der Regierung angestellt werden, beziehen einen geringen Gehalt. Das Lehrerpersonal besteht aus Engländern und Australiern, wie ich höre, daher ist das Französische und Deutsche, welches in den Schulen gelehrt wird, für diejenigen unverständlich, welche diese Sprachen in Frankreich und Deutschland gelernt haben. — Ich schließe mit der aufrichtigen Bitte an meine lieben Colleginnen, wohl zu überlegen, ehe sie sich in das Land wagen, wo nur der Reiche etwas gilt und wo der gründliche, deutsche Unterricht nicht anerkannt wird; denn man wird überall mißtrauisch angesehen, sobald man nicht unabhängig dasteht. Zu viele Leute stammen von Zuchthäuslern ab, woraus man sich den Grund ihres steten Argwohnes erklären kann. So lange die Kinder in der Schule nicht gelehrt werden, daß wahre Bildung nicht in reicher, auffallender Kleidung zu suchen ist, so lange werden gute Lehrkräfte nicht nach ihrem Werthe geschätzt werden.

Melbourne. Sophie Lepper.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Beilage zu Nr. 41 des „Nordwest.“

Sonntag, 10. October 1886.

Die zehnte Hauptversammlung des Vereins für höheres Mädchenschulwesen.

Daß Berlin mit der Jubel-Ausstellung eine große Anziehungskraft als Versammlungsort ausüben würde, ließ sich wohl denken; auch stellt es natürlich als Großstadt ein starkes Aufgebot einheimischer Fachgenossen zu allen Versammlungen; aber daß vor dem Druck der am ersten Vormittage zur Vertheilung kommenden Anwesenheitsliste schon über vierhundert Theilnehmer an den diesjährigen Verhandlungen des Vereins für höheres Mädchenschulwesen zu verzeichnen sein würden, hatte wohl kaum jemand erwartet. Wahrscheinlich kommt den verhandelten Gegenständen auch ein nicht unwesentlicher Antheil daran zu. Denn die Frage des fremdsprachlichen Unterrichts ist für deutsche Mädchenschulen wirklich eine brennende Frage, und der Normal-Lehrplan für die höheren Mädchenschulen der Stadt Berlin muß wenigstens als ein Versuch angesehen werden, eine einheitliche Regelung vielfach noch verworrener Verhältnisse anzubahnen.

Die Königliche Augusta-Schule hatte dem Verein in dem prächtigen Hörsaal ihres erst in diesem Jahre eingeweihten staatlichen Gebäudes einen ausgezeichneten Versammlungsort zur Verfügung gestellt. Am 5. October Morgens neun Uhr eröffnete Rector Heller-Stuttgart, der bisherige Vorsitzende des Vereins, die Verhandlungen mit einer warmen Ansprache, der sich die Begrüßungen von Seiten der Vertreter verschiedener Staatsregierungen anschlossen. Unter diesen ragte die Rede des preußischen Unterrichts-Ministers von Goßler hervor, der die hohe Wichtigkeit der Mädchenerziehung für das Volkswohl betonte und dem Verein für seine treue Mitarbeit an diesem Werk dankte. Auch die übrigen Vertreter erkannten an, wie sehr die Staatsregierungen in der Sorge für das Mädchenschulwesen durch die Arbeit des Hauptvereins und der Provinzialvereine unterstützt würden.

Den Bericht über die Bewegungen auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts hatte Professor Dr. Rauch von der Augusta-Schule in Berlin übernommen. In seinem formvollendeten, theilweise etwas sarkastisch gefärbten Vortrage nahm er hauptsächlich gegen die beiden alt-neuen Schulen der Phonetiker und Analytiker Stellung, von welchen die ersteren in ihren vorgeschrittensten Vertretern einen systematischen Unterricht in der Lautlehre und Lautphysiologie an den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichts setzen wollen, die anderen das Lesestück zur alleinigen Grundlage des Unterrichts und zwar auch der grammatischen Belehrung machen. Auch die Auswüchse der grammatisch-synthetischen Methode, wenn sie die Regel als etwas fertiges, gewissermaßen als Verhaltungsmaßregel dem Schüler gibt und sie ihn dann nur auf Beispiele anwenden läßt, in der vergeblichen Hoffnung, sie werde das Sprachgefühl in ihm erzeugen, wurde scharf beleuchtet. Der Redner suchte zwischen diesen äußersten Richtungen, deren jede etwas richtiges enthalte, die rechte Mitte zu finden. Von den Phonetikern müsse man die Sorge für eine lautrichtige Aussprache annehmen, ferner die Forderung daß der Lehrer ein phonetisches System kenne und selbst eine mustergiltige Aussprache habe; von den Analytikern, daß das Lesestück, die zusammenhängende Darstellung, nicht länger gegen die Behandlung einzelner Sätze zurückstehe, als bis die Kraft des Anfängers zur Bewältigung desselben ausreiche; von den Synthetikern das für den Zweck gebildete Beispiel, aus welchem dann aber der Schüler die Regel mit Hilfe des Lehrers selbst zu finden habe. Die sogenannte directe Methode, welche dem Schüler die fremde Sprache in derselben Weise wie seine Muttersprache übermitteln zu können meine, die ihn von der ersten Stunde an mit Hilfe von Abbildungen befähigen wolle in der fremden Sprache zu denken, übersehe gänzlich, daß man es in der Schule mit Kindern zu thun habe, deren Vorstellungskreis in den Wortformen der Muttersprache bereits ausgebildet und crystallisirt sei, daß die Mutter, welche dem Kinde seine Sprache lehre, ganz anders verfahre, als man in der Schule überhaupt verfahren könne, und daß alles erste Aufnahmen des fremden Sprachstoffes für den Schüler doch immer ein Uebersetzen sein werde. Im einzelnen empfahl der Redner dann die von den Analytikern zuerst ausgebildeten vielseitigen Sprachübungen am Lesestück: das Uebersetzen und Abfragen in der fremden Sprache mit offnem und mit geschlossenem Buche, das Verändern der Sprachstücke, z. B. eines Gesprächs in einen Brief und umgekehrt; er vertheidigte die von einigen Neuerern ganz verworfenen Uebersetzungen in die fremde Sprache als eine vorzügliche Geistesgymnastik, verwarf aber die schriftliche Uebersetzung in die Muttersprache, das Schreiben von Conjugationen und das Vocabelnschreiben als überflüssiges Schreibwerk, und wollte auf der Oberstufe den Unterricht dergestalt in den Mittelpunkt gerückt sehen, daß neben dem bis zur Spitze fortgeführten Lesebuch ein Schriftsteller im Zusammenhang gelesen werde. In der Grammatik müsse man das Regelmäßige betonen, die Ausnahmen und Idiotismen beschränken und hauptsächlich bei der Lectüre vorbringen. Zu der (so oft überschätzten!) technischen Fertigkeit des Sprechens könne die Schule nur die Grundlage geben; sie entlasse so wenig einen parleur wie einen fertigen Mathematiker oder Chemiker. Die Richtung, welche im Sprachunterricht über dem Körper der Sprache, dem Laut und dem Wort, das in der Sprache waltende geistige Element vernachlässige, gemahne ihn, schloß der Redner, an den jetzt überhaupt herrschenden Realismus oder Naturalismus, dem ein gesunder Idealismus die Wege halten müsse.

Die sich anschließende lebhafte Debatte brachte noch verschiedene wichtige Punkte zum Ausdruck, deren theils in den Thesen nicht gedacht war und die theils in andere Beleuchtung gerückt wurden. Es wurde noch nachdrücklicher betont, daß der Leseunterricht als der Schwerpunkt des ganzen Betriebes anzusehen sei; daß die Grammatik bis zur Oberstufe den Grundlagen nach abgeschlossen sein müsse, um auf dieser nur noch Erweiterungen und Vertiefungen hauptsächlich im Anschluß an die Lectüre zu erfahren; daß allerdings Sprechübungen als Grundlage einer später vielleicht zu erwerbenden Sprechfertigkeit, ebenfalls im Anschluß an den Lesestoff, den ganzen Unterricht begleiten müßten, daß diese Fertigkeit selber im Classenunterricht aber nicht zu erzielen sei, auch nicht einmal, wie ein Redner hervorhob, angestrebt werden solle; daß auf mündliche Uebersetzung in richtiges Deutsch großer Nachdruck zu legen sei und die schriftliche Uebersetzung ins Deutsche, sei es, daß man sie im französischen Unterricht vornehme oder dem deutschen Aufsatz zuweise, durchaus nicht zu verwerfen; daß Vocabelnschreiben nicht unter allen Umständen entbehrt werden könne, auch wenn man eine mündliche Vorbereitung des Lesestoffes in der Stunde vornehme; daß die Fremdsprache als Unterrichtssprache selbst auf der Oberstufe nichts tauge, am wenigsten im grammatischen Unterricht. Eine Abstimmung über die Thesen wurde nicht beliebt, da die im lebhaften

Fluß befindliche Bewegung ja doch noch nicht zum Abschluß gebracht werden könne.

An den Eingang der zweiten Tagesordnung legte der Vorsitzende einige erfreuliche Mittheilungen über das Wachsthum des Hauptvereins, der in den letzten zwei Jahren um 290 Mitglieder zugenommen hat. Daran schlossen sich die von dem unermüdlichen Vertreter und Vorarbeiter der Allgemeinen Deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen, Herrn Schulvorsteher Stäckel-Berlin gegebenen Ausweise über die Wirksamkeit dieser segensreichen Anstalt, die merkwürdiger Weise noch immer nicht so bekannt ist wie sie es verdient. Wir werden den nächsten Jahresbericht in gewohnter Art wieder in eine Vierteljahrs-Nummer zu bringen suchen und erwähnen hier nur, daß die Ablösung der Beiträge durch Capitalzahlung häufiger wird, daß etwa die Hälfte der Mitglieder das 50ste Lebensjahr als Anfangszeitpunkt des Pensionsgenusses bevorzugt, daß bereits 88 Mitglieder (von jetzt 1330) Pensionen beziehen, daß von diesen Mitgliedern 1015 in Preußen, 36 in England, 22 in Bremen sind, daß das Gesammtvermögen der Anstalt rund 1,763 000 ℳ beträgt und daß im laufenden Jahr 9000 ℳ an Beihilfen theils als außerordentliche Unterstützungen, theils als Aufbesserung ermäßigter Pensionen verwandt werden können. Zum Eintritt, besonders zum frühzeitigen kann noch immer nicht dringend genug aufgefordert werden, da die Zahl der Mitglieder gegen die der deutschen Lehrerinnen (in Berlin allein über 1800 an Schulen!) verschwindend gering ist.

Herr Director Schornstein-Elberfeld gab dann eine Beurtheilung des kürzlich veröffentlichten Normal-Lehrplanes für höhere Mädchenschulen in Berlin, den das Unterrichtsministerium theilweise zur Abstellung großer Unzuträglichkeiten in der Reichshauptstadt, theilweise wohl wie eine Art „Versuchs-Ballon“ hat aufstellen lassen. Ein Unterrichtsgesetz für die höheren Schulen läßt in Preußen noch immer auf sich warten; daher eine bunte Mannigfaltigkeit namentlich in dem verhältnismäßig noch so neuen Mädchenschulwesen herrscht. Der Berichterstatter hob hervor, daß als nothwendig feste Grundlagen desselben die Bestimmungen über die Aufgabe der höheren Mädchenschule, über ihre Lehrgegenstände und Lehrziele, über die Verbindlichkeit der einzelnen Fächer, über die Ausdehnung des Gesammtcursus und der Classenzahl anzusehen seien, während z. B. in der Zahl der den einzelnen Fächern gewidmeten Stunden, inbezug auf den Lehrgang Freiheit herrschen dürfe. Er würde es für ersprießlich halten, wenn ein künftiger Normal-Lehrplan für das ganze Königreich Preußen sich darauf beschränke, eine Art Musterschule den Grundzügen nach zu zeichnen und im einzelnen Falle Abweichungen davon, soweit sie begründet seien, zuzulassen. Durch eine solche bestimmte Abgrenzung werde man einerseits künftig den oft unberechtigten Angriffen auf die Schule am besten begegnen können, andererseits sei sie für viele Lehrer ersprießlich, indem sie ihnen einen sicheren Hinweis für Auswahl und Behandlung des Stoffes gebe. Der Redner fand, daß im allgemeinen der vorliegende Plan (der im Buchhandel zu haben ist) auf der Vorarbeit der Berliner August-Conferenz vom Jahre 1873 fuße, meint aber, daß er im einzelnen noch mancher Verbesserung bedürfe und äußerte einige seiner Bedenken, wie u. a. daß man von zehn auf neun Schuljahre zurückgegangen sei, daß ihm die Frequenz-Zahlen der Classen (50 in Unter- und Mittel-Classen, 40 auf der Oberstufe) zu hoch, die Pensen in einigen Classen und Fächern zu umfangreich bemessen, in anderen nicht bestimmt genug gefaßt erscheinen.

Der Correferent Director Wöbcken-Oldenburg stellte es als die Aufgabe unserer Mädchenbildung hin, dem gebildeten deutschen Manne eine ihm ebenbürtige deutsche Gefährtin zu erziehen, welcher die Schule im Verein mit dem Hause eine feste Lebensrichtung, eine einheitliche Lebensauffassung mitzugeben habe. Er hält Mittelschulen neben höheren für nöthig, nicht aber in kleineren Orten überall für möglich. Was die Stundenzahl angeht, so vergleicht er den Normalplan mit dem Straßburger ärztlichen Gutachten vom Jahre 1883 und hält das angegebene Maß nicht für bedenklich, besonders wenn man je 15 Minuten Pause zwischen zwei Lehrstunden lege und die häusliche Arbeitszeit thunlichst einschränke. Da noch von verschiedenen Seiten Ausstellungen an dem Normalplan gemacht wurden, so beschloß die Versammlung auf einen Antrag hin, den Engeren Ausschuß zu beauftragen, daß er unter Zuziehung des Weiteren Ausschusses im Laufe der nächsten zwei Jahre, mit Beachtung der in der Debatte hervorgetretenen Bedenken, einen Normalplan für höhere Mädchenschulen überhaupt ausarbeite und dem preußischen Unterrichtsministerium vorlege. Man glaubte so am besten dem Wunsche desselben zu entsprechen, daß der Verein seine Meinung über den Plan äußern und seinen Rath zu Verbesserungen ertheilen möge.

In den Weiteren Ausschuß treten für die nächsten zwei Jahre die Damen Frl. Lademann-Breslau, Frau Marie Loeper-Housselle-Markirch, Frl. Stoephasius-Berlin. Den Vorsitz wird künftig an Stelle des auf seinen Wunsch zurücktretenden trefflichen Leiters Rector Heller Herr Director Sommer-Braunschweig führen. Als Ort der Versammlung im Jahre 1888 ist vorläufig Eisenach in Aussicht genommen.

Ein Festmahl im Zoologischen Garten hielt die Vereinsgenossen noch tief in den Abend hinein beisammen, wahrscheinlich umso länger und angeregter, weil naturgemäß die mannigfachen Anziehungskräfte der Großstadt bis dahin das gemüthliche Beisammensein Vieler erschwert hatten. Vom herrlichsten Octoberwetter begünstigt, werden die Theilnehmer der zehnten Hauptversammlung von den Natur- und Kunst-Genüssen, die ihnen in verschwenderischem Maße geboten wurden, gewiß nicht minder reiche und ersprießliche Eindrücke mit nach Hause nehmen, als von der ernsten und bei aller Meinungsverschiedenheit einträchtigen Arbeit der Verhandlungen.

M. L.

Bücher und Schriften.

Von d n schnell sehr bekannt gewordenen Saure'schen Lesebüchern für den fremdsprachlichen Unterricht ist jetzt die zweite Auflage erschienen (Kassel, Theodor Kay) und zwar, vielfach geäußerten Wünschen zufolge, sowohl das englische wie das französische in je zwei Theilen. Jemehr die in neuester Zeit angestrebten Verbesserungen des fremdsprachlichen Unterrichts das Lesen mit seinen mannigfaltigen Nebenübungen in den Mittelpunkt rücken, desto dankbarer muß man sein, in diesen Büchern eine ebenso reichhaltige wie sorgfältige und geschmackvolle Wahl von Lesestoffen zu finden, welche einerseits mit voller Berücksichtigung der Mädchennatur, andererseits im steten Hinblick auf das betreffende fremde Land, seine Bewohner und seine Sprache den besten Quellen entnommen sind. Die Ausstattung: Papier, Druck, Einband ist vorzüglich. Preis Theil I, ℳ 1,70. Theil II, ℳ 3,60.

Für größere Schüler und Schülerinnen gewährt „Der Götterhimmel der Germanen“, von dem verdienstvollen Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt (Wittenberg, R. Herrosé) eine anziehende Darstellung der religiösen Vorstellungen des germanischen Alterthums. Die Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes ist überall mit herangezogen, soweit sie zur Erklärung jener Vorstellungen dient. Der blühenden, flüssigen, von warmer Begeisterung beseelten Schreibart merkt man es nicht an, daß eine siebzigjährige Hand die Feder geführt hat.

Unter den für das Haus bestimmten deutschen Monatsschriften nimmt unstreitig W. Spemann's „Vom Fels zum Meer“ nach Werth und Verbreitung eine der ersten Stellen ein. Die jetzt schon vorliegenden beiden ersten Hefte des neuen Jahrgangs enthalten wieder eine Fülle belehrender und unterhaltender Aufsätze, mit trefflichen Abbildungen geschmückt. Von den Erzählungen heben wir Ludwig Ganghofer's „Fuhrmännin“ und eine allerliebste aus dem Dänischen übersetzte Geschichte: „Die Madonna von Tizian“ hervor. Die landschaftlichen Schilderungen von Heidelberg, dem Lago Maggiore, dem Schwarzwald, Görbersdorf werden viele dankbare Leser finden, ebenso der Artikel über Louis Pasteur. Durch die vielen Kunstbeilagen und die Fülle der kleinen Mittheilungen aus allen möglichen Gebieten werden die Hefte noch umso werthvoller.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 42. Sonntag, 17. October. 1886.

Zusammenlegung gemeinnütziger Tagungen.

Je wichtiger uns die Arbeit erscheint, die auf den gemeinnützigen deutschen Wanderversammlungen geleistet wird, insofern sie für die Ausgleichung der Lebensloose und den inneren Frieden der Nation wirken, ja auch für die Erhaltung und Erhöhung ihrer Kraft, von der ihre Sicherheit und Selbständigkeit abhangt, — desto dringender müssen wir wünschen und desto ernstlicher betreiben, daß die dafür verfügbaren Kräfte sich nicht zersplittern. Gegenwärtig aber ist das noch in keinem ganz geringen Umfang ohne Noth der Fall.

Es tagten beispielsweise gleichzeitig dieses Jahr an so weit von einander abgelegenen Orten wie Berlin und Stuttgart der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege und der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Wie sollte ein Bürgermeister oder Stadtverordneter, den etwa beide Versammlungen anziehen, es machen um in keiner zu fehlen? Oder ein Arzt, der sich sowohl für praktische Hygiene interessirt wie für die schlechthin bedeutsamste ihrer specialisirten Aufgaben, die Einschränkung der Trunksucht, — mußte er in diesem Sommer dafür nicht zweimal reisen, in September nach Berlin und Mitte Juni schon nach Hamburg, wo damals der Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke u. a. über Trinker-Behandlung, eine specifisch ärztliche Frage berieth? Der Verein für Socialpolitik und der Volkswirthschaftliche Congreß haben ihr Cartell abwechselnden Zusammentretens leider auch sehr bald wieder aufgegeben und kümmern sich nicht mehr um einander. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hält eine ganz vereinzelte Zeit in Sommers Mitte fest.

Allerdings sind andererseits auch schon Schritte geschehen, um Versammlungen zu ähnlichen Zwecken der Zeit und dem Orte nach aneinanderzulegen. Der deutsche Armenpflegertag insbesondere hat sich von jeher als ein anziehungskräftiger Mittelpunkt erwiesen, um den sich Sparcassentage, Conferenzen für Feriencolonien und Handfertigkeits-Unterricht, auch Frauenvereinstage zusammenfügten. Aber eine rechte, sichere und feste Ordnung ist in diese Verbindungen noch nicht gekommen. Niemand, der an mehreren der gemeinnützigen Zeitbestrebungen theilnimmt, kann sich im voraus danach einrichten, auf ihren Sammelplätzen nicht zu fehlen. Und doch käme es jeder einzelnen so sehr zu statten, wenn sie Rücksicht auf die übrigen nähme! Wer in Vertretung, im Auftrag und auf Kosten seiner Stadt oder Provinz zum Armenpflegertag reist, der würde sich muthmaßlich immer freuen, mit einer geringen Verlängerung seines Aufenthalts noch hören zu können von dem Betrieb der Sommerfrischen für arme kränkelnde Schulkinder, oder von Knaben- und Mädchen-Horten, oder von Lehrwerkstätten und Schulgärten, oder was sonst außerhalb der eigentlichen Armenpflege dazu beiträgt ihr die schwere Last zu erleichtern. In Stuttgart aber konnte er diesmal weiter nichts gelegentlich mitnehmen, als am Tage vorher einen freilich besonders interessanten Congreß für pädagogisch gemeinte Knaben-Handarbeit.

Man muß deshalb fortfahren darauf zu dringen, daß die Leiter der verschiedenen Vereine und Comites für gemeinnützige Zwecke ihre jährlichen Versammlungen aneinanderlegen. Die Stadt braucht nicht genau dieselbe zu sein, aber alle gewählten Städte müssen in bequemer Erreichbarkeit von einander liegen; die Zeit muß passend vertheilt werden, so als wäre es ein einziger wohlangeordneter Congreß. Ja es möchte sogar ins Auge zu fassen sein, daß man eine ganz bestimmte Woche des Jahres für die tagende deutsche Gemeinnützigkeit ausersähe, denn dann erst könnten und würden Viele sich einfürallemal bei Zeiten für den Besuch der sie näher angehenden Congresse und Conferenzen einrichten. Wäre stets um Michaelis herum, Ende September und Anfang October, bald hier bald da in Deutschland die *Tagsatzung der arbeitenden Gemeinnützigkeitsfreunde*, wie sie in der Schweiz der gleichnamige Verein, in Holland die nun schon mehr als hundertjährige Maatschappy tot Nut van't Allgemeen, in England der weit jüngere Social Science Congreß repräsentirt, — welch' eine feste zahlreiche Besucherschaft würde sich dann bald herausbilden, die allen vereinigten Zusammenkünften genügende Theilnahme sicherte und jedes einzelne Bestreben in seiner öffentlichen Würdigung und Wirkung höbe! Für die Berichterstattung in den Zeitungen ergäbe sich damit sogar erst die rechte Möglichkeit, aus dem Zufälligen und Untergeordneten heraus auf eine Stufe höheren Werthes und Reizes zu treten. Gegenwärtig steht sie im Durchschnitt kaum über der von den zahllosen sogenannten Fachcongressen mit ihren meist doch so unbedeutenden Verhandlungen.

Die Granatspange.

I.

Eine Landpfarre erscheint dem unverfälschten Geschmack gewöhnlich als eine der wünschenswerthesten Heimstätten, die ein Sterblicher sein eigen nennen kann, ein Ort des Friedens und Genügens, wo der Sonnenschein nie ausgeht und wo für allerlei Gebresten Leibes und der Seele allerlei Kraut gewachsen ist, wenn man es da nur holen will. Aber auch über solche Häuser ziehen Wolken der Trübsal und bleiben bisweilen jahrelang darüber stehen, also daß sie im grauen Dämmerschatten liegen und die Insassen fast vergessen, wie der lichtblaue sonnige Himmel aussieht. So ging es dem Pfarrer von Kanitz. Er war noch ein junger Mann; vor zehn Jahren erst hatte er, froher Hoffnungen voll, sein Amt angetreten und sein Weib heimgeführt. Von vier Kindern, die ihm geboren wurden, war eins, das lieblichste gestorben; die anderen kränkelten viel, die Frau ging in ihrer Pflege und der Sorge um sie und den Landhaushalt fast auf, schlich verkümmert und muthlos einher, und dann stellte sich bei ihm selbst ein Halsleiden ein, für welches schleunigst Abhilfe gesucht werden mußte. Durch viel Hinundherschreiben an Behörden und Amtsbrüder wurde eine Vertretung auf längere Zeit eingerichtet, und der Pfarrer reiste ins Bad, wo er auch wirklich Besserung spürte und überhaupt neuen Lebensmuth schöpfte. Er fand einen jüngeren Geistlichen eines anderen Bekenntnisses dort, mit dem er sich gleichwohl als auf demselben Grunde des Heils stehend bald verständigte und über vieles sich aussprechen konnte, was er seit Jahren mit sich allein abzumachen gewohnt war. Das schaffte ihm, zusammen mit der körperlichen Befreiung und den vielen neuen Eindrücken, erhöhte Spannkraft. Er schalt sich, daß er oft so schwer am Leben getragen hatte, es war ihm, als brauche er nur wieder heimzukommen, um mit einem neuen Anfang unter Gottes Hilfe alles wieder in ein gutes Gleis zu bringen, und die zeitweilige Einsamkeit, die niemand stärker empfindet, als der Mann, der für eine Weile von Weib und Kind getrennt ist, verklärte ihm die Gestalten seiner Lieben, so daß er es gegen Ende seiner Badezeit kaum abwarten konnte, sie wieder ans Herz zu drücken.

Aber schon nach ein paar Tagen daheim schien der alte graue Nebel sich über den Sonnenschein des Wiedersehens und Wiederhabens zu legen. Er hatte auf der Heimreise viel Staub geschluckt: der alte böse Reiz meldete sich wieder in der kaum geheilten Kehle, und er sann nun vergebens, wo er sich trotz aller Vorsicht wohl „erkältet" haben könnte. Die beiden jüngsten Kinder erkrankten an den Masern, nur ganz leicht, aber er mußte ihnen, da er sich den Gemeindegliedern nicht länger entziehen durfte, doch fern bleiben, um den Ansteckungsstoff nicht zu übertragen, und konnte seiner Frau zu den eingehenden Mittheilungen, auf die er sich gefreut hatte, umso weniger habhaft werden, da sie gleichzeitig durch eine ungewöhnlich starke Obsternte in Anspruch genommen war und für nichts anderes Gedanken zu haben schien als für Kinder und Aepfel. Da saß er denn wieder auf seiner Studierstube und grübelte und flehte um Erleuchtung, tröstete sich, daß es nach ein paar Wochen besser sein werde, besann sich darauf, daß es in der Vergangenheit auch immer so weiter gegangen war, ohne große Heimsuchungen, von jener einen abgesehen, aber von einem kleinen Ungemach ins andere, unter denen bald er, bald sein Weib schwerer zu leiden gehabt hatte, und schloß endlich damit ab, daß er sagte: Es muß also so weiter getragen werden, andere Leute haben es auch nicht besser!

Dieser letzte Gedanke wuchs in ihm, als er nach einigen Tagen gebotener und heilbringender Schonung die Reihe der Besuche bei seinen Gemeindegliedern vornahm, die seine Amtsthätigkeit wieder einleiten mußten. Das Dorf Kanitz war nur klein, der Kirchsprengel sehr ausgedehnt, denn es gehörten verschiedene große Güter und einzeln liegende Gehöfte dazu, und so kostete es den Pfarrer weite Wege, um von einem Hause zum anderen zu kommen. Ein Pfarrer, wenn er von der rechten Art ist, sieht, gleich wie ein guter Arzt, in allerlei hinein, was vor anderen Augen sorgfältig verborgen wird: in den zehn Wochen seiner Abwesenheit waren seine Pfarrkinder weder Engel noch Heilige geworden, und es schien ihm, wie er so durch die stillen Stoppelfelder und das herbstlich braune Gehölz von einem Hof zum anderen wanderte, als sei mit dem Familienleben fast mehr Leid als Glück vermacht, Herzeleid oft so viel tiefer als das seinige, daß er sich wunderte, wie die Leute darunter weiter leben mochten und etwa noch lebhaften Antheil an der jüngsten Dorfneuigkeit nehmen oder sich über das Steigen und Fallen der Kornpreise erhitzen konnten. Er war auf Weltenborn beim Bauer Hasse gewesen, den er im ersten Jahr seiner Amtsführung mit der Schulzentochter getraut hatte: ein so stattliches, frisches Paar, wie nur je eins vor den Altar trat; nun war der Mann ein Trunkenbold geworden, wetterte und schimpfte, so lange er noch auf den Beinen stehen konnte, und machte der Frau, die wie ein Schatten dahinsiechte, das Leben zur Hölle. Dicht daneben, im Pöhl, wie man das kleine Gehöft nannte, wohnte ein verwitweter Oberförster mit einer verblühten ledigen Tochter, dem machte ein ungerathener Sohn Kummer und Schande; er war weit fort, und niemand im Kirchspiel hörte je den alten Mann von ihm sprechen, aber dem Pfarrer schüttete er gern sein Herz aus und zeigte ihm mit heißen Thränen die Briefe, die ab und zu von dem Treiben des wüsten Menschen Kunde brachten. Dann war er in Kalthof beim Gutsbesitzer Valentin gewesen, dort prangte alles in Lust und Wohlleben, das Haus wurde von Gästen nicht leer, und der Säckel schien unerschöpflich, aber die Gatten gingen jeder seine eigenen Wege, die Kinder verwilderten, das Gesinde war nirgends so aufsässig, faul und untreu als dort. Weiterhin, unten in Kanitz selbst war er beim Schullehrer und seiner jungen Frau eingekehrt, das waren rechtschaffene, einfache Leute, die sich herzlich lieb hatten, aber da kauerte im Winkel ein blödsinniges Kind, das einzige; die Mutter konnte sich nicht entschließen es in eine Anstalt zu geben und verzehrte sich doch fast in der Sehnsucht, den göttlichen Funken in der thierischen Hülle zu finden. Auch auf der Mühle kehrte er ein; dort saß ein junges Paar noch in den Flitterwochen, und der ganze Himmel hing voller Geigen. Der Pfarrer mußte mit dem jungen Ehemann ein Glas Wein trinken und sich von der hübschen Frau durch ihre schmucke Wirthschaft führen lassen, und keines wußte das andere genug zu rühmen. Sie waren beide aus der Gemeinde, der Pfarrer hatte sie einst eingesegnet und vor seiner Abreise getraut; er wünschte dem jungen Glück von Herzen Bestand — aber wird es mit ihnen besser gehen als mit so vielen anderen, die mit ebenso stolz geschwellten Segeln aus dem Hafen liefen? Der Müllerfritz war immer ein hitziger, gewaltthätiger Bursche gewesen, die Kathrin mochte nichts lieber hören, als daß sie hübsch sei, und lachte jeden freundlich an, der sich die Mühe nahm es ihr zu sagen. . .

Nun wollte er heute noch bei zwei Schwestern einsprechen, die nachbarlich neben einander an der östlichen Grenze des Kirchspiels wohnten, die eine an den Förster, die andere an einen Pächter verheiratet. Nach dem bewährten Grundsatz, daß man sich das beste bis zuletzt aufsparen soll, dachte der Pfarrer erst das Haus der Frau Försterin und dann die Wiesnitz, das anmuthige Pachtgut am Saum des Waldes vorzunehmen, von wo er immer mit befriedigten Sinnen und gehobenem Muth heimzukehren pflegte. Denn verschieden wie Nacht und Tag waren die beiden Schwestern, Frau Gerda und Frau Alwine. Jene, die Försterin — der Pfarrer nannte sie in Gedanken immer nur das Klageweib und bedauerte halbwegs, daß es in unseren modernen Zuständen keinen Raum mehr gibt, wo sich ein solches Talent zum Klagen, Weinen und Heulen wie das ihrige berufsmäßig auswirken könnte. Sie hatte einen guten Mann, wohlgerathene Kinder, ihr bescheidenes, sicheres Auskommen, eine Gesundheit, die gut gewesen wäre, wenn sie ihren Körper nur halbwegs vernünftig

behandelt und ihr Gemüth in Zucht gehalten hätte. Aber wenn man sie reden hörte, so wurde sie Tag für Tag von Unglück verfolgt. Es gab kein freudiges Ereignis, an dem sie nicht alsbald die schwärzesten Schattenseiten entdeckt, kein trauriges, an dem sie nicht das letzte lichte Pünktchen dunkel übermalt, kein gleichgiltiges, dem sie nicht ein graues Mäntelchen übergeworfen hätte. Wie es der Mann und die Kinder mit ihr aushielten, war allen die sie kannten, ein Räthsel; der Pfarrer, dem ein sonderlich empfindsames Gehör zutheilgeworden war, hätte sich allemal, wenn die dünne, blecherne, knarrende, weinerliche Stimme zu reden anfing, beide Ohren zuhalten mögen, und speculirte darüber, ob wohl Frau Anna Hathaway mit einem solchen Organe behaftet gewesen sei, da doch ihr Gatte, der große Dichterfürst Shakespeare, aus unerklärten Gründen ihre Gesellschaft standhaft mied, in seinen Werken aber mit großem Nachdruck hervorgehoben hat, welch vortreffliches Ding es bei einem Weibe um eine milde, wohlklingende Stimme sei. Nun also, zuerst das Sturzbad von Frau Gerda's Klagen über sich ergehen lassen und dann im Sonnenschein von Frau Alwinens holdseliger Heiterkeit wieder trocken und warm werden! dachte unser weiser Seelenhirte.

Aber das Bild, mit dem er so in Gedanken spielte, wäre bald als fühlbare Wirklichkeit ihm über Haupt und Schultern gekommen. Gen Osten wandernd, gesenkten Blickes, wie das auf nachdenklichen Wanderungen seine nicht sehr nachahmenswerthe Gewohnheit war, hatte er nicht einmal hinter sich geschaut, wohl gespürt, daß der September-Nachmittag heiß war und heißer wurde, trotzdem die Sonne ihm nicht mehr auf den Rücken schien, aber doch nichts von dem schwarzen Gewölk gemerkt, das rasch am westlichen Himmel herauf zog, und das nun plötzlich, als er bei einer Biegung des Weges die Wiesnitz grade vor sich liegen sah, mit ein paar warnenden Tropfen seine weiteren erdfreundlichen Absichten kundthat. Er zog den Kragen in die Höhe, warf einen Blick empor, und einen voraus: die Wiesnitz erreichte er wohl grade noch, wenn er die langen Beine tüchtig streckte, so mochte denn die Frau Försterin bis auf einen anderen Tag warten. Hatte sie doch dann zugleich den schönsten Grund, über Vernachlässigung ihrer selbst und ungerechte Bevorzugung ihrer Schwester zu klagen!

Schon rollte ein ferner Donner und wieder einer; falb zuckte ein Blitz durch die Luft, die Tropfen fielen häufiger, da bog der Pfarrer in die Gartenpforte ein und wurde von einer ihm unbekannten alten Frau erschaut, die grade die Hausthür schließen wollte. Kommen Sie doch herein, lieber Herr, rief sie winkend, es gibt gleich einen tüchtigen Guß!

Er grüßte und trat mit ihr ins Haus und in die behagliche Wohnstube, wo am Fenster ein alter Mann saß und ins Wetter schaute.

Ich bin der Pfarrer Lehnhold von Kanitz, sagte der Eintretende, und muß schon für ein Weilchen um Obdach bitten; ich wollte allerdings zugleich auch nach meiner langen Abwesenheit Herrn und Frau Falk wieder begrüßen, wenn ich nicht störe.

Unsere Kinder sind auf einige Tage verreist, entgegnete der alte Mann, indem er den Pfarrer ins Sofa nöthigte; Alwinens Mutter ist plötzlich auf den Tod erkrankt, und da traf es sich gut, daß wir grade hier waren und so lange ein wenig nach dem Rechten sehen können.

Die alte Frau stand mit einer Hand leicht auf den Tisch gelehnt da, sah sich den Pfarrer mit ihren immer noch schönen großen braunen Augen an und fragte: Was wollen Sie nach dem heißen Marsch zur Erquickung haben, Herr Pastor? Ein Glas frische Milch? oder Hausbier? Die Anna kann auch ganz schnell Kaffee machen.

Der Pfarrer bat um ein Glas Bier. Laß nur, Mütterchen, sagte der Alte, der sich wieder in seinen Lehnstuhl gesetzt hatte, nun aber hastig aufstand und die nach der Thür gehende Gattin zurückhielt; ich will dem Herrn Pastor eine gute Cigarre holen und der Anna vom Bier Bescheid sagen; setz du dich da hübsch her ins Sofa und unterhalte den Herrn derweilen. Ich muß doch auch noch einmal nachsehen, ob überall die Thüren und Fenster geschlossen sind, und ob bei dem Vieh alles in Ordnung ist. Das Wetter scheint bös zu werden.

Grade krachte ein gewaltiger Schlag hernieder, so daß die Scheiben klirrten. Die alte Frau trat ans Fenster und schaute in den herabströmenden Regen, des Pfarrers Blicke folgten ihr, es schien ihm, als habe er noch nie eine so anmuthige Greisin gesehen. Ein schwarzes Spitzenhäubchen, unter dem Kinn von einer Schleife gehalten, saß auf dem dichten silberweißen Haar, das gar eigen zu den lebhaften Augen, den rothen Bäckchen und dem noch glatten vollen Gesicht stand. Sie war klein und zierlich, aber von rundlichen Formen, das hellgraue Kleid konnte nicht einfacher sein, aber es sah vornehm aus, und gut paßte dazu das um den Hals geschlungene klare weiße Tüchlein, das von einer altmodischen Granatspange festgehalten war. Dem Pfarrer gingen diese Einzelheiten wahrscheinlich nicht auf, er hatte sich um weibliche Anzüge nie viel bekümmert, aber die ganze Erscheinung fesselte ihn, so daß er das Gewitter darüber fast vergaß, das jetzt den Himmel völlig umzogen hatte.

Sie sind also Herrn Falk's Mutter? sagte er, als sie sich wieder ins Zimmer wandte und am Tische Platz nahm. Mir wär's, wenn ich das sagen darf, fast erklärlicher, wenn Sie seine Schwiegermutter wären; ich wüßte dann gleich, woher Frau Alwine das sonnige Lächeln hat, mit dem sie alle Welt grüßt.

Die Alte lächelte nun auch. Das kommt vom innerlichen Herzensglück, Herr Pfarrer, sagte sie, und davon haben wir beide, meine Schwiegertochter und ich, Gott sei Dank! ein reichlich Theil bekommen, wie könnt's da ausbleiben, daß es uns aus den Augen scheint.

Der alte Mann kam jetzt von seiner Runde zurück, und gleichzeitig wurden die Erfrischungen gebracht. Es zieht vorüber nach Nordosten, sagte der Alte, indem er dem Pfarrer den brennenden Fidibus reichte, aber regnen wird's noch eine Weile wie Bindfaden. Hoffentlich ängstigt man sich zu Hause nicht um Sie, Herr Pastor.

Meine Frau wird schon denken, daß ich eingekehrt bin, sagte dieser. Es fiel ihm freilich ein, daß sie beim Gewitter aufgeregt zu sein pflegte, aber es war doch jetzt nichts dabei zu machen. Seine Gedanken kehrten zu dem eben verlassenen Gegenstand zurück. Mir scheint, sagte er zu dem Alten, als sähe Ihre Schwiegertochter Ihrer lieben Frau ähnlich; jedenfalls haben Vater und Sohn doch einen sehr ähnlichen Geschmack gehabt.

Und jedenfalls, meinte die alte Frau, haben wir beide Männer bekommen, die richtig mit uns umzugehen verstehen. Mein Alter hat das in der Ehe gelernt, und der Wilhelm hat es ihm dann abgesehen, ehe er sich eine Frau nahm, so daß die Alwine — Sie schwieg und sah ihren Mann an.

So daß die Alwine, fuhr dieser fort, nicht erst halb zu verschmachten brauchte, wie eine Pflanze im dürren Erdreich, sondern von vornherein soviel Regen und Sonnenschein bekam, wie sie zum fröhlichen Gedeihen nöthig hatte, und darum auch so fröhlich gediehen ist. Denn wissen Sie, Herr Pastor — Sie wissen das wahrscheinlich besser als ich! — wir Männer denken gar zu wenig nach, und darum gibt es so wenige Ehen auf Erden, an denen der liebe Herrgott seine Freude haben kann.

Den Pfarrer durchzog ein wunderliches Gefühl. Seine Ehe gehörte auch wohl kaum zu diesen wenigen, aber am Nachdenken darüber hatte er es doch nicht fehlen lassen. Er sagte nichts, sah aber den Alten gespannt an.

Dreh dich einmal herum, Elise, sagte dieser; du hast doch das Spänglein gebührend eingesteckt? Sehen Sie, Herr Pastor, dem kleinen rothen Ding da, das meine Frau am Halse trägt, verdanken wir, wenn man so sagen darf, daß wir so glückliche Eheleute geworden sind, und darum muß meine Frau noch jetzt nach

vierzig Jahren es an allen Sonn- und Festtagen tragen, als z. B. wenn wir bei unseren Kindern zum Besuch sind. Könnten wir die Geschichte, die dazu gehört, allen jungen Leuten, die heiraten wollen, erzählen: es ginge wohl manchen ein Licht darüber auf, und die gemeinsame Wanderung würde ihnen leichter.

Ja, sagte der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer, es denken die wenigsten, die voll schöner Hoffnungen den Bund fürs Leben schließen, wie viele Enttäuschungen ihrer harren.

Es ist, wie ich sage, versetzte der Alte schmunzelnd, wir Männer denken zu wenig. Aber so einer wie Sie, Herr Pastor, dem doch das junge Volk immer erst durch die Hände läuft, ehe es die eigene Wirthschaft anfängt, der müßte ihnen erst ein Licht aufstecken, dann würde es der Enttäuschungen weniger geben. Und wenn Ihnen die Geschichte von der Granatspange dazu helfen kann, so gibt sie Ihnen Mütterchen schon zum besten; wenn ich auch keine schöne Rolle dabei spiele, so höre ich doch ganz geduldig zu, und mittlerweile regnet es sich draußen ab, so daß der Herr Pastor nachher trocken heimkommt.

Ich will schon, sprach das Mütterchen lächelnd, aber den Anfang mußt du machen, Eberhard.

M. L.

(Schluß folgt.)

Das dritte Bremer Knabenheim

ist am 9. October seinem Gebrauch übergeben worden. Es liegt an einer der nordwärts ins Feld verlaufenden Seitenstraße der östlichen Vorstadt, der stillen Theresenstraße, deren letzten Platz links von der Feldstraße es einnimmt, und übertrifft in schlichter Zweckmäßigkeit hell und luftig noch die Heime an der Fichtenstraße (1883) und der Bachstraße (1884). Vorläufig sind 32 Knaben angemeldet; die Leitung übernehmen Herrn Reddersen's Helfer bei der Sommerpflege, die Lehrer Wintermann und Meyer.

Nach einem Choralgesang von Lehrern und Knaben eröffnete der Vorsitzer des Vereins für Knabenheime, Herr Senator Dr. Ehmck die kleine Feier mit nachstehender Rede:

Von wie merkwürdigen Gegensätzen ist doch unsere Zeit bewegt! Verschrien einerseits wegen der weit verbreiteten Jagd nach materiellem Erwerb und Genuß, der häufig hervortretenden Härte und Gleichgiltigkeit gegen fremdes Schicksal, ist sie doch wie kein früheres Zeitalter erfüllt von Bestrebungen und Schöpfungen der werkthätigen Liebe. Ja diese gehören recht eigentlich zum Charakterbilde der Gegenwart und werden voraussichtlich in den Darstellungen künftiger Geschichtsschreiber unseres Jahrhunderts einen breiten Raum einnehmen. Begegnet man doch schon manchmal der Meinung, daß auf den Gebieten der Armenpflege und Wohlthätigkeit des Guten zu viel geschehe. Freilich mag dieselbe bei etlichen aus kalten oder lauen Herzen hervorgehen, eine Gewissensberuhigung für die Abneigung, vom eignen Gut für fremde Noth zu opfern. Insofern sie dagegen der Wahrnehmung entspringt, daß Unterstützungen vielfach willkürlich und planlos oder auch besonderen politischen oder kirchlichen Zwecken und nicht den Menschen zu Liebe gespendet werden, hat sie ja eine gewisse Berechtigung.

Aber eine Berechtigung doch nur, soweit sie auf die bei dem bisherigen Verfahren begangenen Fehler aufmerksam macht, soweit sie zu der Erkenntnis führt, daß auch auf diesem Gebiete menschlichen Wirkens alles darauf ankommt, daß mit Plan und Umsicht und ohne Nebenabsichten verfahren werde. Denn es gilt noch immer: Arme haben wir allezeit unter uns. Aber das ist der wesentliche Fortschritt unserer Zeit auf diesem Gebiete, daß wir nicht mehr jede Aeußerung der Barmherzigkeit schon als löblich, jedes sogenannte Wohlthun ohne weiteres als einen Segen für den davon Betroffenen ansehen, sondern daß wir neben wahrer, uneigennütziger Menschenliebe einen klaren Einblick in das Bedürfnis und in die Zweckmäßigkeit der zu verwendenden Mittel verlangen, kurz daß wir angefangen haben, die Armenpflege und alle verwandte Thätigkeit wie eine Kunst nach wissenschaftlich ermittelten Grundsätzen zu betreiben. Gleichwie die ärztliche Wissenschaft heutzutage besonders darauf gerichtet ist, den einzelnen Organismus zu kräftigen und die Gesammtheit gegen die Gefahren umherschleichender Seuchen zu sichern, so sieht man auch bei den Bestrebungen, welche der menschlichen Gesellschaft Heilung von allerlei wirthschaftlicher und moralischer Noth bringen wollen, vorzugsweise nach solchen Mitteln sich um, die geeignet sein möchten, der stetigen Wiederkehr und Vermehrung solcher Noth vorzubeugen. Man trachtet nicht bloß nach Beseitigung oder Linderung des vor Augen stehenden Elends, sondern zugleich danach, wie man die Zukunft unseres Geschlechts vor demselben bewahren könne. Gewiß gereicht dieser Fortschritt nicht bloß der menschlichen Einsicht, sondern auch dem menschlichen Herzen zur Ehre.

Unter die jüngsten Schöpfungen dieser vorbeugenden Wohlfahrtspflege gehören auch die Knabenheime, die wir seit einigen Jahren in immer mehreren deutschen Städten entstehen sehen. Hervorgegangen sind sie vor allem aus der Wahrnehmung, daß ein großer Theil der Kinder der ärmeren Bevölkerung von einem Familienleben kaum etwas weiß. Viele derselben wachsen auf ohne die tägliche Fürsorge und Theilnahme von Eltern und Geschwistern, von einer Thätigkeit in dem elterlichen Hause und für dasselbe ist bei ihnen keine Rede. Solches unterbleibt freilich nicht immer deshalb, weil es den Eltern an häuslichem Sinn und Liebe zu ihren Kindern gebräche, sondern wohl häufiger noch, weil die Noth des Lebens, der Kampf ums Dasein sie oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend von den Ihrigen fern hält. Aber was müssen solche Kinder entbehren! Wieviel schwerer können bei ihnen die natürlichsten und wichtigsten Tugenden, Liebe zu Eltern und Geschwistern, entstehen und ausgebildet werden, wieviel schwerer Empfindungen und Eigenschaften, die für die Zufriedenheit und Tüchtigkeit des Menschen die allerwerthvollsten sind — Sinn für Ordnung, Gehorsam, Ehrfurcht, Aufrichtigkeit, Gottvertrauen — geweckt und gepflegt werden! Wenn aber in allen diesen Beziehungen Herz und Gemüth der Kinder leer bleiben, wenn sie vom Glück und Segen des Familienlebens nichts erfahren, so ist es unausbleiblich, daß sie in großer Zahl frühzeitig auf Abwege gerathen, eine Beute der Verführer und bald der eignen wilden Leidenschaften, die von keinem edleren Gefühl, keiner ernsteren Gesinnung, keiner glücklichen Erinnerung gezügelt werden. Das Streben nach häuslichem Glück wird auch in späteren Leben bei ihnen kaum erwachen und sie werden nur allzuleicht die Schar der Unglücklichen vermehren, welche mit der menschlichen Gesellschaft auf dem Kriegsfuße stehen.

Gegen diese Gefahren, die fast in jeder Großstadt in reichlichem Maße vorhanden sind, wollen die Knabenheime nach Möglichkeit Schutz gewähren. Den bedrängten Eltern, die ihre Kinder ohne Aufsicht zu lassen gezwungen sind, wollen sie zu Hilfe kommen, den gefährdeten Knaben — für die heranwachsenden Mädchen findet sich ja leichter ein schützendes Unterkommen und nützliche Beschäftigung in der schulfreien Zeit — den Knaben aber, die außerhalb der Schulzeit lange und oft bange Stunden ohne Leitung und freundlichen Zuspruch verbringen müssen, wollen sie das rechte elterliche Haus durch kindliches Spiel und Arbeit, durch ernste Zucht und fröhlichen Verkehr einigermaßen ersetzen. Und indem sie das thun, werden durch die Kinder auch deren Eltern und Geschwister von dem Geist dieser Anstalten wohlthätig berührt werden und wird der Segen derselben noch in den Häusern weiter wirken.

Freuen wir uns daher, daß wir zu solchem Dienst auch in diesem Theile unserer Stadt jetzt ein Knabenheim eröffnen können. Bei der finanziellen Lage unseres jungen Vereins durften wir, als wir vor zwei Jahren die zweite dieser Anstalten, das Knabenheim an der Bachstraße einweihten, kaum die Hoffnung hegen, unsere Wirksamkeit so bald weiter auszudehnen zu können. Ohne die großartige Unterstützung der Sparcasse, die auch in der richtigen Verwendung wohlerworbenen Reichthums ein leuchtendes

Vorbild ist, und ohne eine erhebliche Zahl größerer und zum Theil sehr reicher Geschenke wohlwollender Mitbürger, namentlich der östlichen Vorstadt, würden wir nicht dazu im Stande gewesen sein. Ihnen, den Verwaltern der Sparcasse und den übrigen Gebern gebürt daher heute vor allen der innige Dank unseres Vereins, den an dieser Stelle nochmals auszusprechen mir eine sehr liebe Pflicht ist. Ich schließe daran den Ausdruck wärmsten Dankes für diejenigen Herren, welche sich freundlich bereit erklärt und schon eifrig begonnen haben, die nicht geringen Mühen des Localcomites für unser neues Knabenheim zu übernehmen. Mögen sie in dem Gedeihen der Anstalt Befriedigung und Freude finden! Hoffentlich wird es ihnen auch gelingen, unserem Verein namentlich aus diesem Theile der Stadt häufig neue Mitglieder und Freunde zuzuführen. Wir bedürfen derselben dringend sowohl zur völligen Ausbildung der bestehenden Anstalten, die z. B. durch die Einführung regelmäßigen Handarbeitsunterrichts für die größeren Knaben noch eine erhebliche Förderung erfahren könnten, als auch um neue Knabenheime in anderen Stadttheilen zu errichten. Dann daß drei dem wirklich vorhandenen Bedürfnis der großen Stadt bei weitem nicht genügen, liegt auf der Hand. Und ebenso daß die vollen Erfolge der Anstalten nicht in kurzer Zeit sichtlich hervortreten können, sondern daß sie eine Saat auf Hoffnung ausstreuen. Aber daß an dieser Hoffnung viele unserer Mitbürger mit uns theilnehmen und in derselben fortfahren, uns die Mittel zum Werke zu liefern, das müssen wir aufs dringendste wünschen.

Es erübrigt mir noch, auch den Herren Lehrern, welche dieser Anstalt ihre Kräfte widmen wollen, meine Freude darüber auszusprechen. Ich darf dem Vertrauen Ausdruck geben, daß vermöge der Hingebung an die Sache und der erzieherischen Erfahrung, welche sie mitbringen, sie auch der nicht leichten und in mancher Hinsicht neuen Aufgabe, welche sie hier erwartet, sich gewachsen zeigen werden. In dem Segen, den sie dann den Kindern und deren Eltern bereiten, werden sie den schönsten Lohn ihrer Anstrengungen finden.

Sie werden, hochgeehrte Anwesende, glaube ich, wenn Sie Sich in diesen Räumen umsehen, mit mir von der einfachen und schlichten Freundlichkeit des Hauses einen wohlthuenden Eindruck empfangen und die Befriedigung des Vorstandes über dessen Ausführung theilen. Wünschen wir denn, daß auch die Knaben, die jetzt hier versammelten und die künftigen Zöglinge des Hauses gern in dasselbe einkehren, fröhlich von hier zu ihren Eltern heimkehren und dankbar in ihrem späteren Leben an die Stunden sich erinnern mögen, welche sie hier, wohl behütet und treu geleitet, in beglückender Arbeit und fröhlichem Spiel haben zubringen dürfen.

So möge denn dieses Haus mit Gottes Hilfe werden ein Hort der gefährdeten Jugend, ein Trost für bedrängte Eltern, eine Ehre und Freude für unsere ganze Stadt!

Danach richtete Herr H. O. Reddersen, der Geschäftsführer und die treibende Kraft des Vereins, einige freundliche Worte an die Kinder, und ermahnte sie, den Erziehern folgsam und gehorsam zu sein, sich strenge vor Streit und Zank, Lug und Trug zu hüten, da das Heim eine Stätte des Friedens und der gegenseitigen Freundlichkeit sein solle, und sich auch außerhalb des Heims der schönen Tugenden zu befleißigen, zu denen sie hier angehalten würden.

Schließlich nahm noch Herr Pastor Kradolfer im Namen des Localcomites das Wort und gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch diese bescheidene Blüthe im reichen Kranze der Wohlthätigkeitsanstalten unserer Stadt gute Frucht tragen möge. Den Kleinen gab er den Trost, daß dieses Heim keine Strafanstalt sein solle, sondern ein Raum für Spiel und Arbeit in richtiger Anordnung; hier könnten sie unter freundlicher Anleitung ihre Schularbeiten machen und alle jene Spiele lernen, deren man sich nicht zu schämen brauche. Es werde einst die Zeit kommen, wo sie den Männern dankbar sein würden, die ihnen diese Heimstätte ihrer Jugend geschaffen. In den Schlußworten stellt er das Heim unter dem Segen des Höchsten, von dem alles Gedeihen komme und der auch über dieser Stätte mit seiner Gnade und seinem Wohlwollen walten möge.

Mit dem Schlußgesang der Kinder „Nun danket alle Gott", in den auch die Erwachsenen einstimmten, wurde die erhebende Feier beschlossen; die Knaben aber begannen alsbald sich unter Anleitung ihrer Lehrer in ihrem neuen Heim häuslich einzurichten.

Deutsche Sommerpflege im Jahre 1885 und ständige Sommerpfleghäuser.

Die Berichte, welche der Centralstelle für Sommerpflege armer Kinder von den einzelnen Vereinen, Comites und Kinderheilanstalten in Sool- und See-Bädern zugegangen sind, geben ein sehr erfreuliches Bild von der fortschreitenden Bewegung auf dem Gebiet der Fürsorge für die armen kränklichen Kinder. Es sind erst zehn Jahre verflossen, seitdem die ersten sieben Kinder von Hamburg aus einigen Familien auf dem Lande übergeben, — erst acht Jahre seitdem von Frankfurt am Main nach dem Muster der Züricher Veranstaltungen eine größere Anzahl Kinder in sogenannten Colonien hinausgesendet wurden, — und schon rechnen wir die alljährlich also versorgten Kinder nach vielen Tausenden.

Die Zusammenstellungen der Centralstelle geben von der Entwicklung der Arbeit ein sehr interessantes Bild.

Danach wurden von den Vereinen in Sommerpflege gesendet

aus	1	Stadt	im Jahre	1876	7 Kinder,
„	1	„	„ „	1877	14 „
„	2	Städten	„ „	1878	151 „
„	5	„	„ „	1879	385 „
„	11	„	„ „	1880	1 017 „
„	28	„	„ „	1881	2 959 „
„	34	„	„ „	1882	4 782 „
„	42	„	„ „	1883	6 942 „
„	51	„	„ „	1884	8 460 „
„	72	„	„ „	1885	9 999 „
				Das sind zusammen	34 716 Kinder.

Hiermit ist aber weder die Zahl der Städte, welche sich an der Arbeit betheiligten, noch die Zahl der wirklich verpflegten Kinder erreicht. Aus den Berichten der Kinderheilanstalten, welche vornehmlich zur Aufnahme ärmerer Kinder bestimmt sind, geht hervor, daß außer jenen 72 Städten von Magistraten, Communen, Kreis- und Provinzial-Armenverwaltungen Kinder diesen Anstalten zugeführt wurden. Die Zahl der im Jahre 1885 in Kinderheilanstalten der Soolbäder verpflegten Kinder betrug 4574, in den Anstalten der Seebäder 600. Die Gesammtzahl aller 1885 verpflegten Kinder belief sich (nach Abzug von 1414 Doppelzählungen) auf 13 759.

Es wurden verausgabt für jene 9 999 Kinder vom vorigen Jahre	272 035 ℳ
von 24 Heilstätten in Soolbädern	282 821 „
von 7 Heilstätten in Seebädern	33 058 „
zusammen	587 914 ℳ
Hierzu treten noch die sonstigen Ausgaben des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten an Bauten u. s. f. mit	197 942 ℳ
so daß für diese Zwecke insgesammt	785 856 ℳ

im Jahre 1885 aufgebracht worden sind.

Seit der Einrichtung der Feriencolonien, also in zehn Jahren wurden, wie wir gesehen haben, versorgt 34 716 Kinder,

die Kinderheilstätten der Soolbäder verpflegten seit ihrem Bestehen	28 933 „
die Anstalten der Seebäder	2 208 „
das sind zusammen	65 857 Kinder.

Auch nach anderer Richtung kann ein erfreulicher Fortschritt verzeichnet werden. In 24 Städten ist bereits der Anfang gemacht, um Capitalien zu sammeln, welche dazu bestimmt sind die Fürsorge für die armen, kränklichen Kinder für alle Zukunft zu sichern; eine größere Anzahl Legate für diesen Zweck ist bereits ausgezahlt. Die Gesammtsumme dieser Capitalien betrug Ende 1885: 215 909 M.

Eine andere, höchst beachtenswerthe Art, die Sommerpflege zufälligen Hindernissen zu entziehen und sie fest zu begründen, ist die Erbauung von Sommerpflegehäusern an recht geeigneten Stellen. In diesen Kinderheimen können gesunde Schlaf- und Spielräume, Bade-Einrichtungen, Absonderungszimmer für Kranke eingerichtet werden; man kann vor allem auch mit der Selbstbeköstigung vorgehen, welche viel Geld erspart und die Möglichkeit gibt jedem Kinde das zu reichen, was ihm für seinen Zustand am zuträglichsten ist. Die Pflege der Kinder kann auch im ganzen Sommer, etwa von Mitte Mai bis September betrieben werden, so daß die armen kleinen Genesenden nicht allzu lange auf ihre Stärkung zu warten brauchen.

Bekanntlich sind Barmen mit dem Kinderhause in Königsborn und Lübeck mit dem Ferienhause in Travemünde am Priwall auf diesem Wege vorangegangen; andere Städte folgen jetzt jenem Beispiel. Hervorzuheben sind die Einrichtungen, welche dem Verein zur Verpflegung armer kränklicher Kinder in ländlichen Heilstätten in Breslau zur Verfügung stehen. Er ist in der Lage die Kinder in den Kinderheilanstalten zu Tschierschkau, Siloah in Langenau, und Bethesda in Goczalkowitz unterzubringen, also in einer ländlichen Kinderanstalt, in einem Eisenbade und in einem Soolbade. Das Kinderheil Tschierschkau wurde 1882 durch den Baron von Richthofen-Brechtelshof auf dem ihm gehörenden Gute Tschierschkau im Kreise Liegnitz begründet, indem er ein dort befindliches Haus zu dem Zwecke einer Kinderheilanstalt ausbaute und einrichtete. Die Kinderheilanstalt Siloah in Bad Langenau wurde im Jahre 1884 ins Leben gerufen; ein Vorstand, darunter namentlich der Besitzer des Bades Herr Leutnant Hanke, brachte durch Sammlungen die Mittel auf, um ein vorhandenes Bauernhaus und ein anstoßendes Waldstück zu kaufen. Das Haus wurde dann entsprechend ausgebaut, u. a. mit einer Veranda nach dem Walde zu versehen; es ist groß genug, um einige zwanzig Kinder aufzunehmen. Die laufenden Ausgaben werden durch das für die Kinder zu zahlende Kostgeld, 6 M die Woche für jedes Kind, und durch freiwillige Gaben bestritten. Die Auswahl der aufzunehmenden Kinder ist auf keinen Ort beschränkt, auch an keine Confession gebunden. Die Anstalt wird durch Diakonissinnen geleitet. Ich verdanke diese Nachrichten der verdienstvollen Förderin der Anstalt, Baronesse Elisabeth von Richthofen, und habe bei einem Besuch der Anstalt bestätigt gefunden, daß sich die kleinen Großstädter — fast sämmtliche Kinder stammten aus Breslau — in der köstlichen Gebirgs- und Waldesluft und unter dem Einfluß der Stahlbäder sehr wohl fühlten und unter der Leitung der Schwestern ein fröhliches Ferienleben führten. Die Kinder bleiben vier bis sechs Wochen in der Anstalt, wenn es einzelnen notthut, auch länger. Je nach der Witterung wird Siloah von Mai bis September benutzt.

Es wird den Leitern von Feriencolonien interessant sein zu erfahren, wie sich die Kosten für die Kinder in einem solchen Sommerhause stellen. Die Jahresrechnung von Langenau für 1885 gibt darüber Aufschluß.

Im Jahre 1885 wurden	20	Kinder	44	Tage	=	880 Tage
	20	„	29	„	=	580 „
	24	„	42	„	=	1008 „
also	64	Kinder			an	2468 Tagen

verpflegt.

	M ₰
Die Ausgaben betrugen für Steuern, Feuerversicherung u. s. f.	26.38
Gartenunterhaltung und Bauten	210.50
Wäsche, Bekleidung u. s. f.	110.28
Porto, Druckkosten	74.35
Feuerung, Fuhren u. dgl.	83.40
Gesammtbeköstigung aller Kinder und Schwestern	1686.66
Arzneien u. s. f.	138.35
Vergütung für das Badeanstalt-Personal	17.50
Der Diakonissenanstalt Frankenstein für Ueberweisung von zwei Schwestern	200.—
Zinsen für Hypothek von 3000 M für das Halbjahr	75.—
zusammen M	2622.42

Sämmtliche Kosten eingerechnet erforderten also die 2468 Verpflegungstage einen Aufwand von M 2622.42, das sind für Kind und Tag M 1.06. Zu diesem niedrigen Pflegesatze konnten nur zwei oder drei Vereine ihre Feriencolonien einrichten und zwar nur solche welche ein eigenes Ferienhaus zur Verfügung oder Selbstbeköstigung eingeführt hatten. Hierbei muß allerdings bemerkt werden, daß von dem Besitzer des Bades 799 Stahlbäder und 46 Moorbäder den Kindern umsonst gewährt wurden. Die Kinder werden in Langenau gut verpflegt, und es wird bei der Beköstigung auf die Bedürfnisse der einzelnen Rücksicht genommen.

Dieses günstige Schlußergebnis mag gleichfalls zur Errichtung eigener Pflegehäuser anregen!

Bei Landsberg an der Warthe wird augenblicklich ein solches Haus in der Stadtforst gebaut; es soll noch vor Winter unter Dach kommen, und im nächsten Jahre bezogen werden. Von Hannover aus ist in Herrenhausen ein Haus zu gleichem Zwecke gemiethet worden. Leipzig und Bremen haben in ihren Vereinen ebenfalls über die Errichtung von Sommerpflegehäusern berathen, — Leipzig, angeregt durch ein Vermächtnis von 500 M „als Grundstock zur Begründung eines eigenen Heims“, Bremen durch eine Schenkung von 5000 M. Das sind ebensoviele erfreuliche Zeichen, daß die Fürsorge für die armen kränklichen Kinder festere Gestalt gewinnt und immer mehr für die Dauer gesichert wird.

Auf andere, von der Centralstelle besonders berührte Punkte läßt sich nach Erscheinen des Generalberichtes, welcher jetzt im Drucke ist, zurückkommen. K.

Sommerpflege in England.

In den meisten gemeinnützigen Bestrebungen anderen Ländern voran, kommt in einigen England doch erst hinterher: so in der Sommerpflege, für welche sich jetzt indessen auch ein Verein in London zusammengethan hat. An Kinderheilstätten, Genesungshäusern, Rettungshäusern ist auf der gesegneten Insel kein Mangel; auch hat sich schon lange die Sitte eingebürgert, daß die armen Kinder aus Sonntagsschulen und Armenschulen für einen halben oder ganzen Tag aufs Land geführt werden, entweder auf Kosten der Schulverwaltung, oder eingeladen und bewirthet von wohlthätigen Landbewohnern. Aber erst seit dem vorigen Jahr gibt es einen Sommerpflege-Verein (Commitee of the Country Holidays Fund), der durch verschiedene Bezirksausschüsse in London arme erholungsbedürftige Kinder aussuchen und zugleich ermitteln läßt, wieviel die betreffenden Eltern zu den Kosten für die Aussendung ihrer Kinder beitragen können. Von der im vorigen Jahr verausgabten Summe von fast viertausend Pfund sind 26 Procent durch die Eltere und Angehörigen der Pfleglinge aufgebracht worden. In die allerunterſten Schichten des Volkes steigt man also schwerlich hinab, wie wir das in Deutschland können: Kenner Londoner Verhältnisse werden sich aber auch leicht sagen, warum man darauf bei der jetzigen Form des Unternehmens zu verzichten hat. Zu gönnen wäre den „Straßen-Arabern“ gewiß eine auch nur ganz vorübergehende

Erlösung aus den Bruthöhlen des Elends, der Krankheiten und Laster, aber natürlich wird man sie nicht als Einzelgäste in beliebigen ländlichen Familien unterbringen können, sondern, wenn überhaupt je daran zu denken ist, in Gruppen unter sachverständiger Leitung.

Für die bis jetzt berücksichtigten Kinder hat man von vornherein die Einzelpflege angewandt. Nur der erste Anfang der Bewegung weist eine andere, und zwar eine für England und englische Zustände sehr bezeichnende Form auf. Wir erfahren von einer jungen Dame, die mehrere Jahre hintereinander ihre Sommerfrische aufgab, um irgendwo an der See ein ganzes Haus zu miethen und es mit sechs bis acht armen Kindern auf einige Wochen zu beziehen. Außerordentlich einfach und anziehend sieht dieses Verfahren ja aus; es dürften aber in anderen Ländern schwerlich die jungen Damen zu finden sein, die also über sich, ihre Mittel und ihre Zeit verfügen können und zugleich Sinn und Geschick dafür haben, in dieser Weise ein gutes Werk zu thun. Allerdings brauchen die Pfleger einer solchen kleinen Genossenschaft nicht nothwendig „junge Damen" zu sein: ein paar ältere Damen, kinderlose Ehepaare, die aber Verständnis für Kinder und warme, weite Herzen haben, würden sich völlig so gut dafür eignen und könnten auch in Deutschland oder anderswo den Versuch machen, vielleicht mit noch günstigeren Erfolgen, als die einzelnen reichen Wohlthäter bei uns und in Oesterreich, die ihre leerstehenden Schlösser zur Verfügung gestellt und den armen Kindern für ein paar Wochen ein Dasein von verzauberten Prinzen geschaffen haben.

Der uns vorliegende Bericht spricht sich sehr lobend über den Eifer und die Hingebung aus, mit welchen die dafür ausgewählten ländlichen Familien sich der Pflege der armen Stadtkinder gewidmet haben. Es sind ungefähr nur fünf Mark wöchentlich für jedes Kind gezahlt worden, aber die Hausmütter haben es sich oft in rührender Weise angelegen sein lassen, den etwa anfangs mangelhaften Appetit der Pfleglinge durch allerlei kleine Leckerbissen zu reizen, und häufig ist eine innige Freundschaft zwischen Wirthen und Gästen entstanden, so daß jene so gut wie diese mit großem Verlangen nach einer Wiederholung des Besuchs ausschauten. Briefe und kleine Geschenke wandern jetzt noch zwischen Stadt und Land hin und her. Eine Dame, welche voriges Jahr die Unterbringung von siebzig Kindern vermittelt hatte, erhielt im November ein Kistchen mit drei kleinen Porzelanfiguren für sie selbst und einem Buche für die Tochter eines Hauses, in welchem zwei kleine Londoner Geschwister untergebracht worden waren; der begleitende Brief von den Eltern lautete:

Geehrtes Fräulein,

Sie werden hoffentlich verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen das beifolgende zu schicken, und werden es in demselben Sinn aufnehmen, wie es geschickt wird. Es ist ein geringes Zeichen unserer Dankbarkeit für Ihre Güte und Freundlichkeit gegen unser kleines Mädchen, so lange sie in X. war. Ich glaube nicht, daß die Kinder je so vergnügt gewesen sind als in den vierzehn Tagen dort. Walley (Walter) wird schon dafür sorgen, daß wir es nicht vergessen; denn es vergehen keine zwei Stunden, daß er wacht, und es wird von nichts gesprochen, ohne daß er etwas von X. erzählt. Neulich hat er angefangen eine Geschichte seiner Reise aufs Land zu schreiben. Bitte geben Sie das kleine Packet mit Grüßen von Walley und Lucy an Alice. Die Kinder grüßen Sie auch vielmals. —

Es gab wohl einige Heimwehkranke, und ein unglückliches kleines Pärchen konnte so wenig ohne „Mutter" aus, daß es wieder nach Haus geschickt werden mußte; aber die meisten verlebten die ganzen vierzehn Tage in hellem Jubel, besonders die Knaben. Um vier womöglich an den langen Sommertagen waren sie aus dem Bett und streiften draußen durch Wiese und Feld, um dann mit Wolfshunger über ihr Frühstück herzufallen. Manchmal hielt es schwer ihre städtischen Eigenthumsbegriffe auf die ländlichen Verhältnisse zu erstrecken, ihnen zum Beispiel begreiflich zu machen, daß man nicht alles was wächst, nach Belieben abpflücken darf. Aber dies Entzücken, wenn sie das erste Erbsenbeet, den ersten Johannisbeerstrauch sahen, deren Früchte sie bis dahin nur als die Waare des Grünhökers kannten und respectirt hatten! „Oh ne, hier wachsen Johannisbeeren an Bäumen!" jauchzte wohl eine helle Stimme, und im Umsehen waren die Taschen gefüllt; auch zog eine kleine Hand wohl ein Träublein wieder heraus, mit der unschuldigen Frage: „Auch ein paar, Fräulein? Schmecken prachtvoll!" Einmal waren etliche Jungen in den Pfarrgarten eingeladen, wo sich ein lockender Teich befand; nicht sobald sahen die Pfarrersleute mit gelindem Entsetzen vier kleine nackte Burschen um den Teich herumjagen und sich damit für ein kühles Bad rüsten. Daß man nicht durchs Korn laufen dürfe, lernten sie erst, aber sehr gründlich, als sie von dem Eigenthümer für Kaninchen gehalten und beinahe mit einer Ladung Schrot bedacht wären. Die Mädchen machten weniger Lärm bei ihrem Vergnügen, aber es war darum nicht minder groß! Diese Fahrten auf Leiterwagen ins Feld! dies Blumenpflücken! diese Besuche bei den Nachbarn!

Die Erfolge waren denn auch so, wie wir sie in Deutschland alljährlich mit Freude und Dank zu verzeichnen haben. Zwei- oder dreimal haben Mütter ihre Kinder zuerst nicht wieder erkannt, wenn sie mit vollen rosigen Wangen in London aus dem Eisenbahnwagen stiegen. „Zu Hause wache ich immer mit Kopfweh auf," sagte ein kleines Mädchen, „aber hier" — und ihre Augen leuchteten, — „habe ich erst zweimal Kopfweh gehabt, und das ging gleich vorüber." Mit ländlichen Schätzen beladen, ganz wie die deutschen Kinder auch, stehen sie in der Ankunfthalle: Vorräthe an Butter, Eiern, Obst für die Mutter, Blumensträuße, wirkliche leibhaftige Kornähren für das daheim gebliebene Brüderchen, das noch nie ein Feld gesehen hat, Spazierstöcke, von einem neuen ländlichen Freunde geschenkt, der sie selbst abgeschnitten und geschält hat, Töpfe mit eingepflanzten Gartenblumen, welche das kahle Fenster zu Haus schmücken sollen.

Auffällig ist es, daß man in dem sonst so theuern England die Sache so billig beschafft: für fünf Mark die Woche durchschnittlich — und daß man vierzehn Tage für eine hinreichend lange Zeit ansieht. Vielleicht gelingt es uns, im Laufe der Zeit weitere Auskunft über den Fortgang dieses guten Werkes bei unseren angelsächsischen Vettern zu erlangen.

M. L.

Der Kaufmännische Verein in Bremen

hat seinen Geselligkeitswinter mit einem kleinen Feste eröffnet, zu welchem er sehr passender Weise die Handelskammer einlud. Mit welchen wohlbefugten Hintergedanken, das verriethen seine geistigen Leiter, der Vereins-Vorsitzer Herr Georg Müller und der Vortrags-Veranstalter Professor Dr. Sattler.

Jener dankte den Mitgliedern der Handelskammer, insbesondere ihrem Vorsitzer Herrn Louis Ed. Meyer — der u. a. gesagt hatte, jeder Kaufmann könne froh sein, wenn seine jungen Leute hier Mitglieder seien — für ihre Theilnahme um so lieber, als die hiesige reiche Jugend sich mit wenigen rühmlichen Ausnahmen dem Verein ferngehalten habe. Er wolle sie darob nicht angreifen, aber er wolle doch sagen, daß er es für eine dankbare Aufgabe der in goldener Wiege gewiegten Jugend hielte, wenn sie es übernähme, hier den Wirth für die auswärtigen Berufs- und Alters-Genossen zu machen.

Dann äußerte Herr Chr. Papendieck, um die Bedeutung des Kaufmännischen Vereins für das öffentliche Leben Bremens zu ermessen, müsse man seinen Blick um 17 Jahre rückwärts schweifen lassen. „Damals gab es an feinen Clublocalen nur das Museum, die alte Union und den Künstlerverein, für den

jungen Mann kaum etwas anderes als die dumpfe Bierstube. Da kam ein Mann zu vielen Kaufleuten, auch zu mir, und sagte, es sei bitter zu beklagen, daß die kaufmännische Jugend Bremens nicht in einem besseren Geiste aufwachse; ob es denn nicht möglich sei, dieser ein Heim für gesittete Geselligkeit zu schaffen? Alle erschraken vor den Schwierigkeiten der Ausführung, erkannten aber an, daß alles von dem Eifer Eines Mannes abhängig sei. Dieser Mann ist Herr Professor Sattler, der heute noch für den Verein sorgt. Seine Idee war sehr schön, aber die Ausführung war schwierig. Der Verein hat ein großes Glück gehabt, indem anfangs Herr Thorwart, später die HH. Wernsing und Will, und nunmehr seit acht Jahren Herr Georg Müller ihm außerordentliche Kräfte zur Verfügung gestellt und den Geist zur Erfüllung der eigentlichen Aufgaben, zur Erstrebung höherer Ziele lebendig zu erhalten gewußt haben. Die Verdienste dieser Herren will ich jetzt nicht näher würdigen, mein Hoch gilt Herrn Professor Sattler." Das gab diesem dann den Anlaß zu folgendem Hinweis: „Heute sind die großen Kaufleute, die Mitglieder der Handelskammer Gäste unseres Vereins, einst aber war die Jugend nur geduldet. Die Union ist eigentlich gestiftet zum Besten der jungen Kaufleute; man nannte sie damals spottend die Kinderbewahranstalt. Damals schrieben die Kaufleute ihre Lehrlinge und Commis hier ein, aber Rechte hatten diese nicht, und wenn sie nur in der Ferne die Gestalten ihrer Principale auftreten sahen, fühlten sie sich bedrückt. Heute sind sie die Herren im Hause, und ihr Verein hat die volle Sympathie der Kaufleute. Der Verein kann Geld gebrauchen, aber damit allein ist ihm noch nicht gedient. Er bedarf des Lichts und des Sonnenscheins. Ein solcher Sonnenblick ist heute die Anwesenheit der Handelskammer. Möge sie regelmäßigen Sonnenschein und fortdauerndes Interesse für den Verein bedeuten. Es ist beklagenswerth, daß der Unterricht bei uns immer noch so wenig benutzt wird. Früher theilte man uns mit, daß die Principäle es nicht gerne sähen, wenn ihre Lehrlinge und Commis sich hier noch weiter ausbildeten. Es wäre aber viel richtiger, wenn sie ihnen rathen wollten zur Benutzung des Vereins. Ich möchte der Kaufmannschaft dringend ans Herz legen sich für die Sache zu interessiren. Dann werden die jungen Leute auch mehr Trieb haben. Die unglücklichen Geschäftsstunden Bremens schaden unserer Sache, denn durch sie werden die jungen Leute ungebührlich lange an den Comptoren zurückgehalten. Die Principale könnten großen Segen stiften, wenn sie ihren Angestellten die Erlaubnis gäben, um 8 oder 9 Uhr wegzugehen."

Früher nicht? Wenn das aber schon ein Gewinn ist, nun dann ist das Zugeständnis um so billiger und dringender!

Schnaps auf Sylt.

Durch ein bedauerliches Misverständnis ist die Mittheilung über Brantwein-Misbrauch auf Sylt ohne Vorwissen und Erlaubnis des Verfassers, des Pastors von Westerland in der Nr. 37 vom 12. September veröffentlicht worden. Wir hoffen, auf die Länge werde ihr Abdruck in dem Sylter Curblatt den Nachtheil nicht auszuüben vermögen, den man zunächst leider empfunden hat.

Allerlei Gemeinnütziges.

Im Landgericht zu Hamburg kam am 11. October ein Heilschwindelfall zur Entscheidung.

Der Pastillenfabrikant Christian Wilhelm Adolph Schincke verfertigte und verkaufte „Dr. Schincke's Magenpastillen". Er selbst war mit der Fabrikation beschäftigt, während der Kaufmann Röding die Bücher führte und den kaufmännischen Theil des Geschäftes leitete. Letzterer hatte die Bekanntschaft Schincke's durch eine von diesem erlassene Anzeige gemacht und seine Stellung unter Zahlung einer Bürgschaft von 6000 ℳ angetreten. Schincke redete dann ein langes und breites über eine ihm zugefallene Erbschaft von 80 000 ℳ, die er in Kürze erheben sollte, und veranlaßte dadurch Röding, auch noch 4000 ℳ in das Geschäft einzuschießen. Dieses wurde ihm als besonders einträglich geschildert und sollte einen Werth von mindestens 18 000 ℳ repräsentiren, was aber ganz und gar nicht der Fall ist. Schincke nannte sich Dr. med. Schincke, obgleich er an diesen Titel kein Recht hat und schon zweimal wegen dieser Anmaßung bestraft ist. Als Röding einsah daß die Geschichte nicht ganz klappte, trat er aus dem Geschäft, bekam zwar seine Bürgschaft aber nicht den Einschuß zurück, machte Anzeige, und nun wurde gegen Schincke Anklage wegen Betrugs und unberechtigter Führung des Doctortitels erhoben. Schincke verwahrt sich dagegen, eine betrügerische Absicht gehabt zu haben, und behauptet, er hätte Röding jederzeit das Geld zurückzahlen wollen, wenn derselbe ihm nur eine Abrechnung gegeben hätte, die er dringend verlangt habe. Im Laufe der Verhandlung zog Schincke vier Tausendmarkscheine aus der Tasche und bot sie Röding an. Dieser erhält mit Genehmigung des Gerichtes das Geld und wird sehr fröhlich; Schincke behält sich dabei alle Rechte gegen Röding vor, der außerdem behauptet, daß er noch für vier Monate Gehalt zu fordern habe. Ueber die Erbschaft, von der sonst niemand etwas weiß, kann sich Schincke nicht äußern, angeblich weil er durch sein Wort zum Stillschweigen verpflichtet sei. Zur Führung des Doctortitels ist Schincke nicht berechtigt, doch soll sein Onkel Doctor und Leibarzt eines Großvezjers gewesen sein und dieser die Pastillen erfunden haben. Der Staatsanwalt hielt den Angeklagten für völlig überführt und beantragt gegen ihn 9 Monate Gefängnis, 4 Wochen Haft. Der Vertheidiger wendete dagegen ein, daß Schincke nirgends eines Betruges überführt sei; das Geld habe Röding ohne jede Aufforderung freiwillig in das Geschäft eingeschossen, und sei nicht durch falsche Vorspiegelungen dazu bewogen worden. Schincke habe sich nicht selbst, sondern nur seinem Fabrikat den Titel beigelegt, und zwar nach dem Erfinder Dr. Schincke. Er bat um kostenlose Freisprechung oder um ein viel geringeres Strafmaß. Der Gerichtshof verurtheilte Schincke zu 6 Wochen Gefängnis und 2 Wochen Haft.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Hierbei eine litterarische Beilage vom Verlag der **Deutschen Hausfrauenzeitung** in Berlin.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 43. **Sonntag, 24. October.** **1886.**

Sommerpflege überall.

Herr Pfarrer Bion in Zürich schrieb am 17. August dem Vorsitzer der Centralstelle deutscher Vereinigungen für Sommerpflegen, Herrn Dr. G. von Bunsen in Berlin:

„Entschuldigen Sie freundlich, daß ich erst jetzt und nach zweimaligem Ansuchen Ihrem Wunsche um Zusendung von Adressen betreffend nichtdeutsche Feriencolonien nachkomme. Viele Geschäfte und meine Abwesenheit von Zürich sind an dieser Versäumnis Schuld. Vollständig wird mein Verzeichnis nicht sein, doch kann ich Ihnen zur Vervollständigung desselben einige Anleitungen geben.

Schweiz: Zürich, Basel, Bern, Winterthur, St. Gallen, Lausanne, Neuchatel, Aarau, Chur, Schaffhausen.

Oesterreich: Wien, Prag, Lemberg, Triest.

Italien: Dottore Malachia de Christoforis, Presidente della Societa per la cura climatica gratifica in Mailand.

Rußland: Dr. Rauchfuß, Kinderhospital des Prinzen von Oldenburg in Petersburg.

Niederlande: Dr. A. Kerdyk in Amsterdam.

Für Dänemark werden Sie Adressen durch das Feriencolonien-Comite in Hamburg erhalten.

In Paris und London bestehen ebenfalls Feriencolonien, doch sind mir die genauen Adressen nicht bekannt; ebenso in Nordamerika. Ich werde mir aber dieselben zu verschaffen suchen und Ihnen mittheilen. Für San Francisco in Californien kann ich Ihnen die Adresse von Dr. Adolf Barkan, Dupontstreet 14 angeben. —

Von verschiedenen Seiten her bin ich dringend ersucht worden, einen internationalen Congreß für Feriencolonien in Zürich zu veranstalten, der voraussichtlich zahlreich besucht werden würde. Das hiesige Comite ist ganz geneigt diesem Wunsche Rechnung zu tragen, und man dürfte einer sehr sympathischen Aufnahme der Abgeordneten vonseiten unserer Bevölkerung versichert sein. Zürich würde es sich zur Ehre anrechnen, dem Congreß einen gastlichen Empfang zu bereiten. Allein es widerstrebt mir vorzugehen, da für Deutschland bereits eine Centralstelle besteht, welche ich für das zur Zeit gegebene Organ betrachte, durch das eine derartige Zusammenkunft eingeleitet werden sollte. Ich erlaube mir Sie zu bitten, sich die Sache zu überlegen und mir offen Ihre Ansichten hierüber mitzutheilen. Mir ist alles Recht, was der Sache selbst förderlich ist, und ich suche nur dieses. Bessere Belehrung vorbehalten, schiene es mir von Bedeutung und Nutzen zu sein, wenn die Feriencolonien-Angelegenheit einmal für sich allein und nicht nur, wie es in Bremen der Fall war, als Anhang zu anderen verwandten Gebieten und Fragen gründlich besprochen würde, und zwar in einer internationalen Conferenz, für welche sich als Versammlungsort das günstig gelegene, neutrale Zürich nicht übel eignen dürfte u. s. w.

Auf der Besprechung der deutschen Centralstelle in Cassel am 19. September verlas Herr v. Bunsen dieses Schreiben, und bemerkte dazu, daß nach seiner Ansicht es der nächsten Hauptversammlung, für welche er Frankfurt am Main vorschlage, vorbehalten werden müsse, welche Stellung dem Antrage gegenüber eingenommen werden solle. Jedenfalls würden, davon sei er überzeugt, alle Freunde der Sommerpflegen in Deutschland jede Gelegenheit freudig begrüßen, um sowohl dem ersten Begründer der Feriencolonien ihre Hochachtung zu bezeugen als auch die Beziehungen zu auswärtigen Vereinen ähnlicher Tendenz, namentlich in den Nachbarländern auf das freundlichste zu gestalten.

Man einigte sich nach längerer Erörterung dahin, daß im Jahre 1887 in Frankfurt am Main die nächste Hauptversammlung abgehalten werden solle. Vorher wird aber die Centralstelle noch einmal in Leipzig im Februar oder März nächsten Jahres zusammentreten, um die näheren Einzelheiten für die Hauptversammlung, sowie deren Zeitpunkt zu besprechen. Zu der Versammlung in Frankfurt soll Herr Pfarrer Bion eingeladen, und durch persönliche Rücksprache mit ihm die ganze Sache hinsichtlich des internationalen Congresses erledigt werden. Jetzt schon einen internationalen Congreß durch die Centralstelle einzuberufen hielt man für verfrüht, da die Organisation derselben noch nicht weit genug vorgeschritten sei.

Man kann gewiß diesen Doppelbeschluß nur als höchlich angemessen bezeichnen. Für die Folge ist eine periodische internationale Verständigung über Sommerpflegen aller Art durchaus angezeigt, — das ergab sich hier in Bremen schon vorigen Herbst, als Holländer und Oesterreicher unter uns waren.

A. L.

Die Granatspange.

II.

Na, also! begann der Alte, nachdem er einen Schluck aus seinem Glase gethan, und legte die Cigarre hin. Ich kam nach einer herben Kindheit und Jugend, in der ich wenig Liebe erfahren hatte, als technischer Beamter einer Fabrik in die kleine Stadt, in deren nächster Nähe der Vater meiner Herzallerliebsten ein Gut besaß. Obgleich ich schon vierundzwanzig Jahre alt war, so schien es mir doch bald, als finge ich nun erst an zu leben. Denn ich wurde mit einem von Elisens Brüdern bekannt, der mich in sein Elternhaus einführte, und da wurde ich zum erstenmal gewahr, ein wie großes es um ein schönes Familienleben ist. Daß ich die da zur Frau haben müßte — er nickte der Gattin über den Tisch zu — das stand mir schon am ersten Abend fest; es kam mir freilich sehr unwahrscheinlich vor, daß sie einwilligen und daß die Eltern sie mir geben würden, aber ich wollte jedenfalls Himmel und Erde daran setzen. Das Warneck'sche Haus war ein sehr gastfreies; die erwachsenen Söhne brachten des Abends ihre Freunde mit heraus, die Töchter hatten häufig Freundinnen zum Besuch, Vettern und Basen benutzten jeden noch so fadenscheinigen Vorwand, um ein paar Tage oder Wochen in Berkow zuzubringen. Die Wirthschaft ertrug das, denn sie war nach reichlichem Zuschnitt eingerichtet und zugleich so gut geordnet, daß der Besuch kein Mitglied des Hauses von der Arbeit abhielt, von welcher jedes, Eltern wie Kinder, sein gewiesenes Theil hatte. Die Bewirthung war reichlich, aber ganz einfach; die Geselligkeit begann Abends nach Tisch und hörte pünktlich um zehn Uhr auf. Auch dafür gab es keine großen Zurüstungen; wer ein besonderes Talent hatte: spielen, singen, declamiren, vorlesen, erzählen konnte, der zierte sich nicht lange und ließ sein Licht leuchten; es wurden gesellige Spiele vorgenommen, auch wohl auf der großen Diele ein Tänzchen gemacht, in das selbst die Alten sich nicht selten mischten.

Sie müssen nemlich wissen, Herr Pastor, schaltete Frau Falk ein, daß wir unser neun Kinder waren, fünf Brüder und vier Schwestern; zu der Zeit als Eberhard zuerst zu uns kam, noch alle zu Haus, und die Eltern noch sehr rüstig.

Nun, diese Gastfreiheit, hub der Alte wieder an, erleichterte mir mein Vorhaben sehr. Ich durfte kommen, so oft ich frei war, und das fiel zunächst nicht auf, da andere junge Leute aus der Umgegend dieselbe Erlaubnis hatten und fleißig benützten. Aber ich mußte leider auch bald merken, daß andere demselben Magnet folgten, der mich zog. Da war ein langer Vetter Forstgehilfe, der sich auf Grund seiner Verwandtschaft allerlei Freiheiten gegen sein liebes Bäschen Elise herausnahm und den sie nach meiner Meinung gar nicht kurz genug hielt; da war ein kleiner krummbeiniger Rechtsanwalt, nicht zum Verlieben eingerichtet, wie's mir schien, der aber trotzdem bei den Damen viel Glück hatte, weil er sie so vortrefflich zu unterhalten verstand; da war ein sentimentaler Hauslehrer —

Und so weiter, fiel Frau Elise lachend ein; was gehen den Herrn Pastor unsere alten Verehrer an? Der Eberhard schien mir doch sehr bald der einzige, an den ich einen ernsthaften Gedanken wenden konnte, und es dauerte gar nicht lange, so waren wir ein glückliches Brautpaar, das den Himmel auf Erden zu haben meinte. Das brauchen wir Ihnen ja nicht zu beschreiben, Herr Pastor, denn Sie sind selbst einmal verlobt gewesen; aber ganz freilich können weder Sie, noch Eberhard, noch sonst ein Mann wissen, was das für mich zu bedeuten hatte. Ich war vielleicht durch seine Liebe nicht beglückter als er durch die meinige; ich hatte ja nicht darum geworben, sie war mir wie eine überschwängliche Gabe in den Schoß geschüttet, und wenn er mir auch sehr gefiel, besser als andere junge Männer, so sah ich doch nicht einen solchen Ausbund von Vollkommenheiten in ihm wie er damals in mir. Von Eltern und Geschwistern hatte ich wohl all mein Lebenlang viel Liebe erfahren, aber keins von ihnen schien etwas ganz besonderes in mir zu finden: meine Schwester Ida galt in allen häuslichen Dingen für viel mehr als ich, von der Hedwig behaupteten die Brüder, sie sei viel gefälliger und verträglicher; die kleine Adele war entschieden klüger. Aber jetzt war da einer, der mir täglich neue Vortrefflichkeiten an mir selbst entdecken half, und ich glaubte ihm nur zu gern. Ein Schmeichler ist der Eberhard nie gewesen, auch in seinen schlimmsten Zeiten nicht; ich schien ihm damals eben geschickter, liebenswürdiger ...

— hübscher! warf der Alte ein —

also hübscher meinetwegen auch als alle anderen Mädchen; er fühlte sich gedrungen mir das zu sagen, und selbst manchmal, wenn er nichts sagte, redeten seine Blicke umso deutlicher. Die gute Meinung, die er von mir hatte, blieb augenscheinlich auch nicht ohne Einfluß auf das Urtheil der anderen: die Eltern waren nie so zärtlich gegen mich gewesen, die Brüder nie so rücksichtsvoll; jeder ältere Besucher, der ins Haus kam, verlangte zuerst mich zu sehen, und unter diesem allgemeinen Sonnenschein der Freundlichkeit gediehen nun wieder in mir allerlei Triebe guter Art, mit denen es vorher nicht recht vorwärts gewollt hatte. Ich fand es mit einemmal nicht mehr schwer früh aufzustehen, was bis dahin immer ein Stein des Anstoßes zwischen unserer guten Mutter und mir gewesen war: wenn ich geweckt wurde, so war der erste Gedanke, daß nun wieder ein so köstlicher Tag angebrochen sei, wie gestern einer zur Rüste gegangen war, und es hätte mich gedauert ihn um einen Augenblick zu verkürzen. Gewisse Leute unserer Bekanntschaft waren mir früher schwer zu ertragen gewesen, zum Beispiel eine alte Tante Juliane, vor deren sauerem Gesicht, wie ich behauptete, alle Milch im Keller zusammenlief; jetzt dauerte sie mich viel mehr als sie mich ärgerte, und weil ich freundlich gegen sie war, so fand sie, der Brautstand habe mich entschieden zu meinem Vortheil verändert und machte es mir nun ihrerseits leichter sie gut zu behandeln. Häusliche Angelegenheiten, die mir vordem sehr gleichgiltig gewesen waren, erhielten auf einmal eine große Anziehungskraft, theils im Hinblick auf das winkende eigene Heim, theils weil nichts dem Eberhard mehr Freude machte, als wenn ein auf den Tisch kommendes Gericht von mir bereitet war oder ich ihm sonst von einer wirthschaftlichen Heldenthat berichten konnte.

Das war jedenfalls ein Zeichen, daß ein guter Hausvater in Ihnen steckte, Herr Falk, meinte der Pfarrer.

Ja, wenn ich mir die Zukunft ausmalte, entgegnete der Alte, dann dachte ich vorzugsweise an die behagliche Häuslichkeit, die wir uns schaffen wollten; eine solche hatte ich von Kindheit an entbehrt, und darum interessirte und entzückte mich alles an meiner Braut, was in diesen Traum hineinpaßte.

Ich bin wohl zu weitläufig geworden, fing die alte Frau wieder an; das Herz geht einem bei solchen Erinnerungen leicht ein wenig mit der Zunge durch. Der Höhepunkt unserer Brautzeit, die nur ein kurzes Jahr dauerte, war mein Geburtstag, der in den Juni fällt. Da nemlich Eberhard, der inzwischen in Berlin eine vortheilhafte Anstellung bekommen hatte, durchaus nicht länger als bis zum August warten wollte, und doch dann der Ernte wegen kein großes Hochzeitsfest auszurichten war, so wurde eine Art Vorfeier auf diesen Tag anberaumt, und es schien sich da alles zusammenzufinden, was meinem Leben bis dahin irgend welchen Werth gegeben hatte. Ich hatte nie geglaubt, daß soviel Glück in einem Menschenherzen Platz hätte, als ich an dem Tage fühlte; das einzige was noch zu fehlen schien, die völlige Vereinigung mit dem Geliebten, stand nahe vor der Thür, dann konnte nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Ich wurde mit Geschenken überhäuft: das schönste und werthvollste war in meinen Augen diese kleine, mit Granaten besetzte Spange, die Eberhard mir gab, und auf deren Rückseite er das Datum unseres ersten Zusammentreffens, unserer Verlobung und meines Geburtstages hatte eingraben lassen.

Die alte Frau löste die Spange von der Brust und reichte

sie dem Pfarrer hin, der stillschweigend die fast vierzig Jahre zurückliegenden Daten las; dann streckte der Alte die Hand danach aus, sah das Kleinod eine Weile sinnend an und sagte: Und das kleine Ding ist mir ein so scharfer Bußprediger geworden! Aber das muß ich nun wohl erzählen, nicht, liebe Alte?

Sie nickte und befestigte die Spange wieder in dem Spitzentüchlein. Aber erst gib dem Herrn Pastor noch eine frische Cigarre, sagte sie, und ich will die Lampe anzünden, denn das Rauchen schmeckt in der Dämmerung nicht.

Der Pfarrer sah nach der Uhr und dann in das Wetter hinaus. Der Regen strömte noch immer herab, und die Dunkelheit brach herein. Aber nun mußte er das Ende dieser Geschichte erst hören, die ihn so seltsam anmuthete, als wäre es halbwegs seine eigene, sollte aber doch einen ganz anderen Ausgang nehmen.

Nun waren acht Jahre hingegangen, fing der alte Falk wieder an. Wir wohnten noch immer in Berlin, hoch oben im Norden, in der Nähe der Fabrik, wo ich angestellt war, und auch oben im vierten Stock, denn wir mußten uns nach der Decke strecken. Der Gehalt reichte in der großen Stadt nicht so weit, als wir uns das nach unseren kleinstädtischen Erfahrungen gedacht hatten. Die Kinder kamen schnell hinter einander; drei Knaben bevölkerten die Kinderstube, und das vierte, ein kleines Mädchen, war eben geboren, ein kleines jämmerliches Ding, das da schrie, als ob ihm der Eintritt in die Welt gar keine Freude machte. Es war auch gar nicht recht mit Freude willkommen geheißen. Meiner lieben Frau ging es die ganze Zeit vorher schlecht; sie sah aus wie ein Schatten, war trübsinnig und verzagt und mußte arg aushalten, viel mehr als die ersten Male. Ich dachte mir doch nicht viel dabei, denn daß sie blaß war und von ihrer Mädchenschönheit nicht viel mehr behalten hatte, das lag eben an dem Leben in der großen Stadt, und daß sie es sich im Hause nicht bequemer machte. Wir Männer denken ja so wenig, Herr Pfarrer! Eine Frau mit drei kleinen Kindern und als einzige Hilfe ein nichtsnutziges Berliner Mädchen, da war gut von Bequemlichkeit reden, aber ich dachte mir eben nichts dabei. Der Arzt war auch eigentlich nicht besorgt, nachdem die schwere Stunde vorüber war; sie sei von Haus aus kräftig, sagte er, nur die Nerven wären sehr herunter, und sie müßte völlige Ruhe haben. Ja, das war sehr leicht gesagt, aber mit dem kleinen Schreihals in der Wiege schwer auszuführen, und wir wußten doch, zumal da es Winter war, mit dem kleinen Ding nirgends anders hin als in ihr Zimmer. Wir, nemlich das Mädchen und ich: eine eigentliche Wartefrau hatte sie nicht gewollt, weil die letzte uns arg bestohlen hatte: sie meinte, sie würde mit der Luise, die wenigstens gutherzig und ehrlich war, schon allein fertig. Es war in der vierten Woche, ein rauher stürmischer November-Abend. Das Kindchen schrie und wimmerte schon seit ein paar Stunden, es half kein Wiegen und kein Tragen, und wie ich sah, daß die Mutter immer röther und heißer und aufgeregter wurde, da wollte ich schließlich zum Arzt laufen, obgleich es schon elf Uhr Nachts vorbei war. Aber sie jammerte nur, ich sollte sie doch nicht allein lassen — der Arzt wohnte im Thiergarten-Viertel, so daß ich unter zwei Stunden nicht wieder zurück sein konnte, und das Mädchen konnte ich so zu nächtlicher Stunde doch auch nicht durch ganz Berlin jagen! Ich war der Verzweiflung nahe. Da rief meine Frau mich plötzlich mit leiser Stimme. Ihr war eingefallen, daß sie von früher her eine Vorschrift zu einem ganz unschuldigen Beruhigungs-Tränkchen aufbewahrt hatte, von welchem dem Kindchen ein paar Tropfen eingeflößt werden durften; den Wilhelm hatte sie in ähnlicher Verfassung damit auch einmal zur Ruhe gebracht. Ich sollte nur in ihrem Schreibtisch suchen, das dritte Fach rechts, ganz unten, dann könnte Luise das von der nahen Apotheke schnell besorgen. Ich ging mit den Schlüsseln ins beste Zimmer, wo der Schreibtisch meiner Frau stand, aber in der Aufregung schloß ich zuerst das dritte Fach links auf. Da lag oben auf anderen Papieren ein weißes versiegeltes Päckchen und darunter ein gleichfalls geschlossener Brief mit der Aufschrift: An meinen lieben Mann nach meinem Tode! Mir pochte das Herz gewaltig; ich nahm mich aber zusammen, schloß das Fach wieder, suchte und fand die Vorschrift und schickte das Mädchen damit fort. Ich setzte mich an das Bett meiner Frau und nahm ihre fieberhafte Hand, im Gesicht war sie jetzt ganz blaß und hielt die Augen geschlossen; das Kind wimmerte nur noch leise. Also hatte sie gemeint, daß sie sterben müßte? Und was sie mir wohl noch schriftlich hatte sagen wollen? Jetzt, das fühlte ich wohl, durfte ich sie nicht fragen, sie durfte um keinen Preis aufgeregt werden, denn was sollte aus mir werden, wenn ich sie wirklich verlöre! Den Gedanken konnte ich gar nicht ausdenken. Ich war doch mit ihr so glücklich gewesen, trotz mancher Entbehrungen, auf die wir vorher nicht gerechnet hatten, sie war mir das Liebste auf der Welt, und was sollte ich wohl mit den kleinen Kindern ohne sie anfangen! Vielleicht ließ es sich, wenn sie erst wieder besser war, irgendwie einrichten, daß sie etwas mehr Hilfe im Hause bekam; ich hatte wohl manchmal gesagt, daß sie sich mehr schonen möchte, aber wenn ich es recht bedachte, so war die Last doch vielleicht zu groß für sie gewesen. Das alles und manche Erinnerung an gemeinsam erlebte Freuden und Leiden zog mir durch den Sinn, als das von dem Mädchen schnell besorgte Mittel thatsächlich gewirkt hatte, Mutter und Kind beide schlummerten und ich am Bette Wache hielt.

Der alte Mann schwieg einen Augenblick; dann sagte er: Sie haben gewiß durch diese Geschichten keinen allzu vortheilhaften Eindruck von mir bekommen, Herr Pfarrer, aber was ich nun erzählen muß, wird Ihnen eine noch schlechtere Meinung von mir beibringen. Denn alle meine Ueberlegungen während jener stillen Nachtwache liefen darauf hinaus, daß ich um jeden Preis ohne Vorwissen meiner Frau erfahren wollte, was sie mir geschrieben hatte, und was in jenem Päckchen steckte. Während ich mir einredete, ich dürfe noch lange kein irgend aufregendes Gespräch mit ihr führen, fehlte mir doch eigentlich nur der Muth sie grade heraus zu fragen, was ich denn für den Fall ihres Todes hätte erfahren sollen, und ich mochte mir nicht einmal klar machen, weshalb denn im Grunde der Muth fehlte. Des anderen Tages schloß ich mich in dem Zimmer ein, wo der Schreibtisch stand, und es gelang mir, den Brief so zu öffnen, daß er unbeschädigt blieb und ich ihn nachher wieder zukleben konnte. Was ich da las, ging mir tief durchs Herz. Meine arme kleine Frau klagte sich an, daß sie mir das Glück nicht hätte schaffen können, von welchem wir beide in der Brautzeit geträumt hätten, sie sei das alles nicht gewesen, was ich damals in ihr zu finden gemeint, sie habe es sich auch nicht so schwer gedacht, mit den Sorgen für den Haushalt und die Kinder allein fertig zu werden und überhaupt, obgleich in der Ehe, doch so viel einsamer zu leben, als sie das im Elternhause gewohnt gewesen. Wenn unser jüngstes Kind ein Mädchen wäre, so bestimme sie ihm zum Andenken an die ungekannte Mutter die in dem beiliegenden Päckchen enthaltene Granatspange, auf welcher die drei glücklichsten Tage ihres Lebens verzeichnet ständen, und sie bäte Gott, daß Er, wenn es sein könnte, das ihrem Kinde zugedachte Glück ein wenig mehr vertheilen wollte, damit ihm das spätere Leben nicht gar so schwer werde.

Sie müssen bedenken, Herr Pastor, schaltete Frau Falk ein, daß ich mich sehr krank fühlte und wirklich meinen Tod nahe glaubte, dann sieht sich ja alles soviel schwärzer an.

Ja, und ich hätte bedenken müssen, fuhr der Alte fort, welche ungeheuere Veränderung nach der glücklichen Jugend im Elternhause und nach der seligen Brautzeit für meine Frau in dem Leben voller Sorgen und Entbehrungen lag, das sie um meinetwillen auf sich genommen hatte. Da saß sie, wenn ich früh Morgens ins Geschäft gegangen war, stundenlang allein in der abgeschlossenen Wohnung, anfangs mit zu wenig Arbeit, so lange wir allein und die Sachen alle neu waren, später bei den kleinen Kindern, die ihr Tag und Nacht nicht

viel Ruhe ließen, mit zuviel. Kam ich Mittags nach Hause, so hatte ich den Kopf voll Arbeitsgedanken; ich nahm es als selbstverständlich hin, daß ich ein gut zubereitetes Mittagsessen vorfand, und sagte höchstens etwas darüber, wenn einmal etwas mislungen war. Abends hatte ich mich gewöhnt, gleich von der Arbeit auf eine Stunde in ein Local zu gehen, wo Zeitungen auslagen und meine Berufsgenossen verkehrten; danach schien mir die Zeit zu Hause bis zum Schlafengehen am besten mit einem wissenschaftlichen Werke verbracht, wie ich das als Junggesell gewohnt gewesen war, und wenn die Frau von den kleinen Erlebnissen ihres Tages, von Kindern und Dienstboten zu reden anfing, so störte mich das, und ich gewöhnte es ihr durch meine Theilnahmlosigkeit ab. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, wie sie ihren Tag hinbrachte, sobald sie und ihre fleißige Hand nur da waren, wenn ich sie brauchte; ich dachte nie, sie würde wohl ausgehen, wenn es ihr Vergnügen machte, oder vielmehr, ich bedachte nicht, wie es denn eine junge schüchterne Frau, die darauf aus sein mußte, jeden Groschen zu sparen, in einer großen wildfremden Stadt wohl anfangen sollte allein auszugehen und sich Vergnügen zu suchen. Nun, das alles ging mir denn nun, nachdem ich den Brief gelesen hatte, nach und nach auf, indem ich über unser Leben nachsann und mich bemühte zu finden, warum doch meine liebe Frau sich so unglücklich fühlte, während ich gemeint hatte, wir lebten so gut wie andere Leute auch und besser als viele. Ich rief mir einmal wieder ins Gedächtnis zurück, wie sie im Elternhause von Fürsorge, Liebe und Zärtlichkeit umgeben gewesen war; ich fand in demselben Schubfach, wo Brief und Päckchen lagen, noch ein Bündel Briefe, die ich ihr als Bräutigam geschrieben, und wenn ich auch beim Wiederdurchlesen manchmal über meine eigene Ueberschwänglichkeit lächeln mußte, so spürte ich doch auch zugleich, daß meine wahren Gefühle für meine liebe Frau keine anderen waren als damals, und daß es wohl gut sein könnte, ihnen etwas mehr als bisher Ausdruck zu geben. Die Gelegenheit dazu war günstig, denn sie bedurfte noch lange der Pflege und Schonung. Ich schrieb heimlich an meine Schwägerin Hedwig, die grade Witwe geworden war, und bat sie vorläufig zu uns zu kommen; das war nun eine große, wenn auch wehmüthige Freude, als die beiden Schwestern nach so langer Trennung sich einmal wieder hatten und aussprechen konnten —

— und ich sah ein, fiel Frau Falk ein, daß ich doch tausendmal lieber mit meinem Brummbär von Mann so weiter leben wollte, als etwa wie die arme Hedwig ganz auf mich gestellt sein. Nun ging aber vollends eine Zeit für mich an, Herr Pfarrer, in der ich mir ganz verzaubert vorkam. Nicht bloß hatte ich Hedwig, die alle meine kleinen Sorgen theilte, mir vieles Schwere abnahm und mich gründlich verhätschelte: mein Alter war auch plötzlich von einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit wie in der allerersten Zeit unseres Zusammenlebens, und ich hatte, als ich erst wieder über meine Sachen gehen konnte, nichts eiligeres zu thun als ganz heimlich den bewußten Brief zu verbrennen, von dem ich nicht ahnte, daß irgend jemand ihn gelesen hatte. Nur der Gedanke, es könne unmöglich so bleiben, störte mich oft, so daß ich mein neugeschenktes Glück nur mit Zagen genoß. Hedwig ging nach einigen Monaten wieder fort: ich war nun wieder ganz gesund, und unsere Kleine fing an zu gedeihen, wenn sie auch noch immer viel unruhiger blieb als die Jungen gewesen waren. Eines Abends schlug sie einmal wieder ein gewaltiges Geschrei auf. Ich saß müde im Lehnstuhl, denn es war Waschtag gewesen, aber das half nichts, wenn Mariechen schrie, dann mußte ich sie auf den Arm nehmen und umhertragen, anders war sie nicht zur Ruhe zu bringen. Da kam mein Mann von der Arbeit nach Hause; er war kaum in seinen Hausrock gefahren, so nahm er sie mir halb mit Gewalt ab, packte mich ins Sofa und brachte auf seinem kräftigen Arm das kleine Fräulein merkwürdig schnell zur Ruhe, so daß wir sie wieder in ihr Bettchen legen und uns zum Abendbrot setzen konnten. Nachher, als die drei Jungen auch zu Bett waren und unser gemüthliches Stündchen bei der Lampe begann — jetzt wurden keine wissenschaftlichen Werke um die Zeit mehr gelesen, Herr Pastor, und ich durfte von allem reden, was ich auf dem Herzen hatte — da fragte mein Mann plötzlich, warum ich denn nie die kleine Granatspange mehr trüge, die er mir einst als Bräutigam geschenkt. Da kämpfte ich einen Augenblick mit mir, und dann beichtete ich ihm alles, was er schon wußte, und dann beichtete er auch, und da haben wir an dem Abend unseren Bund neugeschlossen, und ich habe versprechen müssen, die Spange nur dann wieder ganz wegzuschließen, wenn ich mich einmal wieder so vernachlässigt glauben sollte, wie vor Mariechen's Geburt.

Aber das ist wohl nicht wieder nöthig gewesen? sagte der Pfarrer, während die beiden Alten einander lächelnd zunickten.

Das Wetter war längst vorüber gezogen, silberklar stieg der Vollmond über dem herbstlichen Walde empor. Vater Eberhard und seine Frau gaben dem Gast, der nun in Eile aufbrach, noch eine Strecke das Geleit und ahnten nicht, als sie umkehrten, daß sie ihm eine Predigt gehalten hatten, eindringlicher als ihm selbst je eine von den Lippen gekommen war. **M. L.**

Die deutsche Lehrerbildungsanstalt für Knaben-Handarbeit

in Leipzig hat eine erste sehr erfreuliche Zuwendung von 500 ℳ von dem sächsischen Cultusminister Dr. von Gerber zu Händen ihres erkorenen Leiters Dr. Woldemar Götze erhalten. Wir sehen darin noch etwas mehr als die Anerkennung und Unterstützung des vor fünf Wochen in Stuttgart gefaßten sachlichen Entschlusses: es schließt auch eine gewisse Bekräftigung der Wahl des Leiters in sich, der ja zu den sächsischen Lehrern, insofern zu des Ministers Untergebenen gehört, und fortan wohl bei seinen nächsten Vorgesetzten auf jede billige Förderung dieses seines Nebenberufes zu zählen haben wird.

Der Beitrag der sächsischen Regierung wird weiter aber auch, denken wir, andern deutschen Regierungen, Stadtverwaltungen und sonstigen von der Sache berührten Behörden, z. B. den Landesdirectoren der preußischen Provinzen Muth und Lust zu Gleichem machen.

Das nächste Bedürfnis der Anstalt ist eine geeignete Räumlichkeit, die sie naturgemäß von der Stadt Leipzig erwarten muß. Die Leiter des dortigen Werkstatt-Unterrichts für Schulknaben haben der Stadt die Wahl zum Anstaltsitz, wie überhaupt in wenn auch noch engeren Kreisen ein neues Ansehen und Vertrauen erarbeitet. Dafür werden die Verwalter und Vertreter der Stadt ihr einen verhältnismäßig so geringen Gegendienst nicht schuldigbleiben wollen.

Winter-Curorte.

Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit gewinnen die Gegenden an Interesse, wo Kranke überwintern können. Wir bringen nachstehend einige darauf bezügliche Mittheilungen aus der Feder eines im Süden lebenden Deutschen, welche uns schon in den ersten Monaten dieses Jahres von befreundeter Hand zur Verfügung gestellt waren, damals aber nicht mehr zeitig genug benutzt werden konnten.

„Ihre Anfrage hinsichtlich unserer gemeinschaftlichen Freundin veranlaßt mich, Ihren Brief umgehend zu beantworten und meine Weisheit auszukramen.

Manche Aerzte sind über Winter-Curorte nicht genug unterrichtet; sie können meist nicht aus eigener langjähriger Erfahrung die Plätze beurtheilen und an allen solchen Orten

sitzen Collegen, welche für den welchen sie sich erwählt, ein günstiges Vorurtheil besitzen und deshalb sein Lob aus allen Tonarten singen.

Meines Bedünkens ist bei Kranken ein etappenweises Reisen nothwendig. Frau L. sollte zunächst nach Bozen gehen, dort, oder noch besser in Gries, das ganz dicht daran stößt, einige Tage rasten und dann erst weiter an die Riviera gehen.

Bordighera ist für Lungenkranke gar nicht gut, die Luft ist dort zu erregend, dagegen für Nervenschwache ausgezeichnet. Die Pension Anglaise hat eine prächtige Aussicht, ist hoch gelegen, wird von einer Schweizerin gehalten, und der Pensionspreis war 8 Fr., ob jetzt höher oder niedriger, weiß ich nicht. S. Remo ist dagegen für Lungenleidende empfehlenswerth. Die Pension Suisse ist dort verhältnismäßig am billigsten (6 bis 7 Fr.) — hat aber wenig Aussicht, obwohl nicht sonnenlose Zimmer. Praktisch ist es, dort vorläufig diese billige Pension aufzusuchen, sich dann Privatzimmer zu miethen und in einem Restaurant zu essen oder sich das Essen holen zu lassen; dann können zwei Personen, wenn sie nicht zu große Ansprüche machen, wohl auch mit 12—14 Fr. täglich ganz gut auskommen. Die anderen für Kranke behaglich eingerichteten Pensionen sind viel theuerer und unter 10—12 Fr. und noch mehr für die Person nicht zu haben.

Nervi ist ebenso theuer wie S. Remo, aber windiger und auch etwas kälter, dasselbe ist mit Pegli der Fall. Für Lungenleidende ist S. Remo unbedingt vorzuziehen. Mentone hat das gleiche Klima wie S. Remo, liegt aber schon in Frankreich, und eine doppelte Gepäck-Revision ist nicht angenehm. S. Remo ist wunderhübsch — natürlich nicht die alte Stadt —, aber der Zusammenfluß von so vielen Kranken wirkt meist etwas niederdrückend.

Capri ist ein sehr angenehmer und billiger Aufenthalt. Die Pension Pagano kostet 6 Fr. einschl. Wein, aber es ist jetzt noch so kalt und windig, es müßte noch ein Aufenthalt in Amalfi vorhergehen, erst Ende März können sich Kranke nach Capri wagen, dann ist es dort ein Paradies und das Zusammensein mit vielen Deutschen wirkt erheiternd. Hier würde eine Pension nicht unter 7 Fr. zu haben sein und dann nur eine Zelle ohne Loggia, dafür ist dann freilich alles sehr sauber; es herrscht die peinlichste Reinlichkeit, und das Essen ist vorzüglich.

Wenn Frau L. an die Riviera geht, dann wird sie wahrscheinlich durch die Schweiz reisen, und dann wäre ein kurzer Aufenthalt in Lugano zu empfehlen. Hotel Lugano ist noch leidlich billig, die großen Hotels recht theuer. Eine Reise durch die Schweiz dürfte aber um diese Jahreszeit für Kranke zu kalt und gefährlich und daher immer erst der Umweg über den Brenner vorzuziehen sein. Für Gries empfehle ich die Pension Trafojar oder „zum Badl“; selbst wenn der Reisende mit dem Abendzuge ankommt, kann er sogleich diese Pension aufsuchen und sich mit einem Wagen hinfahren oder durch einen Lohndiener hinführen lassen.

Wir hatten hier gestern 27 Grad in der Sonne, den ganzen Januar hindurch nie unter 10 Grad Reaumur im Schatten, und wenn ich höre, daß in Berlin tiefer Schnee liegt, kommt mir mein Aufenthalt hier wieder ganz märchenhaft vor.

Wenn der Kranke die lange Fahrt aushalten kann, dann wirkt ein Aufenthalt hier unten im Süden noch erheiternder und belebender als an der Riviera, es ist nur noch die Reise von Florenz nach Neapel zu rechnen, denn ebenso weit muß man beinahe von Genua wieder nach S. Remo zurückfahren, dafür wäre dann ein längerer Aufenthalt in Capri billiger und angenehmer als in S. Remo, nur nicht augenblicklich.

Wer grade mitten aus dem deutschen Winter an die Riviera kommt, der muß sich wie in eine Märchenwelt versetzt fühlen, denn er sieht einen lachenden, blühenden Frühling, was aber gar nicht ausschließt, daß trotz alledem auch einmal ein Schneegestöber hineinfällt. Im vorigen Winter hat die Riviera sogar öfter Schnee gehabt; hier ist auch in jener Zeit kein Schnee gefallen und die niedrigsten Temperaturgrade sind 7 Grad Wärme gewesen, aber der Winter soll natürlich auch nicht grade angenehm gewesen sein. Ich habe diese Mittheilung von einem jungen Arzt, der im vorigen Jahre hier gelebt hat und der auch diesen Winter hier mit seiner Frau zubringt; im März geht er nach Capri; er ist lungenleidend und stellt das Klima Amalfis auch noch ein wenig über das der Riviera, aber bei der jetzt schon vorgerückten Zeit hoffe ich wohl, daß es für unsere Freundin vollständig genügen und seine Wirkung thun wird. Nur nicht in südtirolischen Curorten bleiben, die sind nur bei ganz milden Wintern erträglich und der Aufenthalt im Freien bleibt auf wenige Stunden beschränkt.

A. in Süd-Italien, den 27. Januar 1886.

Ihr ergebener
N. N.

Ein Frühlingstag mit dem Kinde.

Von
P. K. Rosegger.

O ihr lieben Frauen! Wenn ihr ein Tagebuch führen wolltet aus den jungen Lebensjahren eurer Kinder, ihr bedürftet keiner Dichter und keiner Weltweisen — ihr schriebet mit eigener Hand ein großes Werk zur Ergötzung und Erbauung für die Gegenwart, zur Erquickung für euer Alter.

Unsere Zeit braucht Männer, ich weiß es, auch ihr braucht Männer, aber die Kinder sind euch, sind uns nicht minder wichtig, und wären sie auch sonst zu nichts, als zur süßen Rast unseres Herzens. Wir sind wohl sehr oft kleinlich, ohne den Kleinen näher zu kommen, und kindisch, ohne kindlich zu sein. In unserem heillosen Jagen nach Weltgütern übersehen wir das Heil, das in neuen Menschenfrühlingen um uns aufblüht.

Dein Kind hat dich lieb, es will zu dir. Jetzt nicht, mein Kind, sagst du, ich muß arbeiten, Besuche machen, Besuche empfangen. Das ist vorbei, es naht wieder. Mein Kind, du mußt jetzt lernen, sagst du. — Die Schulaufgaben sind vollendet. Jetzt trolle dich und mache dir Bewegung! — Am Abend kommt es endlich noch einmal. Jetzt laß mich in Ruhe, ich bin müde, du mache, daß du ins Bett kommst! — So geht es heute, so geht es morgen. — Am Sonntag! denkst du. Am Sonntag ist eine Landpartie, oder neuer Besuch oder was anderes — du mußt dich ja erholen und hast Pflichten gegen die Welt. — So lernst du dein Kind niemals kennen — betrügst es um dich und dich ums Kind. Du verstümmelst dich, indem du einen Theil deines eigenen Wesens von dir trennst. Alles — die Liebe, die Macht, der Ruhm — alles ist in Wirklichkeit blasser und alltäglicher, als man sich's vorher ausmalt; nur die Lust mit den Kindern, wenn sie anheben sich zu entwickeln, ist himmlisch, ist über alle Beschreibung.

Wie muß dir zu Herzen sein, wenn dir ein schimmernder Sommermorgen Gelegenheit bringt, mit deinem Kinde ins schöne Land hinaus zu wandern! Im Schatten des Waldweges drückst du es an dich, als wäret ihr aus Fernen plötzlich zusammengekommen. Ja man kann wie durch ein Weltmeer von einander getrennt sein, und unter einem Dache wohnen. Versuche es einmal: schicke deinen Sohn nach Amerika, und du wirst die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zwei Zoll dicke Flügelthür trennt, die dazu noch offen steht.

Ich will es wohl auch nicht vergessen, wie ich nach arbeitsschwerem Winter mit meinem neunjährigen Söhnlein hinausfuhr ins grünende Land. Ein kleiner Ort im Waldgelände war unsere Zuflucht. Nun hatte ich den Knaben und empfand es, daß ich ihn hatte.

Mein Gott, nein, es stürzt nicht zusammen, wenn ich es nenne und bekenne, dieses unbegreifliche Glück! Einmal muß

ich's ausrufen in einem hellen Schrei, dann will ich es wieder demüthig dankbar tragen. An Stein und Staub wird es fruchtlos gellen, aber an Menschenherzen muß es schlagen, das zitternde Gebet: Mein Kind!

Mein Kind ist der schönste, gescheiteste und bravste Knabe auf der ganzen Welt — natürlich. Ich kann das um so dreister sagen, da es mir alle jene, die selbst Kinder haben, ohnehin nicht glauben werden. Redlich gestehen kann ich nur das eine: Es ist ein gutes Bürschlein. Aber keins für die Welt, das macht mir Freude und Sorge. Es ist eines von jenen, die noch mit weißen Haaren als Kinder sterben. Ich höre den höhnischen Schrei der Welt, wenn ich gestehe, ich hätte nichts dagegen, daß er ein Dorfpfarrer würde im entlegenen Gebirge. Er wollte es auch, aber nun auf unserer dreitägigen stillen Sommerfrische ward er anderer Meinung. Das Pfarrersein sei schon recht, wenn nur das Heiraten dabei wäre!

Heiraten will er? Das packte mich. Da thut sich ein neues Thor auf. Nicht ganz ohne Angst fragte ich, wen er denn heiraten wolle? Ich solle einmal rathen, meinte er, eine Frau wäre es.

Nun?

Die Großmutter.

Diese Lösung beruhigte mich, obgleich ich zu bedenken gab, die Großmutter dürfte zu alt sein. Schlug er die Schwester vor.

Recht schön, Kind, aber es hat noch gute Weile. — Somit waren wir mit diesen Dingen einstweilen fertig.

Auf demselben Gang kamen wir zu einem zierlichen Fichtenbäumchen. Stehe nur da, redete es mein Knabe an, wirst sehen, zu Weihnachten nimmt dich das Christkind und trägt dich zu uns. —

Nun war eine unverhoffte Gelegenheit da, mir etwas vom Herzen zu thun. Er soll's nicht von Fremden, er soll's von mir erfahren, daß das Christkind nicht persönlich kommt, wie wir es ihm in seiner ersten Jugend beigebracht. Es soll nicht sein, als läge von meiner Seite eine Absicht zu täuschen vor; indeß für Kinder ist die Wahrheit nicht immer das richtige Maigeschenk. Ich sagte ihm, wer den Christbaum aufgestellt. Der Knabe antwortete nicht gleich, sondern begann mit seinem Stöcklein die braunen Blätter des vorjährigen Buchenlaubes aus dem Wege zu streichen. Mir kam in dem Augenblick bei, als wäre ich zu weit gegangen und ich riß allsogleich das Kästlein auf, wo ich meine Weltweisheit drinnen habe — Wahrheit, Schalkheit, Schlauheit, Trugschlüsse — alles durcheinander, und sagte: Deshalb bleibt es doch immer noch richtig, daß den Weihnachtsbaum das Christkind stiftet. Wer hat die Elternliebe erweckt? Das Christkind. Wer läßt den Baum wachsen, wer zeigt den Eltern, wo er wächst, wie sie ihn heimtragen und zieren sollen? Das Christkind. Und das Christkind reicht die Gaben durch die Elternliebe.

— — Durch die Elternlüge, wiederholte der Knabe leise und strich das Laub hinweg.

Wenn das Kind unser Richter wird! — Da predigen wir ihm Wahrhaftigkeit, Redlichkeit zu allen Stunden. Und dann kommen solche Dinge! solche und andere gefährlichere! Und doch, den Kindern nur keine nackte Vernunft; legt ihr ein zierlich Mäntlein um, aber macht es klüger als ich!

Dann bleib' du stehen, sagte mein Knabe zum Bäumchen. Wir gingen weiter.

Ein anderesmal gingen wir am Rande eines Hohlweges hin. Unten am tiefen Weg war ein hohes hölzernes Kreuz gestanden; das hatte in der vorhergehenden Nacht der Sturm umgeworfen und nun lag es mit ausgebreiteten Armen an der Lehne. Jetzt kam des Weges ein altes Weiblein, welches uns, die wir oben standen, nicht bemerkte. Als sie das hingeworfene Kreuzbild sah, stürzte sie auf dasselbe los und begann den Christus mit aller Hast und Zärtlichkeit zu küssen, die Füße, das Knie, die Hände, die Brust, das Haupt. Immer war er ihr zu hoch gewesen, erreichbar nur mit Blicken und Gebeten, aber jetzt hatte sie ihn, jetzt konnte sie ihn umarmen, herzen. Mein Junge war entzückt über diesen Vorgang, über die gebührende Liebe, die dem Heiland hier zutheilward. —

Natürlich kehrte ich den Erzieher hervor. Es wäre ja recht hübsch, das von der Frau, aber die rechte Frömmigkeit wäre es nicht. Besser wäre die Mitmenschen lieben und ihnen Gutes thun. —

Wenn sie sehr arm ist, antwortete der Knabe, so kann sie halt den Mitmenschen nichts Gutes thun, und abküssen läßt sich von der auch keiner.

Wenn Kinder so klug reden, daß die Eltern nicht „über" können, so befehlen diese jenen das Schweigen. Freilich wohl — dachte ich bei mir — gibt es Leute, die so gar kein anderes Mittel haben, dem lieben Gott ihre Frömmigkeit zu bezeigen, als die Verehrung seines Bildnisses.

Ist der Kaiser der Höchste auf der Welt? wollte der Junge ein andermal wissen. Dann will ich ihn bitten, daß er den Leuten befehlen soll, sich einander recht lieb zu haben, und daß er keinen Krieg anhebt.

Wie das alles groß und einfach ist bei einem Kinde! — Und wenn ringsum der grüne Wald ist mit seinen süßen Blüthen und munterem Vogelsang und du mitten im stillen Frieden mit deinem lieben sanften Kinde — da zittert dir vielleicht das Tröpflein Weltbitternis außen über die Wange herab, und tief in dir ist die selige Freude. Wessen Herz traurig ist über den Niedergang der menschlichen Ideale, wie muß dem sein in der Waldnatur, mitten in der sachten, großen, wahren Entwickelung, und bei ihm ein junges Menschenwesen voll Heiterkeit und Vertrauen! Das ist der Boden, aus welchem unversehrt der Menschheit junges Herz von neuem wieder aufkeimt.

Eines Tages saß am Ausgange des Ortes, wo unser Weg vorbeiführte, ein alter Bettelmann. Ich ging vorbei und gab ihm nichts. Mein Sohn befragte mich, an was ich denn so schwer denke, daß ich den Armen übersehen hätte?

Ich habe ihn wohl gesehen, sagte ich, ich wollte ihm nur nichts geben, weil hinter uns Leute gehen, die leicht hätten denken können, ich wollte mich mit dem Almosengeben vor ihren Augen schön machen. Man muß mit dem Wohlthun niemals vor den Leuten prahlen.

Schade, antwortete der Juge, wenn man prahlen dürfte, so hätte der Bettler etwas für ein Mittagsbrot kriegen können. — Aber schau' zurück, warum geben denn die dort nichts? Hinter ihnen geht ja niemand, der es sehen könnte?

Eben deswegen. So haben wir, jeder nach seiner Art, unsere lieben Tugenden.

Und das war einmal in den früheren Jahren, als ich mit demselben Knaben spazieren ging und uns ein betrübtes Weib begegnete. Ihre zwei Söhne hätten in Feindesland ziehen müssen; von dem einen habe sie schon den Todtenschein, aber von dem anderen wisse sie nichts, er sei verloren gegangen. Da hob der Knabe seine Händchen zu dem klagenden Weibe empor: Du schau, da habe ich einen schönen Stein. Er hatte ihn vorher am Wege aufgelesen, der Stein war ihm so wichtig als ihr der Schmerz.

Sie erzählte weiter von ihrem siechen Manne, und daß sie keine Freude mehr habe auf der weiten Welt. Sie brach in ein erschütterndes Schluchzen aus. Der Knabe schaute sie mit seinen großen Augen an und wurde traurig. Plötzlich zog er wieder seinen Stein aus dem Sacke, hielt ihn der Unglücklichen hin: Kannst ihn haben. Kannst ihn haben. — Mein Herz zitterte in Glück, wie das ihre in Jammer; sein Liebstes gibt er hin, da er sie weinen sieht.

Und da will eine gottverlassene neue Lehre behaupten, das Gute und Göttliche sei nicht mit dem Menschen geboren, es müsse ihm erst anerzogen werden.

Eines Tages bekannte mir mein Knabe, er wolle nicht mehr ins Wirthshaus gehen, wo wir zu speisen pflegten. Ich bitte dich, Vater, flehte er mit gefalteten Händen, laß mich auf meinem Zimmer, ich brauche nichts zu essen. Er wollte lange mit dem Grunde für seinen Fasttag nicht heraus, endlich

gestand er mir, daß die zwei Frauen, die im Wirthshause immer am Ofentisch säßen, ihn allemal wegen seiner Schönheit lobten, daß er sich schon zu Tode schäme und lieber Hungers sterben wolle, als diesen Frauen noch einmal vor Augen zu treten. — Ist doch der Junge sonst resolut, hatte er doch an demselben Tage dem Wirthe, der ihn mit „junger Herr" anredete, die Aufklärung gegeben: Ich bin kein junger Herr, ich bin noch ein Knabe! Fühlte er denn, daß das Lob wegen Schönheit ein zarteres Ding ist, als irgend ein gestelzter Titel? Sein Schämen war natürlich nur für die Frauen und ihre taktlosen Bemerkungen. Als ich ihm dargethan hatte, daß Schönheit keine Schande sei, wenigstens keine so große, daß sie mit dem Hungertode gesühnt werden müsse, beruhigte er sich, kehrte aber von nun an den beiden Frauen den Rücken zu.

Uebrigens macht der Junge, wenn er sich bisweilen allein ergeht, gerne Bekanntschaft mit aller Welt. So auch mit einem alten Handwerker, über den er gehört, daß ihm die Gläubiger das Haus wegnehmen wollten; dem trug er Geld an, eine Zehnermünze und zwei letzte Kreuzer. In der Sparcasse, sagte er, habe er noch mehr.

O reicher Mensch! rief der Alte, du kennst das Geld nicht und weißt nicht, daß du ein goldner Bub' bist!

Eines Tages setzte ich ihn auf einen Esel und ließ ihn einen steilen Berg hinanreiten. Ich merkte, daß ihm dabei nicht behaglich war und er immer die Hände unter dem Sattel hatte, als wollte er denselben heben. Was machst du da? Ich helfe dem Esel mich tragen, war die Antwort.

Da der Knabe zu so großer Weichheit neigt, mit der er den Kampf ums Dasein nicht bestehen dürfte, so sollte man ihm eigentlich moralische Duschebäder und kalte Abreibungen verordnen; man sollte ihm von der Elendigkeit der Welt und der Schlechtigkeit der Leute erzählen. Das mögen andere thun, ich bin kein Giftmischer. Ich sage wohl, daß er im Leben viel Unrecht wird leiden müssen, daß er aber wahrhaft unglücklich erst werden kann, wenn er das Unrecht selber thut. Das Uebervortheilen und Schachern, das Hasten und Geizen — ich kann's ihn nicht lehren. Darum sagen die Leute vielleicht: Der Mann gibt seinem Sohne keine praktische Erziehung.

Seltsam war die Stunde, als wir in der Waldschlucht saßen. In der Tiefe, die man aber vor lauter Haselnußgesträuchen nicht sehen konnte, grollte der Wildbach. Neben uns standen alte Buchen und wir waren eingemauert und eingewölbt mit dichtem Blättergrün, das überaus lebendig war. Denn während wir am Hange der Schlucht auf unserem Steine gestützt saßen, ging da oben und unten ein heftiger Wind, es regten sich die Aeste, es fächelten die Zweige, es zitterte jegliches Laub. Das war ein Rauschen und Säuseln überall, ein ungebundenes Leben, ein fast zorniger Aufruhr; und wenn ein Windstoß da unten das helle Gestrüpp auseinanderschlug, so konnte man wohl den schwarzen Tümpel oder das weiße Gischen im Abgrund sehen. Unsere Wangen umfächelte kaum ein Hauch.

Als ich in die jähe Tiefe vor uns niederstarrte, mußte ich etwas gemurmelt haben, denn der Knabe sagte plötzlich: So sollen wir doch zu ihm, Vater!

Zu wem?

Zu Gott.

Wie so kommst du auf das?

Weil du eben gesagt hast: Jetzt hätten wir nur einen Schritt zu Gott.

Um etwas zu sagen, versetzte ich: Gott ist nicht in den Tiefen, er ist in den Höhen.

Er schwieg. Ich blickte empor zum wogenden Grün, durch welches zuweilen ein blaues Aeuglein des Himmels winkte. Weiße Blüthen eines Schlehenbaumes wehten nieder. Als ich aus meinen Träumen erwachte und nach dem Knaben sah, war sein Platz an meiner Seite — leer. — Da ging's vom Herzen aus wie ein heißer Stich in alle Theile meines Körpers. Da ich aufsprang, kicherte der kleine Schelm hinter mir.

Als ich mich nach einer Weile von dem furchtbaren Schreck erholt hatte, riß ich den Knaben zornig an mich und floh mit ihm von dem unheimlichen Platze. Am Waldessaum fiel er mir unter heftigem Schluchzen um den Hals und erstickte mich fast mit Küssen.

Ich schließe. Ewig kann's nicht so bleiben. Kehren wir zur Welt zurück, mein Kind, und üben wir uns im Leiden und im Scheiden.

Noch einmal die Baarzahlung.

Von einem Geschäftsmanne aus einer kleinen norddeutschen Stadt geht mir folgendes Schreiben zu, welches ich mit dem Bemerken veröffentliche, daß ich nicht nur mit der von dem geehrten Herrn vorgeschlagenen Ergänzung meiner Gedanken über Baarzahlung völlig einverstanden bin, sondern darüber in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer," bez. in meinem Buche: „Hausbackenes" bereits unter der Bezeichnung „Taschengeld" einen Aufsatz veröffentlicht habe. **M. L.**

Ihr Aufsatz „Baarzahlung" in Nr. 40 des „Nordwest" enthält eine außerordentlich zutreffende Schilderung der betreffenden Verhältnisse. Wer sich überlegt, wie viele geschäftliche und haushälterische Existenzen an dem leidigen Borgen und Borggewähren und an dem Mangel einer geordneten Uebersicht zwischen Einnahme und Ausgabe kranken, der muß sich wundern, daß dieser Gegenstand in der Presse und in öffentlichen Vorträgen nicht mehr behandelt wird, und er wird Ihnen Dank wissen, daß Sie eine Besprechung desselben anregen. Mir ist nur ein einziges Buch bekannt, das den Gegenstand in richtiger Weise behandelt: Professor Dr. Lorenz v. Stein's „Die Frau auf dem Gebiet der Nationalökonomie"; dasselbe ist zwar in sechs Auflagen erschienen, aber hier in Norddeutschland doch noch wenig verbreitet:

Was mich zu diesem Schreiben veranlaßt, ist der Umstand, daß in dem genannten Buche, wie auch in Ihrem Aufsatz ein Punkt nicht genügend hervorgehoben ist, der für die Besserung der in Rede stehenden Verhältnisse der eigentliche Hebel sein muß. Sie schreiben, daß jeder Handwerksmeister und Kaufmann verpflichtet sein soll, seinen Lehrling das Buchhalten zu lehren, Sie wünschen, daß dasselbe obligatorischer Unterrichtsgegenstand auf Fortbildungsschulen sein soll, und zwischen den Zeilen meine ich sogar zu lesen, daß auch die höheren Mädchenschulen sich der Sache annehmen sollen. Gewiß sind einige dieser Forderungen berechtigt. Aber die Hauptsache können doch nicht die Meister und die Schulen thun, sondern die Eltern und das Haus. Es handelt sich nemlich weit weniger um eine Belehrung, als um eine Gewöhnung. Schon bei den allerersten Anfängen einer eigenen Geldverwaltung sollte das Kind gewöhnt werden, über Einnahme und Ausgabe Buch zu führen, das wird ganz anders wirken und helfen, als alles Predigen und Mahnen zur Sparsamkeit. Ich glaube, daß man schon bei Ueberweisung von Sparpfennigen den Anfang machen könnte, wenn ich auch davor warnen möchte, die Sache kleinlich zu betreiben. Von dem Augenblicke aber, wo das Kind hinsichtlich seiner Geldausgaben auf eigne Füße gestellt wird, wo also der Knabe in die Lehre oder auf die höhere Schule, das Mädchen ins Pensionat geschickt wird, sollten Eltern und Vormünder streng darauf halten, daß kein Groschen verabfolgt wird, bevor der Verbleib der übrigen nicht nachgewiesen. Das kann zu Anfang monatlich, später in jährlichen Uebersichten gefordert werden, wobei dann darauf hingewiesen werden mag, die Ausgaben nach den verschiedenen Gegenständen zusammenzustellen, hinsichtlich ihrer Höhe mit den Vorjahren zu vergleichen und in der Zusammenziehung des Cassenbestandes mit etwaigen Ersparnissen die jährliche Vermögenslage festzustellen. Ein so geschultes Kind wird in den meisten Fällen ein guter Haushalter werden, und die Geschäfts-

leute, die aus solcher Erziehung hervorgehen, werden sich schon ein Buchhaltungssystem zurechtmachen, wenn sie es auch nie gelernt haben. Und zwar ein System, das ihnen wirklich eine Uebersicht über ihre jeweilige Vermögenslage verstattet, während jetzt die meisten Handwerker und auch ein großer Theil der kleineren Kaufleute glauben im Buchhalten grade genug zu thun, wenn sie ihre Ausstände anschreiben. Auch der Beamte und der Privatmann werden weit weniger leicht auf Rechnung kaufen oder Schulden machen, wenn sie gewöhnt sind, wenigstens einmal jährlich ihrer Vermögenslage grade ins Gesicht zu sehen.

Es ließe sich hierüber viel treffliches und anregendes sagen, insbesondere läßt sich leicht nachweisen, daß die genannte Gewöhnung den Sinn fürs Sparen weit mehr heben muß als alle bisher genannten Sparmittel, Pfennig-Sparcassen u. dgl. mehr, die alle wohl in Verbindung mit dem Buchhalten die rechte erziehliche Wirkung üben. Vielleicht schreiben Sie darüber noch mal ein weiteres in Ihrem Blatte und bringen, wie nach so mancher anderen Richtung, auch auf diesem Gebiet eine Anregung, die zu dauernder Frucht führt. Es muß nur die Sache zunächst so einfach wie möglich dargestellt werden. Dr. v. Stein in seinem für Gebildete vortrefflichen Buche verlangt Voranschläge für das nächste Rechnungsjahr u. dgl. mehr. Das kommt aber mit der Zeit ganz von selbst. Zu fordern braucht man zunächst nur die strenge Buchung jeder Einnahme und Ausgabe und einen jährlichen Abschluß. Wer dies macht, der kommt schon von selbst darauf, nun auch die Ausgaben nach Titeln geordnet zusammenzustellen und durch jährliche Vergleiche zu ermitteln, ob er für das folgende Jahr mehr oder minder ausgeben darf. Insbesondre darf der Mann seiner Frau, die, wie Sie mit Recht betonen, der Buchhalter des Haushalts sein soll, die Sache nicht zu gelehrt darstellen; sie, die von solchen Dingen gar keine Ahnung hat, hält oft die einfachste Buchung schon für eine schwierige und verwickelte Sache und wird ganz abgeschreckt, wenn man gleich Voranschläge, Rubrizirung, Abschlüsse u. dgl. verlangt. Mit der Zeit kommt sie von selbst dahin, und ist sie erst soweit, so gewinnt sie eine ganz andre Anschauung von der wirthschaftlichen Bedeutung des gut geführten Haushalts; sie wird ihrem Manne eine verständnisvolle Genossin auch seiner wirthschaftlichen Sorgen, und sie wird dann auch dafür aufkommen, daß von ihren Kindern keins in die Welt geht, ohne an wirthschaftliche Ordnung gewöhnt zu sein. Es fehlt mir als einem sehr in Anspruch genommenen Geschäftsmann leider die Zeit, die Sache selbst für Ihr Blatt zu bearbeiten, aber ich hoffe Sie finden auch sonst jemanden dafür, falls Sie nicht selbst darüber schreiben wollen, wozu Sie den Gegenstand ausreichend zu kennen scheinen.

Mit größter Hochachtung

ergebenst

D., 6. October 1886. H. H.

Bücher und Schriften.

Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus, Centralorgan für das deutsche Mädchenschulwesen, herausgegeben von Richard Schornstein, Director der städtischen höheren Töchterschule und Lehrerinnenbildungsanstalt zu Elberfeld. Vierzehnter Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner, 1886.

Keine Schule ist in unseren Tagen so heftigen Angriffen und schlimmen Verdächtigungen ausgesetzt, wie die höhere Töchterschule. So gewiß das als ein Zeichen erhöhten Interesses angesehen werden darf, so wenig wird der Sachverständige verkennen, daß in dieser Polemik meistens ein einzelner Fall verallgemeinert und, was eine vielleicht sehr unbedeutende Anstalt verschuldet hat, dem ganzen Schulwesen in die Schuhe geschoben ist. Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, der sehe sich einmal die oben genannte Zeitschrift etwas genauer an. Das was dieselbe erstrebt, und was von guten Schulen auch thatsächlich in Leben und Wahrheit umgesetzt wird, darf der Werthschätzung aller billig Denkenden gewiß sein: zu allererst ernste Bildung des ethischen Elements in der Mädchenerziehung im Hinblick auf die Bestimmung des Weibes, unablässige Hinweisung auf die Erweckung und Belebung des Sinnes für Ordnung, Regel und Sitte, scharfe, der Eigenart des Mädchens angemessene Präcisirung der Lehrgegenstände, Lehrformen und Lehrziele, keine Spur der Anstrebung eines hohlen Scheinwissens und eines oberflächlichen Schliffes, überall das ernste Bestreben, jeder Ueberbürdung vorzubeugen und den Mädchen Zeit für ihre häusliche Ausbildung zu lassen. Damit den Klagen, welche man über einzelne Schulen geführt, immer mehr der Grund entzogen werde, schenkt die Zeitschrift dem Vereinsleben, das sich unter ihrer Anregung zu anerkennenswerther Bedeutung emporgeschwungen hat, eingehende Beachtung, unterzieht die alljährlich erscheinenden Schulprogramme einer ruhigen, sachkundigen, nirgends beschönigenden Kritik und verzeichnet gewissenhaft alle wichtigen, das höhere Töchterschulwesen angehenden Vorkommnisse. Nimmt man hinzu, daß die Zeitschrift an ihrer Spitze eine große Zahl wissenschaflicher Aufsätze enthält, in denen die Gegenstände des Unterrichts mit specieller Beziehung auf Mädchenbildung besprochen sind, daß sie an dem Schluß jedes Heftes Besprechungen über Jugendschriften und wissenschaftliche Neuheiten bringt, so wird man die Bedeutung, die sie für das höhere Mädchenschulwesen hat, rühmend anerkennen müssen. Es ist der Zeitschrift für weibliche Bildung zu prophezeien, daß, wenn sie nach den seit 14 Jahren vertretenen Grundsätzen ruhig weiterarbeitet, die Klage über mangelhafte Schulbildung der Mädchen allmählich verstummen und unter ihrer Aegide sich das höhere Mädchenschulwesen zu derjenigen Klarheit und Reinheit emporarbeiten werden, welche ihm alle Guten zum Heil der weiblichen Jugend und zum Segen des Vaterlandes wünschen.

L. L.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 44. Sonntag, 31. October. 1886.

Ein praktisches Arbeiter-Programm.

Zu den allseitig-gebildetsten und erfahrensten unserer Politiker gehört unbestreitbar der Reichstags-Abgeordnete W. Oechelhäuser, der an der Spitze der großen Continentalen Gas-Gesellschaft in Dessau steht, in früheren Jahren Shakespeare-Studien veröffentlicht hat, und nun seit einer Reihe von Jahren an der praktischen Tagespolitik theilnimmt. Wenn er am Schlusse eines schon langen thätigen Lebens sich über „die Arbeiterfrage" im Zusammenhang ausläßt und mit dem Nebentitel „ein sociales Programm" (Berlin bei Julius Springer) herausgibt, sollte er in einem so günstigen Zeitpunct wie dem Beginn der Winterkämpfe allgemeiner Beachtung sicher sein. Er hat sie auch in der That gefunden. Nur daß er nicht meinen wird, sie sei gerecht und wohlwollend oder auch nur einigermaßen unbefangen. Eine solche Schrift, zumal wenn sie neue Vorschläge zu viel und leidenschaftlich erörterten Zeitfragen wie der Altersversicherung des Arbeiters bringt, verfällt ohne Gnade in der voranstehenden politischen Presse dem Parteigeist, und unter dessen heilig-unheiligen Geboten tritt der übrige Inhalt der Schrift in verdunkelnden Schatten. Um so mehr sei hier auf diesen hingewiesen, der uns von nicht geringem Werthe däucht.

Schon daß Herr Geheimerath Oechelhäuser die freiwillig-gemeinnützigen Bestrebungen der Zeit in sein Programm an passenden Stellen mitverwoben hat, seine Auffassung und sein Zukunftsbegriff sich dadurch umfassender abrunden, ist ein entschiedener Vorzug seiner Schrift. Wie stumpf sind die meisten, und manche grade der geistreichsten und scharfsinnigsten Parlaments- und Preß-Politiker noch gegen die stillen aber mächtigen Umwandlungen unseres Gesellschaftslebens, welche sich durch die zusammenwirkende unermüdliche Arbeit tausender von menschenfreundlich gesinnten Männern und Frauen sichtbar anbahnen! Der Zug ihres Geistes reißt sie gewaltsam in den Streit; wo nicht gefochten und nicht geblutet wird, da fühlen sie sich nicht angezogen. Auch wenn sie das Bereich der äußeren Macht, Gewalt und Herrschaft grundsätzlich aufs engste eingeschränkt haben möchten, interessiren sie sich für nichts als den Kampf um diese Grenzen. Man muß sich mitunter fragen, von welchem Reiz und Stoff sie noch geistig leben würden, wenn entweder ein plötzlicher Glücksfall oder auch der wohlverdiente Erfolg ihrer Hingebung und Tapferkeit sie eines Tags an das Ziel ihrer heißen Sehnsucht förderte?

Der bisher mindest gewürdigte Abschnitt in Oechelhäuser's Schrift beschäftigt sich mit den „Aufgaben der Arbeiter." Er weist sie mit einleuchtendem nüchternem Nachdruck darauf hin, wieviel weiter ein vernünftiges Entgegenkommen für den so entschieden ausgesprochenen guten Willen der übrigen Stände und der politischen Mächte sie in ihrer ganzen Lage bringen würde, als das bisher beobachtete Verharren in Gleichgiltigkeit und Haß. Dabei erkennt er nicht allein die Berechtigung ihres Strebens nach höheren Einnahmen an, sondern auch jenes ganze kampfbereite, aber mit zweischneidigen Feindseligkeiten nicht kindisch tändelnde Verhalten, das die englischen Gewerkvereine zu so gewaltigen Erfolgen geführt hat. Herr Oechelhäuser ist darin unparteiischer gegen den Arbeiterstand, als heute noch der eine oder andere berühmte Führer der Deutschfreisinnigen sein mag.

„Mit Entschlossenheit und festem Blick sich losreißen von den Lehren und Illusionen der Socialdemokratie, sich auf eigne Füße stellen, den allmählichen sicheren Fortschritt dem Streben nach Unerreichbarem vorziehen, versöhnlichen Sinn an die Stelle der Methodik des Hasses setzen, den guten Absichten der Regierungen, der Gesellschaft, der Arbeitgeber nicht ertödtendes Mistrauen, sondern belebende Theilnahme entgegentragen, das ist des Arbeiters wahres Interesse.......

„Vor allem halte der Arbeiter sein Vaterland hoch, diesen idealen Einigungspunct aller Stände, aller Schichten des Volks. Liebe zu Fürst und Vaterland haben die Socialdemokraten aus seinem Herzen zu reißen und durch internationale Verbrüderung auf Grundlage des crassesten Materialismus zu ersetzen gesucht, deren Tendenz sich in der Verherrlichung der Pariser Commune im Schoße des Reichstags am besten kennzeichnete. In der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande soll jeder Widerstreit im Staatsleben den Weg zu seiner Einigung finden. Und auf diesem Wege wird auch der religiöse Sinn wieder erstarken, den Zwiespalt im Glaubensleben, den Kampf zwischen Orthodoxie und Wissenschaft mit den Werken der Liebe überbrückend.......

„Außer der Theilnahme an gemeinsamen staatlichen Aufgaben öffnet sich dem Arbeiter ein weites Feld für seine Thätigkeit im Verein mit Seinesgleichen. Zunächst sollte der Feldzug gegen die Trunksucht grade von den Arbeitern selbst

ausgehen, nicht als Drang von außen. Hier ist ein Gebiet, wo unendliches Unglück vermieden werden kann. Sparen für die Zeit der Noth, der Arbeitlosigkeit, der Krankheit, Sorge für die Familie im Falle des Ablebens, — das müssen fernere Hauptzielpuncte seiner Sorge und Thätigkeit sein. Auch auf diesem Gebiet bieten die englischen Gewerkvereine ein weites Feld für Nachahmung......

„Aber keiner größeren Täuschung könnte sich der Arbeiter hingeben, als wenn er mit den geschilderten Maßregeln und seiner eigenen Theilnahme an gemeinsamer Thätigkeit die Aufgaben zur Besserung seines Looses erfüllt und abgeschlossen sähe. Seines eigenen Schicksals Schmied bleibt stets er selbst. „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen" sollte in großen Lettern über der Thüre jeder Arbeiterwohnung stehen. Mit der Hilfe von außen, von Seiten des Staats, der Vereinigungen u. s. f. müssen die Ansprüche an die eigne Kraft und Thätigkeit nicht sinken, sondern erstarken. Die allzu große Hoffnung auf äußere Hilfe erschlafft, statt die eigene Thätigkeit anzuspornen. Kein Gesetz, kein Verein kann dem Arbeiter soweit vorwärtshelfen, wie seine eigene Intelligenz, seine Fortschritte in Bildung und Sitte, in Fleiß und Sparsamkeit, in gewissenhafter Sorge für seine Familie. Die eigene energische und gewissenhafte Thätigkeit ist die einzige zuverlässige Bürgschaft für des Arbeiters Wohlergehen in Gegenwart und Zukunft; die Hilfe von außen hat nur subsidiare Bedeutung als Schutzwehr gegen die Noth und als Unterstützung der individuellen Thätigkeit. So und nicht anders hat der Arbeiter seine Stellung zu den socialen Fragen aufzufassen. Mag dann auch eine Zeit des Unglücks kommen, so überwindet er sie durch Ausdauer und Fleiß. „Ich war jung und bin nun alt; aber niemals sah ich den rechtschaffenen Mann verlassen, noch seinen Samen um Brot betteln."

Diese Predigt an eine noch nicht versammelte Arbeitermenge würde weniger Eindruck machen, wenn nicht gleiche Ermahnungen an den Staat, die Gemeinde, die Gesellschaft und besonders die Arbeitgeber voraufgegangen wären, denen wir später wohl noch dies oder das ebenfalls entlehnen. Allein schon im Vorwort sagt Oechelhäuser, der praktische Menschenfreund, was ihm als die sociale Signatur der Zeit und Zukunft erscheint, nemlich Erweiterung der socialen Pflichten. Also nicht um den Arbeitern einseitig Last und Verantwortlichkeit für ihr Wohlergehen zuzuwälzen, hat er die Stimme erhoben: nur damit sie von dem Bemühen Aller um sie haben, was sie erlangen können, indem sie aus leidenschaftlichen großen Kindern thätige, sich klug bescheidende, aber auch klug und entschlossen zugreifende Männer werden. A. L.

Ein Erlebnis an der Nadel der Kleopatra.

(Nachfolgender Artikel ist in einer Folge von Reisebriefen an den Hannoverschen Curier erschienen. Der Nachdruck ist uns von dem Verfasser, Herrn Subrector Raydt zu Ratzeburg, gestattet worden. Herrn Raydt war aus der Schönhausen-Stiftung vom Fürsten Reichskanzler ein Stipendium zwecks einer Studienreise durch England und Schottland bewilligt worden, um das Verhältnis kennen zu lernen, in welchem die körperliche Ausbildung auf den dortigen höheren Schulen zur geistigen steht, und wird die Ergebnisse noch in einer besonderen Schrift veröffentlichen.)

Als Gegenstück zu dem entrollten, im allgemeinen sonnigen Bilde aus dem englischen Schulleben möchte ich heute von den Schicksalen eines Lehrers in England erzählen. Die Schilderung beruht theilweise auf einem eigenen Erlebnis, und zum anderen Theile auf Mittheilungen des Ehrensecretärs des Vereins deutscher Lehrer in England, Herrn H. Reichardt in London. Sie möge eine Warnung für deutsche Philologen sein, aufs Gerathewohl in der Hoffnung auf eine Anstellung nach London zu gehen, und ein Rath, sich in solchen Angelegenheiten nur an die German Teachers' Association, 15 Gower Street, Bedford Square, London W. C. zu wenden. Dieser „Verein deutscher Lehrer in England" verdient in vollem Maße unsere Sympathie und Unterstützung, deren die junge Einrichtung noch viel bedarf; er wurde am 29. December 1883 auf die Anregung des genannten Herrn Reichardt hin gegründet und hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon viel Segen gebracht. Durch ihn werden allmählich die deutschen Lehrer in England von der Tyrannei der dortigen Schulagenten befreit. Mit dem Verein verknüpft ist ein Nachweisungsamt für Lehrerstellen in England; auch werden durch den Verein gegen eine billige Provision Zöglinge an Schulen und Familien in Deutschland überwiesen. Gegen einen Jahresbeitrag von 10 ℳ kann jeder, auch Nichtlehrer, Mitglied des Vereins werden, und erhält als solcher die „Mittheilungen" desselben zugeschickt. Auch einzelne Geldgeschenke nimmt der Verein dankbar entgegen, und dieselben sind besonders erwünscht, da es auch jetzt dort manches Elend gibt, was auf Linderung durch den Verein hofft. Zu jeder weiteren Auskunft ist Herr Reichardt gern bereit.

Hätte der segenbringende Verein schon zu der Zeit existirt, als der Landsmann, von dessen unglücklichen Schicksalen ich berichten will, nach London kam, so hätte sich sein Leben wohl nicht so traurig gestaltet!

Es war an einem heißen Juliabend; ich hatte eines der großen Zauberfeste der oberen Zehntausend Londons mitgemacht, und mir schwirrten noch die Sinne von all' dem feenhaften Glanze und der Lichterpracht, in welcher die herrlichen Anlagen, die ausgedehnten Teiche und Gewächshäuser des botanischen Gartens im Regentspark unter den Klängen mehrerer Musikcapellen und Gesangvereine gestrahlt hatten. Das Fest war zu Ehren der Colonialaussteller arangirt worden, die überhaupt während ihrer Anwesenheit auf jede Weise gefeiert wurden. So war auch bei diesem Feste alles aufgeboten worden, dessen die mit den reichsten Mitteln ausgestattete botanische Gesellschaft nur fähig war. Die Vertreter des Hofes hatten durch ihre Anwesenheit den Glanz der Feier gehoben, und die hohe Welt Londons hatte eine Toilettenpracht entfaltet, die jeder Beschreibung spottet.

Ich konnte, zu Hause angelangt, noch nicht schlafen, und so ging ich, wie oft des Abends, zu der nahe meiner Wohnung gelegenen Nadel der Kleopatra und schaute von dem Sockel des steinernen Monuments hinaus auf die ruhig fließende Themse unter mir, deren schimmernde Wellen nur selten noch von einem verspäteten Boot durchfurcht wurden.

Die gewaltigen Gebäude der Westminster-Abtei winkten wie „ein Traum in Stein" im bleichen Mondlicht herüber und begrüßten den mit räthselvollen Hieroglyphen beladenen Obelisken, der schier verwundert in die kühle Umgebung hineinschaut.

O, es träumt sich hier so schön bei den wunderbaren Zeichen der alten Zeit, unter sich die sanft murmelnden Wellen des rasch fließenden Stromes und in wohlthuender Ferne die gasbeleuchtete Weltstadt, deren wagenrasselnder Lärm jetzt nur leise herübertönt. Die Gedanken schweifen dann mit den zum Meere eilenden Wogen über den Ocean zur stillen Heimat und den Lieben daheim, und weiter über Länder und Meere zu dem heißen Wunderlande, in dessen glühenden Sand längst vergangene Geschlechter einst den spitzen Stein aufstellten.

Wie ich so in Träumen versunken dasaß, fielen meine Blicke auf eine jener fraglichen Gestalten, denen wir in London zur Nachtzeit so oft begegnen. Mit zerfetzten Kleidern angethan lag ein Mann auf der granitnen Mauer, den Rücken an einem treppenförmigen Absatz, unter sich den tiefen Strom. Er schien zu schlafen und eine kleine Bewegung konnte ihn hinabstürzen lassen in das gurgelnde Wasser unter ihm, das schon so manchem Unglücklichen ein erlösendes nasses Grab wurde.

Ich stand auf, um ihn zu wecken, und schaute ihm in das mondbeschienene blasse Angesicht, dessen feine verwitterte Züge mir sagten, daß wohl einst bessere Zeiten ihm geblüht hatten. Ach, wie viel Elend lag in diesem auch im Traum noch schmerzhaft bewegten Antlitz ausgedrückt!

Als ich ihn so betrachtete, öffneten sich seine schmalen Lippen und mit einem Tone, den ich nie vergessen werde, kam aus ihnen der leise Schmerzensruf „O, meine Mutter!“ stöhnend hervor. Dann fuhr er, gleichsam von seinem eigenen Ausruf erweckt, auf, und unfehlbar wäre er in die Themse unter ihm gestürzt, hätte ich ihn nicht mit raschem Ruck auf die andere Seite herübergezogen.

Er staunte mich überrascht an. Auch in dem plötzlichen Aufblick seiner reinen blauen Augen, die er halb fragend und halb bittend auf mich richtete, erkannte ich, daß ich nicht eine gewöhnliche Erscheinung vor mir hatte, und meine Theilnahme wuchs mit jedem Augenblick, wo ich den Unglücklichen betrachtete.

Ich stellte ihm halb scherzend, halb ernst seine gefährliche Lage und mich als seinen Lebensretter vor; als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er nun wohl unten auf dem Grunde der Themse läge, wenn ich ihn nicht grade zur rechten Zeit von der Mauer heruntergerissen hätte, zuckte es unsäglich bitter in seinem Gesicht auf und er murmelte: „Es wäre auch wohl das beste gewesen.“

Ich trat näher auf ihn zu, ergriff seine Hand und fragte dringend in deutscher Sprache: „Was fehlt Ihnen, Landsmann?“

Er sah mich wieder erstaunt an und antwortete ebenfalls deutsch: „Ja, was mir fehlt? Das ist eine lange, lange Geschichte. Mir fehlt eigentlich alles; vorläufig habe ich seit gestern Morgen auch nicht das geringste im Magen.“

Es kam so wunderbar ergreifend heraus, was er sagte, auch das letzte prosaische Wort, daß ich mich vom tiefsten Mitleid bewegt fühlte. Ich faßte ihn unter den Arm, und in einigen Minuten standen wir, der Einsamkeit weit entrückt, an einer Schenkbank mitten zwischen betrunkenen Arbeitern und frech geputzten Dirnen, die uns beide etwas verwundert anstarrten; der Gegensatz mochte in der That auch für das Londoner Straßenleben wohl etwas stark sein. Ich war noch im Gesellschaftsanzug, und der elegante Frack, die weiße Cravatte, der neu gekaufte glänzende Cylinder mögen seltsam genug gegen die zerlumpte Kleidung meines Landmanns abgestochen haben.

Neben der Bar war noch ein kleines Privatzimmer, wo man gegen einen Aufschlag von einem Penny auf jedes Gelieferte ungestört sitzen konnte; dorthin nöthigte ich meinen Gast, und uns beiden schmeckten die dampfenden Steaks, welche die Kellnerin auf meine Bestellung brachte, ganz vortrefflich. Ein mächtiger Zinnkrug stärkenden Porters that den erschöpften Lebensgeistern meines seltsamen Gefährten weiterhin gute Dienste, und sein Gesicht sah doch nicht mehr so ganz absterbend aus, als er mich nach beendetem Mahle fragte:

„Und nun sagen Sie mir, verehrter Herr, weshalb thun Sie das alles an mir? was wollen Sie von mir?“

Was ich von ihm wollte? Eigenthümliche Frage! Ich sagte ihm leise: „Als Sie auf dem Stein über der Themse lagen, riefen Sie plötzlich: „O meine Mutter!“ und dieser Ruf hat mich gefesselt.“

Er erröthete, und eine Thräne trat in sein schönes Auge. Der Mann interessirte mich immer mehr, und um ihn erst einmal zutraulich zu machen, erzählte ich ihm von meinen Zwecken in England. Er hörte sehr aufmerksam zu, und so verbreitete ich mich etwas ausführlicher über das englische Schulwesen.

Plötzlich fragte er: „Haben Sie auch englische Privatschulen besucht und wie haben Sie die gefunden?“

Ich bejahte die Frage und nannte ihm einige derselben, über die ich mich günstig aussprach.

„Da sind Sie freilich nur in den besten gewesen und haben von den schlechten wohl nichts zu sehen bekommen. — Ich selbst,“ fuhr er nach einigem Nachdenken, als ich ihn fragend ansah, fort, „ich bin, ich will es Ihnen nur gestehen, auch ein deutscher Lehrer, und ich will Ihnen für Ihre Freundlichkeit danken, indem ich Ihnen mein ganzes Leben und meine Schicksale in England erzähle. Vielleicht kann Ihnen meine Schilderung von Nutzen sein; sie bietet wenigstens inbezug auf die Stellung des deutschen Lehrers an den englischen Privatschulen ein Gegenstück zu Ihren Beobachtungen, das Sie, wenn Sie die Schulverhältnisse hier richtig kennen lernen wollen, nicht entbehren dürfen.“

„Ihre Mittheilungen,“ sagte ich, „werden mir ganz außerordentlich lieb sein. Aber es ist heute schon spät; wir müssen beide schlafen; kommen Sie, bitte, morgen früh um neun in mein Hotel; ich habe bis zwölf Zeit und dann können Sie mir ausführlich erzählen. Wo wohnen Sie denn?“

Er sah mich scharf an und dachte wohl einen Augenblick, ich wolle ihn verhöhnen; mit bitterem Auflachen sagte er:

„Nun, ich hoffe, jetzt wird nach den Bogen der Waterloobrücke wohl kein Policeman mehr hinkommen, und dort schläft sich's kühl genug.“

Es ging mir eigenthümlich durch den Kopf und durchs Herz; hier ich, ein Lehrer, im feinsten gesellschaftlichen Schmuck, die Tasche voll Geld, eine liebliche Heimat und eine gute staatliche Stellung als sichere Basis, — und dort auch ein Lehrer, vielleicht, wie mir der geistige Ausdruck seines Gesichts zu sagen schien, begabter, vielleicht auch besser als ich, in Lumpen, ohnen einen Pfennig Geld, ohne Heimat, und als Lager die bloße Erde.

Ich faßte rasch in die Tasche und gab ihm eine halbe Krone, die er ablehnen wollte.

„Bitte“, sagte ich, „denken Sie, Sie wollen mir morgen eine Stunde Privatunterricht über englische Schulverhältnisse geben und nehmen Sie dies vorher als Honorar. Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!“

Dann ging ich rasch zu meinem Hotel.

Ich hatte lange geschlafen, viel länger als sonst meine Gewohnheit ist, als ich durch einen Wortstreit auf dem Corridor vor meinem Zimmer aufwachte. Der Kellner hatte meinen Bekannten vom gestrigen Abend getroffen, wie er grade an meine Thür anklopfen wollte; er hatte, wie er mir nachher entschuldigend sagte, den Mann für einen Bettler gehalten und ihn aus dem Hause weisen wollen. Mein Dazwischenkommen beendete die peinliche Scene, und bald saß ich auf dem Sopha meines behaglichen Zimmers meinem Unbekannten gegenüber.

Er begann seine Erzählung, die ich mir am anderen Tage niederschrieb und die ich mit einigen Abkürzungen wiedergeben will.

„Meine Heimat,“ begann er mit gedrückter Stimme, „ist ein prächtiges Dorf auf der rothen Erde Westfalens. Mein Vater war dort Prediger und ich sein einziges Kind, das er, glaube ich, über alles geliebt hat.

Meine Kindheit verfloß mir wie ein sonniger Tag, und noch oft steigt mir aus dem Lärm der brausenden Weltstadt das strohbedeckte freundliche Haus mit dem Lindenbaum auf, unter dessen Schatten wir so manche trauliche Stunde verlebten. Und zuweilen, wenn mich die frostigen Winde in der Nacht durchschütteln, sehe ich wohl im Schlafe das blaue Auge meiner lieben Mutter, wie sie sich sorgend über mich beugt, und es ist mir zuweilen, als hörte ich die süßen Melodien der

alten Kinderlieder aus der Heimat herübertönen. Vorbei, für immer vorbei!

Mein Vater hatte mich in ausgezeichneter Weise für die Secunda des Gymnasiums der benachbarten Kreisstadt vorbereitet, und ich glaube, ich bin die vier Jahre meines Dortseins wohl der beste in der Schule gewesen. Ein Jahr vor meinem Abgang zur Universität starb mein lieber Vater an einer zehrenden Krankheit, und meine Mutter stand allein in der Welt, auf ihr knappes Witwengehalt und auf mich angewiesen. In unserem Dorfe war ein Predigerwitwenhaus, und so blieb sie dort wohnen, während ich zur Universität ging. O, meine Mutter! Sie hatte ein kleines Capital, welches meine Eltern von dem knappen Gehalt des Vaters erübrigt hatten, und dieses konnte so eben zu meinem Studium ausreichen, wenn ich recht, recht sparsam war. Meine Mutter wollte mir aber nichts abgehen lassen und so gab sie mir jährlich noch einen Extrazuschuß, den sie unter Entbehrungen von ihrem Witwengehalt ersparen zu können glaubte.

Sie redete mir zu, da sie wohl die zu starke Ausbildung eines melancholischen Zuges in mir fürchtete, das studentische Leben fröhlich zu genießen, und hatte nichts dagegen, als ich zugleich mit einem Mitabiturienten in ein Corps eintrat, wozu, wie man mir dort sagte, mein Wechsel gut ausreichte.

O, gute Mutter! sie wußte nicht, wie viel Gift in dem blumigen Leben des deutschen Studententhums verborgen liegt.

Mein schwärmerischer Sinn gab mich dem frischen, fröhlichen Leben völlig gefangen. Meine Verbindung hielt ich in jugendlicher Begeisterung für etwas Heiliges und die Bande für ewig und untrennbar, die mich an sie und die heiteren Genossen knüpften. Die Zeit verging mir wie ein rosiger Traum.

Eine ganz besondere Geschicklichkeit hatte ich im Fechten; bald wurde ich der beste Schläger unseres Corps und als solcher in der ganzen Universitätsstadt berühmt. Doch was soll ich Ihnen das alles erzählen? Sie sind ja auch deutscher Student gewesen und verstehen den Reiz, der in dem viel getadelten und viel gerühmten Verbindungsleben liegt, und der mich bald alles andere vergessen ließ.

Ja alles, und ich hatte doch so viel, für das ich sorgen sollte, eine Mutter und heimlich eine Braut.

Ich war einmal an einem Sonntag mit einem meiner Verbindungsbrüder zu dessen Onkel gefahren, der mitten im Walde eine kleine Oberförsterei bewohnte. Aus den rankenden Rosen, die das malerisch gelegene Haus in duftendem Blüthenschmuck umgaben, lachte uns eine Mädchenblume entgegen, deren Lieblichkeit mir auch jetzt noch nach langer, langer Zeit im düstersten Elend vorschwebt.

Sie wohnt jetzt mit meiner Mutter zusammen, und beide haben mir alles Herzeleid vergeben, das ich Unseliger über sie beide gebracht habe.

Alles Herzeleid! Ja es kam bald. Wenige Wochen nach meiner heimlichen Verlobung begann's.

Einige meiner Verbindungsgenossen und ich, wir saßen eines Abends spät nach einer Abendgesellschaft, die wir gemeinsam besucht hatten, noch in einer jener sogenannten Ueberkneipen, die von der Polizei zuweilen über die sonst übliche Polizeistunde hinaus „freie Nacht", wie der technische Ausdruck hieß, erhielten.

Ein betrunkener rüder Patron an einem benachbarten Tische fing an, auf unsere Verbindungsfarben zu spitzen, und als ich ihn darüber zur Rede setzte, schlug er mich ins Gesicht.

Was jetzt erfolgen mußte, wissen Sie. Das Ehrengericht meiner Verbindung entschied als selbstverständlich, daß ich ihn auf Pistolen fordern müßte; es war ja nach unseren Begriffen von Ehre gar nicht anders denkbar — o wie habe ich dieser thörichten Ehre in den letzten Jahren oft geflucht!

Am anderen Tage stand ich bleichen Angesichts mit geladenem Lauf meinem Gegner gegenüber. Ich hatte in der Zwischenzeit viel meiner einsamen Mutter gedacht, deren einziger Trost und Stütze ich war, auch an die liebliche Jungfrau dachte ich, die nun wohl aus den Rosen wieder hinausschaute nach dem, dem sie so voll vertraute. Aber was gilt die Mutter, die Braut und was Gott in Deutschland, wenn es sich um die sogenannte Ehre handelt?

Meinen Gegner sah ich kaum; ich hatte ihn auch sonst nie gekannt und im Grunde genommen war er mir gleichgiltig; Angst hatte ich nicht; hatte ich doch oft schon mit blankem Säbel bei gefährlichem Duell einem Gegner gegenübergestanden und meine Hand hatte nicht gezittert; ich wußte, daß ich ein guter Schütze war; hatte ich doch oft schon auf größere Entfernung das Schwarze aus einer Karte mit der Pistole herausgeschossen; ich hätte ihn leicht niederschießen können, der meine Ehre besudelt hatte; ich hatte den ersten Schuß.

Der Unparteiische zählte; schon wollte ich abdrücken, da war mir plötzlich, als wenn das Bild meines seligen Vaters sich zwischen meinen gesenkten Pistolenlauf und meinen Gegner stellte; ich sah meinen Vater in seinem schwarzen Talar vor mir stehen und es war mir, als hörte ich ihn zürnend rufen: „Du sollst nicht tödten."

Mag der Uebergang vom Guten zum Bösen vielleicht das rascheste sein, was es in der Welt gibt, der Uebergang vom Bösen zum Guten ist wohl oft ebenso schnell.

Ich warf meine Waffe ins Gras und rief meinem Gegner zu: „Ich will Sie nicht tödten und vergebe Ihnen, was Sie in der Trunkenheit an mir gethan haben."

Was jetzt kam, können Sie Sich denken. Ich wurde mit Schmach aus meiner Verbindung ausgestoßen und es war in der aufgeregten Zeit, die folgte, nur eine geringe Beruhigung für mich, daß ich mir sagen konnte, ich hatte vor Gott recht gehandelt.

Das Haus meiner Braut wurde mir auf Anstiften meines früheren Freundes verboten, und ich durfte es nicht wagen, mit einem offenen Antrag vor ihre Eltern zu kommen.

Noch ein anderer Umstand machte mein Unglück voll. Ich hatte in den letzten Semestern viel mehr verbraucht, als ich je verantworten konnte. In der Verbindung war man leicht darüber hingegangen und ein reicher Corpsbruder hatte mir oft, wenn ich mich über meine Schulden beunruhigte, gesagt, er könne die Kleinigkeit — und in der That war es für seine Verhältnisse wohl eine Kleinigkeit — für mich auslegen; ich könne sie ihm ja später, wenn ich in Amt und Würden sei, zurückgeben.

Jetzt sollte ich auf einmal bezahlen; ich konnte es nicht. Verzweifelt reiste ich zu meiner Mutter und gestand ihr alles, alles.

Das Mutterherz weinte und blutete; ihre Liebe war aber heldenstark und richtete mich auf. Sie gab den Rest des Capitals, das für die Vollendung meiner Studien noch in ihren Händen war, willig her, und lieh auf ihr Mobiliar und was sonst ihr eigen war, so viel, daß ich damit meine leichtfertigen Schulden bezahlen konnte.

Dann kam die bleischwere Frage: was nun? Ich war ein junger Mann, voll guter classischer Kenntnisse, aber doch eigentlich zu furchtbar wenig auf der Welt zu gebrauchen.

Ich hatte viel von London gehört, und daß man in England deutsche Lehrer gut bezahle; der englischen Sprache war ich mächtig, da die Lectüre englischer Schriftsteller die Lieblingsbeschäftigung meines Vaters gewesen war und er mich gut darin eingeführt hatte.

So entschloß ich mich nach London zu gehen, und durch strengste Pflichterfüllung und aufopferndste Arbeit mir eine Stellung zu erringen.

Gearbeitet habe ich, so viel ich konnte; von sechs Uhr Morgens bis elf Uhr Abends war ich, als ich Lehrer war, angespannt in Thätigkeit, und was bin ich jetzt?

Ein armer, zerlumpter, halb verhungerter Mann, und wie es mir gegangen ist, ging es vielen deutschen Lehrern in England.

Doch hören Sie.

Mit wenigen Pfund Sterling war ich in London

angekommen und hatte zunächst ein Hotel aufgesucht, so billig ich es im Bädecker finden konnte. Für meine Verhältnisse war es noch viel zu theuer.

Der Lärm der Großstadt übertäubte mich; ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Ich annoncirte für schweres Geld in einigen Zeitungen, daß ich bereit sei, für geringes Honorar deutsche, französische, lateinische und griechische Stunden zu geben oder auch Knaben bei ihren Arbeiten zu beaufsichtigen und wartete täglich sehnsüchtig auf den Erfolg. Aber niemand kam, der meiner bedurft hätte.

Ich zog in eine billige Privatwohnung und lebte so einfach wie irgend möglich, um den entsetzlichen Zeitpunkt, wo ich keinen Pfennig mehr haben würde, so weit wie möglich hinauszuschieben. An meine Mutter konnte und durfte ich mich nicht mehr wenden, da sie durch die Zinsen für die aufgenommene Summe ungemein beschränkt war. Freunde, an die ich mich wenden konnte, hatte ich seit meiner unglücklichen Duellgeschichte nicht mehr.

Da las ich eines Tages in einer Zeitung eine Anzeige von einer School-Agency (Schulagentur), die einen Lehrer suchte. Schnell ging ich dahin.

Die eigentliche Bürozeit war schon vorüber; nur ein Schreiber war noch beschäftigt, Briefe zu cuvertiren. Er hatte mit dem eigentlichen Geschäfte nichts zu thun, sagte mir aber, der Agent habe seine Privatwohnung in demselben Hause eine Treppe höher, und würde wohl zu sprechen sein, wenn ich etwas wichtiges hätte.

Ich ließ mich melden und wurde nach einiger Zeit von einem Herrn empfangen, der sehr ungehalten darüber war, daß ich ihn bei seinem Dinner gestört hatte.

Ich stellte ihm mit beweglichen Worten meine Lage vor; er lachte.

„Ja, so wie Sie, gibt's Tausende hier; die deutschen Hungerleider kommen ja in Scharen aus dem armen Deutschland herüber, um sich bei uns satt essen zu können."

Ich fuhr auf und meinte, daß es doch auch in England wohl keine Schande wäre, durch redliche Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen.

Er sah mich scharf an und sagte: „Was soll ich mich an Ihnen ärgern? Sie sind lange noch nicht mürbe genug. Die Stelle, welche ich in der „Times" ausgeschrieben hatte, ist schon besetzt. Aber in Dover ist eine Stelle für einen Deutschen frei; die können Sie sicher bekommen, wenn Sie gleich morgen hinfahren; ich will Ihnen die Adresse geben; hier ist sie."

Damit entließ er mich. Wer war froher als ich? Ich bat im Herzen dem Agenten alles Böse ab, was ich über ihn gedacht hatte, machte zu Hause meine Rechnung ab und fand, daß ich noch grade so viel Geld übrig hatte, um das Billet nach Dover zu bezahlen.

Mit dem ersten Zuge fuhr ich glücklichen Herzens über die lachenden grünen Fluren Südenglands zu den Kreidefelsen der Küste.

Voll frischer Hoffnung ging ich in das schöne Schulgebäude hinein und — kam verzweiflungsvoll niedergeschlagen wieder heraus. Die Stelle war schon seit einigen Monaten besetzt, und der Agent mußte das auch wissen, wie mir der Director versicherte.

Wie ich aus dem Hause und aus der Stadt herausgekommen bin, ich weiß es heute nicht mehr. Als ich aus meiner Verzweiflung wieder zu mir kam, fand ich mich ohne jegliche Mittel auf der Chaussee nach London, und was sollte ich auch anders thun, als dorthin zurückkehren? Nach drei Tagen, in denen ich von den auf den Feldern stehenden Rüben lebte, und drei Nächten, die ich frierend meistens durchmarschirte, kam ich wieder hier an.

Meine frühere Hauswirthin sah mir mein Elend auf der Stelle an; sie war eine gute Frau — und noch heute danke ich ihr für das was sie damals aus christlichem Herzen für mich gethan hat.

Am anderen Morgen ging ich auf ihren Rath wieder zu demselben Agenten, stellte ihm meine Lage ernstlich vor und ließ durchblicken, daß ich sein Verfahren gegen mich in der „Times" veröffentlichen wollte.

Ob nun die letzte Drohnng half oder ob der Mann sich doch seines gewissenlosen Verhaltens gegen mich schämte, genug, er versprach mir, in erster Linie für mich sorgen zu wollen, und bat mich, einen Bogen auszufüllen, auf welchem ein langes Schema enthalten war, das Auskunft über die Fächer, in denen ich unterrichten konnte, meinen Bildungsgang und dergleichen verlangte. Ich sollte dann, sagte der Agent, jeden Tag wieder kommen und mich erkundigen.

Es vergingen noch einige Wochen, in welchen ein entbehrliches Kleidungsstück nach dem anderen zum Trödler wanderte, und schon sah ich der bittersten Noth entgegen, als der Agent mich eines Morgens einem Director vorstellte, der mich für 15 Pf. St. jährlich, den Lohn eines englischen Dienstmädchens, als Resident Master (mit Kost und Logis) engagirte.

Von meinem Jahresgehalt wurden zunächst dem Agenten 10 pCt. als Gebühr ausbezahlt; der Director gab mir dann noch 1 Pf. St. als Vorschuß; er wollte mich, bestimmte er, am selben Nachmittage noch mitnehmen nach der in der Grafschaft Kent gelegenen Schule.

Vorher mußte ich noch einen Contract unterschreiben, der mir allerdings etwas stark däuchte; was hätte ich aber nicht wohl alles unterschrieben, um nur von der Straße fortzukommen."

Er gab mir den Contract; ich möchte Dir, lieber Freund zur Warnung für junge Deutsche, die nach englischen Privatschulen gehen wollen, doch das wesentlichste daraus mittheilen.

Contract zwischen Director N. und Lehrer N.

Die Anstellung dauert von Term zu Term (1/3 des Jahres); der Contract kann am letzten Tage des Schulterms nach vorheriger einmonatlicher Kündigung aufgehoben werden; auch sonst kann der Director ohne Grundangabe den Contract lösen, soll aber den Gehalt eines Monats dann extra ausbezahlen. Der Lehrer soll den Befehlen des Directors unbedingt gehorchen; thut er dies nicht, oder erfüllt er eine Bedingung dieses Contractes nicht, oder führt er sich unanständig auf, so steht dem Director das Recht zu, den Lehrer sofort zu entlassen, ohne ihm das erwähnte Monatsgehalt zu bezahlen, und hat der Lehrer dann auch den Theil seines Gehalts verwirkt, welchen er bis zum Tage der Entlassung zu fordern hat. Der Lehrer darf während des Schulterms weder ein Hotel noch ein Restaurant in der Nähe des Schulhauses besuchen. Der Director behält sich das ausschließliche Recht der körperlichen Züchtigung vor. Der Lehrer darf in keinem Theile des Hauses rauchen (ausgenommen in seinem Zimmer), weder in den Schulanlagen, noch auf öffentlicher Straße in oder in der Nähe von N., aber es steht ihm frei, in seinem Zimmer zu rauchen, falls er dies für anständig halten sollte. Der Lehrer soll die Schüler an jedem Sonntag zum Morgen- und Abendgottesdienst zur Kirche begleiten. Der Director soll während des Schulterms, aber nicht während der Ferien, den Lehrer mit guter und ausreichender Kost und Wohnung versehen.

Als ich kopfschüttelnd den Contract aus den Händen legte, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Auf der verabredeten Station traf ich zur bestimmten Zeit mit meinem Vorgesetzten zusammen. Ich hatte mich auf die Reise mit ihm gefreut und gehofft, während der Fahrt von ihm einige Winke über die Anstalt, der ich nun mein Bestes mit Liebe und Begeisterung widmen wollte, zu erfahren. Es übergoß mich aber heiß und kalt, als der Director mir ein Billet dritter Classe einhändigte, selbst aber auch nur ohne ein Wort der Erklärung in ein Coupé erster Classe einstieg.

Wie wohl hätte meiner Seele damals ein einziges freundliches Wort gethan! Aber nein, auch als wir ausstiegen und in dem eleganten Fuhrwerk des Directors zu der etwa 10 Minuten vom Bahnhof liegenden Anstalt hinfuhren, sagte er mir nur, daß die Lehrer ihr Abendbrot in seiner Familie ein-

nähmen: dort würde ich auch den Hauptlehrer treffen, der mir meinen Stundenplan und nähere Anweisung geben sollte.

Der Kutscher führte mich dann zu meinem Zimmer, in welchem wir zu drei Lehrern wohnten. Es standen aber nur zwei Betten darin, da ein drittes, wie der Director meinte, den Raum zu sehr beengen würde, was auch wohl wahr sein mochte. Denn das Zimmer war ein kleiner halbdunkler Anbau, der früher einmal als Pferdestall gedient hatte, sich aber als solcher wohl nicht bewährt haben mochte. Der althergebrachten Tradition zufolge loosten wir drei wöchentlich darum, wem von uns dreien der Vortheil werden sollte, für die nächste Woche in einem Bette allein zu schlafen. Das einzige Möbel in dieser Stube war ein defecter Waschtisch mit nur einem Waschbecken, in welchem wir uns der Reihe nach wuschen. Zum Abtrocknen diente ein allen Dreien gemeinsames Handtuch, welches alle 14 Tage durch ein reines ersetzt wurde.

Mit großer Erwartung ging ich zum Essen. Ich hatte mich sehr auf den Abend gefreut. Kannte ich doch die wärmenden Strahlen, welche an einem Familientische von einer edlen Frau ausgehen und die Geladenen harmonisch verbinden.

Aber hier? Die corpulente, recht gewöhnlich aussehende Frau Directorin und ihre abstoßende, eckige Tochter nickten mir kaum zu, als ich ihnen vorgestellt wurde und unterhielten sich dann weiter über Familienangelegenheiten. Dann wurde servirt, und ich erröthete über die Rücksichtslosigkeit anderer. Denn so unglaublich es Ihnen auch klingen mag, wahr ist es doch, daß an derselben Tafel zweierlei verschiedene Kost aufgetragen wurde, für die Familie allerlei Leckerbissen und für uns außer dünnem Thee nur Butter, Brot und Käse, und so ging es Abend für Abend. Das Herabwürdigende dieser Einrichtung war meinen Collegen durch lange Gewöhnung entschwunden.

Die Einzelheiten meines Stundenplanes, der mir an jenem Abend überreicht wurde, auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Von des Morgens halb sieben, wo ich eine Abtheilung der Jungen aus dem Bett zu treiben und dafür zu sorgen hatte, daß sie sich ordentlich reinigten, ging es eigentlich bis halb elf Abends mit ganz geringen Unterbrechungen für die Mahlzeiten in einemfort. Freie Zeit für mich selbst gab es nicht, so daß es des demüthigenden Gebots, nie in ein Wirthshaus zu gehen, im Grunde genommen gar nicht bedurft hätte.

Der Director selbst gab keinen Unterricht; er war, wie ich nachher erfuhr, eigentlich seines Zeichens ein Schlachter, hatte aber mit seinem Geschäft in London kein Glück gehabt und Bankerott gemacht. Jetzt hatte er die Schule auf Speculation von einem Verwandten mit einer großen Schuldenlast übernommen und machte nun daraus, was er konnte. Außer den äußeren Geschäften führte er zuweilen die Aufsicht, trug aber den jüngeren Lehrern, jetzt wenigstens mir, auf, ihn zu vertreten.

Auf meine schüchterne Vorstellung, daß ich für mich selbst ein wenig freie Zeit haben müßte, antwortete er barsch: „Sie haben während des Terms überhaupt keinen Anspruch auf freie Zeit; Ihre ganze Zeit gehört mir, dafür bezahle ich Sie."

Am Sonntag mußte ich an dem dreimaligen Gottesdienst zu welchem die Knaben gezwungen wurden, theilnehmen und fast den ganzen Tag über die Aufsicht führen, und solche Aufsicht über die englische Jugend ist nicht leicht.

Das heißt, verstehen Sie mich recht; im allgemeinen mag ich die englischen Knaben und Jünglinge gern; wenn sie einen mit den offenen Augen so treuherzig anschauen und so freimüthig und ehrlich mit einem sprechen, so muß jedem Pädagogen das Herz aufgehen, und der Umgang mit ihnen war mir noch die einzige Freude, die ich in meinem Schulleben hatte. Aber die Knaben achteten unsereinen nicht für voll, und wer kann's ihnen verdenken?

Der Director, der bei seiner ganzen Thätigkeit eben nur den einen Zweck hatte, sich die Zöglinge, welche er hatte, zu erhalten und so viel neue wie möglich heranzuziehen, schwänzelte um die einflußreichen seiner Schüler herum, als ob er deren Diener wäre, während er uns oft in Gegenwart der Knaben aufs gröbste begegnete und aufs gemeinste ausschalt, so daß diese zuweilen die Ungezogenheiten aus Mitleid für uns ließen, weil wir die Schelte bekamen.

Doch was soll ich Ihnen weiter von diesem Sclavenleben erzählen? Der Director war eben keinem Menschen verantwortlich; er war ein Selbstherrscher, wie vielleicht kein anderer in England und übte seine Tyrannei in niederträchtiger Weise aus.

Nur noch eins. Die Prädicate, welche wir den Schülern ertheilten und die monatlich den Eltern geschickt wurden, änderte er ganz willkürlich, so daß oft die faulsten und dummsten Schüler, je nachdem ihre Eltern angesehene und einflußreiche Leute waren, die besten Zeugnisse bekamen, eine Unmoralität, die mich oft mit dem größten Abscheu erfüllte.

Jetzt hören Sie, wie es mit mir zum Schluß kam. Es war gegen Ende des Terms. Ich hatte die Aufsicht über die Arbeiten meiner Classe zu führen. Ein älterer Schüler, den ich sonst wenig kannte, von dem ich aber von Hörensagen wußte, daß er ein durch und durch roher Patron war, hatte eine Strafarbeit zu machen und war mir mit anvertraut worden. Der Junge benahm sich aufs ungebührlichste, summte laut vor sich hin, warf mit Papierkügelchen nach mir und nach den anderen Knaben und was dergleichen Ungezogenheiten mehr waren.

Ich mahnte ihn in ruhigem, ernstem, aber immerhin sanftem Tone; er setzte flegelhaften Trotz auf. Ich drohte, ihn dem Director zu melden. Er lachte höhnisch und sagte, das solle ich nur gern thun; der Director wisse recht gut, was sich für einen hergelaufenen Deutschen einem englischen Gentleman gegenüber gezieme.

Einige der anderen Jungen lachten; meine Autorität war aufs höchste gefährdet. Ich befahl dem aufsässigen jungen Mann sofort ruhig zu sein oder den Raum zu verlassen.

Er blieb flegelhaft, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, sitzen und erwiderte: „Zu befehlen haben Sie mir überhaupt nichts."

Ich wurde zornig, faßte den sich heftig sträubenden und an die Bank sich anklammernden Knaben beim Kragen und warf ihn vor die Thür. Wie rasend lief er fort.

Daß etwas schlimmes hieraus werden würde, dachte ich gleich; daß es aber so schlimm kommen sollte, wie es kam, hätte ich doch nicht geglaubt.

Es waren etwa zehn Minuten vergangen, da polterte der etwas schwerfällige Director mit stark weingeröthetem Antlitz ins Zimmer in Begleitung des vor die Thür gesetzten Jünglings. Ich glaube, er war etwas betrunken und will es zu seiner Ehre annehmen; er liebte es, beim Dinner stark zu poculiren, und bei diesem hatte ihn der aufgeregte Knabe gestört.

Der Director warf mir nun wüthend vor der ganzen Classe eine arge Ueberhebung vor; ich hätte den Knaben körperlich angegriffen, rief er, und das sei mir contractlich verboten worden; sofort solle ich den jungen Gentleman um Verzeihung bitten.

Dessen weigerte ich mich aufs entschiedenste, und was dann kam, ich weiß es nicht mehr genau. Genug, der Director vergriff sich vor den Schülern thätlich an mir, und ich mag den Schlag auch wohl stark erwidert haben; jedenfalls habe ich ihn wohl unsanft zu Boden geworfen.

Noch am selben Abend wurde ich entlassen; mein letztes Monatsgehalt zahlte mir der zornschnaubende Director nicht aus, weil ich den Contract gebrochen hätte. „Sie können mich ja verklagen," waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe.

Als ich mit dem Abendzuge nach London fuhr, hatte ich noch eine kleine wehmüthige Freude. Fünf meiner Schüler hatten sich heimlich aus der Anstalt fortgestohlen, um mir Adieu zu sagen. Ja, sie hatten sogar von ihrem Taschengeld etwas Geld gesammelt und wollten mir dasselbe aufdringen. Ich lehnte

es natürlich ab, aber die Anhänglichkeit der Jungen that mir doch wohl, und mit Thränen in den Augen habe ich jeden von ihnen geküßt und ihnen für immer Lebewohl gesagt.

Das ist die letzte glückliche Minute gewesen, die ich gehabt habe," fuhr er dumpf fort. „Am anderen Tage ging ich wieder zu dem Agenten. Als ich ihm zu erzählen anfangen wollte, hielt er mir hohnlachend einen Brief entgegen, den er von dem Director mit der ersten Post erhalten hatte, und sagte, in Großbritannien bekäme ich gewiß keine Lehrerstelle mehr, dafür wolle er schon sorgen.

Wie ich nachher vernahm, hat der Agent, wahrscheinlich gegen gute Bezahlung des rachsüchtigen Directors, den Brief vervielfältigen lassen und ihn an sämmtliche Schulagenturen Londons verschickt. In dem Brief stand, daß ich ein unbrauchbarer, sehr widersetzlicher Mensch sei, der sich sogar an seinem Director thätlich vergriffen habe. So blieben alle meine Bemühungen, eine neue Stelle zu erhalten, erfolglos.

Ich ging zu einem Rechtsanwalt und wollte das Gesetz zu Hilfe rufen. Ja, meinte der, das sei eine sehr zweifelhafte Geschichte; er habe nicht viel Lust sie anzugreifen; ob ich überhaupt ihm einen Vorschuß von drei Pf. St. zur Einleitung des Verfahrens geben könne?

Ich schüttelte den Kopf und ging betrübt hinweg; ja, der Agent mochte Recht haben, mit meiner Lehrercarriere in England war es vorbei.

Auf einer Bank in Regents Park sank ich traurig nieder und sah die eleganten Equipagen mit den bäumenden Rappen und den reich galonnirten Dienern vorbeifahren; ach, es war eine düstere Stunde; ich verzweifelte an Gott und der Welt.

Ich hatte die größte Lust, in meinem Beruf zu wirken, und eine Stimme im Innern sagte mir: Du bist auch dazu geeignet; mein ganzes Herz zog mich liebevoll zu den Knaben hin, und auch in den trübsten Stunden war mir das Unterrichten nie eine Last gewesen; ich wollte gern arbeiten von Morgens früh bis spät in die Nacht. Aber ich konnte nicht. Und weshalb nicht? Weil ich einem Schurken und Elenden, der den mir heiligen Beruf nur als eine melkende Kuh betrachtete, in berechtigtem Zorne entgegengetreten war? Was hatte ich mir vorzuwerfen?

In dieser Stunde glaubte ich die Socialdemokratie und alles aufrührerische in der Welt zu verstehen.

Doch hören Sie weiter. Ich wendete mich in der Noth, in die ich nun bald wieder gerieth, an ein Arbeiterplacirungsbüro. Die erste Frage, als der Leiter desselben hörte, daß ich ein Deutscher sei, war: „Können Sie rasiren?"

Ich mußte doch trotz der traurigen Lage, in der ich mich befand, lächeln, als ich die Frage verneinte. Schließlich bekam ich einen Posten als Kellner. Aber ich war zu ungeschickt; schon am dritten Tage ließ ich einen Stapel Teller fallen, und als ich diese abverdient hatte, wurde ich fortgeschickt.

Dann habe ich lange Zeit in den Docks gearbeitet; aber meine Kräfte reichten auf die Länge nicht aus; ich wurde krank entlassen und konnte keine Stelle finden. Ziel- und zwecklos, siech an Körper und elend an Geist bin ich dann in den Straßen und an der Themse umhergegangen und habe oft darüber nachgedacht, wie es wohl einstens werde möge. Gestern hätte es bald geendet und so wird's ja auch wohl kommen. Aber meine Mutter!"

Mich hatte die Geschichte des Unglücklichen tief, tief erschüttert. Und sein letzter Ruf, mit welchem unsere Bekanntschaft auch begonnen hatte, rief in meinem Herzen die Mahnung wach, dem Mann zu helfen. Wie, wußte ich nicht; aber es war mir ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß ich mit einem einflußreichen Herrn vom Londoner School-Board verabredet hatte, grade heute einige der größeren Londoner Volksschulen mit ihm zu inspiciren und nach den Besichtigungen mit ihm zu diniren.

In der gemüthlichen Stunde nach dem Dinner erzählte ich mit aller meiner Gefühlswärme dem freundlichen Herrn die Geschichte meines Landsmanns, und das von Herzen kommende Wort ging auch ihm zu Herzen. Als ich ihm zum Schluß sagte, daß ich grade das heutige Zusammentreffen mit ihm für einen Wink Gottes halte, dem Manne zu helfen, sah er mich ernst an und sprach: „Ja, es ist wirklich wunderbar; in derselben Zeit, als Ihnen der Unglückliche seine traurigen Schicksale erzählte, war in meinem Büro ein Herr aus der Colonie Victoria, der dort eine einflußreiche Stellung hat und der Ausstellung wegen hierher gekommen ist. Er sucht grade jetzt für dort einen tüchtigen Lehrer gegen ein Anfangsgehalt von 150 Pfd. Sterl.; in dem betreffenden Orte, einer ganz neuen Ansiedelung, sind viele Deutsche, und so würde Ihr Bekannter vielleicht dort gut passen. Schicken Sie mir Ihren Schützling morgen um zehn Uhr zu. Ueberzeuge ich mich von der Wahrheit seiner Geschichte, so soll er die Stellung haben. Es ist denkbar, daß das merkwürdige Zusammentreffen eine Fügung Gottes ist — denn vom Zufall halte ich nicht viel —, und solchen Fügungen soll der Mensch nicht widerstreben."

Am anderen Morgen stattete ich meinen Freund — ich hatte ihn in seinem Elend schon seiner Mutter wegen lieb gewonnen — mit einem neuen Anzuge aus und theilte ihm die Möglichkeit einer neuen Anstellung mit. Herzklopfend ging er dann um zehn zu dem Büro des School-Board am Victoria-Embankment, sehr nahe der Nadel der Kleopatra gelegen, der Stelle, an welcher gestern sich sein Schicksal so merkwürdig gewendet hatte.

Um ein Uhr kam er zu mir, ein neuer Mensch; er fand keine Worte, er fiel mir um den Hals und schluchzte; auch ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Das tiefste Leid, das Gott schickt, und die höchste Freude, die er uns gibt, sie finden ihren Ausdruck nur in Thränen.

Ich glaube, wir zwei waren an jenem Nachmittag die glücklichsten Menschen in ganz London; wir blieben den Nachmittag und Abend zusammen.

Der Herr aus Victoria, welcher bald nach meinem Freunde zu dem Büro gekommen war, hatte ihn fest engagirt; er hatte ihn reichlich mit Vorschuß versehen und ihm auf dem am nächsten Morgen abfahrenden Dampfer einen Platz erster Cajüte angewiesen; es wird wohl eine glückliche Fahrt geworden sein. Wir kauften zusammen noch eine Menge Kleinigkeiten ein, die ihm für seine Reise nothwendig waren, und dann setzte er sich auf meiner Stube hin und schrieb, während ich seine Mittheilungen mir notirte, einen langen Brief an seine Mutter und seine Braut.

Das wackere Mädchen hatte noch immer mit unwandelbarer Liebe an dem Unglücklichen gehangen; ihre Eltern waren rasch nach einander an einer ansteckenden Krankheit gestorben, und ihr Bruder war verkommen. Sie war zu der Mutter meines Freundes gezogen und lebte mit ihr ein gemeinsames Leben. Der letzte Brief aus London wird dort wohl große Freude hervorgerufen haben.

Sollten diese Zeilen den beiden Frauen zu Gesicht kommen, so mögen sie mir nicht zürnen, daß ich indiscret die Schicksale ihres Lieblings erzählt habe.

Ich habe von ihm Abschied genommen auf seinem Schiffe, das ihn nach Australien führen sollte. In seiner hübsch eingerichteten Cajüte sagten wir uns Lebewohl.

Ob wir uns wohl wiedersehen werden auf Erden? Vielleicht nie! Und was thut's? Das Gute was ich an dem armen Christenbruder habe thun dürfen, wird nicht verloren sein. Denn das weiß ich gewiß, daß wenn ihm Gott Gesundheit gibt, er dort drüben ein tüchtiger und eifriger Lehrer sein wird, und das ernste Gottesbewußtsein, welches ihm wieder aufgegangen ist an jenem Abend, wo er von der Mauer an der Nadel der Kleopatra fast in ein nasses Grab hinabgesunken wäre, wird ihn sein ganzes Leben hindurch anspornen, Gottes Reich in seinem Kreise mit allen Kräften zu dienen.

Massenunterricht stotternder und stammelnder armer Schulkinder.

In der Stadt Braunschweig wird den Sprachleiden armer Schulkinder ein reges und werkthätiges Interesse zugewendet. Dr. med. Berkhan hat bereits im vorigen Jahre darüber Mittheilungen veröffentlicht und gibt jetzt im „Archiv für Psychiatrie" nachstehenden interessanten Bericht, welchen wir als Anregung für alle Verwaltungsbehörden und Schulvorstände, sowie zur Aneiferung für jeden Menschenfreund, der das Loos dieser Unglücklichen zu bessern geneigt ist, wortgetreu wiedergeben:

„Zu Ostern 1884 wurden von den Lehrern der unteren Volks- und Armen-Schulen hiesiger Stadt die mit Sprachgebrechen behafteten Schulkinder verzeichnet, diese dann einer Prüfung ihrer Sprachmängel sowie einer ärztlichen Untersuchung unterworfen und dann die am stärksten Leidenden zu einem besonderen Heil-Cursus bestimmt, im ganzen 44. Dieselben wurden in vier Gruppen gesondert, und jede Gruppe von einem Taubstummenlehrer unterrichtet, wie das Jahr zuvor, täglich eine Stunde, zusammen 78 Stunden.

I. Die Stammelnden, vier Knaben und drei Mädchen, im Alter von 7 bis 13 Jahren, bekamen ihren Unterricht wiederum vom Lehrer Grewe in der in diesem Archiv Bd. XV. S. 499 geschilderten Weise. Es waren folgende:

1) Göttlang, Erich, 10 Jahre alt, lispelte und stotterte außerdem, beides sehr stark. Die fehlenden Laute waren s, z, sch, ch, j. Er wurde geheilt.

2) Seebach, Carl, 7 Jahre alt. Fehlende Laute: g, k, q, x, w, ch, sch, j, ng. Geheilt.

3) Ehlers, Alfred, 10 Jahre alt. Er hat unter seinen vier Geschwistern eine stammelnde Schwester und zwei stammelnde Brüder, darunter den folgenden. Fehlende Laute: s, z, x, c, k, v, lispelte zugleich stark. Geheilt.

4) Ehlers, Heinrich, 8 Jahre alt. Fehlende Laute: s, z, c, sch, k, r. Geheilt.

5) Stelzer, Margarethe, 7 Jahre alt, sprach meistens nur die erste Silbe, vermochte die Laute außer v, g, k, ng, s einzeln richtig zu bilden, konnte dieselben jedoch in Zusammensetzungen entweder gar nicht oder doch nur ganz verändert aussprechen, z. B. Obst = Obft, Honig = Honitz, das = datz, aus = otz. Geheilt.

6) Baese, Auguste, 13 Jahre alt. Fehlende Laute: c, k, r, s, z, x. Geheilt.

7) Wolkenhauer, Anna, 8 Jahre alt, stotterte zugleich mittelstark, hat unter drei Geschwistern zwei stotternde Schwestern. Fehlende Laute: v, ch, j. Geheilt.

Es wurden demnach wie im ersten Cursus 1883 sämmtliche Stammelnde geheilt; ein Rückfall ist von beiden Cursen her nicht vorgekommen.

In den Fällen, in welchen außer Stammeln auch Stottern vorhanden war, wie bei Nr. 1 und 7, wurde der Grundsatz befolgt, zuerst das Stammeln zu beseitigen.

Es zeigte sich wie früher, daß mit der Beseitigung des Stammelns ein auffallender Fortschritt der Betreffenden in der Schule beobachtet wurde.

II. Die 37 Stotternden im Alter von 7 bis 14 Jahren, 35 Knaben und 2 Mädchen, wurden in den drei Gruppen vom Inspector Schott, Lehrer Anschütz und Lehrer Reiche behandelt zu je 10, 16 und 11 Schülern. Die Behandlung bestand in systematisch durchgeführter Gymnastik der Muskeln des Brustkorbes, des Kehlkopfes und der Mundhöhle in einer dadurch erzielten Regelung der Athmung, Lautbildung und Articulation.

Unter den 37 Stotternden wurden zum zweitenmale 10 Kinder unterrichtet, darunter ein Mädchen. Neun von diesen waren Rückfällige oder nur Gebesserte vom ersten Cursus her, einer, obgleich von seinem Stottern befreit, war von seinen Eltern zur Verhütung eines Rückfalls dem Cursus beigegeben.

Zu Anfang des Cursus zeigte sich bei den Uebungen im Athmen häufig Gähnen, und ich möchte hervorheben, daß zu starke oder zu anhaltende Uebungen nicht gemacht werden dürfen, da sie Schwindel, Ohnmacht und Schweiß hervorzubringen pflegen.

Von den 37 Stotternden wurden geheilt 24, davon 1 rückfällig; gebessert 13. Diese letzteren sind einem dritten Cursus, der noch nicht beendet ist, zugetheilt. Unter den 9 (bzw. 10) welche den Cursus zum zweitenmale mitmachten und sehr schwere Fälle repräsentirten, sind 4 geheilt, 4 gebessert und 1 ungeheilt. Zu den Gebesserten gehört auch der 14 Jahre alte August Lindhorst, der sich während des vorigen Cursus verschlimmerte.

Auch bei den Stotternden zeigte es sich wiederum, daß sie, durch ihr Sprachgebrechen in ihrer geistigen Ausbildung hinter ihren gleichaltrigen Schulgenossen zurückgeblieben, in der Schule auffallende Fortschritte machten, sobald sie gebessert oder geheilt wurden.

Ende November 1884 wurde eine Prüfung der unterrichteten Schulkinder in Gegenwart der Schulbehörde und mehrerer Aerzte abgehalten.

Drei von den geheilten Stotternden wurden zu Ostern 1885 confirmirt und gingen in Stellung; einer von ihnen war, wie ich oben erwähnte, rückfällig geworden, verlor deshalb bald seine Stellung bei einem Kaufmann und wurde von einem Seiler angenommen, bei dem er wenig zu sprechen braucht.

Ein dritter Heilcursus, vom Jahre 1885, ist gegenwärtig noch nicht beendet.

Diese Curse werden bei dem Wohlwollen, welches ihnen der Stadt-Magistrat schenkt, wohl fortgesetzt werden. Die Theilnehmer werden sich, wie bisher, aus neu hinzukommenden Sprachkranken (nachwachsenden und zugezogenen) sowie aus den nur Gebesserten und Rückfälligen voriger Curse zusammensetzen; sie werden geringer an Zahl und jünger an Jahren sein, ein Umstand der für den Erfolg des Unterrichts nur vortheilhaft sein wird.

In meinem Aufsatz über Stottern hatte ich behauptet, daß dies Uebel hauptsächlich an die Armuth gebunden sei; Zuschriften und Anfragen aus Berlin, Potsdam, Hamm i. W., Meißen, Pölzig, München, haben dies bestätigt und zugleich bewiesen, daß man an dem Vorgehen hierselbst, arme sprachkranke Schulkinder von ihrem Uebel zu befreien, Interesse genommen.

Aus Posen und aus Bochum hat je ein Lehrer bei den Heilcursen hierselbst hospitirt."

Allerlei Gemeinnütziges.

Eine Moor-Versuch-Station für Schweden hat Prof. M. Fleischer, der Leiter der deutschen Station in Bremen empfohlen, als er im Sommer während einer großen landwirthschaftlichen Ausstellung drüben war. Er thut es weiter in einem Briefe an den Schriftführer des in Jönköping entstandenen Vereins für Moorcultur, welchen schwedische Blätter veröffentlichen.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Beilage zu Nr. 44 des „Nordwest.“

Sonntag, 31. October 1886.

Einführung der Handarbeit in Knabenschulen;

Fingerkünste im Wechsel mit Gehirn-Anstrengungen.

Ernst Legouvé, der berühmte französische Akademiker, dem seine „Sechzig Jahre Erinnerungen“ auch in Deutschland große Anerkennung und man möchte sagen Liebe gewonnen haben, sagte in der Pariser Monge-Schule am Schlusse des Unterrichtsjahres:

„Dort im Lateinischen Viertel hinter dem Pantheon, in der Straße Tournefort, steht eine schlichte Volksschule. Treten wir ein. Knaben sitzen in den Bänken; Karten, Maß- und Gewicht-Tabellen hangen an den Wänden wie überall. Es schlägt 12 Uhr. Alle springen auf. Wohin? Zum Spiel? Dazu ist es die Stunde nicht. Fort geht es in die Schreiner-, Schlosser-, Modellir- und Holzschneide-Werkstätten! Aus meinen ABC-Schützen sind Handwerker geworden. Statt der Feder die Säge, der Hammer, der Hobel, der Meißel; statt der Dictate machen sie Tische, Bänke, Schränkchen. Alles was sie brauchen, verfertigen sie selbst. Auf ein weiteres Glockenzeichen geht es zurück zur Geographie, zum Rechnen, zur Geschichte. Ist aus dieser Verbindung der Unterweisung des Kopfes mit der Unterweisung der Hund nichts zu lernen? Ich will euch nicht wie Rousseau zu Schreinern machen, damit ihr in Fällen der Noth euch mit dem Handwerk ernähren könnt; denn es würde euch kaum gelingen. Aber den Söhnen der wohlhabenden Classen fehlt die Erziehung der Finger. An den Familienabenden nähen, sticken, stricken, spinnen, zeichnen die Frauen. Und die Männer? Sie lassen Daumen um Daumen sich drehen, oder sie nicken, weil sie sich langweilen, weil sie nichts zu thun wissen. Franklin hat eine geistreiche Bittschrift der linken Hand geschrieben, welche sich darüber beklagt, daß man sie nichts, daß man ihre Schwester die rechte Hand alles lehre: die Finger der Männer könnten die gleiche Klage gegen die Finger der Frauen erheben. Wenn man diese reizend doigts de fée (Feenfinger) genannt hat, so gebührt den andern der Name doigts fainéants (faule Finger). Man befreie den Mann von diesem Ueberrest jenes alten Vorurtheils, wonach dem freien Manne nur das Waffenhandwerk gestattet war, und man befreit ihn von dem drückenden Joche des Müßiggangs und der lästigen Knechtschaft der Ungeschicklichkeit. Von dieser weiß ich aus Erfahrung zu sprechen: so oft ich einen Nagel einschlagen will, treffe ich meine Finger, und ich habe schon oft die Frage an mich gestellt, was an Robinson's Stelle aus mir geworden wäre. Nun hoffe ich, daß ihr nicht auf einsame Inseln verschlagen werdet! Aber man kann nicht immer denken, sprechen oder schreiben. Handgeschick füllt passend die Pausen aus, welche sonst gerne der Langeweile verfallen. Daß man, ohne sich etwas zu vergeben, Künstler und Handwerker sein kann, beweisen Saint-Marc Girardin und Victor Hugo: jener verfertigte eigenhändig seine Bibliothekschränke, dieser tapezierte sich seine Stuben.“

Von Spinoza ist bekannt, daß er, als er aus Amsterdam verwiesen wurde, seinen Unterhalt dadurch gewann, daß er Gläser schliff, und von Livingstone weiß man, daß er, da er 19 Jahre alt als Student die Universität Glasgow bezog, den Sommer in einer Baumwollenspinnerei gearbeitet hat, im Winter aber Vorlesungen über die griechische Sprache, über Theologie u. s. w. hörte.

Der Erlanger Verein für Volkserziehung und die Knabenhort-Sache.

In einer August-Nummer haben wir einen deutschen Knabenhort-Tag empfohlen, und dazu bemerkt: „Es fragt sich nur, wer die Initiative ergreifen soll und wird? Man würde meinen: der Erlanger Verein; aber der streitet, — stritt wenigstens noch vor kurzem mit dem Augsburger Verein über die wahre Nachfolge seines Meisters und Schöpfers“ (des verstorbenen Prof. Schmid-Schwarzenberg).

Wir werden aus Erlangen belehrt, daß dies, insofern zum Streiten zwei gehören, ein unbegründeter zurückgebliebener Eindruck aus früheren Wahrnehmungen sein muß. „Der Verein für Volkserziehung in Erlangen hat in dieser Angelegenheit noch nie ein Wort geschrieben oder gesprochen. . . Erlangen ist bereits am 2. Februar 1885 aus dem „Bayrischen Landesverein für Volkserziehung“ ausgetreten, hat am gleichen Tage dem Verein für Volkserziehung in Augsburg erklärt, daß jeder fernere Verkehr seinerseits als aufgehoben gelte, da Erlangen mit dem Wirken Augsburgs nicht mehr einverstanden sein konnte. Augsburg führt seit 1884 die „Geschäftsleitung des Bayrischen Landesvereins“ fort, sowie auch das Organ desselben, den „Volkserzieher.“ Zu diesem Landesverein gehört seit der Zeit nur Augsburg. Vor Erlangen war München ausgetreten und dann Fürth; die übrigen Vereine sind nicht beigetreten.“

Demselben gefälligen Schreiben des Herrn L. Graßmüller entnehmen wir weiter:

Schließlich noch einige Bemerkungen zu einzelnen Sätzen Ihres Artikels.

Daß im 15. Jahresbericht die Anstalten in Darmstadt u. s. f. nicht erwähnt sind, hat seinen Grund. Ich bin hierin der nemlichen Anschauung wie Reddersen, Dr. Zwick, Dr. Götze u. s. f.. Wären diese Anstalten genannt worden, so hätte man auch auf die Kinderasyle, Rettungshäuser, Kindergärten u. dgl. Rücksicht nehmen müssen, da sie sich alle der Jugend annehmen. Der Jahresbericht hat sich auf die Anstalten beschränkt, die nach dem Erlanger Vorbilde errichtet worden sind und mit Erlangen in Verbindung stehen.

Der Knabenhort in Hannover, von dem ich nur weiß, daß er besteht, ist nicht genannt worden, weil ich seine Einrichtungen nicht kenne. Nach unseren Vereinsacten erhielt Herr Prof. Dr. Post seit 1881 alljährlich unsere Jahresberichte zuerst nach Göttingen, dann nach Hannover zugesandt. Der Erlanger Verein hat von genanntem Herrn keine Antwort und keinen Jahresbericht in Händen. Auch weiß ich nicht, wann die dortige Anstalt gegründet wurde.

Der Erlanger Knabenhort hat die „Handarbeit,“ wie so mancher andere, noch nicht eingeführt. Aber er hat Interesse daran. Ich stehe mit Herrn Dr. Götze in freundschaftlichstem Verkehr und erhalte die Schriften über Handfertigkeitsunterricht regelmäßig geschickt. Auch habe ich im Juni ds. J. in drei größeren bayrischen Blättern über den Handfertigkeits-Cursus für Leipzig berichtet. Um noch näher eingeweiht zu werden, bestellte ich mir auch Ihr Blatt. Die Einführung der Handarbeit ist aber im Knabenhort nicht so leicht. Er hat es mit ganz armen Kindern von 6 bis 13 Jahren zu thun. Zu den bereits bewährten Erziehungs- oder Beschäftigungsmitteln kann ganz gut noch Handarbeit kommen, aber nur für die älteren Knaben. Hat nun die Anstalt 40 bis 50, so könnten höchstens 10 inbetrachtkommen. Ferner sind die Kosten der Ein- und Durchführung nicht gering. Woher aber in mancher Stadt das Geld nehmen? Der Charakter

der Anstalt darf natürlich durch Einführung der Handarbeit nicht geändert werden.

Auf einem andern Standpunkt stehen die Anstalten, die nur Handarbeit im Auge haben; sie wenden sich ja auch nicht in erster Linie an die ärmsten Kinder.

Uebrigens besteht ja jetzt ein „Deutscher Verein für Handarbeit;" vielleicht kommt auch bald ein „Deutscher Verein für Kinderheime" zustande! Gewiß können dann beide Vereine von einander lernen."

Knaben-Handarbeit in Leipzig.

Mit dem beginnenden Winterhalbjahr entwickelt sich an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen wieder wie in einem Bienenkorb ein arbeitfrohes, emsiges Leben in den Schülerwerkstätten der alten Thomas-Schule Leipzigs. Im Leipziger Tageblatt lesen wir darüber: „Man kann es den eifrigen Jungen von den Gesichtern ablesen, wie glücklich sie sind, daß sie mit den Händen etwas schaffen dürfen, was vor ihren Augen sichtlich entsteht, welche Lust es ihnen ist, die Säge, den Hammer, den Hobel zu führen, mit dem Schnitzmesser dem bildsamen Holze einfach-schöne Formen zu verleihen, oder was sonst für Bethätigungen ihres Schaffenstriebes ihnen den ergötzlichen Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Anstrengung verschafft. Ganz abgesehen von der Frage der Einführung des Arbeitsunterrichts in die Schule, über die ja die Gelehrten noch nicht so bald einig sein werden, vermag man hier deutlich zu erkennen, daß die Verwendung der Mußezeit der Knaben zu praktischen Wirken für sie eine herzliche Freude ist und ihnen gewiß zum Segen gereicht. Aus dem eifrigen Besuch der Schülerwerkstatt aber läßt sich schließen, daß dieselbe mehr und mehr zu einer volksthümlichen Einrichtung geworden ist, in der die Knaben die Lust an der praktischen Arbeit spüren, die jeden überkommt, der sich ihr ernstlich hingibt. Der zum Clavierspiel verurtheilte, unmusikalische Junge, der im Winkel hockende Bücherwurm, welcher mit Heißhunger phantasieerhitzende Indianergeschichten verschlingt, — sie sind gewiß an der Werkbank besser aufgehoben, wo sie mit Altersgenossen in munterem Wetteifer thätig sind, wo sie, statt altbärtig und blasirt zu werden, sich einen frischen fröhlichen Muth und helle Sinne erarbeiten, mit denen sie die Welt, die sie umgibt, klar auffassen lernen. Darum gilt auch von der Leipziger Schülerwerkstatt, daß ihre Besucher an den vergnügten Gesichtern der kleinen Gesellschaft, an dem Eifer, mit dem sie ihrer Thätigkeit obliegen, und an dem Geschick, welches die kleinen Hände entwickeln, sich davon überzeugen können, daß die Arbeit da wie überall Freude und Segen bringt, und daß der schulmäßige Unterricht in denselben während einiger Stunden der Woche keine übertriebene Anforderung ist, sondern ein nothwendiges Stück naturgemäßer Erziehung des Menschen, welche ihn lehrt die Zeit zu benutzen zur Arbeit, und ihn geschickt macht fürs Leben. Vielleicht ist danach zu hoffen, daß solche praktische Beschäftigung der Jugend, welche das Bücherwissen durch die Erfahrung ergänzt, allmählich selbstverständlich werde und nicht mehr erst der Befürwortung bedürfe."

Lehrer-Stimmungen.

Zum deutsch-österreichischen Lehrertag in Wien schreibt Anton Katschinka's dortige „Volksschule" in einer Nachlese: „Wir wollen unser volles Einverständnis mit dem in den Freien Pädagogischen Blättern ausgesprochenen Satze erklären, daß die alte Begeisterung, die alte Thatkraft in der heutigen Lehrerschaft nicht mehr vorhanden ist. Es soll und darf nicht geleugnet werden, daß ein sehr fataler Zug der Bequemlichkeit durch einen großen Theil der Lehrerschaft geht. Einen sehr sprechenden Beleg hierfür bietet die allgemeine Vereins-Misere. Fast alle Vereine kranken an Abmagerung, und die interessantesten Tagesordnungen vermögen nicht mehr die Vereinssäle zu füllen. Dieser Umstand hat auch bereits einige speculative Vereins-Obmänner veranlaßt, die Vereinsversammlungen nicht mehr in Sälen, sondern in Zimmern abzuhalten; aber auch diese füllen sich nicht mehr. Es ist eine allgemeine Ermattung eingetreten. Vielleicht wurde früher auch des guten zu viel gethan. Das Uebel besteht aber nun einmal und regt zum Nachdenken an. Wenn nach der Freien Schulzeitung die spärliche Betheiligung seitens der Gemeinde, der Behörden und „bekannterer Fachmänner" an der Bundesversammlung durch die lückenhaften Vorbereitungen des Ortsausschusses veranlaßt worden sein soll, so ist diese Behauptung eben auch eine bequeme Zurechtlegung. Allerdings mag gar manches nicht geklappt haben, manches erst in letzter Stunde fertiggestellt worden sein, wie dies ja anderswo bei ähnlichen Gelegenheiten auch nicht anders ging; aber daß durch derlei Dinge, um welche Gemeinden, Behörden, „bekanntere Fachmänner" und die nicht gekommenen Theilnehmer vorher nicht wissen konnten, die Nichttheilnahme der genannten Factoren verschuldet worden sei, das heißt doch den Lesern eine starke Prise bieten. Auch der in demselben Blatte enthaltene Vorwurf, daß zwar die große Bedeutung der Versammlung immer betont, aber nirgends über dieselbe des öfteren etwas ausführliches zu reden war, trägt viel des erheiternden an sich. Wenn durch das Betonen der hohen Bedeutung der Versammlung die Lehrerschaft zu einer regeren Betheiligung nicht vermocht werden konnte, so hätte dies eine ausführliche Beschreibung minder oder ganz unwichtiger Dinge wohl noch weniger zuwege gebracht. Wenn wir die vor uns liegenden pädagogischen Zeitschriften durchblicken, so finden wir, daß in mancher derselben selbst von dem Betonen der hohen Bedeutung der ersten Vollversammlung des deutsch-österreichischen Lehrerbundes nichts zu finden war. Ein bequemer Zug mehr — und ein nicht unberechtigter Vorwurf zugleich."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 45. Sonntag, 7. November. 1886.

Reichthums-Uebermaß.

Der „Christenbote“ erzählt, daß in einer Landgemeinde wo er dem Gottesdienst beiwohnte, der Pfarrer folgende Verkündigung verlas: „Ein Mitglied unserer Gemeinde, welches plötzlich reich geworden ist, empfiehlt sich der Fürbitte seiner Mitchristen.“ Gewöhnlich sind es nur die schwerkranken und besonders heimgesuchten Leute, welche dieses thun, und es ist wohl noch selten der Reichthum von Jemandem, dem er zufiel, als eine gefährliche Prüfung angesehen worden. Allein wenn wir an Jesu Worte denken: „wie schwer wird ein Reicher ins Himmelreich kommen“, und wenn es wahr ist, daß nur Wenige die mit einem schnellen Wachsthum des Vermögens oder Einkommens verbundenen Anfechtungen siegreich bestehen, so ist das Begehren jenes reich gewordenen Mannes ganz begreiflich und zeugt von einem richtigen Gefühl.

Es kann auch dienen, die herrschende Auffassungsweise zu berichtigen. Nehmen nicht die meisten, selbst wohlgebildeten Leute in halbem oder vollem Bewußtsein an, des Geldes könne man nie genug bekommen? und wieviele reiche Väter sind, die ihren Kindern nicht noch immer mehr hinterlassen möchten, statt daß sie den Punkt ins Auge faßten, wo weniger Erbe mehr wahre Wohlthat sein würde?

Es ist ja, oder war bis vor kurzem mindestens ähnlich mit der körperlichen Fülle. Heute noch denken unendlich viele Nichtärzte sicher in ihrem frommverkehrten Sinne: je dicker ein Mensch, desto gesunder! Noch viel mehr Männlein aber können von dem was dicker macht, gar nicht genug in sich hineinschlagen, und noch viel mehr Weiblein werden nicht müde, ihren Gästen oder selbst den Ihrigen, für deren Wohlergehen sie noch verantwortlicher sind, zuzureden daß sie über alles Verlangen hinaus sich den Magen vollstopfen. Erst in jüngster Zeit ist diesem Unsinn durch die aufsehenerregenden Schriften und Glanzcuren Ebstein's, Oertel's und Schweninger's allgemeiner Einhalt gethan worden.

Den Nimmersatten des Geldbeutels würde das unlängst verstorbene Haupt einer weitverzweigten berühmten Familie, Freiherr Mayer Karl von Rothschild in Frankfurt am Main, wenn sein Leben der Wirklichkeit entsprechend bekannt würde, eine Lehre gleichen Werthes ertheilen können. Die meisten ihm gewidmeten Nachrufe athmeten begreiflicherweise das eingebürgerte de mortuis nil nisi bene, auf deutsch: werft den Mantel der christlichen Liebe über die Todten, damit nicht etwa sie sondern ihre Hinterbliebenen sich nicht gekränkt fühlen, — anstatt daß man umgekehrt den Wegfall der eigentlichen und vollberechtigten persönlichen Rücksichten ergreifen sollte, um die Weiterlebenden lernen zu lassen durch lehrreiche Erlebnisse der Verstorbenen. Eine Mittheilung der Magdeburgischen Zeitung indessen entsprach, günstig hervorstechend, der hier ausgesprochenen Forderung. Wie sie den Lebens-Verlauf des obersten der Rothschild schilderte, mußte sie ein inniges Mitleid mit diesem scheinbar so glückgesegneten und in Wirklichkeit so tief unglücklichen Manne erwecken.

Wir wollen das Bild vom armen Reichen oder vielmehr ärmsten Reichsten hier nicht nachmalen. Es genüge anzuführen, daß er mit seinem Bruder und Mithaupt des Frankfurter Hauses so verfeindet war, daß wenn der Eine in die Geschäftsräume kam, der Andere ging oder vielmehr schon gegangen war; daß die von immer wachsendem Reichthum stammende Selbstüberschätzung seiner Persönlichkeit ihm weder Freunde werben noch auch nur die vertrautesten und verdientesten seiner eigenen Angestellten näher bringen konnte, so daß er völlig vereinsamt starb, als Taubheit und Schwerfälligkeit der Bewegung ihn obendrein von jedem gleichgiltigen Verkehr der Menschen, ja fast von jedem Blicke in die Welt hinaus fernhielten. Wie maßlos selbstsüchtig er alle seine Verhältnisse auffaßte, das zeigt die Antwort an einen alten Buchhalter, der ihn eines Tags daran zu erinnern wagte, daß er nun ein Vierteljahrhundert in dem Geschäft des Herrn Baron arbeitete. „So?“ versetzte der Herr Baron, „essen Sie schon solange mein Brot?“ Und nichts weiter! — Seinem besten, ältesten Gehilfen schlug er die Ertheilung der Procura ab. Briefe durften demgemäß nur geöffnet werden, wenn einer der beiden feindlichen Brüder zugegen war; und reiste der Eine, während den Anderen etwa Unpäßlichkeit zurückhielt, so blieben die Briefe oft mehrere Tage unerbrochen liegen. Darüber war endlich sogar die führende geschäftliche Stellung des Hauses verlorengegangen. Es machte nur noch mit, was andere Häuser unternahmen. Wofür hat also sein älterer Chef gelebt, als um zu erfahren und zu beweisen, daß es ein zerstörendes Uebermaß von Reichthum gibt? Der jüngere Bruder Willy, beiläufig bemerkt, hat doch wenigstens Genuß an seinen eifrigen Talmud-Studien. Aber das kann man haben, ohne jährlich mehr als eine Million Mark einzunehmen.

Wie man der leiblichen Fettsucht abhilft und vorbeugt,

wenn man sein eigenes Wohl bedenkt, so sollte es auch bei drohendem Reichthums-Uebermaß geschehen. Der Mittel und Wege sind tausende, allbekannte. Davon entschlossen Gebrauch zu machen verhütet nicht allein schweres persönliches Unheil, es stiftet auch, indem es Vieler Bedrängnis erleichtert oder Bildung und Emporkommen befördert, unabsehbaren öffentlichen Segen, der auf seinen Urheber leuchtend und erwärmend zurückstrahlt. A. L.

Verschiedene Standpunkte.

Das junge Mädchen, das bei Frau Arning zur Stütze im Haushalt ist, hat seinen Ausgehe-Sonntag und kommt statt um zehn, um halb elf Uhr Abends nach Hause. Was Frau Arning davon denkt und theilweise auch sagt, ist folgendes: Daß diese Leute vom Vergnügen doch nie genug bekommen können! Alltags fängt sie schon um neun an zu gähnen, und ich fürchte alle Augenblicke, daß sie mit dem Kopf ins Licht fällt, aber wenn der freie Sonntag kommt, dann ist alle Müdigkeit vergessen. Dabei weiß sie doch, wie sehr mein Mann dagegen ist, daß das Haus länger als bis um zehn offen bleibt, und daß es mit den Mägden auch jedesmal Verdruß gibt, wenn sie nicht pünktlich nach Hause kommen. Obendrein ist morgen Waschtag, wo sie alle früh aufstehen und zur Arbeit frisch sein müssen. Aber das ist alles einerlei, sobald sie sich nur amüsiren kann. Wenn sie es so weiter treibt, so behalte ich sie gewiß nicht; ich kann jeden Tag zwanzig andere bekommen.

Die Stütze sagt klüglicherweise nichts; aber dies sind ihre zollfreien Gedanken: Der Frau kann man nichts recht machen! Sie geht, wenn sie Lust hat, alle Abend aus, bin ich doch neulich erst, als sie bei Hofraths eingeladen waren, bis nach zwölf aufgeblieben, um sie zu erwarten; wenn ich aber jeden dritten Sonntag Abend ausgehe und dann einmal ein paar Minuten nach zehn komme, dann gibt es ein Halloh, als wenn ich wunder was begangen hätte. Wie soll ich es denn auch machen? Meine Freunde essen nicht vor neun; ich mußte so schon vom Tische wegeilen, und der junge Mann der mich dann nach Hause begleitete, hatte nicht Lust so arg zu laufen. Allein mag ich um die Zeit Sonntags nicht gehen, und daß mich ein Mädchen abholen sollte, wie ich das zu Hause gewohnt war, daran ist nicht zu denken. Als wir die Schneiderinnen gehabt hatten und ich mich anbot, die Knopflöcher noch denselben Abend fertig zu machen, da hatte Frau Arning gar nichts dagegen, daß ich bis nach elf dabei sitzen blieb, und weckte den nächsten Morgen auch keine Viertelstunde später. Aber daß unser eins auch jung ist und einmal ein Vergnügen haben will, davon weiß sie nichts, das ist nur für sie und ihresgleichen auf der Welt. Wenn ich nur gleich eine Stelle wieder hätte, ich ginge lieber heute als morgen fort.

Herr Bernhardi hat einen armen Jungen, der als Laufbursche zu ihm kam, wegen seiner Anstelligkeit und seines hellen Kopfes in sein Geschäft aufgenommen, ihm Gelegenheit gegeben, sich die ihm noch fehlenden Kenntnisse zu erwerben, ihn von Stufe zu Stufe steigen lassen und ihm sogar die Aussicht auf eine spätere Theilhaberschaft eröffnet. Allein Heinrich hat einen großen Trieb in die Weite. Er verlangt die Welt zu sehen, er lernt draußen einen Geschäftsbetrieb kennen, der ihm besser zusagt als der seines Wohlthäters; er erwirbt sich ein kleines Capital und zieht es, heimgekehrt, vor, ein eigenes Geschäft zu begründen, anstatt in seine alte Stellung zurückzukehren. Mit Bernhardi und mir gäbe das doch nichts, sagt er zu einem vertrauten Freunde. Wir haben zu verschiedene Ansichten, und ich würde nicht dazu stillschweigen können, daß bei der verkehrten Praxis, die bei ihm nun einmal eingebürgert ist, so viele Gelegenheiten das Geschäft zu erweitern und einträglich zu machen, verabsäumt werden. Er hat viel an mir gethan, das verkenne ich nicht, aber ich bin ihm auch von Anfang an viel werth gewesen, weil er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte, und so wird sich das wohl ungefähr ausgleichen. Sollte ich ihm einmal einen Dienst leisten können, so werde ich das von Herzen gern thun, wir können aber viel bessere Freunde bleiben, wenn wir uns nicht auf Schritt und Tritt im Wege stehen.

Herr Bernhardi sagt: Undank ist der Welt Lohn! Das hätte ich vorher wissen können! Dieser Heinrich, den ich erst zu etwas gemacht habe! Was wäre denn aus ihm geworden, wenn ich ihn nicht vom Laufburschen zum Lehrling erhoben hätte, ihm nicht die theueren Privatstunden hätte geben lassen? Ein Arbeitsmann wie sein Vater; dann verdiente er die Woche zehn Mark und könnte Steine tragen. Aber der Sinn stand ihm immer hoch hinaus. Nun ist er soviel klüger geworden als sein alter Lehrherr, und hat in Amerika gelernt, wie man es machen muß um Millionär zu werden. Konnte sich bei mir so schön warm hineinsetzen, ich hätte mich allmählich zurückgezogen und ihm das Ganze übergeben, aber nein, bei F. C. Bernhardi geht es ihm zu altmodisch sicher zu. Hochmuth kommt vor dem Fall, wir werden schon sehen, wie weit er's mit seinen neuen Ideen treibt.

Höre, Eduard, spricht Frau Kunigunde zu ihrem Manne, ich kann es doch nicht recht begreifen, wie deine Schwester und dein Schwager sich bei dem Leben, das sie führen, befriedigt fühlen können. Das geht ja immer von einem aufs andere. Erst sind sie sechs Wochen auf Reisen gewesen, dann haben sie Professor Tamil zum Besuch gehabt, dann kam das große Concert der Singakademie, und man hörte wochenlang bei ihnen nichts als von Proben und fremden Künstlern. Nun erzählt mir Hulda, daß sie auf die Bälle im Odeon abonnirt haben, und daß sie noch in diesem Monat mindestens drei große Gesellschaften geben müssen, und daß Dr. Weltz ein Shakespeare-Kränzchen einrichten wird, an dem sie theilnehmen wollen, und daß sie für den großen Bazar zum besten des Gustav Adolf-Vereins in den Vorstand gewählt ist. Dabei kommt man ja nicht zu Luft und Athem, und von häuslicher Gemüthlichkeit kann keine Rede sein.

Gemüthlich ist es trotzdem bei ihnen, wenn man sie einmal allein zu Hause findet, das muß man Hulda lassen, versetzt der Gatte. Weißt du noch, wie hübsch es an dem Abend war, als sie nur uns beiden zu Professor Tamil eingeladen hatten und er uns aus seinem Reisetagebuch vorlas? Aber für Oswald's Gesundheit möchte es wohl besser sein, wenn sie ruhiger lebten.

Die fragliche Hulda war zu ihrer Zeit ein sehr schönes, geistreiches und talentvolles Mädchen, das einen reichen, aber kränklichen Mann heiratete. Kinder sind der Ehe versagt geblieben, und beide Gatten tragen schwerer an dieser Entbehrung, als sie irgend jemand merken lassen. Ich habe die gute Kunigunde in ihrer Kinderstube besucht, erzählt Frau Hulda ihrem Gatten. Es war ein reizendes Bild, sie ist nie hübscher als mitten zwischen all ihren Kleinen, ich vergesse dann völlig ihre Plattnase und ihren geschmacklosen Anzug. Aber von anderen Dingen als von Kindern und Haushalt muß man ihr nicht reden. Denke dir, daß sie nicht einmal das Bild von Munkacsy gesehen hat, und Eduard auch nicht. Ich sprach ihn um einen Beitrag für den Gustav-Adolf-Verein an, aber ich glaube wahrhaftig, er wußte nicht einmal, was das ist, er schien es mit der Heidenmission zu verwechseln. Gutherzig ist Eduard ja nun und wollte mir meine Bitte auch nicht abschlagen, trotzdem er sich wohl einschränken muß. Aber wie sie es in dieser Wohnung mit den grellweißen Thüren und Fenstern, mit den Rosentapeten und den Oeldruckbildern an den Wänden aushalten können, das begreife ich nicht.

Frau Kirbitz ist in einem Damenkaffee gewesen und findet zu Hause ihre verheiratete Tochter vor. Nun, hast du dich gut amüsirt, Mama? fragt diese.

So leidlich, erwidert die Mama. Ich saß neben Fräulein

Vogelsang, und da wird man ja genug unterhalten, wie du weißt, denn sie ist klug und redselig. Aber es ist eigentlich doch schrecklich, was so alte Jungfern für Bitterkeit ansammeln. Kein Mensch wurde in der Gesellschaft aufgenannt, über den sie nicht zu Gericht saß, von dem sie nicht alle möglichen Verkehrtheiten und Schlechtigkeiten zu berichten wußte, dem sie es nicht haarklein hätte nachweisen können, wie er hier dumm und da undankbar, hier faul und da verschwenderisch, hier vergnügungssüchtig und da stumpf gegen alles Höhere gewesen war. Mir wurde zuletzt ganz unheimlich, und ich dachte: Wie mag sie nun wohl in der nächsten Gesellschaft über dich herfallen, wenn du nicht dabei bist!

Sie hat aber wirklich oft Recht, fiel die Tochter ein. Wie sie neulich einmal die Männerjagd von Frau Leubel für ihre Erna schilderte, das war wirklich sehr bezeichnend.

Frau Kirbitz sann einen Augenblick nach. Ja, sie mag wohl oft Recht haben in dem was sie sagt, aber nicht in dem was sie verschweigt. Wenn sie die guten Seiten der Menschen mit demselben Scharfsinn aufspürte, wie die schlechten, und sie ebenso laut hervorhöbe, dann bekäme man vielleicht ein richtiges Bild. Aber es schien ihr förmlich unangenehm, wenn jemand ein Wort zur Entschuldigung für irgend einen Angegriffenen sagte, als wenn man damit nur die Wahrheit vertuschen wollte.

Mich dauert sie immer, sprach die Tochter.

Ja, mit Recht, fiel die Mutter schnell ein. Es ist viel an ihr gesündigt worden, das hat sie bitter und hart gemacht. Viele Jahre hat sie mit der geisteskranken Tante zusammen gelebt, nun steht sie ganz allein, ohne ein Liebesband in der Welt und ohne eine rechte Arbeit, an der sich ihre Kräfte auswirken könnten. Sie weiß es auch offenbar nicht, daß sie mit ihrer Zunge soviel Unheil anrichtet; sie ist stolz darauf einen so scharfen Blick zu besitzen, daß sie alle Menschen gleich richtig beurtheilt, und meint gar, sie verdiene Dank dafür, daß sie anderen auch ein Licht aufsteckt.

Verschiedene Standpunkte! Wieviel leichter würde es sich in der Welt leben lassen, wenn sie ausgetauscht oder ausgeglichen werden könnten, wenn das Ich an die Stelle des Du und Er träte und umgekehrt! Dann würde Frau Arning's Stütze an ihrem freien Sonntag Abend denken: Die Herrschaft, der ich meine Zeit jetzt abgetreten habe, mag nicht, wenn ich Abends nach zehn erst heimkomme; obendrein ist morgen Waschtag, wo ich früh munter sein muß — und sie würde, ob nun die Tafel bei ihren Freunden aufgehoben wäre und der Begleiter bereit stände oder nicht, frühzeitig genug aufbrechen, um der Hausordnung Genüge zu leisten. Und Frau Arning würde auf alle Fälle denken: Sie ist jung, und sie hat es, wenn auch nicht an sich schlecht, doch viel saurer als die meisten ihres Alters, die im Elternhause leben. Als ich jung war, spielte das Vergnügen in meinem Leben auch eine größere Rolle als jetzt. Sie muß sich der Hausordnung fügen und muß wissen, daß ich sie der Arbeit wegen halte, aber ich will mich fleißig daran erinnern, wie einem jungen Mädchen zu Muthe ist, und will ihr unser Haus so lieb machen wie ich kann, damit sie bei uns heimisch wird und ihr Elternhaus nicht zu sehr entbehrt.

Gibt es eine Zauberformel, durch welche Herr Bernhardi und sein einstiger Schützling, die Schwägerinnen Kunigunde und Hulda, und wir alle, die wir unser eigenes Thun und Gebahren immer, wenn nicht gradezu löblich, doch sehr erklärlich, selbstverständlich oder entschuldbar, das des Nächsten so leicht gründlich verkehrt und verwerflich finden, uns verständigen können? Ja, es gibt eine, die wunderbare Kraft, die nicht das Ihre sucht, sondern was des anderen ist. Sie lehrt sich in den anderen hineindenken und seinen Standpunkt mit berücksichtigen, nicht um die Wahrheit zu vertuschen und zu verfälschen, denn sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sondern um gerecht urtheilen zu können. Und ich denke, wenn es ihr einmal nicht gelingen will, mildernde Umstände, wie die Rechtsgelehrten das nennen, aufzufinden, so freut sie sich, daß sie nicht, wie der menschliche Richter, trotzdem verpflichtet ist ein Urtheil zu fällen, sondern Wage und Schwert einer berufeneren Hand überlassen kann. Und sie befestigt sich auf diesen Standpunkt umso mehr, allem menschlichen Thun, Irren und Fehlen gegenüber, je weniger eifrig sie darauf bedacht ist sich selbst mildernde Umstände zuzugestehen.

M. L.

Genesungshäuser für Arbeiter.

In der großen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche kürzlich in Berlin stattgefunden hat, hielt Professor Dr. Mendel einen Vortrag über das Vagabundenwesen vom Standpunkt der Medicin. Ein nicht geringer Theil der Vagabunden besteht nach seinen Ermittelungen aus Arbeitern, welche nach überstandener schwerer Krankheit genöthigt gewesen sind, bevor sie wieder in den Besitz ihrer Arbeitskräfte gelangten, ihren Beruf wieder aufzunehmen. Solche Leute verlieren oft ihre Stellung sehr bald wieder, weil ihre Kräfte noch nicht ausreichen; sie leisten nicht genug, werden auch wohl infolge der zu frühen Anstrengung wieder krank. Sie müssen eine andere Stelle suchen, bleiben längere Zeit ohne Beschäftigung, ohne Einkommen, lernen sich auf die öffentliche Mildthätigkeit verlassen, kommen in ein wanderndes, unstetes Leben, gewöhnen sich wohl gar den Trunk an, und sind, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie rettet, dem Vagabundenthum anheimgefallen und verloren.

Professor Mendel hält deshalb für nöthig, daß die Krankenhäuser die Genesenden nicht eher entlassen, als bis dieselben wieder ihre volle Arbeitsfähigkeit erlangt haben.

Das wird seine Schwierigkeiten haben, wenigstens bei den meisten Krankenhäusern. Diese haben nicht so viel Raum, daß sie nicht eigentlich Kranke, d. h. noch der Heilung bedürftige Leute länger behalten könnten; denn dadurch würde Kranken der Platz genommen. Ihre ganzen Einrichtungen passen auch oft nicht recht für schon genesene aber noch schwache Personen. Die Räumlichkeiten sind nicht darauf eingerichtet; die Krankenhäuser liegen mitunter an Stellen welche für einen Aufenthalt von Genesenden nicht geeignet sind, mitten in der Stadt, ohne geräumigen Garten, ohne die Möglichkeit Spaziergänge zu machen; Zucht und Fürsorge müssen anders sein als für eigentliche Kranke. Es müßten deshalb schon gesonderte Einrichtungen für die Genesenden gemacht werden, und dann ist es besser, daß man eigene Anstalten für einen solchen Zweck schafft, die man nun auch an die richtigen Stellen, aus den Straßen heraus ins Freie, in gute Luft und freie Umgebung bringen kann.

Es kommen aber gar nicht bloß die in Hospitälern verpflegten Kranken in Betracht, sondern auch oft die welche in der eigenen Wohnung gelegen haben. Nach überstandener Krankheit kann ihnen oft die nöthige Pflege im Hause gar nicht geboten werden; es ist vielleicht nicht möglich, die passenden Speisen für sie herzurichten; noch häufiger aber wird es sein, daß zu ihrer völligen Kräftigung ein Aufenthalt im Freien oder besondere Ruhe erforderlich, Dinge welche im Hause oft nicht zu schaffen sind.

In anderen Ländern hat man schon seit längerer Zeit Genesungshäuser in großer Zahl; in Deutschland gibt es erst recht wenige, so viel wir wissen nur ein größeres in München. Nur für Kinder fangen die Sommerpflegen und die Kinderheilstätten ausgedehnter zu sorgen an.

Vielleicht führt der Anstoß, welchen Professor Mendel gegeben hat, dazu daß die eine oder andere Stadt oder Wohlthätigkeitsvereine oder Einzelne hier und da die Einrichtung von Anstalten für Genesende in die Hand nehmen; aber es wird auf diesem Wege recht lange dauern, ehe die Sache vorwärts kommt.

Müssen die Arbeiter denn aber, fragt das Deutsche Reichs-

Blatt, darauf warten, daß ihnen andere helfen? Können sie nicht selbst in dieser Richtung etwas thun? Das Reichs-Blatt meint, daß es wohl möglich wäre. „Die Arbeiter brauchen gar nicht immer darauf zu hoffen, daß andere für sie sorgen; sie können vieles leisten, wenn sie nur bedenken, daß viele kleine Kräfte vereinigt zu großen werden. Für diesen Zweck haben nun die Arbeiter die Vereinigung schon, welche sie zu anderen Zwecken erst schaffen müssen, in den Krankencassen. Diese müßten die Sache machen, was gar nicht so schwer ist. Während der Dauer der Erwerbsunfähigkeit erhält das Krankencassenmitglied ein Krankengeld im Betrage von $^1/_2$, und von den freien Hilfscassen, welche nicht freien Arzt stellen, $^3/_4$ des des Lohnes; das macht also $1^1/_2$—2 ℳ täglich aus. Für $1^1/_2$ ℳ kann durchschnittlich ein Genesender verpflegt werden. Wenn ein Arbeiter also imstande ist, sein Krankengeld ganz oder zum größten Theile daran zu geben, so könnte er aus eigenen Mitteln die Genesungspflege bezahlen, wenn nur die dazu nöthigen Einrichtungen vorhanden wären. Könnten nun nicht die großen Krankencassen dieselben machen? Könnten sie nicht solche Anstalten errichten? Man braucht dabei gar nicht an großartige Anstalten zu denken; es genügt dazu ein gewöhnliches Haus, wenn es nur gesund und warm ist und eine gute freie Lage hat, natürlich nicht mitten im Getriebe der Stadt, sondern draußen, aber so daß es von der Stadt aus nicht schwer zu erreichen ist. Es ist auch kein großes Wartepersonal nothwendig, sondern nur ein verständiger Mann mit einer guten Hausfrau, welche einen Haushalt zu führen und gut zu kochen versteht. Solche Leute finden sich in den Arbeiterkreisen gar nicht selten. Aeltere, den Anstrengungen körperlicher Arbeit nicht recht mehr gewachsene, aber sonst noch rüstige Arbeiter würden sich ganz gut dazu eignen. Das Haus braucht auch gar nicht groß zu sein. Außer den Wirthschaftsräumen und der Wohnung des Hausvaters 4—5 Schlafzimmer, jedes zu 3—4 Betten eingerichtet, ein Krankenzimmer für solche, welche etwa wieder erkranken und allein bleiben müssen, zwei Zimmer zum Essen und zum gemeinsamen Aufenthalt, wenn möglich ein Badezimmer, das genügt für etwa 15 Genesende.

Die Casse müßte allerdings die Einrichtungskosten übernehmen; die übrigen Ausgaben aber würden aus dem Krankengelde gedeckt werden und wenn, an kleineren Orten oder bei kleineren Cassen, die Sache für eine von ihnen zu kostspielig würde, so könnten sich ja mehrere vereinigen. Selbst wenn die Casse etwas dabei zulegen müßte, so würde sie dafür doch den großen Vortheil haben, daß die Kranken schneller und vollständiger hergestellt würden, daß also nicht bloß für kürzere Zeit Krankengeld für sie auszugeben wäre, sondern daß nicht der so häufige Fall eintritt, daß die schlecht überstandene Krankheit zu einer dauernden Schwächung und zu häufigen neuen Krankheiten und neuen Inanspruchnahmen der Casse führt."

Ein Sammelmittel für Sommerpflegen.

In Nr. 31 des „Nordwest" wurde über ein Bild Feodor Flinzer's in Leipzig berichtet, das der Sommerpflege gewidmet ist, indem es ihr Wesen jedem klar vor die Augen und zu Herzen führt. Eine Gruppe armer, in enger Dachkammer hockender, bleichwangiger Stadtkinder, und drüben auf der anderen Seite des Bildes eine Schar in Sommerwonnen schwelgender, an Blumenduft und Sonnenschein sich labender Kinder! Dort die traurige Vereinsamung der Kleinen in der Stadt, und hier die strahlende Sommerluft glückseliger Knaben und Mädchen in Wald und Feld, am Wiesenhang und im Beerengestrüpp. Das Ganze aber eine Künstlerpredigt über den Segen, den die Feriencolonien armen Kindern spenden, wie sie eindringlicher und beredter mit Worten kaum gehalten werden kann! Die Federzeichnung wurde auf eine zinkographische Platte übertragen und konnte so leicht durch den Druck vervielfältigt werden. Die Gabe des kinderfreundlichen Künstlers, die als Aufschrift auf Sammelbüchsen, als Schild für die Annahmestellen milder Beiträge u. s. f. benutzbar ist, möge so allen Comites und Vereinen für Sommerpflege und dadurch mittelbar vielen armen Kindern zugute kommen. 1000 Abzüge auf ein Quartblatt kosten 10 ℳ, ein Exemplar des trefflichen Bildes also nur 1 ₰. Zugleich wurde aber in Aussicht gestellt, daß Herr Gustav Bähr in Leipzig, (Farik fein decorirter Bleche), die Zeichnung Flinzer's buntfarbig ausführen und nach einem ihm patentirten Verfahren auf Blechtafeln überdrucken werde, die überall auch im Freien verwendet werden können und von größter Haltbarkeit sind. Dieser Gedanke ist nun ausgeführt worden. Vor uns liegt in vortrefflicher Ausführung die schmucke Tafel, die die Idee der Sommerpflegen in lebendigem, frischem Colorit herzgewinnend darstellt. Wir machen die Vereine für Feriencolonien auf dieses Mittel, ihrer Sache Freunde zuzuführen, aufmerksam. Es ist ja bekannt, daß die auf Bahnhöfen, in Kaffeehäusern, Restaurationen oder in Geschäften aufgestellten Sammelbüchsen, da wo man sich ihrer bedient, gute Beiträge liefern, weil hier diejenigen ihre bescheidenen Gaben niederlegen, die darüber nicht öffentlich quittirt zu sehen wünschen. Ohne die Sammelbüchsen würden den Feriencolonien alle diese Beiträge entgehen. Auf solche Weise wird aber auch das Interesse für dieselben in Kreise getragen, die bisher dem menschenfreundlichen Werke ferner standen, in die breiten Schichten des unteren Mittelstandes; denn die Gaben kamen meist nur aus den Händen der Begüterter. Aber sicher gilt auch hier der Spargrundsatz: viele Wenig machen ein Viel. Herr Gustav Bähr will den Vereinen für Feriencolonien ein Exemplar mit nur 20 Pfennigen berechnen. 5 oder 10 ℳ, von einem Verein für diesen Zweck verwendet, brächten ihm sicher reiche Zinsen, und damit könnte dann gar manchem armen, kränklichen Kinde zu dem verholfen werden, was der Künstler so eindrucksvoll darzustellen weiß.

Deutscher Verein für Knaben-Handarbeit.

Der Gesammtausschuß, der nun auf Grund der in Stuttgart am 20. September gefaßten Beschlüsse fertig gebildet ist, besteht aus nachstehend verzeichneten Mitgliedern:

Berlin	Director Grunow (Kunstgewerbe-Museum).
	Geh. Sanitätsrath Dr. Kristeller (Sigismundstraße 5).
Brandenburg	Oberbürgermeister Reuscher.
Bremen	Bau-Inspector Bücking.
	A. Lammers.
	Oberlehrer Brinkmann (Walle bei Bremen).
Breslau	Gewerberath Frief.
	Commissionsrath Benno Milch.
Brieg	Oberrealschuldirector a. D. Nöggerath.
Dresden	Bürgermeister Bönisch.
	Schuldirector Kunath.
Erfurt	Stadtschulrath Dr. Vorbrodt.
Görlitz	Landtags-Abgeordneter von Schenckendorff.
Hermannstadt	Professor G. Schuller.
Leipzig	Professor Dr. Biedermann.
	Dr. Gensel.
	Oberlehrer Dr. Götze.
	Professor Dr. Birch-Hirschfeld.
	Professor zur Straßen.
Lingen	Superintendent Raydt.
Osnabrück	Regierungs- und Schulrath Brandi.
Pforzheim	Hauptlehrer J. Weber.
Posen	Bürgermeister a. D. Rechtsanwalt Herse.
	Lehrer W. Gärtig.
Rossitten b. Reichenbach (Ostpreußen)	Landtags-Abgeordneter Freiherr von Minnigerode.

Straßburg Beigeordneter Hochapfel.
Stuttgart Eduard Elben.
Th. Klunzinger.
Wien Bürgerschuldirector Urban.
Würzburg Kreisschulinspector Fischer.
Zabern Oberlehrer Gelshorn.
Zwickau Professor Dr. Weicker.

Den Vorstand bilden A. Lammers als Vorsitzer, Dr. Götze und Director Grunow als dessen Stellvertreter, E. v. Schenckendorff als Geschäftsführer, und Director Nöggerath als Schatzmeister.

Wir lassen nachstehend auch die in Stuttgart angenommenen Satzungen folgen:

Satz 1. Der Verein stellt sich die Aufgabe, der erziehlichen Knaben-Handarbeit Eingang zu verschaffen.

Satz 2. Mitglied wird, wer sich verpflichtet einen jährlichen Beitrag zur Vereins-Casse zu zahlen nach seiner eigenen Festsetzung, jedoch nicht unter zwei Mark. Die Verpflichtung zu dem übernommenen Beitrag erlischt mit dem Jahre, in dessen Laufe der Austritt schriftlich angezeigt wird.

Satz 3. Behörden, Körperschaften und Vereine können gegen einen angemessenen Beitrag die Mitgliedschaft mit der Wirkung erwerben, daß ihnen die einschlägigen Mittheilungen aller Art zugehen, sowie daß sie sich auf den allgemeinen Versammlungen des Vereins mit Stimmrecht vertreten lassen können.

Satz 4. Vertretungen des Vereins sind mit absteigender Vollgewalt:
1) die allgemeine Vereins-Versammlung,
2) der Gesammtausschuß,
3) der Vorstand.

Satz 5. Die allgemeine Vereins-Versammlung findet der Regel nach alljährlich auf Berufung des Gesammtausschusses statt. Im Auftrag desselben erstattet ihr dann der Vorstand Bericht und legt Rechenschaft ab.

Satz 6. In den Gesammtausschuß wählt die allgemeine Vereins-Versammlung dreißig Mitglieder. Der Gesammtausschuß hat das Recht, sich bis zu zehn Mitgliedern hinzuzuwählen. Jedes Jahr scheidet ein Drittel der Mitglieder aus, zuerst nach dem Loose, dann nach dem Dienstalter.

Satz 7. Der Gesammtausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorstand. Innerhalb der Satzungen und der Beschlüsse der Vereins-Versammlung regelt er im allgemeinen die Vereins-Arbeit.

Der Vereins-Haushalt wird alljährlich auf Bericht des Vorstandes von ihm festgestellt.

Satz 8. Der Vorstand besteht aus fünf Mitgliedern, deren je eins alljährlich erst ausgeloost wird, dann nach dem Dienstalter zurücktritt, aber wiederwählbar ist, und zwar
einem Vorsitzenden,
zwei Stellvertretern desselben,
einem Geschäftsführer,
einem Schatzmeister.

Die Vorsitzenden leiten auch die Geschäfte und Zusammenkünfte des Gesammtausschusses und der Vereins-Versammlung.

Der Geschäftsführer ist mit der Führung der Acten des Vereins und der fortlaufenden Leitung seiner Agitation beauftragt.

Satz 9. Die Vorstands-Mitglieder haben Anspruch auf Ersatz ihrer Auslagen nach den Festsetzungen des Gesammtausschusses.

Die Entschädigung des Geschäftsführers in Bausch und Bogen bleibt besonderer Vereinbarung des Gesammtausschusses mit ihm vorbehalten.

Satz 10. Der Verein wird an einem noch festzustellenden geeigneten Sitze Persönlichkeits-Rechte zu erwerben suchen, und dann wegen der Veränderung dieser Satzungen und seiner etwaigen Auflösung weitere Vorkehr treffen.

Zweiter schweizerischer Bildungscurs für Handarbeit-Lehrer.

Von 54 angemeldeten Lehrern haben 51 dem Curse beigewohnt. Sonntag den 18. August rückten die Lehrer des Curses und die Theilnehmer ein, und wurden im Auftrag der Erziehungsdirection in der Aula des Gymnasiums durch Gymnasiallehrer Lüthi freundlich bewillkommt. Der Cursleiter Herr S. Rudin entwickelte das Programm und wies den Theilnehmern ihre Arbeit an. Das Drechseln wurde vom Programm gestrichen, weil sich dafür zu wenig Theilnahme zeigte. Als Lehrer des Curses wurden der Versammlung vorgestellt: für die Arbeiten an der Hobelbank die Herren Guggisberg, Schreiner in Bern, Huber, Lehrer in Basel, und Scheurer und Tschanz, Lehrer in Bern; für Papparbeiten die Herren Hurni und Grogg, Lehrer in Bern; für Modelliren und Schnitzen Herr Schmieder in Basel. Die städtischen Schulbehörden hatten den Turnsaal und mehrere Schulzimmer des neuen Schulgebäudes dem Curse zur Verfügung gestellt. Die Theilnehmer bezogen theils Privatquartiere, theils logirten sie in der neuen Caserne.

Montag Morgen begann die Arbeit und dauerte täglich 7—9 Stunden von Morgens 6 bis Abends 5 Uhr. In der Zwischenzeit wechselten Vorträge, freie Vereinigungen, Musterlectionen und Discussionen. Es wurde mit steigendem Eifer gearbeitet. Die Modelle zu den Arbeiten waren vorher theils durch die Lehrer des Cursus hergestellt worden, theils wurden sie von den Basler Handfertigkeitschulen und theils von dem Berner Kunstmuseum und der Schulausstellung geliefert. Zum ersten Mal in diesem Curse ward eine methodische Reihenfolge, ein Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren durchgeführt.

Die von den Theilnehmern verfertigten Gegenstände wanderten sofort in die Ausstellung, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreute. Auch das Ausland verfolgte das Unternehmen mit Interesse. Aus Preußen erschien der Abgeordnete von Schenckendorff, aus Rumänien Herr Jonesco, ehemaliger Unterrichtsminister, aus Frankreich Generalinspector Buisson u. a. m. Herr Seidel aus Mollis hielt einen Vortrag über die Bedeutung des Arbeitsunterrichts für die sociale Frage. Herr von Schenckendorff erstattete Bericht über den gegenwärtigen Stand dieses Faches in Deutschland, und begeisterte bei der gemüthlichen Vereinigung in schwungvoller Rede alle Theilnehmer für den Arbeitsunterricht. In der Schweiz ist der Handfertigkeits-Unterricht nach seiner Ansicht in einer günstigen Lage, weil sich die Behörden der Sache gewogen zeigen, während sie in Deutschland noch zurückhaltender sind.

Am 14. August war der officielle Schluß. Sämmtliche Gegenstände wurden in der Turnhalle ausgestellt. Die zahlreichen Besucher sprachen sich im ganzen günstig über die erzielten Resultate aus. Die Arbeiten waren meist genau ausgeführt, und manche Hausfrau warf einen verliebten Blick auf die hübschen und praktischen Küchengeräthe. Die schmucksten Leistungen wiesen die Schnitzer und Modellirer auf. Die hübschen Schachteln, Körbchen und Einbände der Papp-Arbeiten entlockten manchem Besucher den Ausruf: „Wäre ich nur auch dabei gewesen!“

Die Erziehungsdirection des Cantons Bern, die sich für die Sache des Handfertigkeits-Unterrichts große Verdienste erworben, schloß den Curs, indem sie den Theilnehmern ein Mittagessen bot, welchem auch Abgeordnete des Bundesrathes und mehrerer Cantonsregierungen beiwohnten. Die Curs-Theilnehmer erfreuten Herrn Rudin mit einem prächtigen Geschenk. Manch kräftiges Wort wurde gesprochen und erfüllte die Anwesenden mit Begeisterung für den Arbeitsunterricht, ein dritter Bildungscurs ist auch schon in Aussicht gestellt. Aber bald schlug die Scheidestunde: Lehrer, Schüler und Gäste eilten ihrer Heimat zu, fest entschlossen für den Arbeitsunterricht einzutreten und ihm die Stellung zu erkämpfen, die ihm in der Erziehung gebührt. (Pionier.)

Knaben-Handarbeit.

Aus Wien schreibt man der Freien Schulzeitung in Reichenberg:

Der Verein zur Gründung und Erhaltung von Beschäftigungsanstalten für Knaben in Wien Neubau hat heuer den dritten Handfertigkeits-Curs für Lehrer durch eine herzliche Ansprache des Obmanns Gemeinderath Biß eröffnet. Der Curs wird von 24 Lehrern besucht, welche Pappen, Modelliren, Tischlerei, Drechslerei und Holzschnitzerei betreiben. — Dieser Tage besuchte den Curs ein italienischer Deputirter, der ganz Europa bereist hat, um seiner Regierung über die Einführung dieses Unterrichts geeignete Vorschläge zu erstatten.

Der Arbeit Preis.

I.

Was wahrhaft groß die Völker hat gemacht,
Was sie zu hohen Zielen hat getragen,
Was Barbarei und Elend hat geschlagen:
Das war der Arbeit schöpferische Macht.

Ein Paradies schuf sie aus öder Nacht,
Und Quellen ließ sie aus den Felsen springen;
Den Kannibalen selbst half sie bezwingen
Mit ihren Waffen in unblut'ger Schlacht.

Erstaunenswerth! Und dieser Bildungsgang,
Durch den die ganze Menschheit ward geleitet
Zu schön'rem Sein — er liegt noch unbereitet

Für unsre Jugend, die mit Geisteszwang
Auf dieses Lebens Sturm, Gefahr und Drang
In unsern Schulen kaum wird vorbereitet.

II.

Der Arbeit öffnet drum die Schulen weit!
Laßt drin die Jugend sich im Schaffen regen,
Zu ihrem Glück und zu der Menschheit Segen
Befruchten ihre Arbeitsfreudigkeit.

Die neue Bahn zur Bildung unsrer Zeit:
Sie wird der Kinder Gaben reich entfalten,
Weil klug sie fügt zum Wissen das Gestalten
Und sie von geist'ger Frühcultur befreit.

Das Denken wird durch Arbeit reich gespeist,
Dem Wollen wird ein klares Ziel geboten,
Dem Körper aber ist Bewegung Odem.

Bei wechselvollem Thun erstarkt der Geist,
Im Wirken nur kann Tugend nicht erbleichen,
Und alle Laster müssen vor der Arbeit weichen.

Mollis, 18. September 1886. Robert Seidel.

Das Versorgungs-Haus in Bonn

hat im letzten Jahr in 23 221 Pflegetagen 66 neu aufgenommene Mädchen und 24 vom 15. September 1885 als Bestand übernommene Mädchen beherbergt, also 90 eigentliche Pfleglinge mit ihren Kindern. Aus den früheren Jahren kamen zum Besuch, in Krankheit oder um neuen Dienst zu erlangen so viele ins Haus, daß allein unter den Mädchen 323 Mal Wechsel war. Die tägliche Personenzahl stieg im letzten Winter zeitweise auf 80 Seelen. „Da war auch nicht ein einziges Plätzchen freier Raum mehr zu finden im ganzen Hause," heißt es in dem am 15. September ausgegebenen Jahresbericht, „die Gänge und sogar einmal die Diele mußte zum Nachtquartier dienen, aber alle waren willig sich einzuschränken, und die Liebe machte erfinderisch. Das hat uns überhaupt unsre Arbeit erleichtert, daß ein so guter, williger Geist im Hause die Oberhand hatte! Ganz in der Stille, ohne treiberisches Drängen, aber fest und nachhaltig vollzog sich hier und da bei einem vorher gleichgiltigen und kalten Gemüth eine völlige Umkehr, still und doch spürbar für die ganze Umgebung. Ein solches Vorbild wirkt mehr auf die anderen als alles Reden; auf den Wandel merken alle, denen Worte wenig Eindruck machen. Unter allen in 13 Jahren aufgenommenen 513 Mädchen beträgt die Gesammtzahl der Rückfälle jetzt 42; wohl ein trauriger, aber doch ein verschwindend kleiner Procentsatz gegen die erschreckende Anzahl von Rückfällen bei denen, welchen sich beim ersten Falle keine Hilfe bietet für sich und ihr Kind. Wie manche von denen, die im Versorgungs-Hause Aufnahme finden, die also zum erstenmal gefallen sein müssen, haben bis zu diesem Fall ein stilles, unbescholtenes Leben geführt. Aber viele von ihnen stehn allein in der Welt, sie haben keine Eltern mehr, keine nahen Verwandten, keine Heimat; da naht sich der Versucher und verspricht ihnen alles zu geben — Haus, Heimat, Familie. Das arme Mädchen glaubt ihm — und wird elend und verlassen. „Ach, was thut man nicht für ein Heim." Dieses Wort klang tief ergreifend aus dem Munde eines jungen Mädchens, welches kaum 12 Jahre alt, durch eine Stiefmutter aus dem Elternhause vertrieben worden, einige Jahre sich kümmerlich durchgebracht und nun zu einem Witwer gezogen war, dem sie seine Kinder versorgte. Der Mensch versprach ihr ein Heim, verführte sie und stieß sie dann hinaus — um ein anderes Mädchen grade so ungestraft zu verderben. Diese Mädchen sind Verführte und trotz dem Fall nicht schlecht, aber wie bald kann Schande und Noth aus ihnen Verführerinnen machen, wenn sie keine Hand finden, die sie aufrichtet und hält. Jetzt lassen sie sich noch gerne retten und leicht, wenn sie nur Liebe sehn. Liebe, das ist die Macht, der sie sich willig fügen in Zucht und Gehorsam; Liebe, nur keine starren Gesetze.

„Die Zahl der verheirateten Mädchen beträgt jetzt 79. Die Vorbereitung und Aussteuer zu einer besondern Hochzeit hat uns kürzlich viele Freude gemacht. Der Bräutigam, dessen Existenz hier gefährdet schien, ging hinüber in einen fernen Welttheil; er fand bald was er suchte, und wir schickten ihm Mutter und Kind wohlausgerüstet dorthin nach, wo gleich nach der Ankunft die Trauung stattfand. Glückliche Briefe geben Kunde davon. — Außerdem feierten wir auch wieder Hochzeit im Versorgungshaus.

Auch über unsrer Kinderstube waltete Gottes Güte. Von 91 Kindern, die wir in Pflege hatten, konnten wir nach und nach 44 wieder abgeben, die meisten zu nahen Verwandten der Mutter, einzelne zu Fremden, 18, d. i. 20 pCt. starben im 1. Lebensjahr. 29 Kinder sind noch im Hause, ein fröhliches lebendiges Völkchen, besonders die 12, welche laufen können und sich unermüdlich im Garten oder in der Baracke tummeln. Ihre hellen Stimmchen schallen so herzerquickend, wenn sie ihre Spiele machen oder ihre Liedchen singen. Zwei von ihnen sind schon große Jungen, 6 und 7 Jahre alt; ein freundlicher Nachbar nimmt sie mit seinen Kindern in die Schule, wofür wir ihm herzlich dankbar sind. Dann folgen einige von 4 und 5 Jahren, an deren Zukunft wir mit Sorge denken mußten. Doch auch hier hat der Herr als der liebevolle Kinderfreund uns einen Weg zu ihrem besten geebnet, so schön und freundlich wie wir es kaum gedacht.

Seit Jahren war es unser Wunsch und Gebet, für unsre größern Kinder, für die sich trotz aller Mühe kein passendes Unterkommen finden wollte, ein von unsrer größeren Anstalt getrenntes Heim zu haben, in welchem sie mit mehr Sorgfalt erzogen und etwa schädlichen Eindrücken unseres Hauses entrückt, längere Jahre unter demselben Einfluß weiter geführt werden könnten. Dieser Plan schien für uns jetzt noch gänzlich unerreichbar. Die Dame, welche sich der Aufsicht dort unterziehen wollte, war nicht frei; das Haus, unser Nebenhaus, welches dazu allein geeignet war, eben aufs neue vermiethet. Wir erkannten es als schwere Pflicht, uns von unsern ältesten Kindern zu trennen, die wir von dem zehnten Tage an gehegt und gepflegt hatten und die mit ängstlicher Stimme fragten, so oft ein anderes Kind fortgeholt wurde: „Ich muß doch nicht fort, ich darf doch hier bleiben?" — Da wurde plötzlich alles anders. Das Haus wurde durch ganz unerwartete Umstände frei, und eine andere Dame, eine liebe Freundin unseres Hauses, die sich seit Jahren helfend an unserer Arbeit betheiligt, erklärte sich bereit, in dasselbe einzuziehen, und dessen Leitung zu übernehmen. Auch sie war bis zu dieser Zeit durch andere Pflichten gebunden, durch deren freundliche Lösung sie gerade jetzt frei wurde. So besannen wir uns denn nicht lange, sondern kauften das Haus, welches wir am 1. October mit Gottes Hilfe hoffen antreten zu dürfen. Gewiß war es keine Kleinigkeit, der alten Schuldenlast diese neue noch hinzuzufügen, aber unser lieber Herr hat durch Seine Güte auch im vergangenen Jahr unseren Glauben so gestärkt, daß wir ganz getrost waren, ob wir 80 oder 50 Personen im Hause hatten; es war stets alles vorhanden, was wir bedurften. Ja, an einem Tage wurden uns des Morgens zwei vollständige Betten geschenkt, als am Abend zwei Pfleglinge um Aufnahme baten, für die wir sonst unmöglich ein Lager hätten bereiten können. Manche Gabe hat uns tief

gerührt. So kam z. B. im tiefen Schnee ein alter Herr mühsam auf seinen Stock gelehnt in unser Haus und fragte: ob's keine Büchse hier gäbe, wir hätten doch wohl viel nöthig in dieser Winterzeit. Still legte er sein Scherflein ein und verschwand, ohne daß ihn jemand kannte."

Die Einnahme betrug an Geldgeschenken, Pflegegeldern und Arbeitslohn insgesammt ℳ 11 505,01, die Ausgabe für Haushaltungsbedürfnisse, Löhne, Zinsen, Baukosten und zur Schuldentilgung ℳ 11 446,57.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin.

Der jetzige „Berliner Verein für Volkserziehung" ist aus einer engeren Vereinigung hervorgegangen, welche sich eines einzelnen Stadttheils der Kaiserstadt annehmen und in demselben namentlich Volkskindergärten ins Leben rufen wollte. Er erstreckt jetzt seine Wirksamkeit über ganz Berlin und wendet vorläufig seine Kraft hauptsächlich einer Anstalt zu, in welcher die Erziehungs-Ideen Pestalozzi's und Fröbel's verwirklicht und für die Volksbildung fruchtbar gemacht werden sollen. Die Anstalt heißt deshalb das Pestalozzi-Fröbel-Haus. Sie ist in einem Hause der Steinmetzstraße (Nr. 16) untergebracht, dessen Räume sie in Verbindung mit der von demselben Verein gegründeten Kochschule ganz füllt. Fünf von ihren Abtheilungen sind für die unmittelbare Arbeit an den Kindern bestimmt: der Kindergarten, die Vermittelungsclasse, die Elementarclasse, die Strick- und Arbeits-Schule und der Mittagstisch für die Zöglinge der Anstalt; die sechste bildet das Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen. Zwei wirkliche, an das Haus stoßende Gärten, „für Berliner Verhältnisse mit sehr guter, frischer Luft versehen," machen den Namen „Kindergarten" zur That; die Kindergärtnerinnen werden im Gartenbau unterwiesen und leiten ihrerseits die Kinder zur Pflege von Blumen und Nutzgewächsen an. Außerdem bieten die Gärten bei günstiger Witterung natürlich den besten Spiel- und Arbeits-Raum für die Kinder. Der Gesundheitspflege der Zöglinge wird große Sorgfalt gewidmet. Da sie aus unbemittelten Familien kommen, die Eltern häufig den ganzen Tag über außer dem Hause arbeiten, so ist der Mittagstisch eingerichtet, an welchem sie theils gegen sehr geringe Vergütung, theils auf Kosten bestimmter Wohlthäter theilnehmen können. Auch werden sie in der Anstalt selbst gebadet, wobei die Schülerinnen des Seminars Handreichung thun und so zugleich praktische Anleitung für ihre spätere Aufgabe als Kinderpflegerinnen bekommen. Eine Eigenthümlichkeit im Erziehungsplan der Anstalt ist der sogenannte Monats-Gegenstand.

„Aus dem reichen, wechselnden Leben der Dinge und Erscheinungen, welche der Kindergarten bietet, wird jeden Monat Ein Gegenstand in den Mittelpunkt gestellt. Auf ihn bezieht sich während dieser Zeit die mannigfaltige Thätigkeit der Kinder vorzugsweise, und an ihm lernen sie ihr Interesse concentriren und die Dinge nicht bloß einzeln beobachten und mit ihnen in verschiedener Weise sich beschäftigen, sondern auch deren Beziehungen zu anderen Dingen und zu den Menschen verstehen, alles dies natürlich in den Grenzen, welche dem Kinde dieses Alters überhaupt gesetzt sind."

Einen Theil des Unterrichts in der Erziehungslehre finden wir in der Hand einer unmittelbaren Schülerin Fröbel's, der verdienstvollen Frau Henriette Schrader geb. Breymann, die wohl überhaupt als die führende und treibende Kraft der Anstalt anzusehen ist, während die thatsächliche Leitung in den Händen von Frl. Annette Hamminck-Schepel liegt.

Zwei andere Anstalten, die gleichfalls Steinmetzstraße 16 Unterkunft gefunden haben, stehen bis jetzt noch in loserer Verbindung mit dem Verein für Volkserziehung, werden ihm aber doch wohl mit der Zeit eingegliedert werden: das **Mädchenheim**, dazu bestimmt, vorzugsweise solche junge Mädchen in Kost und Wohnung zu nehmen, welche in Berlin keine Familie haben und sich für einen Erwerbszweig ausbilden wollen, und die zu Anfang 1885 errichtete **Kochschule**, die bereits so günstige Erfolge aufzuweisen hat, daß sie sich aus ihren Einnahmen selbst erhält. Im Mädchenheim wohnen acht Mädchen mit einer eigenen Hausmutter. Die Kochschule zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten soll Töchtern und jungen Frauen der höheren Stände eine ausreichende Grundlage für alle Zweige der bürgerlichen und feinen Küche gegeben werden; die Belehrung ist theoretisch und praktisch und vertheilt sich auf drei Vormittage in der Woche, von welchen der Cursus 34 bis 36 umfaßt. Die Curse der zweiten Abtheilung, fünf Nachmittage in der Woche wenigstens drei Monate hindurch, bezwecken die gute bürgerliche Küche zur Verwendung im eigenen Haushalt oder im Beruf zu lehren. Verbunden ist damit die Unterweisung in ordnungsgemäßer Reinigung des Küchengeräths. Ein Zeugnis wird erst nach sechsmonatlichem Besuch ausgestellt. Die dritte Abtheilung rechnet auf Mädchen aus den oberen Classen der Volksschulen, welche während eines Schuljahres am Sonnabend Nachmittag in den einfachen Arbeiten der Küche und des Hauswesens praktisch und durch Besprechung mit der Lehrerin unterwiesen werden.

Die Mittel für alle diese Anstalten werden großentheils durch freiwillige Beiträge aufgebracht; einen bedeutenden Zuschuß ergab ein im November 1885 abgehaltener Bazar, zu welchem die Frau Kronprinzessin die Anregung gegeben hatte, wie denn überhaupt die Anstalten des Vereins sich stetig der Gunst dieser hohen Frau zu rühmen haben.

Ein Kochbuch des sechzehnten Jahrhunderts.

Es ist heutzutage selten geworden, das alte Kochbuch von 1580, das vor mir aufgeschlagen liegt und das übrigens nur einen kleinen Theil des umfangreichen Werkes von Johann Coler's Haushaltungskunst bildet; viele Gerichte, die es nennt, sind uns ganz abhanden gekommen und möchten uns wohl schwerlich noch munden, aber es verlohnt sich doch, darin zu blättern und sich zu vergegenwärtigen wie man kochte und speiste, als das „heilige Römische Reich" noch zusammenhielt, und der große, furchtbare Krieg, der es in allen seinen Fugen erschütterte, noch nicht darüber hingebraust war.

„Ich reisete einmal durch das wendische Land," erzählt der Verfasser, „da gab mir der Wirth auf dem Dorf zu Mittag einen gelben Hirsebrei zu essen, darinnen ein ganzer Kapaun gekocht war. Als mir aber das Gericht ungewöhnlich war, auch nicht sonderlich schmecken wollte, und doch vom Wirth oft vermahnet ward, ich sollte essen, mußte ich zwar wider meinem Willen etwas thun, aber ich dachte in meinem Sinn, wenn ich ihn hätte sollen zurichten lassen, so wollte ich den Hirsebrei allein gelassen und den Kapaunen auch anders angerüstet haben, da er mir vielleicht hätte besser schmecken sollen als den wendischen Bauern mit der Hirse. Also haben die Märker und Mecklenburger ihren Kohl und Speck, „wer den nicht fressen will," sagen sie, „den schlage der Büttel." Item den grünen Kohl mit den Hammelsköpfen, Würsten und Hirse, die Mecklenburger ihre großen Näpfe voller Biersuppe, die sie etlichemal nacheinander wieder vollgefüllt ausessen, danach isset ein jeder einen großen Käse mit Brot dazu. Kann man doch einen Hirsebrei in einem Sack kochen, wenn man den Hirsebrei erst in Milch einquillet, daß er fein weich wird, und setzt danach die Milch zum Feuer und läßt sie sieden. Wenn sie nun fein daher siedet im Topfe, so schüttet man den eingequellten Hirsen in die siedende Milch und deckt den Topf oben fest zu und schlägt einen Sack vielfältig um den Topf umher, daß der Topf fein warm bleibt, so wird die Hirse gar und heißt dann eine Hirse im Sack gekocht."

Auf den viel größeren Wald- und Wasserreichthum jener Zeit deuten die zahllosen Recepte zur Bereitung von Wild und Fisch hin. Es sei hier ein „Essen von Hechtrogen" angeführt:

„Nimm den Hechtrogen und reib ihn klein, thu darunter eine Hand voll Weizenmehl und reib's wohl durcheinander und würze es ab mit Pfeffer, Ingwer und Saffran, schütte darin kleine Rosinen und rühre es fein durcheinander; setz es in einen Tiegel mit Baumöl über das Feuer und laß es heiß werden; backe diesen Rogen gleich wie die Fisch, laß ihn hübsch rösch werden und wenn er gebacken ist, so nimm Pfefferkuchen und Wein und mache einen Sod, thue darein rothen Zucker, daß es ganz roth wird, würz es ab mit Cinamey, Ingwer, Muscatenblumen, und ein wenig Saffran, koch's zu rechter Masse und schütt darein kleine Rosinen und gieb's hin."

Sehr reich ist die deutsche Küche schon zu jener Zeit an „Müsern" und „Compusen", unseren heutigen Compots. Wir finden da ein „Mandelmuß mit vier Farben:" „Reibe Mandeln, und theil sie in 4 Theil, das eine laß weiß, das andere mache gelb mit Saffran, zum dritten Theil reibe Petersilie aufs kleinste und machs grün damit, das vierte Theil mache blau mit Kornblumen, die sonst der Zuckerbäcker braucht, nimm jegliches Theil in ein rein gläsern Töpflein und mache es auf mit gutem Wein und Zucker und setze es zum Feuer, rühr es wohl um, daß es nicht stinkend wird, und kost's eigen, daß es ja süße wird; laß dir machen ein Brettlein, das so hoch ist als die Schüssel tief, dasselbige Holz laß kreuzweis zusammenschneiden, und nie dicke, daß es kaum eines Messers dick und setze dieses Holz in die Schüssel und thue des vorgenannten Muses in ein jeglich Fach ein Theil. Wenn du es darauf gethan hast, so zeuch das Holz wieder heraus und bestreue das Mus mit überzogenem Anis."

Eigenthümlich erscheinen uns Gerichte wie: „Kapaun in Rosenwasser;" „Junge Hühner mit Pomeranzen," „Bärenklauen," „Aepfel mit Knoblauch," „Schöpsenfleisch mit Weinbeeren" u. s. w. Andere haben gar sonderbare Namen, wie: „Ein Braten von Feigen," „ein Gartenhuhn," was nichts anderes ist als das heute von uns mit dem Namen „gefüllter Kehlkopf" bezeichnete Gericht, „Maden," zu denen das Recept lautet: „Schlage Eier in Milch und Rosenwasser, siede es, gieße es durch einen Durchschlag, reibe das Zurückbleibende in eine Schüssel, schütte Canelpulver darauf und iß es kalt mit Löffeln, das heißt man Maden." „Ein Roßknecht" ist eine Art von Pfannkuchen, „Höfliche Strubel" ein Buttergebäck.

Was die Art der Zubereitung anbetrifft, so fällt uns der starke Gebrauch von Gewürzen, Zwiebeln und Knoblauch auf. Statt des theuren Zuckers wird vielfach Honig angewendet; Rosinen, (die oft genannten Eibeben sind große Rosinen) sowie Pomeranzen und Limonien, d. h. Citronen, spielen gleichfalls eine große Rolle. Beinahe unglaublich deucht uns der Verbrauch von Saffran, ohne den kaum eine Speise zu denken ist. Auch Oliven wurden damals häufiger genossen als jetzt; das ganze Maß kostete fünf Groschen drei Pfennige.

Naturgemäß führt uns das Kochbuch zur Betrachtung der Küchen. Dieselben befanden sich meist in den unteren Räumen des Hauses, stießen aber auch häufig an das Speisezimmer, so daß durch ein Schiebfenster mit einer Platte zum Aufklappen in der Wand des letzteren angerichtet werden konnte. Das Prachtstück der gepflasterten Küchen war der Herd mit dem Bratspieß und Dreifuß. Hans Sachs zählt in seinem Gedicht: „Der ganz Hausrat bey dreyhundert Stücken, so ungefärlich in ein jedes Hauß gehört" an Küchengeräthen auf: Kessel, Pfannen, Töpfe, Krüge, Mörser, Würzbüchse, Essigfaß, Fischbrett, Reibeisen, Spicknadel, Hackbrett, Hackmesser, Salzfaß, Bratpfanne, Senfschüssel, Trichter, Durchschlag, Löffel, Schüssel, Teller, Tiegel, Feuerzeug, Blasebalg, Ofengabel, Holz, Kien und Späne, Besen und Spülfaß. Neben der Küche war die Speisekammer, unter derselben, meist durch eine Fallthür mit ihr verbunden, der Keller, in dem man nach Hans Sachs haben mußte „Wein und Bier, je mehr je besser."

Gespeist wurde des Tages viermal: Morgens um 8 Uhr eine Suppe, um 10 Uhr das Mittagsmahl, selbst an den Höfen, um 3 Uhr das Abendbrot und um 5 Uhr das Nachtmahl. Um 7 oder 8 Uhr ging man zur Ruhe und stand um 6 Uhr wieder auf.

Zum Schluß noch einige Speisezettel jener Zeit: „Kohl mit Speck, ein Stück Kuhfleisch mit Brühe, ein Stück frisch gesalzen Fleisch mit Senf, Lämmerbraten mit Salat von Brunnenkresse, gesottene Hühner mit Kompuß von Kirschen." Für Fasttage: „Häringe gesalzen, Weinsuppe oder Grütze, Stockfisch mit Butter, verlorene Eier." Für die Dienerschaft eines vornehmen Hauses wird gekocht: Kohl oder Erbsen und getrocknetes Kuhfleisch, an Fasttagen Häring und Grütze mit Butter. J. H.

Allerlei Gemeinnütziges.

Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England (16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.). Im

Jahre	1876	zählte	der Verein	45	Mitglieder u.	besetzte	27 Stellen.
„	1877	„	„	150	„	„	95 „
„	1878	„	„	302	„	„	120 „
„	1879	„	„	402	„	„	145 „
„	1880	„	„	535	„	„	180 „
„	1881	„	„	587	„	„	220 „
„	1882	„	„	604	„	„	227 „
„	1883	„	„	648	„	„	212 „
„	1884	„	„	680	„	„	223 „
„	1885	„	„	687	„	„	238 „

Krankenpflege. Der Badische Frauenverein beabsichtigt auch in diesem Jahre bei genügender Betheiligung einen Lehrcursus für Damen aus gebildeten Ständen zu eröffnen, durch welchen Gelegenheit geboten werden soll, die nothwendigsten Kenntnisse in der Krankenpflege zu erwerben, wie sie jeder Hausfrau zustehen sollten, und deren Mangel sich, namentlich bei plötzlichen Erkrankungen, oft in unwillkommener und sehr verhängnisvoller Weise fühlbar macht. Ebenfalls wird jetzt ein besonderer Ausbildungs-Unterricht für Oberwärterinnen ins Leben gerufen, der in Karlsruhe abgehalten werden soll.

Für die Ferienversorgung armer und kränklicher Schulkinder in Basel wurden im Sommer 1886 nebst zahlreichen Naturalgaben rund 9000 Fr. freiwilliger Beiträge gesteuert. So wurde es möglich, wieder 22 Colonien zu je 12 Schülern während 14 Tagen aufs Land zu schicken.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark.
Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 46. Sonntag, 14. November. 1886.

Handarbeit in Knabenhorten.

An den Herausgeber.

Frankfurt am Main, 6. November.

In Nr. 44 des „Nordwest“ berichtete Herr Hauptlehrer Graßmüller über die Gründe, welche den Erlanger Verein für Volkserziehung veranlaßt haben die Handarbeit in den Knabenhort daselbst noch nicht einzuführen. Sie lassen sich dahin wiederholen, daß daran nur die älteren Knaben, also von den in die Anstalt aufgenommenen 40 bis 50 Jungen nur etwa 10 theilnehmen könnten, daß die Kosten der Ein- und Durchführung nicht gering seien; auch scheint endlich die Befürchtung zu herrschen, daß durch Einführung von Handarbeit der Charakter der Anstalt geändert werden möge.

Mich haben die Ausführungen des Herrn Graßmüller deshalb besonders interessirt, weil im Frankfurter Knabenhort die Handarbeit seit wenig Wochen und zwar mit augenscheinlichem Erfolge gepflegt wird. Unser Knabenhort ist erst seit Januar im Gange und beherbergt in zwei von einander getrennten Sälen unter Leitung je eines Lehrers 100 Jungen im Alter von 6 bis 13 Jahren. Anfangs haben diese die schulfreien Nachmittagstunden nach Verzehrung des Vesperbrotes nebst Milch oder Suppe mit der Erledigung der Schulaufgaben und dann mit Lesen, Spielen und gemeinschaftlichem Gesang verbracht. Im Frühjahr und Sommer traten Spaziergänge, Spielen und Turnen im Freien, sowie Bestellung der Gartenbeete hinzu. Obgleich nun die Auswahl unter den uns zur Verfügung stehenden Spielen eine recht große ist und manche Jungen einzelne derselben wie Damenbrett, Domino u. a. m. erst im Knabenhort kennen lernten, so wurde ihnen doch die jeden zweiten Tag wiederkehrende Beschäftigung damit auf die Dauer ersichtlich langweilig. Von den Büchern aber, welche den Jungen an drei Tagen der Woche hingegeben werden, waren es hauptsächlich die — wie neulich Ihr Leipziger Freund sie richtig bezeichnete — „phantasieerhitzenden Indianergeschichten“, die sehr bald unter Hintenansetzung aller anderen immer von neuem begehrt wurden. Grade diese aber dürften bei den Knaben, welche schon ohnehin zur Rauflust, zum Umherstreichen und zur Messung der gegenseitigen Körperkräfte mehr Neigung als gut ist besitzen, die wenigst zweckmäßige Lectüre sein. So war uns denn die Handarbeit als weiteres Erziehungs- und Beschäftigungsmittel sehr willkommen. Wir entsandten einen Lehrer zur Theilnahme an dem Handfertigkeits-Cursus nach Leipzig, und seit dessen Rückkehr kennt die Hälfte der älteren Knaben — bis jetzt 22 — kein größeres Vergnügen als zu schnitzen und zu pappen. Sie können kaum die Zeit abwarten, wann sie anfangen dürfen. Mittwochs und Samstags möchten sie am liebsten schon um Ein Uhr zum Knabenhort eilen, der erst um vier Uhr seine Pforten öffnet; Abends wird der Schluß für jeden viel zu früh ausgesprochen. Während vordem mancher die Gelegenheit wahrnahm, auf dem Wege von der Schule zum Knabenhort länger als nöthig zu verweilen oder gar aus letzterem wegzubleiben, sind diese Versäumnisse bei unseren Schnitz- und Papp-Künstlern nicht mehr zu bemerken. Ein Junge, welcher wegen mangelnden Geschickes von den Schnitzarbeitern zu den Buchbindern versetzt wurde, war darüber ganz untröstlich. Unter den Knaben hat uns von Anfang an Einer durch seine Flegelhaftigkeit, seinen Trotz und durch die Unfruchtbarkeit aller erziehlicher Behandlung viel zu schaffen gemacht; dazu kam, daß er wiederholt gegen den Willen seiner Eltern vom Knabenhort wegblieb und auf der Straße und im Felde umherstrolchte: dieser Junge ist seit Einführung der Papp-Arbeit wie umgewandelt. Er ist der eifrigste, stillste und anstelligste der kleinen Buchbinder, obgleich er vorher niemals darin thätig war; sein Betragen ist tadellos geworden. Früher war er gegen jeden Vorwurf und jede Mahnung mehr als taub: jetzt leuchtet sein Gesicht bei jedem Lobspruch.

Nun will ich gerne zugeben, daß der Reiz der Neuheit seinen Einfluß auf die Knaben ausübt und daß jene günstigen Erfolge vielleicht auf die Dauer sich nicht ungeschmälert erhalten werden; ganz verloren kann aber die Anregung nicht sein, und eine gewisse Einwirkung wird die bei den Jungen angefachte Lust zur Arbeit gewiß bei ihnen zurücklassen. Deshalb ist mein Wunsch, daß wir sämmtliche älteren Knaben in der Handarbeit beschäftigen könnten, und ich sehe fortwährend nach Lehrern aus, die uns mit einem dritten und vierten Handfertigkeits-Gegenstande bekannt machen möchten. So lange sich dies aber nicht verwirklichen läßt, so lange lege ich mir immer wieder die Frage vor: wie verbringen anderwärts die größeren Jungen die Zeit im Knabenhort? Unsere Knaben werden sich durch Sinnesart und Charaktereigenschaft von der Erlanger Jugend nicht unterscheiden; was wird diesen im Erlanger Knabenhort geboten, daß man dort noch der Handarbeit entrathen kann? Für eine gütige Mittheilung würde ich Herrn Graßmüller recht dankbar sein.

Allerdings erfordert die Einführung der Handarbeit neue Geldmittel, und zumal wir in Frankfurt, wo man gewohnt ist stets mit großen Löffeln zu essen, haben dies gleichfalls empfunden. Andererseits ist uns durch vielfache Geschenke an Werkzeugen, Material und Geld aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung jene Erweiterung unseres ursprünglichen Programmes sehr erleichtert worden.

Daß aber durch die Handarbeit der erzieherische Charakter des Knabenhorts in der wirksamsten Weise gefördert wird, davon bin ich durch die hier gemachten Erfahrungen auf das tiefste durchdrungen.

Ihr ergebenster

F. Thorwart.

Aus Norwegen.

III.

„Gehen Sie nach Molde?" fragte ich einen ernst aussehenden etwa dreißigjährigen Mann, der einen schweren, mit einem Regenschirm durchsteckten Ranzel auf dem Rücken und einen tüchtigen Stock in der Hand auf der Landstraße fürbaß schritt. Wir waren nemlich im Dampfboot, eine große Anzahl von Festgenossen, früh Morgens von Christianssund abgefahren und hatten vor Mittag unser Ziel Vatnesfjord erreicht. Von da kann man in einem etwa fünfstündigen Marsche nach Molde kommen, welches so zu sagen der Brückenkopf des norwegischen Hochgebirges ist. Auf dem Dampfschiff hatte ich bald mit diesem, bald mit jenem Bekannten über den Weg gesprochen, den er durchs Gebirge nach Hause einschlagen wollte; keiner hatte mir so ganz gepaßt und allein wollte ich gar nicht gern reisen, theils überhaupt nicht, theils weil ich Land und Volk viel besser in Gesellschaft von Einheimischen kennen zu lernen hoffte. Als wir nun in Vatnesfjord aus dem Dampfschiff quollen, drängte der genannte Mann sich unwirsch durch die Jungen hindurch, welche ihr Skydsfuhrwerk anboten, und ging als der erste ins Land hinein, und ich hinterher und fragte ihn: „Gehen Sie nach Molde?"

Ich kannte ihn wohl, und er mich auch. Es war der Redner vom Bautastein auf Fredö, der dort über die Macht des Willens gesprochen. Wir hatten aber bisher kein Wort mit einander gewechselt. Er antwortete jetzt einfach: „Ja!" Und wohin gehen Sie dann? „Durch Romsdalen nach Jötunheim," sagte er (Jötunheim heißt Heimat der Kobolde und ist das höchste Gebirgsknäuel in Norwegen). Wohin dann weiter? „Nach Hardanger und Bergen." Nach Bergen! rufe ich aus und stoße meinen Rohrstab (der ein dort oben vielfach bewundertes Gemshorn zum Griffe hat) auf den Boden nieder. Da bekommt man ja alles beste zu sehen, was zu sehen ist, sagte Dr. N. Genug, wir wurden bald über Reisekameradschaft einig, obgleich er wohl einige Bedenken wegen meiner Leistungsfähigkeit haben mochte. Ich überließ ihm gerne das Regiment inbezug auf Weg, Unterkommen, Essen und Trinken und Geld-Ausgeben oder vielmehr -Sparen. Sonst aber war ich mit ihm meistens in höchst anregender und unterhaltsamer Uneinigkeit, welche bald damit begann, daß ich einen der bedeutendsten lebenden Dichter Norwegens und vielleicht der Welt, Henrik Ibsen, scharf tadelte, weil er in seinem neuesten Stück „die Wildente" ganz zu dem mir in tiefster Seele verhaßten modernen realistischen Pessimismus übergangen ist. Er vertheidigte seinen berühmten Landsmann gut genug, aber ich behielt natürlich das letzte Wort, denn ich hatte ja Recht und hoffe die Verurtheilung dieser traurigen Zeitkrankheit der Litteratur persönlich überall durchsetzen zu können. Wann kommt doch ein großer Dichter wieder, der, wie Börne von Jean Paul sagt, statt in unseren Wunden zu wühlen, die Paradiese des Lebens findet und zu malen weiß? Es ist ja großer Undank, wenn man leugnen will, daß solche existiren.

Es war paradiesisch schön um uns herum, und als die Sonne anfing uns auf den Scheitel zu brennen, murrten wir nicht, wurden auch nicht krank wie einst der Prophet Jona. Sondern als wir lange genug geschwitzt hatten, streckten wir uns auf der grasbewachsenen Schrägung neben einem Bauernhofe nieder und tranken neugesiebte Milch; ich verwunderte mich über die Menge dieses köstlichen Getränks, die wir vertilgen konnten. Nach einer Stunde, als wir wieder einen der tiefen blauen Fjorde erreichten, welche hier in einer unbegreiflichen Mannigfaltigkeit der Richtungen ins Land eindringen, da bot sich auch noch das Labsal eines köstlichen Seebades dar. Aber nur Freund L. konnte es genießen. Ich wollte es zwar auch wagen, aber die Gummizüge meiner übrigens bequemen städtischen Stiefel hatten sich so fest um die Knöchel gelegt, daß nur Maschinenkraft mich von meiner Fußbekleidung hätte befreien können, und so schwamm er in der wahrhaft silbernen Flut herum und ich hatte das Zusehen. Seine ungeheuren Berggamaschen hatten aber auch ihre Schattenseiten; er lief sich den Fuß wund, und da gelang es mir, als wir bei einem teetotalen Bauern abermals Milch tranken (und zwar um unserer gemeinsamen Interessen wegen umsonst), durch eindringliche Beredsamkeit den Kameraden zu überzeugen, daß er sich im Anfang solcher Reise nicht den Fuß verderben dürfe, das sei er sich selber schuldig, so buchstäblich dürfe man es mit dem festen Willen nicht nehmen. Außer Menschenliebe trieb mich Eigennutz, denn für ein Billiges ward nun ein Karren gemiethet, er schonte seinen Fuß und ich brauchte nicht mehr zu schwitzen.

Langsam zog uns der träge Gaul durch die Allee von Fannestrand — aber welch' ein Weg! Durch die Alleebäume rechts sahen wir auf wohlbestellte Felder, Gehöfte und Villen darin und das Waldgebirge dahinter, links aber auf den spiegelklaren, sonnigen, mit Felseninseln geschmückten Fjord, an dessen jenseitigem Ufer sich dunkle Berge erheben und hinter ihnen die zahllosen vielgestaltigen, meist silberweißen Kuppen des Hochgebirges. Langsam zog der Gaul uns vorwärts, langsam zog das Bild an uns vorüber. Die den Weg einfassenden Bäume wurden immer größer, es waren prachtvolle alte Birken und Lerchen, endlich kam links ein neuer mächtiger in die See hinausgebauter Gasthof, und dann waren wir auf dem Steinpflaster und in Molde. Auf diesem Karren war es, wo ich meinen Yngvar Nielsen, d. h. das Fremdenführerbuch, nicht seinen Verfasser, liegen ließ.

Wir bleiben in Molde bis zum nächsten Nachmittag 5 Uhr. Aber das Schönste an dem Orte habe ich schon beschrieben, die Aussicht welche wir genossen hatten, das ist Molde. Wir stiegen am nächsten Morgen auf den hohen Varden hinter der Stadt hinauf; dreiviertel Stunden währte der Aufstieg. Die Aussicht von da sollte noch viel großartiger sein als gestern, aber sie war es nicht, die Luft war diesig, die Conturen verwischt, die satten Farben fort. Im übrigen ist die Stadt gar nicht unbedeutend. Ich kaufte dort gute Gebirgskarten, feine wollene Strümpfe und ein Handtuch, welches man in der Wildnis gutthut eigenthümlich zu besitzen; leider waren keine Morgenschuhe zu finden. Meine Gänge durch die Stadt machte ich in geliehenen Pantoffeln, kühn den Blicken der Misters und Ladies trotzend, welche die Straßen durchstrichen und vor den großen Hotels herumsaßen oder schlenderten. Meine Stiefeln wurden nemlich von einem kleinen Schuster zu Schnürstiefeln aufgeschlitzt. Er wohnte in einer Dachkammer über dem Nüchternheits-Kaffeehause der Guttempler. In diesem Kaffeehaus sah ich mich denn auch um. Die Speisekarte hing an der Wand: Milch und Kavringer (d. h. Zwieback) 30 Oere, Fischgericht 40 Oere, Fleischgericht 50 Oere u. s. f. Auch stand angeschrieben, daß das Lesen der Zeitungen ohne Entnahme von Verzehrung nicht gestattet sei, aber eine frevelnde Hand hatte das „nicht" dick ausgestrichen. Unendlich hat man sich in meiner Heimat gefreut, daß das Wort Kavringer, bei

uns platt geheißen und auf dänisch sonst verpönt, hier die Ehre hatte gedruckt zu werden. Der Wirth des Kaffeehauses betrieb übrigens sein Geschäft völlig selbständig, und hatte dabei guten Verdienst.

Kurz vor unserer Abfahrt fanden wir in Molde den Dritten im Bunde für die Bergfahrt. Auf einem schlanken und kräftigen Körper saß ein etwas kleiner Kopf mit einem hellen, jungen, freundlichen Gesicht. Er war Student und Guttempler; in Christianssund war er uns bekannt geworden. Nun war er in der Nacht auf dem Seewege angekommen um Hustadviken herum. Er sprach, wie alle die es kennen, mit Ehrfurcht von Hustadviken. Das ist nemlich eine Küstenstrecke, die durch keine Schären geschützt ist, wo also der ungebrochene Wogenschwall des Oceans gegen die Felsen donnert. Da tanzen denn die kleinen Dampfschiffe so lustig, daß den Passagieren meistens wunderlich zu Muthe wird. Ich dachte daran, daß schon das Kattegat mir eine so traurige Stunde bereitet hatte, und pries mich glücklich dem Hustadviken entgangen zu sein, und freute mich jetzt der sanftmüthigen Fahrt nach Väblungsnäs hinüber. Wir nahmen Deckplatz und sparten eine Krone. Ein Berliner Hausbesitzer, der von Nordcap kam und murrend erklärte, die Mitternachtsonne sei nichts anderes als eine Sonne, die im Norden stehe, es sei gar nichts daran, sparte sich hier auch eine Krone. Ein anderer Berliner, der Misters und Ladies spazieren führte, klagte über die Clavier-Pest in Molde, und daß die Engländerinnen die Wacht am Rhein sängen „wie wenn eine Meise piept." So plauderten wir, und das Dampfschiff fuhr nach rechts und nach links, da hinein und dort hinein, vom einen Anlegeplatz zum anderen, ein winziges Fahrzeug, sobald es der Küste nahe kam, denn an allen Ufern erhoben sich dicht hinter dem schmalen Vorland oder auch direct aus den Fluten emporsteigend riesig hohe, steile oder schräge nackte graue Felsenmassen. Endlich ging es hinein in die allerinnerste Schlucht; da treten die Berge etwas zurück und grünes Land breitet sich, und es ist reichlich Platz für ein freundliches Städtchen, Väblungsnäs. Wir gehen, obgleich es später Abend ist, nachdem wir bei einem Bäcker Kleingeld gemacht, hindurch auf die Landstraße ins Romsdal. Die Gasthäuser werden verschmäht. Nach halbstündiger Wanderung kommt das Dörfchen Aak, wo der beste Bauer erfragt wird.

Es ist zehn Uhr Abends: man klopft an und bittet um Quartier, und wird mit herzlichster Gastfreundschaft aufgenommen. Unser Hauptmann bestimmt den Speisezettel; nun soll ich norwegisch Gröd (mit hartem d) probiren. Gröd ist Gerstenmehl in Wasser zu dickem gräulichem Brei gekocht, mit saurer geronnener Milch dazu. Die Hausfrau hatte das Gericht vorzüglich bereitet, tapfer gerührt, es war auch kein Klümpchen darin. Mit strahlendem Gesicht sieht sie, wie meine Kameraden ihre ganze gewaltige Portion verschwinden lassen. Ich gehe mit Todesverachtung darauf los und dringe doch nur bis in die Mitte meines Tellers vor; sie nimmt's dem Fremden auch nicht übel. In der bekannten Dämmerung gegen 11 Uhr besehe ich noch den Garten, wo ich in fruchtbarem Erdreich junge Obstbäume finde, sonst freilich aber keine Cultur. Die Rauma braust malerisch, rechts und links stehen die mächtigen dunkelvioletten Berge, ein wundervoller Abend. Ein geräumiges Zimmer ist unser, mit zwei reinlichen Betten obendrein. Die beiden jungen Leute schlüpfen in das eine, ich in das andere, und so schlafen wir süß.

(Schluß folgt.)

Ein gemeinnütziges Leihhaus.

Unter den zahlreichen gemeinnützigen Anstalten, die seitens der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel ins Leben gerufen sind, nimmt das 1876 errichtete Leihhaus eine besonders hervorragende Stelle ein. Der Geschäftsbetrieb im abgelaufenen Jahre ist bereits aus nachstehenden wenigen Zahlen, welche wir dem kürzlich erstatteten, bis zum 31. März 1886 geltenden Jahresbericht entlehnen, ersichtlich. Im verflossenen Jahre sind 29 177 Pfänder gegen 27 500 im Vorjahre mit einer Beleihungssumme von 187 134 ℳ gegen 183 254 ℳ versetzt worden. Zur Einlösung gelangten 25 366 Pfänder mit der Summe von 159 877 ℳ; im Vorjahre von 171 861 ℳ. Verkauft wurden in sechs öffentlichen Versteigerungen 2444 Pfänder, im Vorjahre 3038.

Während also bei einem Vergleich der beiden letzten Jahre hinsichtlich der Summe wie der Zahl der Beleihungen eine kleine Zunahme gegen 1884/85, inbetreff der Einlösungen ein freilich ebenfalls nicht erheblicher Rückgang zu bemerken ist, hat sich von Monat zu Monat betrachtet das Geschäft ziemlich auf gleicher Höhe gehalten. Die Zahl der verkauften Pfänder zeigt sich geringer, der durchschnittliche Lagerbestand höher als im Vorjahre. Solches gilt insbesondere von den letzten Monaten des Jahres.

Was die Zahl der zum Verkauf gebrachten verfallenen Pfandstücke anlangt, so steht in diesem Punkte — mag auch immerhin gegenüber dem Gesammtbestande jene Zahl als eine recht bedeutende erscheinen — das Verhältnis doch günstiger als im Vorjahre. Besonders lebhaft war wie immer das Geschäft unmittelbar vor den Versteigerungen.

Für das verflossene Jahrzehnt stellt der Bericht einen Rückblick an, wobei derselbe zu nachstehenden lehrreichen Bemerkungen gelangt:

„In gewisser Weise läßt sich der Pfandleihverkehr einer Stadt als Barometer der wirthschaftlichen Lage derselben betrachten. Indeß darf man nicht von der allgemein verbreiteten Meinung ausgehen, daß stets in sogenannten schlechten Zeiten das Pfandleihgeschäft am meisten blühen und in besseren Zeiten einen Rückgang erfahren müsse. Eine solche Ansicht ist nach den hiesigen Erfahrungen irrig. Die Praxis hat vielmehr gelehrt, daß in Jahren wo der Handels- und Geschäfts-Verkehr lebhaft, die Arbeit reichlich und der Verdienst ein lohnender war, auch die Geschäfts-Bewegung des Leihhauses sich weit reger stellt, als in Zeiten wo bei trägem, stockendem Geschäft, mangelnder Arbeit und gedrückten Lohnverhältnissen man eine vergrößerte Benutzung hätte vermuthen müssen. Die Ursache dieser Erscheinung dürfte vielleicht aus folgenden Umständen zu erklären sein. Bei kräftig pulsirendem Geschäftsleben und Arbeitsüberfluß geräth anscheinend der kleine Handelsmann und Gewerbtreibende, weil die Kundschaft meist erst nach längerer Zeit zahlt, leichter und öfter in vorübergehende Geldverlegenheit. Wenn er nun nicht mit Bankgeschäften arbeitet, oder arbeiten kann, — da es sich ja häufig um kleine Summen von 20 bis 100 ℳ handelt — und er auch sonst niemanden hat, welcher ihm das Fehlende vorstreckt, so betrachtet er den Lombard als seine Bank und nimmt zu dieser Anstalt seine Zuflucht. Auch der Arbeiter schafft sich in solchen Zeiten leichter ein nothwendiges Stück an. Reichen seine augenblicklich vorhandenen Mittel dazu nicht aus, so trägt er, der die Gewißheit hat alsbald in den Besitz des nöthigen Geldes zu gelangen, kein Bedenken die Hilfe des Leihhauses in Anspruch zu nehmen. Dazu kommt noch die Zahl derjenigen welche sozusagen von der Hand in den Mund leben, welche die hier wie anderswo zu allen Jahreszeiten zahlreich gebotenen Vergnügungen mitmachen, und, wenn es dafür an Geld fehlt, unbedenklich ein Stück ihres Hausstandes u. s. f. versetzen, um es von dem gesicherten Verdienst bei nächster Gelegenheit wieder einzulösen. — Ganz anders gestaltet sich die Sache in geschäftsflauen Zeiten, bei Arbeitslosigkeit und dergleichen. Der kleine Gewerbtreibende schlägt sich dann, so gut er kann, mit eigenen Mitteln durch. Er unterläßt die Anschaffung eines eigentlich nöthigen Gegenstandes, wenn deshalb erst etwas nach dem Leihhaus gebracht werden soll. Freilich, dauert eine ungünstige Wirthschaftslage längere Zeit hindurch, und überschreitet dieselbe gewisse Schranken, so treibt die Noth gar manchen hierher. Wir brauchen in dieser Beziehung nur darauf hinzuweisen, daß in den Monaten December 1885 bis März 1886, wo infolge des ungemein strengen und lange anhaltenden

Winters ein schwerer Druck auf unseren arbeitenden Classen lastete, für etwa 8000 ℳ mehr versetzt worden ist als während derselben Zeitspanne im Vorjahre. Besonders in widerwärtigen Zeiten tritt die segensreiche Bedeutung der Anstalt recht augenfällig zu Tage.

„Wenn wir das was vorhin dargelegt, auf den Verkehr im hiesigen Lombard anwenden, so ergibt sich, daß in normalen Geschäftsjahren der in den Monaten Januar bis Juli, August stetig anwachsende Lagerbestand sich regelmäßig in der Zeit von September bis Ende December erheblich verminderte. Hieraus erhellt, daß die letzten drei Jahre wesentlich ungünstiger gelegen haben als die vorausgehenden Jahre. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Lagerabgang der jüngsten Jahre lediglich auf Rechnung der stattgehabten Versteigerungen geschrieben werden muß, sowie daß für das Jahr 1885 bei einer fast gleichen Summe der Verpfändungen wie im Jahre 1884 der Einlösungsbetrag dieses Jahres um reichlich 6000 ℳ gegen den vorjährigen zurückgeblieben ist."

Ueber den gesammten Geschäftsbetrieb während des verflossenen Jahrzehnts geben folgende Schlußziffern einer dem Jahresbericht beigegebenen statistischen Uebersicht Auskunft: In jenem Zeitraum sind insgesammt durch die Anstalt 232 479 Beleihungen zum Belaufe von 1,673 133 ℳ erfolgt, wogegen 201 389 Einlösungen im Betrage von 1,449 654 ℳ stattgefunden haben und 18 781 Pfänder um die Summe von 125 684 ℳ verkauft werden mußten.

Interessant ist, daß der Bericht einen Neubau des Lombardgebäudes als unerläßlich bezeichnet, weil die infolge der bevorstehenden Ausführung des Nordostsee-Canals zu erwartende Vermehrung der arbeitenden Classen in Kiel und Umgegend einen regeren Betrieb der Anstalt jedenfalls in sichere Aussicht stelle. H.

Schweizerischer Verein zur Förderung des Arbeitsunterrichts für Knaben.

Eine Frucht des Berner Bildungscurses ist der Verein zur Förderung des Arbeitsunterrichts, der sich zur Aufgabe macht, Einheit in diese Bestrebungen zu bringen und den Arbeitsunterricht in der Schweiz zu verbreiten. Das Comite besteht aus folgenden Herren: S. Rudin in Basel Präsident, Zürrer in Basel Secretär, Scheurer in Bern Cassier, Schülin in Kreuzlingen, Stadler in St. Gallen, Gilléron in Genf und Meylan in Corcelles bei Chavornay (Waadt). Es sollen eine Bibliothek und eine Modellsammlung für den Arbeitsunterricht geschaffen werden. Zum Bibliothekar wurde erwählt der Verwalter der Schulausstellung in Bern Herr Lüthi und der „Pionier" zum Organ des Vereins.

Aussprüche über Volksschriften und Volksschriftsteller.

Gesammelt von O. W. in Dr.

Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben. Herder.

Unreife Bücher sind weit gefährlicher als unreife Kartoffeln, schlechte Bücher verderblicher als ungesundes Fleisch. Friedr. Ludw. Jahn.

Es gibt Bücher über alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muß die Kunst zu lesen frühzeitig in der Schule geübt werden. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen ist eine Straußenüberfüllung. Aus Langeweile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchst armselige Nichtsthuerei von Müßiggängern. Romane mit wenigen Ausnahmen, Wunder-, Geister-, Ritter- und Räuber-Geschichten gehören nicht auf den Putztisch und auf der Weiberschoß. Schmutzschriften sind Giftbücher, eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht. Die Allieblinge der Lesermenge haben immer Liebe zum Gegenstande, nebenbei streuen sie der Freundschaft ein Vergißmeinnicht und steuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit und Tugend. Fr. Ludw. Jahn.

Ich halte es gradezu für unmöglich, daß in unserer Zeit ein auch noch so großer Dichter eine der Jugend würdige Erzählung erfinde. Herbart.

Lessing's Behauptung: „Das ist unter allen Nationen immer ein sehr interessanter Dichter, von dessen Gedichten ein Dritttheil gut ist," — leidet auch auf die Jugendschriftsteller Anwendung. W.

Zu einem wahren Volksschriftsteller gehören dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nemlich: daß er es ehrlich meine; daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit seiner Religion theile, welche bis dahin noch immer das Christenthum ist und trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden fortan und bis ans Ende der Welt auch bleiben wird. Eichendorff.

Es ist eine schwere Kunst, volksthümlich zu schreiben. Es genügt dazu nicht, wie manche glauben, den gewählten Stoff in wenig gewählter Sprache zu behandeln und mit gemüthlich-humoristischen Betrachtungen zu durchflechten, sondern es kommt dabei darauf an, daß der Schriftsteller von seinem Leser nur gesunden Menschenverstand verlangt und von dieser Grundlage aus für seinen Gegenstand zu erwärmen, über denselben zu unterhalten und gründlich zu belehren weiß. Den Gelehrten ist gut predigen, sagt das Sprichwort, und hat Recht damit. Einem Gelehrten ist es leichter, für seinesgleichen, als für Ungelehrte zu schreiben. Für den ersteren braucht er vieles nur anzudeuten und kann anderes stillschweigend voraussetzen. Wer ihn noch nicht versteht, dessen Sache ist es, sich soweit herauszuarbeiten, und wer das will, weiß, wo er die Mittel dazu findet. Mit einem Volksbuche ist das anders. Das muß aus sich selbst ganz verständlich sein, wenn es seinen Zweck nicht verfehlen will.

Centralbl. f. d. freie Fortbildungsw., 2. Jahrgg. Nr. 17.

Das strenge Wort ist wahr — und scheint's zu übertreiben,
Es wird ihm immerdar ein wahrer Kern verbleiben:
Zum schlechten Menschen hat das gute Kind verkehrt
Oft eines Buches Saat, die es in sich genährt.
Im Irrthum ist, wer vom geles'nen Buche spricht:
„Hat es mir nicht genützt, hat's doch geschadet nicht."
Es hat, wo nicht um Geld, ihn doch um Zeit gebracht,
Vielleicht auch unvermerkt ermüdet und verflacht.
O. S.

Wer nicht liest, lebt nicht. Claus Harms.

In unserer Zeit kann nichts so sehr bilden und verderben, als gut oder schlecht gewählte Lectüre. Herder.

Ein Buch ist den Wunderwerken beizuzählen, die von Menschen gemacht sind; es ist eine Brücke, über den Strom der Zeit gebaut, da wir alle Tage die vor hundert und tausend Jahren Gestorbenen zu uns Lebenden kommen sehen; ein Buch ist ein Band, um alles was liest geschlungen, und stiftet eine Lebensgemeinschaft so innig und umfassend, wie keine andere; ein Buch ist ein Lastschiff, das unserem Geiste alles was er bedarf, zuführt von nah und fern; durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen und zu denen, die es werden wollen, ehe sie greisen; spricht das erfahrene Alter zu der Jugend, zu den Kindern selbst, wenn sie lesen können. Cl. Harms.

Man halte sich an wenige gute Schriften. Derjenige ist nirgends, welcher überall sein will. Einem schönen Buche bleibt sein Werth, es gefällt, auch wenn es zehnmal gelesen ist. Gute Bücher erhalten genügsam und damit gesund. Hopf.

Manch artiges Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth. Fr. Rückert.

Eine große Anzahl von Autoren greift lediglich zur Feder, um sich Taschengeld zu erwerben, nicht wenige auch, um nur den Ruhm zu haben, ebenfalls Schriftsteller zu sein. D. Theden.

Die meisten Verlagsbuchhändler sehen bei Auswahl ihrer Werke nur darauf, ob dieselben auch verkäuflich sind; ob sie aber Werth haben, oder ob sie gradezu schädlich sind, das wird absichtlich außer Acht gelassen. Theden.

Nicht viel lesen, sondern gut Ding viel und oft lesen, macht fromm und klug dazu. Luther.

Die Verfasser und Verleger der berüchtigten Struwelpeter und Struwelsusen verdienen, falls sie das Zeitliche gesegnet haben sollten, noch im Grabe gegeißelt zu werden. Dulon.

Eltern, welche die Lectüre ihrer Kinder nicht genug überwachen, begehen gradezu ein Verbrechen. Dr. W. Lange.

Wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mir auch dieselben niemand gelehrt hat. M. Luther.

Londoner Sommerpflege.

Durch die Güte der Schriftführerin der Centralstelle für Sommerpflege in London gehen uns einige Ergänzungen unserer in Nr. 42 gebrachten Mittheilungen über die Entwickelung dieses erfreulichen Werkes in London zu. Die ersten Anfänge reichen weiter zurück, als wir damals auf Grund eines Journal-Artikels annahmen; sie stammen merkwürdigerweise aus demselben Jahr, wie die unabhängig von einander und ohne gegenseitiges Wissen ins Leben gerufenen Aussendungen von Pfarrer Bion in Zürich und Pastor Schooft in Hamburg, und gingen gleichfalls von einem Geistlichen aus, dem Rev. Mr. Barnett von Whitechapel im östlichen London. Er schickte damals dreißig Kinder zu vierzehntägigem Aufenthalt aufs Land und zwar zu kleinen Pächtern und ländlichen Arbeitern. Im Anfang des Jahres 1884 hat sich die Centralstelle für Sommerpflege in London gebildet, unter deren Leitern der Bischof von London voransteht; auch der verstorbene Samuel Morley gehörte dazu. Die Zahl der Bezirksausschüsse hat sich schon im zweiten Jahr von 13 auf 20 gehoben; im nächsten Jahr hofft man die ganze Riesenstadt mit einem Netz von Bezirksausschüssen überspannt zu haben und darin noch Tausende von den „kleinen Fischen" (small fry) zu fangen, denen frische Luft, grüne Felder, kräftige Landkost zu erhöhter Gesundheit und Lebenskraft verhelfen sollen.

Die Ortsausschüsse legen mit Hilfe von Geistlichen, Lehrern, Armenpflegern, Armenärzten u. a. Listen von denjenigen Kindern an, welche eines Landaufenthalts bedürfen. Danach begeben sich die „Besucher", Herren oder Damen, zu den betreffenden Eltern, erkundigen sich nach den Verhältnissen, stellen fest, wieviel erwerbende und abhängige Glieder die Familie zählt, wieviel Zimmer sie bewohnt, was die Eltern treiben, ob Krankheiten, namentlich ansteckende kürzlich vorgekommen sind und wieviel die Eltern zu den Kosten beitragen wollen. Dieser letztere Punkt wird immer festgehalten; der geringste Beitrag für ein Kind scheint 2 Sch. gewesen zu sein. Nur auf Bezeugung der Charity Organisation Society hat die sogenannte Fresh Air Mission unter den 1600 Kindern, welche sie 1885 aussandte, einige unentgeltlich mitgenommen. Die Besucher müssen sich außerdem davon überzeugen, daß die vorgeschlagenen Kinder wirklich schwächlich sind und eine Luftveränderung bedürfen, daß sie keine Freunde oder Verwandte auf dem Lande haben, welche sie aufnehmen könnten, daß sie keine ärztliche Behandlung brauchen und in demselben Sommer noch keine Landferien genossen haben. Der Gesundheitsbeamte des betreffenden Bezirks muß über das Haus berichten, der Arzt ein Zeugnis ausstellen, falls bei dem Kinde kürzlich eine Krankheit aufgetreten ist. Der Besucher setzt sich dann mit einer auf dem Lande wohnenden Dame in Verbindung, in deren Nachbarschaft die von ihm übernommenen Kinder untergebracht werden sollen, diese sucht die geeigneten Häuser aus, besorgt die geschäftlichen Abmachungen mit den Pflegeeltern, nimmt am bestimmten Tage die Kinder in Empfang und bringt sie unter, behält sie fortwährend im Auge und befördert sie nach Ablauf der festgesetzten 14 Tage wieder nach London zurück. Diese Frist ist nur in einzelnen Fällen auf Antrag der ländlichen Schutzdame bis zu drei, vier oder sechs Wochen erstreckt worden; einmal hat eine Pflegemutter angeboten, das ihr liebgewordene kleine Mädchen unentgeltlich noch länger zu behalten. Unter den den Eltern eingehändigten Vorschriften heißt es, daß sie ihre Kinder besuchen dürfen, aber, falls sie nicht etwa eingeladen sind, keine Bewirthung erwarten sollen; sie werden ferner darauf aufmerksam gemacht, daß die den Kindern gereichte Kost nahrhaft und kräftig, aber durchaus einfach sein wird.

Die Erfahrungen, welche man von dem freundlichen Entgegenkommen der Pflegefamilien, sowie von den nicht zu unterschätzenden gemüthlichen Beziehungen zwischen Stadt und Land als Nebenfrucht dieses Zweiges der Wohlthätigkeit zu verzeichnen hat, stimmen ganz mit den in Bremen und anderswo bei der Familienpflege gemachten überein. Schon manchmal sind die ländlichen Wirthe der Sommerzeit im Winter zum Besuch bei den Stadtleuten gewesen. Im „Nordwest" ist von Anfang an darauf hingewiesen, wie nützlich es sei, die ländliche Bevölkerung unvermerkt an eine freie, nicht ängstlich rechnende Mildthätigkeit zu gewöhnen. Das scheint sich in England dabei auch anzubahnen. Ein kleines elfjähriges Mägdlein schrieb ihren Eltern, sie amüsire sich herrlich und fahre den ganzen Tag im Wagen spazieren. Das war auffällig, denn die gute und sorgsame Pflegemutter hatte doch zuviel zu thun, um die kleine Stadtmaus fortwährend umherzukutschiren. Da kam denn heraus, daß die Equipage der Botenwagen war; der alte Bote, dem Rufe nach ein verdrießlicher, unhöflicher Mann, hatte bei dem Anblick des armen, bleichen Stadtgesichtchens ein menschliches Rühren gefühlt und war nicht eher zufrieden, als bis er das kleine Ding auf seinen Fahrten neben sich hatte.

Noch ein Stückchen von der Londoner Seite. Eine Besuchsdame kam zu den Eltern eines Knaben, der in derselben Pflegefamilie untergebracht war, die ihn vor zwei Jahren aufgenommen hatte. Sie fragte, um ins Gespräch zu kommen, einen kleinen fünfjährigen Bruder, wo Tommy sei. — Tommy ist im Himmel, sagte der Kleine feierlich. Die Dame erschrak, sie fürchtete, dem Pflegling sei ein Unglück zugestoßen, von dem sie noch nichts gehört hatte. Als die Mutter dazu kam, sprach die Dame ihr Beileid aus und erkundigte sich nach den näheren Umständen. Zu ihrer Erleichterung erfuhr sie, daß der Kleine mit dem „Himmel" den Landaufenthalt meinte, und als Grund dafür angab, daß soviele schöne Blumen, wie Tommy von da mitgebracht habe, nur im Himmel gewachsen sein könnten.

Aus dem Jahresbericht für 1886, der uns freundlichst in Aussicht gestellt ist, hoffen wir weiteres über die gedeihliche Fortentwickelung der Londoner Sommerpflege zu berichten.

Der Hilfsschwestern-Verein in Berlin.

(v. d. Heydtstraße 6. Oberin Gräfin Hedwig Rittberg.)

In diesem Verein heißt es wie in sovielen anderen: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. „Das verflossene Jahr", sagt der letzte Bericht, „hat wiederum so viele Pflegeanforderungen an uns gestellt, daß die Vergrößerung der Schwesternzahl eine dringende Nothwendigkeit ist, wenn die Schwestern nicht in kurzer Zeit arbeitsunfähig werden sollen. Wie oft ist es vorgekommen, daß dieselben direct von einer Pflege in die andere — selbst von Aerzten abgeholt wurden, obwohl eine Ruhe für sie durchaus nothwendig gewesen wäre." Im vorigen Jahre wurde der Beschluß zum

Bau eines Schwesternheims gefaßt, obwohl nur sehr bescheidene Mittel zur Verfügung standen. Der Bau ist nunmehr vollendet, und das Haus am 22. September kirchlich geweiht. Da das Schwesternheim vollständig eingerichtet ist, so ist der Verein bereit, invalide Schwestern anderer Vereine — so weit Platz ist — gegen eine mäßige Vergütung aufzunehmen, und bittet diejenigen Vereinsvorstände, welche davon Gebrauch machen wollen, sich an ihn zu wenden. — Es ist natürlich, daß das Schwesternheim seinem eigentlichen Zwecke, als Aufenthalt für invalide Schwestern zu dienen, erst nach und nach entsprechen kann. Bis dahin sollen die Kosten durch Aufnahme von Pensionärinnen so viel wie möglich gedeckt werden. Der Verein selbst hat vorläufig nur eine invalide Schwester, welcher durch die große Güte eines Wohlthäters seit mehr als einem Jahr der Curaufenthalt in Davos ermöglicht worden ist.

Zu den dem Schwesterheim aus den Ersparnissen überwiesenen *M* 20 000 sind an Liebesgaben bis jetzt im ganzen *M* 10 370,34 eingegangen. Der Gesammtbetrag des Grundstückes, Baues und Inventars wird etwa *M* 70 000 erreichen, so daß noch eine Schuld von *M* 40 000 auf dem Heim lasten bleibt; von dieser sollen durch die Gesamtersparnisse des Vereins *M* 30 000 abgezahlt werden, so daß außerdem noch eine Schuld von *M* 10 000 zu decken sein wird.

Die Deutschen im heißen Afrika.

Hugo Zöller schreibt in seinen Kamerun-Reisen:

„Die nach langjährigem, Leben und Gesundheit gefährdendem Aufenthalt in Westafrika nach Europa zurückkehrenden Kaufleute verjubeln nicht selten ihren sauer erworbenen Verdienst binnen weniger Monate. Ihre Gehalte sind ja allerdings nicht sonderlich hoch, aber gleich den Seeleuten haben sie nur selten Gelegenheit etwas davon auszugeben, sodaß sie doch meistens eine größere oder kleinere im Laufe der Zeit angesammelte Summe mit nach Europa bringen. Aber wie leichtsinnig wird damit gewirthschaftet! Von einem Herrn (Hauptagenten) erzählte man mir, daß er in sechs Monaten 24 000 *M*, von einem anderen, daß er in 3½ Monaten ungefähr 20 000 *M* ausgegeben habe. Und doch war das der Verdienst eines ganzen entbehrungsreichen Jahrzehnts. Aber man gewöhnt sich in Afrika so leicht daran, sich als Aristokraten — und das will hier wirklich nicht viel bedeuten — zu betrachten. Man gewöhnt sich so leicht daran, das wenige was dieses Land an begehrenswerthen Dingen bietet, für erreichbar zu halten. Und nun kommt man nach Europa, wo die Frauen so schön und die Genüsse so mannigfaltig sind. Sollte, wer unter Tausenden von Negern den Herrn gespielt hat, hier auf einmal entsagen? Anfänglich scheint auch, wo man statt des gewohnten Dollar bloß eine Mark als Geschenk oder Trinkgeld zu geben braucht, das Leben gar nicht so kostspielig zu sein. Kommt dann nach kurzem Rausche der Katzenjammer, so heißt es: „Nun schnell zurück nach Afrika, um aufs neue zu verdienen!“ Aber inzwischen sind möglicherweise die Verhältnisse noch schlechter und die Gehalte noch niedriger geworden.

Der Lebensgenuß ist in Westafrika beinahe auf Null beschränkt. Bestenfalls, d. h. wenn man nicht krank wird, führt man dort ein Pflanzenleben. Bloß diejenigen denen der Ehrgeiz oder die Aussicht auf ein zu erwerbendes Vermögen im Kopfe steckt, machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Aber wie viele sind deren? Von jenen zwei Dingen, die vielen allein das Leben erträglich machen, der Liebe und dem Ehrgeiz, findet höchstens der letztere in Afrika eine Rennbahn, die des Schweißes der Edlen werth ist. Der Liebe und allen ihren Tändeleien muß, wer nach Afrika hinausgeht, entsagen. Trotz Verdi ist in dieser Hinsicht Vasco de Gama gewiß nicht glücklicher gewesen als jeder andere. Es wäre daher am vernünftigsten, wenn bloß Leute in der letzten Hälfte des Lebens nach Westafrika hinausgingen. Aber hier hat auch das Klima ein gewichtiges Wort mitzusprechen; denn es scheint festzustehen, daß zum Ertragen dieses Klimas die volle Manneskraft gehört, daß dasselbe weder Leuten unter 20 noch auch solchen über 40 Jahren anzuempfehlen ist.

Wer in Afrika nicht viel Geld verdienen kann oder sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, wird das Leben verzweifelt öde und langweilig finden. Viele Kaufleute umschiffen diese Klippe nicht grade auf die schönste Weise, indem sie in eine Art von Traumleben versinken und zwar ihre Pflicht thun, aber auch nichts weiter. Und dennoch und trotz alledem muß das ungewöhnliche Maß von Freiheit und Selbständigkeit, welches die in Westafrika arbeitenden Kaufleute bei tüchtigen Leistungen schon in sehr jungen Jahren erreichen können, einen ganz außerordentlichen, alle Schattenseiten ihres sonstigen Daseins ausgleichenden Reiz haben. Denn man hört im allgemeinen und im Gegensatz zu vielen anderen Tropenländern weit mehr Lob als Klagen.“

Richtspruch eines Arbeiterheims.

Der Richtspruch bei der Einweihung der ersten Häuser des Arbeiterheims in Bielefeld am 11. Juni 1886 lautete nach der „Arbeiter-Colonie“ des Pastors v. Bodelschwingh und des Grafen von Zieten-Schwerin:

Bauherr:

Freund Zimmermann, was ist hier los?
Riefst du herbei den ganzen Troß,
Zum Berg und Wald empor zu steigen?
Willst du uns deine Künste zeigen?

Zimmermann:

Gewiß! Wir freu'n uns unsrer Kunst,
Und was wir schaffen ist kein Dunst,
Solid und fest in allen Fugen!
Du ließest uns ja oft besuchen
Durch den studirten Herrn da unten,
Der hat es alles gut befunden;
So auch die löbliche Polizei,
Die es genau nimmt, meiner Treu!
Der Stein klang hell, der Mörtel band
Wie Leim, und ich war flink zur Hand
Mit meinen Schwellen, Sparren, Streben
Und was von Holzwerk sonst daneben;
Gesundes Holz, kein Schwamm, kein Wurm;
Recht wetterfest und fest im Sturm
Steht Haus für Haus und wohl gericht't,
Und seinen Herrn betrügt es nicht.

Bauherr:

Du bautest uns der Häuser acht;
Was hast du dir dabei gedacht?
Du bautest sie auf freier Höh',
Und klein, zerstreut, und, wie ich seh',
Zu jedem auch ein Stückchen Land.
Wie ist's denn mit dem Ding bewandt?

Zimmermann:

Die „kleinen Leute“ sind mir lieb,
Die redlich und mit ernstem Trieb
Im Schweiß des Angesichts sich plagen,
Ein eigen Heim auch zu erjagen.
's fällt manchem schwer in heut'ger Zeit.
Doch unverzagt! Wer stets bereit
Zur Arbeit, treu zusammenhält
Was er erwirbt an Gut und Geld,
Feind dem Geschwätz und wüstem Tand,
Nicht scheut die Schwielen in der Hand:
Der baut sich selber wohl sein Haus.
Und Freunde helfen gern ihm aus.
Die Trommel rührtest du: es kamen
Die Herren alle hier zusammen.
Die Losung war: „Arbeiterheim!“
Und wir, wir machten drauf den Reim
Mit Beil und Kelle; es erstand
Die Siedelung am Waldesrand.
Wie freu' ich mich der Luft so rein,
Für alle, die hier ziehen ein!
Der Rundschau über Berg und Thal
Und Burg und Stadt! So manche Qual
Herrscht drunten in den engen Gassen;
Manch Angesicht sah ich erblassen;
Umsonst sehnt in des Tages Hitze
Sich mancher nach dem Ruhesitze,
Nach eigner Scholle, eignem Herd;
Er merket nicht der Arbeit Werth.
Genießet nicht der Arbeit Frucht;
Es drückt ihn nur der Arbeit Wucht.
Doch nun, ihr Leutchen, kehrt hier ein
Und rufet froh: „Klein, aber mein!
Klein, aber mein das Haus, der Garten;
Getreulich will ich ihrer warten,
Mit Weib und Kindern froh vereint,
So wie mir's gut und nützlich scheint.
Hier bin ich ganz mein eigner Herr.
Und keine Müh' ist mir zu schwer,
Was mir noch mangelt zu erringen,
Es meinen Helfern darzubringen.
Hier weiß ich mich als freier Mann,
Nur Einem Herrn unterthan;
Dem alten Gott, der heut noch lebt.
Und jedem hilft, der redlich strebt,
Für jeden sorgt, der ihm nur dient,
Nicht frechen Hochmuths sich erkühnt.
Arbeiterheim, klein aber mein,
Sei Ihm befohlen ganz allein!“

Bauherr:

Wohlan, mein Freund: du meinst es gut!
Ich lobe deinen Sinn und Muth,
Und wer dasselbe mit dir meint,
Den heiß' ich meinen rechten Freund,
Der baut sein Haus auf rechten Grund.
Doch nun, nun dankt mit Herz und Mund
Dem Herrn, der alles wohl gemacht:
Ihm sei das Loblied dargebracht!

Allerlei Gemeinnütziges.

Ein Kochcurs in Karlsruhe. Auf Anregung der Frau Großherzogin von Baden beabsichtigt der Badische Frauenverein, in Karlsruhe auf praktischem Wege zu prüfen, ob und inwieweit ein Bedürfnis nach einem Kochcurse für Mädchen aus einfachen Familien vorhanden ist. Die leitenden Gesichtspunkte legen die „Blätter" des genannten Vereins in folgender sachgemäßer und verständiger Weise dar. „Je kleiner ein Hausstand, je beschränkter seine Mittel, um so größer pflegen verhältnismäßig seine Kosten zu sein. Wohlfeiler lebt, wer seine Einkäufe zu geeigneter Zeit, in größeren Mengen machen und das Gekaufte aufbewahren kann, als wer von geringen Einkünften mühsam und in kleinen Ankäufen die unumgänglichen Nahrungsbedürfnisse befriedigen muß. Unter solchen Verhältnissen ist Sparsamkeit die wesentlichste Bedingung in der Führung des Hausstandes. Die Sparsamkeit ist aber nicht bloß eine Tugend, nicht bloß ein festes Band für das Familienglück, nicht bloß eine Grundlage der häuslichen Ordnung und der Sittlichkeit; sie ist zugleich ein Wissen und Können. Auch wo sie angeboren erscheint oder die natürliche Folge des guten Beispiels der Eltern ist, bedarf sie doch der Anleitung, einer Reihe von Erfahrungen, einer Reihe von Uebungen und Geschicklichkeiten, die erlernt sein wollen. Dies ist ganz besonders auf dem Gebiete der Ernährung der Fall. Eine Kost, die scheinbar sehr billig ist und deshalb unter beschränkten Verhältnissen oft den Vorzug findet, kann nach ihrem wirklichen Werth sehr theuer sein. Sie gibt dem arbeitenden Körper und Geist vielleicht die Kraft nicht, die bei besserer Ernährung zu höherer Erwerbsfähigkeit führen würde. In anderen Fällen kann falsche Behandlung den Nahrungsmitteln ihre Nährkraft nehmen, wieder in anderen Fällen kann die Zubereitung an sich die Kosten der Herstellung der Speisen unnütz erhöhen, endlich aber kann eine ungeschickte Handhabung des Geräthes Verlust bringen und Zeit rauben, die sich leicht für die erwerbende und erhaltende Arbeit verwenden ließe. In all' diesen Fällen wird nun dem guten Willen zu sparen, die gute Lehre an die Hand gehen müssen, wie am besten gespart wird. Die Erfahrung der Mutter wird zwar meistens der Tochter solche Lehren geben können, oft aber wird ein gewisses gewohnheitsmäßiges oder ortsübliches Verfahren stattfinden, das sparsam scheint und im Grunde unnütz ausgibt, d. h. unbewußt und absichtslos vergeudet. Und keinem fällt hieran eine unmittelbare Schuld zu. Es haben z. B. in manchen Fällen die Leute nicht gewußt, wie sich dem Fleisch alle Nährkraft erhalten oder entziehen, wie sich Gemüse nahrhaft machen läßt und dergl. mehr. Ein theoretischer Unterricht ist grade denen die seiner zumeist bedürfen, nicht zugänglich gewesen. Der Besuch großer Haushaltungsschulen ist vielen der Kosten wegen unzugänglich oder auch nicht anzurathen, weil diese Anstalten auf größere Hausstände, auf erweiterte Wirthschaftsmittel, auf umfassenderen Verbrauch und Wechsel in der Kost rechnen. Das Bedürfnis sowohl nach Anleitung zur rechten Zubereitung gesunder und einfacher Hausmannskost, als nach Anleitung zu richtigem Sparen in der Küche kleiner und kleinster Haushaltungen sollen nun die Kochcurse zu befriedigen suchen.

Es wird versucht werden, jungen Mädchen, die früher oder später Sorgen und Mühen mit den Eltern oder als Frauen mit ihren Gatten und Kindern theilen müssen, auf praktischem Wege, durch Arbeit in der Küche unter Leitung einer erprobten Lehrerin in einem vier- bis sechswöchentlichen Curse die zweckmäßigste Verwerthung der einfachen Lebensmittel zu lehren. Sie sollen den Geldwerth und den Nährwerth derselben erfahren, sollen sich selbst zur Erinnerung und der Lehrerin zur Aufsicht die Vorschriften der von ihnen bereiteten Speisen aufschreiben und ein Ausgabebuch führen. Sie sollen den Herd und das Geschirr behandeln lernen. Als Vorbereitung für einen kleinen Hausstand duldet eine solche Schulküche natürlich nur eine sehr beschränkte Zahl von Lernenden. Ueber 12 Mädchen dürfte der Cursus nicht aufnehmen. Die Stunden in welchen dieselben am Tage nicht beschäftigt werden, sollen absichtlich ihnen noch die Möglichkeit anderer Thätigkeit und des Erwerbs daheim freilassen. Die Speisen, die sie bereitet haben, werden ihnen als Kost verabreicht, zur Deckung der Auslagen bei diesem ersten Versuch werden von jeder Schülerin nur 30 Pfg. täglich erhoben. Ein Lehrgeld wird dagegen nicht gezahlt, da die hohe Protectorin des Frauenvereins gnädigst das Honorar der Lehrerin in diesem Versuchscurse decken zu wollen erklärt hat. Glückt der Versuch, werden die Erfolge anerkannt, so lassen sich durch Wiederholung und allmähliche Erweiterung der Programms vielleicht auch größere Kreise für diese Unterstützung der Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit und praktischer Kenntnisse gewinnen."

Heilschwindel. Wie schon früher bekannt gemacht, sind die in marktschreierischer Weise gegen Magenleiden, Kreuzschmerzen, Kopfweh, Schwindel, Krätze (!), Melancholie, Geschwüre, Fingerwurm, Hypochondrie u. s. f. angepriesenen „Schweizerpillen" des Apothekers Richardt Brandt in Schaffhausen ein pflanzliches Abführmittel, dessen wirksamer Stoff aus der bekannten Aloë besteht. Nachdem der Verkauf dieser unter Umständen sehr gesundheitschädlichen Pillen als eines Geheimmittels von dem badischen Ministerium des Innern den Apothekern längst untersagt ist, erfolgt fortdauernd das Angebot derselben auch in dortigen Blättern durch auswärtige Apotheker. Auch werden massenhaft kleine Broschürchen und Kalenderchen verbreitet, durch welche Brandt unter Berufung auf die Gutachten einer großen Anzahl von medicinischen Autoritäten die Vortrefflichkeit seines Mittels verkündet. Erhebungen die über das Zustandekommen dieser angeblichen Gutachten von uns veranstaltet wurden, ergeben daß Brandt sein Mittel in eleganter Verpackung mit schmeichelhaften Schreiben vielen hervorragenden Aerzten des In- und Auslandes zur Anstellung von Versuchen überschickt hat. Ein Theil dieser Aerzte war so unvorsichtig, dem Brandt schriftlich zu danken und ihm zu bestätigen, daß sich die Pillen angezeigten Falls als wirksames Abführmittel erwiesen hätten. Mehr und weiteres ist in den Briefen, die zur Veröffentlichung in keinem Falle bestimmt waren, nicht gesagt, und Brandt treibt einen verwerflichen Misbrauch mit ihnen, wenn er sie in den Dienst seiner eigennützigen Marktschreiereien stellt. Zur Aufklärung des Publicums und zur Charakteristik des von Brandt beobachteten Verfahren folgen hier einige von den fraglichen Aerzten eingegangene Aeußerungen: Professor Dr. Rokitansky in Innsbruck erklärt, er habe in einem wiederholt von Brandt erbetenen Schreiben sich dahin ausgesprochen, daß er die Pillen in Fällen von Obstipation versucht und eine befriedigende Wirkung gesehen habe; diese ganz private Mittheilung habe Brandt ohne seine Erlaubnis veröffentlicht und misbraucht. Geheime Medicinalrath und Professor Dr. Esmarch in Kiel erklärt, daß ihm der Apotheker Brandt vor Jahren, „ehe er mit seinen Pillen den bekannten marktschreierischen Unfug zu treiben begann", eine Schachtel Pillen nebst genauer Angabe der Bestandtheile zur Prüfung zugesandt habe; er habe dieselben einmal versucht, eine befriedigende Wirkung erzielt und hiervon dem Brandt auf wiederholte höfliche Erkundigung Mittheilung gemacht. „Als ich aber danach erfuhr, daß er meine Antwort für seine schwindelhaften Reclamen benutze, habe ich ihm sofort im Mai 1883 geschrieben, daß ich mir einen solchen Misbrauch meines Namens aufs ernstlichste verbäte." Professor Dr. Hertz in Amsterdam erklärt: „Erst auf weiteres Andringen des Apothekers Brandt habe ich in einigen Fällen in nächster Umgebung die Pillen angewandt und mich von ihrer laxirenden Wirkung überzeugt, was ich dem Brandt mittheilte. Hiebei konnte ich mir nicht denken, daß diese meine Erklärung zum Zwecke großartiger Charlatanerie ausgenutzt worden wäre, wie dies leider von Brandt in allen möglichen öffentlichen Blättern geschehen ist, und dies ist mir eine Warnung gewesen, alle dergleichen Anliegen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, direct abzuweisen." Professor Dr. Ebstein in Göttingen äußert sich dahin: „Ich begrüße daher diese Gelegenheit mit wahrer Freude, erklären zu können, daß ich zwar — vorausgesetzt, daß die Pillen des 2c. Brandt gleichmäßig und gewissenhaft dargestellt werden — dieselben ebenso wie andere gleichartige Abführmittel, wofern sie nach ärztlichem Ausspruch

indicirt sind, zulassen will, daß ich aber den freien Verkauf derselben für ein gemeingefährliches Unternehmen erachte und dies um so mehr, als ich die marktschreierische, durchaus unlautere, auf die gröbste Täuschung des Publicums hinzielende Mache des 2c. Brandt auf das schärfste verurtheile.“ Nach neueren Untersuchungen ist die Zusammensetzung der Schweizerpillen keine gleichartige, sondern sie wechselt und steht vielfach in Widerspruch mit der von Brandt behaupteten Zubereitungsweise. Es muß daher für alle Fälle vor der Anwendung dieses Mittels gewarnt werden.

Karlsruhe, im September 1886.

Der Ortsgesundheitsrath. Schnetzler.

Reisen nach dem Norden. In Christiania hielt neulich Dr. Yngvar Nielsen einen Vortrag über den ausländischen Reiseverkehr in Norwegen, in welchem er zu dem Schlusse kam, daß das Land im letztverflossenen Sommer von rund 12 000 ausländischen Reisenden besucht worden ist, welche ihm zusammen etwa fünf Millionen Kronen zugeführt haben. Der Verkehr habe in den letzten Jahren recht bedeutend zugenommen, und er nahm an, daß außer den verbesserten Verbindungen und Hotelverhältnissen besonders die Thätigkeit des norwegischen Turistenvereins in den Gebirgsgegenden, die stark anwachsende Reise-Litteratur mit vielen und guten Reisehandbüchern, sowie auch die neue, bequeme und schnelle Rute nach dem Nordcap zum Aufblühen des Reiselebens beigetragen haben. Seiner Angabe zufolge wurde Christiania Juni bis September von etwa 8000, Bergen von 6000 und Molde von etwas über 3000 ausländischen Reisenden besucht. Nach dem Nordcap gingen gleichzeitig rund 1000 Turisten. Unter den Fremden war die britische Nation wie gewöhnlich am zahlreichsten vertreten. Die Anzahl der Amerikaner und Deutschen war indeß auch recht bedeutend und im Zuwachs begriffen. Bezugnehmend auf diesen Vortrag erklärte der Chef des Statistischen Amtes, Kjär, daß außer Holzwaaren und Fischproducten kein einzelner norwegischer Ausfuhrartikel eine so große Summe wie 5 Millionen Kronen dem Lande zugeführt habe.

Der Knabenhort in Stettin wurde am 15. October 1885 vorerst in bescheidenster Form in gemietheten Räumlichkeiten eingerichtet. Das Streben des Vorstandes des „Vereins Knabenhort und Kindergarten“ ging aber von Anfang an auf den Bau eines eigenen Hauses, in welchem beide Aufnahme finden könnten. Schnell hat sich dieser Wunsch erfüllt. Am 20. September ist das neuerbaute Haus Apfelallee 34, nahe der größten Fabrikgegend der Stadt, mit einer entsprechenden Feierlichkeit eröffnet worden. In den festlich geschmückten Räumen hatten sich außer den Angehörigen der Kinder und den Mitgliedern des Vorstandes des Vereins, Herren Oberbürgermeister Haken, Schulrath Dr. Krosta, Director Lentz u. A. auch der Oberpräsident Graf Behr-Negendank eingefunden. Nach einem Choralgesang schilderte Prediger Dr. Scipio in kurzer Ansprache die Entstehung und den Zweck des Vereins und dankte im Namen des Vereins allen denen welche weder Opfer noch Mühe gescheut hätten, den Bau des Hauses zu ermöglichen. Das Gebäude ist in gefälligem Stile im Backsteinbau aufgeführt. Zu ebener Erde befinden sich zwei geräumige Säle, welche für den Knabenhort und den Kindergarten bestimmt sind, sowie die Waschküche und die Closets. Das obere Stockwerk enthält zwei Wohnungen, für einen Lehrer und eine Kindergärtnerin bestimmt. Im Erdgeschoß ist ein großer Keller zur Aufbewahrung der Feuerungsvorräthe, sowie ein Raum mit einer Bade-Einrichtung, in welchem die Knaben auch Winters ein erfrischendes Bad nehmen können, während im Sommer die städtische Männerbadeanstalt Gelegenheit zum Baden bietet. Hinter dem Hause wird eine etwa 20 Ar große Ackerfläche zum Spielplatz und Garten hergerichtet. Auf dem Spielplatze wird noch ein kleines Gebäude errichtet werden, in welchem Hobelbänke u. dgl. aufzustellen, damit die Knaben während des Winters Anleitung zur Anfertigung von Holzarbeiten erhalten *) können. Außerdem wird an einer Seite des Spielplatzes eine geräumige Veranda gebaut werden zum Schutz gegen Regen und Sonne. Während des Sommers sollen die Knaben möglichst viel im Garten beschäftigt werden. Ein Theil des Gartens wird zu einem botanischen Garten in kleinem Maßstab hervorgerichtet, und der Spielplatz mit verschiedenen Arten von Bäumen rings herum beflanzt werden. J.

---

*) oder vielmehr allgemein bildende Handarbeit mit Holz als Rohstoff betreiben? D. H.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen.
Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark.
Einrückungs-gebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 47. Sonntag, 21. November. 1886.

Bildende Abend-Unterhaltungen für Mittellose.

Die sehr beliebten Sonntag-Abend-Unterhaltungen für Frauen und Mädchen der minder bemittelten Stände, welche seit Jahren der Bremer Frauen-Erwerbs-Verein durch einen kleinen Kreis von Damen veranstaltet, haben am letzten Sonntag wieder begonnen. Von Vielen sind sie gewiß schon ungeduldig erwartet worden, zumal seitdem der Freimarkt ihr Verlangen nicht mehr ablenkte; und sie werden auch nicht enttäuscht den Kaisersaal des Künstlervereins verlassen haben. Der Vortrag, der „den guten Ton" behandelte, war ganz was er für diesen Zweck sein muß: lebhaft, eindringlich und gemeinverständlich in der Form, wohlangebracht und paßlich anregend dem Inhalt nach. Es folgte dann hübsch wechselnde Musik: ein Streich-Quartett, Lieder einer weiblichen Stimme, ein Solo mit der Zither, und zum Schlusse nochmals die Sängerin. Jenes Quartett, in dem einer unsrer angesehensten Künstler das Violoncell handhabte, war von keinem geringeren Componisten als dem anerkannt ersten unter allen, von dem unbegreiflich populär-genialen Mozart.

Ist es nicht schön, daß für ein paar Groschen Frauen und junge Mädchen des niederen Mittelstandes ein halbdutzend Male im Winter sich einen solchen reinen, stärkenden und erfrischenden Genuß verschaffen können?

Man möchte freilich wünschen, sie könnten es jeden Sonntag. Die Bewahrung vor den Versuchungen, welche der Sonntag-Abend für manches Mädchen ohne hinreichenden häuslichen Schutz mit sich bringt, wäre desto erschöpfender. Die aber den unschätzbaren Halt eines guten gesunden Familienlebens haben, brauchten darum ja noch nicht allsonntäglich gegen 6 Uhr Nachmittags nach der Domshaide zu pilgern. Sie könnten es abwechselnd thun, wie jetzt manche Töchter, Mütter und Großmütter derjenigen Stände thun, die dergleichen für sich nicht nöthig haben, doch aber gern auch die prächtigen Aufführungen von Zeit zu Zeit einmal wieder erleben. So oft ein Sonntag kommt, den es besonders heilsam wäre so beschließen zu können, träfen sie den Saal nicht geschlossen und dunkel.

Man könnte ferner wünschen, die Dienstmägde der Stadt hätten mehr davon. Wenige von diesen scheinen theilzunehmen, obwohl es anfangs stark auf sie mitberechnet war, ja wohl gar vorzugsweise. Aber wie es häufig geht, ähnlich auch bei dem Arbeiterbildungsverein Vorwärts gegangen ist, und wie die Sparcassen es mit ihrem Publicum erlebt haben und wie die englischen Gewerkvereine den Arbeiterstand gleichsam durchsieben: was auf die unterste Schicht gemünzt war, das hebt aus dieser eine verhältnismäßig höhere empor, oder kommt bald überhaupt einer höheren zu statten.

Auch die allsonntägliche Veranstaltung läßt sich leichter in ihrer Räthlichkeit begreifen, als ernstlich in die Hand nehmen und durchführen. Sie würde eine ganz außerordentliche Vermehrung der zu bringenden Opfer bedeuten, namentlich bei den Leiterinnen, die es ohnehin schon, wenn so gediegen und anziehend zugleich weitergearbeitet werden soll, nicht leicht haben.

Aber ein anderer, über diese Aufführungen hinausliegender Wunsch läßt sich nicht unterdrücken, und jeder neue Winter, der anhebt ohne seine Erfüllung in Aussicht zu stellen, macht ihn brennender. Warum muß das männliche Geschlecht entbehren, was das weibliche hat? Könnte ein kleiner Kreis hingebender und einsichtvoller Männer nicht dasselbe für jugendliche Fabrikarbeiter, Gesellen und Lehrlinge thun, was Fräulein Marie Kalkmann und Genossinnen vom Frauen-Erwerbs-Verein für ihre weniger glückbegünstigten Schwestern nun schon seit so manchem Jahre ruhmwürdig leisten?

Vielleicht würde da die Wohlthat noch größer und folgenreicher sein. Das Bedürfnis mag nicht so sehr empfunden werden; aber darauf kommt es nicht an. Ein junger Mensch weiß selten, was ihm fehlt und frommt: er folgt einem Zuge, der von voraussichtiger Vernunft wenig an sich hat, wenn er am Feierabend oder am Ruhetag der Woche in die ersten besten Locale eilt, wo Seinesgleichen zu treffen sind oder in gleichviel welcher Ausgabe das andere Geschlecht. Dagegen kann kein Zweifel sein, und ist anderswo auch schon tausendfach erprobt worden, daß er kommen, bleiben und wieder kommen würde, veranstaltete man eigens für seinen Sinn und Geschmack eine Reihe kleiner Aufführungen aus Musik und Poesie. Die Auswahl hätte nicht einmal besondere Schwierigkeiten. Das Beste ist für die Volksjugend grade gut genug, und das Beste ist ja sozusagen auch allbekannt. Unsere classischen Dichter und Schriftsteller, unsere classischen Componisten würden den Stoff hergeben.

Wer nimmt so etwas in die Hand? Wer fügt die Kräfte zusammen, die vereinzelt dafür in jeder größeren Stadt jetzt reichlich vorhanden sind? Daß ihm die Mittel nicht ausbleiben

würden, darf für ausgemacht gelten, denn heutzutage zieht jede gemeinnützige Arbeit mit magischer Wünschelruthe nicht aus allen, aber doch aus einigen gefüllten Taschen das erforderliche gemünzte Edelmetall an sich! A. L.

Aus Norwegen.

III.

(Schluß.)

Sie wünschen wohl nicht, daß ich die am nächsten Morgen hinter Væblungsnäs beginnende zehntägige Fußwanderung durch Romsdalen, den oberen Theil von Gudbrandsdalen, quer durch Vaagedalen und durch die Wildnis des Jötunheim bis an den obersten östlichen Winkel des Valdres von Strecke zu Strecke und von Tag zu Tag abschildere? Ich könnte es auch nicht; viele schöne und große Eindrücke sind doch verwischt. Selbst der Name des großartigen Wasserfalls, dem gegenüber ich eines Tages auf einem Prellstein saß in großer Ermüdung und die letzte Postkarte mit unschönen Bleistiftbuchstaben nach Bremen adressirte, — selbst der Name dieses Naturwunders ist Schall und Rauch und Vergessenheit geworden. Dagegen vermag mein Gedächtnis mich sprungweise vom einen Erlebnis zu dem anderen zu tragen, bei dem ich denn nun verweilen werde, freilich ohne mich der Hoffnung hinzugeben, daß ich den Leser in besonders große Verwunderung versetzen kann. Aber auch ohne daß man vor Schrecken (ich meine natürlich ästhetischem Schrecken, den der Anblick des Erhabenen weckt) oder Entzücken außer sich geräth, kann man sich ja köstlich wohl befinden.

So lagen wir zum Beispiel in Romsdalen auf einem abgemähten Wiesenacker, jeder den Rücken und Kopf gegen einen frisch gemachten Heuhaufen gelehnt, und sahen hinauf in die Wolken fast eine Stunde lang. Die Wolken hatten sich auf die Spitzen der Berge gelegt, rückten ein wenig hin und her, hoben sich, senkten sich, und wir warteten und warteten, ob sie uns nicht endlich den Anblick der ehrwürdigen Häupter des Romsdalshorns und der Troldtinder gönnen würden. Wir warteten vergeblich und doch ärgerten wir uns nicht, denn die Luft die wir athmeten, der Anblick der Berge und Felswände, die manchmal von oben bis unten mit einem Gießbach wie mit einem flatternden Silberbande geschmückt waren, und das ewige Rauschen der schräg über Stein und Geröll hinschießenden Rauma — es war alles zu schön. Der zeichnerisch begabte Student skizzirte auf der Kehrseite einer Hotelkarte nicht die Berge, sondern mich und meinen Heuhaufen von hinten; ich entraffte ihm das Bild und bewahre es zu ewigem Angedenken. Dann stehen wir auf und gehen weiter des Weges. Der war jetzt voll von Menschen geworden, die fast alle ebenso vergnügt waren wie wir. Sie rollten und schnurrten einzeln oder zu zweien, Männlein oder Weiblein, auf Einspännern an uns vorüber, bald in derselben Richtung wie wir, bald uns entgegenfahrend. Zufriedenheit und Behagen macht menschenfreundlich. Darum stumm aber liebenswürdig neigten die Misses grüßend ihre Köpfchen, und die Misters sagten good day. Einem Herrn riefen wir „Romsdalshorn!" zu; denn grade hatte der Riese einen Augenblick das dicke, lange Horn auf seinem Haupte entschleiert, und der Angerufene warf den Kopf in den Nacken und hielt ihn in dieser unbequemen Lage lange Zeit, bis sein Gefährt um eine Felsenecke bog. Dann kam uns Einer entgegenkutschirt mit dunklem Haar und markirten Gesichtszügen, sah liebevoll auf die drei bestäubten Wanderer herab, grüßte elegant mit zwei Fingern zum Wagen hinaus und sprach vorüberrollend: bon voyage! So verstehen sich zankende Culturvölker, Deutsche und Franzosen, Engländer und Skandinavier doch auf Augenblicke, und die schöne Natur hat internationalen Werth wie Silber und Gold. Ich muß lebhaft daran denken, wie ich einst im Jahre 1872 mit einem Franzosen im Knopf des Straßburger Münster-Thurmes stand. Seine Augen leuchteten bei der großartigen Fernsicht, nahezu umarmte er mich und sagte: „'sis kefeerlik." Ich aber raffte dankbar all mein Französisch zusammen und antwortete: oui monsieur.

Ist die Mittagstunde nicht ein wichtiger Augenblick im Leben des Tages, ganz besonders für Fußwanderer? Vor der Thür einer Holzhütte sehen wir ein Häuslerweib stehen mit ihrem Töchterchen, jedes hält einen Teller hochgefüllt mit dunkelrothen Erdbeeren vor sich in der Hand. Diese stumme Einladung ist unwiderstehlich. Wir kaufen die ganze Waare. Das Kind trug uns die Frucht bis zum nächsten Bauernhof. Dort wurde uns eine große Sette mit wirklich dick berahmter Satzmilch hinausgebracht und eine Masse Fladbröd dazu, das nationale Brot, dünne harte Kuchen gleich den Mazzoth der Juden, nur leider nicht aus dem Mark des Weizens sondern aus grobem grauem Mehl. Das wird in einen großen Haufen auf die Milch gebrockt, alles umgerührt, zum Einweichen stehen gelassen, und danach mit wirklich gutem Appetit in Gesellschaft ausgelöffelt. Zweiter Gang waren dann die Erdbeeren mit süßer Milch. Medicinalrath B. sagte mir später, dieses Mittagsmahl sei gut gewesen und habe alles enthalten, was zum Ersatz von Blut und Fleischfaser des menschlichen Körpers vonnöthen sei.

Nicht ohne langen bewundernden Blick zurück habe ich von Romsdalen Abschied genommen, um über eine häßliche, öde, langweilige Bergeshalde nach Gudbrandsdalen hinüberzugehen. Die Tagemärsche sind uns da doch mitunter lang geworden. Bei dem oben erwähnten, für mich namenlosen Wasserfall mußten wir Abends wegen Ueberfüllung der Station weiter wandern. Wie weit ist's noch nach Holset? fragen wir ein kleines aufgewecktes Mädchen, das zwischen ihren Geschwistern vor der Thür der Hütte steht. Sie bemerkte unsere Müdigkeit und sagte: Ach greulich weit! und als der Eindruck, den ihre Worte machten, zu schmerzlich schien, fügte sie rasch hinzu: einen Meter! — sie meinte aber natürlich einen Kilometer. Bald fragten wir einen alten Mann, der „en Fjerrung" brummte; aber das war freilich entsetzlich. Denn man rechne die Regeldetri aus: eine norwegische Meile hat die stolze Länge von elf Kilometern, wie viel bedeutet dann eine Viertelmeile für drei todtmüde Wanderer, von denen einer einen wunden Fuß hat? Nun, wir kamen natürlich ohne Schaden nach Holset.

Nicht weit von dieser Gegend gibt es in der That noch Wölfe und Bären. Auf einer Station — Stationen heißen hier die Gasthäuser, man hält da an um sein Fuhrwerk zurückzuschicken und ein neues zu besteigen, das heißt wenn man fahren will, was wir aber unterließen — also da hing ein Bärenfell und ein ungemein großes prachtvolles Wolfsfell auf dem Flur. Da haben also ein wirklicher Bär und Wolf dringesteckt, dachte ich, und ihre Wohnung war wohl eine Tagereise rechts von dieser Landstraße, denn da liegt Galdhöpiggen mit seinen Gletschern, der höchste Berg nördlich der Karpathen. Es ist ein Preis auf den Kopf jedes großen Raubthieres gesetzt, sie sterben aber nicht aus. Ich las auch in einem Localblatt unter der Rubrik „Kleine Nachrichten", daß man gesehen habe, wie „Tampen" d. i. Herr Braun im Mondenschein auf der und der Brücke über die Elv spazierte. Außer den Fellen fand man in demselben Gasthause aber auch Kunsterzeugnisse für welche der „Nordwest" sich besonders interessirt, Slöid-Arbeiten, als niedlich geschnitzte Löffel u. dgl. Raubthierfelle und Slöid-Arbeiten haben sich in norwegischen Bauerhäusern gewiß schon vor tausend Jahren gefunden.

Es sieht in diesen Bauernhäusern doch ungemein einfach aus, und wenigstens in diesen Gegenden des Landes stehen die Ansprüche an das Leben mit Bezug auf Wohnung und Hausrath und Speise und Trank weit zurück gegen das was das Volk in meiner Heimat verlangt und haben kann. Ich bin mehrfach, wenn die Kameraden ihre Milch draußen tranken, hineingegangen, und habe mich auf die Bank hinter den Tisch gesetzt und mit den Leuten geplaudert. Freundlich und zutrau-

lich waren sie immer, und auch die Schulbildung ist gewiß durchgehend recht gut. Mein Schleswigholstein war hier und da wohl bekannt, seine neueste wechselvolle Geschichte sowohl wie die Geographie. An einzelnen Orten, wo das Gehöft äußerlich nicht anders aussieht als andere, geht die Bildung sogar hoch in die Höhe. Davon ein Beispiel! Wir kamen in ein zweistöckiges Bauernhaus mit nur kleinen Wirthschaftsgebäuden. Eine hohe blasse Frau tritt uns entgegen und trägt die Milch auf; wir nehmen auf einem Sofa Platz. Sie hatte eisgraue Haare, so daß ich sie erst für alt hielt, sie war aber jung, hatte feine Züge, einen kränklichen Zug um den Mund, eine schlanke Gestalt und edle Bewegungen; sie muß einst sehr schön gewesen sein. Kavringer werden begehrt und gebracht, so schön wie meine eigene Frau sie backt; sie schmecken entschieden besser als Fladbröd. Indem kommt ein schlanker Mann herein in grauem Rock, der vorhin ein Stück neben uns hergegangen war mit einem blechernen Milchgefäß in der Hand. Hier benahm er sich anders; es war der Herr des Hauses, ein schöner frischer Mensch mit edlem Gesicht und großem Vollbart. Von seiner Unterhaltung verstand ich wenig, er sprach rasch und in ausgeprägtem Dialekt. Ein Misverständnis ließ ihn glauben, ich sei eine Schlafmütze oder ein Dummkopf. Als das von mir berichtigt war, strengte er sich an verstanden zu werden. Freund L. sprach von Bildung, die ich im Gegensatz zu seiner überall einspringenden Lieblings-Idee vom Willen als Sättigung mit oder mehr oder weniger Aneignung von den die christliche Welt erfüllenden Kenntnissen und Anschauungen definirte, dabei zugestehend daß neben der Intelligenz der Wille so weit in Betracht komme, wie ein gebildeter Mensch seinen Willen in die geltenden Formen des Umgangs eingewöhnt haben müsse, und die Selbstbeherrschung besitzen, welche immer oder meistens thut was sich ziemt; der wahrhafte gute Wille aber habe tiefere und höhere Quellen. Der Gastgeber griff ein und that eine schöne Rede; sein Jüngster, ein bildschöner vierjähriger Knabe stand lange schon und sah sehnsüchtig nach den Zwiebacken hin. Der Vater gab ihm einen und hob ihn auf und legte ihn in seinen Arm, und sprach dann weiter von wahrem Menschenthum und Freiheit mit immer steigendem Feuer, so daß ich schließlich kein Wort mehr verstand. Doch hörte ich andächtig zu oder sah vielmehr unverwandt hin auf dieses ideale Bild von Vater und Sohn. Nun erhoben wir uns, um „tilfjelds" zu gehen. Mit guter Manier wies er Bezahlung zurück. Die blasse Frau bekamen wir nicht wieder zu sehen; er wollte meinen Gruß bestellen. Als wir uns wandten, ging ich lange in Gedanken. Kriege du erst noch einige weiße Haare mehr an die Schläfen, so bist du radicaler Storthingsmann, dachte ich. Aber die blasse Frau? O die schreckliche Brustkrankheit! Gott erhalte das Leben der kinderreichen Mutter und schenke ihr die verlorene Gesundheit wieder!

Von diesem Hofe aus querten wir das Gudbrandsdal, um nach Vaage hinüberzugehen. In einer Tagereise war der Weg nicht mehr zu machen. Wir bestimmten nach der Karte den Säter (Sennhütte), wo wir Nachtquartier machen wollten, und stiegen dann in den Wald, auf die Felsen, in die Wildnis hinauf. Bären und Wölfe begegneten uns nicht; ein viel liebenswürdigeres Thierchen wurde eine Zeit lang unser Begleiter. Vor der Thür des ersten Säters, dem wir vorbeikamen, spielte ein nahezu erwachsenes, recht weißes und reines Ferkel im Sonnenschein und leistete uns freundlich grunzend Gesellschaft. Wir stiegen den steinigen, bald nur für Fußgänger passirbaren Weg hinauf durch den dünn bestandenen Fichtenwald; das Schwein immer mit. Lagerten wir uns, so umkreiste es uns, fraß hier und da eine von den spärlichen Bickbeeren und näherte sich, unser Gepäck beschnuppernd. Standen wir auf, so ging es weiter mit, und kein Schlag nach dem Rüssel konnte es vertreiben. Dreiviertel Stunden dauerte der Scherz; was sollte daraus werden? Als wir nun wieder einmal im Moose lagen, kam ein Bauerlümmel mit großer Kraft nachgestiegen. Mit lachendem Gesicht und freundlichem Gruß warf er sich uns gegenüber in das Bickbeerenkraut. Er hatte die Faust voll Fladbröd, das wie zerrissenes Packpapier aussah. Unser Schwein setzte sich graziös vor ihn hin mit steifen Vorderbeinen, mit schiefem Kopf und hängenden Ohren, schmachtenden Auges den Herrn anschauend. Der schlug es mit dem Brot rechts und links um die Schnauze und ließ es einen ganz kleinen Bissen schmecken. Nun war der Zauber gebrochen. Er sprang auf, rief „Farrel!", und so trollten sie mit einander ab, sprangen und hüpften dem heimischen Herde zu.

Im Walde war allerlei schönes, so z. B. rankte am Boden in großer Menge die überaus zierliche feinduftende Blume, welche der Stolz des Nordens ist und nach dem berühmten pflanzengelehrten Sohne des Nordens Linnaea benannt worden ist. Höher hinauf war der ganze Boden des Waldes weiß von dem wunderfein verästelten Rennthiermoose. Dann verschwand der Wald ganz und nur die Zwergbirke wuchs zwischen dem Gestein, eine wahrhaftige Birke in Buschform, aber nicht so hoch wie Haidekraut. Endlich kamen Schneefelder und dazu langweiliger Regen. Am nächsten Morgen stiegen wir einen wundervollen Weg hinunter nach dem reizenden Vaage. Dort verbrachten wir einen wohlverdienten Ruhetag; dort erhielt auch unsere Reisegesellschaft einen interessanten und liebenswürdigen Zuwachs.

Osterlügum. P. Kier.

Knaben-Handarbeit in der Reichshauptstadt.

In einem Raume des preußischen Abgeordnetenhauses, der einst des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg Prunksaal war, wurde am 6. November ein Knaben-Handarbeits-Verein für Berlin gestiftet. Sein Vorstand erläßt folgenden Aufruf:

In einer größeren Anzahl von Orten unseres Vaterlandes sind im letzten Jahrzehnt auf dem Wege der Privatthätigkeit Veranstaltungen zu dem Zwecke ins Leben gerufen worden, um die heutige Ausbildung unsrer Knaben durch Hand-Beschäftigungen zu ergänzen. Die hierauf gerichtete allgemeine Bewegung geht von dem Grundgedanken aus, daß die Bildung der Hand einen nicht zu entbehrenden Theil der Menschenerziehung ausmache, sowie daß diese Bildung bei allgemeiner Einführung wesentlich dazu beitragen würde, das Verständnis für die werkthätige Arbeit und deren Werthschätzung zu fördern. Aus diesen erziehlichen und socialen Gründen haben diese Bestrebungen im Laufe der Jahre in fast allen Cultnrländern Platz gegriffen, so daß man ihre Ziele schon heute als eine unsrer Zeit zufallende Aufgabe erachten kann.

Zur Verfolgung des gleichen Zweckes hat sich in Berlin, wo die ersten dahingehenden Bestrebungen schon im Jahre 1878 aufgenommen wurden, am 6. November ein Verein gebildet, welcher sich die Aufgabe stellt, durch geeignete Mittel das Interesse und das Verständnis für diese Bewegung in der hauptstädtischen Bevölkerung zu verbreiten, sowie in den einzelnen Stadttheilen für die Knaben der höhern Lehranstalten wie der Volksschule Schüler-Werkstätten ins Leben zu rufen. In denselben sollen zunächst Knaben vom 12. Jahre an in stufenmäßig aufsteigenden, einfachen Hobelbank-, Schnitz- oder Papp-Arbeiten — etwa zweimal wöchentlich in je zwei Stunden — unterrichtet werden.

Wir richten daher an alle diejenigen welche geneigt sind diesen gemeinnützigen Zweck fördern zu helfen, die ergebene Bitte dem Verein als Mitglied beizutreten. Die Beitragshöhe ist auf mindestens 3 ℳ jährlich festgesetzt; wir bitten aber diejenigen welche diese gute und zeitgemäße Sache unterstützen wollen, womöglich einen höheren, ihren Verhältnissen entsprechenden Beitrag für den Verein zu zeichnen. Auch einmalige Zuwendungen, die namentlich für den vorher abzuhaltenden Lehrercursus, sowie zur ersten Einrichtung der Schülerwerkstätten, deren jede bei voller Ausstattung annähernd tausend Mark erfordern wird, dienen könnten, würden uns sehr erwünscht sein. Bei entsprechender Betheiligung und Gewinnung der erforderlichen Locale wird es möglich sein, die erste Berliner Schülerwerkstätte bereits im Januar zu eröffnen.

Berlin, im November 1886.

Der Vorstand des Berliner Hauptvereins für Knaben-Handarbeit:

von Schenckendorff, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Vorsitzender. Grunow, Director des Kunstgewerbe-Museums, stellvertretender Vorsitzender. F. Borchardt, Generalconsul und Bankier, Schatzmeister. Eberty, Stadtsyndicus, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Professor Dr. Gneist, Wirklicher Geheimer Ober-Justizrath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Dr. Huyssen, Oberberghauptmann und Ministerial-Director, Mitglied des Hauses der

Abgeordneten. Dr. Kristeller, Geheimer Sanitätsrath. Freiherr von Minnigerode, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Professor Dr. Pappenheim, Gymnasial-Oberlehrer. K. Schrader, Mitglied des Reichstags. Schröer, Lehrer, Redacteur der Pädagogischen Zeitung. Dr. Schulz, Geheimer Ober-Regierungsrath. Professor Dr. Schwalbe, Realgymnasial-Director. Dr. med. Sklarek, 2. Vorsitzender des Handwerker-Vereins. Dr. Wilhelmi, Director der Kaiser-Wilhelms-Spende. Wilski, Director des Rummelsburger Waisenhauses.

Das Maß der kleinen Dinge.

Wie oft seufzen wir unter der Last der Kleinigkeiten! Nun habe ich mich den ganzen Tag abgemüht, sagt am Abend die müde Hausfrau, und doch, wenn ich sagen sollte, was ich eigentlich gethan habe: ich wüßte es nicht. Mit kleinen Feinden schlagen wir uns umher, mit Staub und Abnutzung, mit Rechenfehlern und Vergeßlichkeit, mit allerlei Hemmung im öffentlichen Leben und mit der unverschämten Fliege, die das Mittagsschläfchen stört. Kleine Entscheidungen gibt es jeden Augenblick zu treffen, kleine Anstrengungen zu machen, kleine Püffe hinzunehmen. Und doch kann es eigentlich gar nicht anders sein, so lange das Menschenleben ist, was es ist. Würden wir denn nicht in kürzester Frist aufgerieben werden, wenn alle jene Bestandtheile unseres Alltagslebens große Dinge wären: große Feinde, große Versuchungen, große Hindernisse, große Entschlüsse? Oder wäre das ein Leben, das wir tragen könnten, wenn zwischen den großen Ereignissen, wie sie den meisten Sterblichen nur in geringer Zahl zufallen, lauter Zeiträume des völligen Stillstandes lägen? Würden unsere Kräfte nicht rosten, anstatt sich zu entwickeln? unser Muth nicht einschlafen? unsere Leistungsfähigkeit nicht abhandenkommen? Es gehört nicht viel Weisheit und nicht viel guter Wille dazu, sich klar zu machen, daß wir so wie wir sind, ein anderes als aus Kleinigkeiten gewobenes Leben gar nicht ertragen könnten, sowie auch nicht viel Erfahrung dazu gehört um zu erkennen, daß die großen Kräfte, die unser Leben bewegen, auch zumeist aus kleinen Anfängen entstanden oder wirksam geworden sind.

Solche Erkenntnis muß einem aufrichtigen Herzen genügen daß es die kleinen Dinge des Tageslaufes für wichtig genug hält, um Treue an ihnen zu beweisen. Aber auch wo der gute Wille dazu vorhanden ist, kann es nicht ausbleiben, daß wir in mannigfacher Art bei ihrer Bewältigung fehlen. Es ist erstlich unendlich schwer, ihnen weder zuviel noch zu wenig Wichtigkeit beizumessen und sie nach dem Grade ihrer Wichtigkeit zu behandeln. Es ist besonders schwer dabei, die eigene Naturanlage im Zaum zu halten, welche den einen mehr dahin leitet die Dinge übers Knie zu brechen, also wichtiges zu vernachlässigen, den anderen dahin bringt, Münze, Till und Kümmel zu verzehnten, also unwichtiges ungebührlich zu beachten, und welche uns alle ein oder das andere Mal verleitet Mücken durchzuseihen und Kameele zu verschlucken. Es ist ferner nicht bloß schwer, sondern unmöglich, daß wir zu allen kleinen Aufgaben des Tageslaufes dieselbe Geschicklichkeit mitbringen, gegen alle kleinen Versuchungen dieselbe Widerstandsfähigkeit aufbieten, in allen kleinen Anfechtungen dieselbe Geduld beweisen.

Aber das ist ein Gesetz im Menschenleben, wie im Leben des Weltalls auch, daß die kleinsten Bestandtheilchen, und wenn sie für den Augenblick noch so wüst durcheinander zu wirbeln scheinen, doch sich immer wieder zu großen festen Massen zusammenschließen, die auch bei einem Rückblick über vergangene Lebensabschnitte in der Regel deutlich erkennbar sind. Für den Augenblick scheint es oft so völlig einerlei, ob wir uns bei einer Kleinigkeit so oder so entscheiden. Ob ich eine Ausgabe von fünfzig Pfennig mache oder unterlasse, was kann darauf bei einem Jahresverbrauch von fünftausend Mark ankommen? Ob ich eine Viertelstunde früher oder später aufstehe, was liegt daran? Ob ich ein älteres Kleidungsstück noch vierzehn Tage trage oder heute absetze, was macht das aus? Ob ich mir bei etwas nachlassender Kraft eine Ausspannung gönne, oder tapfer dagegen angehe: wer kann einfürallemal sagen, was besser ist?

Nun wird wohl gesagt, man müsse sich feste Grundsätze bilden und danach dann in jedem einzelnen Falle handeln, und die Sache hat allerdings viel für sich, denn ein grundsatzloser Mensch taugt überhaupt nicht viel. Aber das schiebt doch die Schwierigkeit, um die es sich handelt, bei Lichte besehen nur einen Schritt weiter hinaus. Denn entweder sind diese Grundsätze so allgemein gehalten, daß man den einzelnen Fall nach ihnen so oder so entscheiden kann, oder sie sind so sehr für den einzelnen Fall berechnet, daß sie auf tausend andere ähnliche Fälle nicht passen. Denken wir einmal an den berühmten Grundsatz der alten Rationalisten des vorigen Jahrhunderts: Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand. Ja, was kann man einem Menschen besseres rathen, wenn man ihm nemlich die Kraft dazu gleich mit verschreiben könnte! Aber was hilft dieser schöne Spruch dem Manne, der den Schnupfen hat und überlegt, ob er zum Arzt schicken soll oder nicht? Er weiß ja eben nicht, was in diesem Fall das richtige ist! Nicht selten sagt der Arzt, wenn er gerufen wird: Warum haben Sie nicht eher geschickt? und glücklicherweise noch viel öfter sagt er oder denkt er: Dabei wäre ich auch nicht nöthig gewesen, wenn die Leute ein wenig Vernunft brauchen wollten. Ich kannte in meiner Jugend eine alte Frau in sehr beschränkten Verhältnissen, die hatte, als sie einst reich gewesen war, sich gerühmt, sie trüge grundsätzlich nur schwere schwarzseidene Kleider, denn das sei die allerbilligste Tracht. Aber nun, wo es sehr wichtig für sie gewesen wäre sich billig zu kleiden, sah man keine schweren seidenen Kleidern mehr bei ihr: der Grundsatz war zu eng gewesen. Lassen wir den Grundsätzen menschlicher Erfindung ihr Recht und sagen, daß sie die allgemeine Lebens-Richtung und Einrichtung bestimmen sollen, daß aber einerseits ihre Kreise einander schneiden und überdecken, und daß daher andererseits der einzelne Fall oft kein Licht von ihnen empfängt, weil man nicht weiß, unter welchen Grundsatz man ihn rücken soll — manchmal auch nicht Lust hat ihn in das richtige Licht zu stellen.

Das Haus vorzugsweise ist das Feld, auf dem die kleinen Dinge wachsen. Betrachtet man jedes einzelne Stück der Einrichtung, jede Anordnung, jede Arbeit seines Getriebes für sich, so ist sehr wenig darunter, was einen Anspruch auf unumschränkte Giltigkeit hätte, was nur so und schlechthin nicht anders gemacht werden oder beschaffen sein könnte. Im Speisezimmer sind eichene Möbeln — sie könnten auch von Nußbaumholz sein. Die Küche wird Freitags reingemacht — es wäre eine Verkettung von Umständen denkbar, die den Donnerstag als den geeigneteren Tag erscheinen ließe. In diesem Hause wird immer ein großer Braten genommen, der für mehrere Mahlzeiten vorhält; in jenem richtet man es so ein, daß das Fleisch womöglich nur für einen Mittag reicht. Keine Hausfrau würde in der Lage sein mögen, welche gewisse Naturphilosophen unserem Herrgott zudictiren, daß sie nemlich an ihre einmal gegebenen und ihren Unterthanen bekannten Gesetze und Anordnungen unabänderlich gebunden wäre. Ihre Regierungskunst besteht nicht zum wenigsten darin, solche Gesetze und Anordnungen zu erfinden, von denen möglichst selten abgewichen zu werden braucht, aber auch allemal zu erkennen, wann das Abweichen heilsamer als das Festhalten ist. Die ist natürlich keine gute Hausfrau, die keine anderen Gesetze kennt als den Schlendrian und ihre Laune. Aber grade den guten Hausfrauen wird es manchmal schwer sich zu überzeugen, daß ihre stehenden Einrichtungen selbst, die Form in welcher sie viele kleine Dinge einfürallemal glücklich zusammengebracht haben, verbesserungsfähig oder verbesserungsbedürftig ist. Sie oder die Ihrigen spüren einen Uebelstand, der auf häusliche Ursachen zurückzuführen ist, aber ehe sie eine Aenderung versucht haben, glauben sie nicht, daß man anders verfahren und doch dabei dem Ideal nachkommen könne, das jede gute deutsche Hausfrau im Herzen trägt und das sich aus den Zügen des Fleißes,

der Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit und des standesgemäßen Lebens zusammensetzt.

Nehmen wir einmal an, es mache sich fühlbar, daß die Frau von ihrem häuslichen Beruf zu sehr in Anspruch genommen wird, um sich ihrem Manne und ihren Kindern in dem Maße zu widmen, wie diese bedürfen. Dies Maß ist ja natürlich nach der Besonderheit der betreffenden Menschen verschieden, und daher kann darin auch nur jede Familie ihren eigenen Gesetzen folgen. Aber das ist klar, daß die Pflichten der Gattin und Mutter denen der Hausfrau zum mindesten nicht nachgesetzt werden dürfen; der Haushalt ist doch nur Mittel zum Zweck und nicht um seiner selbst willen da, sondern um der Menschen willen, welche die Familie ausmachen. Ist die Mutter für alle inneren und äußeren, großen und kleinen Angelegenheiten des Lebens nicht mehr die nächste Vertraute der Kinder, muß die Frau dem Manne auf seinen Wunsch mit ihr zusammenzusein und seine Interessen zu theilen, öfter wörtlich oder mit der That antworten: Ich habe keine Zeit! — lassen ihr die Haushaltssorgen nicht die Möglichkeit auch nur das nothwendigste für ihre Gesundheit zu thun: so ist es dann Zeit an die kleinen Dinge, die in ihrer Gesammtheit eine so unwiderstehlich zwingende Macht ausüben, einen anderen Maßstab zu legen und sie damit in eine andere Form zu bringen. Das nächste würde ja sein, wenn die Frau zuviel Arbeit hat, ihr mehr Hilfe zu schaffen, und dabei wäre zuerst an die Kinder, insbesondere die Töchter des Hauses zu denken, nicht bloß an die erwachsenen. Was sie der Mutter an häuslicher Arbeit und Sorge abnehmen können, das kommt beiden Theilen zu nutze, selbst wenn es nicht gleich so gut besorgt wird wie von der Mutter. Aber das geht nicht immer, und bezahlte Hilfe verbietet sich in vielen Fällen. So muß dann eben die Arbeit selbst eingeschränkt werden.

Das geht aber erst recht nicht! sagt jede Frau, der ein solcher Vorschlag gemacht wird. Ich muß für das Essen und Trinken, für die Kleidung der Meinigen sorgen, das Haus muß reingehalten, es muß gewaschen und geplättet werden. Die Arbeit ist einfürallemal da und muß geschehen.

Ja, sie sieht aber nur so unantastbar aus, liebe Freundin, weil du sie in diesem Augenblick als ein untheilbares Ganzes ansiehst. Wenn du einen hohen Berg abtragen solltest, würdest du ihn auch nicht mit einemmal auf die Schiebkarre laden, sondern eine Schiebkarre voll zur Zeit nehmen. Es ist möglich, daß du, ohne das Wohlbehagen der Deinigen sehr fühlbar zu schädigen, die Art und Zubereitung der Mahlzeiten nicht wesentlich einschränken kannst; verschmähe aber trotzdem nicht die kleinen Vortheile, die sich hier und da durch ein weniger zeitraubendes Verfahren oder durch größere Einfachheit einbringen lassen.

Die größte Masse der häuslichen Arbeit liegt aber in einem gewöhnlichen Haushalt nicht in der Küche; sie dient nicht dem Magen, sie dient der Reinlichkeit und Ordnung im weitesten Sinne des Wortes. Man kann wohl sagen, daß hier auf alle Fälle eine Arbeitserleichterung geschaffen werden kann, wenn die Verhältnisse sie fordern. Da es nun aber der Stolz jeder guten Hausfrau ist, alles um sich her schmuck und blank zu haben, so wird sie auch zunächst jede Zumuthung, weniger oft reinzumachen und aufzuräumen, weniger zu waschen und zu plätten, mit Entrüstung zurückweisen. Gibt es denn darin ein schlechthin verbindliches Maß für alle Haushaltungen? Ich weiß wohl, daß eigentlich jede Hausfrau meint, soviel wie sie darin thue, sei genau recht, jedes Weniger Unordnung, jedes Mehr Pedanterie. Aber da merkwürdiger Weise von all den vielen Hausfrauen, die ich kenne, nicht zwei in diesem Punkte ganz genau übereinstimmen, sondern jede immer, wenn sie den Haushalt einer anderen ins einzelne untersuchen könnte, etwas Unordnung und etwas Pedanterie finden würde, so ist es vielleicht in einer theoretischen Untersuchung besser, die Grenze nicht in der Meinung der Frauen, sondern in der Sache selbst zu suchen. Nach unten hin ist diese für alle Haushaltungen ziemlich leicht zu finden. Jede Anhäufung von Schmutz oder fremdartigen Bestandtheilen in den Räumen des Hauses, an Geräth und Kleidung und am menschlichen Körper, welche der Gesundheit schadet, ist eine nicht zu duldende Unreinlichkeit. Jede Art einen Gegenstand zu gebrauchen oder aufzubewahren welche die richtige Verfügung über ihn, den richtigen Gebrauch und die Arbeit des Hauses überhaupt hindert, ist Unordnung. Staub und Schmutz sammeln sich aber fortwährend, in jeder Secunde an, und durch den Gebrauch wird jeder Gegenstand von seinem Aufbewahrungsort entfernt und gebrauchsunfähiger gemacht. Nach oben hin ist daher die Grenze der Reinlichkeit und Ordnung in keinem Hause in der Beschaffenheit der Dinge an sich zu finden, und auch nicht im Gutdünken der Hausfrau. Ein Hemd, das einen Tag getragen ist, ist kein reines Hemd mehr; das heißt aber noch nicht um ein reinlicher Mensch zu sein, müsse man täglich das Hemd wechseln; denn wer sich nur genug wäscht, kann ohne Schaden für die Gesundheit ein Hemd mehrere Tage tragen. Ein Teller mit einer Borste ist nicht so brauchbar wie ein ganz unversehrter; das heißt aber noch nicht, daß in jeder Art von Haushalt ein geborstener Teller ohne weiteres weggeworfen werden muß. Wenn Rothschild Vergnügen daran findet jeden Tag die Wäsche zu wechseln, und keinen beschädigten Teller in seiner Küche duldet, so wird man nichts dagegen einwenden können: seine Mittel erlauben ihm das. Und darin liegt eben die Grenze nach oben hin: in den Mitteln, der Zeit, den Kräften, welche das einzelne Haus unbeschadet anderer Pflichten auf den Dienst der Reinlichkeit und Ordnung verwenden kann. So lange nichts wichtiges darüber vernachlässigt wird, mag doch die liebe Hausfrau nach Herzenslust scheuern und putzen: an den Früchten ihrer Reinlichkeit wird niemand etwas auszusetzen haben. Aber wenn es ihr klar wird, daß sie für andere nothwendige Dinge nicht genug da ist, dann möge sie Selbstverleugnung und zugleich edlen Stolz genug haben, um sich zu sagen, daß ihre Wirthschaft noch lange nicht in Gefahr ist zu einer polnischen zu werden, auch wenn sie hier und da den Gebrauch von Besen und Seife ein wenig einschränkt.

Mit lauter kleinen Dingen hat es ebenfalls die Sparsamkeit zu thun. Es ist sehr schwer in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, wo die genaue Mitte zwischen Geiz und Verschwendung liegt. Zwei englische Sprüchwörter, neben einander gestellt, heben diese Schwierigkeiten hervor; das eine heißt: Sorge für die Pfennige, so werden die Thaler für sich selbst sorgen; das andere spricht davon, daß man „pfennigweise“ und „thalerthöricht“ sein könne, d. h. bei Pfennigen sparen, um bei Thalern zu verlieren. Wenn man nun grade die Aufgabe der Hausfrau bedenkt, die jeden Tag und alle Tage eine Menge kleiner Ausgaben zu machen, den Verbrauch in kleinen und kleinsten Dingen zu regeln hat und doch dafür sorgen soll, daß am Ende des Jahres eine bestimmte Summe nicht überschritten sei, so sieht man wohl ein, wie nöthig es ist, daß sie fortgesetzt an das Kleine einen Maßstab anlege. Das ist aber, wie bei dem eben berührten Gebiet, nichts anderes als die Grenzen zu suchen, in der sich ihr Verbrauch bewegen darf. Die eine ist wieder sehr leicht zu finden; es ist die mit Hilfe eines sorgfältig angelegten Haushaltungsplanes ausgeworfene Summe, welche in bestimmten Zeiträumen verwendet werden darf. Die andere macht wiederum fortgesetztes Nachdenken und Urtheilen nöthig: sie liegt in der Forderung, daß die Hausfrau mit den ihr zugewiesenen Mitteln den Ihrigen die größtmögliche Summe des Wohlseins schaffe.

Hierbei kommt nun noch ein Punkt in Betracht, der nicht selten die Ursache ist, weshalb die Frauen in den kleinen Dingen das richtige Maß nicht finden können. Die Eltern des deutschen Mittelstandes legen im allgemeinen viel mehr Gewicht darauf, ihren Töchtern eine möglichst vollständige, reichliche, glänzende Ausstattung mit in die Ehe zu geben, als ein Capital. Das letztere möchten sie lassen; das erstere halte ich für einen folgenschweren Irrthum. Denn das natürliche Bestreben geht dahin, ein Haus mindestens auf demselben Fuß fortzuerhalten, auf dem es einmal eingerichtet ist. Je kostbarer

die Einrichtung des Hauses, desto glänzender zunächst die Toilette der Frau und der Kinder, desto reichlicher jede Bewirthung von Gästen: das folgt von selbst. Was im Lauf der Jahre neu angeschafft wird, soll hinter dem Vorhandenen nicht zurückstehen. Alle Winkel und Ecken des Hauses sind schon beim ersten Einzug voll; fast jedes spätere Geschenk von Eltern und Verwandten bringt Ueberflüssiges hinzu. Je mehr Sachen, desto mehr Arbeit, desto verwickelter die Wirthschaft. Wie erleichtert würde manche Hausfrau sein, wenn ein guter Geist einmal in aller Stille ein Freudenfeuer von all den Ueberflüssigkeiten ihres Hauses anstellte! Manchmal thut das die Noth, und das ist bitter, überhaupt ist Anschaffen angenehmer als Abschaffen; aber wenn dem Menschen sein Besitz über den Kopf wächst, dann soll er doch bedenken, daß es ihm nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Es ließe sich noch in viele Gebiete des Lebens hineinleuchten, in welchen die Kleinigkeiten eine große Macht sind, aber das mag nun jeder selbst besorgen. Trotz ihrer Macht sollen sie uns aber nicht beherrschen, sondern wir sie, und das können wir nur, wenn wir sie immer wieder an einer großen Idee messen. Wer sein ganzes Leben wie einen Gottesdienst zu gestalten trachtet, der hat den richtigen Maßstab für das Kleine und das Große. **M. L.**

Lüneburger Familien-Abende.

R Lüneburg, 11. November.

Der erste Familien-Abend dieses Winters fand am letzten Sonntage in der städtischen Turnhalle statt, und hat den nemlichen befriedigenden Verlauf genommen wie die Abende des vorigen Winters. Nach dem gemeinsamen Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" eröffnete Pastor Ubbelohde die Versammlung mit einem kurzen poetischen Gruß. Dann folgten Gesangvorträge, zuerst von Schülerinnen aus den höchsten Classen der hiesigen Heiligengeist-Schule unter Leitung des Lehrers Heuer, darauf des Männergesangvereins. Ebenso sehr fesselte von Anfang bis zum Ende das Lebensbild, welches Oberlehrer Grünewald von seinem berühmten Landsmann dem Bildhauer Rauch, geboren zu Arolsen, in knappen, charakteristischen Zügen entwarf. In zwei Abtheilungen, „vom Mauerlehrling zum Kammerdiener" und „vom Kammerdiener zum Professor der bildenden Künste" zeichnete er den eigenthümlichen Lebensgang des Künstlers, dem unser Volk eine Reihe der edelsten Kunstdenkmäler verdankt. Der Anblick eines solchen Lebensganges hat etwas erhebendes und ermuthigendes.

Den zweiten Theil des Abends eröffneten ein nochmaliger Gesang des Kinderchors, während das gemeinsame Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" als am Reformationsfeste die Zusammenkunft schloß. Die Begleitung der Lieder hatte der Posaunenchor des Christlichen Männer- und Jünglings-Vereins übernommen, dessen Vortrag auch in der Pause und zum Ausgang bewies, daß er mit Fleiß und Erfolg sich fortzubilden bemüht ist.

Einige Minuten vor 10 Uhr war der Familien-Abend beendet, der wohl reichlich so stark besucht war wie die Abende im vergangenen Winter.

Südtiroler Curorte als Winteraufenthalt.

Gries — Meran — Arco, fangen wir damit an und schließen wir damit. Alle übrigen um diese sich herumgruppirenden Orte sind nur klein ohne die erforderliche Behaglichkeit, wenn auch hübsch und oft sehr geschützt gelegen, ich nenne nur das herrliche St. Michael-Eppan an der Mendelstraße und Lana an der Bahnlinie Bozen—Meran.

Arco ist der wärmste der drei Curorte und in sehr geschützter Lage, weshalb es auch neuerdings wachsenden Besuch erhält. Es hat aber den Nachtheil, daß es am schwersten zu erreichen ist, muß man doch von Deutschland aus über Bozen nach Mori mit der Bahn und von da mit dem Wagen fahren, während nach Bozen und Meran die Eisenbahn direct führt. Ferner hat Arco einen mehr felsigen Charakter, wenig Bequemlichkeit und ausgesprochenes italienisches Wesen, auch den geringsten Fremdenbesuch. Es ist im Werden begriffen, gegenwärtig ist es für den Deutschen dort am ungemüthlichsten.

Gries, nur eine Viertelstunde von Bozen entfernt, ist durchschnittlich 2 Grad wärmer als Meran. Die Nähe des gewerblichen Bozen mit seiner herrlichen Umgebung, seinen Kaffeehäusern und guten Gasthöfen (Hotel Victoria am Bahnhof, Kaiserkrone, Schwarzer Greif, Mondschein), der directe Schienenweg von Bozen nach Süden und Norden verheißt Gries eine große Zukunft, wenn erst mehr für den Curort als solchen gethan wird. Vorläufig ist dort noch fast alles im argen. Was Gasthäuser anbelangt, so ist freilich Hotel Austria mit seinen Gartenanlagen das Eldorado aller Gäste, Hotel Bellevue mit vorzüglicher Verpflegung berühmte Pension, und auch Trafoyer wird gerühmt. Vielartige Villen mit und ohne Pension sind den Fremden geöffnet, und Häuser für einfachere Ansprüche, unter denen das der Frau Witwe Pardatzscher wegen musterhafter Reinlichkeit und Liebenswürdigkeit der Wirthin gradezu hervorragend erscheint. Aber, was Wege und Stege anbelangt, ist es noch gar zu traurig bestellt. Regnet es, so ist augenblicklich eine solche Versumpfung vorhanden, daß das Spazieren nach Bozen selbst mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, das Zurückkommen in der Dunkelheit wird bei der mangelhaften Beleuchtung fast gefährlich. Scheint aber die Sonne wieder warm, so gibt es einen derartigen Staub, daß für die hauptsächlich aus Lungenleidenden bestehenden Kranken ein Herumspazieren bei einigem Winde höchst bedenklich wird. Ein Curhaus ist vorhanden, aber die Lage ist nicht die allerpraktischste. Gries hat trotzdem viel für sich zu hoffen, wenn kräftige Anstrengungen für das Wohl der Besucher gemacht werden.

Meran ist im Verein mit den Schwestergemeinden Obermais — Untermais bereits Welt-Curort, und die eben beendigte fünfzigjährige Jubelfeier war eine großartige. Hier gibt es nicht nur Villa an Villa, Pension an Pension, sondern auch Gasthöfe, Kaffeehäuser und Speisewirthschaften in Hülle und Fülle. Hotel Haßfurter, Erzherzog Johann und Habsburger Hof (letzteres am Bahnhof) die vorzügliche Curhaus-Restauration, das neue schöne Café Panzer an der wundervoll gepflegten Gilf-Promenade, die breite Gisela-Promenade, ferner die Winteranlage in Meran, die Sommeranlage in Obermais — Comfort in den Erholungsstätten, Schatten und Sonne je nach Tageszeit und Belieben auf staub- und schmutzfreien Wegen — die poetisch schöne Umgebung, auf die freilich die Sorgfalt des Curvorstandes bezüglich der Straßen und Steige, schon von Obermais anfangend noch ausgedehnt werden muß — alles dies macht Meran zum ersten der genannten Plätze. Weht auch zuweilen der Passeier und der Vintschgauer Wind, und macht sich Lungenkranken fühlbar, regnet es auch dann und wann, so ist doch der Regen viel seltener und weniger anhaltend als an der Riviera und im südlichen Italien. Ich habe im November in Italien und Neapel herum auf das schauderhafteste bei unausgesetztem vierzehntägigem Regen gefroren. Im Süden sind die Heizerrichtungen äußerst mangelhaft, während in Südtirol, besonders Meran überall gute Oefen zu finden sind. Morgen und Abend sind im Herbst zwar immer kühl, aber das ist ein Vortheil, weil der Kranke nicht so verweichlicht wird, wie etwa in Amalfi. Hierzu kommt, daß man besonders in Meran meist deutsche Gesellschaft hat, und es schwer ist, selbst in Kaffeehäusern eine italienische Zeitschrift aufzutreiben. Die Mittags- und Nachmittags-Stunden sind in der kalten Jahreszeit so warm, daß sich's bequem im Freien bei ergiebigstem

Sonnenschein sitzen läßt. Den Ruhe-, Erholung- und Gesundheit-Suchenden ist also namentlich im Herbst, der starken Regenzeit in Italien, unbedingt Südtirol als Ziel zu empfehlen und zwar namentlich auch Lungenkranken. Riviera und Süditalien passen besser für den eigentlichen Winter und Frühling, wenn jemand nun einmal in Deutschland nicht durchzukommen glaubt. Meran ist unfehlbar die Perle von Südtirol. Eifrig wird an der Vervollkommnung gearbeitet. Das was noch fehlt, sind hinreichende kleine, unmöblirte Wohnungen, werden diese erst hier in genügender Anzahl geschaffen, dann ist auch hier billig leben. Jedenfalls kann man jetzt für 3—4 Gulden täglich die besten Pensionen finden, und wer in der Speisewirthschaft ißt, kann leicht mit 2—3 Gulden täglich auskommen. Wenn daher in Nr. 43 des „Nordwest" gesagt wird: Nur nicht in südtirolischen Curorten bleiben, so widerlegt sich das von selbst. Viele Kranke, die lange in Spanien und Italien weilten, kehren notorisch zu dauerndem Aufenthalte namentlich nach Meran zurück.

Noch möchte ich zum Schlusse der lächerlichen Cholerafurcht gedenken, die in diesem Herbst so manche von dem Besuche von Südtirol zurückschreckt. Man halte sich doch gegenwärtig daß in ganz Tirol weder im vergangenen Sommer noch jetzt auch nur ein einziger Cholerafall vorkam. Wer ferner die Zeitungen liest, wird doch zugeben müssen, daß selbst in den weit von hier entfernten italienischen Orten, wo die Epidemie wirklich auftrat, dieselbe nicht verheerend und dauernd, sondern mehr vereinzelt und mild sich zeigte. Es ist also nicht der geringste Grund vorhanden, sich den Genuß des schönen und gesunden Klimas hier zu versagen.

Schloß Plärs (Gemeinde Algund)
Südtirol. Dr. Max Vogel.

Geld- und Verkehrswege.

In einem beachtenswerthen Aufsatze der „Edinburgh Review" (Juli 1886) über den Handel der Neuzeit heißt es:

„Der Werth eines Dinges beruht auf dem Maße seiner Nützlichkeit, auf seiner Fähigkeit nützliches zu erzeugen; und je größer die Zahl nützlicher Dinge ist, welche ein Besitz erkaufen kann, je größer die Zahl der Annehmlichkeiten oder nützlichen Dienste, die er seinem Inhaber verschaffen kann, desto größer ist der Werth dieses Besitzes. Das Geld kann in dieser Weise mehr Dienste leisten als irgend ein anderer Gegenstand. Von allen Arten des Eigenthums läßt es sich am leichtesten nach Belieben gegen anderen Besitz vertauschen. Un diese Ueberlegenheit des Geldes über alle anderen Arten von Eigenthum liegt dem alten Sprichwort zu Grunde: der Verkäufer ist der Diener des Käufers. Es ist mit anderen Worten schwieriger zu verkaufen oder anderen Besitz in Geld umzutauschen, als zu kaufen oder Geld in anderen Besitz zu verwandeln, da Geld der nützlichste und der am allgemeinsten begehrte Gegenstand ist. Es ist Eigenthum in der verdichtetsten, am wenigsten vergänglichen, am leichtesten zu benutzenden Form, beweglich gemachtes und im höchsten Grade vertauschbares Eigenthum. Ein freier Austausch von Gütern ist ein Erfordernis der socialen Wohlfahrt, und von den ältesten Zeiten an haben gebildete Völker eingesehen, daß es vortheilhaft für sie war, einen Theil ihres Reichthums oder ihrer Arbeit darauf zu verwenden sich mit Geld aus Edelmetallen zu versehen, um die Erzeugung von Rohstoffen, den Gewerbfleiß und das allgemeine Lebensbehagen zu fördern. Dies war ganz etwas ähnliches und gleichwerthiges wie das Anlegen von Verkehrswegen. Das Geld erleichtert den Austausch des Besitzes, den Umlauf der Werthe, grade wie Landstraßen und andere Verkehrsmittel die Bewegung der Güter von einem Orte zum anderen erleichtern.

Die Aehnlichkeit zwischen Geld und Verkehrswegen ist so vollständig wie der Vergleich zwischen zwei Dingen nur sein kann. Verkehrswege und Geld sind beides nur Mittel zum Zweck. Sie vermehren nicht den Vorrath an Lebensgütern; von sich aus bringen sie nichts hervor. Im Gegentheil, sie bedeuten oder veranlassen eine Verringerung des Vorraths an nützlichen Gütern, sowie einen Abzug an der Arbeit. Landstraßen nehmen Land ein, welches mehr oder minder ertragsfähig sein würde, und verschlingen sammt den auf ihnen gebrauchten Beförderungsmitteln in ihrer Herstellung eine Menge sonst zu anderen Zwecken verwendbarer Arbeit. Geld wird aus den Edelmetallen gemacht, welche nur durch Arbeit zu gewinnen sind, und absorbirt den größten Theil des auf der Erde befindlichen Goldes und Silbers, nicht zu Schmucksachen, welche die Sinne erfreuen, sondern nur indem es von Hand zu Hand geht, oder in festem Gewahrsam unter starken Sicherheitsmaßregeln weggeschlossen liegt. Trotzdem dienen sowohl die Verkehrswege wie auch das Geld dazu die Macht des Menschen und den Lebensgenuß erheblich zu vermehren. Gemeinsam breiten sie das wohlthätige Werk des Austausches über die ganze Welt aus; sie schaffen eine wirksame Nachfrage nach Gütern in Gegenden, welche vorher keinen auswärtigen Markt hatten, und rufen dadurch nützliche Arbeit ins Leben, für welche keine Veranlassung dagewesen war, wie sie auch die Hilfsquellen des Bodens hervorlocken, die bis dahin geschlummert hatten. Gleichzeitig werden in den älteren Culturländern durch die Herstellung und Lieferung solcher Gewerbserzeugnisse, die zum Handel mit anderen weniger vorgeschrittenen Ländern geeignet und erforderlich sind, mehr Arbeit und Verdienst geschaffen. In dieser Weise wächst in der ganzen Welt die Production, mehr Arbeit wird einträglich gemacht und die Menge nützlicher Güter wird vermehrt. Daher haben wie durch einen allgemeinen Instinct die Menschen in allen Ländern gewisse Güter ausgesondert um sie als Geld zu gebrauchen, den Austausch von Waaren und Arbeit zu erleichtern, Besitz in einer bequemen, leicht verwendbaren Form anzusammeln."

Der Verfasser weist dann darauf hin, daß die vollständige Ausgestaltung des modernen, auf Dampfkraft und Elektricität begründeten Verkehrssystems innerhalb des dritten Viertels unseres Jahrhunderts zeitlich mit der Entdeckung und Ausbeutung der Goldminen in Californien und Australien zusammenfällt, und leitet daher den großen Aufschwung des Welthandels ab, der bis zum Schlusse des Jahres 1873 vorhielt und dann jener allgemeinen Stockung Platz gemacht hat, unter welcher heute noch die ganze Welt seufzt. Das Verkehrssystem ist in voller Wirkung, die Production des Goldes, nach welchem die Nachfrage zu Münzzwecken und zu Luxusgegenständen fortwährend wächst, hat damit nicht Schritt gehalten, das Silber ist durch gesetzgeberische Maßregeln als Ersatz des Goldes vom Geldmarkt verdrängt: daher die Krisis, die sich im Verkehrsleben aller civilisirten Völker fühlbar macht und die nun schon zwölf Jahre anhält. — Zu denken können diese Auseinandersetzungen jedenfalls geben.

Unsere Weihnachtslitteratur.

Bald naht das Weihnachtsfest und mit demselben kehrt heller Jubel, große Freude ein in so manche Familie. Schon Wochen vorher tritt an Eltern und Kinderfreunde die Frage heran: Womit sollen wir den Kindern eine Weihnachtsfreude bereiten? Was eignet sich wohl am besten zu einer angenehmen und nützlichen Unterhaltung im Zimmer? Spiele, Beschäftigungsmittel und namentlich auch Bücher werden es jedenfalls sein, die als solche Gaben bezeichnet werden, welche auf dem Weihnachtstisch der Kinder nicht fehlen dürfen. Aber die Auswahl! Es ist dem Vater einer zahlreichen Familie kaum möglich, am allerwenigsten in der geschäftsreichen Zeit vor Weihnachten, unter der Menge von Büchern, die ihm von den Buchhändlern vorgelegt werden, diejenigen durch eigene Lectüre herauszufinden, welche für ihre Bedürfnisse die geeig-

netsten sind; die Buchhändler sind aber auch nicht immer in der Lage, genügende Auskunft geben zu können, da die Ueberflutung des Büchermarktes ihnen eine eingehende Kenntnisnahme der einzelnen Werke vielfach unmöglich macht. Es klingt nun unglaublich und ist doch wahr: viele Eltern und Verwandte kommen wenige Tage oder gar Stunden vor Weihnachten oder sonstiger Bescherungszeit in den Bücherladen, nehmen die ersten besten Bücher, die ihnen grade vorgelegt werden, in Augenschein und lassen sich durch die zufälligsten und unwürdigsten in die Augen schimmernden Gründe zum Ankaufe dieses oder jenes Buches bestimmen, ohne irgend welche, selbst die kleinsten nothwendigen pädagogischen Erwägungen anzustellen. Gar viele Eltern greifen bei der Wahl nach dem neuesten, das bei aller Gehaltlosigkeit oft mit großem Geräusch als Festgeschenk angepriesen wird, und doch ist das neue, mit Ausnahme natürlich, nicht immer das beste. Auch der welcher von einer äußeren kostbaren Ausstattung auf den inneren Werth des Werkes schließt, geht leicht fehl. Sehr gefährlich ist es auch, den Geschmack der Kinder selbst entscheiden zu lassen; das Kind wählt, wie heutzutage jeder Ungebildete, nicht das, was werthvoll ist, sondern das, was spannt, reizt, in die Augen sticht, entscheidet sich für das Grauenhafte und Abenteuerliche. Endlich bietet auch sogar der Name eines sonst gefeierten Schriftstellers auf dem Titel eines Buches nicht genügende Sicherheit für einen guten Kauf. Mit großer Gewissenhaftigkeit wachen die Eltern über den Umgang ihrer Kinder, sind Lehrern und Erziehern in dieser Beziehung für jede Mittheilung dankbar und treffen sofort Abänderung, wenn ihren Lieblingen durch schlechte Spielgenossen irgend welche Gefahr droht. Sind denn nicht aber schlechte Bücher eben solche schlechte gefahrbringende Gesellschafter? „Sage mir, was du liesest, und ich will dir sagen, was du bist.“ Es muß darum als ein höchst verdienstliches Werk der Lehrerschaft bezeichnet werden, wenn sich dieselbe ihrer Erzieheraufgabe auch in dieser Beziehung bewußt wird, die alljährlich erscheinende Zahl der Jugendschriften einer kritischen Durchsicht unterwirft und das Ergebnis ihrer Arbeiten in Form von Wegweisern durch die deutsche Jugendlitteratur nicht allein für Verwalter von Jugendbibliotheken, sondern auch für Eltern und Erzieher zur empfehlenswerthen Beachtung veröffentlicht. Es mögen darum einmal an dieser Stelle diejenigen Werke namhaft gemacht werden, welche sich jene Aufgabe gestellt haben, die Auswahl unter diesen zuverlässigen Rathgebern einem jeden selbst überlassend. „Mittheilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliothekvorstände, herausgegeben von der Jugendschriften-Commission des schweizerischen Lehrervereins. 1. bis 10. Heft. Aarau. — Wegweiser durch die deutsche Jugendlitteratur. Für Erzieher, Jugendfreunde und Vorsteher von Jugendbibliotheken. Herausgegeben vom Pädagogischen Verein zu Dresden. 1. bis 3. Heft. Leipzig. — Führer durch die Jugendlitteratur. Grundsätze zur Beurtheilung der deutschen Jugendlitteratur, Winke für Gründung, Einrichtung und Fortführung einschlägiger Bibliotheken und Verzeichnis empfehlenswerther Schriften. Von Dietrich Theden. Hamburg. — Mittheilungen über Jugendschriften von Dr. Georg Wilhelm Hopf. Nürnberg. — Kritisches Jugendschriften-Verzeichnis, herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin. Berlin. — Beurtheilungen von Jugend- und Volksschriften, herausgegeben vom Prüfungs-Ausschuß des Anhalter Lehrervereins. Zerbst. — Rathgeber für Eltern, Lehrer und Bibliotheksvorstände bei der Auswahl von Jugendschriften. Herausgegeben vom Lehrerverein zu Frankfurt am Main. Frankfurt am Main bei Wilcke. — Geschichte der deutschen Jugendlitteratur von Dir. A. Merget. 3. Aufl. Berlin.

Möge das Vorstehende recht vielseitig beachtet werden, denn ein Buch, sagt Herder mit Recht, hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben.

O. W. in Dr.

Volksbücher.

An guten Volksbüchern sind bei uns eingelaufen:

1. Es werde Licht. Historischer Roman von Anton Ohorn. Gotha, F. A. Perthes. An der Bezeichnung „Roman“ muß man sich nicht stoßen; das Buch ist schlicht und recht eine ansprechende Erzählung aus Luther's Zeit, darauf berechnet auch dem ungeübten Verständnis in anschaulicher Weise zu zeigen, wie dringend nöthig im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern war, und mit welchen Hindernissen sie zu kämpfen hatte. Die Ausstattung ist die gewöhnliche, höchst löbliche des berühmten Verlags, der Preis geh. ℳ 3, geb. ℳ 4.

2. In Schutt und Asche. Eine Geschichte aus Deutschlands trübster Zeit, von Th. Justus. Stereotyp-Ausgabe. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. Auch ein Geschichtsbild, nemlich die Belagerung von Magdeburg durch Tilly, mit soviel hübscher Erfindung durchflochten, daß der düstere Stoff genießbar wird, und von einem gesunden, vaterländischen Sinn getragen.

3. Alpenrosen. Zwei Erzählungen aus dem Hochland, von Th. Messerer. Mit einem Bilde von Ch. Votteler. Die Verfasserin dieser gleichfalls bei Enßlin und Laiblin erschienenen Geschichten gehört zu unseren besten Volksschriftstellern. Ein freier Blick ins Leben, eine ernste, fromme Weltanschauung, ein frischer Muth, geschickter Aufbau der Handlung, die Darstellung lebensvoller Gestalten und eine kernige, volksthümliche Sprache zeichnen sie aus, und davon gibt das vorliegende Bändchen: „Zwei Waisen“ und „Die Macht des Glaubens“ wiederum Zeugnis. Jedes Bändchen kostet im festen Umschlag und mit Bildern nur 50 ₰.

M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Eine neue Kinderheilstätte soll zu Duhnen in der Hamburger Landschaft Ritzebüttel am Nordseestrande errichtet werden. Das Stiftungscapital, das man Herrn Christian Goerne verdankt, einem vor wenigen Jahren verstorbenen Hamburger Kaufmann, der letztwillig fast sein ganzes sehr beträchtliches Vermögen für milde und gemeinnützige Zwecke bestimmte, beläuft sich auf 600 000 ℳ. Etwa die Hälfte soll für Ankauf des Platzes und die Herstellung und Errichtung der Räumlichkeiten verwandt werden, während die Zinsen der anderen Hälfte zur Deckung der jährlichen Betriebskosten bestimmt sind. Abgesehen von einzelnen Freistellen wird man wie in allen deutschen und ausländischen Seehospizen für die Aufnahme und Verpflegung der Patienten geringe Kostgelder erheben. Die neue Anstalt wird so erbaut, daß sie für 120 Kinder Raum bietet, doch beabsichtigt man sie vorläufig nur für 60 Patienten einzurichten. Sie soll für einen der Regel nach sechswöchentlichen Aufenthalt der Kinder bestimmt und nur in den Sommer- und Herbst-Monaten geöffnet sein, so daß in 4—5 Monaten des Jahres zunächst etwa 200 Kinder dort Aufnahme finden können. Der Bau wird indeß so ausgeführt, daß auch eine Winterbenutzung, sofern solche später gewünscht werden sollte, möglich wird.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 48. Sonntag, 28. November. 1886.

Förderung der Knabenhorte.

Der Wunsch, den wir eines schönen Sonntags im August an dieser Stelle verlautbarten, es möge ein Tag der deutschen Knabenhorte ausgeschrieben werden, wird nun in Erfüllung gehen. Herr H. O. Reddersen in Bremen hat sich des wohlberechtigten Ansehens bedient, das die umsichtig-kühne Begründung von Feriencolonien und von Knabenheimen nach einander in seiner Stadt ihm verschafft hat, um einige andere Leiter deutscher Knabenhorte zu dem entsprechenden Aufruf mit sich zu verbinden. Er ist dafür, wie er uns mittheilt, der Mitwirkung der Herren Schulinspector Zwick in Berlin, Schuldirector Kunath in Dresden, Oberlehrer Dr. Götze in Leipzig, Oberbürgermeister Pabst in Weimar, Professor Dr. Post in Hannover, Bankdirector Thorwart in Frankfurt am Main, Hauptlehrer Graßmüller in Erlangen, Sensal Karl Merker in Augsburg und Rath Jung in München versichert.

Schon diese Namenreihe stellt klar heraus, daß auch eine damals hier gleichzeitig ausgesprochene Voraussetzung inbetreff der Grenzen der Einladung erfüllt worden ist. Wir hatten eine Erlanger Chronik wiedergegeben, die ausdrücklich nur über die Entstehung und Verbreitung der „Schmid-Schwarzenberg'schen Knabenhorte" berichten wollte. Daher erklärte sich zur Genüge die Weglassung nicht allein der älteren Knabenbeschäftigungsanstalten in Darmstadt (schon aus den Jahren 1828/29), Heilbronn, Weimar u. s. f., von denen Dr. W. Götze einmal in Dresden bemerkte, sie seien nicht erzieherisch genug gemeint gewesen, sondern selbst der Anstalten welche Prof. Julius Post in Hannover hervorgerufen hat. Aus seinem freundschaftlichen Streite mit H. O. Reddersen vor zwei Jahren (s. „Nordwest" von 1884) erinnere man sich, daß sein Knaben*hort* allerdings der Masse der Knabenhorte weniger gleicht als das Bremer Knaben*heim*; man greift in Hannover nicht so tief hinunter in die Noth schlechthin aufsichtloser Schulkinder. Möchten die dortigen Knabenhorte danach in Erlangen nicht zur geistigen Nachkommenschaft des verdienstvollen Professor Schmid-Schwarzenberg gerechnet werden, wie andere auch, die den bayerischen Volkserziehungvereinen näher stehen, so ließen doch Anstalten, die sich selbst so nennen, von der Gesammtheit sich nicht durch fremdes Belieben ausschließen, und würden — sagten wir — „auch nicht übergangen werden können, wenn es sich um eine Berufung zu einem deutschen Knabenhort-Tage handelt; hierüber müßte vorher Verständigung eintreten, ehe die Einladungen ergehen." Das ist nun am einfachsten erreicht worden durch Herrn Reddersen's Vorgehen, der auch hier in Bremen jene beiden Male so verfahren ist (und mit verdientem Glück) daß er *zuerst* auf seine alleinige Verantwortlichkeit vorging.

In nächster Zeit wird der Aufruf allerdings noch nicht ans Licht treten. Des Winters eigentliche Rauheit muß erst vorüber sein, ehe man sich auch nur zu Vorverhandlungen im engeren Kreise gern aus verschiedenen Städten irgendwo trifft. Außerdem hat man sich dahin verständigt, daß das frisch in See stechende Boot der Knabenhorte sich an das nachgrade schon altbefahrene Schiff der Sommerpflegen anhängen soll. Im Februar oder März wird die Centralstelle der Vereinigungen für Feriencolonien beschließen, ob diese ihren Tag gleich nach Pfingsten oder erst im Herbste haben, und zwar in Frankfurt am Main. Dann wird entsprechend für die Knabenhorte verfügt werden, aus deren Kreise die Herren Götze und Reddersen jener Centralstelle mitangehören.

In Frankfurt am Main, von wo vor einem Jahre Dr. Ponfick alle Welt in Bewegung zu setzen suchte gegen den eingebildeten „socialen Schaden" der Feriencolonien, wunderte sich unlängst in einer Sitzung des Freien Deutschen Hochstifts ein ebenfalls sehr scharfsinniger und gemeinnützig bemühter Mann, Herr Stadtrath Flesch, daß man nicht lieber die Knabenhorte angreife. Warum aber denn diese? Nun, weil sie es den Frauen erleichtern außer Hause auf Erwerb auszugehen, und dadurch, als durch gesteigertes Angebot von Arbeitskraft, der Lohn gedrückt werde. Das ist unsres geringen Ermessens um keinen Deut stichhaltiger, als die schwarzen Sorgen seines Landsmanns um den Einfluß der öffentlichen Ferienpflege auf Kindergemüther. Waschfrauen und Plätterinnen werben doch nicht mit um männliche Löhne! Knaben, die man durch wohlbedachte Fürsorge abhält Taugenichtse und Verbrecher zu werden, vergelten die auf sie gewendeten Kosten zehnfach oder hundertfach; und ihr Interesse würde in unseren Augen entscheiden, selbst wenn jene ziemlich gewaltsame und viel zu ausschließlich auftretende Beziehung der Sache auf den Stand des allgemeinen Arbeitslohns mehr Inhalt hätte.

Lassen wir uns also in der Förderung der Knabenhorte nicht irremachen!

A. L.

Im Geisterzimmer des Schlosses Gruselfels.

Nun sind es grade zehn Jahre, daß ich mit meinem Neffen eine Fußreise im Hochland machte.

Wir kamen eines Nachmittags noch bei Sonnenschein im Schlosse Gruselfels an, welches meinem guten Freunde B. gehörte und noch gehört. Er wohnte eben da, nahm uns mit Freude auf und stellte uns seiner liebenswürdigen Frau und seinem Töchterlein vor, welches mein Neffe, ein zwanzigjähriger Studio, allem Anscheine nach noch weit liebenswürdiger fand, denn er war bald im lebhaften Gespräch mit dem schlanken schwarzäugigen Fräulein begriffen und überbot sich bei der Jause, die wir unter einem großen Nußbaum einnahmen, in Aufmerksamkeiten für dasselbe.

„Ein Geisterzimmer, köstlich!" ruft im Gespräch mein Neffe laut, wodurch unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Unterhaltung der jungen Leute gelenkt wird.

„Ja wohl, ein Geisterzimmer", antwortete das Fräulein mit einem Ernste, den man ebenso gut für schalkhaft, als für echt halten konnte.

„Ja, ein Geisterzimmer", fiel mein Freund mit feierlicher dumpfer Stimme ein. „Ich der Herr von, auf und zu Gruselfels besitze auch ein Geisterzimmer, einen ganzen gespenstigen Schloßflügel sogar, wohin sich, wenn es einmal dunkelt, kein weiblicher Dienstbote mehr zu gehen getraut. Dort treiben Nachts alte und junge Teufel, Hexen und Kobolde ihr Spiel, daß, wenn der Wind geht, die Balken unheimlich ächzen und krachen; ich selbst, sogar ich selbst habe dort schon einmal — es war grade in der Sonnwendnacht — drei Fledermäuse gesehen."

„Aber das von der Ahnfrau soll richtig vorgekommen sein", bemerkte das Töchterlein.

„Richtig," fuhr mein Freund fort; „daß in einem ordentlichen Ritterschlosse die nächtlich wandelnde Ahnfrau nicht fehlen darf, ist natürlich. Die Gruselfelser hat aber noch etwas ganz besonderes. Niemand hat noch ihr eigenes Gesicht schauen können; man erkennt sie nur an ihrem schneeweißen Anzuge mit rabenschwarzen Bändern und an ihrem Gange, bei dem sie die Füße nicht rührt. Ihr Gesicht ist maskirt, und zwar nimmt sie stets die Züge einer Person an, welche binnen Jahresfrist stirbt. Als vor mehreren Monaten die neunzigjährige Großmutter meines Pförtners starb, wußten die Wäscherin, die Küchenmagd und der Schafbub höchst glaubwürdig zu erzählen, daß sie etliche Wochen vorher die Ahnfrau genau mit den Gesichtszügen der kranken Alten gesehen hätten."

„Warum erwähnst du denn nicht die schöne Sage vom Grafen Arthur?" fragte die Hausfrau.

„Das Poetische lass' ich dich erzählen, das kann eine Frau viel besser", erwiderte der Schloßherr freundlich.

„Wohlan, unsere Gäste müssen doch alles hören. Vor drei Jahrhunderten, jedenfalls ist's schon lange her, wohnte hier ein Rittersmann, dessen Tochter Bertha mit einem bayerischen Grafen, der Arthur hieß, verlobt war. Beide liebten sich, doch da Bertha sehr schön war und alle Ritter, die sie sahen, ihr huldigten, so lebte Graf Arthur in beständiger Angst, sie könnte ihm im Herzen doch nicht so zugethan sein, wie er es wünschen mußte. Zwei Monate ehe die Hochzeit sein sollte, kam Arthur hergereist auf das Schloß, um aus ihren Augen zu lesen und von ihren Lippen zu hören, daß sie ihn wirklich und nur ihn allein liebe. In später Nachtstunde war er angekommen und dort in das Eckzimmer neben dem Thurm geführt worden. Eine Stunde, nachdem der ihn bewirthende Diener sich zurückgezogen hatte, trieb den Grafen seine Sehnsucht auf den Bogengang heraus. Da er nicht wußte, wo seine Braut im holden Schlummer lag, blickte er nach allen Fenstern. Hinter einem derselben schläft ja vielleicht die Angebetete. Da hört er hinter sich einen leisen Athemzug. Er sieht um. Eine Frauengestalt steht vor ihm an der Stiege. Die Laterne auf der anderen Seite des Schloßhofes sendet plötzlich aufflackernd ein helles Licht in ihr Antlitz herauf. Er erkennt sogleich seine Braut und senkt sich auf das Knie: „Seid mir gegrüßt, mein Leben", flüstert er. Sie aber legt den Finger an den Mund. Noch leiser lispelt er: „Reicht mir nur zum ersten Willkomm die Blume, die Ihr in der Hand haltet, dann bin ich glücklich, bis ich Euch morgen wiedersehen und noch seliger sein werde."

Da verlischt die Laterne, und Bertha verschwindet im Finstern. Wie versteinert und betäubt bleibt Graf Arthur auf dem Ziegelboden knien, bis er endlich in sein Gemach schwankt, das er schlaflos bis zum Morgen mit seinen Seufzern erfüllt. Als ihm am anderen Tage die Braut in Gegenwart der Eltern die Hand zum Gruße reichte, schien der Graf, dessen Blick sehr verstört war, zu zögern. „Warum wolltet Ihr mir die Blume nicht geben, sie war wohl ein theures Andenken?" fragte er. — „Welche Blume?" — „Die Ihr trugt, als ich Euch bereits sah." — „Von welcher Zeit sprecht Ihr, Graf, ich verstehe Euch nicht." — „Ihr wart es doch, die mir heute Nacht begegnete, in weißem faltigem Gewand mit den schwarzen Bändern — —." Bei diesen Worten des Grafen schrie die Mutter der Braut laut auf; die Jungfrau aber, sank vom Schreck getödtet, entseelt zu Boden. — Das war die Ahnfrau, und die Bedeutung ihres Erscheinens hat sich also gar rasch an der Rittersтochter erfüllt. Der Graf zog in das Morgenland, wo er im Kriege fiel." Die Hausfrau war zu Ende. Mein Freund unterließ nicht, einige Glossen und Schnurren hinzuzusetzen.

„Ist das das heutige Geisterzimmer, in welchem Graf Arthur beherbergt ward?" fragte nun mein Neffe.

„Das nemliche", erhält er zur Antwort.

„Da möchte ich gern heute schlafen. Es müßte urromantisch sein, die Nacht mit Geistern zuzubringen. Ich weiß ja doch, daß einem höchstens allerlei Träume vorkommen können, die nichts schaden und über die man beim Erwachen lacht. Aber eben, weil man Gespensterträume, so recht fürchterliche, nicht alle Tage haben kann, möchte ich's versuchen, dort welche zu finden. Ich glaube, schon der Gedanke, daß man im Geisterzimmer einschläft, müßte auf die Traumbilder von Einfluß sein."

„Ich würde mich's nicht getrauen", versetzte das Fräulein, „Sie können doch nicht wissen, was vorkommt, und ob Sie dann auch noch imstande sind, davonzulaufen oder um Hilfe zu schreien."

Diese Rede spornte meinen Neffen erst recht an, mit seinem Vorhaben Ernst zu machen. Er muß ja zeigen, daß er als Mann nicht in die Lage kommen könne, davonzulaufen oder um Hilfe zu rufen. Eine solche Gelegenheit, seine Furchtlosigkeit, besonders einem so lieben schwarzäugigen Fräulein, zu beweisen, kann er nicht vorübergehen lassen. In der That sah doch niemand eine Gefahr für ihn, weil keiner von der Gesellschaft, selbst die Damen nicht, an Gespenster glaubte, und so wird dem Studio das Bett im Geisterzimmer gerichtet und zwar noch bei lichtem Tage, denn später wäre das Stubenmädchen um keinen Preis mehr dahin zu bringen.

Mitten in der Nacht wurde ich in meinem Zimmer durch ein Herumtasten an der Thür aus dem Schlafe geweckt. Bald ging die Thür auf.

„Schlafen Sie, Onkel?"

„Bis jetzt schlief ich. Was willst du?"

„Ich hätte Ihr Zimmer bald nicht gefunden. Nein, das ist zu dumm!"

„Was hast du?" fragte ich, indem ich Licht machte. Mein Neffe sah ziemlich blaß aus und versuchte zu lachen, was ihm aber nicht gelang.

„Sie war wirklich bei mir!"

„Wer?"

„Nun, die Ahnfrau. Sagen Sie mir, bin ich jetzt wach und in Ihrem Zimmer oder nicht?"

„Nun freilich bist du da. Erzähle!“

„Es ist zu dumm, sag' ich. Ich lag im Halbschlafe oder war es fester Schlaf, das weiß ich nicht. Da kam sie an mein Bett, mit dem Antlitz des Fräuleins Ernestine, des lieben Töchterleins unseres Schloßherrn, lächelte mich an und reichte mir eine Rose —.“

„Da hast du ja sehr lieb von dem Fräulein geträumt, du schautest ihr gestern wohl zu tief in die Augen.“

„Ach, das ist nicht alles. Entzückt nahm ich die Blume in meine Hand. Da, o Schrecken, sah und fühlte ich, wie die Blätter in meiner Hand sogleich verwelkten und ganz dürr wurden. Ein Grauen überlief mich, ich schrie auf und erwachte. Die Traumgestalt hatte ein weiß und schwarz gestreiftes Kleid an.“

„Traum, nichts weiter als Traum.“

„Ja, so klug wäre ich schon selbst. Aber ich hatte, als ich erwachte, die dürren Blätter wirklich und wahrhaftig in der Hand.“

„Nichts als fortgesetzter Traum“, sage ich; „schon oft fand ich im Traume Münzen und glaubte sie, als ich erwachte, noch festzuhalten. Schließlich war es doch nichts damit. Wo hast du die Blätter?“

„Die sind verschwunden!“

„Nun also, was sage ich denn?“

„Nein, nein Onkel, so laß mich nur erzählen. Ich hielt die Blätter wirklich und leibhaftig in meiner rechten Hand. Ich griff mit den Fingern der Linken dahin, sie waren da; ich machte mit der Linken, indem ich die Rechte krampfhaft geschlossen hielt, Licht, wobei ich ungeschickter Weise alle Zündhölzchen, die im Leuchter staken, in Brand brachte — aber meinen ersten Blick warf ich auf den Inhalt meiner rechten Hand. Es waren dürre, vertrocknete Blätter. Da ich, anstatt die Kerze anzuzünden, die brennenden Hölzchen auslöschen mußte, so hatte ich schließlich wieder kein Licht, wohl aber die volle Gewißheit, daß ich die rechte Hand um dürre Blätter schloß. Ich wollte sogleich hierher kommen, aber mit einer Hand allein konnte ich mich nicht ankleiden. Ich nahm mein Sacktuch, das ich über dem Kopfpolster liegen hatte, legte die Blätter auf das sorgfältigste hinein — nichts konnte verloren gehen — und band dann das Tuch fest zusammen. Nun wollte ich mich ankleiden, doch — da packte mich mein Stolz, ich wollte nicht das Hasenpanier ergreifen und beschloß, im Bette liegen zu bleiben, um alles ruhig und mit vollem, wachem Bewußtsein zu überdenken. Jetzt höre aber weiter. Wie ich so dalag, vernahm ich plötzlich ein Stöhnen, ganz nahe an meinem Kopfe. Ich fuhr empor und horchte eine ganze Minute lang. Ich hatte doch das Zimmer vor dem Schlafengehen sorgfältigst untersucht, die Thüren und das Fenster geschlossen. Nichts war weiter zu hören. Da lege ich den Kopf wieder auf das Polster. Nach einiger Zeit vernehme ich dasselbe Geräusch — es war wie ein langer Hauch oder wie das Blasen einer zornigen Katze. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß mich jetzt eine Angst überkam, ich hebe das Polster, zische kräftig, klatsche mit den Händen — alles mäuschenstill. Noch einmal muß ich mich überzeugen, daß keine Täuschung ihr Spiel mit mir treibt. Ich lege mich von neuem hin — diesmal dauerte es länger; dann war der unheimliche Hauch noch deutlicher als früher zu hören. Nun kam mir der abergläubische Einfall, es könnte das Stöhnen von den dürren Blättern herrühren. Ich suchte nach meinem Taschentuch, in dem ich sie eingebunden hatte — die Blätter waren sammt dem Tuche verschwunden! Das ist zu arg, ich schaute, aus dem Zimmer zu kommen. Unter der offenen Thür nur wagte ich beim Ankleiden zu stehen, und jetzt bleibe ich den Rest der Nacht hier.“

„Du machst das so gut, daß ich selbst glauben muß, es sei nicht alles ein böses Traumspiel gewesen. Hast du, als du das Zimmer verließest, die Thür versperrt?“

„Ja, hier ist der Schlüssel.“

„Recht; sobald es Tag wird, wollen wir das Geisterzimmer mitsammen auf das genaueste untersuchen.“

„Einverstanden! Ach die arme Ernestine! Nein, nein, ich bin ja kein Schafjunge; es ist zu toll, wie mich der Aberglaube packen will.“

Beim ersten Tageslicht führte mich mein Neffe, den seine Aufregung nicht mehr einschlafen ließ, zu seinem Nachtquartier hinüber. Ich sperrte selbst die Thür auf. Das erste war, daß wir nach dem verschwundenen Taschentuche suchten. Wir legten das Bettzeug auseinander, schauten uns die Augen fast blind, es war nichts davon zu sehen. Daß die Blätter allein verschwunden wären, hätte ganz gut in einen Traum gepaßt; aber sammt dem Taschentuch: ein Traum, welcher wirklich stiehlt, wäre doch neu! Die verbrannten Hölzchen waren wirklich da.

„Ha, Triumph! Da schau hinein!“ rief ich, indem ich an der Kopfseite des Bettes in die Kluft zwischen Mauer und Bettwand zeigte, wo ich weit unten etwas stecken sah. „Dort ist dein Sacktuch!“

Der Studio brachte es hastig hervor. Mit leuchtenden Augen zeigte er mir, daß es einen Knoten hatte.

„Oeffne selbst!“ sprach er. „Ha, siehst du's?!“

Ich war in der That, als ich auflöste, durch das Vorhandensein von dürren Blättern, welche fest eingebunden waren, überrascht.

„Getrocknete, zerknitterte Blätter“, brummte ich kopfschüttelnd, „aber nicht von einer Rose, sondern, wie ich glaube, Salbeiblätter.“

Da fiel mein Auge auf ein großes Buch, welches am Tische neben dem Bette lag, und mir dämmerte ein aufklärender Gedanke.

„Hast du in diesem Buche vor dem Einschlafen gelesen?“ fragte ich, bevor ich den Band näher untersuchte.

„Ja, es ist die Gartenlaube, ich las darin einen Aufsatz über das Zebra.“

Nun begann ich im Buche zu blättern. „Hier“, rief ich, „eins, zwei, und da wieder, da siehst du vertrocknete Pflanzenblätter, Epheu, Salbei: — du hieltest, im Bette lesend, das Buch auf deiner Brust.“

„So ist es.“

„Und da fiel ein solches dürres Blatt, ohne daß du es bemerktest, dir in das Bett. Im Schlaf wurde es von deiner Hand gefunden und ergriffen. Das Traumbild von der Rosenspenderin verwob sich, wie dies häufig geschieht, mit der Tastempfindung deiner Hand zu einem Stück. Bist du zufrieden?“

„Doch das geisterhafte Hauchen! Ich hörte es mehr als einmal ganz deutlich.“

„Warte, du pflegst dein Taschentuch über das Kopfpolster zu legen. Nachdem du die Blätter eingeknüpft, thatest du wie gewöhnlich, legtest aber das Tuch zu weit herauf, siehst du, hierher, zwischen Brett und Mauer, da rutschte es ruckweise tiefer hinab. Die Reibung an der Mauer und am Bette verursachte ein Geräusch, welches du in der Stille der Nacht, und mit dem Ohr auf dem Polster liegend, sehr verstärkt hören konntest. Und noch eins. Das weiß und schwarz gestreifte Nachtkleid hatte deine Traumgestalt vom Zebra, über welches du lasest und das du dir vor dem Einschlafen vorstelltest.“

Mein Neffe drückte die Faust an seine Stirne. „Dummkopf, ich!“ rief er aus, „auf das alles hätte ich selber kommen können! Ich bitte Sie, lieber Onkel, sagen Sie nichts von meinem nächtlichen Besuche bei Ihnen. Ich will mein Abenteuer selbst erzählen, und wenn ich schildere, wie ich die räthselhafte Erscheinung mit Ruhe selber geprüft habe, und wie klug ich auf deren Erklärung gekommen sei, so schmunzeln Sie dabei nicht.“

„Schon gut. Daß deine Ahnfrau dem Fräulein gleich sah, wirst du natürlich nicht sagen.“

„Selbstverständlich nicht!“

Bis auf diesen einzigen Umstand beschrieb aber mein Neffe beim Frühstück die ganze Geistergeschichte doch ganz wahrheitsgetreu, sogar seinen Rückzug in mein Zimmer; er brachte es nicht über sich, das holde Fräulein zu belügen und sich vor ihr für muthiger auszugeben als er war — denn er hatte Liebe gefangen und die Liebe verschmäht jede Unwahrheit.

Fräulein Ernestine ist binnen Jahresfrist darauf nicht gestorben, sondern noch jetzt die glückliche Frau meines glücklichen Neffen.

(Dr. F. Hiebler
im Grazer Lese-Abend.")

Vereinsamt und hilflos

(schreibt der Landesdirector von Nassau, Herr Sartorius) werden uns in jedem Jahre viele Kinder überwiesen, welche Vater und Mutter verloren haben und zu deren Erziehung von den Eltern genügende Mittel nicht erspart werden konnten. In den altnassauischen Landestheilen tritt seit vielen Jahrzehnten der Centralwaisenfonds dafür ein, daß diese Waisenkinder in Familien untergebracht werden, und daß in Erkrankungsfällen geholfen, bei der Confirmation zur Beschaffung von Kleidern und bei Unterbringung in der Lehre bis zu gewissem Maße ein Beitrag gegeben wird. Um die hierzu nothwendigen Mittel aufzubringen, betheiligt sich die Bevölkerung seit langer Zeit an der jährlichen Waisen-Collecte. Wenn ich dafür danke, daß selbst der Geringstbemittelte noch ein paar Pfennige dazu beiträgt, wenn ich es rühme, wie schon den Schulkindern anerzogen wird für ihre verwaisten armen Mitschüler hilfreich einzutreten, und wie die jungen Leute bei jeder festlichen Gelegenheit der Waisenkinder gedenken, so mag dies ein Zeugnis dafür sein, daß kaum jemand sich von dem gemeinsamen Liebeswerk ausschließt, welches die Vorfahren begonnen haben und welches bis jetzt einmüthig durchgeführt worden ist....

Solche Fürsorge erbitte ich aber auch noch für andere hilfbedürftige Kinder. Während die Art der Waisenpflege so bekannt ist, daß uns alle armen Waisenkinder rechtzeitig überwiesen werden, ist dies nicht bezüglich der taubstummen, blinden und idiotischen Kinder der Fall. Wir haben gute Anstalten für dieselben; die Erfahrung lehrt aber, daß noch vielfach Unkenntnis über die Ziele derselben besteht, daß das darin erreichte unterschätzt wird, und daß Vorurtheile bestehen, welche unseren Bestrebungen entgegenarbeiten. Ich erachte es deshalb für dienlich, einiges aus unseren Anstalten mitzutheilen, und will zu diesem Zwecke einfach erzählen, was ich bei verschiedenen Prüfungen gesehen und gehört habe. Man wolle mir zunächst folgen in eine

Taubstummen-Anstalt.

Bei dem Eintritt in das Haus kommen Knaben und Mädchen, frisch aussehend und festlich gekleidet, auf uns zu und reden uns an: Guten Tag, guten Morgen, — reichen uns die Hand und lachen uns so munter an, daß wir sofort einen angenehmen Eindruck empfangen. Man hätte erwartet, daß sich die Kinder mit Zeichen und mit der Fingersprache verständigten, wie man dies bei älteren Taubstummen auf der Straße sieht, und nun gewahrt man mit Erstaunen, daß dies alles in der Schule verpönt ist, nur Lautsprache geübt und die Zeichensprache nicht mehr geduldet wird.

Wir treten in den Saal, in welchem Geistliche und Lehrer aus der Umgegend, Eltern, Pflegeeltern und Verwandte der Kinder versammelt sind, welche dieselben nach Beendigung der Prüfung mit nach Hause nehmen wollen.

Die unterste Classe tritt ein, zwölf Kinder, die gewöhnliche Zahl für eine Classe der Taubstummen-Anstalt.

Noch hatten die Eltern nie einen Laut von ihren Kindern gehört, und jetzt ist das Wunder geschehen: die Kinder sprechen! Der Lehrer zeigt die Lautentwicklung. Alle Vocale und Consonanten sind nach harter Arbeit eingeübt und kommen wohlklingend zum Vorschein. Nun spricht der Lehrer die Silbe „ma" aus. Die Kinder lesen es deutlich von seinen Lippen ab und wiederholen die Silbe. Sofort wird zur Zusammensetzung der Silben übergegangen und für das gebildete Wort eine Vorstellung gegeben. „Wo ist deine Mama?" fragte der Lehrer. Und nun hört die Mutter mit Thränen im Auge zum erstenmale von ihrem Kinde, indem es auf sie hindeutet: „Da ist die Mama." Dann wird die Bildung von kurzen und langen Silben, die Legung des Accents auf eine bestimmte Silbe durchgenommen. Ist das geringste in der Aussprache unrichtig, so läßt der Lehrer wiederholen, nimmt die Hand des Knaben, welcher unrichtig gesprochen hat und läßt ihn an seinem (des Lehrers) Halse fühlen, wie die Muskeln bewegt werden müssen, verbessert die Stimmlage, daß keine Fisteltöne, sondern Brusttöne zum Vorschein kommen, und sieht auf Wohllaut. Nachdem die Articulation und Wortbildung gezeigt ist, wird dazu übergegangen den Kindern die Bedeutung und Anwendung eines Wortes zu erklären. Der Lehrer nimmt eine Tafel und fragt: Was ist das? Dann läßt er die Tafel stehen, fallen oder liegen. Sofort antwortet das gefragte Kind: Die Tafel steht, die Tafel fällt, die Tafel liegt. Nun werden Befehle ertheilt: Hole die Tafel, lege die Tafel hin, wirf den Ball. Dann kommt Satzbildung: Ist deine Tafel neu? Antwort: Meine Tafel ist nicht neu. Zuletzt werden einige Umgangsformen geübt. Das Mädchen kommt auf den Lehrer zu und sagt: Guten Morgen u. s. f.

Um auch den Schreibunterricht zu zeigen, muß ein Kind einen der vom Munde des Lehrers abgelesenen Sätze an die Tafel schreiben. Die übrigen Kinder lesen dies vor, und sehen nach, ob keine Fehler gemacht worden sind.

Darauf erscheint die folgende Classe. In ihr kommen Sprechen, Sprachformen und Rechnen hinzu. Der ganze Wortschatz welchen ein vollsinniges Kind in die Schule mitbringt, und der Kreis von Vorstellungen welcher solchen Kindern beim Eintritt geläufig ist, muß den taubstummen Kindern mühsam beigebracht werden. Hierdurch wird eine ganz andere Lehrmethode bedingt. Während der Lehrer in der Volksschule an den vorhandenen Wortschatz anknüpft, sich z. B. streng an eine kleine Erzählung hält und bei dem Gegenstande bleibt, muß der Taubstummenlehrer jedes Wort nach allen Richtungen hin erklären und verwenden. In dem fortwährenden Abschweifen und Zurückkehren, an welches man sich erst gewöhnen muß, liegt die Möglichkeit, den Taubstummen eine klare Vorstellung von der Bedeutung des erlernten Wortes beizubringen. Ein Beispiel mag zeigen, wie eine Vorstellung beigebracht wird. Die Kinder haben das Wort Schaum sprechen gelernt. Nun nimmt der Lehrer Seife und Wasser, schlägt Schaum und zeigt dies den Kindern: Das ist Schaum.

In den folgenden Classen, in welchen Ablesen von den Lippen und richtig deutliche Aussprache entwickelt ist und stets geübt wird, steigert sich der Lernstoff: Satzbildung, Grammatik, Schreiben kleiner Aufsätze und regelmäßige Einträge in das Tagebuch, biblische Bilder und biblische Geschichte, Religion, Heimatkunde, Geographie, Geschichte, Pflanzenkunde und Zeichnen treten hinzu, und es ergibt sich in den oberen Classe eine bessere Ausbildung der Taubstummen als man solche in der Regel bei Elementarschülern desselben Alters findet. Eines haben sie unbedingt vor letzteren voraus: eine geübte sichere Hand und ein Auge für gute Formen.

In der Taubstummen-Anstalt wird großer Werth auf gutes Zeichnen gelegt, und die aufgehängten Zeichnungen beweisen, daß darin mehr geleistet wird als in den gewöhnlichen gewerblichen Sonntagszeichenschulen. Freihandzeichnen nach Gipsmodellen und Vorlagen, darstellende Geometrie, Licht- und Schatten-Lehre, für die Mädchen auch Fachzeichnen, namentlich von Schnitt- und Stick-Mustern, bilden Lieblingsbeschäftigungen der taubstummen Kinder. Aber dabei bleibt es nicht. Auge und Hand werden auch anders geübt. Die Knaben lernen von einem Drechslermeister in der Anstaltwerkstätte allerlei

Holzarbeiten. Bei der Prüfung waren ausgestellt: geschnitzte Holzwaaren, besonders Löffel, Joche für Rindviehfuhrwerke und Zughölzer; dann gedrehte Waaren: Holzstößer, Cigarrenspitzen, dann Nistkästen, Vogelkäfige, Laubsägearbeiten, Schnitzereien und Strohmatten. Die Mädchen, welche von einer besonderen Arbeitslehrerin unterrichtet werden, hatten ausgestellt: Handnähereien, auf der Nähmaschine gearbeitete Hemden, Kleider, gestickte Pantoffeln, Zeichentücher, Stickereien, gehäkelte Spitzen, Wolltücher, Kragen, Manschetten, Filettücher, und besonders hübsche Zeichnungen von Schnittmustern.

Außerdem werden die Knaben im Garten unterrichtet, im Graben, Setzen und Reinhalten von Obstbäumen, Oculiren der Wildlinge, Pfropfen von jungen Bäumen, Behandlung eines Weidenhegers, die Mädchen im Gemüsebau. Für diesen Unterricht ist ein besonderer Gärtner angenommen, damit nur richtige Handgriffe erlernt und eine sichere Handfertigkeit beigebracht werde. Indem auf diese Weise den Taubstummen praktische Kenntnisse in die Heimat mitgegeben werden, sucht man zu erreichen, daß sie dort gesucht werden und daß die Leute mit denselben sprechen, das Sprechen also fortwährend geübt werde. —

Ich lade nun zu einem Gange ein zur Prüfung in eine
Blinden-Anstalt.

Vor uns sitzen auf zwei Bankreihen zwölf blinde Kinder unter vierzehn Jahren. Nur wenige derselben sind blindgeboren; die meisten derselben haben das Augenlicht durch Krankheiten verloren. Der Anblick würde traurig stimmen, wenn nicht die Kinder sonst munter und geweckt aussähen. Nach Absingen eines Chorals beginnt ein Lehrer die Prüfung im Rechnen. Die kleinsten Schüler zählen aufwärts bis 100, ziehen ab, zählen zu, vervielfachen und theilen. Die größeren Kinder rechnen mit Brüchen und lösen im Kopf kleine Gleichungen, z. B. ein Quadratmeter Strohmatte kostet 2 ℳ 40 ₰, was kosten $2^2/_5$ Meter? Danach fordert der Hauptlehrer auf, die Lesebücher hervorzuholen. Die Pulte werden rasch aufgehoben, das große Buch hervorgezogen, die Pulte zugeklappt, und nun beginnt das Lesen in der Hebold'schen und in der Stachelschrift. Die Lettern oder bestimmte Zeichen für jeden einzelnen Buchstaben sind darin erhaben gedruckt. Der Zeigefinger der rechten Hand geht rasch über die Buchstaben oder Zeichen, während der Zeigefinger der linken Hand die Zeile nachfährt. Nur selten wird das rasche Lesen der Fabeln und Gedichte durch wiederholtes Fühlen unterbrochen. Die Bücher verschwinden wieder, und es wird Geschichte geprüft. Es ist eine Lust, wie die Kleinen die preußische und die neuere deutsche Geschichte kennen. Dann folgt Geographie. Auf der Landkarte sind die Flüsse vertieft eingeschnitten, die Gebirge erhaben aufgetragen, die großen und kleinen Städte mit größeren oder kleineren Nägeln gekennzeichnet. Erst wird die Heimatkunde vorgenommen, dann Schlesien, dann die großen europäischen Länder. Immer zeigt sich dieselbe Sicherheit und Fixigkeit in den Antworten. Dann folgt Planimetrie. Jedes größere Kind hat eine kreisrunde Holzscheibe mit Einkerbungen, in deren Mitte ein Stift mit einer Cordel angebracht ist. Die Gradeintheilung, Winkelbildung, die Figuren der Dreiecke, Vierecke u. s. f. werden durch Spannen der Cordel über die Einkerbungen sicher hingezeichnet. Auf diese Uebungen folgen Fragen aus der Naturgeschichte. Einzelne ausgestopfte Thiere werden hingestellt und nach raschem Hin- und Herfühlen wird richtig angegeben, welches Thier beschrieben werden soll. Dann öffnen sich wieder die Pulte, Tafeln werden hervorgeholt und es wird geschrieben. Die Schreibtafel ist eine Holzplatte, auf welcher sich vier Seitenleisten befinden. Auf die Platte wird blaues Pauspapier gelegt, darüber weißes Schreibpapier, dann wird ein Messingstab quer aufgeschraubt, in welchem sich rechteckige Einschnitte befinden. Die Kinder führen einen Metallstift in der Weise von rechts nach links, daß sie in jedem Einschnitt einen Buchstaben in umgekehrter Stellung eindrücken. Durch den Druck färbt das blaue Papier das weiße, und wenn letzteres herausgenommen wird, so zeigt sich eine Schrift in blauer Farbe, welche jeder Sehende sofort abliest. Damit aber die Blinden Geschriebenes selbst lesen können, was ja nur durch das Gefühl möglich ist, so wird auch die Punktirschrift geübt. Dabei werden Punkte auf das weiße Papier eingedrückt, welche die Blinden durch Ueberfahren mit dem Finger rasch entziffern.

Es folgt nun ein Concert. Drei Blinde spielen Violine, je einer ein Violoncell, Flöte, Klarinette und Piston. Mit vollständiger Taktrichtigkeit wird ein Chor aus der Zauberflöte gespielt und die Uvertüre zum Sommernachtstraum. Clavierstücke folgen, mit Gesängen unterbrochen, und dann schließt die Schulfeier mit einem Choral, der, von Blinden vorgetragen, doppelt ergreifend wirkt.

Dieselben Kinder gehen dann in die Werkstätten und zeigen ihre Fertigkeit im Strohflechten, Rohrsitzflechten und Korbmachen, die Mädchen im Stricken und Häkeln und in der Anfertigung von Flaschenhülsen. Also auch hier wird die Hand zur Arbeit geübt und gewerbliche Thätigkeit vorbereitet. Damit die Blinden erfahren, was mit solchen Arbeiten verdient wird, werden ihnen die Antheile an den Arbeitserzeugnissen jährlich ausbezahlt oder auf ein Sparcassebuch angelegt. —

Endlich bitte ich mir zu folgen in eine
Idioten-Anstalt.

Dort ist eine Summe von körperlichem und geistigem Elend und andererseits von Erfolgen, wie solche kaum in einer anderen Anstalt vorkommen werden.

Wir treten ein in das Haus, in welchem wir von dem verdienstvollen Hausvater freundlich empfangen werden. Um die ganze Anstalt zu verstehen, ist eine Auskunft nothwendig, in welchem Zustand die blödsinnigen und schwachsinnigen Kinder in die Anstalt eingeliefert werden. Sie sind meist körperlich schwach und hilflos, wissen nichts von ihren Bedürfnissen, und entbehren größtentheils jeder Fähigkeit zu sprechen, zu verstehen und jeder Willenskraft. Der Hausvater hat durch die langjährige Erfahrung bestimmte Kennzeichen, ob noch Bildungsfähigkeit vorhanden ist. Geht ein Kind fortwährend im Kreise herum oder hat es sägeförmige Zähne, riecht an den Speisen oder singt beständig Melodien nach ohne Text, oder klopft mit einem harten Gegenstand an die Zähne, so ist meistens keine Bildungsfähigkeit vorhanden. Der Krankheitsfall, entweder ererbt oder durch Stoß oder Fall oder Gehirnentzündung verursacht und erworben, ist abgelaufen. Solche Kinder werden bald nur für die Verpflegungs-Station übrig bleiben, in welcher das menschliche Leben erhalten wird, eine geistige Ausbildung aber dauernd ausgeschlossen erscheint. Bei den bildungsfähigen Kindern wird zunächst auf gute Ernährung hingewirkt, namentlich erhalten alle sechsmal in der Woche Fleisch und je nach Bedürfnis Eier, Milch, Wein. Dann wird auf Reinhaltung hingearbeitet. Die Wärterin oder der Wärter, bei welchen ein Kind sich verunreinigt, müssen das Reinmachen selbst besorgen, und daher geben sie sorgfältig Acht, ob ein Kind durch Unruhe oder Blässe oder Rothwerden anzeigt, daß es ein Bedürfnis befriedigen müsse. Nach und nach lernen dies die Kinder ab und geben selbst zu erkennen, daß sie das Bedürfnis befriedigen wollen.

Die Hauptsache ist natürlich der Unterricht. Da viele Kinder nicht sprechen können, so werden erst die Laute entwickelt. Zuerst wird dem Kinde ein Sperrhölzchen in den Mund geschoben, damit es den Mund öffnen lernt. Nach etwa sechs Wochen kann es auf den Befehl „Mund auf!" den Mund selbstthätig öffnen und schließen. Dann wird der Laut a hervorgeholt. Nachdem die Kinder dies gelernt haben, folgen die Uebungen den Mund rund zu machen, und der Laut u wird entwickelt. So geht es weiter, bis an die Consonanten hinangetreten werden kann. Die Zunge wird hervorgeholt und hinuntergedrückt und das g und k gelernt. Sind z. B. die Laute au und ge entwickelt, so wird den Kindern das Auge gezeigt. Wird das Wort gesprochen, so legt jedes Kind eine Hand auf

ein Auge. Dann wird die Mehrzahl entwickelt: die Kinder legen eine Hand auf jedes Auge. Mit unendlicher Geduld wird dabei verfahren, und wenn Monate nicht dazu genügen, die Sprache so zu entwickeln, so werden Jahre genommen. Das schwierigste ist der erste Erfolg. Wollte der Lehrer dabei streng oder pedantisch verfahren, so würde das Kind eingeschüchtert wie eine Schnecke die Fühlhörner einziehen und das Schatzkästlein wäre verschlossen. Mit dem ersten Können erhält das Kind Freude an dem Lernen, und dann geht es auch vorwärts.

Interessant ist der Schreibunterricht. An einer großen Tafel sind Striche mit starken Endpunkten angebracht. Zuerst lernen die Kinder mit einem Stock die Striche nachfahren, nach Monaten erhalten sie Kreide in die Hand und lernen auf einer Tafel die Striche ziehen. Endlich lernen sie auch einen Griffel festhalten und dann wird zum eigentlichen Schreiben auf der Tafel übergegangen.

Um die Zahlen und ihre Anwendung zu lehren, gibt es eine Reihe von Hilfsmitteln und Wandtafeln, Rechenmaschinen mit versetzbaren Figuren.

Wenn nach jahrelangem Mühen die Buchstaben gelernt sind und das Bilden von Silben und Wörtern begriffen ist, das Schreiben der Buchstaben geübt, die Bedeutung der Zahlen erfaßt, die Kenntnis von Eigenschaften und Farben der Körper durch allerlei Hilfsmittel beigebracht sind, folgt der Unterricht wie in einer Elementarschule. In der obersten Classe wird im Erzählen, Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie, Geschichte, Naturbeschreibung und Religion geprüft und meist sicher geantwortet. Sogar von geometrischen Figuren besitzen die Kinder Kenntnisse, und die Zeichenhefte beweisen, daß auch der Formensinn entwickelt ist. Man glaubt in einer Elementarschule zu sein und könnte vergessen daß man sich in der Idioten-Anstalt befindet, wenn man nicht die erhebliche Zahl von ganz bildungsunfähigen auch vor sich hätte, oder die eigenartige Kopfform es nicht verriethe.

Dabei berührt es wohlthuend, wie der Geist der Liebe im Hause waltet. Alle Zöglinge sind einfach, kindlich und wahr, ordnungsliebend und fleißig. Man hört kein böses Wort. Sie hangen mit Liebe an denen die sie lieben.

Auch hierbei wird wieder die Ausbildung der Hand zu allerlei Geschicklichkeiten geübt. Erst werden Bohnen und Erbsen zusammengeschüttet und müssen die Kinder Erbsen und Bohnen trennen. Dann folgt Lesen von Bohnen allein, dann Erbsen, dann Linsen. Hierauf folgt Tragen von Holz und Aufsetzen in regelmäßigen Formen, und zwar in praktischer Arbeit, was vorher in der Formenunterrichtsstunde durchgenommen und mit Bauklötzen geübt worden ist. Dann folgen Arbeiten in der Wiese, im Feld und im Garten. Hieran schließen sich endlich Uebungen im gewerblichen Können: Stroh- und Rohrflechten, Hülsenmachen, Schreinerei, Dreherei, Korbflechterei, Bürstenmachen u. s. f. Die Kinder werden damit zum Unterscheiden, zum Ordnungssinn, zum Fleiß und zu praktischem Können angeleitet. Am Ende der Unterrichtszeit ist aus dem bildungsfähigen Idioten ein einigermaßen brauchbarer Mensch von bestimmtem Wollen und Können geworden, dem selten die bösen Streiche mancher Gesunden beikommen. Er geht anspruchslos und im Frieden durchs Leben.

Aus vorstehenden Schilderungen geht hervor, daß man durch besondere Methoden den nicht vollsinnigen oder schwachsinnigen Kindern die Kenntnisse eines Elementarschülers beizubringen sucht. Ueberall aber läuft neben der Verstandesausbildung das Bestreben her, Auge und Hand im Zeichensaal und in Feld und Werkstätte besonders für das Leben geschickt zu machen und eine kleine gewerbliche Ausbildung zu geben. Darin stehen solche Anstalten den Volksschulen vor."

Wollen die Volksschulen den Vorsprung nicht nachholen?

W. Götze's „Werkstücke".

Der Leiter der im nächsten Sommer erstehenden deutschen Bildungsanstalt für Lehrer der Knaben-Handarbeit in Leipzig, Oberlehrer Dr. W. Götze, hat seine größeren Reden, Berichte und Aufsätze zu dieser ihn so ganz erfüllenden Erziehungsfrage im besten Augenblick erscheinen lassen unter dem Titel „Werkstücke zum Aufbau des Arbeitsunterrichts" (Leipzig bei Heinrich Matthes). Eins oder das andere dieser Stücke hat schon in diesem Blatte gestanden, zu dessen thätigsten Mitarbeitern ihr Verfasser gehört. Es wird sich daher besser schicken, wenn wir ein autoritatives fremdes Lob über das Sammelbuch hier anführen, als mit eigenem uns selber mitzuloben scheinen.

Der sächsische Cultus- und Unterrichts-Minister, Herr von Gerber, dankte am 3. November dem Verfasser für sein ihm übersandtes Buch verbindlichst, und fügte hinzu: „Es freut mich die Aufsätze und Vorträge nun gesammelt vor mir zu haben, in denen Sie in so warmer und entschiedener Weise Sich in einer Frage bethätigen, die noch auf lange hin die Erwägung ernster Pädagogen beschäftigen wird."

Die „Werkstücke" schließen in sich nach der Widmung an unseren neuen Deutschen Verein für Knaben-Handarbeit:

Die Ergänzung des Schulunterrichts durch praktische Beschäftigung. Denkschrift, verfaßt im Auftrage der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig 1880.

Die Leipziger Schülerwerkstatt. Bericht, erstattet dem Leipziger Congreß für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß, am 3. Juni 1882.

Welche Wege hat die Verbreitung des Handfertigkeits-Unterrichts in Zukunft einzuschlagen? Bericht, erstattet dem Deutschen Centralcomite für Handfertigkeit und Hausfleiß, zu Leipzig am 7. October 1883.

Der gegenwärtige Stand des Handfertigkeits-Unterrichts in Deutschland. Bericht, erstattet an das Unterrichts-Ministerium von Neuseeland, April 1885.

Aus welchen Gründen, in welchem Umfang und in welcher Weise ist der Handfertigkeits-Unterricht in den Lehrplan der Lehrer-Seminare einzureihen? Bericht, erstattet dem Görlitzer Congreß für Handfertigkeits-Unterricht, am 27. Mai 1885.

Der Knabenhort und die Erziehung zur Arbeit. Vortrag, gehalten im Gemeinnützigen Verein zu Dresden, am 18. November 1885.

Das Wesen des nordischen Handfertigkeits-Unterrichts. Vortrag, gehalten auf der ersten Generalversammlung des Landesverbandes zur Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts im Königreich Sachsen. Dresden am 28. April 1886.

Ein deutsches Handfertigkeits-Seminar. Bericht, erstattet dem Deutschen Centralcomite für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß und dem Stuttgarter Congreß für Handfertigkeits-Unterricht am 20. September 1886.

Knaben-Handarbeit in Hamburg.

Klopfet an, so wird euch aufgethan!

Ein Aufsatz über Schüler-Werkstätten in dem vielgelesenen Hamburger Fremdenblatt vom Herausgeber dieser Wochenschrift rief folgende Antwort hervor:

„Es dürfte Herrn L. und mit ihm viele Eltern die Mittheilung interessiren, daß seit Jahren hiesige Lehrer bemüht gewesen sind, dem Werkstattunterricht Geltung zu verschaffen. Das große Publicum stand dem Unternehmen kalt gegenüber, und erst in jüngster Zeit, nachdem angesehene Männer für dasselbe eingetreten sind, fand es allgemeinere Beachtung. Die Schulvorsteher Dr. Wahnschaff, Neue Rabenstraße 15, und Thedson, Jungfrauenthal 13 haben mit dankenswerther Bereitwilligkeit Räume zur Verfügung gestellt, in welchen die Lehrer Sauerberg, Vollers und Kröger Unterricht im Pappen und Holzschneiden ertheilen. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß

die Betheiligung an diesen Cursen eine sehr rege ist. Auch an eigenen Werkstätten für Handfertigkeit fehlt es in Hamburg nicht: vor wenigen Tagen wurde noch eine solche im evangelischen Waisenhause eingerichtet, und die Herren Sauerberg und Vollers sind auch hier mit dem Unterricht betraut. In der Taubstummenanstalt wird schon seit einem Jahre im Pappen und Holzschneiden unterrichtet."

Knaben-Handarbeit in Westpreußen.

Thorn, 11. November.

Hier ist jetzt gleichfalls der Handfertigkeits-Unterricht eingeführt. Heute habe ich den ersten Unterricht ertheilt, und zwar den Zöglingen des Waisenhauses und des Kinderheims. Es hat langer Zeit zur Erreichung dieses Zieles bedurft, aber es war auch ein großes Hindernis hinwegzuräumen, nemlich die vollständigste Unkenntnis. Sehr viele hatten von der Sache kaum gehört, andere kannten sie wohl vom Hörensagen, einige wenige vielleicht hatten die von manchen einflußreichen Persönlichkeiten gerngesehenen Holzpantoffel-, Schmierbürsten-, Besen- und Besenstiel-Fabriken kennen gelernt: Arbeiten die man hier ganz stolz mit dem Namen „Handfertigkeiten" belegte. Es war nun meine Aufgabe zu zeigen, was wirklicher Handfertigkeits-Unterricht ist, und was dadurch erreicht werden muß, wenn er in unserer Provinz von Nutzen sein soll. Durch Vorträge auf Seminar- und Kreis-Conferenzen gewann ich viele Collegen, durch einen solchen im Handwerkerverein auch die Gewerbetreibenden unserer Stadt. Der Vorstand des letzteren beschloß, die städtische Behörde um Einführung des Unterrichts zu bitten, und um allen Einwänden die Spitze abzubrechen, Gutachten über den Nutzen dieses Unterrichts aus solchen Städten vorzulegen, in denen schon seit längerer Zeit Schülerwerkstätten bestehen. Der Schriftführer des Vereins wurde beauftragt, die nöthigen Schritte zu thun. Aber Herr Stadtrath Engelhardt, Vorsitzender des Waisenhaus- und Armen-Directoriums, der sich für alles was zur sittlichen Hebung der niederen Stände beiträgt, lebhaft interessirt, machte die Sache viel kürzer; er setzte die Einführung des Unterrichts in den vorgenannten Anstalten durch. Nur seinem energischen Vorgehen und seinem bedeutenden Einfluß ist es zu danken, daß bei den Mitgliedern des Directoriums in kurze Zeit alle Bedenken beseitigt waren. Durch ihn haben wir die erste Schülerwerkstatt nach den Grundsätzen der Leipziger in Westpreußen. Jetzt können die Behörden und alle die sich dafür interessiren, aus eigener Anschauung sich von dem Nutzen überzeugen, und ich bin der festen Zuversicht, daß in kürzester Zeit an unserem Orte eine zweite Werkstatt errichtet werden wird, in der Zöglinge aller Schulen, die gerne ihre Hände regen, Gelegenheit haben nützliche Arbeiten zu erlernen.

Ich habe mit Schnitzerei begonnen, werde aber bald — wenn es mir gestattet wird, was ich nicht bezweifle — leichte Tischler-, Papier- und Papp-Arbeiten hinzunehmen. Durch Papier- und Papp-Arbeiten wird es möglich, beinahe alle Knaben der Anstalten zu beschäftigen, und dies ist grade da von bedeutendem Nutzen, weil es so dem Hausvater möglich wird, sie in der vielen freien Zeit, während welcher sie stets unter seiner Aufsicht stehen müssen, nutzbringend zu beschäftigen.

Rogozinski II.,
Lehrer.

Die Lungen großer Städte.

In Bremen ist kürzlich ein Bauplan öffentlich erörtert worden, welcher nach Fertigstellung des jetzt in Angriff genommenen Centralbahnhofes einer nöthig werdenden Erweiterung des Stadtgebietes nach Nordosten hin zugrunde gelegt werden könnte. Eine offene Frage schien dabei noch zu sein, ob man einen von dem künftigen Straßennetz berührten, seit zwölf Jahren geschlossenen Begräbnisplatz, den Heerdenthors-Friedhof mit zur Bebauung heranziehen oder freilassen sollte, ersteres selbstverständlich erst dann, wenn die gesetzliche Frist von dreißig Jahren, innerhalb welcher die Friedhofsruhe nicht gestört werden darf, abgelaufen sein wird. Hoffentlich wird im Fall der Verwirklichung dieses Planes schon die gesundheitliche Rücksicht, die Scheu vor Ausschachtungen und Brunnenanlagen in einem Boden, der auch dann noch zum größeren Theil aus Zersetzungsstoffen besteht, dahin führen, daß man den Platz unbebaut läßt und in das verwandelt, wozu er sich nach seiner Größe und wegen der darauf befindlichen Baumpflanzungen so trefflich eignet, in eine städtische Lunge, in einen schattigen, grünen Erholungsplatz für Alt und Jung, wie deren unsere werdenden oder wachsenden Großstädte sich nicht zuviele aussparen können. Wohl hat Bremen seine landschaftlich großartigen Wallanlagen, die einen lebensluftspendenden Ring um die innere Stadt schlagen, und seinen herrlichen Park am Nordrande der jetzigen Stadt, aber mit der wachsenden Bevölkerung wächst das Bedürfnis, inmitten des Häusergewirres Anlagen zu haben, welche möglichst vielen Alten, Schwachen, Kleinen, Starkbeschäftigten leicht erreichbar sind und zugleich mit ihrem Pflanzenanwuchs der Luft in den umliegenden Straßen fortwährende Erneuerung geben.

Es sind nicht nur die städtischen Verwaltungen, Baubehörden, Gesundheitsräthe, welche dieser Frage in Bremen und anderswo ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollten. Sie geht jeden Stadtbewohner an, der den Werth der Gesundheit zu schätzen weiß, und wer das thut, sollte die Macht der öffentlichen Meinung nicht unterschätzen, die er bilden oder beeinflussen helfen kann, auch wenn ihm keine maßgebende Stimme in diesen Angelegenheiten zusteht. In dem größten Steinhaufen den die Erde kennt, und dessen riesige Verhältnisse die Berücksichtigung der ersten Lebensbedingungen für Mensch und Thier am dringendsten nöthig machen, in London, hat sich vor vier Jahren ein eigener Verein zu dem Zwecke gebildet, die Hauptstadt mit öffentlichen Gärten zu versehen. Sobald irgendwo ein passender Platz frei wird, der sich zu einer „städtischen Lunge" eignet, aber in Gefahr ist, von der Bauspeculation übergeschluckt zu werden, bietet der Verein seinen Einfluß und seine beträchtlichen Mittel auf, um Gemeindeverwaltungen, Bezirksbehörden oder auch Privatleute die helfen können, für die gesundheitfördernde Verwendung desselben zu gewinnen. Er übernimmt, wenn es nöthig thut, die Sorge und die Kosten für die Gartenanlagen, er liefert Pflanzen, Erde, Abzugsröhren, Sitze, oder er leistet auf irgend eine sonst angebrachte Weise Beihilfe. Die Anlage von Turnplätzen für Volksschulen, die Errichtung von Volksbädern und öffentlichen Waschanstalten, die Anpflanzung von Bäumen und Aufstellung von Sitzplätzen an geeigneten Orten zieht er gleichfalls in den Bereich seiner Arbeit. Seit seiner Gründung im Jahre 1882 hat er in 83 Fällen bei seinen verschiedenen Bemühungen in dieser Richtung Erfolg gehabt und über 8500 Pf. St. (= ℳ 170,000) dafür ausgegeben. Während Lord Brabazon den Vorsitz führt, liegt das Schriftführeramt in den Händen einer Dame Miß J. M. Gladstone, und eine Dame, Miß F. Wilkinson ist Landschaftsgärtnerin des Vereins!

Da wir in Deutschland noch lange kein London haben, so wird es bei uns auch wohl noch lange keines Vereins in dieser Richtung bedürfen. Aber daß viele Einzelne, die in Städten zusammenwohnen, der Gesunderhaltung ihrer Wohnorte eingedenk bleiben, und daß mancher Einzelne, der über große Mittel verfügt und sie gern wohlthätig verwenden möchte, dadurch daß er seinen Mitbürgern Luft und Licht in der Nähe ihrer Wohnungen erhalten hilft, dem socialen Bau unserer Zeit einen sehr wichtigen Stein einfügt, das ist auch heute schon in jedem wachsenden deutschen Gemeinwesen wünschenswerth.

M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Der noch von Pastor Lamberti erstattete Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt zur Pflege skrofulöser Kinder in Norderney für 1. October 1885/86 sagt: „Wenn wir im Hinblick auf das großartige zum 1. Juni eröffnete Seehospiz meinten befürchten zu müssen, unsere bescheidene Pflege-Anstalt werde gänzlich in den Schatten treten, so ist diese Sorge völlig zuschandengemacht. Wir waren zu unserem Bedauern nicht imstande alle aufzunehmen, die Aufnahme wünschten; besonders in den Monaten Juli und August hätten wir gewünscht, die doppelte Zahl unterbringen zu können. Von weiter als sonst kamen die erholungsbedürftigen Kinder zu uns. Außer der großen Zahl von Feriencolonisten aus der Stadt Hannover hatten wir Kinder aus Bremen, Sachsen, Westfalen und der Rheinprovinz in unserem Hause. Das größte Contingent stellte die Provinz Hannover und von dieser der Regierungsbezirk Aurich. Wir konnten bei sämmtlichen Kindern einen erfreulichen Erfolg der Cur feststellen, soweit sich derselbe beim Abgang übersehen ließ; hatte doch ein Knabe in vierzehn Tagen sechs Pfund zugenommen und ein anderer in derselben Zeit fünf Pfund. Die kleinen mit dem Klimawechsel verbundenen Unpäßlichkeiten wurden von sämmtlichen Insassen sehr rasch überwunden. Gottlob haben wir von unseren Kranken- und Isolir-Stuben keinen Gebrauch zu machen gehabt. Die Zahl der von drei Schwestern und zwei sonstigen Gehilfinnen verpflegten Kinder betrug während der Monate Juni, Juli, August und September insgesammt 148. Von diesen verweilten die meisten vier, etliche sechs Wochen, einige noch länger in der Anstalt.“ — Außerdem konnte man funfzehn erholungsbedürftigen Schwestern aus Nord und Süd auf kürzere oder längere Zeit Aufnahme gewähren. Seitens der Curgäste wurde zu wiederholtenmalen in Krankheitsfällen die Hilfe der Schwestern in Anspruch genommen und bereitwilligst gewährt. Inwieweit die auch im Winter bleibende, mit der Anstalt verwachsene Schwester in der eigentlichen Gemeinde an den Krankenbetten und in den Häusern der Armen und Elenden gewaltet, läßt sich im einzelnen nicht mittheilen, aber die Gemeinde wird sich immer mehr des Segens bewußt, den sie von der Diakonissen-Anstalt hat. „Die Strahlen des von hier ausgehenden Lichtes verbreiten sich nach den verschiedensten Seiten. Davon melden die Frauen, welche im Winter allwöchentlich einmal ihren Missionsabend halten, die Jungfrauen, welche sich dort zur Arbeit für die Stätten der Barmherzigkeit sowie zur Pflege des unseren Festgottesdienst verschönernden Gesanges eingefunden, die halbwüchsigen Mädchen, denen dort Anleitung zu feineren Handarbeiten gegeben wird.“ — Immer mehr Beifall findet auch die Kleinkinderschule, die im Winter von durchschnittlich 45, im Sommer von etwa 35 Kindern in noch nicht schulpflichtigem Alter besucht wurde. Die dortige Weihnachtsfeier, die an einem Abend für die Kleinen, am anderen für die Kinder der Sonntagsschule gehalten wurde, gestaltete sich zu einem Fest für Jung und Alt.

Mit dem 1. October ist in Frankfurt am Main die Auskunftsstelle der Wohlthätigkeits-Anstalten ins Leben getreten. 21 Vereine und Stiftungen sind betheiligt. Zweck und Aufgabe der Auskunftsstelle ist: Einschränkung des gewerbsmäßigen Bettelns, Verhütung überflüssiger mehrfacher Unterstützungen an einzelne, Verhütung der Unterstützung von Personen die nach Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes hiesiger Gemeinde zur Last fallen würden, Hinweis der Vereinswohlthätigkeit auf fremder Hilfe bedürftige und würdige Personen, Erleichterung einheitlichen Vorgehens der Privatwohlthätigkeitsvereine mit der öffentlichen Armenpflege zur Hilfe bei außergewöhnlichen Nothständen, Anregung zu bisher von keinem bestehenden Verein gepflegten Zweigen der Mildthätigkeit. Auskunft wird nur Vereinen, Stiftungen, sowie den in öffentlicher Armenpflege im Ehrenamt thätigen Personen, nicht aber Privatleuten ertheilt.

Auf dem Jahresfest des Vereins für Innere Mission in Bielefeld am 17. October sprach Pastor v. Bodelschwingh über den neuen Verein Arbeiterheim. Dem Kronprinzen habe er vor zwei Jahren geschrieben, wenn er dafür sorge, daß jeder Arbeiter sein eigenes Häuschen mit Gärtchen erhalte, so habe er für die Sicherheit Deutschlands mehr gethan, als wenn hundert neue Regimenter Soldaten errichtet würden. Von den Arbeiterhäusern sind bereits acht bezogen; bei der Ausloosung haben sich 24 Familienväter gemeldet, und 12 Häuser sind bisjetzt ausgeloost worden. Es ist Bedingung, daß der zwölfte Theil der Kaufsumme angezahlt wird, doch haben die bisherigen Hausväter schon mehr als das doppelte über diesen Satz im Durchschnitt angezahlt. Auf die verloosten 12 Häuser sind 13 871 *M* gezahlt, auf acht noch im Bau begriffene Häuser 8884 *M*, woraus sich ergibt daß die Arbeiter selbst auch etwas gethan haben. Bisjetzt sind 71 000 *M* ausgegeben; Freunde haben 11 313 *M* geborgt, und der Rest ist von der Sparcasse geliehen. Man habe dort wohl Credit, aber da es doch besser sei, wenn das Geld anderweitig beschafft würde, so sei nun eine Sparcasse der Baugenossenschaft gegründet worden. Der Lippesche Zweigverein macht glückliche Anstrengungen in den neu erwachten Kampf gegen den Alkoholmisbrauch einzutreten. Aber auch in Bielefeld half der Vereinsgeistliche Fliedner bei der Begründung eines gleichen Vereines mit. Es habe sich immer deutlicher herausgestellt, daß Volkskaffeehäuser nnd ähnliche sichtbare Einrichtungen sowohl die beste Förderung der Sache, als auch nöthig seien um das Interesse in den Vereinen wachzuhalten. Deshalb ist in Bielefeld vom Ortsverein ebenfalls die Gründung eines Volkskaffeehauses in Angriff genommen und unter lebhafter Betheiligung von Volksfreunden aus allen Parteien so weit gefördert worden, daß eine vorläufige Einrichtung bereits ins Leben getreten.

Das Berliner Polizeipräsidium läßt Geheimmittel durch Sachverständige auf ihre Bestandtheile untersuchen und bezüglich ihres Preises prüfen, auch erforderlichenfalls Ermittelungen über das Vorleben des Verfertigers anstellen. Je nach dem Ausfall der Untersuchung und der Preiscontrole erfolgt dann entweder die Einleitung der strafrechtlichen Untersuchung wegen Zuwiderhandelns gegen das Verbot des Arzneiverkaufs und, im Falle der Strafantrag Erfolg gehabt hat, eine entsprechende Bekanntmachung, oder es wird die Zusammensetzung des Mittels, sein wirklicher Werth und die Bedeutung oder Unwirksamkeit seiner Heilkraft, sowie unter Umständen auch das Vorleben des Verfertigers bzw. Verkäufers veröffentlicht und vor dem Ankauf des Mittels gewarnt. Die Belehrungen und Warnungen des Publicums haben, wie das preußische Cultusministerium den Provinzialbehörden eröffnet, für Berlin selbst ein recht günstiges Ergebnis geliefert, andererseits aber zur Folge gehabt, daß die so controlirten Geheimmittel-Verfertiger oder deren Agenten den Vertrieb ihrer Mittel außerhalb Berlins in die Provinzen verlegen und da das Publicum auszubeuten versuchen. Um diesem unlauteren Treiben mit Erfolg entgegenzutreten, erscheint es dem Ministerium daher zweckmäßig, daß auch in den Provinzen die Bekanntmachungen des Berliner Polizeipräsidiums durch die Amtsblätter und Kreisblätter zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden. Die Regierungspräsidenten sind daher veranlaßt worden die nöthigen Anordnungen zu treffen und über den Erfolg seiner Zeit zu berichten.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№. 49. Sonntag, 5. December. 1886.

Vierteljahrs-Nummer für den Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England.

15 u. 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

Einladung.

Die siebzehnte Generalversammlung des Vereins deutscher Lehrerinnen in England findet am 29. December Mittwoch Nachmittags 3 Uhr im Daheim statt. Wer über einen Punkt zu sprechen wünscht, melde sich gefälligst acht Tage vorher bei uns mit Angabe des zu behandelnden Gegenstandes. Wir bitten um recht zahlreiche Betheiligung.

Bereits angemeldete Gegenstände sind:

1) Rechnungsablage der Geschäftsführerin,
2) Berliner Pensionsfonds und Wilhelms-Spende,
3) Die angebliche Religionslosigkeit der deutschen Lehrerinnen.

Die Weihnachtsbescherung

findet am heiligen Abend den 24. December um halb neun Uhr statt. Alle in der Stadt anwesenden Vereinsmitglieder sind aufs herzlichste willkommen.

Für das Damen-Comite:
Cecilia Suffield, Präsidentin.

Mittheilungen der Geschäftsführerin.

Erpressungen von Droschkenkutschern.

Ich höre so viele Klagen über Erpressungen von Droschkenkutschern, daß ich es für angemessen halte, unseren Mitgliedern folgendes bekannt zu machen.

Wir geben allen aus dem Daheim Abreisenden ein Kärtchen (gratis), worauf die Fahrten nach den Londoner Bahnhöfen von unserem Hause aus verzeichnet sind. Außer den darauf angegebenen Preisen sind für jeden Koffer auf dem Wagen zwei Pence zu zahlen. Ist der Kutscher auch noch so unzufrieden, so kann und darf er sich weiter keine Schritte erlauben, wenn Sie ihm eine Visitenkarte mit Ihrer Adresse geben. So will es das englische Gesetz. „Here is my card with my address, if you are not satisfied, summon me," muß Ihre einzige Antwort sein. Zahlen Sie erst am Ende Ihrer Fahrt und machen Sie vorher keine Preise ab. Erkundigen Sie Sich auch nicht bei Gepäckträgern oder Schutzmännern, ob Sie oder der Kutscher recht hat, denn Sie werden nur ausweichende Antworten erhalten, durch welche der Kutscher noch unverschämter wird.

Besagte Fahrtaxkarten stehen allen Mitgliedern unentgeltlich zur Verfügung durch das Vereinsbüro.

Auf vielfache Anfragen wer die „Vereinsgroßmutter" sei, die den hübschen Artikel „Ferien in Heilig Kreuz" geschrieben habe, die Nachricht, daß dieselbe die Mutter zweier Vereinsmitglieder aus Berlin. Ihren Namen will sie nicht genannt haben.

„Ob Frl. Gaudian auch bei der lustigen Gesellschaft gewesen?" fragen andere. Leider nein, wir mußten unsere Ferien getrennt nehmen, eine nach der anderen.

Zur Deckung der Hausschuld von noch Lstrl. 1000 sind seit dem 1. October eingegangen:

	Lstrl.	sh.	d.
Von dem Herzogl. Braunschweigischen Ministerium	15.	—	.—
„ „ Königl. Sächsischen Ministerium	15.	—	.—
„ Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich	10.	—	.—
„ dem Rath der Stadt München	7.	6.	4
„ „ „ „ „ Halle	9.	15.	—
„ „ „ „ „ Kaiserslautern	1.	3.	9
„ Frl. Hultsch	—.	3.	6
„ „ Wicke	—.	8.	—
„ „ Walker	—.	10.	—
„ „ Feis	—.	18.	6
„ „ Emma Müller, Sammelkarte	1.	5.	—
„ „ Oppermann	—.	8.	—
„ „ Ch. Noedel, Sammelkarte	2.	—	.—
„ „ Raabe	—.	4	—
„ „ Mathese	—.	7.	6
„ „ Wigge	—.	2.	—

	Lstrl. sh. d.
Von Mrs. Dundas	1. —. —
„ Herrn Director Vogel	1. —. —
„ Frl. Bonson, Sammelkarte	1. 4. —
„ „ Will	1. 1. —
„ „ E. Behrens	—. 5. —
„ „ B. Braun, Sammelkarte	—. 13. 6

Messrs. Pitt & Scott 23 Cannon Street
near St. Paul's Churchyard
London,

die ihre Agenten über die ganze Welt haben, besorgen Gepäck zu nachverzeichneten Preisen.

Von London nach	Frachtgut		Eilgut	
Aachen	für 112 Pfund	8 sh.	112 Pfund	17 sh.
Baden-Baden	„	12/6	„	16
Basel	„	14/	„	18/6
Berlin	„	12/	„	15/3
Bonn	„	9/	„	16/
Brüssel	„	7/6	„	16/
Cassel	„	10/6	„	17/6
Cöln	„	8/	„	15/
Dresden	„	13/	„	16/
Frankfurt a/M.	„	10/6	„	17/6
Hannover	„	10/6	„	17/6
Leipzig	„	12/	„	15/
Luzern	„	13/	„	23/

Ausführliche Preislisten und nähere Auskunft durch obige Adresse. Mitglieder welche ihr Gepäck vom Daheim aus abschicken, erhalten einen Monat Credit, und legen Messrs. Pitt & Scott alle Gelder aus, so daß keine Betrügereien stattfinden können. Nach Monatsfrist wird die Rechnung erst eingefordert. Solche Aufträge vom Daheim aus müssen jedoch auf einer durch mich zu bezeichnenden Form gegeben werden, welche unseren Vereinsstempel trägt. Andere Aufträge ohne diese Form erhalten keinen Credit, und man ist sehr vielen Betrügereien und Plackereien ausgesetzt.

Unsere Anekdoten-Sammlung macht langsame, aber sehr langsame Fortschritte. Zehn Mitglieder haben mir je einige höchst wichtige Anekdoten eingesandt. Die Beschaffenheit ersetzt aber nicht die Menge, und darum bitte ich dringend um fleißige Beiträge, sei es in deutscher, sei es in englischer Sprache.

Mitglieder, welche an Otto's Grammatik festhalten, mache ich auf Frl. W. Endt's Declinationsbüchelchen in Versen aufmerksam. Preis postfrei für Mitglieder vier Pence. Ladenpreis sechs Pence.

Hirt's schön illustrirte Kataloge von Unterrichtsmitteln sind gegen Einsendung von einem Penny für die Postbeförderung unentgeltlich durch das Vereinsbüro zu beziehen. Unser Vereinsbuchhändler Herr Kolkmann, 2 Langham Place, London W. hat eine Niederlage der Hirt'schen Bücher.

Unser früherer Uhrmacher hat sein Geschäft nach dem Norden Londons verlegt, und jetzt bedient uns nach dem gewohnten Abkommen

Mr. Drake, 12 High Street,
Mary le Bone, W.
Helene Adelmann.

Ein Brief in Sachen der „Religionslosigkeit."

Geehrte Redaction!

Mit Erstaunen habe ich in Ihrer letzten Vierteljahrs-Nummer gelesen, daß ein gewisser Dechant der englischen Kirche in einer Predigt behauptet, daß die Deutschen nicht nur keinen Religionsunterricht in den Schulen ertheilten, sondern denselben sogar verböten. Ich habe die Bekanntschaft mehrerer Erzieherinnen gemacht, Französinnen sowohl als Deutsche, und obgleich mir schon dann und wann eine Französin vorgekommen ist, die das gewöhnliche dumme Zeug gegen die Bibel und das Pfaffenthum schwatzte, so habe ich keine einzige Deutsche von derselben Art gekannt.

In allen deutschen Schulen ist der Religionsunterricht nicht nur obligatorisch, sondern sehr gründlich und gut, und wenn ich meine Meinung sagen sollte, ist fast jede echte deutsche Frau sowohl von Erziehung als von Natur grundsittlich und grundreligiös. Nach Heine sind die Engländer ein steifleinenes, hausbackenes, selbstsüchtiges, kirchengängerisches Volk. Dem sei wie ihm wolle; wenn sie sich in England heimisch fühlen, so sind auch die deutschen Lehrerinnen ein kirchengängerisches Volk. Wenigstens wenn ich Sonntags mit meinem Töchterlein zur Kirche gehe, so geht auch ihre hochgeschätzte Erzieherin Fräulein H. ganz freiwillig mit, und es kommt mir zuweilen sehr interessant — geschweige denn etwas komisch — vor, wie rasch sich manche deutsche Erzieherinnen unsere Religions-Eigenthümlichkeiten — z. B. die sogenannten „High Church doctrines" — angewöhnen und die gebührenden Geberden und Kniebeugungen nachahmen. So eifrig-andächtig sind sie, so kirchengängerisch, ich möchte sagen so Anglicanis Anglicaniores!

Der hochehrwürdige Herr soll ruhig bleiben. So wie Er, bin auch ich ein hochunwürdiger Geistlicher. Glaube mir doch, lieber Bruder! Ich versichere dich: unter dem Schutze deutscher Erzieherinnen sind die Religion und die Rechtgläubigkeit der englischen Kinder ganz außer Gefahr!

Hochachtungsvoll
J. Rice Byrne,
H. M. Inspector of Schools.

Das deutsche Heim in der Fremde.

Von Ernst Wichert.

Nun muß ich hinaus in die weite Welt,
Es soll geschieden sein.
Auf eigne Kraft bin ich gestellt —
Hinaus mit wenig Gut und Geld
Zum erstenmale allein.
Lebt wohl, ihr Lieben! Vater, du —
Schwer hast du dich geplagt,
Nach Tages Arbeit oft die Ruh'
Der Nacht dir abgesagt.
Nun wird sich deine Sorge mindern:
Eins fehlt bei Tisch von deinen Kindern.
Mein Mütterchen —! wie hast du mich
So treu behütet auf Schritt und Tritt,
Daß ich vom schmalen Pfad nicht wich.
Du gibst mir deinen Segen mit.
Was kannst du mehr? Nun muß ich wandern
Auf fremden Straßen mit den andern,
Mich selbst bewahren und beschützen:
Doch gute Lehre soll mir nützen.
Ihr lieben Kleinen allzumal,
Lebt wohl! Wir müssen Abschied leiden,
Doch muthig seht ihr mich beim Scheiden,
Denn fleißig nützt' ich meine Zeit;
Und geh' ich nun auch noch so weit,
Was ich gelernt, trag' ich mit mir,
Und niemand kann mir das entwenden.
Gut Zeugnis ist in meinen Händen,
Das öffnet mir so manche Thür;
Und bin ich erst nur eingelassen,
Bald festen Fuß schon will ich fassen.

Ihr wißt, ich bin den Kindern gut,
Gewinne rasch mir ihr Vertrauen.
So will ich denn mit heiterm Muth
In ungewisse Zukunft schauen.
Das reiche England ist mein Ziel!
Wer fleißig schafft, gewinnt dort viel.
Ein reicher Kaufmann nimmt mich auf,
Vielleicht ein Lord..... Ich geb' nichts drauf,
Nur daß man meine Müh' belohne.
So spar' ich drüben manche Krone.
Und bin ich dann nach Wunsch verseh'n,
So soll es an die Heimkehr gehn,
Und jedem bring' ich etwas mit — — —
So tönt das Lied viel tausendmal,
Und oft trügt schon der erste Schritt:
Dann läßt der zweite keine Wahl.
Vom Schiff gesetzt an fremden Strand,
Nun führerlos bei noch so jungen Jahren,
Des eignen Herzens kaum erfahren —
Und Land und Leute unbekannt,
Die Riesenstadt mit ihrem wirren Treiben,
Ein Häusermeer und tausend Menschenwogen
Und in den Strom gestürzt, da ist kein Bleiben;
Das fremde Kind wird hilflos mitgezogen
Wo ist die Thür, an die es klopfen wollte?
Wo ist die Hand, die seine Hand erfaßt?
Wo ist die Stimme, die es rufen sollte?
Wo ist das Haus, dem es ein lieber Gast?
Es läuft, es fragt, es sieht — die Mittel schwinden,
Bald ist es bettelarm: Wohin, wohin?
Schon naht die Noth sich als Versucherin.
Ist kein Asyl zur Rettung aufzufinden?
War jede Hoffnung — jede — eitel Schaum?
O Vater, Mutter, o mein schöner Traum!
Und nicht einmal zurück... Dort ist der Fluß,
Lebt wohl, lebt wohl! Geschehe denn, was muß!

Nein, nein! So schwere Sorge drückt nicht mehr,
Wir rüsteten zu kräft'ger Gegenwehr,
Dem bittern Zwang der Noth zu widerstreiten.
Kommt nur getrost! Wir wollen euch geleiten,
Daß ihr nicht fremd, ihr deutschen Lehrerinnen!
Euch Obdach bieten, euch in Krankheit pflegen,
Euch Führer sein auf dornenvollen Wegen,
Mit Rath und That euch beistehn, zu beginnen.
Wohlthätigkeit will euch die Stätte gründen,
Wo Trost und Hilfe allezeit zu finden:
Fortan sei in der Fremde fort und fort
Das Lehrerinnen-Heim ein deutscher Hort!

Woher stammt das Elend deutscher Lehrer in England?

Unsere Zeitschrift berichtet neulich über ein „Erlebnis an der Nadel der Kleopatra," das gewiß manchem Leser die Augen geöffnet hat über die Lage seiner akademisch gebildeten Landsleute unter den Engländern. Die Geschichte ist mehr als wahr, sie ist wahrscheinlich; der weiteste Leserkreis wäre ihr zu wünschen, namentlich unter den Eltern studierender Söhne. Aber es mag nicht unnütz sein, einige Anmerkungen und Erläuterungen zu der Enthüllung zu geben; ungerechte Anschauungen liegen hier gar zu nahe am Wege.

Wissen unsere jungen Philologen nicht, was ihrer in England wartet? Gewarnt wird jeder, der sich erkundigt. Von dem „Verein deutscher Lehrer in England" sollte jeder junge Neusprachler Kenntnis haben, und dessen Schriftführer verwendet viel Zeit und Mühe darauf, vor einer Uebersiedelung nach England abzurathen, wie er ja auch in einem vortrefflichen Buche die übeln Erfahrungen seiner Berufsgenossen wiedererzählt hat. Der deutsche Student geht trotzdem hinüber. Er meint, bei seinem gefälligen Aeußern könne es ihm gar nicht fehlen, mindestens werde sich eine reiche Miß in ihn verlieben. Leider müssen wir gestehen, daß an deutschen Universitäten ein nicht unbedeutender Dünkel großgezogen wird. Man lese die Commerslieder und höre die Festreden der Professoren und Studenten: sie thun alle so, als gäbe es in der Welt nichts weiter als Professoren und Studenten und einen gewissen schäbigen Rest, der für die Erstgenannten die Kosten aufbringt. Bescheidenheit lernt sich am besten, wo der Kampf ums Dasein am härtesten ist, aber die Hörer unserer hohen Schulen sind sorgfältig eingehegt und gesichert vor den Wellen des Lebens. Auf dem Gymnasium lernen sie nichts weniger kennen als die gegenwärtige Welt, auf der Universität kommt der Bier- und Pauk-Comment hinzu. Während das Herz im bayerischen Bier ersäuft wird, wird der dümmste Ehrbegriff zu den dümmsten Albernheiten großgezogen. Nebenbei schreibt man einige Vorlesungen nach über längstgewesene Zustände und Ereignisse. Alsbald fühlt sich das Herrchen als „Blüthe der Menschheit und zukünftiger Führer der Nation." Geräth er ins Ausland, so zeigt er sich jedoch in seiner nackten Unbrauchbarkeit und findet das Schicksal, das er verdient. Der eine lernt Bescheidenheit und kämpft sich wieder hoch, der andere schimpft über das schuftige Ausland und geht unter, ein dritter entwickelt sich zum „Landsmann," der als deutscher Bruder unseren Geldbeutel mit uns theilt.

Seien wir ehrlich: ist denn der halbfertige deutsche Lehramts-Candidat berechtigt, Ansprüche in England zu machen? Er versteht Altfranzösisch und Altenglisch, übersetzt Froissart und Chaucer mit allerhand Anmerkungen; was sein Neuenglisch angeht, so hat er den Plato oder Gesenius „durchgemacht," d. h. die Engländer verstehen ihn so wenig wie er sie, von englischer Denk- und Lebensweise hat er keine Ahnung. Daraufhin verlangt er eine anständige Stellung an einer englischen Schule! Wer ist denn an der niederträchtigen Behandlung schuld, die der Deutsche vom englischen Schuldirector erduldet? Kein Engländer ließe sich dieselbe gefallen, und kein Engländer kann den Deutschen achten, der unter solchen Verhältnissen arbeitet, der ihm in seinem Vaterlande durch eine unanständige Concurrenz die Preise verdirbt. Das Capitel vom Deutschen im Auslande ist nicht völlig ehrenvoll, und mancher will es nicht lesen, denn mit dem Nationalstolz haben sich viele leider auch den Nationaldünkel zugelegt. Warum denn nehmen wir in England so unwürdige Stellen an und behalten dieselben? Erstens weil wir nicht hungern wollen und uns schämen, nach kurzer Zeit wieder ins Vaterland zurückzukehren. Dann weil unsere Lieben zu Hause von unserer Noth ja nichts erfahren — man macht ihnen eben auch was vor — weil kein Nachbar darüber redet, während man in Deutschland schon am Titel sähe, daß wir keinen Erfolg hatten. Hier kennt uns niemand, hier haben wir nur ein halbes Gewissen. Ferner, im Ausland ist das Leben doch interessanter als in dem abgedroschenen kleinen Nest in Deutschland; wenn man in London nicht ins Theater gehen kann, so geht man auf die Straße, da gibt es genug zu sehen und zu hören. Mancher bleibt da, weil ihn das Unglück stumpf gemacht hat, von Haus aus schon unpraktisch, ist er durch all das Bücherstudium noch unfähiger für die wirkliche Welt geworden.

Wir haben noch nicht genügend erklärt, weshalb die deutschen Philologen trotz aller Abmahnungen nach England gehen. Manchem brennt es im Gewissen, daß er nach vier oder sechs Semestern fleißigen Collegienbesuchs noch kein Neuenglisch gelernt hat, er fürchtet später durch das Examen zu fallen, oder hat sich eine dunkle Anschauung erhalten, daß man eine geschickte Handhabung der gegenwärtigen Sprache von einem Lehrer eigentlich verlangen kann. Zwar der hochverehrte Herr Professor, der auch Mitglied der staatlichen Prüfungs-

Commission ist, zeichnet sich durch Kenntnis des Neuenglischen weniger aus, die Zeit nach Shakespeare und Milton ist nicht würdig, ihn zu beschäftigen, und den Ehrgeiz, einen englischen Brief in idiomatischem Englisch schreiben zu können, hat er nicht. Aber er versteht es, über Aussprache und neuenglischen Stil schlechte Zeugnisse zu ertheilen, und da er nie darin unterrichtet, geht der Studierende nach England, und da er wenig Geld übrig hat, so nimmt er natürlich eine Stelle an. In der schlimmsten Lage sind diejenigen, welche promoviert haben; Geld haben sie gewöhnlich nicht mehr und für das Staatsexamen wissen sie nichts. Denn die Erlangung des philosophischen Doctortitels setzt gegenwärtig oft eine Arbeit von zwei Jahren voraus und kostet, wenn man die Zeit als Geld mitrechnet, etwa 2500 ℳ. Soviel Geld, Jugendzeit und Arbeitskraft vergeuden jährlich Hunderte um eines leeren Titels willen, oder um eine Laune ihres Professors zu erfüllen. Für ihren späteren Beruf lernen sie nichts dabei, auch hat ihre Dissertation für die wahre Wissenschaft keinen Werth, denn im glücklichsten Fall entscheiden sie, ob in einer Verbalform a oder o das ältere ist, oder ob ein stupides Gedicht des XIII. Jahrhunderts von Hinz oder Kunz verfaßt ist. So ein neugebackener Dr. phil. geht nun nach England, um für das Staatsexamen zu sparen und zu lernen, er erwartet, daß man ihn drüben als eine Art höheres Wesen betrachten wird, und ist sehr entrüstet, wenn auch er nur dadurch eine Stelle bekommt, daß er es billiger macht als ein andrer. Er bleibt da, weil er ja zu Hause mit seinem Titel auch nicht viel anfangen kann.

Der Hauptgrund, weshalb so viele in England ihr Glück suchen, ist der Mangel an freien Stellen in Deutschland. Auch wenn er das vorzüglichste Berechtigungszeugnis besitzt, der junge Philologe oder Mathematiker bekommt doch keine Stelle. Er wird „Probe-Candidat," d. h. er gibt wöchentlich 6—8 Stunden, langweilt sich ungemein und lebt noch ein Jahr aus der Tasche seiner Eltern. Er hofft, man werde ihn doch nicht fortschicken, wenn er sich bewährt. Nach einem Jahre wird ihm eröffnet, daß man ihn gern behielte, aber es sei leider keine Aussicht, daß eine geeignete Stelle erledigt würde. Wenn er wolle, könne er ja als Probe-Candidat noch weiter an der Anstalt wirken. Und der junge Doctor bleibt und hofft auf Privatstunden. Man denke nicht, die Candidaten lernten in diesem Jahr das Unterrichten; wenn sie das lernen sollten, hätte man sie schon als Studenten haben können, da wären sie praktischer in ihren Studien und gesetzter in ihrem Leben geworden und hätten einige Jugendjahre weniger vergeudet. Man hält sich die Probe-Candidaten, um einen besoldeten Lehrer oder zwei zu ersparen. Hier und da mag sich ja ein Director um den jungen Mann kümmern und ihm ein pädagogisches Thema zur schriftlichen Arbeit stellen, aber gewiß kann man ohne ein Probejahr ein guter Lehrer sein und nach einem Probejahr ein schlechter. An den höheren Lehranstalten der Universitätsstädte wimmelt es von Probe-Candidaten; als ich meine Prüfungen vollendet hatte, schickte ein Director, um mich zum fünften Probe-Candidaten an seiner Realschule zu gewinnen. Mancher ist gutmüthig genug und spielt die Rolle des bekannten Mohren, der seine Schuldigkeit gethan hat; ich zog vor, mein Heil in England zu versuchen.

Die Ueberfüllung in Deutschland ist Ursache an dem Elend in England, und die Ueberfüllung rührt zum großen Theil aus unserer dem praktischen Leben entfremdeten Erziehung her. Der Schneiderlehrling wird Schneidermeister, der Ladendiener wird Kaufmann, der Gymnasialschüler wird Gymnasiallehrer. Das kommt von selbst, wenn man aus der Werkstatt nie heraus sieht und an der Arbeit Geschmack findet. Ein Glück nur, daß mancher Gymnasiast zufällig einen anderen Beruf kennen lernt oder daß er Ekel bekommt vor der Grammatik und der Mathematik! Solange unsere Jugend in den Schulen durch die herrschende Erziehungsweise blind gemacht wird gegen die wirkliche, gegenwärtige Welt, so lange werden wir einen Ueberfluß an Candidaten und gelehrte und unproductive Berufszweige haben. Viel ist von der Sleudbewegung zu hoffen: wenn die Gymnasiasten soviele Sleudstunden hätten wie lateinische, würde ein anderes Geschlecht heranwachsen als wir, ein gesünderes, besseres, glücklicheres.

Ein Adreßbuch des Vereins

ist heute in die Druckerei gegangen, welches

1) die Adressen der Aerzte und des Zahnarztes, nebst Auskunft über deren Sprechstunden und das für Mitglieder zu zahlende Honorar enthält;
2) ein Verzeichnis von 30 Geschäften: Apotheken, Buchhändler, Musikalien- und Instrumenten-Händler, Speditöre, Optiker, Uhrmacher, Schuster und Schneider, Kurz- und Lang-Waaren u. s. w., welche allen unseren Mitgliedern beim Bezahlen einer Rechnung (nicht schon beim Einkauf), die eine Mitgliedkarte vorweisen, von 5 bis zu 30 Procent Rabatt geben;
3) Verzeichnis von Erholungsstiftern für Erzieherinnen in England und anderen Ländern, und Anweisung wie Aufnahme darin gefunden werden kann;
4) Liste von Lehrerinnenheimen in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz;
5) Empfehlung guter billiger Ferienaufenthalte in England, Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien;
6) Verzeichnis von deutschen Kirchen und den Stunden des Gottesdienstes;
7) Anweisung für Gepäckbeförderung nach allen Richtungen hin durch den Vereinsspeditör zu ermäßigten Preisen;
8) Londoner Droschkenkutscher-Tarif von den Hauptbahnhöfen bis ins Daheim;
9) eine Liste unserer Zweigmitglieder, die Pensionaten in England, Deutschland und in der Schweiz vorstehen;
10) Winke für Stellensuchende und noch vieles andere.

Das Titelblatt des Büchelchens ziert eine Photographie des Daheims von Van Dyk. Der Preis stellt sich voraussichtlich für das nützliche Werkchen gut gebunden auf 18 Pence. Es wird zu Weihnachten fertig sein und ist nur durch das Vereinsbüro und nur für Mitglieder beziehbar, und muß beim Austritt aus dem Verein wieder an das Büro abgeliefert werden.

Jedem mit einer Nummer versehenen Adreßbuch sind 12 gleichlautende, Nummern tragende Einführungskarten unentgeltlich beigegeben, welche statt der Mitgliedkarte dienen können. Sollten diese nicht ausreichen, stehen andere gegen Einsendung des Portos und der angeführten Nummer des betreffenden Adreßbuchs zur Verfügung.

Für das Comite.
Helene Adelmann.

Ich gebrauche keine Fremdwörter!

Aus dem Leben fürs Leben.

Die Glocke des Main-Weser-Bahnhofs in Frankfurt hatte bereits zum zweitenmale zur Abfahrt geläutet; der Schnellzug, eine stattliche Wagenreihe, war ziemlich gefüllt, wohl meistens mit Reisenden welche der eindringlicher auftretende Herbst an die Heimkehr mahnte. Dicht vor der Abfahrt stieg oder richtiger flog ein junges Ehepaar zu mir in den Wagen hinein; ein greller Pfiff — leb' wohl, Frankfurt!

Er: „Glücklich noch mitgekommen! — Es wäre aber auch zu ennuyant gewesen, wieder sitzen zu bleiben. Weißt du noch, als wir das enorme malheur in Schwetzingen hatten — —?"

Sie: „Ja, und dann das famose rencontre mit dem commis voyageur, der seine Muster alle fortfahren sah, während er selbst mit uns in dieser abominabeln situation zurückblieb!"

Er: „Du, die X. sang doch gestern wieder einmal brillant, nicht? Ein superber Ort, dieses Frankfurt! — Doch à

propos, hast du auch nicht vergessen, Tante Aurelie ein kleines souvenir mitzubringen? Du weißt, wie sentimental sie werden kann, wenn man ihre kleinen faiblessen nicht schont."

Sie: „Ei gewiß, wo denkst du hin? Chère tante soll ganz zufrieden sein. Sieh nur hier, diese schöne bonbonnière."

Er: „Laß sehen. (Buchstabirt laut die in gothischen Buchstaben gebene Aufschrift): „Confiserie N. N."

Sie: „Weißt du, warum steht darauf nun nicht deutsch: Conditorei? — Das klänge doch viel besser!"

Hier flog ein leises Lächeln über meine, des bisher stumm gebliebenen Beobachters Züge. Die junge Frau bemerkte dies, erröthete und flüsterte ihrem Gatten etwas ins Ohr. Der warf einen forschenden Blick auf mich, und sagte halb im Tone der Entschuldigung:

„Wir sind auf der Hochzeitsreise und im Begriffe heimzukehren."

Ich verbeugte mich, und bat dringend meinetwegen ja nicht ein Gespräch zu wechseln, das soeben begonnen habe für mich spannend und fesselnd zu werden.

Sie: „Ja nicht wahr? Daß so etwas in Deutschland noch möglich ist! Dieses abscheuliche Confiserie — als ob wir es aus Paris oder sonst woher aus Frankreich mitbrächten — —"

Ich: „Kränkt Sie, meine Gnädigste, denn wirklich dieses Fremdwort so sehr? Das ist für mich stets ein Labsal, die Verurtheilung solchen fremden Flitters mitanhören zu dürfen."

Er: „Ja, meine Frau ist darin gut erzogen. Aber ich hasse diese Fremdwörter auch, wo sie nicht am Platze sind; viele kann man freilich nicht entbehren, und mir als Techniker passirt es — — —"

Sie: „Glauben Sie nur, mein Mann und ich gebrauchen gar keine Fremdwörter mehr!"

Diesmal lächelte ich schon etwas deutlicher. Der „Mann ohne Fremdwörter" fragte etwas spitz:

„Sie glauben das wohl nicht?"

Ich: „Offen gestanden, zunächst noch nicht. Haben Sie beide doch soeben noch vor meinen leiblichen Ohren in Fremdwörtern ziemlich reichhaltig gearbeitet!"

Er und sie: „Nein, das kann nicht sein!"

Sie: „Wir geben uns alle Mühe und nun verurtheilen Sie uns doch?"

Ich: „Meine hochverehrten Herrschaften, nichts für ungut, aber Sie haben beide soeben über ein Dutzend ganz leicht vermeidbarer Fremdwörter gebraucht. Oder sind" — nun folgten die mir in der Erinnerung gebliebenen Wörter — „dies etwa unentbehrliche Ausdrücke und hier am Platze gewesen?"

Beide verstummten und sahen verlegen zu verschiedenen Seiten aus dem Fenster auf die vorüberfliegende Landschaft hinaus. Dann trafen sich ihre Blicke, und beide brachen wie auf Verabredung in ein fröhliches, mich ebenfalls zur Heiterkeit zwingendes Lachen aus.

Er: „Sie haben Recht! So schlimm habe ich mir's übrigens doch nicht gedacht."

Sie: „Ich auch nicht. Was müssen Sie von uns denken, daß ich über confiserie so entsetzt war und nun selbst völlig beschämt bin!"

Ich: „Das allerbeste denke ich, meine Gnädigste, von Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl. Denn wer so offen und unumwunden seine kleinen Schwächen einräumt, bei dem ist Hoffnung auf Besserung und Abstellung des schlimmen Uebels reichlich vorhanden."

Er: „Was halten Sie denn von diesem neuen Verein, dem Sprachverein? Der will ja wohl alle Fremdwörter verbannen?" —

Sie: „Geht das nun aber nicht viel zu weit? Mein Vater schrieb uns neulich davon; in Z., unserer Heimat, ist unlängst auch ein Zweigverein gegründet worden. Ich möchte gern näheres wissen."

Nun hielt ich es für Pflicht mein Dunkel zu lüften, und griff nach meinen Besuchskarten. Der Ehemann tauschte die seinige mit mir aus und rief dann, halb zu seiner Frau gewandt, nun wisse er doch auch, warum ich so scharf auf die von beiden „peccirten" — „pardon" („Verzeihung", warf sie ein), verbrochenen Fremdwörter geachtet hätte.

Unser Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann!" fand ungeschmälerte Billigung; auch Ziele und Zwecke des Vereinsgedankens wurden beifällig aufgenommen. Als ich nun aber gar mich dazu bekennen mußte, bei der Gründung des Zweigvereins in Z. die einleitenden und grundlegenden Schritte gethan zu haben, da ward mir aus beider Mund alsbald das froh und gern gegebene Versprechen:

„Verlassen Sie Sich darauf, wir treten dem neuen Verein sofort bei!"

Die junge Frau fügte aber noch hinzu: „Und Tante Aurelie muß auch dabei sein! Oder heißt diese von nun an Muhme?"

Die Antwort darauf sofort zu geben, hinderte mich das Einfahren in die Bahnhalle zu Y.; hier verließ mich das junge Paar. Ich blickte den beiden nach, mich des neuen Sieges unserer Sache freuend. Da kam, während mein Zug sich schon wieder in Bewegung setzte, der junge Ehemann gelaufen und rief mir, ein Papier entgegenhaltend, nach:

„Sehen Sie nur, wie abscheulich! Meine Frau hat's natürlich zuerst entdeckt. — — Leben Sie recht wohl!"

Auf dem Papier erkannte ich aber, außer „à la carte" und „table d'hôte" noch die Bezeichnung des Bahnhofswirths als Hoftraiteur! Unwillkürlich kamen mir die schönen Worte Bodenstedt's in den Sinn, die er mir zum Andenken an den ebenfalls jüngst neu gegründeten Sprach-Zweigverein Wiesbaden mitgegeben:

„Jedes Menschen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtausenden auf;
Der eine schüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem andern wird er zum Stoff der Betrachtung."

(Aus dem „Rheinischen Kurier".)

Die Stellung der Erzieherin in der Türkei.

Wer auch nicht in der Türkei gewesen ist, kann sich doch wohl denken, daß unser Wirken daselbst kein weites Feld findet und sich nur auf die allerhöchsten und reichsten Häuser erstreckt, welche, wie in jedem anderen Lande, lieber ihre Kinder zu Hause erziehen, als sie einer Schule anvertrauen. Da aber die Türkei keine Aristokratie im eigentlichen Sinne des Wortes besitzt, so beschränkt sich unser Gebiet auf die daselbst lebenden hohen Fremden aller Nationen und auf einheimische, reiche Familien, sowohl Griechen wie Armenier. Ab und zu findet jedoch eine Dame selbst Aufnahme in einem Harem, als Lehrkraft! Ueber Lehrthätigkeit und Stellung der Erzieherin in einem Harem sollen nun diese Zeilen näheres berichten.

Der Türke, Moslem oder Rechtgläubige (nach seiner Auffassung) entschließt sich sehr selten und schwer dazu, eine Christin (Giaur) in seinen Harem einzuführen. Harem heißt Heiligthum, und das bloße Eindringen eines Mannes in denselben, mit Ausnahme natürlich des eignen Hausherrn entheiligt ihn; nicht minder wird er durch den Fuß einer Ungläubigen (d. h. einer Christin) entwürdigt! Die meisten Harems vermeiden daher alle Beziehungen zu Christen, und es gehört bereits viel freier Sinn und Aufklärung dazu, um eine Hanum (Haremsdame) zu bewegen ihren Kindern fränkischen Unterricht angedeihen zu lassen. Der Türke nennt alle Ausländer Franken und alles, was nicht türkisch ist, fränkisch; viele sind so ungebildet, daß sie annehmen, alle Franken hätten nur eine Sprache, natürlich die französische! Nur in den allerhöchsten Pascha-Familien und bei solchen Leuten die im Auslande erzogen worden, oder wenigstens einige Zeit daselbst gelebt haben,

finden wir Verständnis für unsere Staatsverhältnisse und tiefere Bildung. Diese Jungtürken, zur Reform geneigt, dürften einst unserer Thätigkeit ein weites Feld eröffnen, wenn der tiefeingewurzelte Fanatismus nicht bei ihnen die Oberhand gewinnt und es verhindert, was oft genug vorkommt! Denn grade diejenigen, die in London, Paris, Berlin, Wien, Petersburg gelebt haben, lernen dort vieles kennen, was ihnen später als Handhabe gegen uns und gegen fränkische Sitte und Aufklärung dient und wissen es äußerst geschickt anzuwenden. Ein solcher, vielgereister, hoher türkischer Weltmann sagte einst zu mir: Was gewinnen wir durch die Franken? Nichts! Sind diese etwa glücklicher als wir? Ich habe es nicht gefunden. Zeigen Sie mir ein Volk, wo der gemeine Mann sich wohler fühlt als bei uns, und ich stimme für fränkische Bildung; doch ich versichere Sie, ich kenne ganz Europa, und wo ich den größten Reichthum fand und die höchste Bildung — fand ich zugleich das tiefste Elend und die entsetzlichste Verkommenheit, Unser Volk, besonders unsere Frauen sind unwissend, aber ganz glücklich!

Als ich zu widersprechen anfing und auf unsere persönliche Freiheit hinwies, unterbrach er mich kurz mit folgendem Einwurf: Behalten Sie bitte das Volk im Auge! Wie entsetzlich muß sich bei Ihnen das Weib plagen, arbeiten, von früh bis spät, bald in Fabriken oder an öffentlichen Orten, ja selbst Karren ziehen! Zeigen Sie mir eine einzige Türkin, welche das thut! Hier arbeitet der Mann; das Weib bleibt hübsch zu Hause und pflegt sich; selbst das allerärmste besorgt höchstens das Essen für die Familie, und das macht bei unserer Lebensart sehr wenig Mühe!

Später nachdem ich Jahre lang im Lande gelebt, sah ich ein, daß viel Wahrheit in diesen Worten lag, und obgleich wohl eine jede rechtschaffene Frau die Arbeit dem Nichtsthun vorzieht, so thut es einem doch recht weh, ab und zu Frauen über ihre Kräfte arbeiten zu sehen. Das Leben sollte nie so hart, so mühevoll sein, daß die Freude an demselben verloren geht! Einer Türkin passirt dies nie, und selten habe ich eine so zufriedene Weltanschauung gesehen, wie bei diesen Kindern der Natur. Denn das sind sie, da Bildung sie durchaus nicht derselben entfremdet hat; selbst die allerhöchsten Damen, die an Würde einer Königin nicht nachstehen, sind im Denken und Fühlen oft recht kindlich — eine Eigenschaft die oft bezaubernd wirkt, wenn sie nicht zugleich die Eigenheiten recht verwöhnter, unartiger Kinder mit allen Launen und Einfällen derselben hätten. Mit solchen Wesen für die Dauer sich einrichten, wenn man keine Sklavenseele hat, ist sehr schwer. Ich kannte mehrere Damen, die durch hohe Vermittlung in die höchsten d. h. prinzliche Harems kamen und will kurz deren Erlebnisse, so wie Selbsterlebtes anführen.

Frl. A., eine Dame von höchst würdevollem Aussehen, 45 Jahre alt, wurde unter vorzüglichen Bedingungen (18 Pf. St. monatlich) für das Haus des damaligen Großvezier's engagirt; derselbe, etwa 50 Jahre alt, hatte eine Prinzessin zur Frau, die er kürzlich erst geheiratet hatte, und die höchstens 16 Jahre zählen mochte. Sie war durch eine Engländerin fränkisch erzogen worden, sprach fertig Englisch und verstand hinreichend Französisch. Ihr Gemahl war einer der geistreichsten Männer und ein richtiger Reformtürke, wenigstens in den Augen seiner Gegner. Dennoch gestattete er seiner Frau nur genau dieselben Freiheiten, die ihr ein anderer Türke eingeräumt hätte, mit einem Worte, sie war ans Haus gebunden, konnte zwar täglich verschleiert ausfahren, aber Besuche nur in der Verwandschaft machen. Die Frankenhäuser waren ihr verschlossen, ebenso das Ausreiten verboten. Auch durfte sie nur die allerhöchsten Damen des diplomatischen Corps im Harem empfangen — sonst war sie auf ihre Kreise und den engen Geisteshorizont derselben angewiesen. Damit sie sich jedoch bei ihrer hohen fränkischen Bildung nicht zu langweilen brauchte, wurde Frl. A. engagirt und hatte die Aufgabe der Dame Gesellschaft zu leisten, mit ihr in türkischer Tracht auszufahren, Besuche zu empfangen und zu erwidern und andere sociale und geschäftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten und abzuwickeln. Nebenbei sollte sie ein siebenjähriges kleines Mädchen unterrichten, welches der Pascha aus Wien mitgebracht hatte; die Mutter desselben war eine Ungläubige gewesen; doch der Pascha, wie die türkische Umgebung ärgerlich bemerkte, war dumm genug sein Herz an das Kind zu hängen. Uebrigens kam es nicht häufig zum Unterrichten, die Stiefmama wußte das zu vereiteln und behauptete, die Kleine müsse erst ordentlich türkisch lernen, und mit der fränkischen Erziehung habe es noch Zeit! Anfangs beschäftigte sie sich mit Lectüre d. h. sie ließ sich englische Romane und Zeitungen vorlesen; aber bald hörte auch das auf, ebenso das Clavierspielen, in welchem sie ganz besonders tüchtiges leistete; ja sogar der Besuch fränkischer Damen fing an sie zu langweilen. Auf dem Divan liegen, rauchen, erzählen, essen, trinken, ins Bad gehen und wieder ausruhen, war ihr das liebste: die echt orientalische Natur kam trotz aller modernen Erziehung zum Durchbruch! Mit der größten Mühe gelang es Frl. A. ihr klar zu machen, daß sie angesagte Besuche hoher Damen nicht zurückweisen könne, ohne diese zu verletzen; aber zuletzt ward ihre Bequemlichkeit ihr so lieb, daß sie entweder im Morgenkleid empfing oder gar nicht.

Was den Gehalt betrifft, so erhielt ihn Frl. A. in den ersten acht Monaten regelmäßig. Plötzlich hörten zehn Monate lang die Zahlungen auf. Zu dieser Noth gesellte sich noch eine völlige Entfremdung der Prinzessin, die anfing ihre geistlose Umgebung ihrer Gesellschaftsdame vorzuziehen, fast nie nach ihr fragte und ihre Gegenwart höchst selten und dann nur wie einen Zwang ertrug. Die in jeder Hinsicht unabhängig dastehende Dame verlangte ihren Abschied und erhielt ihn, jedoch nicht den rückständigen Gehalt. Erst durch die Vermittlung der englischen Botschaft, der sie empfohlen war, wurde er ihr zutheil, nachdem sie bereits lange den Harem verlassen hatte; ohne diesen Beistand hätte sie nichts erhalten, da sie freiwillig gegangen, somit einen großen Verstoß gegen die Etikette sich hatte zu Schulden kommen lassen. Aus dem Harem, aus dem Sinn — in Geldfragen hat man oft in solchen Fällen das Nachsehen, da unser Consulat nicht einschreiten kann; ein Türke steht nur unter eigner Gerichtsbarkeit, und diese ist ungemein besorgt für ihre Schutzbefohlenen!

Das eben Erzählte ereignete sich vor etwa zehn Jahren. Im Laufe dieses Jahres engagirte ein Großvezier eine Erzieherin mit 5 Pf. St. monatlich; ein anderer Pascha bot 3 Pf. St. mit dem Bemerken: in Deutschland gebe man nicht mehr; er wisse es von Deutschen, die selbst Erzieherinnen halten! So schadet uns ein Landsmann in seiner Einfalt; denn keinem anderer würde es einfallen das Ausland mit dem Inlande auf eine Stufe zu stellen, was jedoch oft Deutsche thun und z. B. Erzieherinnen ins Ausland, ganz unter denselben Bedingungen, wie in Deutschland, mitnehmen. Diese so gestellten Damen verderben die Preise im Auslande. Dazu kommt noch ein anderes. Viele Mädchen, oft gar nicht den gebildeten Ständen angehörig, oft ohne alle Mittel, wagen sich ins Ausland, kommen nach einiger Zeit in Noth und nehmen jede Stelle und alle Bedingungen an. Die eine näht Kleider, die andere hilft die Wäsche stopfen oder ersetzt die Bonne der Kinder; und dies alles für 3 bis 5 Pf. St. monatlich, wobei sie noch ihr Wissen in Deutsch, Französisch und Musik nach Kräften anbringt. Was will man da noch mehr? Bei solcher Concurrenz leiden selbst die Besten, denn sie bieten lange nicht so viel!

Die Stellung als Lehrerin dem Kinde gegenüber ist in türkischen Häusern ein ewiger Kampf ums Dasein: man hat als Giaur in den Augen eins Muselmanns gar kein Ansehen. Giaur bedeutet viel: Ungläubiger, Hund, Schmutz; es ist eine unübersetzbare Bezeichnung und war in Aegypten unter dem aufgeklärten Ismael Pascha einfach verboten; heutzutage hört man es dort und überall sonst, wo Anhänger Muhameds leben, wie man bei uns etwa die Wörter: „Esel" und „Schafskopf" zu hören bekommt, d. h. in den höchsten (? d. Red.) und niedrigsten Kreisen. Einem solchen Giaur — und diese nette

Bezeichnung gebraucht man für jeden Christen — wird nie das Wohl und Wehe einer gläubigen Seele anvertraut; man hat nur in ganz bestimmten Fächern zu unterrichten, natürlich nie Religion, soll sogar nie ein auf dieselbe sich beziehendes Gespräch führen. Diese Forderung scheint klar und deutlich genug, und bei ein wenig Vorsicht glaubt man sich derselben leicht gewachsen. Man wählt mit Vorsicht nur solche Bücher, die besonders für das Galata-Serail (Kaiserliche hohe Schule) bestimmt sind und dort beim Unterricht gebraucht werden. Sie scheinen sorgfältig gewählt, höchst unschuldig und unverfänglich, und man beginnt seinen Unterricht. Da spielt uns der Zufall in der Form einer Fabel einen Streich; da heißt es z. B. in einem Lesestücke: Jupiter, der Gott der Griechen. — „Gott sei gelobt, daß ich kein Giaur bin," ruft die kleine Schülerin von 11 Jahren und spuckt dabei aus; „es gibt nur einen Allah!" Fort mit dem Buche, das uns von einem Gotte der Griechen spricht — stößt es verächtlich vom Tische, tritt mit dem Fuße darauf und wehrt sich gegen jede Anwendung desselben. Von dem Augenblicke müssen die schönsten Fabeln, Erzählungen, ja selbst oft Beschreibungen ungelesen bleiben, weil der Name einer Gottheit oder Jesu, oder selbst Gottes, darin vorkommt. Es gilt dies entweder für Entweihung oder Bekehrungsversuch, je nachdem! —

Noch schlimmer erging es einem Lehrer an der Cadetten-Schule; dieser hatte den „Otto" als Grammatik eingeführt; plötzlich wurden alle Bücher beschlagnahmt und er fast seines Amtes enthoben! Denn in diesem Buche befand sich der gefährliche, gegen die Religion gerichtete Satz: Wein ist ein gesundes Getränk! — (Nach dem Koran ist der Genuß von Wein als schädlich verboten.)

Natürlich verlegt man sich, unter solchen Schwierigkeiten, die vom ganzen Harem, von der Prinzessin bis zur kleinsten Sklavin herab emsig besprochen und benutzt werden, auf die realen Wissenschaften: Naturgeschichte, Geographie und Physik. Da erklärt man z. B. die großartigen Erfindungen: Eisenbahn, Telegraph, Phonograph, Telephon; — die Kinder hören mit einer Andacht zu, die einem das Herz vor Freude schwellen macht: dann mittheilsam, wie ihresgleichen, begeben sie sich zu ihrem Hadscha, einem Araber und großen Gelehrten in seinem Fache und bringen das Ebengehörte an. Dieser hört aufmerksam zu und indem er sich eine neue Cigarette dreht, hebt er endlich mit unnachahmlicher Würde an zu sprechen: Meine lieben Kinder! Die Giaurs scheinen sehr klug, und manche von ihnen sind es auch; aber woher haben sie es? Von uns, von den Arabern! Alles was ihr mir soeben erzählt habet, haben unsere Vorfahren schon gewußt, gekannt und selbst angewendet; dann ging ein Theil ihres Wissens verloren; doch war es in den Büchern aufgezeichnet und diese befanden sich in Scham (Damaskus.) Nun fiel diese Stadt zu verschiedenen Zeiten den Giaurs in die Hände; Gottlob, jetzt ist sie wieder unser! Aber einige der wichtigsten Bücher nahmen sie mit; aus diesen schöpfen sie jetzt ihre Weisheit, und jede neue Entdeckung stammt daher — d. h. von uns oder richtiger, unseren Vorfahren!

Nach dieser Erklärung gilt alles für bereits dagewesen, für eine Nachahmung alter, wundervoller Ergebnisse; aller Widerspruch hilft nichts, flößt nur Mistrauen ein und entfremdet die Kinder der Lehrerin. Wer selbst 5 bis 8 Jahre im Harem gewirkt hat, kann nie ein Herz sein nennen, kann nie behaupten, eine Seele beeinflußt zu haben. Man will nur Clavierspielen, Französich-Plappern, oft auch ein wenig Englisch und Deutsch von uns lernen — sonst nichts. Der berühmte Arabi Pascha wußte das ganz genau; jetzt in der Verbannung auf Ceylon lebend, sendet er seine Kinder in die dortige Missionsschule, und da dort der Religionsunterricht obligatorisch ist, so nehmen sie denselben mit. Als ihn jemand auf die Folgen aufmerksam machte, erwiderte er selbstbewußt: Ist schon jemals ein Muselmann ein Christ geworden? Die Berührung mit Christen macht uns nur fanatischer.

Mit Widerwillen lesen Türken unsere Bücher, sie verachten unser Wissen, unsere Sitten und Ansichten, ganz wie wir es den Wilden oder Halbcivilisirten gegenüber machen, und bringen uns das Gefühl entgegen, welches z. B. der eitle Franzose einer ihm nicht ebenbürtigen Nation beweist. Nur wer im Harem gelebt, lernt dieses Gefühl kennen, weil außerhalb desselben, im Verkehr, der Türke sehr höflich und kalt zurückhaltend ist und stets den Eindruck eines gewandten Weltmannes macht. Die Damen oder Hanums sieht man nie in der Gesellschaft; daher haben sie in derselben keine Stimmen; desto mehr Ansehen und Gewalt aber im Innern ihrer Mauern, viel mehr, als jede noch so selbständige deutsche Hausfrau. Denn wenn eine solche Hanum etwas nicht will, so kann es ihr Gemahl nicht durchsetzen; im Harem ist sie Gebieterin!

Manchmal ereignet es sich, daß ein aufgeklärter Pascha seine Kinder in fränkischer Weise erziehen lassen will, eine Erzieherin ohne die Genehmigung seines Harems engagirt und diese seiner Frau vorstellt und aufdrängt; — aber — nie bekommt die so Eingeführte ihre Zöglinge zu sehen! Man läßt sie getrost Tage, Wochen, ja Monate lang einsam sitzen und auf ihre Arbeit warten. Unterdessen lachen sich die Harems-Schönen fast krank über den Streich, den sie dem Pascha und dem Giaur spielen, und erreichen stets was sie wollen; denn der Dame reißt die Geduld; sie verlangt ihren Abschied, und der Pascha muß zahlen, ohne auch nur den geringsten Erfolg gehabt zu haben. Dazu hütet er sich wohl seinen Harem arg zu schelten; denn seine ganze Umgebung, die Geistlichkeit, ja das ganze Volk stehen auf Seiten des Harems, der Frauen. Von Erziehung im höchsten Sinne des Wortes kann unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein, da man wenig genug auf den Geist, selten auf die Seele des Zöglings einzuwirken vermag.

Was die Annehmlichkeit der Stellung anbelangt, so kann mit wenig Ausnahmen jede die einem Harem betritt, die Worte Dante's sich zurufen: Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet! denn geistige Nahrung, erhebende Unterhaltungen, Stärkung für die Seele wird ihr daselbst nie geboten, selbst nicht einmal Zeitungen; man muß sich diese selbst besorgen oder aber — sich wie der Bär vom eignen Fette nähren und in der Erinnerung leben.

Wer das nicht kann, wer nach drei- bis vierstündiger Thätigkeit nicht ebenso lange gänzlich allein bleiben kann, ohne daß eine Seele sich um ihn bekümmert, der paßt nicht in einen Harem. Wehe aber derjenigen, die etwa der Hanum so gefällt, daß diese sie um sich haben will! Dann heißt es außer den Stunden wie ein richtiger Höfling sich benehmen, oder aber, ebenso schnell wieder in Ungnade fallen — was dann gewöhnlich leichter zu ertragen geht, als gar zu große Gunst. Es sollen Fälle vorgekommen sein, wo eifersüchtige Sklavinnen dieser so Bevorzugten einen Kaffee zu trinken gegeben haben, der sie auf ein langes Siechbette streckte, da sie zu wenig Belladonna nahmen, um sie ins Jenseits zu befördern. Solche Fälle können dazu nie untersucht werden; denn ein Harem ist so heilig, daß selbst die türkische Polizei nicht ohne die höchste Genehmigung in denselaen eindringen darf; fremdes Gerichtspersonal hat nie Zutritt. Jede Dame, die also in eine solche Stellung sich begibt, muß umsichtig und klug genug sein, um sich selbst schützen zu können; vor allem jedoch weder Furcht noch schwache Nerven besitzen.

Das Klima ist in der Türkei weniger zu fürchten als in Aegypten, wo böse Augenleiden zu den Alltäglichkeiten gehören. Staub und übergroße Hitze verbunden mit dem grellen Widerschein des Sonnenlichtes legen den Grund dazu. Wer schwache oder leicht entzündbare Augen hat, muß sich nie dahin begeben, wenn er nicht um den Besitz der Sehkraft kommen will. In den übrigen Theilen der Levante sind Fieber zu Hause; wer dafür zugänglich ist, wird selten frei davon; wer einen kräftigen Körper ist, kann es wagen und hat nur eine Krankheit durchzumachen, um gänzlich acclimatisirt zu werden: den Typhus! Bei guter Pflege ist Rettung möglich.

Was bei den Nicht-Türken, also den Griechen und Ar-

meniern, die Behandlung anbelangt, so wechselt diese nach der Bildung derselben und nach den Empfehlungen und dem Eindruck, den die Erzieherin persönlich hervorbringt aber immer muß man sich seinen Weg bahnen: er ist nie mit Rosen bestreut und wenn der Dornen nicht zu viele sind, so muß man schon recht zufrieden sein!

Doch alles hat sein Ende, und glücklich preise sich diejenige, die ein arbeitsreiches Leben hinter sich hat! **R.**, Vereinsmitglied.

Bücher und Schriften.

Die Verlagshandlung Robert Lutz in Stuttgart beabsichtigt eine Reihe neuerer amerikanischer Erzählungen in deutscher Uebersetzung unter dem Titel Sternbanner-Serie herauszugeben. Amerika — natürlich sind die Vereinigten Staaten gemeint — hat jetzt schon eine unverächtliche selbständige Litteratur aufzuweisen, obgleich es in der glücklichen Lage ist, die soviel ältere und reichere Litteratur seines Mutterlandes völlig als eigen zu genießen. Seine Schriftsteller zeigen auch sämmtlich eine von der englischen sehr verschiedene Eigenart, trotzdem sie mit diesen die gesunde Sittlichkeit, den Sinn für das Thatsächliche und die Gabe des Humors gemein haben. Diese Eigenschaften in amerikanischer Färbung treten in dem vorliegenden ersten Bande des neuen Unternehmens: Ruderheim, von Frank R. Stockton lebhaft zu Tage. „Ruderheim" (Rudder Grange) ist die Häuslichkeit eines jungen Ehepaares, dessen lustige, abenteuerliche Erlebnisse im Beginn des Ehestandes mit bester Laune geschildert werden. Die Uebersetzung (von M. Jacobi) ist wirklich deutsch, nicht Englisch mit deutschen Wörtern, wie es ihrer zum Sprachverderb so viele gibt. Preis ℳ 2,50.

Erzählungen aus der neuesten Geschichte (1815—1881). Von Professor Dr. Ludwig Stacke. Oldenburg, Stalling. 1887.

Nicht bloß als Hilfsbuch für den wichtigsten Theil des Geschichtsunterrichts, sondern als Lese- und Hausbuch für junge und alte Leser möchten wir dies Werk des rühmlichst bekannten Verfassers warm empfehlen. Vielleicht wird die Zeit kommen, wo man es nicht mehr unerläßlich findet die deutsche Jugend über den Verlauf der Schlacht bei Gaugamela und über das Amt der Ephoren aufzuklären, desto mehr aber darauf dringt, daß jeder Gebildete die Geschichte des Jahrhunderts kennt, in welchem er lebt und wurzelt. Wer daraus nicht ein Fachstudium machen kann, findet in dem neuesten Stacke'schen Werke alles Wissenswerthe beisammen, zusammengetragen und dargestellt in einem Geiste weiser Mäßigung, vorgetragen in der ruhigen Klarheit und Greifbarkeit, welche den „Erzählungen" des Verfassers aus länger vergangenen Zeiten eine wohlverdiente weite Verbreitung verschafft haben. Preis ℳ 4,50.

Frau Lina Morgenstern hat ihrem jetzt zum drittenmal erschienenen Kalender einen neuen Namen gegeben: sie nennt ihn „Die Frauenbestrebungen unserer Zeit" und setzt die Gründe für diesen Umtausch in einer kleinen Vorrede einleuchtend auseinander. Das nützliche Werkchen soll aber auch ferner jährlich neu erscheinen und ist wie in den beiden ersten Jahrgängen mit einem Kalendarium versehen. Es bringt diesmal u. a. mehrere Lebensbeschreibungen bedeutender Frauen, eine geschichtliche Uebersicht des Jahres 1886 aus dem Frauenleben, Mittheilungen über das Frauenstudium, über das Mädchenschulwesen, über viele Wohlthätigkeits-Bestrebungen, an welchen Frauen ausschließlich oder helfend betheiligt sind, Verzeichnisse von europäischen Fürstinnen, von Aerztinnen und Zahnärztinnen, von Schriftstellerinnen, Malerinnen, Bildhauerinnen und Tonkünstlerinnen, eine kurze Geschichte der Arbeiterinnen-Bewegung, und legt wiederum Zeugnis ab für den Sammelfleiß der Verfasserin, für ihren tapferen Arbeitsmuth und für ihre vielseitigen Interessen. Wir bedauern nur, daß sie für nöthig gehalten hat, dem diesmal gegebenen Abschnitt aus dem Familienrecht eine Stelle einzuräumen. Im übrigen können wir allen Frauen, welche über den engen Gesichtskreis des eigenen Hauses ein wenig hinauszuschauen oder zu wirken begehren, das hübsch ausgestattete billige Buch warm empfehlen. M. L.

Allerlei Gemeinnütziges.

Diakonissenwesen. Es ist äußerst interessant, den heutigen Stand der Kaiserswerther Anstalten und die Diakonissensache überhaupt zu vergleichen mit dem ersten Jahre der Gründung 1836—37. Damals gab es in der evangelischen Welt ein kleines Diakonissenhaus: heute gibt es deren 57, zum Theil sehr große Anstalten. Von diesen 57 hat das Kaiserswerther Mutterhaus allein noch 35 Töchterhäuser in 4 Erdtheilen, welche von dem Mutterhause gänzlich unterhalten werden und demselben eigenthümlich gehören. Das erste Jahr schloß in Einnahme und Ausgabe ab mit 6000 Thalern; das letzte mit 330 000 ℳ; wohl zu beachten für das Kaiserswerther Haus und seine Töchteranstalten allein. Im ersten Jahre genügten zur Heizung etwa 50 Thaler, heute werden allein für die im Orte Kaiserswerth vorhandenen Anstaltsgebäude 29 Waggons Kohlen geschenkt. Die rheinischen Bergwerke spenden diese Gabe. Im ersten Jahre hatte das Kaiserswerther Haus 7 Schwestern, heute hat es über 700; damals gab es überhaupt 7, heute gibt es nahezu 6000, darunter über 4000 eingesegnete; damals gab es eine Arbeitsstätte, heute deren beinahe 1600. Durch die Arbeit der Diakonissen ist überhaupt der ganze Charakter der öffentlichen Krankenpflege von Grund aus ein anderer geworden.

(Bl. d. Bad. Frauenvereins.)

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Anzeigen.

Todes-Anzeige.

Nach langem schwerem Leiden entschlief sanft zu Hause bei den Ihrigen unser liebes Mitglied Frl. **Emma Wolberg** aus Lübeck am 29. October 1886.

Die Vorsteherinnen
des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

№ 50. Sonntag, 12. December. 1886.

Deutsche Sommerpflege im vorigen Jahre.

Die Centralstelle der deutschen Vereinigungen für Sommerpflegen, bestehend aus den Herren Dr. G. von Bunsen für Berlin, Senator Dr. Ehmck für Bremen, Schuldirector Dr. G. Veith für Frankfurt am Main, Stadtrath H. Röstel für Landsberg an der Warthe, und Oberlehrer Dr. W. Götze für Leipzig, läßt ihren Bericht über die Ergebnisse der Sommerpflege (Ferien-Colonien und Kinderheilstätten) im Jahre 1885 (Preis 2 ℳ) ausgehen, und in demselben einen ebenso reichhaltigen als anregenden Stoff zur Geschichte wie zur Weiterbeförderung dieser prächtigen Schöpfungen. Wir plündern denselben im nachstehenden für das Bedürfnis unserer ihnen längst zugewendeten Leser.

Um die wünschenswerthen Berichte und Mittheilungen zu erlangen, wandte die Centralstelle sich nicht nur an die ihr bereits bekannten Vereine und Comites, sondern auch an die Magistrate aller deutschen Städte von mindestens 7000 Einwohnern. Daraus entstand eine Art goldenen Verzeichnisses, welches enthält 86 Vereine, Comites u. s. f. die den Zweck haben Kinder in Sommerpflege zu senden, — 38 Vereine welche für Schulkinder Spaziergänge einrichten oder sie in „Stadt-Colonien" u. dgl. aufnehmen, — 39 See-, Sool- und andere Bäder welche besonders zur Aufnahme ärmerer Kinder bestimmt sind, — 3 sonstige Einrichtungen zur Aufnahme von Kindern in Sommerpflege. Durch den in ihre Hände gelangenden sorgfältig geordneten Stoff ist die Centralstelle imstande, über alle wichtigeren Fragen welche die Sommerpflege berühren, entweder selbst Auskunft zu geben, oder Anfragende an die Stelle zu verweisen, wo solche am besten zu erhalten ist.

Aus den einzelnen empfangenen Berichten über „Ferien-Colonien" und andere Formen der Sommerpflege armer Kinder hat die Centralstelle „die Ueberzeugung gewonnen, daß in allen Gesellschaftskreisen ohne Ausnahme der Werth dieser Veranstaltungen von Jahr zu Jahr richtiger gewürdigt wird, und daß die Gebenden wie die Empfangenden davon einen dauernden Nutzen für die tausende armer Kinder erwarten, welche einer Sommerpflege theilhaftig geworden sind." Sie ist in der Lage, für das Jahr 1885 aus 72 Städten und 77 Vereinen und Corporationen zu berichten. Nach dem Bericht ihres Mitgliedes Stadtrath Röstel an den Armenpfleger-Congreß von 1885 waren im Jahre 1884 aus 49 deutschen Städten 7857 Kinder in Ferien-Colonien gesandt; aus jenen 72 Städten bezw. 77 Vereinen u. s. f. aber sind 1885 nun 9999 Kinder so versorgt worden.

Oberflächliche Urtheile gehen wohl dahin: „die Sache der Ferien-Colonien ist jetzt Mode, — sie wird übertrieben, — es geschieht schon viel zu viel darin —" u. s. f. Ein Blick in die ausführlichen Jahresberichte zeigt nach dem Berichterstatter der Centralstelle, wie unzutreffend diese Vorwürfe sind. „Fast überall heißt es, es sei noch lange nicht erreicht, alle wirklich bedürftigen Kinder zu berücksichtigen. Die Vorschläge gehen so ziemlich aller Orten in erster Linie von den Lehrern der Volksschulen aus, welche die Bedürftigkeit der Kinder und Eltern am besten kennen, und da lesen wir denn beispielsweise in den Berichten, daß in Posen kaum die Hälfte, in Chemnitz von 270 in Vorschlag gebrachten nur 102, in Danzig von 500 nur 337, in Frankfurt a/M. von 780 nur 311, in Fürth von 111 nur 26, in Nürnberg von 485 nur 176 Kinder berücksichtigt werden konnten. In dem Hamburger Bericht heißt es: „Unter den 928 Kindern befanden sich 99, die uns von Altona, und 22, die uns von Wandsbeck überwiesen und unserer Obhut anvertraut waren. Von den restirenden 807 Kindern wurde für 241 vonseiten der Eltern oder ihrer Wohlthäter ganz oder theilweise Zahlung geleistet, oder dieselben befanden sich in gütigst gewährten Freiquartieren, so daß 566 Kinder übrig blieben, für deren Unterhalt seitens der Commission Sorge zu tragen war. Bedenkt man nun, daß die zu den Bezirken des Wohlthätigen Schulvereines gehörenden Schulen gegen 600 Schulclassen mit über 30 000 Schülern umfassen, so ergibt sich, daß durchschnittlich noch nicht einmal aus jeder Schulclasse von 50—60 Kindern je eins für den Landaufenthalt berücksichtigt werden konnte." Von München aus sind 176 Kinder aufs Land geschickt worden. Der Bericht sagt: „Wären wir nur einmal so weit, daß wir jeder unserer etwa 420 Schulclassen durchschnittlich ein Kind zum freien Ferienaufenthalt entnehmen könnten!""

In hohem Grade erfreulich däucht es der Centralstelle, daß der Streit um die Vorzüglichkeit der einen oder der anderen Form der Sommerpflege immer mehr verstummt; aber doch gewiß erst, nachdem es demselben geglückt ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die im Schatten stehende billigere

und ebenso gute Familienpflege zu lenken. Denn der Bericht fährt fort: „Den mündlichen Verhandlungen und den schriftlichen Berichten ist es zu verdanken, wenn an vielen Orten, welche nur die eine Form bisher gepflegt hatten, auch die anderen versucht worden sind. 1885 sind aus 21 Orten 1883 Kinder in Familienpflege gegeben worden; die Kosten für diese Kinder stellen sich durchschnittlich bedeutend niedriger als für die Colonie-Kinder. Deshalb ist es von großem Interesse, aus den Berichten von Dresden, Frankfurt a. M. u. s. f. zu hören, daß die gesundheitlichen Ergebnisse nicht hinter denen der geschlossenen Colonien zurückgeblieben sind."

Ebenso habe sich in den meisten Orten die Neueinrichtung von „Stadt-Colonien" (unglückseliger Name!) bewährt, wie aus den Jahresberichten für Frankfurt a. M., Dresden, Köln, Nürnberg, Fürth, Offenbach u. s. f. zu erfahren. Der Dresdener Bericht sagt: „Es wurde beschlossen, 160 Kinder an 4 Endpunkten der Stadt täglich zweimal in den Genuß von je $^1/_3$ Liter Milch mit etwas Weißbrot zu setzen, an diese Verabreichung einen gemeinsamen Spaziergang oder bei schlechtem Wetter ein Spiel in einer nahegelegenen Turnhalle zu schließen und diese Maßnahmen unter Controle je eines aus der Lehrerschaft zu nehmenden Führers zu stellen. Dieses Programm ist ausgeführt worden, und zwar mit sehr gutem Erfolge nach jeder Richtung hin." Durch anderweitige Zuwendungen wurde es möglich, 216 Kinder in dieser Weise zu versorgen. Als der hauptsächlichste Anziehungspunkt wurde von den Kindern nicht bloß die Gewährung der Milch und der drei Eckchen Semmel, die sie gern in Empfang nahmen, mit Appetit verzehrten und gut vertrugen, — sondern auch der gemeinschaftliche Spaziergang betrachtet. — Aus Köln wird geschrieben: „Die Einrichtung der Milchstationen erwies sich als durchaus praktisch, und mancher besser situirte Bürger hat den Wunsch geäußert, etwas derartiges auch für seine Kinder zu haben. Wir beabsichtigen deshalb fürs kommende Jahr mindestens die doppelte Zahl von Kindern in die Milchstationen zu schicken, „und dabei doch dieselbe Anzahl an dem Colonieleben auf dem Lande theilnehmen zu lassen." — Die Stadt Fürth hat Ferien-Spaziergänge eingerichtet: 180 Kinder wurden in 4 Abtheilungen von 4 Lehrern auf 10 Spaziergänge geleitet; den Kindern wurden bei der Gelegenheit Milch oder Bier, Wurst, Käse und Brot gereicht; im städtischen Haushalt sind für diese Veranstaltungen 1000 ℳ ausgeworfen.

Danzig hat die besonders beachtenswerthen Badefahrten beibehalten. Mit 229 Kindern, begleitet und beaufsichtigt von 3 Lehrern und 8 Lehrerinnen, wurden auf einem größeren Dampfboot 24 Fahrten nach der Westerplatte unternommen; dort haben die Kinder gebadet und sich nach eingenommenem Frühstück am Seestrande oder in dem anmuthigen Wäldchen herumgetummelt. Einige der Danziger Colonien lagen nicht weit von der See, so daß die betreffenden Kinder ebenfalls in der See baden konnten. In Elberfeld wurden während der Ferien 150 augenkranke Kinder behandelt, 9 in der Augenklinik operirt; erstere nahmen auch an der Milchcur theil. Duisburg gab 174 Kindern in 3 fünfwöchentlichen Serien rund 2500 künstliche Soolbäder und 3851 Liter Milch. Eine ähnliche Einrichtung ist in Gotha vom Frauen-Hilfs-Verein getroffen.

Viele Vereine nehmen sich der ärmsten Kinder, bei welchen die Gefahr vorliegt, daß durch ungenügende Nahrung die guten Folgen der Sommerpflege bald wieder verloren gehen, auch noch später in den Wintermonaten an. So hat das Comite in Kassel eine Speisung für arme Schulkinder eingerichtet. Vom 7. Januar bis Ende März wurden 1757 ganze Portionen für größere und 14 642 halbe Portionen für kleinere Kinder verabreicht. Zu dieser Speisung haben die Kinder bezw. deren Eltern 356 ℳ beigetragen. Die ganze Portion wurde für 4 Pfennig, die halbe für 2 ₰ abgegeben, das übrige lieferte die Suppenanstalt; manche Kinder wurden auch umsonst gespeist. Frankfurt a. M. schreibt: „Wir vermochten 28 ganz besonders bedürftigen Kindern unsere Fürsorge noch zwei Monate über die Dauer des Gebirgsaufenthalts hinaus zuzuwenden, indem wir dieselben täglich auf der Frankfurter Milchcur-Anstalt verpflegten und unter Führung eines Lehrers angemessene Spaziergänge machen ließen." Aehnliches berichten Nordhausen, Stettin, Witten a. Rh., Straßburg, Hannover, Arnstadt, Berlin, Köln u. a. m.

„Alle diese Formen," faßt der Bericht der Centralstelle zusammen, „sind jahrelang erprobt und haben sich bewährt; unter diesen Umständen wäre es thöricht, wollte man für Ausführung der Sommerpflege eine allgemeine Schablone fordern. Finden die Städte Hamburg, Bremen, Augsburg u. s. f. soviele geeignete Familien, welche sich der Kinder liebevoll annehmen und sie gestärkt und gesundet nach mehrwöchentlichem Aufenthalt ihren Eltern zurückgeben, so kann man ihnen nicht sagen, es sei richtiger Colonien unter Führung von Lehrern hinaus zu senden; und umgekehrt können andere Städte die Colonien nicht aufgeben, wenn sich nicht geeignete Haushaltungen für Familienpflege vorfinden."

Viele Städte benutzen beide Formen. Eine Vorkehrung Frankfurt a. M.s vereinigt die beiden Formen: „Was die für unser Werk so schwer wiegende Verminderung der Kosten anlangt, so ergab sich dieselbe zunächst aus dem in ausgedehnterem Maße angewandten combinirten Verpflegungssystem, wonach wir an unseren Colonie-Orten 8 bis 18 Kinder zu je 2 und 2 in bereits bewährten oder besonders empfohlenen und für gut erkannten Familien unter der Oberaufsicht unserer Lehrer in Privatpflege gegeben haben. Diese Einzelpfleglinge hatten nach unseren diesjährigen verbesserten Anordnungen nur Unterkunft und Beköstigung in den Privathäusern und gingen nach dem Frühstück sowie nach dem Mittagessen in die Colonie, um dort an allen Spaziergängen, Spielen u. s. f. theilzunehmen. Die Lehrer und Lehrerinnen haben sich dieser Mehrarbeit mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit und bestem Erfolg unterzogen, so daß wir viel weniger Führer nöthig hatten, als unter Beibehaltung der früheren Einrichtung für die große Zahl der Pfleglinge erforderlich gewesen wären. Die Einzelpfleglinge waren durchweg gut versorgt, und haben dabei die erziehliche Einwirkung des Lehrers sowie den fröhlichen Verkehr in der Colonie mitgenossen. So wurden erhebliche Ersparnisse gemacht, ohne daß der Hauptzweck auch nur im geringsten geschädigt worden wäre."

Andere Orte haben durch Einführung der Selbstbeköstigung den Kostensatz für Kind und Tag wesentlich herabgesetzt, und kamen dadurch in die Lage eine größere Anzahl Kinder verpflegen zu können. Die Centralstelle weist besonders hin auf „die Ausführungen des Herrn Pfarrer Bion in Zürich, des

verdienstvollen Begründers der ersten Ferien-Colonien in der Schweiz." Von Zürich aus wurde im Jahre 1884 in einer Colonie von 62 Kindern, im Jahre 1885 in sämmtlichen Colonien mit über 200 Personen die Selbstbeköstigung durchgeführt. Die Hauptvortheile der Selbstbeköstigung faßt Bion in folgenden Punkten zusammen: „a) Bessere Qualität der Lebensmittel. Man sah sich weder durch örtliche noch irgend welche andere Verhältnisse an gewisse Rücksichten hinsichtlich der Bezugsquellen gebunden und hatte die Controle der Lieferungen ganz in eigner Hand, während sie dem Wirthe gegenüber als Eingriff in seine persönlichen Rechte und Interessen erscheinen muß, zu Unannehmlichkeiten führt und darum meist unterbleibt. — b) Besseres Befinden der Colonisten. Die volle Freiheit in Anordnung des Küchenzettels erlaubt möglichste Berücksichtigung der Bedürfnisse und des Geschmacks der Kinder nach Quantität und Qualität des zu verabreichenden Unterhaltes und Verwendung der richtigen Nahrungsmittel. Die Wägungen ergaben infolge dessen eine größere Gewichtszunahme. — c) Möglichkeit, die Kinder durch die zur Besorgung eines so großen Haushaltes nothwendigen mannigfachen Arbeiten und Dienste nützlich und lehrreich zu beschäftigen. — d) Große Ersparnis, zwischen 30 und 40 pCt. Infolge dessen stellen sich die Auslagen für ein in den Ferien-Colonien versorgtes Kind nur unbedeutend, und wie wir annehmen dürfen in Zukunft gar nicht höher als für ein in Familienpflege untergebrachtes, womit der hauptsächlichste und auch gewiß begründete Einwand, welcher gegen erstere und für letztere gemacht wird, dahinfällt." Nach solchen Erfahrungen sei eine Prüfung dieser Frage sehr empfehlenswerth.

Ebenso wichtig erscheint der Centralstelle das Bestreben, die Sommerpflege armer Kinder aus dem Stande der Zufälligkeiten zu einer festen Begründung und Stetigkeit zu führen. In 24 Städten besitzt man schon bestimmte Fonds, deren Zinsen nur für diesen Zweck verwendet werden sollen. Bremen berichtet über ein Geschenk von 5000 ℳ und ein Vermächtnis von 300 ℳ; Karlsruhe über zwei Vermächtnisse von 1000 ℳ und 500 ℳ, Leipzig über eins von 500 ℳ. Kassel hat zur Begründung dauernder Freistellen in der Kinderheilanstalt zu Soolbad Allendorf 3666 ℳ 67 ₰ dort eingezahlt; für je 1000 ℳ Capital werden 1½ Freistellen gewährt. Frankfurt a. M. hielt am 10. 11. und 12. November 1885 zum besten der Ferien-Colonien einen Jahrmarkt ab, der einen Ertrag von 103 938 ℳ und einen Reingewinn von 88 000 ℳ brachte.

Aber auch nach einer anderen Richtung rührt es sich in den Vereinigungen. An verschiedenen Orten beginnt man ein eigenes Kinderheim für die Pfleglinge zu bauen. „Die großen Vortheile eines solchen Vorgehens", sagt unser Bericht, „liegen zu Tage. In solchem Kinderheim kann man sich die gesundesten Schlaf- und Spielräume schaffen; Badeeinrichtungen, Isolirzimmer für Erkrankte, alle Vorrichtungen für Selbstbeköstigung, Veranden zur Benutzung bei ungünstigem Wetter. Man kann die kränklichen Kinder auch außerhalb der Ferienzeit, etwa von Mitte Mai bis Mitte September aufnehmen, und ist nicht gebunden an die Frist von 3 bis 4 Wochen, falls für einzelne Pfleglinge ein längerer Aufenthalt wünschenswerth oder nothwendig erscheint. Vor allen Dingen aber hat man die Durchführung der Sommerpflege auf lange Jahre hin gesichert, wenn man ein Eigenthum, ein eigenes Heim besitzt. Aus allen diesen Gründen scheint uns die Bewegung nach dieser Richtung hin besonders erfreulich. Vorangegangen sind Barmen, welches das Kinderhaus im Soolbad Königsborn 1882, und Lübeck, welches sein Ferienhaus in Travemünde am Priwall 1883 baute. „Mit dem Bau und Besitz dieser Heilstätten haben wir" — heißt es im Barmer Bericht von 1882 — „den Weg, den wir bisher gegangen sind, definitiv und dauernd zu dem unsrigen gemacht." Das Evangelische Johannisstift in Berlin bei Plötzensee hat ein eigenes Ferienhaus für die jungen Berliner Gäste eingerichtet. Straßburg i. E. sendet die Kinder nach dem Asyl Neuenburg zu Ingweiler und nach dem Windsbühl bei Rappoltsweiler. Ganz vortreffliche Einrichtungen sind von Breslau ausgegangen. Außer dem „Comite zur Errichtung von Ferien-Colonien" besteht daselbst ein „Verein zur Verpflegung armer kränklicher Kinder in ländlichen Heilstätten." „Dieser Verein" — so theilt die Vorsitzende Baronesse Elisabeth von Richthofen mit — „befaßt sich nur damit, die bedürftigen kränklichen Kinder auszuwählen und die Mittel aufzubringen, um die Kinder in den Kinderheilanstalten in Tschierschkau, Siloah in Langenau und Bethesda in Goczalkowitz unterzubringen. Die beiden ersteren Anstalten stehen unter besonderen Vorständen und haben ganz getrennte Verwaltung. Das Kinderheil Tschierschkau wurde im Jahre 1882 durch den Baron von Richthofen auf Brechelshof auf dem ihm gehörenden Gute Tschierschkau im Kreise Liegnitz begründet, indem derselbe ein dort befindliches Haus zu dem Zwecke einer Kinderheilanstalt ausbaute und einrichtete. Die Kinderheilanstalt Siloah in Bad Langenau wurde im Jahre 1884 ins Leben gerufen, indem ein Vorstand (darunter namentlich der Besitzer des Bades, Herr Lieutenant Hanke) die Mittel sammelte und aufbrachte und ein Grundstück mit geeignetem Hause und anstoßender Waldparcelle ankaufte und zur Kinderheilstätte einrichtete. In beiden Anstalten werden die laufenden Ausgaben durch das für die Kinder zu zahlende Kostgeld von 6 ℳ die Woche für jedes Kind und durch freiwillige Gaben bestritten. Die Auswahl der aufzunehmenden Kinder ist auf keinen Ort beschränkt, auch an keine Confession gebunden, sondern die Gesuche, welche durch ein ärztliches Attest begründet sein müssen, werden, so weit es der Raum gestattet, berücksichtigt. Die Anstalten werden in christlichem Sinne durch Diakonissen geleitet. Der Andrang zu diesen Heilanstalten ist ein sehr bedeutender und eine Vergrößerung derselben, namentlich in Langenau, ein dringendes Bedürfnis."

Rentner Schüttler in Hannover, der unermüdliche Förderer von Heilstätten für arme Kinder, hat zu einem Kinderheim in Herrenhausen den Anstoß gegeben. Die Anstalt hat den Zweck, schwachen und pflegebedürftigen Kindern, sowohl solchen welche zur Aufnahme in die Kinderheilanstalten (Hospitäler) nicht geeignet, als auch solchen welche aus diesen Anstalten entlassen sind, Unterkunft und Pflege zu gewähren. Das Pflegegeld beträgt für Kind und Tag 40 Pfennig. Die Anstalt sollte in diesem Jahre in einem gemietheten Hause in Herrenhausen ihre Wirksamkeit beginnen. — In Landsberg a. W. hat Herr Stadtrath Röstel Mittel zur Verfügung gestellt, um in der Stadtforst zu Altensorge ein Kinderheim zu bauen, groß genug für etwa 25 Kinder. Man beabsichtigt dort von Mitte Mai bis Mitte September in vier Fristen schwächliche Kinder zu verpflegen. Die städtischen Behörden haben sich bereit erklärt,

das Haus als Eigenthum zu übernehmen und für den bestimmten Zweck zu erhalten. Es wird wahrscheinlich im Frühjahr 1887 eröffnet werden.

Schließlich werden noch Bremen und Leipzig als mit dem Gedanken ernstlich umgehend genannt.

Am Schlusse kommt dieser Theil des officiellen Berichts, ohne den Namen zu nennen begreiflich, auf Herrn Dr. Ponfick's in Frankfurt a. M. mit heftigen Angriffen auf die Ferien-Colonien gespicktes Flugblatt unter dem Titel: „Die Ferien-Colonien ein socialer Schaden" zu sprechen. Einige Jahresberichte streifen es. Danzig sagt, nachdem es eine Gewichtzunahme von durchschnittlich 3,21 Pfund für jedes Kind constatirt: „Bedeutsamer aber möchte es sein, daß bei als „blutarm," „hochgradig schwach," „skrofulös" und „der Tuberculose verdächtig" in die Colonien geschickten Kindern jetzt in der betreffenden Rubrik sich meistentheils die Ausdrücke „gebessert," „erholt," „frisch," „gesund," „sehr erholt," „Lungen gesund" u. s. f. befinden. Und wenn diese Erfolge noch in den vor ganz kurzer Zeit eingeholten Berichten" (der Bericht ist im Juni 1886 geschrieben) „der Hauptlehrer als mehr oder weniger vorhanden bezeichnet werden, wenn von denselben außer der gewonnenen körperlichen Stärkung auch das sittliche Verhalten der Kinder und vor allen Dingen die Dankbarkeit für die ihnen erwiesene Wohlthat gerühmt wird — dann brauchen wir die Ferien-Colonien nicht mehr gegen die hier und da auftretenden, rein theoretischen Angriffe zu vertheidigen, sondern können sie laut als ein praktisches Liebeswerk rühmen, an welchem mitzuwirken die Pflicht jedes wahren Menschenfreundes ist." In ähnlicher Weise spricht sich Dresden aus, während in dem Bericht aus Frankfurt a. M. selbst Ponfick's Angriff in eingehendster Weise widerlegt wird: „Bis jetzt wurde noch von keinem, der in den Vereinen für Ferien-Colonien thätig ist, beobachtet, daß sich Begehrlichkeit, Neid und Habsucht bei unseren Pfleglingen entwickele. Wegen der Kinder, die wir in sehr einfacher aber zweckmäßiger Weise auf dem Lande verpflegen und sich in Gottes schöner Natur herumtummeln lassen, braucht sich wahrlich niemand zu ängstigen. Der Anblick der im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Landleute und die gelegentliche Theilnahme an deren Beschäftigungen erzeugt bei unseren Stadtkindern sicherlich keine revolutionären Ideen. Viel eher mögen sich bei vierwöchentlichem beschäftigungslosem Aufenthalt in der Großstadt gefahrdrohende Elemente entwickeln. Wir heben die Kinder nach keiner Richtung über ihre Lebensverhältnisse hinaus und erregen keine maßlosen Wünsche; wir wollen ihnen bloß zur Gesundheit verhelfen, damit sie Theil haben an dem Gut, nach dem jeder streben soll, um ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden zu können. Das Volkswohl bedingt die Volksgesundheit noch vor der Bildung, und die Hebung der Gesundheit ist zugleich ein Mittel zur Bekämpfung der zunehmenden Verarmung." In der That traten zu Frankfurt nach jenem Angriff 254 neue Mitglieder dem Verein für Ferien-Colonien armer kränklicher Schulkinder bei. Ist dies doch auch Georg Varrentrapp's Werk, des unvergeßlichen weisen und edlen Menschenfreundes!

Rückblick auf den Westfälischen und den Hannoverschen Städtetag in den Jahren 1885 und 1886.

Die Arbeiten für die Einführung der neuen Verwaltungsgesetzgebung und der Provinz Hannover haben mich leider verhindert, den Lesern des „Nordwest" unmittelbar nach den Städtetagen Westfalens und Hannovers im vorigen und in diesem Jahre den gewohnten Bericht zu erstatten. Mit Ihrer Erlaubnis werfe ich nachträglich einen Rückblick auf beide Versammlungen unseres Nordwestens, da auch auf diesen Städtetagen einige Fragen von allgemeinerem Interesse verhandelt worden sind.

I.

Der **Westfälische Städtetag** wurde im Jahre 1885 — er feierte seinen zehnten Geburtstag — am 19. und 20. Juni in **Minden** abgehalten. Vertreten waren 34 westfälische Städte durch 84 Abgeordnete. Der Einladung, deren Verhandlungen beizuwohnen, waren der Oberpräsident der Provinz Westfalen, der Regierungspräsident des Bezirks Minden und der Landrath des Kreises Minden gefolgt. Der Begründer und Ehrenmitglied des Westfälischen Städtetages Oberbürgermeister Brüning in Osnabrück hatte die erhaltene Einladung wegen des gleichzeitig tagenden Hannoverschen Provinziallandtags ablehnen müssen.

In der ersten Sitzung wurde im Anschluß an den vom Vorstande über seine Thätigkeit seit dem letzten Städtetage erstatteten Bericht zunächst über die finanzielle Entlastung der Gemeinden verhandelt. Der Antrag des Referenten Bürgermeister Köster aus Soest in folgendem Wortlaut:

„Der Städtetag betrachtet die Gesetze wegen der Pensionirung der Lehrer an den öffentlichen Volksschulen und Ueberweisung von Beiträgen aus landwirthschaftlichen Zöllen an die Communalverbände als ein werthvolles Anerkenntnis des Princips, daß eine Entlastung der Communen in den ihnen im Interesse des Staats auferlegten Lasten dringend nothwendig ist, und zugeich als den ersten thatsächlichen Schritt zur Verwirklichung dieses Grundsatzes. Der Städtetag erachtet jedoch wegen der großen Mängel, die dem letzteren Gesetz anhaften, eine baldige Abänderung desselben für dringend geboten, und zwar insbesondere dahin daß 1. den Communalverbänden statt schwankender Summen ein bestimmter Betrag überwiesen wird, 2. wenigstens in der Provinz Westfalen die Ueberweisung nicht an die Kreise sondern an die Gemeinden erfolgt. Zugleich spricht der Städtetag die Bitte und die Hoffnung aus, daß ferner baldigst seitens des Staats eine bestimmte Quote der sächlichen und persönlichen Kosten der öffentlichen Volksschulen möge übernommen werden. Der Städtetag beauftragt den Vorstand, dem entsprechend bei den Herren Ressortministern vorstellig zu werden",

wurde einstimmig angenommen. Dazu ward eine weitere Erklärung auf Antrag des Bürgermeisters Prentzel aus Hagen gefaßt, daß die Vertheilung der von den Kreisen nicht für ihre eigenen Ausgaben verwendeten Summen an die Gemeinden nach den Grundsätzen, welche der Staat bei der Vertheilung auf die Kreise angewandt hat (zu zwei Dritteln nach der Grund- und Gebäudesteuer, zu einem Drittel nach der Einwohnerzahl), erfolgen müsse.

Bekanntlich ist in diesem Jahre zum erstenmale eine Vertheilung nach jenem Gesetz erfolgt. Da die Getraide- und Vieh-Zölle des Reiches aber im Jahre 1. April 1885/6 nur einen unerheblichen Mehrertrag für die einzelnen Staaten ergeben haben, so sind in Preußen nur etwa vier Millionen Mark zur Vertheilung an die Kreise gelangt, während man sich auf eine Vertheilung von zwanzig Millionen Hoffnung gemacht hatte!

Danach erstattete Justizrath Hennecke aus Soest als Vorsitzender der Commission zur Förderung der Bestrebungen des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke eingehenden Bericht über die belangreiche und erfolgreiche Thätigkeit dieser Commission, die im „Nordwest" und dessen Beilagen schon anderweit bekanntgegeben worden ist. Die Commission wurde beauftragt, ihre Thätigkeit fortzusetzen. Auch wurde ihr nach einiger Verhandlung ein Antrag der Mitglieder des

Städtetages aus der Stadt Herford wegen Erhöhung der Brantweinsteuer und wegen Besteuerung des Brantweins durch die Gemeinden überwiesen, nachdem Justizrath Hennecke erklärt hatte, es sei bereits von der Commission beschlossen, eine Petition wegen Erhöhung der Brantweinsteuer zur Unterschrift insbesondere bei den Gemeinde-Verwaltungen und Vertretungen umlaufen zu lassen, und auch der Vorsitzende des Städtetages Oberbürgermeister Lindemann aus Dortmund constatirt hatte, daß der Städtetag einhellig das Verlangen nach höherer Besteuerung des Brantweins theile.

Aus den dem Herforder Antrage beigegebenen Motiven führen wir hier die folgenden Sätze an:

„Ueber den unberechenbaren Schaden, welchen der übermäßige Genuß des Brantweins an der Gesundheit, Sittlichkeit und dem Wohlstande unseres Volkes angerichtet hat und täglich anrichtet, und über die ernsten Gefahren, welche unserem Vaterlande und der Zukunft unseres Volkes aus demselben drohen, herrscht wohl unter allen Kennern des Lebens nur eine Stimme und bedarf es nach dieser Richtung nach den zahlreichen Erörterungen in öffentlichen Versammlungen, Vereinen, in der Presse und auch in unseren Städtetagen weiterer Beweise und Ausführungen nicht. Während die meisten europäischen Staaten und auch die meisten Staaten der nordamerikanischen Union gegen den Brantwein gesetzlich mit eiserner Hand zu Felde gezogen sind, verharrt unser Staat, die Regierung und auch unser Reichstag zu unserem größten Bedauern in dieser Frage in Reserve, und es erscheint uns ein möglichst energisches und möglichst schleuniges Vorgehen auf dem Wege der Gesetzgebung hier als ein unabweisbares und nicht länger aufzuschiebendes Bedürfnis. Neben anderen Maßregeln, die sich dringend empfehlen (Bestimmung der Qualität des Brantweins nach Gehalt an Fuselölen und Alkohol) wird vor allen Dingen eine stärkere und möglichst starke Besteuerung als ein wirksames Mittel gegen den übermäßigen Brantwein-Consum zu betrachten sein. Um nun endlich auch gleichzeitig einem viel besprochenen Bedürfnis und einem dringenden Uebelstande, nemlich der allgemein anerkannten Finanznoth der meisten Städte der Monarchie abzuhelfen, erscheint es uns als zweckmäßig und sozusagen der natürliche Weg, daß grade den Gemeinden der Ertrag einer höhern Brantweinsteuer zugewiesen, bez. diesen gesetzlich das Recht eingeräumt wird, den Brantwein zu Gunsten der Gemeinde-Cassen einer indirecten Besteuerung zu unterwerfen. Der Zeitpunkt zur Erhöhung der Brantweinsteuer ist jetzt da; nachdem durch den neuen Zolltarif die meisten Gegenstände des Consums, ja auch die nothwendigsten, einer höheren Besteuerung unterworfen sind, ist kaum zu verantworten, daß allein der Schnaps, ein so anerkannt unheilvolles und gleichzeitig wohl entbehrliches Getränk, verschont bleiben soll, während derselbe in andern Staaten der doppelten, dreifachen, zehnfachen Steuer unterworfen ist.“

Interessante Vorträge hielten dann Stadtbaumeister Bluth aus Bochum und Regierungsbaumeister Heckhoff aus Minden über die Canalisation und Entwässerung der Städte. Während der erstere sie im allgemeinen erörterte, machte der letztere über die grade in der Ausführung begriffenen Canalbauten der Stadt Minden nähere Mittheilungen. Diese Vorträge sind im Städtetags-Protokoll vollständig abgedruckt.

Am Schlusse der Sitzungen wurde Iserlohn zum Versammlungsort des nächsten Städtetags bestimmt. Der Sitzung war eine Besichtigung des Domes, des neuen Schlachthauses, sowie ein Spaziergang durch die schönen öffentlichen Anlagen der Stadt Minden auf dem früheren Glacis der Festung (in der Größe von über hundert Morgen) vorausgegangen. Der Vorsitzende des Städtetages Oberbürgermeister Lindemann hob gewiß mit vollem Rechte bei dem Festessen hervor, daß die Stadt Minden in ihrer Festungszeit kein freundliches Bild geboten habe, nach ihrer Entfestigung habe sich die Entwicklung nach allen Richtungen in der erfreulichsten Weise gestaltet.

Die zweite Sitzung des Städtetages vom Jahre 1885 fand in der schönen Aula des neuen Gymnasialgebäudes statt, das im Jahre 1880 vollendet ist. Der innere Ausbau der Aula ward erst einige Jahre später vollständig beendet. Diese Aula in Augenschein zu nehmen ist allein eine Reise nach Minden werth. Sie ist auf Kosten des staatlichen Kunstfonds, nachdem Privatsammlungen unter früheren Schülern und den Freunden der Schule einen Beitrag von einigen tausend Mark ergeben hatten, mit einem Kostenaufwande von gegen 60 000 Mk. künstlerisch ausgeschmückt worden. Den Hauptschmuck bilden neben einem Fries, welcher die aus der Schule hervorgehenden Berufsstände darstellt, zwei Wandgemälde von Professor Paul Thumann in Berlin; das eine stellt den Triumphzug Hermann's dar, verherrlicht also den Sieg der Germanen über die Römer; das andere die Taufe des Sachsenfürsten Wittekind in Gegenwart Karl's des Großen, verherrlicht also den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Mindener Gymnasial-Aula ist ohne Frage im nördlichen Deutschland die architektonisch wie künstlerisch am schönsten ausgestattete Aula.

In der Sitzung hielt Oberbürgermeister Lindemann aus Dortmund einen eingehenden Vortrag über die Grundzüge der neuen Verwaltungs-Organisation und der neuen Kreis- und Provinzialordnung mit Rücksicht auf die bevorstehende Einführung in die Provinz Westfalen. Inzwischen ist in der letzten Landtags-Session die Kreis- und die Provinzialordnung für Westfalen genehmigt, und sie werden am 1. April 1887 in Kraft treten; zum 1. Juli 1887 treten dann ebenfalls für Westfalen das Landesverwaltungsgesetz und das Zuständigkeitsgesetz in Kraft. Sind auch nicht alle Wünsche, welche in Lindemann's Vortrag und in der sich anschließenden Verhandlung laut wurden, erfüllt worden, so ist doch nicht zu zweifeln, daß auch in Westfalen die Einwohner sich bald an die neue Gesetzgebung gewöhnen und anerkennen werden, daß sie in vielen Beziehungen Vorzüge besitzt. Wie für Hannover Oberbürgermeister Brüning, so hat für Westfalen Oberbürgermeister Lindemann die neuen Gesetze und die durch diese vielfach veränderten Gemeindegesetze mit Erläuterungen herausgegeben.

In derselben Sitzung hielt Stadtbaumeister Schubert aus Hagen einen eingehenden Vortrag über die Zukunft der Gasanstalten mit Rücksicht auf die Concurrenz des elektrischen Lichtes und des Wassergases. Ueber das letztere erklärte er, die Darstellung und Verwendung desselben zu Zwecken centraler Licht- und Wärmeversorgung biete zur Zeit noch nicht die Sicherheit, welche verlangt werden müsse um sie ohne Bedenken in anzulegenden städtischen Werken einzuführen; und dann namentlich nach Erörterung des Kostenpunktes, für die Zukunft der Leuchtgasanstalten sei aus der Concurrenz des Wassergases eine nachtheilige Einwirkung nicht zu befürchten. Inbezug auf das elektrische Licht erklärte er, daß überall wo nicht zufällig ein ganz besonders billiger Motor zur Betreibung der Maschinerie verfügbar, die elektrische Beleuchtung zur centralen Versorgung mittlerer Städte mit Licht nicht vortheilhaft zu verwenden sei. Erst dann wenn die elektrische Beleuchtung erheblich billiger, als jetzt noch der Fall zu beschaffen sein wird, werden alle Städte elektrische Beleuchtung einführen können und dann wohl auch müssen; dann werden ihre Gasanstalten aufhören Leuchtgas abzusetzen, eingehen werden sie aber auch dann nicht, da der Gasverbrauch für Heizzwecke und für kleine Maschinen (Gasmotoren) überall in erheblichster Weise an Umfang gewinnt.

Ein Vortrag des Beigeordneten Willde aus Hagen über die Grundsätze nach denen die Revision der Sparcassen zu bewirken, schloß die Reihe der Vorträge dieses Städtetages, von welchem schließlich der bisherige Vorstand ohne Aenderung wiedergewählt ward. —

Die Tagesordnung für den Städtetag des Jahres 1886, abgehalten am 25. und 26. Juni in Iserlohn, war keine sehr umfangreiche, — mit Absicht, wie der Vorsitzende, Oberbürgermeister Lindemann bei der Eröffnung erklärte, um möglichst viele Zeit zur Besichtigung der Fabriken aus der Umgegend Iserlohns verwenden zu können. Vertreten waren in Iserlohn 32 Städte Westfalens durch 73 Abgeordnete. Auch war auf Einladung der Regierungspräsident des Bezirks Arns-

berg und der Landrath des Kreises Iserlohn anwesend, während der Oberpräsident der Provinz nicht hatte erscheinen können.

Nachdem zunächst der Vorstand über seine Thätigkeit seit dem letzten Städtetage Bericht erstattet hatte, theilte Justizrath Hennecke aus Soest eingehend mit, welche Thätigkeit die Commission zur Förderung der Bestrebungen gegen den Misbrauch geistiger Getränke entfaltet habe. Sie hat zunächst eine Bittschrift an den Reichstag wegen Erhöhung der Brantweinsteuer entworfen, die durch die Vertretungen von 74 Stadtgemeinden, 35 Amtsbezirken und von 396 Landgemeinden unterschrieben worden ist. Es sei dadurch, bemerkte Justizrath Hennecke, von neuem festgestellt, wie allgemein die endliche Erhöhung der Brantweinsteuer für nothwendig erachtet und verlangt werde. Dann hat die Commission sich an sämmtliche Landrathsämter gewandt, um eine möglichst eingehende Auskunft über den Brantwein in größeren Arbeitsstätten zu gewinnen.

Der Berichterstatter erkannte dankbar an, daß die gestellten Fragen bereitwilligst, theils durch die Landräthe, theils durch die Arbeitgeber selbst beantwortet seien, und theilte mit, daß die Commission den Arbeitgebern bezw. den Vorstehern größerer Arbeitsstätten in der Provinz Westfalen folgende Vorschläge gemacht habe: 1) strenge Durchführung der bestehenden oder noch zu erlassenden Verbote gegen die Einführung und den Genuß des Brantweins an der Arbeitsstelle und unnachsichtliche Entlassung von Trunkenbolden aus der Arbeit unter Anwendung der bestehenden Fabrikordnungen und insbesondere des § 123 Nr. 2 und 3 der Gewerbeordnung (nach letzteren Bestimmungen kann ohne Kündigung entlassen werden, wer sich eines liederlichen Lebenswandels schuldig macht und wer der nach dem Arbeitsvertrage ihm obliegenden Verpflichtungen nachzukommen sich beharrlich weigert); — 2) directe Hinwirkung der Arbeitgeber, Meister und sonstiger Vorgesetzten auf Förderung der Mäßigkeit unter den Arbeitern innerhalb und außerhalb der Arbeitsstätten durch Anwendung ihres persönlichen Einflusses und durch belehrende und warnende Anschläge, in welchen darauf hingewiesen wird, daß abgesehen von der Sorge für das persönliche Wohl der Arbeiter die mit den Kranken- und Unfallgesetzen verbundenen Pflichten zur Verhütung von Unfällen den Arbeitgebern eine unnachsichtliche Strenge grade gegen den Misbrauch geistiger Getränke auferlegen; — 3) Einrichtungen durch welche den Arbeitern der Genuß gesunder und gleichzeitig billiger Getränke an der Arbeitsstelle nicht allein in den Ruhepausen, sondern womöglich auch vor und nach der Arbeit thunlichst erleichtert und nahe gelegt wird; insbesondere empfehlen sich Vorrichtungen zur raschen Selbstbereitung von Kaffee oder zur Verabreichung desselben zum Kostenpreise, sowie zur bequemen Erreichbarkeit guten Trinkwassers während der Arbeit, ferner Verschaffung guter und billiger Mittagskost in den Arbeitsräumen oder in deren Nähe für unverheiratete Arbeiter, sowie solche Verheiratete denen das Essen aus der Familie nicht wohl zugebracht werden kann; wo die einzelnen Betriebe solches nicht selbständig durchführen können, ist die gemeinsame Einrichtung förmlicher Kaffeeschenken oder Speisewirthschaften möglichst zu fördern.

Justizrath Hennecke setzte hinzu, mit Recht werde allseitig in den Kreisen der Arbeitgeber an die Gesetzgebung und an die Behörden der dringende Wunsch gerichtet, durch gesetzliches Einschreiten, insbesondere durch Vertheuerung des Brantweins, Einschränkung der Schankstätten und des Kleinhandels, Verbot der Verabreichung von Brantwein an Personen unter 17 Jahren und auf Borg dem Vorgehen der Arbeitgeber die unbedingt nothwendige Unterstützung zu gewähren. Besonders seien die Gemeindevertretungen zu bitten, die gänzliche Entlassung von Trunkenbolden aus der Arbeit den Arbeitgebern nicht dadurch zu erschweren, daß sie im Interesse der Armencasse ihren Einfluß geltend machen, um solchen Trunkenbolden den Verdienst zu erhalten.

Der Städtetag erkannte das verdienstvolle Wirken dieser Commission und insbesondere den unermüdlichen Eifer des Vorsitzenden und Berichterstatters derselben dankbar an, und beschloß im Einverständnis mit der Commission deren Fortbestehen. Der westfälische Städtetag hat mit der Einsetzung dieser Commission, zu der nicht nur Mitglieder des Städtetages sondern auch mehrere andere um die Förderung gemeinnütziger Interessen wohlverdiente Männer aus der Provinz Westfalen gehören, einen gar guten Griff gethan.

Nach dieser Sitzung wurden mehrere Besichtigungen ausgeführt, insbesondere der auch vom Staate in Iserlohn errichteten kunstgewerblichen Fachschule für Metall-Industrie.

In der zweiten Sitzung hielten Rector Wollschläger aus Iserlohn als Referent und Oberbürgermeister Bunnemann aus Bielefeld als Correferent interessante und im Städtetags-Protokoll ausführlich wiedergegebenen Vorträge über den Zweck und die Einrichtung einer an die Oberstufen der Volksschule sich anschließenden Mittelschule. Auf die Vorträge hier näher einzugehen, würden Zweck und Raum dieses Blattes nicht gestatten. Ich beschränke mich daher darauf, die zehn Schlußsätze des Referenten mitzutheilen:

1) Die Volksschule gewährt dem Mittelstande keine ausreichende Bildung. 2) Die auf den Unter- und Mittel-Classen höherer Schulen zu erlangende Bildung ist für den Mittelstand nicht geeignet. 3) Letzterem thut eine besondere Anstalt noth: die Mittelschule. 4) Dieselbe kann auftreten: a. als selbständige Anstalt, b. mit der Volksschule verbunden. 5) Die an die Volksschule angeschlossene Mittelschule bildet mit der ersteren ein organisches Ganze; beide haben daher gemeinsame Leitung und einheitlichen Lehrplan. 6) Sie hat mindestens 3 aufsteigende Classen mit je einjährigem Cursus. Die Schüler zahlen ein mäßiges Schulgeld. 7) Erstreben muß sie einen vierjährigen Cursus mit der Berechtigung ihrer Abiturienten zu zweijährigem Militärdienst. 8) Ihre Lehrfächer sind die der Volksschule, außerdem Französisch und Chemie. 9) Als Lehrer fungiren für Mittelschuler geprüfte Volksschullehrer. 10) Die angeschlossene Mittelschule bewirkt eine Verringerung der communalen Ausgaben.

Der Correferent wollte zu Satz 1 unter Mittelstand den Stand der selbständigen Handwerker, der Werkmeister in den Fabriken, der Unterbeamten und der kleineren Kaufleute verstehen, Satz 3 so fassen: „Letzteren thut eine erweiterte Volksschulbildung noth, wie sie nach dem Lehrplan der Mittelschule erreicht wird," Satz 5 in folgender Fassung zuzustimmen: „Zu empfehlen ist die an die Volksschule angeschlossene Mittelschule; sie bildet mit der ersteren ein organisches Ganze; beide haben daher gemeinsame Leitung und einheitlichen Lehrplan;" — in Satz 6 statt „mindestens drei": „zwei oder drei aufsteigende Classen" setzen. Mit Satz 7 erklärte der Correferent sich nicht einverstanden. Das Bestreben nach der Berechtigung zum zweijährigen Militärdienst sei als aussichtslos anzusehen; soweit die Kriegstüchtigkeit der Armee es zulasse, werde eine zweijährige Dienstzeit für alle Mannschaften, welche vollständig ausgebildet sind und sich gut geführt haben, eintreten, mögen sie aus der Volksschule oder aus der Mittelschule kommen. Dem Satz 8 zustimmend, verlangte der Correferent für Satz 9 den Zusatz „soweit ein Bedürfnis vorliegt", und wollte in Satz 10 statt „Verringerung" setzen: „keine „Vermehrung". Uebrigens hatte der Correferent für die Stadt Bielefeld nachgewiesen, daß thatsächlich dort die gehobene Volksschule einen geringeren Zuschuß erforderte als die gewöhnliche Volksschule, weil in ersterer ein Schulgeld von 15 bis 30 ℳ erhoben wird.

Die Verhandlung verlief ohne Beschluß. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß die Sätze nur dazu hätten dienen sollen, die Mitglieder des Städtetags über die zur Erörterung kommenden Gesichtspunkte vorher zu informiren, und auf einem späteren Städtetage sei die Frage weiter zu erörtern.

Der Vollständigkeit wegen sei noch mitgetheilt, daß in den Verhandlungen Gewerbeschuldirector Köhler aus Bielefeld folgende fünf Sätze aufstellte:

1. In den Städten treten eine Reihe von Bildungsforderungen hervor, welche zwischen dem Bildungsziele der Volksschule und dem Ziele der höheren Schulen liegen. 2. Diese Bildungsforderungen, welche von einem großen Theile der Kaufleute, Handwerker, Gewerbtreibenden, Fabrikanten und Industriellen gestellt werden, können die unteren und mittleren Classen der höheren Schulen und die aus diesen Classen bestehenden Mittelschulen (Progymnasium, Prorealgymnasium, Realschule) nicht in ge-

eigneter Weise befriedigen. 3. Diejenigen Schulen, welche den bezeichneten Bedürfnissen am meisten genügen, sind: a) die gehobene Volksschule, deren Bildungsziel mit dem 14. Lebensjahre erreicht wird, b) die höhere Bürgerschule, deren Bildungsziel mit dem 15. Lebensjahre erreicht wird und welche die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst gewährt. 4. Die gehobene Volksschule findet mit dem 12. oder 13. Jahre Anschluß an die höhere Bürgerschule. 5. Die höhere Bürgerschule gibt eine geeignete Vorbildung für die verschiedenen Fachschulen (Handelsschulen, gewerbliche Fachschulen) und ist darum für die Industriestädte von besonderer Wichtigkeit.

So die Sätze über diese wichtige Frage von drei Seiten! Es wird aber wohl noch eine geraume Zeit vergehen, ehe über diese Fragen eine Einigung namentlich unter den Schulmännern erfolgt. Mir will es aber scheinen, als werde bei all' diesen Erörterungen ein viel zu einseitiges Gewicht auf das Wissen und Können, auf das Einpauken einer bestimmten Menge von Wissenschaft gelegt, während die Erziehung des jungen Menschenkindes als nebensächlich betrachtet wird; und doch ist in der ganzen Welt ein wohlerzogener junger Mann stets derjenige, der sich den Vorzug erwirbt, und mit Recht, denn etwas mehr Wissen ersetzt den Mangel an guter Erziehung niemals. Auch die Lehrer, welche ihr Hauptaugenmerk nur auf das Einpauken von Wissen richten, welche glauben, damit sei schon ihre Pflicht vollständig erfüllt, welche meinen, die Erziehung der Jugend sei allein dem Hause, der Familie zu überlassen, irren gewaltig. Die Schule soll die Bildung der Jugend eben so sehr durch gute Erziehung betreiben, wie durch die Ausbildung in Wissen und Können. Wollte sich die Schule des Rechtes der Einwirkung auf eine gute Erziehung der Jugend, und zwar innerhalb wie außerhalb des Schulhauses begeben, sie würde sicher nur halbe Arbeit leisten. Dabei bleibe hier ganz unerörtert, ob und wieweit die viel gehörte Klage über mangelhafte Erziehung unserer Jugend berechtigt ist, und wenn sie es ist, welcher Theil der Schuld der Schule zugeschrieben werden darf.

Den zweiten Vortrag auf diesem Städtetage hielt Stadtbaurath Marx aus Dortmund über die Grundsätze und Erfahrungen bezüglich der Heizung und Lüftung, mit besonderer Rücksicht auf die Schulen. Der eingehende, im Städtetags-Protokoll vollständig zum Abdruck gelangte Vortrag fand lebhafte Anerkennung. Für Schulen, erklärte der Vortragende, sei er kein Freund von Kachelöfen, sondern er gab den Centralheizungen den Vorzug.

Der Städtetag von 1886 schloß dann, nachdem die Provinzialhauptstadt Münster zum Versammlungsort für 1887 gewählt worden war, sowie nach Neuwahl des Vorstandes, mit einem Dankesvotum für den mehrjährigen Vorsitzenden Oberbürgermeister Lindemann, der die Provinz Westfalen verlassen hat, da er jetzt Oberbürgermeister in Düsseldorf ist.

Osnabrück. Brüning.

Deutscher Schulverein.

Jahresbericht des Vorsitzers des Bremer Zweigvereins Herrn Heinrich Claussen.

Im Februar dieses Jahres wurde auf Anregung des Reichsvereins hier eine Abtheilung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, die Ortsgruppe Bremen gegründet. Sie zählt heute 273 Mitglieder, welche 949 *M* Beiträge gezeichnet haben. Nach dem letzten Jahresbericht des Allgemeinen Deutschen Schulvereins hat sich im vergangenen Vereinsjahr die Zahl der Zweigvereine von 33 auf 45, der Gruppen von 140 auf 210, der Mitglieder von 12 000 auf 20 000 erhöht; die jährliche Einnahme, abgesehen von den Beträgen welche die einzelnen Verbände und Gruppen direct verwenden, betrug 20 000 *M*. Bei weitem der größte Theil der gegebenen Unterstützung ist nach Oesterreich, namentlich Ungarn-Siebenbürgen, Böhmen, Steiermark gegangen; gewiß sehr mit Recht, denn abgesehen von allen anderen Gründen welche uns die Pflicht den österreichischen Deutschen zu helfen besonders nahelegen, kann hier mit der doch immerhin bescheidenen Summe, welche nach Abzug der Druck- und Agitations-Kosten für die Vertheilung zur Verfügung steht, mehr als anderwärts gewirkt werden, weil sie zu den bedeutenden Leistungen des österreichischen deutschen Schulvereins hinzukommt. Letzterer besteht aus 1093 Gruppen, 110 000 Mitgliedern, und hat eine Einnahme von 5-600 000 *M*. Er unterhält 38 Vereinsschulen mit 85 Classen, 43 Kindergärten mit 57 Abtheilungen; die Thätigkeit der Schul-Referenten und Comites des Vereins wird also für die Verwaltung von 81 Anstalten mit 142 Classen in Anspruch genommen; außerdem werden 41 Schulen und 21 Kindergärten unterstützt. Alles zusammengefaßt sorgt der österreichisch-deutsche Schulverein für 143 Schulinstitute mit 300 Abtheilungen. Außerdem spendet er Bibliotheken — bis jetzt hat er deren 28 gegründet —, Lehr- und Lernmittel, Unterstützungen für Schulbauten, Ehrengaben an verdiente Lehrer, Lehrergehaltszulagen, Schulgelder für arme Kinder u. s. w.

Das ist eine großartige Thätigkeit, und zwar eine äußerst mühsame, die sich auf eine Menge zerstreut liegender Gemeinden zu erstrecken hat und an die thätigen Verstandsmitglieder, Obmänner, Vertrauensmänner, Reise-Inspectoren u. s. w. weitgehende Aufforderungen stellt; sie legt Zeugnis ab von dem Ernste mit welchem die Deutschen in Oesterreich jetzt um die Erhaltung ihrer Nationalität kämpfen, und von der Schwere dieses Kampfes. Denn alle diese Anstrengungen richten sich ausschließlich auf die Bezirke mit gemischter Bevölkerung, in denen ohne die Hilfe des Schulvereins entweder keine deutschen Schulen bestehen oder die bestehenden unter dem Drucke und der Anfeindung slavischer und magyarischer Behörden und Einwohnerschaften zu Grunde gehen würden.

Namentlich in Böhmen wird fort und fort der Kampf gegen das Deutschthum mit wahrhaft fanatischem Eifer betrieben, nicht nur durch erlaubte Agitation seitens der mit großen Geldmitteln ausgerüsteten tschechischen Schulvereine, sondern in der verwerflichsten Weise. In Justiz, Verwaltung und Schulpflege wird das gute Recht der deutschen Bevölkerung gewaltsam, wider das Gesetz gebeugt und verletzt, das Deutschthum unterdrückt, der Gebrauch der deutschen Sprache bekämpft, nicht zu gedenken der unaufhörlichen, unnennbaren Beschimpfungen der Deutschen in der tschechischen Schandpresse, gegen welche bei den Gerichten kein Recht zu erlangen ist, während die deutschen Blätter auf den leisesten Anlaß hin gerichtlich verfolgt werden.

Vor allem aber wird das Deutschthum auf dem Gebiet der Schule bekämpft; überall wo in den Gemeindevertretungen die Tschechen die Mehrheit haben, werden auf jede Weise bestehende deutsche Schulen gedrangsalt, die Gründung neuer gehindert, die deutschen Einwohner genöthigt ihre Kinder in tschechische Schulen zu schicken, und das alles trotz der Gesetze welche den Deutschen gleiche Rechte wie den Tschechen geben. Zahlreiche einzelne Beispiele hierfür finden sich in den Reden deutsch-österreichischer Abgeordneter und in den Veröffentlichungen des Schulvereins angeführt: u. a. ist gegen Ende vorigen Jahres in Nord-Böhmen vom böhmischen Landesschulrath eine Reihe deutscher Schulanstalten, die bisher deutschen Schulbezirken zugetheilt gewesen waren, plötzlich unter tschechische Schulräthe gestellt worden. Leider dringt die tschechische Agitation aber auch immer mehr in bisher rein deutsche Bezirke Böhmens ein: alljährlich ziehen aus den ackerbautreibenden slavischen Gebieten Böhmens ganze Massen Arbeiter in die der Arbeitskräfte bedürftigen deutschen Industriebezirke; dann werden tschechische Schulen errichtet, und dies führt nach und nach zur Slavisirung des davon betroffenen Gemeinwesens. Insbesondere hat sich die slavische Agitation auf Prag geworfen, und erfolgreich sind die tschechischen Gemeindebehörden bemüht, diese alte deutsche Stadt und Universität zu tschechisiren. Dieses fortgesetzte Bedrängen der deutschen Bevölkerung Böhmens hat sie nun allerdings dahin gebracht die Größe der Gefahr, in der sie schwebt, deutlich zu erkennen und sich zur Wehr zu setzen; in den deutschen Bezirken hat der nationale Geist in den letzten Jahren angefangen sich kräftig zu regen;

überall organisirt sich der Widerstand; und nicht nur in Böhmen sondern in ganz Oesterreich diesseits der Leitha haben die Deutschen begonnen, sich unter dem nationalen Banner zu sammeln, um die drohende Slavisirung Oesterreichs zu bekämpfen.

Leider scheint es, daß von den Deutschen in Ungarn sich noch nicht dasselbe sagen läßt, daß sie im allgemeinen bis jetzt der Magyarisirung keinen oder nur schwachen Widerstand leisten, so daß dort an den meisten Orten, nicht in allen, durch Unterstützung deutscher Schulen vorläufig noch wenig zu erreichen sein würde; mit rühmlicher Ausnahme jedoch der Siebenbürgener Sachsen, welche, stolz auf ihre deutsche Nationalität, unentwegt an derselben festhalten und sie sich nicht rauben lassen wollen. Sie besitzen ein ganz eigenthümliches, hoch entwickeltes Schulwesen, Volksschule, Seminar und Gymnasium, das sie wie ihren Augapfel hüten und mit großen Opfern unterhalten. Unter äußerster Misachtung alter historischer und gesetzlicher Rechte der sächsischen Bevölkerung bietet aber die magyarische Regierung alles auf, um das Verfügungsrecht über das alte stiftungsmäßige Schulvermögen der Sachsen diesen zu entreißen, wodurch sie hofft die Axt an die Wurzel der deutschen Schule legen zu können. Darüber ist ein heftiger Streit entbrannt, wegen dessen Ausgang man Ursache hat besorgt zu sein.

Aus allem diesen geht hervor, welche wichtige nationale Interessen der deutsch-österreichische Schulverein vertritt. Wer die Schule hat, hat die Zukunft; das ist nicht nur ein theoretischer Satz, sondern eine durch hundertfältige Erfahrung längst erprobte Thatsache. Gelingt es den Slaven und Magyaren die deutschen Schulen zu unterdrücken, so werden in diesen alten deutschen Colonisationsländern zunächst die Deutschen auf eine niedrigere Bildungsstufe herabgedrückt, und bald wird von deutschem Wesen keine Spur mehr zu entdecken sein; schlimmer noch, das Tüchtige in demselben dient zur Kräftigung der feindlichen Nationalitäten! Schon aus Anhänglichkeit an unsere politisch zwar von uns getrennten, aber geistig eng mit uns verbundenen Stammesgenossen kann uns deren Schicksal nicht gleichgiltig sein. Eine solche Einbuße an deutschem Besitzstand wäre nicht nur ein moralischer Schlag und unersetzlicher Verlust für die große deutsche Nation: es kommt noch hinzu, daß je mehr deutsches Wesen aus Oesterreich verschwindet, um so mehr die Herrschaft über dieses große Ländergebiet den Slaven in die Hände fällt, und nichts ist gewisser, als daß ein slavisches Oesterreich keine Freundschaft für Deutschland haben, vielmehr stets auf die Seite seiner Feinde treten würde, mögen diese nun Frankreich oder Rußland, oder beide gleichzeitig sein, was ja allerdings von den Magyaren in Bezug auf die Russen, ihre Todfeinde, nicht zu befürchten ist. Die Deutschen, welche unter dem Schutze des mächtigen deutschen Reiches das Glück eines gesicherten nationalen Daseins genießen, dürfen daher nicht in selbstzufriedener Eigensucht sich der Sorge um ihre minder glücklichen Stammesbrüder jenseits der Reichsgrenzen entschlagen; das würde sich später schwer rächen. Die Bedrängnis, in welcher diese sich befinden, ist ja zum großen Theile eine unmittelbare Wirkung unserer eigenen politischen und kriegerischen Erfolge. Man hat angefangen Deutschland zu fürchten, darum haßt man die Deutschen. Die meisten europäischen Staaten haben die Errichtung des neuen deutschen Reiches nach drei kurz auf einander folgenden siegreichen Kriegen als eine Minderung ihrer eigenen Machtstellung, ein Hindernis für ihre politischen Pläne, oder doch als eine höchst unbequeme Verschiebung gewohnter politischer Verhältnisse empfunden. Bis die Welt sich mit dieser harten Thatsache abgefunden hat, was nicht so schnell geht, haben wir wenig Liebe bei anderen Völkern zu erwarten, und die Abneigung gegen uns wird noch verstärkt durch die wirthschaftliche Concurrenz, und was nicht verschwiegen werden soll, durch gewisse unliebenswürdige Seiten eines Theiles der Presse. Besonders bei einigen fremden Nationen, welche mit einer mehr oder minder großen deutschen Bevölkerung in demselben Lande zusammenwohnen, hat sich diese Abneigung zu Erbitterung und Haß gesteigert. Die Furcht, daß unter dem Einfluß einer von dem geeinigten Deutschand ausgehenden Kräftigung des nationalen Selbstgefühls das Deutschthum auch bei ihnen erstarken könne, treibt sie das Aeußerste zu versuchen, es rasch, so lange es noch Zeit ist, zu unterdrücken, und so sehen wir das traurige Schauspiel, daß grade während das politisch verbundene Deutschland einen gewaltigen nationalen Aufschwung genommen hat, die draußen gebliebenen Deutschen auf das schwerste bedrängt werden, wenn sie deutsch bleiben wollen.

Hoffentlich wird dieser ihnen aufgenöthigte Kampf und das Beispiel welches ihnen das leidenschaftliche Nationalgefühl ihrer Gegner giebt, in den meisten Fällen den Erfolg haben, ihr eigenes deutsches Bewußtsein zu heben und ihnen die Widerstandskraft zu verleihen, die schließlich zum Siege führt. Die deutsche Politik kann leider dermalen wenig für sie thun, sie müssen sich selbst helfen; wir aber, die einzelnen Bürger des großen Deutschland, denen keine Politik verbietet uns der draußen um ihr Deutschthum kämpfenden Landsleute anzunehmen, können ihnen wenigstens dadurch beistehen, daß wir ihnen unsere warme Theilnahme bezeigen, indem wir für die Sache, die ihnen am meisten am Herzen liegt, für die Erhaltung ihrer deutschen Schule einen Beitrag leisten. Abgesehen von dem Geldwerth hat derselbe für sie die Bedeutung, daß Deutschland ihrer nicht vergißt, von ihren Bestrebungen Kenntnis nimmt, und dieselben mit seinen besten Wünschen begleitet. Diese Anerkennung aus der Ferne hat großen Werth für sie, und ermuthigt sie auszuharren. Dazu beizutragen sollten alle, die für solche Zwecke ein paar Mark übrig haben, sich verpflichtet fühlen!

Eine neue Schrift zur Knaben-Handarbeit.

Herrn Franz Hertel in Zwickau, der nach langer Krankheit hergestellt ist, schreibt ein ihm unbekannter Lehrer-Collega:

München, 1. December.

Sehr geehrter Herr Hertel!

Ihr in Leipzig erschienenes Buch „Der Arbeitsunterricht“ kam mir zu Handen. Es interessirte mich im höchsten Grade, da mir bei einer allenfallsigen Einrichtung einer Handfertigkeits-Schule in München (wahrscheinlich im Januar 1887) der Curs für Papparbeit übertragen ist. Bei Durchsicht Ihres Buches fand ich Klarheit in der Methode, einen ausgezeichneten Stufengang und vortrefflich praktische Winke zur Anleitung. Nehmen Sie meine vollste Anerkennung. Nun möchte ich die Anfrage stellen: ist auch schon ein zweiter oder dritter Theil im Handel? Es würde mich freuen, wenn Sie mir gestatten würden, Sie in Zweifelfällen um Ihren bewährten Rath fragen zu dürfen. . . .

Werner Rupert.

Wir können mittheilen, daß der zweite Theil der Hertel'schen Buches hoffentlich noch zu Weihnachten, der dritte dann auf Ostern erscheinen wird.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. Hierbei zwei Beilagen.

Erste Beilage zu Nr. 50 des „Nordwest."

Sonntag, 12. December 1886.

Knaben-Handarbeit in Hamburg.

Aus Anlaß unserer neulichen Nachricht schreibt uns weiter Herr C. P. Gehrt in Winterhude, 1. December:

„Im vorigen Jahre eröffneten die Lehrer Petersen, Dauker, Siems und Hartmann am Grindelberg Nr. 12 einen Handfertigkeits-Curs, der von etwa 20 Schülern des Wilhelm-Gymnasiums besucht wurde. Die Schüler waren sehr fleißig, und die am Schluß des Cursus veranstaltete Ausstellung der angefertigten Gegenstände fand ungetheilten Beifall aller Eltern und Besucher. In diesem Jahre richteten die genannten Herren ihr Augenmerk besonders auf Volksschüler. Sie wandten sich an die Oberschulbehörde und erhielten von dieser ein Schullocal in Eimsbüttel zur Errichtung von Handfertigkeits-Cursen unentgeltlich angewiesen. Hier werden jetzt schon über 40 Volksschüler unterrichtet. — Auf Veranlassung des Einsenders hielt Herr Petersen im vorigen Monat im Winterhuder Bürgerverein einen Vortrag über den Nutzen des Handfertigkeits-Unterrichts; zugleich war im Bürgervereinslocal eine Ausstellung von Handfertigkeits-Gegenständen. Sowohl Vortrag als Ausstellung fanden viel Anklang. Im Gasthof Alsterthal zu Winterhude ist ein Cursus eröffnet, der von etwa 30 Schülern besucht wird. Die Herren Petersen und Dauker unterrichten hier an zwei Abenden wöchentlich. Die Jungen arbeiten sehr emsig und zeigen große Lust zu der Arbeit. Die Eltern verfolgen die Arbeiten mit sichtlichem Interesse."

Knaben-Handarbeit in Oesterreich.

Aus Wien bringt die Schul-Zeitung (Reichenberg) folgende Zuschrift: „Der Verein zur Gründung und Erhaltung unentgeltlicher Knaben-Beschäftigungsanstalten in Wien-Neubau geht jetzt daran, im Bezirk Mariahilf eine neue Schulwerkstätte, die zweite in Wien zu errichten. Am 1. Januar 1887 wird sie in der Schule Wallgasse 24 eröffnet. Gemeinderath, Bezirksvertretung, Ortsschulrath und Bevölkerung bringen der neuen Schulwerkstätte großes Interesse entgegen."

Die Leipziger Schülerwerkstatt,

seit $6^1/_2$ Jahren bestehend, entwickelt sich in erfreulichster Weise weiter. Im gegenwärtigen Winterhalbjahr bestehen je eine Schülerabtheilung für Modelliren, für Holzschnitzerei und für Metallarbeiten; für Papparbeiten mußten vier Abtheilungen gebildet werden, für die Holzarbeiten an der Hobelbank, zu denen immer der größte Andrang ist, sogar fünf Abtheilungen. Außer diesen zwölf Schülercursen sind noch vier gut besuchte Lehrercurse unter bewährter Leitung im Gange, und zwar für Papparbeit, Tischlerei, Holzschnitzerei und Metallarbeit.

Knaben-Handarbeit.

In Halle steht Realgymnasialdirector Dr. Schrader an der Spitze einer Vereinigung von Männern, zu denen noch andere Schuldirectoren gehören, welche die Pflege des Handfertigkeits-Unterrichts betreiben wollen und zunächst die Begründung von drei Schülerwerkstätten neben den bestehenden drei Knabenhorten ins Auge gefaßt haben.

Aus der Schweiz meldet man, daß der Regierungsrath von Basel für den Arbeitsunterricht 2000 Frcs. bewilligt hat. In Genf wird nach Neujahr ein Cursus zur Ausbildung von Lehrern für den Handfertigkeits-Unterricht beginnen, zu deren Kosten der Große Rath 6000 Frcs. beizusteuern beschlossen hat.

Eine Bitte

an alle Freunde und Förderer der Erziehung zur Arbeit, an die Leiter aller Schülerwerkstätten, Arbeitsschulen, Knabenhorte und Curse zur Ausbildung von Lehrern des Handfertigkeits-Unterrichts.

Der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit hat wie bekannt in seiner ihn begründenden Versammlung am 20. September 1886 in Stuttgart beschlossen, die früher vom Centralcomite für Handfertigkeitsunterricht festgesetzte Begründung eines Deutschen Seminars zur Ausbildung von Lehrern für den Arbeitsunterricht aufzunehmen und durchzuführen. Hier sollen Lehrer praktisch und theoretisch zur Ertheilung des Handfertigkeitsunterrichts befähigt werden, vor allem durch eigne Arbeit unter der Leitung tüchtiger Werkmeister, dann aber auch durch Einführung in die Geschichte und Methodik des Arbeitsunterrichts. Es wird dabei wichtig sein, die Lehrgänge und Modellreihen aller Arbeitsschulen zusammenzubringen, einestheils um den Cursisten alle Bestrebungen, die auf dem Gebiete des Arbeitsunterrichts bis jetzt hervorgetreten sind, anschaulich zu machen, anderntheils aber auch um daraus für die allmähliche Entwicklung einer Methode des Arbeitsunterrichts selbst Boden zu schaffen, indem an einer Stelle alles Material zum Aufbau einer solchen zusammengebracht wird.

Wenn es gelänge, neben der Bildungsanstalt für Lehrer des Handfertigkeitsunterrichts in Leipzig eine reiche Sammlung von Arbeiten, wie sie in den verschiedenen Schülerwerkstätten oder Arbeitsschulen hergestellt werden, zur Uebersicht zu bringen, so wäre wiederum ein bedeutsamer Schritt zur Einigung der bisher zerstreuten und vereinzelten Anläufe geschehen, und es könnte so, was an der einen Stelle glückliches geschaffen worden ist, der Gesammtheit zugute kommen, und die Leistungen der Einzelnen könnten so das junge Unterrichtsfach ausbauen helfen.

Der mit der Leitung des Unternehmens beauftragte ergebenst Unterzeichnete richtet darum an alle, welche ein Interesse für die Entwicklung des Handfertigkeitsunterrichts haben, die herzliche Bitte, die Lehrerbildungsanstalt des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit durch gütige Ueberlassung von Arbeitsmodellen, seien es einzelne Arbeiten oder vollständige Lehrgänge, Leistungen von Schülern oder von Lehrern, für ihre Thätigkeit ausrüsten zu helfen. Es braucht dabei nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Urheber von Arbeitsmodellen des Verdienstes, das sie um ihre Schöpfungen haben, durch die Beisteuer derselben zu der allgemeinen Sammlung nicht verlustig gehen, sondern daß ihnen ihr Anrecht darauf voll gewahrt bleibt. Die Zusammenfassung der verschiedenen Arbeitsmodelle in einer Sammlung soll nur dazu dienen, das Verstreute zu einen, das werthvolle Unbekannte bekannt zu machen, mit einem Worte dem Ganzen zu dienen und das Ziel, das die Freunde der Erziehung zur Arbeit erstreben, erreichen zu helfen.

Sendungen, welche zu solchem Zwecke dem deutschen Handfertigkeitsseminar zugedacht werden, wolle man gütigst adressiren an die Schülerwerkstatt zu Leipzig. Alte Thomasschule. Kastellan Huber. Zugleich würde ich bitten mir unter meiner Adresse kurze Notiz von der Sendung zukommen zu lassen.

So sei mit dem Wünsche geschlossen, daß die herzliche Bitte allerorten, wo die Erziehung zur Arbeit gepflegt wird, eine gute Statt finden möge.

Leipzig, im November 1886. Dr. W. Götze.
Kaiser-Wilhelmstraße 19.

Aufruf.

Unsere Landsleute in Böhmen, Ungarn und anderen österreichischen Ländern leiden schwere Noth; sie werden von der ihnen an Zahl überlegenen, nichtdeutschen Bevölkerung und von den Behörden in schnöder Weise unterdrückt; das Deutschthum soll ausgerottet und zu diesem Zwecke vor allem die deutsche Schule beseitigt werden, damit die deutschen Kinder ihre Muttersprache verlernen und ihrem eigenen Volke entfremdet werden.

Diese auf die Zerstörung der deutschen Schulen gerichteten, bereits vielfach gelungenen Bestrebungen zu bekämpfen, ist das Ziel des österreichisch-deutschen Schulvereins, das er mit größtem Eifer verfolgt. Er unterhält und unterstützt, namentlich in den ärmeren Grenzbezirken, eine sehr große Anzahl deutscher Schulen, Kinderbewahranstalten, Bibliotheken u. s. w. und verausgabt hierfür 500 000 bis 600 000 *M.* Aber er bedarf dringend der Hilfe und der moralischen Unterstützung aus dem großen deutschen Vaterlande, auf das er sehnsüchtig blickt. Ihm diese Hilfe und Unterstützung zu gewähren, ist der Zweck des Allgemeinen deutschen Schulvereins, dessen Hauptsitz in Berlin ist. Auch hier in Bremen hat sich eine Ortsgruppe desselben gebildet, allein die Betheiligung der bremischen Bevölkerung ist bis jetzt so schwach, daß sie der Bedeutung unserer Stadt und dem hier herrschenden deutschen Sinne in keiner Weise entspricht; zur Erklärung kann man nur annehmen, daß hier die Vorgänge in Oesterreich nicht hinreichend erkannt und gewürdigt werden; sie bedeuten nichts weniger, daß das deutsche Oesterreich der Herrschaft der Feinde Deutschlands, der Slaven unterworfen werden soll. Um diese, auch für uns, für das deutsche Reich bedrohliche Gefahr abzuwehren, bedürfen die österreichischen Deutschen unserer Hilfe, und rufen dieselbe an.

Wollte Bremen bei diesem Rufe kalt bleiben, die vaterländische Pflicht in ganz ungenügender Weise erfüllen? das ist nicht zu glauben.

Der unterzeichnete Vorstand der hiesigen Ortsgruppe bittet seine Mitbürger, sich zahlreicher als bisher an derselben zu betheiligen; er fordert jedes der jetzigen Mitglieder auf, neue Mitglieder heranzuziehen und diese geringe Mühe nicht zu scheuen; er ersucht nochmals die verschiedenen Vereine unserer Stadt, ihren Mitgliedern den Beitritt zu empfehlen; namentlich bittet er die geehrten Frauen, die bereits für verschiedene wohlthätige und nationale Zwecke so Bedeutendes leisten, auch für diese edle Sache sich zu interessiren, selbst beizutreten und ihren Einfluß geltend zu machen, um die Männer zum Beitritt zu veranlassen. Zudem handelt es sich nicht um beträchtliche Opfer. Der Jahresbeitrag ist auf mindestens 3 *M* festgesetzt, wenn auch größere sehr erwünscht sind; dafür erhält jedes Mitglied die vom Centralverein veröffentlichten Druckschriften. Der jährliche Beitrag kann auch durch eine einmalige Gabe von 60 *M* abgelöst werden.

Zu Entgegennahme von mündlichen oder schriftlichen Anmeldungen ist jeder der Unterzeichneten bereit; sie hoffen sich an ihre Mitbürger nicht vergebens um Unterstützung der deutschen Sache in Oesterreich gewendet zu haben.

Heinr. Claussen, Vorsitzer, Gerhardstr. 11,
C. W. Debbe, Pelzerstr. 9,
S. F. Gristede, Langenstr. 60,
A. Lammers, Humboldtstr. 128,
Syndicus Dr. J. Knoop, Canzlei Hans Schütting am Markt.
Syndicus Dr. J. Marcus, Contrescarpe 125.

Allerlei Gemeinnütziges.

Emil Hartwich in Düsseldorf, der mächtig schreibende Anreger der Jugendspiele, dem neben vielen Einzelnen, Vereinen und Stadtbehörden auch die Cultusminister von Preußen und Sachsen auf der von ihm gebrochenen Bahn mit wirksamen Rundschreiben gefolgt sind, ist bei Berlin von einem Offizier im Zweikampf erschossen worden. Man erkennt bisher nicht, ob Schuld an dem Anlaß ihn zu dem Entschluß des Eingehens auf die Forderung seines Gegners trieb; sonst müßte man bedauern, daß ein so mannhafter Förderer des öffentlichen Wohls nicht den Muth hatte, sich gegen das Vorurtheil der ehresühnenden Zweikämpfe zu stemmen. Auf alle Fälle bleibt ihm der Ruhm jener Anregung. Sie würde noch weitergetragen haben, hätte Hartwich nicht an einem Fehler gelitten, der noch andere sonst sehr tüchtige und wohlmeinende Männer in ihren Leistungen für das Gemeinwohl hemmt und von hervorragender Theilnahme am Vereinsleben beinahe ausschließt: Unberechenbarkeit im brieflichen Verkehr. Man konnte ihn eher bestimmen, eine Reise anzutreten oder über einen Umweg zu leiten, als daß sich auf Beantwortung noch so dringender und noch so nachdrücklich wiederholter Briefanfragen bauen ließ. Daß er eine richterliche Anstellung hatte, erklärte dies natürlich nicht von ferne. Die Beschäftigtsten sind deshalb noch nicht am unpünktlichsten. Hartwich's größere öffentliche Laufbahn vor den Augen der Nation fing glänzend an, um gar bald in ein halbes Dunkel zurückzusinken, nur weil sich auf gemeinnützigen Briefwechsel einzulassen nicht in seinen Kopf oder in seine Gewohnheiten wollte.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№ 51. Sonntag, 19. December. 1886.

Emporkömmlinge.

Der französische Denker und Spruchdichter Joubert sagte von Bonaparte, als dessen energisches Genie sich Bahn gebrochen hatte: il n'est pas parvenu mais arrivé, — d. h. kein Emporkömmling, sondern Einer, der nur seinen naturbestimmten Platz einnimmt. Parvenus und Emporkömmlinge haben in beiden Sprachen einen leidigen Beigeschmack, und zwar nicht nur auf der Zunge ekler Aristokraten, sondern für uns Alle. Aber jenes Arrivé Joubert's, das im französischen Sprachgebrauch eine gewisse Verständlichkeit und Bedeutung behalten hat, findet im Deutschen keinen entsprechenden Ausdruck. Wir sollten ebenfalls so etwas haben, denn verlieren Männer wie der zum Religions-Erneuerer gewordene Bergmannssohn Luther, der zum Feldherrn und Heeresschöpfer aufgestiegene Bauerhofbesitzer Scharnhorst, wie Borsig, Krupp und andere Größen der Industrie nicht ihre Würde, wenn man sie zu den „Emporkömmlingen" rechnet? Man müßte sonst das gemeine Wort grade durch seine Erstreckung auf solche gewaltige Menschen adeln!

Dem Worte seine Wendung im Sprachgebrauch geben könnte ein Buch, das in volksthümlicher Darstellung die wahren, großen Emporkömmlinge schilderte, um nachgeborenen Strebenden Muth zu machen. Ein solches Buch wurde hier einmal geplant, als der Nordwestdeutsche Volksschriften-Verlag noch blühte. In dem frühen geschäftlich verschuldeten Niedergang desselben ist der Plan mitversunken.

Was uns daran erinnert, ist der nahe zusammenfallende Tod zweier „Emporkömmlinge" aus unserer Gegend, die sich, ohne in die höchsten Sphären menschlichen Wirkens und Verdienstes aufzusteigen, doch einen Anspruch auf gute Nachrede erworben haben. Der Eine war der Schwiegersohn des in Brasilien verstorbenen ehemaligen Reichstagsmitgliedes für Bremen A. G. Mosle, Heinrich Ahrens, eines Torfbauern Sohn aus unserer Nachbarschaft, der in frühen Jahren schon zum Stifter des bedeutendsten europäischen Hauses in Japan wurde. Ein Cholera-Fall hat ihn in vollster Manneskraft und mitten aus neuen großen geschäftlichen Unternehmungen hinweggerafft. Die von drüben eingehenden Berichte sind voll von seiner Tüchtigkeit und Bedeutung. Ein kleiner Zug, der hier erzählt wird, bezeichnet zugleich seine Güte. Er brachte vor Jahren einen jungen Japaner in eine hiesige namhafte Privatschule, die zugleich, was so selten, eine wahre Erziehungsanstalt ist, und forderte den Leiter auf, an der Ausbildung des Knaben nichts zu sparen, denn der Vater könne es bezahlen. Als Ahrens indessen zuletzt wieder von seinem Wohnsitz London nach Asien hinüberging, eröffnete er dem Vorsteher der Schule, daß der Vater des Knaben zwar ein ihm werthvoller und werther Gehilfe sei, aber keineswegs in der Lage die Erziehungskosten seines Sohnes zu bestreiten; das thue er. Und nun, nach seinem plötzlichen Tode? Da tritt seine gleichgesinnte Witwe, die Tochter eines Mannes, der dem öffentlichen Leben beinahe zu große Opfer gebracht hat, ganz unveranlaßt in die freiwillig übernommene Erziehungspflicht ihres Mannes und erklärt dieselbe zu Ende führen zu wollen!

Der verstorbene Commercienrath R. C. Rickmers war ein Sohn der Insel Helgoland, für welche er nicht aufgehört hat als ein dankbarer Sohn zu sorgen. Er kam um die Zeit da Bremerhaven entstand, als Zimmermann auf das Festland, und hat sich dort allmählich zu einer großen geschäftlichen Stellung emporgearbeitet, zu dem Besitz von Schiffen, Reis-Fabriken u. dgl. an der Mündung der Weser, an ihrer Entstehung bei Münden und an ihrem beherrschenden Handelsplatz Bremen. Alle diese Orte und Gegenden haben auch seine milde Hand erfahren. Im Bremer Bürgerpark wird eine von ihm gestiftete Brücke seinen Namen auf die Nachwelt bringen; in Bremerhaven und Geestemünde sorgen dafür Stiftungen für noch ernstere öffentliche Bedürfnisse. Die Summe, welche er für solche Zwecke nach und nach bis über seinen Tod hinaus gespendet hat, wird uns als eine sehr erkleckliche bezeichnet. Er war aber nicht bloß ein guter Mensch und Geschäftsmann, sondern auch ein erprobter deutscher Vaterlandsfreund, der im Kriegs-Sommer 1870 am meisten dazu beitrug, daß die Helgoländer ihre Fahrwasser-Kunde den französischen Schiffen vorenthielten. Kurz, ein Mann von echtem Schrot und Korn, wie man grade die sogenannten Kinder des Volkes sich besonders freut bezeichnen zu können!

Solche Emporkömmlinge heben den Charakter der Gruppe von Menschen, welcher sie angehören.

Daneben fehlen ja der täglichen Erfahrung auch ganz entgegengesetzte Beispiele nicht. Aber dann bleibt doch in der Regel auch ein empfindliches Urtheil der öffentlichen Meinung nicht aus, — wie wenn ein Protz in einem anziehenden Zufluchtsort sich zur Ruhe setzender gebildeter Menschen glaubt durch Aufwand blenden und durch Freigebigkeit bestechen zu können,

daß man ihn in die gute Gesellschaft aufnehme, während der Nachhall seiner Sünden gegen den guten Ton oder gar gegen die klarsten gebieterischsten Menschenpflichten ihn überallhin rächend verfolgt. Ja, es gibt zweierlei Art von Emporkömmlingen! In Erwerb und Genuß allein aufsteigen hebt nicht wirklich, äußerlich zuletzt so wenig wie innerlich, sondern bringt wie Hochmuth vor den Fall. Der wahrhaft kluge Mensch ist eingedenk, daß zu der Fülle der Mittel, wenn sie glücklich machen soll, auch die sittliche Kraft hinzukommen muß, die Achtung und Liebe des Nächsten.

A. L.

Aus Norwegen.

IV.

Vaage ist ein Dorf mit einer spitzthürmigen Holzkirche inmitten eines Hochthales gelegen, das sich weit nach Osten und Westen erstreckt und von einem rauschenden Flüßchen durchströmt wird. Alle Wasser, die ich in Norwegen sah, rauschten, — es klingt mir noch in den Ohren. Das Thal ist gut angebaut, und die von den Bergen herablaufenden Bäche werden sorgfältig für Acker und Wiesenbau benutzt. In hölzernen Rinnen werden sie hierhin und dahin geleitet, oft auf hohen, schlanken Ständern über Schluchten und Gründe hinweg. Da ich mir dieses Thal nun in die Erinnerung zurückrufe, kann ich nicht unterlassen es einzuordnen in eine Anschauung des ganzen merkwürdigen Landes, welchem es angehört.

Die ganze scandinavische Halbinsel ist eigentlich ein ungeheurer Steinklotz, der sich im Westen hoch und steil aus dem Meere erhebt, bald noch höher wird, und dann wieder schräg nach dem Bottnischen Meerbusen hin abplattet. Auf der westlichen Seite dieses Hochlandes, Norwegen, erheben sich in zahlloser Menge und grenzenloser Verwirrung Berge und Höhen jeglicher Gestalt, die höchsten von Gletschern umgeben, welche sich bis zu 16 Quadratmeilen ausdehnen. Von Bergketten und Gebirgszügen, wie sie sich für den Geographie-Schüler z. B. so hübsch um Böhmen herumlegen, ist hier keine Rede. Aber seine Gestaltung und Gliederung, auch seinen Reiz und seinen Werth erhält das Land durch die unzählbaren großen Risse, Klüfte und Einsenkungen, die in vielen Richtungen, doch in der Hauptrichtung von West nach Ost den Körper durchfurchen. In diese Risse dringt im Westen das Meer ein: das gibt dort die Schären und Fjorde, welche letztere zum Theil furchtbar tief sein sollen; das gibt weiterhin die langen Thäler mit ihren Elven und langen schmalen Seen; das gibt endlich in Schweden die Elven ohne Zahl, in denen die Wasser nach Südosten ins Meer abfließen. Eines also von diesen Thälern in Norwegen, ein überaus reizendes Hochthal, eine Abzweigung des Gudbrandsdal, ist Vaage.

Ich wollte, ich wäre da länger geblieben, ginge auch gern wieder dahin. Fremde großen Namens sind dahin gekommen, haben sich da fest gemacht, lebten da, starben da und ließen sich begraben. Das habe ich auf dem Kirchhof gesehen. Da liegt ein englischer Earl von Soundso (der große Name ist also doch vergessen), der einst auf einige Monate seine reiche Heimat verlassen hatte, um in Norwegens Bergen zu fischen und zu jagen, und bei der Gelegenheit von Amor's Pfeil so schwer getroffen wurde, daß er nicht wieder den Weg nach Hause fand. Es ist aber schon lange her. Da liegt er nun begraben und seine schöne Frau auch und die ganze norwegische Verwandtschaft um ihn her. So legte ich mir die Geschichte aus den Inschriften der Grabsteine zurecht.

Doch ich ließ bald die Todten ruhen und ging zu den Lebenden. Ich grüßte das Handwerk. Der Lehrer war zum „Klokker“ gegangen, dem Küster und Hauptlehrer des Orts; ich ging mit dem Studenten, einen Pastorssohn, zum Pastor. Das Pastorat, ein alter aber stattlicher Holzbau mit vielen Wirthschaftsgebäuden und großem Garten, lag seitwärts vom Dorfe, von fruchtbaren Ländereien umgeben. Hier sah man doch auch Roggen und zwar sehr guten; bisher hatte ich nur die schnellwachsende Gerste gesehen. Wir standen bald auf dem Flur, und entdeckten nun, daß alle Fußböden frisch gemalt waren, so daß es uns klar wurde, wir müßten recht ungelegen kommen. Aber wir wurden auf das freundlichste bewillkommt und in des Hausherrn großes Zimmer geführt. Eine Flasche gutes Hausbier wurde aufgesetzt; man war auch hier enthaltsam, ohne doch einem Verein anzugehören. Der Guttempler aber trank auch Hausbier nicht, sondern Milch. Als wir uns nach einer Weile erheben wollten, wurden wir sanft auf den Stuhl wieder niedergedrückt und mußten den Abend bleiben, der in lebhaftestem und interessantestem Gespräch hingebracht wurde. Die Pastorin war erst vor kurzem vom Säter heimgekehrt. Also auch das Pastorat hatte auf dem Fjeld ausgedehnte Ländereien und etablirte dort im Sommer, d. h. von Juni bis September eine Sommerwirthschaft. Eine Pastorin auf dem Lande hat immer und überall genug zu thun, — hier mußte sie also auch noch tagelang droben in den Bergen wohnen, um ihre Wirthschaft ins rechte Geleise zu bringen und darin zu erhalten. Beide, Mann und Frau, waren übrigens mit ihrem Loose gut zufrieden. Arbeit gab's genug: drei Kirchen, die Gemeinde meist einzelne Gehöfte, über mehrere Meilen verstreute Bethäuser, Laienprediger, methodistische und andere Secten. Enthaltsamkeits- und andere Bestrebungen gibt's überall im Lande, auch da wohl. Aber viel gutes und manche tägliche Freude war dabei, und voll von Begeisterung war der Pastor für sein Vaterland im allgemeinen und insbesondere für dieses schöne Vaage, dabei voll aufgeschlossen für alles geistige Leben und auch mit deutscher Theologie und deutschem Geistesleben wohlbekannt. Schließlich muß ich noch meine Schwachheit bekennen, daß der mit vielen und guten Sachen besetzte Theetisch einen nachhaltigen Eindruck bei mir hinterlassen hat. Ich hatte seit vielen Tagen nur einmal Fleisch gegessen, von einem gedörrten Hammelbein dünne, hornharte, durchscheinende Scheiben, und nun ein so schmackhaftes Abendbrot mit den köstlichen Walderdbeeren zum Beschluß! Und damit man sehe, daß hier nicht bloß gern gegeben, sondern auch gern geborgt wurde, so ist noch zu erzählen, daß der Küster kam und dem Pastor ein Fuhrwerk und ein Pferd für mehrere Tage ablieh.

Letzteres hatte für uns eine ganz besondere Bedeutung. Denn am nächsten Morgen stand dieses Pferd und dieser Wagen vor dem Bauernhof, wo wir Quartier genommen hatten, und vier junge Damen standen daneben. Es waren Lehrerinnen, die beim Küster in der Sommerfrische lagen, und nun war gestern ausgemacht, daß sie in unserer Gesellschaft auf einige Tage „tilfjelds“ sollten. Zwei Damen setzten sich auf das Wägelchen, für alles Gepäck war auch noch Platz, und mit leichten, freien Schultern und Herzen zogen wir in seitlich schräger Linie den Berg hinan. Die Sonne schien, man überschaute in immer neuen Aussichten das ganze Thal, ich sah wie das Flüßchen sich nach Westen in einen See verbreiterte, der zu uns herauf blitzte und blinkte, immer kleiner wurde das Dörflein und der schlanke Kirchthum, dann plötzlich bog der Weg links ab in den Wald hinein und Vaage war verschwunden.

Die Reise dieses Tages war 45 Kilometer lang. Ich meine, wir sahen nicht mehr als zwei oder drei Sennhütten, begegneten auch keinem Menschen. Waldeinsamkeit! Bergeinsamkeit! Aber wir unterhielten uns gut. Wir gingen zu zweien. „Was meinen Sie denn, mein Fräulein, von dieser Frauen-Emancipation? legen Sie wirklich Werth auf Stimmrecht u. dgl.?“ So fragte ich meine liebenswürdige Begleiterin. Sie gab meinem schon durch die Art der Fragestellung deutlichen Wunsche eine verneinende Antwort zu hören nach, fügte aber hinzu: „Wenigstens Ein Unrecht, meine ich, geschieht den Frauen, welches ich abgestellt wünsche. Falls eine Frau in öffentlicher oder privater Stellung dasselbe leistet wie ein

Mann, so sollte sie nicht deshalb, weil sie eine Frau ist, mit geringerem Gehalt abgefunden werden. Denn die Frauen pflegen auch," sagte sie und sah ernst zu mir auf, „in ihrem Beruf, sei es in der Buchhalterei, am Schalter oder in der Schule größere Treue zu beweisen als die jungen Männer." „Das nenne ich wenigstens eine praktische Auffassung der Frauenfrage," antwortete ich. „Ja, aber ist sie berechtigt?" drängte sie. Und ich war hartköpfig genug nur zuzugestehen, mir scheine, sie habe Recht, ich wolle mir aber die Sache noch erst überlegen. Habe es auch gethan. In Christiania erzählte mir später wiederum eine der vielen dort in selbständigem Beruf thätigen Frauen, ihr sei einmal ein Buchhalterposten angeboten worden, sie habe aber bald erfahren, der Kaufmann wolle nur seinen Gehilfen deshalb entlassen, um durch die Anstellung einer Frau das halbe Gehalt zu sparen. Das war schändlich [?], und es ist ein Jammer, daß die Arbeitskraft eines Menschen auch Waare ist und durch reichliches Angebot im Preise sinkt [?]. Aber welche Gesetze können das ändern? Die Nationalökonomie ist eine schwere Wissenschaft. Wenn wir nur selbst besser würden und der Eigennutz und die Gemeinheit uns nicht so knechtete, dann würden die Frauenfrage und andere Fragen sich leichter lösen. Hosianna Ihm, der die Herzen entlasten und uns befreien und reinigen und kräftigen kann zu einem Leben in unauslöschlicher Hoffnung! Mein lieber Studiosus bekam daher auch den Rath, sein Neues Testament fleißig zu lesen und selbst darüber nachzudenken, statt immer nur auf Augenblicke seitwärts hineinzugucken und dann die tiefen Sandwege der Commentare weiter zu durchwaten. Zum Dank machte er ab und zu nach seiner Weise einen überflüssig langen Seitenweg in die Felsen und brachte schönes herbei, z. B. eine Multebeere am Stengel und inmitten ihres hopfenblattartigen Laubes sitzend. Es ist die köstlichste Frucht der nordischen Berge, der Maulbeere ähnlich, und wächst als niedriges Pflänzchen auf den kalten Berg-Mooren und -Wiesen, reift aber erst im October. So er, und die jungen Mädchen dienten im Regieren und regierten im Dienen, wie überall in der Welt. In einer Strecke wo der Wald sich lichtete, auf grasreicher runder Höhe lag ein Säter; da aßen wir das Mittagsbrot. Mit großer Geschäftigkeit nahmen die Damen den Herd des Hauses in Beschlag, um die Schocolade zu kochen, deckten den Tisch fein säuberlich, boten Brot und Butter herum, unterhielten und ließen sich unterhalten. Es kam nun nicht mehr vor, daß wir so urmenschlich uncultivirt im Grase um den Napf herumlagen. Inbezug auf Sittlichkeit und Wohlanständigkeit haben die Frauen doch eine führende Stellung!

Am folgenden Tage waren wir in der rechten nackten, kahlen Felsenwildnis. Wir stellten das Fuhrwerk ein, denn der Weg hörte auf, und tapfer wanderten die Damen mit uns weiter. Ziegenheerden begegneten uns, und ein besonders häßlicher Bock fraß mit großer Begierde von meinem Taback, den ich ihm bot, und wollte immer mehr. Derselbe schmeckte wohl auch wie Heu, denn allen Rauchern sei's gesagt: der Taback ist in Schweden-Norwegen eine Steuerquelle, die sich fast ausgeblutet hat, er ist unglaublich theuer und schlecht. Der böse Regen trieb uns bald ein Unterkommen zu suchen, und wir konnten es im ersten Säter nicht finden, denn der war schon besetzt. Die Reisenden, ein Lehrer aus Christiania, ein großer, starker Mann mit sanftem Gesicht, ein kleiner, dunkler lebhafter Student, und ein Mann mit grauem Schnurrbart, der nach Uebereinkunft für einen alten Junggesellen gehalten wurde, — diese Herren waren bereit den Damen alle möglichen Concessionen zu machen, aber man suchte doch lieber ein bequemeres Unterkommen. Die Freunde S. und L. erkundeten die Nachbarschaft und kamen fröhlich zurück. Sie hatten ein ganzes Haus gemiethet für 12 Kronen den Tag bei freier Verpflegung für alle sieben. Wir erreichten unsere einstweilige Heimat, „Bessesäter" genannt, Herrn Petter Thronhus gehörig, welcher hier 5 Meilen von seinem Hofe in Vaage entfernt die Sommerresidenz aufgeschlagen hat mit Weib und Kind und Kindeskindern und Rindern und Kleinvieh. Das Häuschen, welches er uns hatte ablassen können, war für unseren Empfang festlich geschmückt, der Boden des geräumigen Familienzimmers hübsch mit klein gezupftem Tannengrün bestreut, ein lustiges Feuer flackerte auf dem Herde rechts in der Ecke. Links war ein Zimmer mit zwei Betten für die zwei Herren, rechts ein anderes mit drei Betten für die vier Damen. Wir ordneten unsere Kleidung, so gut es eben möglich war, und traten wieder in den Salon. Es fröstelte uns doch alle, und so nahmen wir jeder einen der halbhohen Schemel und rückten an den Herd. Derselbe war nicht über einen Fuß hoch, aus einem einzigen Stein bestehend; so setzte man die Füße darauf. Immer neuen Vorrath von knorrigem Tannengeäst brachte der Wirth, und den ganzen Tag flackerte die Flamme und den ganzen Tag regnete der Regen und den ganzen Tag erzählten sich die so merkwürdig zusammengeblasenen Freunde Geschichten und Märchen bis an den Abend.

Am folgenden Tage Bergfahrt nach dem berühmten Besseggen, von dem herab Henrik Ibsen's Peer Gynt, der große Lügner, den schauerlichen Bocksritt machte. Der Himmel war zwar bedeckt, aber das Wetter gut. Die drei Herren, welche wir gestern kennen gelernt hatten, holten uns ab. Eine der Damen, welcher übergroße Anstrengung verboten war, blieb mit Schneewittchens Amt zu Hause. Eine Karawane von Neunen stiegen wir den ersten Berg hinan, längs einem Bache der eine halbe Stunde lang in immer neuen Sprüngen und Fällen hinab eilte. Auf der anderen Seite dieses Berges lag ein eirunder See, 4000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, von hohen grauen Bergen umgeben; ab und zu ging ein Schneefeld bis an den Rand des Wassers hinab. Den sollen wir umkreisen. Weg war da nicht, aber der alte Petter hatte die Reise für gefahrlos erklärt. Die Luft in dieser Höhe wundervoll, das graue Gestein zu unseren Füßen oft von hübschen, duftenden Blumen überwachsen, dann konnte 20 Schritt weiter wieder Schnee kommen. Alles war vortrefflich, nur das „Ur" war besonders für den Schreiber dieses entsetzlich beschwerend. Ur ist Geröll, von der Kante des Berges herabgepoltertes Gestein. Es hat im Rollen leider seine Kante nicht verloren; nach Belieben scharf und eckig, platt und spitz, fest und lose, in großen Blöcken und in kleinen Stücken liegt es da und fordert uns auf nur immer zuzuspringen, sonst müßten wir elend stolpern und krabbeln. Die jüngern Damen hüpften auch viel, und galant streckten sich ihnen hilfreiche Hände entgegen, ich bildete die Nachhut und sah das oft aus der Ferne an. Nun verstand ich, warum Abraham aus Ur in Chaldäa auswanderte und vorzog in Haran seine Heerden zu weiden. Doch Geduld überwindet auch Ur, wir gelangten ans Ende des Sees, noch ein Sprung über eine häßliche mit Schnee gefüllte Felsenspalte, und das große Wunder war da.

Besseggen ist ein Wall, ein steinerner Damm etwas breiter als ein Fuhrweg, eine tiefe Einsattelung zwischen zwei Bergen. Wir sitzen auf diesem Wall und links wenige Ellen unter uns ist der dunkelblaue See, von dessen Ufer wir herkamen, das Bessevand, rechts aber ist ein grausiger lothrechter Absturz 1180 Fuß tief, und drunten in der Tiefe ist wiederum ein See Namens Gjendin, hellgrüner Farbe. Hinter uns erhebt sich ein Berg und vor uns hält uns ein anderer seine schräg aufsteigende scharfe, schartige Kante entgegen. Da saßen wir und frühstückten und sahen über den See rechts in das Gewirre der Berge und Felsengipfel hinein, die hier Schnee, dort kleine blanke Wasserspiegel in ihren Thälern zwischen sich hatten. Die quecksilbernen Studenten wollten an den Rand des Abgrundes hinantreten, wurden aber scharf zurückgerufen; das Gestein sah bös bröckelig aus.

Wir denken an die Rückfahrt. „Welchen Weg?" frage ich unschuldig. „Dahinauf", sagen sie und weisen auf den scharfen Grat vor uns. Und der Lehrer aus Christiania macht es uns vor und winkt endlich von oben mit dem Regenschirm, er schien so groß wie ein halbes Streichhölzchen. Nun bekam jeder Herr einen Damenschirm zu seinem eigenen, und das Treppensteigen begann. Es war natürlich nicht so schlimm

wie es aussah: lauter natürliche Stufen im Fels, oft recht unbequem hoch oder schief, dennoch wie eigens für den Verkehr eingerichtet und von Terrassen zum Ausruhen unterbrochen. Wir stiegen auch vorsichtig, die Jungen voran, die Damen in der Mitte, die Alten zuletzt, wahrscheinlich um mit ihrer überlegenen Lebensweisheit den der etwa purzelte aufzufangen. „Nun ist das ärgste vorüber", rief Freund L. Es war eine Kriegslist, denn nun kam's, eine sehr schmale Stelle, wo eine Begegnung in der That peinlich gewesen wäre und man besser daran that die Augen fest auf den Stein vor sich zu heften und nicht nach rechts und links in die Abgründe zu schauen. Endlich waren wir oben und sahen uns um. „Da lag sie ausgebreitet, die hehre große Alpenwelt." Doch eigentlich nicht. Die Alpen sind völlig unvergleichlich. Hier war's wild und groß, aber nicht so schön, sondern Jötunheim, Behausung der Kobolde und Riesen. Doch es fehlte ja auch an diesem Tage, was einzig und allein die Erde schön macht: der lichte blaue Himmel und der goldene Sonnenschein.

Auf der entgegengesetzten Seite unseres Sees ging's nun nach Hause. Schneewittchen hatte Blumen gepflückt und den Tisch gedeckt. Ein herrlicher Oerret, die Lachsforelle, mundete uns über die Maßen gut. Der alte Petter leistete uns dann Gesellschaft. Er erzählte von seinem Sohn, der bei der norwegischen Königsgarde in Stockholm diente (und den er mich zu besuchen bat; ich habe auch den hübschen Jungen nachher gesehen); er erzählte ferner von den Tagen seiner Jugend, als er mit einem Capitän Schau aus Schleswig in diesen Wüsteneien im Winter bei rauhem Schneesturm Rennthiere jagte, holte endlich seine Geige und spielte norwegische Weisen und Tänze, alte und verwunderliche Melodien. Unser Zimmer füllte sich mit den übrigen Mitgliedern der Familie des Gastgebers, zwei junge Bauerdirnen waren dabei mit dem hübschen rothen Mieder und weißen bauschigen Hemdsärmeln, und beim Lichte des flackernden Herdfeuers vergnügte man sich hüpfend und springend im Rheinländer und Halling bis 10 Uhr. Dann sagte man sich höchst befriedigt gute Nacht.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Weihnachtsbescherungen.

Pastor Dr. Portig hat in Bremen den Anstoß gegeben zu einer selbstberichtigenden Vereinigung derer welche hier öffentliche Weihnachtsbescherungen veranstalten. Man kam zuerst am 3. December zusammen, und will am 18. December wieder zusammenkommen zur Vergleichung der Listen. Daran werden sich fünf Vereine und Gesellschaften, jedenfalls die größten hier bestehenden Vereinigungen, welche eine solche Bescherung veranstalten, und mehrere höhere Töchterschulen betheiligen; auch werden von Seiten einiger kirchlichen Gemeinden Listen vorliegen. Die Bescherungen dieser Vereine und Gesellschaften erstrecken sich auf Familien: es finden sonst noch Bescherungen nur an Kinder, etwa in den Sonntagsschulen, Warteschulen statt, doch umfassen diese nur Kleinigkeiten. In der Versammlung am 3. Dec. ist beschlossen worden, eine Familie die zweimal auf den Listen vorkommt, auf einer zu streichen, sie aber auf der Liste derjenigen Gesellschaft zu lassen, welche mehr gibt. Von einer erfahrenen Seite wurde besonders wiederholt und nachdrücklich zur Vorsicht in diesen Weihnachtsbescherungen ermahnt, eine Mahnung die gewiß nicht fruchtlos bleiben wird.

Ueber die Art und Form der Bescherungen wurde eine längere Unterredung geführt, in der die Meinungen sehr auseinander gingen und sehr verschiedene Formen besprochen wurden: öffentliche Bescherung, oder in dem Hause der Empfänger durch die Bescherenden selbst oder durch die Eltern der beschenkten bedürftigen Kinder, oder in dem Hause der Geber, die die Empfangenden zu sich laden, welch letzte Art am wenigsten Beifall fand. Eine besondere Art der Bescherung hat der Kriegerverein, der die Allgemeinheit einer Weihnachtsfeier mit der Verborgenheit der eigentlichen Bescherung verbindet. Die Einen betonten die erziehlichen Gefahren der öffentlichen Bescherungen für die Empfänger, z. B. das einmalige Heraustreten in den Glanz, dem dann das Dunkel der häuslichen Verhältnisse wieder folge; Andere betonten die erziehlichen Vortheile für die bescherenden Kinder aus den wohlhabenderen Familien, den schönen unbefangenen heiteren Verkehr bei solchen öffentlichen Bescherungen zwischen Gebenden und Empfangenden. Es wurde hervorgehoben, daß die Familien denen beschert werden soll, auf Befragen fast alle ohne Ausnahme erklärt haben, sie zögen für ihre Kinder die Feier unter dem schönen großen Tannenbaum vor; wogegen wieder eingewendet wurde, man müsse die Leute zu dem feineren Gefühl erziehen, welches sie die Bescherung im eigenen Hause durch die Eltern selbst vorziehen lasse. Zu dem Beschluß eines einheitlichen Verfahrens ist man nicht gediehen. Vielleicht daß man sich in den folgenden Jahren demselben mehr nähert, denn Pastor Portig hofft, daß sich aus dieser ersten Vereinigung eine jedes Jahr wiederkehrende Einrichtung herausbilden werde. Ein Schritt zum Besseren sei geschehen. Die persönliche Wohlthätigkeit werde sich zu Weihnachten am wenigsten hemmen lassen, aller Misbrauch sich darum auch nicht verhüten lassen. Die Weihnachtswohlthätigkeit werde sich kaum in eine Centralstelle zusammenfassen lassen; man werde nicht sagen können: es soll kein Einzelner an eine bedürftige Familie zu Weihnachten etwas schenken; es werde sich also nicht vermeiden lassen das Zusammentreffen einer privaten und einer Vereins-Bescherung an ein und dieselbe Familie, oder die Familien müßten sich erst bei diesen Vereinen erkundigen, oder die Listen der Vereine und Schulen bei der Armenpflege zur Einsicht für Jedermann aufliegen. „Oder sollen die Bescherungen der Gesellschaften und Schulen ganz aufhören? Auch diese Ansicht wird in unserer Stadt vertreten sein. Nun, die Meinungen werden sich ja klären."

Der dritte Leipziger Unterrichts-Curs für Handfertigkeits-Lehrer.

Der erfreuliche Umstand, daß die Idee der Erziehung der Knaben zu praktischer Arbeit in immer weiteren Kreisen Anerkennung und thatkräftige Förderung erfährt, bewog den Vorstand der Leipziger Schülerwerkstatt, auch in diesem Jahre wieder einen Ferien-Cursus zur Ausbildung von Handfertigkeits-Lehrern zu veranstalten, der sich in jeder Hinsicht den beiden vorhergegangenen erfolgreich angereiht, ja dieselben in mehr als Einer Beziehung noch übertroffen hat. Eine Erweiterung des Arbeitsgebietes fand insofern statt, als in diesem Jahre in sämmtlichen fünf Fächern Unterricht ertheilt wurde, die in der Schülerwerkstatt betrieben werden.

Zu den Cursen für Papp-Arbeit, Tischlerei, Holzschnitzen und Modelliren kam diesmal noch ein Cursus für Metallarbeiten. Daß grade für dieses letztere Fach sich eine Anzahl Theilnehmer gefunden hatten, war uns besonders erfreulich, weil der erzieherische Werth und die Durchführbarkeit leichter Metallarbeiten von verschiedenen Seiten angezweifelt worden sind. Sämmtliche Collegen, die an diesem Unterrichtszweige theilnahmen, haben ein lebhaftes Interesse dafür gewonnen und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Arbeiten recht wohl geeignet sind die praktische Geschicklichkeit der Schüler zu fördern und in eigenartiger Weise zur Lösung der uns gestellten Aufgabe beizutragen.

Die Zahl der diesjährigen Curstheilnehmer belief sich auf achtzehn, drei davon waren aus Sachsen (Chemnitz, Zwickau, Plauen), sechs aus Preußen (Halle zwei, Breslau, Frankfurt am Main, Ober-Waldenburg in Schlesien, Kempen in Posen), einer aus Weimar, einer aus Hamburg, drei aus Bayern (München), drei aus Böhmen (Kaiserswalde, Kukus, Theresienstadt), einer aus Bielitz: Oesterreichisch-Schlesien.

Von diesen achtzehn Theilnehmern waren vier auf eigene

Kosten hierhergekommen, während die übrigen vierzehn von städtischen Behörden, Gewerbevereinen, Vereinen für Knabenhorte u. s. f. entsendet und auch von diesen mit Geldmitteln ausgestattet worden waren.

Montag den 19. Juli früh 8 Uhr wurde der Cursus wie die früheren beiden von Prof. Dr. Biedermann mit einer kurzen Ansprache eröffnet. Aus derselben sei nur die eine erfreuliche Mittheilung hervorgehoben, daß in neuerer Zeit in Lehrerkreisen eine günstige Wandelung der Ansichten über unsere Bestrebungen zu beobachten sei, die sich namentlich in wohlwollenden Auslassungen der pädagogischen Presse bemerkbar macht.

Das Honorar für die Betheiligung an dem Cursus war dasselbe geblieben wie im vorigen Jahre, nemlich 50 ℳ und 5 ℳ Entschädigung für das verarbeitete Material. Die tägliche Arbeitszeit betrug acht Stunden, und zwar für jedes Fach vier Stunden, da sämmtliche Theilnehmer zwei verschiedene Unterrichtszweige gewählt hatten. Die Frequenz in den einzelnen Abtheilungen gestaltete sich so, daß an der Holzschnitzerei zehn, an der Tischlerei neun, an der Papp-Arbeit acht, an der Metallarbeit sechs und am Modelliren vier Herren theilnahmen. Der Unterricht wurde ertheilt von den Herren Werkführer Heinze (Buchbinderei von Hübel und Denck), Tischlerobermeister Werner, Schlossermeister Kayser und Werkführer Breiting, Bildhauer Sturm und Bildhauer Lehnert. Die geschäftliche Leitung des Unternehmens war wiederum Herrn Cantor Zehrfeld, Mitglied des Vorstandes der Schülerwerkstatt übertragen worden.

In methodischer Hinsicht folgte der Unterricht in der Hauptsache dem in dem Vorlagenwerke der Leipziger Schülerwerkstatt niedergelegten Lehrgang, der außerdem noch in entsprechender Weise erweitert wurde.

In der Tischlerei wurden zunächst Vorübungen gemacht, und dann wurde an Gegenständen das Zurichten von Brettern und verschiedene Holzverbindungen geübt. An Gegenständen wurden gefertigt: ein vierkantiger, achtkantiger und runder Stab, Winkelverbindungen als Uebungen im Zusammenzinken, ein gezinkter Kasten (der später polirt wurde), ein Messerkasten mit Schweifung, ein Rahmen mit aufgelegter Hohlkehle, ein Reißbrett mit eingeschobenen Leisten, eine Fußbank mit Steg. Einfachere Arbeiten waren Fensterklammern, Papiermesser, Palette, Leistenbank, Schreibwinkel, Christbaumkreuz, Stiefelknecht, Schlüsselhalter (gebeizt und polirt).

In der Abtheilung für das Holzschnitzen brachte Herr Bildhauer Sturm diesmal eine etwas veränderte Form des Kerbschnittes zur Anwendung. Im Grunde genommen ist die Schnitzerei dieselbe geblieben, nur hat die Ausführung eine andere technische Behandlung erfahren, und zwar so wie eigentlich der Kerbschnitt in seiner ganzen Zeit bis Ende des 18. Jahrhunderts als Schmuck auf Mangelbrettern, Kästen u. s. f. auftritt. Die in den früheren Cursen von dem leider verstorbenen Herrn Bildhauer Weber befolgte Art der Schnitzerei führte nach den ersten Vorübungen sehr bald zu erheblichen Schwierigkeiten, die auch bei der Verwendung im Unterricht mit Knaben den erwünschten Fortschritt hemmten. Herr Sturm hat nun in sehr glücklicher Weise die Kerbschnittvorlage vereinfacht, indem er zunächst eine Mustertafel mit 24 verschiedenen Mustern zusammengestellt hat, die gleichsam das A B C des Kerbschnittes bilden. Diese Muster können in der verschiedensten Weise zusammengestellt und zu Kanten, Rosetten und anderen Verzierungen verwendet werden. Dadurch, daß sie gedehnt, zusammengeschoben, aneinandergereiht und gekrümmt werden können, ergibt sich eine neue Seite ihrer Verwendbarkeit, die es auch dem Laien ermöglicht, diese Muster in selbstschöpferischer*) Weise zu verwenden. Daß dieser letztere Vorzug den neuen Mustern innewohnt, ergaben die Leistungen der diesjährigen Cursisten. Nachdem dieselben sämmtliche 24 Muster auf besonderen Tafeln geübt, gingen sie an die Verwendung derselben bei Ausschmückung von Gegenständen. Letztere waren den Schnitzvorlagen des Herrn Weber entnommen, und die Cursisten versahen sie nun nach Anleitung des Herrn Sturm mit selbsterfundenen Zusammensetzungen aus der Musterreihe. Es ergab sich auf diese Weise eine sehr reichhaltige Mustercollection, die bei den Cursisten eine lebhafte Befriedigung hervorrief. Ein weiterer Vorzug der erwähnten Kerbschnittmuster besteht auch darin, daß sie nur wenig Werkzeug erfordern, indem alle 24 durch die Anwendung von nur zwei Eisen, einem schmäleren und einem breiten Schrägeisen ausgeführt werden können. Das Schärfen der Eisen wird demzufolge auch nur wenig Zeit in Anspruch nehmen. Da diese Art des Kerbschnittes noch mehr als die bisher betriebene der fachmäßigen Holzbildhauerei fernsteht, so wird sie auch noch weniger Concurrenzbefürchtungen bei dem betreffenden Berufszweige erwecken.

*) Die Kerbschnittmuster des Herrn Sturm erscheinen jetzt als sechste Abtheilung der „Handfertigkeits-Vorlagen der Leipziger Schülerwerkstatt" zum Einzelpreise von ℳ 1,20. Der Preis für Abtheilungen 1 bis 6 stellt sich nun auf 6 ℳ.

Es wurden in der Abtheilung für Schnitzerei hergestellt drei Mustertafeln, Bilderrahmen, Schlüsselhalter, Rückwand für Thermometer und Abreißkalender, Konsole, Briefbeschwerer, Tintenlöscher und Untersetzer für Wasserflasche und zwei Gläser.

In dem Cursus für Papp-Arbeiten, der diesmal auch von einem Fachmann geleitet wurde, waren keine wesentlichen Aenderungen vorgenommen worden, außer daß die Theilnehmer die auch auf diesem Gebiet gemachten Fortschritte in der Technik kennen lernten. Da die Arbeiten in diesem Zweige nicht soviel technische Schwierigkeiten bereiten, so trugen auch die gefertigten Gegenstände infolge ihrer sorgfältigen und genauen Ausführung und der geschmackvollen Farbenzusammenstellung einen hohen Grad der Vollkommenheit an sich. Es waren gefertigt worden außer einer Anzahl geometrischer Körper eine Zaubertasche, eine sechseckige Fruchtschale, ein Kasten mit übergreifendem Deckel, ein Schiebekasten, ein sechsseitiger Kasten mit Deckel, ein cylinderförmiges Futteral, ein Serviettenring, ein Nähkasten mit Einsatz, eine Brieftasche, eine Wandmappe, ein Streichholzbehälter, eine kleine und eine große Mappe; auch wurde eine Karte auf Leinwand gezogen.

In dem Cursus für Metallarbeiten wurden die Theilnehmer vertraut gemacht mit der Bearbeitung von Messing- und verzinntem Eisendraht, Weiß-, Zink-, Schwarz- und Messingblech, Stab- und Winkeleisen. Durch Biegen, Hämmern, Löthen, Feilen u. s. f. wurden hergestellt verschiedene geometrische Körperformen, Ringe, Ketten, Zettelhalter, Schuhknöpfer, Schlauchquetscher, Stürzenhalter, Briefkasten, Kleiderhalter, Litermaß aus Zinkblech, rund und cubisch, Blechkasten, Handleuchter, Segner'sches Wasserrad, Briefwage und eiserne Cassette.

Der Unterricht im Modelliren erstreckte sich auf Gipsschneiden, Gipsziehen und eigentliches Modelliren in Plastilina. Nachdem eine Anzahl verschiedener geometrischer Körper aus Gips geschnitten worden waren, bildeten die Cursisten nach gegebenen Vorlagen selbst Modelle aus Plastilina, nach welchen dann Gipsformen und endlich gute Gipsabgüsse hergestellt wurden. Dieselben zeigten Blattformen in fortschreitender Entwicklung. Die Ausstellung der in sämmtlichen Abtheilungen gefertigten Arbeiten bot ein überaus anziehendes Bild von der großen Mannigfaltigkeit der auch von Knaben herzustellenden Gegenstände. Diese Ausstellung erfreute sich eines sehr vielseitigen Besuches und erntete die lebhafteste Anerkennung.

Probelectionen mit Knaben konnten nur drei abgehalten werden, da, der Ferien wegen, die Schüler nicht zu erlangen waren. Diese Lehrproben wurden geleitet in der Schnitzerei von Herrn Lehrer Weigelt, in der Papp-Arbeit von Herrn Lehrer Schimpf und in der Tischlerei vom Unterzeichneten.

In jeder Woche fand an einem Abend eine Conferenz für sämmtliche Curs-Theilnehmer statt, in welcher hauptsächlich praktische Fragen besprochen und erledigt wurden. In der ersten dieser Zusammenkünfte hatte Prof. Dr. Biedermann die Freundlichkeit auch den diesjährigen Cursbesuchern einen interessanten Vortrag über die historische Entwickelung der Frage der „Erziehung zur Arbeit" zu halten. Dieselbe ist ja ziem-

lich frühen Ursprungs und in verschiedenen Zeiträumen immer wieder aufgetaucht. Namhafte Pädagogen des In- und Auslandes haben sie wiederholt angeregt und in verschiedenen Formen auszuführen versucht, doch sind diese Anläufe infolge mangelnder nachhaltiger Unterstützung immer wieder im Sande verlaufen. Erst unserer Zeit scheint es vorbehalten zu sein, in erfolgreicher Weise diese ganze Angelegenheit zu fördern. Herr Lehrer Heeger von hier hielt dann noch einen Vortrag über „Handfertigkeits-Unterricht im Dienste des Knabenhorts.“ Da er selbst seit einigen Jahren eine solche Anstalt zu leiten hat, so waren seine Ausführungen um so interessanter, da sie aus eigenen Erfahrungen hervorgingen.

Am zweiten Abend erfreute der Vorsitzende des Vorstandes der Schülerwerkstatt, Oberlehrer Dr. Götze die Versammlung durch einen Vortrag über den nordischen Slöid, den er ja im vorigen Jahre auf einer längeren Reise in Schweden eingehend beobachtet und kennen gelernt hat. Da es im vorigen Jahre lebhaftes Interesse erregte, von den Mitbesuchern Mittheilungen über die jeweiligen heimischen Verhältnisse und Einrichtungen zu erhalten, so wurde ihnen auch in diesem Jahre Gelegenheit geboten zu gegenseitiger Aussprache. Die hier von den Collegen gegebenen Nachrichten sind von ihnen nachträglich schriftlich noch ergänzt und danach in folgendem zu allgemeinerer Kenntnisnahme zusammengestellt worden.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf den westfälischen und den hannoverschen Städtetag in den Jahren 1885 und 1886.

II.

Der hannoversche Städtetag.

Im Jahre 1885 wurde der Städtetag in der Hauptstadt der Provinz abgehalten, er war von 79 Vertretern hannoverscher Städte beschickt. Zu Vorsitzenden wurden Stadtdirector Haltenhoff aus Hannover und Oberbürgermeister Brüning aus Osnabrück gewählt.

Nachdem die Rechnung für 1884 abgelegt war und Oberbürgermeister Brüning über die Ausführung der Beschlüsse des Städtetages vom Jahre 1884 Bericht erstattet hatte, wurde in die Berathung des Hauptgegenstandes der Tagesordnung eingetreten. In dem Bericht über den westfälischen Städtetag ist gemeldet worden, daß auf diesem über Mittelschulen und gehobene Volksschulen verhandelt ward; dasselbe geschah auf dem hannoverschen Städtetag. Während es aber dort sich um Einrichtung und Lehrplan der Mittelschulen handelte, stand die Frage zur Verhandlung, ob es nach dem Volksschulgesetz vom 26. Mai 1845 zulässig sei, die gehobenen Volksschulen (Mittel-, Bürger- u. dgl. Schulen) bezw. einzelne in ihrem Unterrichtsplane über die Aufgaben der eigentlichen Volksschule hinausgehende Classen der letzteren auf Kosten der Schulgemeinden, also nöthigenfalls mit durch Schulsteuern, einzurichten und zu unterhalten. In der Provinz Hannover bestehen nemlich solche über die Ziele der Volksschule hinausgehenden Schulen oder Classen in fast allen Städten — meines Wissens macht nur Hildesheim eine Ausnahme —, und außerdem in sehr vielen größeren Landgemeinden. Während nun seit dem Erlaß des Volksschulgesetzes von 1845 niemals ein Zweifel ausgesprochen worden war, ob die Schulgemeinde — im Gegensatze zur politischen Gemeinde, mit welcher sich die Schulgemeinde nicht überall deckt, namentlich nicht in denjenigen Gemeinden, wo Schulen verschiedener Confessionen bestehen — solche gehobene Schulen einrichten und unterhalten dürfe, während thatsächlich dies überall geschehen und auch stets von den oberen Schulbehörden sowohl vor wie nach 1866 in bester Weise unterstützt worden war, hatte in neuester Zeit der Cultusminister eine andere Ansicht ausgesprochen und erklärt, die Schulgemeinde dürfe nur die eigentliche Volksschule unterhalten, über die Volksschule hinausgehende Schulen aber nicht, da das nur den politischen Gemeinden zugestanden werden könne. An sich wäre das nun gleichgiltig, wer die Unterhaltung solcher Schulen trägt. Es besteht aber zwischen der Pflicht zu den Lasten einer Schulgemeinde beizutragen und der Pflicht zu den Lasten der politischen Gemeinden beizutragen ein wesentlicher Unterschied. In diesen letzteren haben Beamte, Geistliche, Lehrer besondere Steuervorrechte, für die Schulgemeinden aber nicht. Wo also die politische Gemeinde die Schullasten übernimmt oder übernommen hat, ermäßigt sich die Steuerlast der Beamten u. s. f. für das Schulwesen bedeutend. Es ist daher erklärlich, wenn die Beamten u. s. f. und zu deren Gunsten die oberen Schulbehörden fortwährend dahin drängen, daß die Schullasten auf die politische Gemeinde übernommen werden. In Gemeinden welche confessionell wenig oder gar nicht gemischt sind, ist das nicht schwierig; viel schwieriger dagegen und regelmäßig unausführbar in solchen Gemeinden welche confessionell gemischt sind, da hier Evangelische wie Katholiken der Uebernahme der Schulen auf die politische Gemeinde wenig geneigt zu sein pflegen, theilweise aus Furcht vor der Simultanschule. Wenngleich diese Furcht uns unberechtigt zu sein scheint, da auch die politische Gemeinde die Schulen confessionell getrennt halten kann und das der Regel nach thun wird, so wird es doch regelmäßig wesentlichen Einfluß üben.

Als Referenten im hannoverschen Städtetag behandelten Oberbürgermeister Brüning und Landschaftsrath Neubourg aus Stade die aufgestellte Frage. Sie hatten die Acten der hannoverschen Ständeversammlung aus den Jahren 1844 und 1845 eingesehen und waren übereinstimmend zu der Ansicht gekommen, daß die Frage zu bejahen sei. Aus der Versammlung wurde zwar vereinzelt zu Gunsten der Uebernahme des gesammten Schulwesens auf die politische Gemeinde Stimmen laut. Indessen mußte anerkannt werden, daß die vorliegende Frage lediglich nach der bestehenden Gesetzgebung zu beantworten sei, deshalb die Erwägungen inbezug auf die künftige Aenderung derselben für die Entscheidung der vorgelegten Frage nicht Raum finden könnten.

Gegen Eine Stimme beschloß daher der Städtetag die folgende Erklärung: „Das hannoversche Volksschulgesetz vom 26. Mai 1845 bezieht sich auf alle Elementarschulen. Es ist daher zulässig, daß Schulgemeinden, welche die sogenannten Mittelschulen eingerichtet haben, solche auf Kosten der Schulgemeindeglieder, also eventuell durch Schulsteuern unterhalten.“

Bei dieser Gelegenheit wurde von Senator Schulz aus Gifhorn beantragt, der Vorstand möge beauftragt werden die Frage des Erlasses eines Unterrichtsgesetzes zu bearbeiten und darüber dem nächsten Städtetag einen Antrag zur Beschlußfassung vorzulegen. Aus der Mitte des Vorstandes wurde gegen einen solchen Auftrag, der die Zeit und die Kräfte des Vorstandes weit übersteige, Widerspruch erhoben, und dann der Antrag abgelehnt. Es kann auch wohl kaum als Aufgabe des Städtetages anerkannt werden, Gesetzentwürfe von solcher Tragweite vorzubereiten. Werden solche Gesetzentwürfe demnächst dem Landtag vorgelegt, so wird der Städtetag sich mit ihnen zu befassen haben, insbesondere nach der Richtung hin, ob den Gemeinden unzulässige Forderungen bezüglich ihrer Leistungen für das Schulwesen gestellt worden.

Auf Antrag des Bürgermeister Jäger aus Melle wurde danach folgende Erklärung abgegeben: „Der hannoversche Städtetag hält es nicht für gerechtfertigt, daß den mit eigener Polizeiverwaltung versehenen Städten Curkosten durch die an die Gerichtsgefängnisse des Stadtbezirks eingelieferten Gefangenen verursacht werden, welche bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse der städtischen Polizeibehörde auf Grund der allgemeinen Verfügung des Justizministers vom 22. März 1880 zur Verfügung gestellt und daneben aus den unter Nr. 3 der Allgemeinen Verfügung des Ministers des Innern vom 17. März 1885 angeführten Gründen in Cur und Pflege zu

nehmen sind, gleichviel ob diese Gefangenen außerdem der Landespolizeibehörde überwiesen sind oder einfach zur Entlassung stehen."

In der Erörterung wurde ausgesprochen, daß es richtig sei, in einer Stadtgemeinde diese Frage auf dem Rechtswege gegen den Fiscus auszutragen, sowie daß es zulässig sein werde, wenn die Stadtgemeinde in dem Rechtsstreit unterliegen sollte, ihr die Kosten aus der gemeinschaftlichen Casse des Städtetages zu ersetzen.

Der am folgenden Tage stattgehabten Sitzung des Städtetags ging eine Besichtigung der umfangreichen Wohlfahrtseinrichtungen der Mechanischen Weberei in Linden, welche sie zu Gunsten der Arbeiter getroffen hat, voraus.

In der Sitzung hielt dann Professor Dr. Lohmeyer aus Göttingen einen Vortrag über die Theilnahme von Aerzten an der Schulverwaltung und über die Schul-Gesundheitspflege. Ihm zufolge werden die Nachtheile, unter der die Kinder in den Schulen vielfach zu leiden haben, hervorgerufen einerseits durch die oft ganz verkehrte äußere und innere Einrichtung der Schulgebäude, andererseits durch die Vertheilung des Unterrichtsstoffes und durch die Ueberbürdung mit solchem, ferner durch die Leichtigkeit der Uebertragung ansteckender Krankheiten. Diese Gründe wurden im einzelnen näher nach allen Beziehungen erörtert, und daraus die Folgerung gezogen, daß es Pflicht der Schulbehörden sei, die entstehenden Schäden möglichst zu beseitigen. Alle Mängel werde nicht möglich sein vollständig zu heben, es könne aber eine ganze Anzahl von Fehlern vermieden werden, wenn ein Arzt ständig an der Schulverwaltung theilnehme, und zwar auch an der Feststellung der Lehrpläne. Der Arzt müßte dabei auf die nothwendige Abwechslung im Unterricht einwirken, sowie auf die bessere Vertheilung zwischen den Stunden mit starker Geistesthätigkeit und den Stunden für körperliche Uebungen. Auch müßten in allen Schulen regelmäßige Untersuchungen des Gesundheitszustandes der Schüler erfolgen. Professor Lohmeyer beantragte dann zu beschließen: „Der Städtetag empfiehlt die obligatorische Mitwirkung eines Arztes bei der Schulverwaltung in den Städten."

Der Correferent Bürgermeister von Linsingen aus Uelzen bekämpfte diesen Antrag, besonders weil die Hygiene eine noch sehr junge Wissenschaft mit weit umfassendem Gebiete sei, auf welchem auch nur ein geringer Theil der Aerzte genügend heimisch. Er befürchtete endlose Reibereien und Streitigkeiten zwischen den Lehrern und den Schulärzten. Dazu kommt nach seiner Ansicht die Kostenfrage für die Gemeinden wesentlich in Betracht, für Experimente könnten die wenigsten Gemeinden in jetziger Zeit Geld aufwenden. Es herrsche aber in diesem Fache noch vielfach große Unsicherheit. Als drastisches Beispiel führte der Correferent dafür an, daß die meisten Aerzte sagten, das Licht müsse in den Schulclassen nur von der linken Seite einfallen, während die Straßburger Commission für Elsaß-Lothringen kürzlich erklärt habe, im Gegentheil, von beiden Seiten! Er beantragte folgende Erklärung: „Die Schulhygiene wird am besten gefördert durch fortgesetzte wissenschaftliche, namentlich ärztliche Forschungen auf diesem Gebiet und Erweckung allgemeinen Interesses für deren Ergebnisse, namentlich bei den Schulverwaltungen und in den Kreisen der Lehrer."

Dieser Antrag fand nach einigen Erörterungen Annahme durch die Mehrheit. Zugegeben wurde von allen Seiten, daß Mitwirkung der Aerzte in der Schulverwaltung erwünscht sei, daher diejenigen Städte, welche in ihren Collegien Aerzte haben, wie es in Göttingen der Fall ist, besonders bevorzugt seien; eine entscheidende Stellung den Aerzten einzuräumen war man im allgemeinen aber nicht geneigt.

Dieselbe Frage ist im gleichen Jahre von dem Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege verhandelt worden, der zu einem ähnlichen Beschluß kam. Nach langer, theilweise erregter Berathung beschloß der genannte Verein die folgende Erklärung und zwar einstimmig: 1) Die Schulhygiene wird am wirksamsten gefördert durch wissenschaftliche Erörterungen welche von Aerzten ausgehen, die über Schuleinrichtungen umfassende Beobachtungen anstellen. 2) Aerztliche Autoritäten sollen bei Aufstellung von Normativbestimmungen über Schulhygiene, sowie bei der Entscheidung allgemeiner auf dieselbe bezüglicher Fragen zu Rathe gezogen werden. 3) Behufs praktischer Durchführung anerkannter Normen der Schulhygiene ist sowohl die hygienische Ausbildung der Lehrer als die Mitwirkung dazu qualificirter Aerzte wünschenswerth.

Zum Schlusse wurden auf dem hannoverschen Städtetag vom Jahre 1885 mehrere Fragen aus der neuen Verwaltungsgesetzgebung behandelt.

Für den nächsten Städtetag wurde endlich die Stadt Hameln bestimmt.

(Schluß folgt).

Im Münchener Lehrlingshort.

Ein echter Wintertag! Es schneit, und die Kälte ist anhaltend. Bei solchem abscheulichen Wetter, wo man kaum aus dem Haus, geschweige aus der Stadt hinaus wandern mag, begegnete mir an einem Sonntag Nachmittag in der Stadt München ein lieber Freund. „Wohin bei solchem Schneegestöber?" „In unseren Lehrlingshort", war die Antwort. Da ich mich neugierig zeigte, um was es sich bei diesem Worte handele, lud der Freund zur Begleitung ein. So wanderten wir denn zusammen hinaus der Isar zu, machten an der Ecke Ickstatt- und Bader-Straße Halt, um in einen hell erleuchteten und gut durchwärmten hübschen Saal einzutreten. Bei unserem Kommen standen etwa 50 in diesem Raume an Tischen sitzende junge Leute sofort auf, und erst auf ein Zeichen des zum Gruße nahenden Lehrers wurden die Plätze wieder eingenommen. Ich erfuhr nun auf Befragen, daß wir uns in dem Local der Knabenhort-Anstalt II (Ickstattstraße 21) befanden, und daß die versammelten jungen Kerlchen frühere Zöglinge des Münchener Knabenhort seien, die sich nunmehr in einer Lehre befinden.

Wir traten näher an die Tische heran, um zu sehen, wie sich die Lehrlinge die Zeit vertreiben. An mehreren Tischen wurde eifrig Schach gespielt, an anderen Domino, Dame, Mühlfahren u. s. f.; viele Lehrlinge aber waren in das Studium illustrirter Werke vertieft. Doch ist das Spiel allein nicht ausreichend, um den Nachmittag und Abend auszufüllen. Mitten im Spiel ertönt die Glocke des Lehrers, und er meldet, daß ein verehrter Freund des Lehrlingshorts einen Vortrag halten werde, zu welchem Behuf Ruhe und Aufmerksamkeit herrschen müsse. Ein Hauptlehrer an der höhern Mädchenschule beginnt mit einer beschreibenden Einleitung zu Schiller's Taucher, und liest dann die herrliche Schöpfung unseres großen Dichters mit einer Vollendung vor, daß während des Vortrags eine Stille herrscht, wie man sie jedem Vortragenden wünschen möchte. Am Schluß des Vortrages erfolgt denn auch eine begeisterte Beifallsbezeugung aller Lehrlinge. Später werden noch einige frische Lieder gesungen und dann geht es an die Einsammlung der Sparpfennige, denn auch an einer Sparcasse fehlt es im Lehrlingshort nicht. Ebenso ist eine Bibliothek vorhanden: jeder Besucher des Hortes kann sich ein nützliches Buch mit nach Hause nehmen. Erfreulich ist es, daß die Lehrlinge auf Anregung der Vorstandschaft jetzt damit beginnen, selbst freie Vorträge zu halten. So unterhielt neulich ein ganz intelligenter Schuhmacherlehrling seine Kameraden mit der Lebensgeschichte und einem Gedicht von Hans Sachs.

Es ist ein wahrhaft segensreiches Werk, was der Münchener Knabenhort dadurch geschaffen hat, daß er seinen früheren Zöglingen eine so traute Heimstätte bereitet, wo sich die Lehrlinge gut unterhalten und geistig bilden können. Daß der Vereinsausschuß den jungen Leuten auch einen aus Brot und Bier bestehenden Imbiß gewährt, ist nur zu begrüßen. So möge

denn dieser Lehrlingshort sich erfreulich und gedeihlich weiterentwickeln; das ist mein lebhaftester Wunsch. J.

Jugendspiele an höheren Schulen.

Herr Subrector Raydt, der diesen Sommer in England körperliche Schüler-Erziehung studirt hat, kehrte auf der Rückreise in Düsseldorf ein und stattete dem Amtsrichter Hartwich einen Besuch ab, dessen Schrift „Woran wir leiden" bekanntlich bewirkt hat, daß weitere Kreise sich für die Frage einer kräftigenden Erziehung der Jugend interessiren. „Ich freute mich," sagt er, „in Herrn Hartwich einen eifrigen und rüstigen Verfechter des Gedankens zu finden, daß die Pflege des Körpers und des Gemüths wieder der des Geistes ebenbürtig werden muß. Mit scharfem Blick hat er die Schäden unserer Jugenderziehung erkannt und scheut sich nicht dieselben in Wort und Schrift aufzudecken, mag auch der „Fledermausschwarm der Philister" ihn deshalb verschreien. Er erzählte mir übrigens von einem ganz neuen, mir unbekannten Erlaß unseres Cultusministers, in welchem beschränkende Bestimmungen über die Turnfahrten enthalten seien, und es war mir unangenehm zu hören, daß grade auf diesem Gebiet eine entmuthigende Verfügung, wie wenigstens Herr Amtsrichter Hartwich dieselbe auffaßte, ergangen sein sollte. Denn grade unserem jetzigen Minister gebührt ja vor allen anderen das Verdienst, die körperlichen Spiele, gemeinsamen Schülerausflüge u. s. w. durch seinen epochemachenden Erlaß vom 27. October 1882 bedeutend gefördert zu haben, und er wird doch gewiß nicht dazu beitragen, sein eigenes Werk wieder einzureißen. Die gemeinsamen Ausflüge haben sich, einige Uebertreibungen vielleicht abgerechnet, ganz ungemein bewährt.

„War es mir eine große wohlthuende Anregung, in dem Herrn Amtsrichter Hartwich zu Düsseldorf einen kräftigen Gesinnungsgenossen meiner pädagogischen Ansichten kennen zu lernen, so war es mir nicht minder erfreulich auf meiner weiteren Rückreise in Braunschweig die englischen Spiele auf deutschen Schulen verwirklicht zu sehen. In dem dortigen Collegen Professor Dr. Koch durfte ich einen Mann begrüßen, der mit ebenso viel Geschick wie unermüdlichem Eifer die Möglichkeit gezeigt hat, daß auch ohne die Ansprüche auf geistigem Gebiet zu ermäßigen, eine Wiedereinführung kräftigender Jugendspiele bei uns möglich ist. Die Schüler der beiden dortigen Gymnasien haben vier freie Nachmittage; dies wird, ohne die Stundenzahl zu vermindern, dadurch möglich gemacht daß an diesen Tagen des Morgens fünf Stunden gegeben werden, und es ward mir dort von mehreren Collegen versichert, daß auch die fünfte Stunde die Knaben noch frisch findet, jedenfalls frischer als sie in den Sommernachmittagsstunden sind. An einem der freien Nachmittage sind die Schüler gezwungen zwei Stunden lang auf dem Spielplatz zu sein und an den Bewegungsspielen theilzunehmen, von welcher Verpflichtung nur auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses Erlaß eintreten kann. Dieser Zwang hat auch dort ebenso wenig wie in England der freien Natur des Spieles etwas geschadet, und die gegentheiligen theoretischen Tifteleien mancher Philologen werden hier durch „des Lebens goldnen Baum" aufs schlagendste widerlegt. Die Eltern haben sich über den Zwang nie beklagt und sind ebenso wie die Lehrer und die Schüler selbst mit der dortigen Einrichtung gut zufrieden. Außer an den Spielnachmittagen spielen die Knaben auch an den anderen freien Nachmittagen, und der Erfolg dieser seit 1875 dort eingeführten und consequent durchgeführten Spiele ist nicht ausgeblieben. Die wissenschaftlichen Leistungen sind nicht im geringsten durch die Spiele verringert, und der Ton zwischen Lehrern und Schülern ist ein freierer, wahrerer und besserer geworden. Die jungen Leute machten bei der Cricket-Partie, welche ich sah, einen frischen, kräftigen und fröhlichen Eindruck, und manche Schläge und Würfe konnten sich auch in England, dem Lande des Cricets, sehen lassen. Im äußeren fehlte freilich, mit englischen Verhältnissen verglichen, einiges: besonders war der Spielplatz einer großen Verbesserung dringend bedürftig, und die Stadt Braunschweig würde ein gutes Werk thun, wenn sie denselben gründlich ebnen ließe und auf dessen gute Instandhaltung dauernde Sorge verwendete. Braunschweig hat den Ruhm, auf dem Gebiet der Jugendspiele für höhere Schulen die erste Stelle im Deutschen Reiche einzunehmen, und so müßte auch die Stadt für das Aeußere in mustergiltiger Weise sorgen; die wenigen hundert Mark, welche hierzu erforderlich wären, würden sich, glaube ich, als eine sehr weise Ausgabe rechtfertigen. Dann würde ich es weiter für sehr empfehlenswerth halten, wenn alle Spielenden wie in England mit leichtem Flanellanzuge, vielleicht Jäger'schem Hemd und wollenem Beinkleid während des Spiels bekleidet wären. Der Körper kann sich dann doch freier und besser bewegen und mehr ausdünsten, so daß der gesundheitliche Zweck des Spiels vollkommener erreicht wird. Im übrigen hat mich alles was ich dort in Braunschweig sah und hörte, in hohem Maße befriedigt, und ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Professor Dr. Koch sich nicht nur um seine Schüler und um die Stadt Braunschweig sondern um das Erziehungswesen des Deutschen Reichs ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben hat. Seinen weiteren Bestrebungen wünsche ich alles was gut und glücklich ist."

Sommerpflege.

Das Comite für Feriencolonien zu Bremen hat sich in einen Verein verwandelt, um zur Annahme von Vermächtnissen, Verwaltung von Grund und Boden namentlich für ein Sommerpflegehaus in passender Gegend geeigneter zu sein.

Aus dem Bericht von Düsseldorf entnehmen wir: „Das Betragen der Kinder war, abgesehen von zwei nichtsnutzigen Jungen, welche durch einen Misgriff in der Colonie Scheuren Aufnahme gefunden hatten, aber schon in den ersten Tagen ausgeschieden und nach Hause dirigirt werden mußten, zufriedenstellend. Sonstige Zwischenfälle von wesentlicher Unannehmlichkeit oder gar Unfälle sind nicht vorgekommen, ebensowenig eigentliche Erkrankungen. Die Verpflegung bei den altbewährten Coloniewirthen war eine angemessene und es entsprechen derselben auch die bezüglich des Körpergewichtes gewonnenen Resultate. Eine Gewichtzunahme war bei allen Kindern zu constatiren; sie wechselte zwischen 1—6 Pfund und betrug bei einzelnen Kindern sogar 8 und 10 Pfund. Den Schwerpunkt des Unternehmens, den dauerhaftesten Gewinn findet das Comite aber nach wie vor auf dem erziehlichen Gebiet und pflegt mit Vorliebe grade diese Seite des Unternehmens, wie es denn auch mit Rücksicht hierauf die passende Auswahl der Begleitpersonen zu treffen sich bemüht."

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Beilage zu Nr. 51 des „Nordwest."

Sonntag, 19. December 1886.

Der Kampf gegen die starken Getränke in Dänemark.

Auf Anregung des bekannten R. Baird, dessen „Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in den Vereinigten Staaten" 1841 ins Dänische übersetzt wurde, war auch hier zu Lande eine Bewegung, theils gegen den Brantwein, theils sogar gegen alle berauschenden Getränke ins Leben getreten. Die beiden Vereine aber, der Mäßigkeitsverein zu Kopenhagen und die Enthaltsamkeits-Gesellschaft von Dänemark bestanden nur wenige Jahre. Nun war lange Zeit alles still, und das alte Volksübel wucherte desto schlimmer.

Da wurde am Schlusse des vorigen Jahrzehnts der Grund der jetzigen Bewegung zur Bekämpfung der Trunksucht gelegt. So geringfügig war dieses Ereignis seinem äußerem Erscheinen nach, daß fast kein Mensch davon zu sagen wußte, und dazu kam noch, daß die Anfänge von lauter Dissentern gemacht wurden. Zuerst errichtete der Methodistenprediger C. F. Eltzholz am 17. April 1879 einen kleinen aus Arbeitern und Handwerkern bestehenden Verein in der Stadt Veile, und acht Tage später, am 25. April 1879 stiftete der Quäker J. F. Hanson einen ähnlichen Verein in Randers. Damit war das Eis gebrochen. Es bildeten sich Vereine bald hier, bald dort, alle auf Grund gänzlicher Enthaltung von jeglichem berauschenden Getränk, keineswegs aber nach Einem Plan. Vielmehr sammelten die von den Methodisten gegründeten Ortsvereine sich zu einem dänisch-evangelischen Landesverein und wollten nur mit dem Wort Gottes den Streit ausfechten, ja wohl sogar eine allgemeine für alle Christen geltende Pflicht der völligen Enthaltsamkeit aus demselben herleiten, während die von Hanson u. A. gestifteten Vereine sich nur den Namen der „dänischen" beilegten und die Sache der Enthaltsamkeit einfach als Volkssache aus allgemein humanen Gesichtspunkten betrachtet wissen wollten. Beide Richtungen schlossen sich jedoch 1881 äußerlich zusammen und bildeten den „Enthaltsamkeitsverein (Total Afhold Forening) von Dänemark." Nun kam aber erst recht die Zeit der innern Reibungen und äußern Anfechtungen. „Enthaltsamkeit und Religion" wurde ein stehendes Thema, und als man am allerbesten mitten drin war, gab ein angesehener Geistlicher der Landeskirche, der Prediger H. G. Saabye eine Schrift heraus gegen die Enthaltsamkeit, betitelt „Die Bibel und der Wein." Dieselbe rief drei Gegenschriften hervor, unter welchen die von dem Propst der Färöer, jetzt Prediger in Skanderborg Th. Sörensen verfaßte, „Die Enthaltsamkeit und das Christenthum," unstreitig die beste ist.

Dieser Kampf war der Sache nur zuträglich, er schaffte auf einmal Klarheit. Alle, welcher Richtung sie auch angehören, erkennen gegenwärtig, daß die Sache der Enthaltsamkeit keine specifisch christliche, sondern wie man sich ausdrückt, eine bürgerliche ist, die sich aber sehr wohl aus christlichen Gesichtspunkten vertheidigen läßt.

Der obengenannte Quäker Hanson, ein nach Amerika ausgewanderter Norweger, der hier nur zum Besuch war, kehrte nach der Gründung der ersten Vereine in sein neues Vaterland zurück, und Andere, beinahe ausschließlich der Landeskirche angehörend, führten das von ihm angefangene Werk weiter. Unter diesen finden sich sehr viele Lehrer und auch gegen zwanzig Prediger. Mit der sogenannten evangelischen Richtung ist es nicht wenig zurückgegangen. Nachdem jedoch beide Richtungen jetzt in allem wesentlichen einig geworden, werden sie wohl in Zukunft friedlich nebeneinanderher gehen können.

Der ganze Verein umfaßt gegenwärtig etwa 400 Ortsvereine und zählt ungefähr 20 000 Beitrag steuernde Mitglieder.

Jährlich wird eine Versammlung von Abgeordneten gehalten, deren Zahl von Jahr zu Jahr in einem regelmäßigen Verhältnis zunimmt.

Vor kurzem hat das Centralcomite zehn Agenten ausgesendet, welche diesen Winter das Land nach allen Richtungen durchreisen, um überall öffentliche Vorträge zu halten. Die veranschlagte Zahl dieser Vorträge beläuft sich auf ungefähr viertehalbhundert, und man rechnet, jeder derselben werde dem Verein durchschnittlich fünf Kronen kosten. Außerdem werden aber jährlich noch viele hunderte öffentlicher Vorträge gehalten, theils von anderen Reise-Agenten oder Freunden der Sache, theils von Männern der Ortsvereine selbst.

In den letzten Jahren hat der Verein einen Beitrag aus der Staatscasse genossen, zwar nur 1500 Kronen, aber doch immer eine werthzuschätzende Anerkennung seiner Wirksamkeit.

Auch der Gut-Templer-Orden, und zwar unter beiden bisherigen Formen, hat hier Eingang gefunden. Der bisherige englische Orden zählt rund 4000, der amerikanische gegen 2000 Mitglieder.

Die dänische Enthaltsamkeitsbewegung unterhält fünf besondere Zeitschriften. Wöchentlich erscheinen „Dänisches Enthaltsamkeitsblatt" (Kopenhagen) und „Dänemarks Enthaltsamkeitsblatt" (Aalborg); — zweimal monatlich „Dänischer Gut-Templer" (Aarhus) und „Reform" (Aalborg), jener Organ der englischen, diese das der amerikanischen Gut-Templer, — und endlich dreimonatlich „Die Enthaltsamkeits-Posaune", Organ der „evangelischen" Wirksamkeit.

Was haben alle diese Vereine denn nun ausgerichtet? Im Hinblick auf die Gesetzgebung wenig oder nichts, im Hinblick auf die öffentliche Meinung aber schon viel. Am meisten ist jedoch durch die Bewegung für die einzelnen Familien gethan. In vielen, sehr vielen Wohnungen, wo früher bittere Armuth, Zank und Elend herrschten, haben die Leute jetzt ihr gutes Auskommen, und sind dabei zufrieden und glücklich geworden, wenn dem sonst nichts im Wege stand. Man urtheile darum nicht zu streng über äußere Formen, wenn Einem dieses oder jenes etwas sonderbar vorkommen möchte!

Es wird bekannt sein, daß gegen Ende vorigen Jahres, am 16. December zu Kopenhagen ein Verein ähnlich Ihrem deutschen Verein errichtet wurde. Er nennt sich „Gesellschaft zur Förderung der Mäßigkeit" (eigentlich „Nüchternheit," Samfund til Aedrueligbedens Fremme), und wurde von sechs angesehenen Männern gegründet, die sämmtlich den Grundsätzen der völligen Enthaltsamkeit huldigen. Unter ihnen möchten der genannte Propst Th. Sörensen, der Prediger an der Diakonissinnen-Stiftung R. Dalhoff, Verfasser einer unserer besten Schriften gegen den Brantwein („Ein gefährlicher Freund"), und der Rector und Reichstags-Abgeordnete F. Dahl besonders hervorzuheben sein. Die Gesellschaft sucht diejenigen unter den Bessergestellten, welche sich bisher von der Enthaltsamkeitssache fern hielten, für die Arbeit zur Förderung der Mäßigkeit zu gewinnen.

Auch der am 23. April 1885 errichtete „Verein zur Förderung des rechten Gebrauchs der Sonntage" betheiligt sich an der Bekämpfung des Misbrauchs geistiger Getränke, indem er tapfer zu Felde zieht gegen den Ausschank derartiger Getränke an Sonntagen.

Unter den Aerzten wären viele zu nennen, die kräftig für die Sache der Mäßigkeit eintreten. Von der Hand der Professoren L. J. Brandes und C. G. Gädeken liegen populäre, diesen Gegenstand behandelnde Schriften vor, die bei uns überall bekannt sind, und Dr. B. Budde beantragte in der Versammlung dänischer Aerzte 1885 eine Resolution, die, fast einstimmig angenommen, darauf ausging den zunehmenden Gebrauch alkoholischer Getränke — nicht nur des Brantweins sondern

auch des bayerischen Bieres — als ein gefahrdrohendes Uebel hygienischer, moralischer und ökonomischer Natur zu bezeichnen und in den öffentlichen Schulen die Einführung des Unterrichts über die schädlichen Folgen des Misbrauchs der erwähnten Getränke anzurathen. In letztgenannter Rücksicht hat der Vorstand des Aerztlichen Vereins schon längst ein Gesuch bei der Regierung eingereicht und hofft auf einen baldigen guten Erfolg.

Auf der am 25.—27. Mai zu Kopenhagen abgehaltenen kirchlichen Versammlung kam die christliche Bedeutung der Enthaltsamkeitsache ausführlich zu Sprache und wurde diese Sache von verschiedenen Seiten warm in Schutz genommen.

Aus diesen wenigen und kurzen Bemerkungen wird so viel hervorgehen, daß auch bei uns in Dänemark ein ernstlicher Kampf gegen den alles verheerenden Alkoholismus entbrannt ist. Möge Gott die von den verschiedensten Seiten gemachten Anstrengungen segnen!

Sabro b. Mundelstrup, Jütland. — C. Wagener.

Der Struwelpeter.

Unter Struwelpeter-Litteratur verstehen wir solche Schriften, welche in Wort und Bild und zwar in möglichst drastischer, oft fratzenhafter Weise, kindliche Untugenden und Thorheiten mit ihren schlimmen Folgen darstellen, zu dem Zwecke, vor dergleichen Fehlern durch Abschreckung zu bewahren.

Der Erzieher bedarf zur Erreichung seiner Erziehungszwecke der mannigfaltigsten Maßregeln; die Bekämpfung gewisser kindlicher Untugenden und Thorheiten läßt auch zuweilen starke Mittel und außergewöhnliche Vorkehrungen, gerechtfertigt erscheinen. Aus diesem Grunde wird von vielen Eltern auch der Struwelpeter mit seinen Nachahmungen in den Dienst der Erziehung gestellt, was der massenhafte Absatz hinlänglich belegt. Die bedeutendsten Pädagogen der Neuzeit haben jedoch dieses Erziehungsmittel einstimmig und aufs entschiedenste verurtheilt. Die Beweggründe sind folgende: die Darstellung der gegeißelten Fehler ist derart, daß auch schon das Kind die darinliegende Unwahrheit und Uebertreibung erkennt. Macht der Erzieher nun eine ernsthafte Miene, und sucht er dem Kinde die Sache als Wahrheit aufzutischen, so erregt er dadurch Zweifel an seiner Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit; faßt er sie scherzhaft auf, so spielt er mit der Untugend und verleitet das Kind, ein gleiches zu thun. Leichtgläubige, furchtsame und nervöse Kinder werden durch die fratzenhaften Gestalten und die dazu erzählten schrecklichen Geschichten leicht in Angst und in übermäßige Aufregung versetzt. Ihre Einbildungskraft wird mit Bildern erfüllt, die ähnlich schädlich wirken wie der „Popanz, der schwarze Hund, das graue Männchen, die Hexen und Gespenster" gewissenloser Kinderwärterinnen. Da die Kleinen gern nachahmen, so kann anstatt der Abschreckung in vielen Fällen auch das grade Gegentheil erzeugt werden. In jedem Falle lernen die meisten Kinder durch die Struwelpeter-Litteratur, wenn sie ihnen, wie gewöhnlich geschieht, selbst in die Hände gegeben wird, Untugenden und Thorheiten erst kennen, an die sie sonst vielleicht in ihrem Leben nicht gedacht hätten. Endlich wird durch die Zerrbilder den Kindern nicht Geschmack am Schönen und Wohlanständigen beigebracht, wie es die Erziehung fordert, also verzogen statt erzogen.

Diesen Anschauungen kann man gewiß allenthalben beipflichten und ihnen gegenüber nur wünschen, daß dieselben recht weite Verbreitung finden zum Heile unserer heranwachsenden Jugend. **W.**

Bücher und Schriften.

Von A. v. d. Elbe liegt wiederum eine ihrer vortrefflichen geschichtlichen Erzählungen vor, die sich wie die früheren durch geschickten Aufbau der Handlung, anziehende Charaktere, getreue Wiedergabe der Zeiteigenthümlichkeiten und edle Sprache auszeichnet. Das zuerst in einer vielverbreiteten Zeitschrift veröffentlichte, jetzt in Buchform erschienene Werk führt den knappen Titel „Souverän" (Dresden und Leipzig, E. Pierson). Es hat den Untergang eines der kleinen sächsischen Fürstenhäuser zum Gegenstande und zeigt sehr anschaulich das geschichtliche Verhängnis, dem viele Kleinstaaten zum Opfer fallen mußten, sobald sie ihre Daseinsberechtigung nicht mehr in sich selbst trugen, sondern nur noch auf dem angeerbten Recht fußten. M. L.

Nelly. Erzählung für Mädchen von A. v. d. Osten. Hamburg, J. F. Richter.

„Der erste Preis", ein alles Preises würdiges Erzählbüchlein für Mädchen, stellte Fortsetzung in Aussicht, die nun noch eben zeitig für Weihnachten erscheint. Auch zu „Nelly" dürfen Eltern mit vollem Vertrauen greifen. Angenehm beschäftigend und spannend durch inneres wie äußeres Leben, gewinnend für die vorgeführten Gestalten, enthält die Darstellung zugleich die wünschenswerthesten Lehren in sich ohne jegliche Aufdringlichkeit. Möge sie auf viele Weihnachttische gelangen!

Illustrirte Zimmer-Flora u. s. f., mit 112 Abbildungen. Von O. Hüttig, Director a. D. und Lehrer des Gartenbaues. Der bekannte Sachverständige, dem mehrere für das deutsche Haus bestimmte Zeitschriften die Belehrung der Leser über Blumenpflege anvertraut haben, gibt in dem vorliegenden Werke zusammenhangende Anweisung über Anzucht und Pflege von Zierpflanzen im Zimmer und im Freien, über Trocknen, Bleichen und Färben von Blumen und Gräsern und verwandtes. „Hauptsächlich für den Liebhaber bearbeitet", steht auf dem Titel, hauptsächlichst aber, fügen wir hinzu, für den reichen Liebhaber, der seinem Steckenpferde beträchtlich viel Zeit, Kräft und Geld widmen kann — vielleicht auch ein gutes Handbuch für den kleineren Handelsgärtner. (Oranienburg, 1886. Ed. Freyhoff's Verlag.)

Hoffmann's Haushaltungsbuch für das Jahr 1887. Eleg. kart. mit prächtigem Umschlagbild M 2. (Verlag von Jul. Hoffmann in Stuttgart) das wir schon öfter empfohlen haben, erscheint dieses Jahr um einen „Rathgeber für den Haushalt" vermehrt, dessen Belehrungen aus der Waarenkunde namentlich angehenden Hausfrauen erwünscht sein werden.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Anzeigen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen oder C. W. Roussell, Langenstr. 90|91 in Bremen. Jahrespreis der Monats-Ausgabe 8 Mark.

Neunter Jahrgang.

Nordwest

Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift.

Herausgegeben von A. Lammers.

Preis vierteljährlich 4 Mark halbjährlich 7 Mark, jährlich 12 Mark. Einrückungsgebühr für 3gespaltene Kleinzeile 40 Pfennig.

№. 52. Sonntag, 26. December. 1886.

Oeffentliche Weihnacht-Bescherungen.

„Anfang der Wachsamkeit über die öffentlichen Weihnacht-Bescherungen" — so bezeichnet Herr Pastor Portig, was er in Bremen dieses Mal zustandegebracht hat, und dessen Einleitung wir neulich mittheilten. Der Abschluß war, daß am 18. December Vertreter und Vertreterinnen von drei höheren Mädchenschulen und fünf Gesellschaften sich versammelten zur Vergleichung der Listen. Diese enthielten 218 Familien mit ungefähr 600 Kindern. Von kirchlichen Gemeindepflegen standen zwei Listen zur Verfügung; eine dritte hatte ihre Liste einsenden wollen, dieselbe aber nicht früh genug fertigstellen können. Die Vergleichung der Listen ergab, daß achtzehn Namen in denselben doppelt vorkamen, zwei dreifach. Wenn die Verhältnisse in diesen Familien als sehr dürftige erkannt wurden, beschloß man einem oder mehreren Kindern seitens des einen Vereins, einem anderen seitens eines anderen Vereins zu bescheren, eine dreifache Bescherung aber nicht zu dulden.

Dieser Bericht kann den Eindruck erregen, als handle es sich bei der ganzen Sache nur um Verhütung unnöthiger Spenden. Das ist freilich gewiß nichts grundloses oder überflüssiges! Man darf in unserer Bevölkerung den Bettelgeist nicht pflegen, der in Stadt und Umgegend hier auf verhältnismäßig fruchtbarem Boden wächst, und in manchen leidigen Erscheinungen — beispielshalber dem Pochen auf geschuldeten ärztlichen Beistand ohne einen Gedanken an rechtzeitige und gehörige Vergütung oder an Vergütung überhaupt — sich täglich zeigt. Eine Weihnacht-Bescherung kehrt zwar alle Jahre nur einmal wieder und beschränkt dadurch Wohlthat wie Fluch, welche ihr entquillen mögen; — aber sie wirkt dafür auf die weichen bildsamen Seelen von Kindern. Was mit ihr von Geld der Wohlhabenden vergeudet wird, ist gleichgiltig gegen die Gefährdung des Triebes zur Selbsterhaltung in den Beschenkten. Diese zarte und so wichtige Pflanze zu knicken ist gradezu Sünde, auch wenn niemals böser Wille sie begeht, sondern immer nur der Leichtsinn eines oberflächlichen Wohlwollens.

Aber die unternommene allgemeine Verständigung über solche Bescherungen welche nicht innerhalb des engsten Kreises von einander näher bekannten vermögenden und unvermögenden Familien bleiben, geht nicht lediglich auf die Bekämpfung wuchernden Schmarotzerthums hinaus. Sie hat auch schon die Art der Veranstaltung ergriffen, wie die erste Mittheilung ergab Ein entschieden gemeinnütziger Austausch von Erfahrungen und Gedanken über diese knüpfte sich an den ersten, nächsten Zweck. Das ganz plumpe Verfahren, welches darin bestände daß eine arme Familie kurz vor oder nach dem Christ-Abend in einem reichausgestatteten behaglichen Hause erschiene, um sich da ihre Bescherung abzuholen, für einen Augenblick also in den blendenden und berückenden fremden Glanz einträte, um dann wieder für alle übrigen Tage des Jahres in ihr kaltes ödes Dunkel zurückzusinken, kann seitdem nun wohl schon für geächtet gelten. Zwischen dem Erscheinen zahlreicherer Eltern und Kinder in einem öffentlichen Raume und der Verabfolgung an die Eltern zur Austheilung in ihrem eigenen Heim schwankt die Wahl. Jenes scheint die Stimmung der bedachten Familien selbst zu begünstigen, dieses die Auffassung ernster Volkserzieher. Eine Entscheidung hat noch nicht getroffen werden können. Sie werde auch hier nicht vorweggenommen, aber als eine beachtbare Stimme doch mitgetheilt, was O. Brändli im Baseler Protestantenblatt schreibt:

„Das gibt ja von wohlthätigen Vereinen, von Sonntagschulen, von holden Damenkränzchen veranstaltet Weihnacht-Bescherungen über Weihnacht-Bescherungen. Allen Respect! Aber es will uns manchmal vorkommen, es geschehe des guten zuviel, und zwar auf Kosten der Weihnachtfeier in der Familie. In der Familie soll die Weihnacht ihren Mittelpunkt haben. Die Sache der Eltern ist es, ihren Kindern eine Weihnachtfreude zu bereiten. Und solchen Glauben haben wir an die Wundermacht und an die erfinderische Kraft der Mutterliebe, daß wir überzeugt sind: auch die ärmste Mutter kann das leisten. Ist eine Mutter noch so arm, so gibt sie ihrem Kinde warm. Wenn sich aber Eltern dieser süßen Pflicht entschlagen, weil ja ihre Kinder für ein ganzes halbes Dutzend Weihnacht-Bescherungen eingeladen sind — man muß nur das Geschäft verstehen —, so ist das entschieden vom Uebel. Gegenüber gewissen Tendenzen unserer Zeit, welche auf Schwächung des Familiensinnes und auf Auflösung des Familienlebens gerichtet sind, muß die Losung nicht bloß des Christen sondern jedes Vaterlandsfreundes sein: Stärkung des Familiensinns! Hebung des Familienlebens! Dazu soll aber auch die Weihnacht mithelfen."

Soweit die Voraussetzung von „selbst der ärmsten Mutter" wahr ist, gilt gewiß die Schlußfolge, — nur daß eine wohl-

bemessene richtig dargereichte Beihilfe auch dann nicht schaden wird. A. L.

Arbeit macht bescheiden.

Im vorigen Jahrhundert geht ein kritischer Zug durch alles höhere geistige Leben der Völker. Politiker, Philosophen, Theologen sind eifrig darüber aus, das Bestehende auf seine Daseinswürdigkeit zu untersuchen, wofür sie eigentlich nur Einen Maßstab, den der „gesunden Vernunft“, der „Aufklärung“ anwenden; ihre Arbeit ist großentheils ein Niederreißen. Das neunzehnte Jahrhundert hat daher Raum genug zum Aufbauen gehabt, und hat glücklicherweise auch in sehr wichtigen Gebieten seine Aufgabe darin gefunden zu schaffen, soviel daneben des Zerstörens von nothwendiger und von verderblicher Art immer noch herlaufen mag. Aber, wenn einzelne Erfahrung nicht trügt, so ist dafür der kritische Sinn in desto breitere Schichten durchgesickert, welche früher gewohnt waren, gegebene Einrichtungen und Zustände einfach hinzunehmen, sich an Werken der Natur und Kunst unbefangen zu erfreuen, manches auch wohl stillschweigend abzulehnen, ohne aber sich gedrungen zu fühlen, jede neue, in ihren Gesichtskreis tretende Erscheinung mit einem ausführlichen Zeugnis des Für und Wider zu entlassen.

Ein gesundes, sicheres Urtheil ist nun eine herrliche Sache. Es setzt ein gesundes geistiges Leben voraus, etwa wie die reine, blühende Haut auf gute Säftemischung schließen läßt. Theilweise beruht es gewiß auf Anlage, auf erziehlichen Einflüssen, auf der Einwirkung günstiger Umgebung; theilweise läßt es sich durch Nachdenken und Selbstzucht erwerben. Aber ein seltenes Wesen müßte der Mensch sein, der sich allen ihm begegnenden Erscheinungen der verschiedensten Lebensgebiete gegenüber immer ein richtiges Urtheil bilden könnte. Es ist möglich, daß jemand immer schnell weiß, ob etwas, eine Person oder eine Sache, ihm zusagt oder nicht; manche Leute können nicht neutral bleiben: sie müssen sich für oder wider begeistern. Aber es ist niemandem möglich, immer sofort ein objectives Urtheil zu fällen, und das vergessen wir nur zu leicht, wenn wir uns vom Zuge unserer Zeit mit fortreißen lassen; wir meinen, wir könnten und wir müßten über alles was uns zu Ohren kommt: über Politik und Litteratur, über Kunst und Wissenschaft, über Menschen und Maßregeln immer gleich zu Gericht sitzen und einen fertigen Wahrspruch verlautbaren. Pascal sagt einmal, indem er die Eigenliebe des Menschen wohl etwas zu umfassend brandmarkt, es würde niemand Vergnügen daran finden auf Reisen zu gehen, wenn er nachher von seinen Erlebnissen nicht sprechen dürfte. Ich glaube, für viele Leute besteht das Hauptvergnügen, welches sie im Schauspiel, im Concert, in Kunstsammlungen, in Vorträgen, in Gesellschaften suchen, darin, daß sie nachher kritisch beleuchten können, was sie gehört und gesehen haben. Daß jemand, der beispielsweise aus der Kunst nie ein Studium gemacht hat, einem Gemälde, einer Statue, der Leistung eines Schauspielers gegenüber sagte: Ich kann nicht beurtheilen, inwieweit dies oder das den Regeln der Schönheit entspricht; ich kann nur sagen, es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht — das kommt nicht ganz oft vor; für einen, der sich also bescheidet, finden sich zehn andere, die mit zweifelloser Sicherheit verkündigen: Diese Figur ist verzeichnet, und jene Farbe müßte durch eine andere ersetzt werden; diese Stelle im Macbeth war völlig falsch aufgefaßt, und jene Stelle in der Symphonie hätte ganz leise gespielt werden müssen.

Denn in der Regel ist eine Kritik, die sich an alles wagt, verneinender Natur. Der Tadel läßt durchblicken, daß man von der betreffenden Sache mehr versteht als der Urheber der Leistung; das Lob wirft einen solchen günstigen Widerschein auf den Lobenden nicht. Gottlob sind trotzdem die unangenehmen Leute selten, welche sich den Spruch des alten römischen Satirikers: Bewundere nichts! zu eigen gemacht hätten. Eine Frau, die vielleicht nie ein Concert besucht, ohne nachher an dem Gehörten allerlei zu tadeln, ist gern bereit, die Kleidung einer anderen, die Hauseinrichtung einer dritten vortrefflich zu finden. Ein Mann, der an jeder Regierungsmaßregel, von welcher er hört, etwas auszusetzen weiß, wandert stumm genießend durch einen schönen Park, und wenn man ihn zu einem Aussprechen seiner Gefühle veranlassen könnte, so würde man nur erfahren, wie alles ihn entzückt. Wenn man genauer zusieht, so will es scheinen, als wäre in dieser Fähigkeit, einiges ohne Hervorhebung seiner Mängel auf sich wirken zu lassen, anderes immer mit einer tadelnden Kritik zu begleiten, ein Gesetz, als gestatte sie einen Rückschluß auf das Leben des also Genießenden und Kritisirenden. Es scheint mir, als wären wir, vorausgesetzt daß wir überhaupt aufrichtige, nicht allzu sehr von uns eingenommene Menschen sind, am ersten zum unbefangenen Aufnehmen, zur Bewunderung alles Guten und Schönen auf den Gebieten geneigt, wo wir selber etwas leisten, am schnellsten dagegen geneigt uns zu Richtern aufzuwerfen, da wo wir unsere Kräfte nie versucht, die oft sehr schnell erreichten Grenzen menschlicher Kraft daher auch nie aus Erfahrung kennen gelernt haben. Gemeinnützige Veranstaltungen erfahren oft die völligste Verwerfung grade von solchen Leuten, die nie eine Hand gerührt haben außer für sich selbst und die Ihrigen. Leute die nie ein Wort öffentlich geredet haben, die nie in der Lage gewesen sind für die geistige Nahrung anderer zu sorgen, wundern sich, daß ein Prediger nicht jeden Sonntag gleich gut und vortrefflich redet und machen ihm wohl gar einen Vorwurf daraus.

In diesem Sinne darf man also wohl sagen, daß Arbeit bescheiden macht, bescheiden im Urtheil, bescheiden in den Ansprüchen, die wir an andere und ihre Leistungen stellen. Nur wer ein Werk selbst verrichten kann, vermag ganz zu ermessen, welche Schwierigkeiten auf alle Fälle dabei zu überwinden sind, und wird auch da leichter auf mildernde Umstände erkennen, wo er dieselben Schwierigkeiten nicht gehabt hätte, sondern andere. Es ist eine bekannte Thatsache, daß nicht diejenigen von Anfang an die besten Lehrer zu sein pflegen, die ihrer Zeit die besten, d. h. die zahmsten, fleißigsten, gehorsamsten Schüler waren, sondern die mit Herzenswärme und starkem Willen begabten, welche als Schüler dieselben Versuchungen zur Faulheit, zur Unruhe, zum Ungehorsam durchgemacht haben, wie sie dem großen Durchschnitt nicht erspart bleiben. Auch die Arbeit an sich selbst macht bescheiden. Sie muß dann freilich mit der Aufrichtigkeit Hand in Hand gehen, sonst führt sie im Gegentheil zu der Selbstüberhebung, die aller Tadelsucht und hämischen Kritik zu Grunde liegt. Wie jeder Erwachsene auf irgend einem Gebiete Meister sein sollte, so hat auch jeder, der irgendwo Meister ist, die Pflicht der Beurtheilung, und je mehr er wirklich Meister ist, desto leichter kann er gerecht und billig urtheilen. Desto leichter kann er sich aber auch eingestehen, daß er von vielen Dingen, die ihn nichts angehen, nichts versteht, und das kann einem manchmal wie eine wahre Erleichterung zum Bewußtsein kommen, wenn man in unserer vielbewegten Zeit bald hier, bald da über solche Dinge mitsprechen soll. Mich fragte einmal vor nicht langer Zeit eine im Auslande lebende Dame, die zum Besuch in Deutschland war, urplötzlich: Wie denken Sie über das Brantwein-Monopol? Im ersten Augenblick war ich wirklich so dumm, daß ich mich auf eine Antwort besann, die doch wahrheitsgemäß nur lauten konnte: Gar nicht! Aber während ich sie aussprach, tröstete mich auch schon der Gedanke, daß ich ja durch nichts verpflichtet sei, über jene damals soviel Staub aufwirbelnde Sache irgend etwas zu denken, so wenig wie über Wagner'sche Opern oder Gänseleberpasteten, und ich war dann dreist genug, meinen Mangel an Urtheil als mein gutes Recht zu vertheidigen.

M. L.

Der dritte Leipziger Unterrichts-Curs für Handfertigkeits-Lehrer.

(Schluß).

Eine recht energische Förderung hat das Bestreben in Weimar durch Oberbürgermeister Dr. Pabst erfahren. Nachdem im vorigen Jahre auf seine Veranlassung der Bürgerschullehrer John den Leipziger Cursus besucht hatte, wurde die Einrichtung einer Schülerwerkstatt so lebhaft betrieben, daß dieselbe schon am 24. October 1885 mit zwei Abtheilungen (für Papp-Arbeit und Tischlerei), die zusammen 32 Schüler zählen, eröffnet werden konnte. Dieselben haben mit recht gutem Erfolge gearbeitet, und in diesem Jahre war College John zum zweitenmale hier, um an Holzschnitzen und Metallarbeit theilzunehmen. Bald nach seiner Rückkehr ist auch eine Abtheilung für Metallarbeit eingerichtet worden, und jetzt sind Unterhandlungen im Gange, um die Holzarbeiten (Tischlerei und Schnitzen) im Großherzoglichen Waiseninstitut einzuführen. Die dortige Sparcasse hat bis jetzt ausreichende Mittel zur Einrichtung und Unterhaltung der Werkstatt gewährt und sich dadurch besonderen Dank verdient. Herr John hatte dieses Jahr vom Ministerium und Magistrat zusammen eine Unterstützung von 230 *M* erhalten.

In Hamburg wurde der erste Anfang mit der Knaben-Handarbeit im vorigen Jahre vom Lehrer Kröger gemacht, der auf eigene Kosten den Leipziger Cursus besucht hatte und dann auch privatim in einem ermietheten Local einen Werkstattscurs mit 24 Knaben eröffnete. Da er auf eigene Mittel angewiesen war, hat er sein Unternehmen nach halbjährigem Bestehen wieder eingestellt. In diesem Jahre besuchte nun College Vollers aus Hamburg unseren Cursus, ebenfalls aus eigenen Mitteln, und nahm an Papp-Arbeit und Holzschnitzen theil. Den vereinten Bemühungen dieser beiden, denen sich auch Herr Sauerberg angeschlossen hat, ist es gelungen, eine kleine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten für ihre Idee zu gewinnen. Die Schulvorsteher Dr. Wahnschaff und Thedsen haben in uneigennützigster Weise Localitäten ihrer Schulen als Arbeitsräume zur Verfügung gestellt, und dadurch ist es möglich geworden beim Beginn des Winterhalbjahrs zwei Curse für Holzschnitzen und Papp-Arbeit mit etwa 30 Schülern aus den besten Familien zu eröffnen. Jeder derselben zahlt vierteljährlich 30 *M*. Durch die empfehlende Verwendung des Herrn Senator Versmann hat neuerdings auch die Waisenhausverwaltung die versuchsweise Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts beschlossen und die obengenannten drei Lehrer mit der Ausführung beauftragt. Außer von den schon erwähnten Herren erfährt die ganze Angelegenheit noch besondere Förderung durch die Herren Schulrath Dr. Kersten, Seminardirector Mahraun, Prof. Dr. Pauli, Pastor Weymann, Dr. med. Sieveking und Pastor Schooft, welcher letztere im Bürgerverein Anregung zu allgemeiner Einführung gibt. In der Taubstummenanstalt und im Knabenhort ist der Unterricht schon im vorigen Jahre eingeführt, und seit kurzem hat man auch in den Vororten Eimsbüttel und Eppendorf derartige Curse eingerichtet.

In Breslau wollte die Angelegenheit gar nicht recht in Fluß kommen; doch ist es den rastlosen Bemühungen des Lehrers L. Baron endlich gelungen, zu Ostern 1886 im Beisein des Stadtschulraths Dr. Pfundtner, der beiden Stadtschulinspectoren, einiger Vorstands-Mitglieder des Schlesischen Central-Gewerbevereins und des Breslauer Gewerbevereins die erste Breslauer Handfertigkeitsschule zu eröffnen. 36 Schüler, zumeist aus höheren Lehranstalten, hatten sich eingefunden und sind auch bis jetzt treugeblieben. Der Anfang wurde mit Papp-Arbeiten gemacht. Als Unterrichtslocal dient die Aula der katholischen höheren Bürgerschule, welche dem Leiter des Cursus unentgeltlich überlassen wird. Zur ersten Einrichtung hat der Schlesische Central-Gewerbeverein 150 *M* hergegeben. Die Schüler zahlen an Herrn Baron monatlich 1 *M*. Die Breslauer Arbeitsschule ist also vorläufig noch ein Privatunternehmen, und es dürfte wohl auch noch geraume Zeit vergehen, ehe es gelingen wird, den Arbeitsunterricht in eines der dort bestehenden Knaben-Waisenhäuser einzuführen. Daß jedoch für diesen Gegenstand das Interesse allmählich rege zu werden beginnt, beweist der Umstand, daß in diesem Jahre einem zweiten städtischen Lehrer, Herrn J. Schubert von der Stadt und dem Schlesischen Central-Gewerbeverein je 100 *M* bewilligt wurden, um an dem diesjährigen Unterrichts-Curse für Lehrer theilnehmen zu können. Er beabsichtigt sich mit Herrn Baron zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen.

Ein recht erfreuliches Bild bietet der Kreis Waldenburg in Schlesien in Rücksicht auf unsere Bestrebungen. Schon seit 1879 bestehen daselbst Arbeitsschulen für Knaben nach dem Muster der Clauson-Kaas'schen. Sie verdanken ihre Begründung und Erhaltung dem nach verschiedenen Richtungen hin äußerst segensreich wirkenden Verein zur Förderung des Wohles der arbeitenden Classen im Kreise Waldenburg. Diese Schulen haben den Zweck, Knaben im Alter von 10 bis 14 Jahren in allerlei Fertigkeiten der Hand zu unterrichten. Zunächst wurde in der Kreisstadt Waldenburg selbst am 23. April 1879 eine solche Schule mit 42 Schülern und fünf Lehrern eröffnet. Die Lehrfächer waren Papp-Arbeiten, Tischlerei, Drechslerei, Korb- und Bürstenmacher-Arbeiten.

In demselben Jahre wurde noch eine weitere Schule in Dörnhau mit 24 Schülern und drei Lehrern eingerichtet, der im nächsten Jahre die Anstalten in Wüstegiersdorf mit 37 Schülern und vier Lehrern und Gottesberg mit 30 Schülern und drei Lehrern folgten. 1882 wurde die fünfte Schule in Rudolfswaldau eröffnet, in welcher nur Unterricht im Holzschnitzen von dem hierzu besonders angestellten Holzschnitzer Gödecke aus Andreasberg im Harze ertheilt wird. Diese Schule soll in den fast durchweg von Hand-Leinwebern bewohnten Dörfern am Eulengebirge eine Anregung geben, um neue und geeignete Kräfte dem Handwerke zu gewinnen und möglichst von der unlohnenden und ungesunden Handweberei abzulenken. Genannter Herr Gödecke ertheilt auch in den Schulen zu Dörnhau und Wüstegiersdorf Unterricht in Schnitzen. Sämmtliche fünf Schulen haben sich seit ihrer Begründung immer weiter entwickelt und sind den Fortschritten der Handfertigkeits-Bewegung entsprechend mehr und mehr ausgebaut worden. Der preußische Unterrichtsminister gewährt dem Vorstand zur Erhaltung der Arbeitsschulen seit 1880 alljährlich eine Beihilfe von 2000 *M*, welche Summe für 1886 sogar auf 2500 *M* erhöht worden ist. In gleicher Weise unterstützt die Niederschlesische Bergbauhilfscasse die Arbeitsschulen mit alljährlich 1200 *M*. Der Fürst von Pleß und die Firma Reichenheim gewähren den Schulen freie Benutzung der Arbeitsräume u. a. m. Der gegenwärtige Stand der fünf Arbeitsschulen ist nun folgender: Der Unterricht ist unentgeltlich und wird wöchentlich an zwei Tagen in je zwei Stunden von Handwerksmeistern ertheilt; doch steht an der Spitze einer jeden Schule ein Lehrer als pädagogischer Leiter. Die Arbeitsschule I zu Ober-Waldenburg, welche seit dem 1. Januar unter der Leitung des Hauptlehrers Püschel steht, zählt 78 Schüler, welche von sechs Lehrern (Meistern) in Papp-Arbeiten, Tischlerei, Drechslerei, Schnitzerei, Laubsägen, Korb- und Bürstenmacherei, sowie im Zeichnen nach Gipsmodellen unterrichtet werden. Die Arbeitsschule III zu Wüstegiersdorf, welche gleich den benachbarten Schulen zu Dörnhau und Rudolfswaldau unter der speciellen Leitung und Inspection des Waisenhausdirectors Kranz steht, zählt gegenwärtig 176 Schüler mit sechs Lehrern. Zu den oben genannten Unterrichtsfächern ist hier seit kurzem auch noch Metallarbeit nach den Leipziger Vorlagen gekommen. Es sei hier gestattet, die großen Verdienste besonders anzuerkennen, welche sich Herr Director Kranz um die Förderung des Handfertigkeits-Unterrichts im Kreise Waldenburg erworben hat. Die Arbeitsschule II zu Dörnhau unter Leitung des Lehrers Wahsner hat 38 Schüler und fünf Lehrer. Die Arbeitsschule IV zu Gottesberg unter Leitung

von Maschinenmeister Längner und Lehrer Hübner hat 30 Schüler und drei Lehrer, die Arbeitsschule V in Rudolfswaldau 17 Schüler und einen Lehrer. Sämmtliche Schulen benutzen die Vorlagen der Leipziger Schülerwerkstatt und die Grunow'schen. Die Arbeitsmaterialien werden den Schülern unentgeltlich verabfolgt. Der Erlös der verkauften Producte wird zum Theil zu kleinen Ausgaben der Schule, zum größeren Theile jedoch im Interesse der Schüler z. B. zu Weihnachtsbescherungen verwendet.

Ueber unsere Nachbarstadt Halle konnte schon im vorjährigen Bericht mitgetheilt werden, daß daselbst zwei Knabenhorte in segenbringender Weise wirken, zu denen seit dem 15. September 1885 sich ein dritter gesellt hat, während die Gründung eines vierten von dem Verein Knabenhort in Aussicht genommen ist. Die Leiter der bestehenden drei Anstalten sind die Lehrer Oschatz, Karnagel und Beßler. An der Spitze der ganzen Bewegung steht der Stadtverordnete Rentner Demuth und ihm zur Seite der Realschuldirector Dr. Schrader. Auch in diesem Jahre war Halle unter den Besuchern unseres Curses vertreten durch die Herren Zweigler und Grosse. Letzterer betheiligte sich auf eigene Kosten an der Tischlerei und dem Modelliren; ersterer, der vom preußischen Cultusminister 130 ℳ Unterstützung erhalten hatte, nahm an Holzschnitzen und Metallarbeit theil.

In Zwickau ist dem Arbeitsunterrichte schon seit mehreren Jahren eine sorgfältige Pflege gewidmet worden. In diesem Jahre betheiligen sich 106 Schüler an dem Unterricht, welche in drei Abtheilungen für Holzarbeiten und drei Abtheilungen für Papp-Arbeiten untergebracht sind. Die Leitung der Curse liegt in den bewährten Händen der Bürgerschullehrer Lehmann und Schwarzenberger. Durch den Bürgerschullehrer Franz Hertel hat der Arbeitsunterricht in Zwickau Eingang und wohlwollende Aufnahme gefunden. Vor etwa drei Jahren hat sich ein Handfertigkeitsverein gebildet, welcher alle Freunde und Förderer dieser Sache unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Weicker vereinigt. Der Rath der Stadt unterstützt das Unternehmen durch freie Gewährung der Arbeitsräume nebst Beleuchtung und Heizung und durch einen baaren Zuschuß von jährlich 300 ℳ. Außer den Schülercursen bestand bis Anfang dieses Jahres unter Leitung des Herrn Hertel ein Cursus für Lehrer, welcher jedoch infolge schwerer Erkrankung des Leiters gegenwärtig ruht. Auch im dortigen Knabenhort, der von Bürgerschullehrer Neef und noch einem Collegen geleitet wird, ist die Handfertigkeit in den Dienst der Erziehung gestellt. Der Knabenhort wurde im Mai von dem „Mariabund", einem sehr thätigen Wohlthätigkeitsverein gegründet. Er umfaßt gegenwärtig 45 Zöglinge (meist Halbwaisen), welche täglich von 4 bis 7 beschäftigt werden. Die Zöglinge zahlen die Woche 25 ₰, werden aber dafür täglich zum Vesper mit guter Milch und Schwarzbrot gespeist. Das Honorar für die Lehrer bringt der Mariabund auf. Herr Lehrer Neef besuchte den diesjährigen Cursus in Tischlerei und Papp-Arbeiten. Er bekam vom Mariabund 50 ℳ und vom Ministerium des Cultus 60 ℳ.

In Frankfurt am Main besteht an einer Schule, der Arnsberger, eine Einrichtung für Handarbeits-Unterricht. Es sind daselbst zwei Abtheilungen, von denen jede wöchentlich vier Stunden beschäftigt wird. Durchschnittlich kommen auf jede Abtheilung 35—40 Schüler. Der Unterricht wird von zwei Lehrern ertheilt. Es wird besonders Papp-Arbeit nach den Leipziger Vorlagen getrieben, doch werden auch Stühle geflochten und kleine, leichte Tischlerarbeiten gefertigt. Die Kosten für Local, Licht und Heizung und Gehalt der Lehrer bestreitet die Stadt. Der Verdienst aus den angefertigten Sachen wird den einzelnen Schülern nach Abzug des Materialverbrauchs in Schülercassen angelegt. Der Begründer und Förderer dieser Anstalt ist Rector Schnabel. Von dem dortigen „Verein für Kinderhorte", um den sich Herr Bankdirector Thorwart große Verdienste erworben hat, war Herr Elsenheimer nach hier entsendet und mit 300 ℳ unterstützt worden.

In München ist der Handfertigkeits-Unterricht in dem Sinne, wie wir ihn auffassen, noch ziemlich unbekannt. Erst in neuester Zeit ist durch die Presse (Münchener Neueste Nachrichten) in einem großen Leitartikel auf die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Sache aufmerksam gemacht worden. Die dortigen Knabenhorte beschäftigen ihre Zöglinge wohl auch mit Handarbeiten, wenn die Witterung den Aufenthalt im Freien nicht gestattet, aber es wird damit kein bestimmtes Ziel verfolgt. Die Knaben fertigen Gegenstände aus Holz und Pappe. Es wird nun beabsichtigt auch in München mit der Begründung von Schülerwerkstätten vorzugehen, und zwar ist es der dortige Volksbildungsverein, welcher unter Führung des Herrn Bürgermeisters die Erreichung dieses Zieles mit besonderem Eifer anstrebt. Genannter Verein hatte zu diesem Zwecke drei Münchener Lehrer, die Herren Kerschensteiner, Gewald und Werner zu unserem Curse geschickt und jedem 300 ℳ Unterstützung zugewendet. Sie hatten sich so vertheilt, daß sie mit allen fünf Unterrichtszweigen vertraut worden sind.

Von den übrigen Cursbesuchern konnten bestimmte Angaben über bereits erfolgte Schritte zur Einführung des Unterrichtszweiges noch nicht gemacht werden. Unterstützungen hatten erhalten Herr Schindler aus Kaiserswolde vom deutschen Landeslehrerverein in Böhmen 30 fl., Herr Leder aus Kukus von der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg 100 fl., Herr Hanikyr aus Theresienstadt 30 fl. von der Gemeinde, Herr Kramer aus Bielitz 100 fl. vom schlesischen Landesausschuß, Herr Ksinski aus Posen vom deutsch-israelitischen Gemeindebund in Berlin 90 ℳ.

In der letzten Versammlung nahm der Unterzeichnete Gelegenheit, den verflossenen Cursus in Rücksicht auf seine Ergebnisse noch einmal zu überblicken, und forderte gleichzeitig die Herren Theilnehmer auf, auch ihrerseits offen auszusprechen, was ihnen an der Einrichtung noch wünschenwerth erscheine, damit man in Zukunft darauf Rücksicht nehmen könne. Im Namen der übrigen Herren ergriff Herr College Kramer aus Bielitz das Wort, um zunächst den lehrenden Meistern und der Cursleitung Worte herzlichen Dankes und aufrichtiger Anerkennung für ihre gewissenhafte Mühewaltung auszusprechen. Er bekannte offen, daß er und seine Collegen mit ziemlich hohen Erwartungen hierher gekommen seien, ihre Ansprüche aber, soweit dies überhaupt in der Zeit von vier Wochen möglich sei, volle Befriedigung gefunden hätten. Für die Zukunft wünschte er, daß in allen Fächern der Lehrgang in Bezug auf stufenmäßiges Fortschreiten genau bezeichnet sein möge, damit die Entwickelung desselben auch dem Laien sofort erkennbar werde. Als besonders wünschenswerth gab er auch an, daß den zukünftigen Handfertigkeitslehrern während ihres Aufenthalts in Leipzig in fortlaufenden Schüler-Cursen Gelegenheit geboten werde, die praktische Handhabung des Unterrichts aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Zu diesem letzten Punkte mußte allerdings seitens der Cursleitung darauf hingewiesen werden, daß grade die Ferienzeit, in welche der Cursus abgehalten wird, der Ausführung dieses Wunsches besondere Schwierigkeiten entgegen stelle. Jetzt, nachdem die Begründung des deutschen Handfertigkeitsseminars am hiesigen Orte fest beschlossen ist und die Vorbereitungen dazu bereits getroffen werden, dürfte sich die Sache günstiger gestalten. Die beiden vorläufig geplanten Curse sollen bei einer Dauer von je 4 Wochen vom 1. Juli bis 1. August und vom 1. August bis 1. September abgehalten werden, so daß dann von jedem zwei Wochen außerhalb der Ferienzeit fallen, wo unsre Schüler-Curse in regelmäßigem Betriebe sind.

Auf Grund des im „Nordwest" bekannt gegebenen Prospectes für das projectirte Seminar nahmen die Theilnehmer noch Gelegenheit, bezüglich eines Punktes lebhafte Bedenken zu äußern. Dieselben betrafen den Satz, nach welchem den Besuchern des Seminars nur gestattet werden soll, innerhalb der festgesetzten 4 Wochen den Unterricht in Einem Fache zu genießen. Zunächst wurde betont, daß es aus pecuniären Gründen

den einzelnen Lehrern unmöglich sein würde, den Besuch des Seminars so oft zu wiederholen, bis sie das ganze Gebiet oder doch den größten Theil desselben kennen gelernt hätten. Das umfangreiche Opfer an Ferienzeit sowie der etwa nöthige Urlaub wurden ebenfalls in Betracht gezogen. Ein sehr gewichtiges, man könnte fast sagen ausschlaggebendes Moment fand sich auch in den physischen Beobachtungen, welche die Theilnehmer an sich selbst erfahren hatten. Eine ungewohnte, mit erheblichen körperlichen Anstrengungen verknüpfte Thätigkeit vier Wochen lang täglich acht Stunden zu betreiben würde, namentlich für die letzte Zeit des Cursus, eine so große körperliche Erschlaffung herbeiführen, daß dadurch der größere technische Gewinn, den eine solche Einrichtung bezweckt, vollständig illusorisch gemacht würde. Der Unterzeichnete, welcher bei allen drei bis jetzt abgehaltenen Unterrichtscursen Gelegenheit gehabt hat die Resultate derselben eingehend zu beachten, mußte den vorgebrachten Gründen entschieden beipflichten. Die Seminar-Commission hat gewiß die besten Absichten bei Aufstellung der gedachten Beschränkung gehabt, aber es kann ihr auf Grund der bis jetzt gemachten Erfahrungen aus voller Ueberzeugung versichert werden, daß das was die Cursisten bisher bei der Absolvirung von durchgängig zwei Fächern an technischen Kenntnissen sich angeeignet haben, vollständig ausreichend ist für die Bedürfnisse unserer jetzigen Schülerwerkstätten. Die nöthige Uebung bis zur völlig sicheren Handhabung der einschlagenden Werkzeuge muß ja selbverständlich den hier genossenen Unterweisungen folgen, aber für dieselbe dürfte doch wohl die Zeit des Cursus zu kostbar und dann lange nicht ausreichend sein. Hoffentlich wird dieser Punkt vor der definitiven Beschlußfassung noch einmal einer reiflichen Erwägung unterzogen, bei welcher die von den Besuchern der letzten beiden Curse abgegebenen bestimmten Erklärungen eine wohlwollende Beachtung finden.

Wie in den früheren Jahren, so waren auch diesmal den Cursisten verschiedene hiesige Einrichtungen wie Theater, Concerte, Sammlungen, Bäder u. s. f. in besonders vortheilhafter Weise zugänglich gemacht worden, so daß sich dieselben auch mit dieser Seite ihres hiesigen Aufenthaltes vollkommen befriedigt erklärten. Es sei dem Unterzeichneten noch gestattet, zum Schlusse seinen herzlichen und aufrichtigsten Dank auszusprechen für die Freude und Befriedigung, welche derselbe in dem Verkehr mit all den liebenswürdigen und begeisterten Gesinnungsgenossen während der Cursdauer gefunden hat. Möge ihnen allen ihr hiesiger Aufenthalt erfreuliche Früchte bringen und das Schatzkämmerlein ihrer Erinnerungen um ein freundliches Bildchen bereichert haben!

Leipzig im November 1886. Alwin Zehrfeld, Cantor.

Verzeichniß der Theilnehmer.

P.=Papparbeiten. T.=Tischlerei. Schn.=Schnitzerei. Met.=Metallarbeiten. Mod.=Modelliren.

		Unterstützung:	Fächer:
1	Herr Grunewald aus Chemnitz	—	P. T.
2	„ Neef aus Zwickau	110 ℳ	P. T.
3	„ Lenk aus Plauen	—	P. T.
4	„ Grosse aus Halle	—	T. Mod.
5	„ Zweigler aus Halle	130 ℳ	Schw. Met.
6	„ Schubert aus Breslau	200 ℳ	Schn. Met.
7	„ Elsenheimer aus Frankfurt a. M.	300 ℳ	P. Schn.
8	„ Püschel aus Ober-Waldenburg	250 ℳ	Met. Schn.
9	„ Ksinski aus Kempen (Posen)	90 ℳ	P T.
10	„ Vollers aus Hamburg	—	P. Schn.
11	„ John aus Weimar	230 ℳ	Met. Schn.
12	„ Schindler a. Kaiserswalde (Böhmen)	30 fl	Mod. T.
13	„ Leder aus Kukus (Böhmen)	100 fl	Mod. Schn.
14	„ Hanikyr aus Theresienstadt	30 fl	Met. T.
15	„ Kramer a. Bielitz (österr. Schlesien)	100 fl	P. Schn.
16	„ Gewald aus München	300 ℳ	Met. Schn.
17	„ Kerschensteiner aus München	300 ℳ	Mod. T.
18	„ Werner aus München	300 ℳ	P. Schn.

Knaben-Handarbeit.

Der Vorstand des „Knabenhort“ in Eimsbüttel hat im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe für einige Tage die Arbeiten ausgestellt, welche von den Knaben unter Leitung des Volksschullehrers Leptien angefertigt worden sind. Im vorigen Jahre wurden vorwiegend Papp-Arbeiten wie Streichholzhalter, Nadelbücher, Nähkörbe, Bürstentaschen, ferner aus Tuchkanten geflochtene Decken hergestellt, wozu die erforderlichen Rohstoffe, Cigarrenkisten, Pappen, Buntpapier u. s. f. der Anstalt bisher zum großen Theil geschenkt wurden. Die fertigen Arbeiten wurden veräußert und der Erlös unter die Knaben nach ihren Leistungen vertheilt. Auch in diesem Jahre soll wieder eine Anzahl derartiger Arbeiten veräußert werden. Zuvor aber ist eine hübsche Auswahl derselben im Museum ausgestellt, um weiteren Kreisen die Möglichkeit zu bieten, sich über die noch von manchen bestrittene Bedeutung des Handfertigkeits-Unterrichts aus eigener Anschauung ein Urtheil zu bilden, und zu näherer Prüfung der Aufgaben herauszufordern, welche diesem Unterricht in unserem öffentlichen Bildungswesen mit nützlichem Erfolg zugewiesen werden dürfen, ohne einerseits die Knaben in ihren Mußestunden von der gesunden Bewegung im Freien zu sehr abzuhalten, und andererseits Gegenstände anzufertigen, welche in größerer Anzahl hergestellt nahezu werthlos werden. Zugleich mit der Ausstellung des Eimsbütteler Knabenhorts verdient eine von gleichem Streben getragene Ausstellung von Kerbschnitzarbeiten der Zöglinge des Rauhen Hauses Beachtung. Was dort unter des Bildhauers Strüve Leitung auch in mit Kerbschnitt gezierten Kästchen und allerlei kleinen Holzbehältern und Geräthen geleistet worden, zeigt daß diese hübsche Schnitz-Technik sich vorzüglich für den Handfertigkeits-Unterricht eignet.

Wie wir von München aus erfahren, wird der „Knabenhort“ in seiner Anstalt an der Ickstattstraße eine Schülerwerkstätte einrichten, welche von zwei seiner Erzieher, die den Curs in Leipzig mitgemacht haben, geleitet werden soll. Der Volksbildungsverein, welcher auf seine Kosten drei Münchener Lehrer nach Leipzig sandte, wird dann dem Handfertigkeits-Unterricht voraussichtlich ebenfalls noch näher treten. Beide Vereine haben kürzlich eine gemeinschaftliche Berathung in der Sache gepflogen, welch' letztere nun bald in München zur Ausführung gelangen wird.

Der Schulrath von Newyork beschäftigt sich schon längerer Zeit mit der Frage der Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts in den öffentlichen Schulen. Das für diese Angelegenheit eingesetzte Comite wird den Vorschlag machen, vorläufig 50 000 Dollars für die Anschaffung von Werkzeugen und Material, sowie für die Besoldung der Lehrkräfte zu bewilligen. Sollte die Probe günstig ausfallen, so wird der Unterricht vom nächsten Jahre ab allgemein eingeführt werden.

Der Einführung des Handfertigkeits-Unterrichts in die Volksschule den Weg zu bahnen, ist zu Helsingfors in Finnland eine sogenannte Pädagogische Gewerbeschule eröffnet worden. Es bestehen zwei Abtheilungen, eine für Erwachsene und eine für Kinder, die getrennt Unterricht erhalten. Von den Erwachsenen, ungefähr 50, nehmen ein Drittel an dem vollständigen, sechs Wochen dauernden Cursus theil, um sich als Lehrer auszubilden. Dazu gehört außer bestimmten Stunden täglicher Arbeit in der Werkstatt auch das Hören einer Anzahl Vorlesungen über den Unterricht im Handwerk als Erziehungsmittel, geometrische Modellconstructionen, Unterrichtsertheilung einiger Stunden in der Schule u. s. f. Die Hauptzahl der Schüler, zwischen 4—500, besteht aus Kindern verschiedenen Alters.

Der praktische Lehrer. Uebungen in der Handfertigkeit für den Unterricht in Physik, Raumlehre, Rechnen und Zeichnen unter Mitarbeit des Dr. K. S"mpf verfaßt von K. H. L. Magnus, Seminarlehrer. Hildesheim, A. Lax. 1886. 151 S. Preis ℳ 2,50.

Ueber das vorstehende Werk urtheilt der Geheime Regierungs- und Provinzial-Schulrath Spieker in Hannover in dem von ihm herausgegebenen Zeitblatt „Haus und Schule“ (1886 Nr. 49) wie folgt:

„Wir haben uns bisher für die Betreibung des Handfertigkeits-Unterrichts in den Seminaren als eines beso deren Lehrfaches nicht begeistern können, aus vielfachen Gründen. Dieses Buch ändert unsere Ansicht. Wenn wir bisher allen Unterricht vom Seminar ferngehalten

wissen wollten, der nicht mit dem künftigen Lehrberuf des Seminaristen in der Volksschule in Verbindung gebracht werden kann, so zeigt dieses Buch, wie eben solche Verbindung sich herstellen läßt, indem der Seminarist angeleitet wird die für den Unterricht in Physik, Raumlehre, Rechnen und Zeichnen erforderlichen Lehrmittel sich selbst in einfachster Weise anzufertigen. Da haben wir den einzig richtigen Weg, um formale und materielle Ausbildung auf diesem Gebiet zu verbinden, ja die eine durch und mit der anderen zu fördern. Zu diesem Zwecke hat der Seminarlehrer Magnus, bekannt durch die Erfindung der Wunstorfer Rechenmaschine, sich mit Dr. Stumpf, Verfasser der ausgezeichneten Schulphysik verbunden, um obige Anleitung zur Uebung der Handfertigkeit zu bearbeiten. Das Buch besteht aus einem allgemeinen und aus einem sachlichen Theil. Der erstere handelt von den Werkzeugen, den Materialien, der Werkstätte und den Vorübungen; der andere von der Anfertigung der Lehrmittel und der Darstellung der Versuche für die verschiedenen Unterrichtsfächer. Das ausgezeichnet praktische Geschick des Verfassers zeigt sich in dieser Anleitung in glänzendem Lichte. Mit sehr guten, für den Zweck besonders angefertigten Illustrationen ist das Buch reichlich (317 Figuren) versehen. Wenn wir für das Buch die aufmerksame Beachtung der Lehrer in Stadt und Land erbitten und erhoffen, so berufen wir uns dabei auf die Autorität Dr. Schneider's, der am 5. März 1884 ausgesprochen hat, daß der „Handfertigkeits-Unterricht in Internaten gut an der Stelle sei, zumal es dem Seminar obliege auch für den Lehrbedarf solcher Anstalten zu sorgen".

So arbeitet die Idee sich durch!

Die akademische Slöid-Werkstatt in Upsala.

Es darf gewiß als etwas ganz besonderes betrachtet werden, daß ein erst in die Volkschule eingeführtes und für deren Zwecke ausgebildetes Unterrichtsfach sich allmählich vordrängt und emporhebt, um endlich auf den Hochpunkt des öffentlichen Unterrichtwesens, die Universität zu gelangen. Der Entwickelungsgang pflegt ja im allgemeinen entgegengesetzt zu sein, indem ein mehr oder weniger gedämpfter Wiederklang der Ergebnisse, welche die Universitätsstudien liefern, in dem Volksschulunterricht ertönt. Es glückte jedoch dem Slöid, d. h. der körperlichen Arbeit als Bildungsmittel angewandt, in dieser Hinsicht eine Ausnahme zu machen. Nachdem dieses Unterrichtsfach auf dem Gebiet der Volksschule immer festeren Fuß gefaßt hat, wurde es im Lauf der letzten Jahre in verschiedene höhere Lehranstalten eingeführt, und findet schließlich als ein freiwilliges Erholungsmittel im vollen Sinne des Worts für die Studirenden auf der Universität Upsala Verwendung.

An der Universität eine Slöid-Werkstatt einzurichten, wurde in diesem Jahre durch den Rector der Universität Professor Y. Sahlin angeregt und gewann beim akademischen Consistorium sogleich lebhaften Beifall. Ein Comite mit Professor Sahlin an der Spitze bereitete die zu ergreifenden Maßregeln vor, und schon im Beginn des Herbstes konnte die neue Institution in Wirksamkeit treten. Nach einem neulich dort gemachten Besuch theile ich hier einige Angaben mit:

Die Slöid-Werkstätte enthält 12 Hobelbänke und 6 Drehbänke, einen Schrank für Werkzeuge und Modelle, ein Holzlager. Sie ist von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends geöffnet; doch dürfen die Studirenden, welche sich am Slöid betheiligen, in der Regel bloß zu der Zeit das Local benutzen, für welche sie sich angemeldet haben. Die Zeit von 7—9 Morgens und von 4—7 Abends ist im allgemeinen die meist in Anspruch genommene. Für 6 Stunden Unterricht in der Woche, welche die Slöid-Jungen durchschnittlich genießen, erlegen sie einen monatlichen Betrag von 4 Kronen; das gebrauchte Material wird besonders bezahlt. Diese an und für sich keineswegs hohe Entschädigung wird möglicherweise mit der Zeit noch herabgesetzt werden.

Der Unterricht umfaßt gegenwärtig Tischlerei, Drechselei und Holzschnitzerei, doch so daß mit einigen Ausnahmen jeder Student sich bloß für eine dieser Arbeitsarten einschreibt. Gegen Ende October waren auf diese Weise für Tischlerei 52, für Drechselei 53 und für Holzschnitzerei 30 Theilnehmer eingeschrieben; die Summe der Eingeschriebenen machte gleichzeitig 123 aus. Daß eine verhältnismäßig so große Anzahl Studenten sich gleich beim Beginn an diesen durch eine aufgeklärte akademische Autorität fürsorglich getroffenen Anstalten betheiligte, ist wohl sprechender Beweis von dem Bedürfnis wie von dem Verlangen, mahnt sicher zur Nachfolge an anderen Universitäten. In Herrn C. O. Rydelius, der früher durch Privatunterricht Gelegenheit hatte sich Fach-Erfahrungen zu sammeln, scheint man einen für den Vorsteher passenden Mann gefunden zu haben.

Es ist natürlich noch zu früh, aus dem unzweifelhaften Interesse, mit welchem diese Gelegenheit zu einer heilsamen Körperarbeit von der studirenden Jugend Upsalas erfaßt wird, weitergehende Schlußfolgerungen über diese neue und in mancherlei bedeutungsvolle Anwendung des Slöid-Unterrichts zu ziehen. Daß an der Universität die Behandlung und Stellung des Slöid vielfältig anders sein muß als in einer Volksschule oder Mittelschule, dürfte selbstverständlich sein. Aber daß auch da die vernünftig geregelte Körperarbeit das Vermögen zu einem mächtig eingreifenden Ausbildungsstoffe hat, daß es kann und muß frommen, davon bin ich lebhaft überzeugt. Wenn den werdenden Gelehrten und Beamten durch den Slöid Achtung für solche körperliche Arbeit und deren berufsmäßige Ausübung eingeflößt wird, wenn dieselbe Arbeit als eine für Leib und Seele wohlthuende Abwechselung mittelbar auch auf die Geistes-Studien erleichternd wirkt, und wenn schließlich die Stunden, welche möglicherweise sonst nicht besonders nützlich ausgefüllt werden würden, dadurch zu heilsamer Verwerthung gelangen, so wird die Arbeit in der akademischen Slöid-Werkstatt gewiß eine Entwickelung zu Wege bringen, deren Folgen von großer Bedeutung sind. Lob also den hochangesehenen Universitätslehrern, welche durch diesen Schritt den Beweis ihrer Vorurtheilslosigkeit ablegten und zeigten, daß sie offene Augen haben für das Beste der studirenden Jugend!

(Uebersetzung aus Otto Salomon's „Slöidunderwisningsblad från Nääs.")

Rückblick auf den westfälischen und den hannoverschen Städtetag in den Jahren 1885 und 1886.

II.

Der hannoversche Städtetag.

(Schluß.)

Im Jahre 1886 wurde der hannoversche Städtetag in der durch Naturschönheit so reich bevorzugten Stadt Hameln an der Weser abgehalten. Zum 21. und 22. Juni waren dort mehr als achtzig Vertreter hannoverscher Städte versammelt. Unvertreten waren aber die kleineren Städte Wunstorf, Münder, Pattensen, Münden, Moringen, Burgdorf, Otterndorf, Bremervörde, Lingen, Quackenbrück, Esens, was im Interesse dieser Städte selbst lebhaft zu bedauern ist, da unleugbar für die Vertreter der kleineren Städte die Theilnahme an den Verhandlungen des Städtetages fast noch wichtiger ist als für die Vertreter der größeren Städte. Den Vorsitz führten wie früher Stadtdirector Haltenhoff aus Hannover und Oberbürgermeister Brüning aus Osnabrück.

Nachdem der letztere die vom Senator Klein in Hannover geführte Rechnung vorgelegt und über die Thätigkeit des Vorstandes seit dem letzten Städtetage berichtet hatte, wurde über die Verhältnisse der jetzt zu den Landkreisen gehörenden Städte nach ihren einzelnen Beziehungen zu den Landkreisen verhandelt. Die Referenten Bürgermeister Koch aus Dannenberg und Bürgermeister Mathaei aus Nienburg legten in sachlicher Weise diese Beziehungen dar, wie sie sich nach dem Eintritt der Städte in die Landkreise (nur Hannover, Osnabrück, Hildesheim, Göttingen, Celle, Lüneburg, Harburg, Emden, Linden bilden eigene Kreise, sogenannte Stadtkreise) gestaltet haben. Während bis zur Einführung der Kreisordnung auch die kleinsten hannoverschen Städte ganz selbständig waren

und insbesondere nicht an den Lasten der benachbarten Aemter theilnahmen, sind sie jetzt mit einem Amte oder mit mehreren Aemtern zu einem Kreise vereinigt und in solchem Kreise sind eine Reihe von Lasten, insbesondere für die Landstraßen (Kreischausseen) gemeinsam durch Kreissteuern zu tragen. Diese Zusammenlegung hat für die meisten Städte besonders deshalb eine Erhöhung der Lasten gebracht, weil die im Stadtbezirk belegenen Landstraßenstrecken fast ohne Ausnahme nur von geringer Länge sind und deshalb nur wenig Unterhaltungskosten verursachten. Jetzt müssen die Städte die Landstraßen in den früheren Amtsbezirken mit unterhalten, was für einzelne Städte ganz erhebliche Mehrausgaben verursacht. Stade hat z. B. statt sonst etwa 1000 jetzt über 15 000 ℳ aufzuwenden. Wegen dieser Mehrbelastung wurde dann auch von dem Referenten Klage laut, dabei jedoch anerkannt, daß sie als Folge der Einführung der neuen Verwaltungsgesetzgebung unabwendbar gewesen sei. Anerkannt wurde auch, daß das Zusammenwirken von Stadt und Land in den neuen Kreisen belebend wirken und manche allgemein nützliche Einrichtung und wohlthätige Anstalt entstehen lassen könne.

Auch bei der Mehrbelastung sprach der Correferent die Hoffnung aus, daß jene Städte die Krisis, in welcher sie dadurch gerathen, überwinden und den Platz behaupten würden, den sie bisher innegehabt haben.

Die Verhandlung drehte sich nur um einzelne Punkte, bezüglich deren die sonst sehr beifällig aufgenommenen Referate ergänzt wurden. Ist eine früher aufgestellte Statistik richtig, so haben von den 35 zu Landkreisen gelegten Städten 10 eine Ermäßigung der Landstraßen-Lasten erfahren, also 25 eine Erhöhung.

Danach hielt Stadtbaurath Bockelberg aus Hannover einen sehr interessanten Vortrag über Straßenpflasterung, Straßenreinigung und Trottoir-Anlagen in den Städten. Man war allseitig der Ansicht, der Gegenstand sei nicht nur übersichtlich sondern auch erschöpfend behandelt worden. Er sprach über Steinpflaster, Holzklotzpflaster und Stampfasphaltstraßen nach einander. Letztere Straßen werden nur in wenigen großen Städten, und in diesen auch nur für die frequentesten Straßen ausgeführt werden, da die ersten Anlagekosten zu erhebliche sind, wenn auch zwei besondere Vorzüge — Geräuschlosigkeit und geringe Abnutzung von Wagen und Pferden — nur ihnen voll zur Seite stehen. An die natürlichen Steine stellte der Referent folgende Anforderungen: genügende Festigkeit, Dauerhaftigkeit, Nichtglattfahren, Nichtleichtspalten, nicht zu schwere Bearbeitung. Diese allerdings hohen Anforderungen würden nahezu erreicht durch Gabbro und Diabas (Grünstein) von Harzburg und einzelne Sandsteine bezw. Quarzfelsen, z. B. den vortrefflichen Kohlensandstein vom Piesberg bei Osnabrück, vom Lüningsberg bei Aerzen und dem Quarzfels vom Rammelsberg bei Goslar. Vom Basalt erklärte der Referent, er erfülle die oben gestellten Forderungen bis auf das Glattwerden, erklärte dies aber für eine recht bedenkliche Seite des Materials.

In derselben Sitzung erörterte noch Bürgermeister von Linsingen aus Uelzen die Frage, ob die Anstrebung und allgemeine Benutzung eines gleichen Formulars für die städtischen Haushaltspläne am Platze sei und ob eine Statistik der hannoverschen Städte nach rein praktischen Rücksichten ausgeführt werden könne und solle. Dabei bemerkte er mit Recht, es sei nicht leicht die Zahlen zu gruppiren. Die Gefahr einer einseitigen Zahlengruppirung sei sehr groß, und bekannt ist, daß derjenige, welcher in Zahlengruppirungen Geschicklichkeit besitze, dieselben Zahlen das eine Mal für, das andere Mal gegen ein Unternehmen ins Feld führen könne. Er erinnerte dabei an das Beispiel der Schutzzöllner und Freihändler. Der Redner erklärte dann, je vorsichtiger man mit Zahlen sein müsse, desto wichtiger sei es, wenn man Vergleiche von Stadt zu Stadt ziehen wolle, was sich sehr oft als nothwendig ergebe, daß dann die Unterlagen, also insbesondere die Haushaltspläne der Städte nach gleichen Grundsätzen aufgestellt seien.

Bürgermeister von Linsingen fand keinen Widerspruch, und auf seinen Vorschlag wurde eine Commission zur weiteren Bearbeitung dieser Frage bestellt. Neben ihm sind in diese Commission Oberbürgermeister Brüning (Osnabrück), Oberbürgermeister Ludowieg (Harburg), Bürgervorsteher Wortführer Rechtsanwalt Gravenhorst (Lüneburg) und Bürgermeister Roer (Peine) gewählt.

Schließlich wurde in der Sitzung des ersten Versammlungstages noch von Oberbürgermeister Ludowieg aus Harburg über die Stellung der Kirchencommissare in den Städten gesprochen. Für die Kirchengemeinden auf dem platten Lande, und zwar nur für die evangelischen, nehmen diese Stellung der Landrath und der Superintendent ein; in den Städten ist es theilweise eben so, nur tritt dort an Stelle des Landraths der Bürgermeister ein. Doch finden sich in den Städten vielfache Abweichungen, so daß hier und da einerseits der ganze Magistrat, andererseits die gesammte Geistlichkeit (meist unter dem Ausdruck: geistliches Ministerium) die Geschäfte der Kirchencommissare besorgt. Der Cultusminister soll nun beabsichtigen, das Institut der Kirchencommissare zwar für die Provinz Hannover — in den alten Provinzen ist die Organisation, namentlich die Mitwirkung der Landräthe und Bürgermeister bezw. Magistrate wesentlich anders und die Mitwirkung von viel geringerer Bedeutung — zu erhalten, dasselbe aber gleichmäßig für Stadt und Land zu ordnen. Diese letztere Absicht wurde von dem Referenten und von anderen Rednern angefochten. Da man sich nicht gleich über eine Resolution einigen konnte, wurde die Verhandlung auf die folgende Sitzung vertagt. In dieser gelangte folgende an den Cultusminister zu richtende Erklärung einstimmig zur Annahme: „1. Die Beibehaltung der Kirchencommissare für kirchliche Angelegenheiten bezw. der in den Städten an Stelle der Kirchencommissare fungirenden Organe wird durch die neue Kirchen-Organisation nicht gehindert, ist auch als überaus wünschenswerth anzuerkennen. Es ist kein Grund vorhanden, die hinsichtlich dieser Einrichtung in den Städten bestehenden Abweichungen zu beseitigen. 2. Es empfiehlt sich nicht, dies Institut in bestehender oder abgeänderter Gestalt für Schulangelegenheiten in den Städten beizubehalten oder neu einzuführen.“ Der letztere Ausspruch geschah deshalb, weil zwar auf dem platten Lande überall die Kirchencommissare, dabei der Superintendent nicht als solcher, sondern seit Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes als Kreisschulinspector, auch die Schulsachen zusammen bearbeiten, in den Städten aber auch dann wenn Kirchencommissare vorhanden sind, es nicht der Fall gewesen ist.

In der Sitzung des zweiten Tages wurden zunächst die Vorstandswahlen vorgenommen. Hiernach gelangten einige Fragen bezüglich der Stellung der Behörden in den den Landkreisen zugelegten Städten zur Verhandlung. Insbesondere wurde die Frage erörtert, ob der Landrath mit Zustimmung des Kreisausschusses Polizeiverordnungen für den ganzen Kreis, also eingeschlossen die ihm zugetheilten Städte erlassen könne. Diese Frage ist nach der neuen Gesetzgebung zu bejahen. Der Städtetag sprach sich jedoch dahin aus, es sei angezeigt, daß in solchen Fällen wo eine den ganzen Kreis treffende Polizeiverordnung erlassen werden solle, der Landrath sich zuvor mit den Behörden der zum Kreise gehörigen Städte verständige.

Anlaß zu dieser Verhandlung bot eine sehr empfehlenswerthe, sachlich auch von keiner Seite bemängelte Polizeiverordnung für den Kreis Norden gegen den Misbrauch geistiger Getränke, deren § 2 lautet: „Für alle dem Ausschank dienenden Räume der Gastwirthschaften, Schankwirthschaften und Kleinhandlungen wird die Polizeistunde auf zehn Uhr Abends festgesetzt; die bezeichneten Räume dürfen vor sechs Uhr Morgens für den Verkehr nicht wieder geöffnet werden. Diese Bestimmung findet auf die in der betreffenden Gastwirthschaft übernachtenden Personen keine Anwendung.“ Nach dem § 3

können hiervon seitens der Ortspolizeibehörden widerruflich Ausnahmen gestattet werden. Wenn möglichst strenge gehandhabt, kann die Polizeiverordnung dem unmäßigen Branntweintrinken wesentlichen Abbruch thun.

Den letzten Vortrag auf dem diesjährigen Städtetage hielt Provinzialforstmeister Quaet-Faslem aus Hannover über städtische Gemeindewaldungen. Er beschränkte seinen Gegenstand dahin: „welche Aufgaben haben sich die Städte mit größerem Forstbesitze bei dessen Verwaltung in der Gegenwart zu stellen?" und führte dieselben unter besonderer Rücksicht auf die hannoverschen Städte in einer allseitig befriedigenden Weise durch. An statistischem Material führte er wenig vor, erklärte vielmehr, solches sei nicht genügend vorhanden; er bat deshalb, daß die schon gewählte Commission sich auch mit der Statistik der Forsten der hannoverschen Städte befassen möge, sagte dafür auch seine schätzenswerthe Mitwirkung zu.

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1864 haben die hannoverschen Städte an Forsten: Goslar über 11 000 Morgen, Münder und Münden über 7000 Morgen, Hameln und Osterode über 5000 Morgen, Hannover, Göttingen, Moringen, Uelzen (sowie der Flecken Nörten) zwischen 3000 und 4000 Morgen, Northeim, Duderstadt, Bodenwerder, Hildesheim (sowie die Flecken Hedemünden, Springe, Dassel) zwischen 2000 und 3000 Morgen, Einbeck, Lüneburg, Osnabrück (sowie die Flecken Adelebsen, Dransfeld, Hardegsen, Alfeld) zwischen 1000 und 2000 Morgen; Quakenbrück, Eldagsen (sowie die Flecken Bovenden, Rethem und Stadt Meppen) gegen 1000 Morgen. Theilweise gehören die Forsten Stiftungen an. Durch neuere Aufforstungen wird sich der Forstbesitz in den Städten Hildesheim, Göttingen, Northeim, Einbeck, Dransfeld jetzt höher stellen. Es sind also vorzugsweise Städte aus dem Süden der Provinz, welche reichen Forstbesitz haben. In den Regierungsbezirken Stade und Aurich ist nach jener Statistik überhaupt Forstbesitz von Bedeutung nicht vorhanden. Nach dem Reinertrage aus dem Forstbesitze stehen Osterode (13,7 ℳ auf den Morgen), Hannover (11,2 ℳ), Einbeck (9,8 ℳ), Hameln (6,8 ℳ) voran.

Der Redner verbreitete sich dann eingehend über die Organisation der städtischen Forstverwaltung, die Forstbewirthschaftung, die Verwerthung der Forsterzeugnisse, die staatliche Beaufsichtigung, die Aufforstung öder Flächen in der Nähe der Städte, und noch andere forsttechnische Fragen. Die Städte, erklärte er, müßten es sich zur Aufgabe machen, ihren Forstbesitz durch Ankauf allen absoluten Waldbodens in der städtischen Feldmark bezw. in der näheren Umgebung der Stadt und durch Aufforstung desselben zu erweitern. Er verwies dabei auf den Aufforstungs-Darlehns-Fonds der Provinz, aus welchem Darlehen zu 2 pCt. Zinsen und 3 pCt. Tilgung von dem Provinzialausschuß gewährt werden. Bisher wurden an Städte 103 900 ℳ zur Aufforstung von etwa 700 Hektar dargeliehen. Im ganzen hat jener Fonds bis jetzt an Gemeinden, Wald-Genossenschaften und Private 481 500 ℳ Darlehne zur Aufforstung von 4891 Hektar gewährt, hat also schon sehr segensreich gewirkt.

Schließlich behandelte der Redner die Frage, ob und bis zu welchem Grade bei der Bewirthschaftung der städtischen Forsten Rücksicht auf ästhetische Zwecke zulässig oder angezeigt erscheine. Er verwies auf den berühmten Forstmann Burkhardt, der gesagt hat, daß der Forstwirth zur Annehmlichkeit der Wälder beitragen und auch ihre schöne Seite pflegen müsse, um dem Walde mit jedem neuen Freunde auch einen neuen Beschützer für Zeiten der Noth zu gewinnen; die Waldverschönerung solle aber den Wald stets Wald bleiben lassen. Der Redner meinte, bei Staatsforsten dürfe diese Rücksicht weniger maßgebend sein, in den Städten dagegen solle sie die Regel bilden, hier sollten Forstverwaltung und Verschönerungsverein Hand in Hand gehen. Auch auf die Annehmlichkeit der Besucher des Waldes müsse Rücksicht genommen und selbst mit Opfern auf die Verschönerung des Waldes hingewirkt werden. Er verwies dann auf die Stadtforst der Stadt Hameln (etwa 5000 Morgen); besonders am Klütberg ist der Wald bei der Betriebsregulirung als sogenanntes Ausschußholz von dem regelmäßigen Betriebe ausgenommen und soll bestimmungsmäßig in erster Linie nach ästhetischen Rücksichten bewirthschaftet werden. Der Redner meinte wohl mit Recht, daß diese Beschlußfassung ganz besonders dem starken Fremdenverkehr in Hameln förderlich gewesen sei, so daß indirect nur größerer Nutzen erwachse. — will aber nicht die ganze Stadtforst so behandelt wissen. Der parkartig gehaltene Theil des Stadtwaldes soll sich von dem reinen Walde streng abgrenzen. Fehlerhaft sei es, den ganzen Wald wirthschaftlich einer Behandlung nach ästhetischen Rücksichten zu unterwerfen; grade durch die unvermittelte Natürlichkeit des angrenzenden Waldes werde der Reiz des parkartig gehaltenen Theiles des Waldes nur erhöht. Am Schlusse des Vortrages führte der Redner noch einen Ausspruch Burkhardt's an: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, noch weniger von Geld, sondern es gibt etwas was sich nicht in Ziffern ausdrücken läßt, was keine nach Procenten zu berechnenden Zinsen trägt, aber doch zum ganzen Menschen gehört, das ist das tief sittliche Bewußtsein von der harmonischen Schönheit der Natur."

Dieser vortreffliche Vortrag, welchem der Correferent Oberbürgermeister Ludowieg (früher in Hameln), völlig zustimmte indem er ihn nur in Bezug auf einige Seiten der städtischen Verwaltung ergänzte, wird den Stadt-Vertretern eine nachhaltige Anregung für die Verwaltung, Verbesserung und Erweiterung der Forsten gegeben haben.

Erhöht wurden natürlich diese Eindrücke durch die in beiden Tagen in die schönen Umgegend Hamelns gemachten Ausflüge. Am ersten Tage ging es Nachmittags weseraufwärts mit dem Dampfschiffe nach Ohr zum Rittergutsbesitzer von Hake, der persönlich die Vertreter der hannoverschen Städte durch den Park, die Gärten und Gewächshäuser auf dem Gute selbst, dann in den berühmten, die seltesten und schönsten Bäume enthaltenden Park auf dem Ohrberg führte. Bekanntlich ist dem letzteren Park die stete Fortdauer und Unterhaltung in unveränderter Weise durch die Stiftung eines Vorbesitzers gesichert. Am zweiten Tage ging es gleich nach dem forstlichen Vortage auf den so schön gelegenen Dreyer'schen Berggarten, am Fuße des Klütberges, wo ein von der Stadt Hameln gebotenes Frühstück eingenommen war, dann für mehrere Stunden in den Wald der Stadt Hameln.

Allseitig wurde gerne, und vielleicht von dieser oder jener Seite nicht ganz ohne Neid anerkannt, daß dieser Stadtwald in der vortrefflichsten Weise verwaltet wird und daß namentlich in ausgedehnter Weise der Verschönerung des Waldes Rechnung getragen ist.

Zu anderer Zeit vor den Sitzungen des Städtetages wurden die Lachsbrutanstalt, die großartigen Meyer'schen Kornmühlen an der Weser, das Haus des Rattenfängers u. s. w. mit Interesse und Vergnügen besichtigt.

Der nächste Städtetag wird in Hannover stattfinden.

Osnabrück. Brüning.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Inhalt.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen. **Hierbei eine Beilage.**

Beilage zu Nr. 52 des „Nordwest.“

Sonntag, 26. December 1886.

Gemeinnützigkeit von Kunstsammlungen.

Die Hamburger Kunsthalle wurde am 9. December nach einen erweiternden Umbau wieder eröffnet. Herr Senator Möring stellte der sie gleichsam einweihenden Versammlung als Vertreter des Senats den neuernannten Director Dr. Alfred Lichtwark vor, der dadurch Gelegenheit erhielt seinen Verwaltungsplan zu entwickeln, welchem wir nachstehende interessante Stelle entnehmen:

„Besonders am Herzen liegt es uns, die Schulen heranziehen. Warum sollen die Schüler der obersten Volksschulklassen oder Schüler der höheren Schulen von der Tertia aufwärts nicht ebenso gut von ihren Lehrern in die Kunsthalle geführt werden, wie in den Zoologischen Garten? Es soll ihnen von den Lehrern eine Reihe der hervorragendsten Bilder eingehend gezeigt und erklärt werden. Sie sollen dabei auf die hingebende Betrachtung aller Einzelheiten der Darstellung geführt werden, sollen die wichtigsten Bilder mit allen Einzelheiten wie ein Gedicht auswendig lernen. Es versteht sich von selbst, daß für die Lehrer von der Verwaltung der Kunsthalle besonders Einführungscurse gehalten werden. Auf die zu erwartenden Resultate brauche ich Sie nicht hinzuweisen. Nur eines möchte ich hervorheben: ich glaube, der Weg durch die Kinder bietet uns die einzige Möglichkeit, in vielen Schichten den Eltern nahe zu kommen. Die Kinder, denen die Augen geöffnet sind, bringen uns die Eltern ins Haus.

Bei einer so regelmäßig reisenden Bevölkerung wie der unseren halte ich die Entwickelung einer andern Einrichtung, die wir planen, für sehr wichtig. Ich möchte sie kurz den Reise-Apparat nennen. Die Kunsthalle muß jedem der sich zu einer Reise nach Berlin oder Dresden oder Paris, oder auch nur nach Lübeck oder Lüneburg vorbereiten will, die Mittel und Wege weisen können. Er muß bei uns die Photographien der Bilder, und was mir sehr nöthig scheint, der Gebäude sehen können, die er aufzusuchen hat; ebenso muß ihm die Bibliothek der Kunsthalle die einschlagenden Werke zur Vorbereitung bieten. Es ließen sich auch sehr wohl vorbereitende Vorlesungen einrichten, etwa unter dem Titel: die Museen und Bauten Berlins, die Bauten Ludwig's des Vierzehnten, die Pariser oder die Londoner Sammlungen, die deutschen Gallerien. Diese Einrichtung würde die Möglichkeit gewähren, auf das Studium der Architektur zu leiten, dessen Werth für die künstlerische Erziehung nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Sie wissen alle, daß mehr als ein Jahrhundert hindurch die Bürgerschaft Hamburgs das wichtigste nationale Culturelement des deutschen Nordens bildete. In die Wälle Hamburgs flüchtete sich gegen Schluß des Dreißigjährigen Krieges das geistige Leben. Hier wurde noch im siebzehnten Jahrhundert das erste deutsche Opernhaus errichtet; im achtzehnten Jahrhundert wurde aus der national gebildeten Hamburger Bürgerschaft allen den in französischer Cultur befangenen Höfen voran der Anstoß zur Erneuerung der deutschen Litteratur gegeben. Mit Stolz nennen wir noch heute den Namen des alten Brockes. Von der Glorie eines Lessing und Klopstock fällt auch ein Strahl auf uns. Und nicht geringer war das Leben auf künstlerischem Gebiet; ich erinnere Sie an die eine Thatsache, daß zu einer Zeit da überall das Bürgerthum daniederlag, bei uns ein Werk gedacht und durchgeführt werden konnte wie die große Michaeliskirche. Wohl hat unsere politisch isolirte Bürgerschaft im Kampfe um die materiellen Grundlagen des Daseins in unserem Jahrhundert die ideellen Interessen nicht immer in gleicher Intensität wahren können. Aber die Jahre der nationalen Erhebung haben auch uns bereit gefunden, und besonders sind in den letzten Jahrzehnten die umfassendsten Anstrengungen gemacht, neue Grundlagen für die Bildung zu gewinnen. Sie, meine Herren, haben in beispielloser Opferwilligkeit das Volksschulwesen umgestaltet, Sie haben die älteren wissenschaftlichen Institute reorganisirt, Sie haben andere neugegründet. Die Umgestaltung der Kunsthalle schließt sich diesen Ihren Bestrebungen als jüngste That an.“

Oeffentliche Arbeitbeschaffung in Kiel.

Die Arbeits-Commission der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel hat bei der Beschaffung von Arbeit für Beschäftigungslose im letzten Jahre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die Ungunst der Zeitlage besonders während des jüngsten langdauernden Winters lastete äußerst drückend auf dem Arbeiterstande. Infolge der Einschränkung der Arbeit auf den Werften und der Unterbrechung fast aller Bauthätigkeit durch Monate hindurch wurden auch solche Familien, welche sonst durch eigne Kraft sich zu erhalten im Stande waren, auf die Unterstützung bessergestellter Mitbürger angewiesen. „Durch unsere Hilfe“, so heißt es in dem erstatteten Bericht,“ erhielten zeitweilige oder dauernde Arbeitsstellungen 6 Gärtner und Arbeitsleute, 3 Tischler, je ein Schreiber, Schneider, Krankenwärter, Laufjungen, 24 Arbeits- und Waschfrauen, 2 Putzmacherinnen, eine Aufwärterin, 3 Laufmädchen. Durch Anschaffung von Werkzeugen und Materialien wurden erwerbsfähig gemacht: ein Korkschneider, ein Pantoffelmacher, 2 Gärtner, eine Wäscherin, eine Aufwärterin. Eine Frau ließen wir für Wartedienste bei Wöchnerinnen ausbilden. Zwei ermöglichten wir einen Cursus zur Erlernung der Schneiderei, eine erhielt eine Nähmaschine, einen Ostern confirmirten verkrüppelten und theilweise verlähmten Knaben führten wir durch einen Unterrichtscursus im Anfertigen von künstlichen Blumen und Kränzen zur Erwerbsfähigkeit Durch den Laden des Frauenvereins wurden beschäftigt: 35 Nähterinnen, 12 Strickerinnen, 3 Stickerinnen, 3 Spinnerinnen, 3 Weber, 20 Kinder durch Zupfen, 4 durch Anfertigung von Decken, 3 durch Mützenmachen, 5 durch Anfertigung verschiedener Holzsachen. Dafür wurde verausgabt 1131,35 M.“

Für die Handfertigkeitscurse trat eine neue Ordnung ins Leben. Die Laubsägearbeiten, das Bürstenbinden und Korbflechten sind in Wegfall gekommen. Für die Knaben wird jetzt nur Unterricht in Holzschnitzerei und Papp-Arbeiten gegeben; für die Mädchen ist einstweilen noch das Strohflechten beibehalten worden. Die Commission hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die erziehliche und formbildende Seite dieses Unterrichts schärfer ins Auge gefaßt werden und zur Ausführung gelangen müsse und daß dies namentlich durch die Uebungen im Schnitzen erreicht werden könne. Diese gewähren zunächst eine allseitigere Uebung der Hand und des Auges und sind geeignet den Formensinn und das Formverständnis besser zu fördern, als jede andere der genannten Fertigkeiten. Die Voraussetzung des Schnitzens ist eine gewisse Fertigkeit des Zeichnens und insofern tritt dieser Unterricht auch in Beziehung zum Schulunterricht. Ferner glaubte die Commission auch der Forderung nachkommen zu müssen, daß der Handfertigkeitsunterricht von pädagogisch gebildeten Lehrern ertheilt werde. Sie hat deshalb zwei hiesige Lehrer, die zu den genannten Handfertigkeiten Neigung und Geschick haben, an einem Lehrcursus in Leipzig theilnehmen lassen, um den Unterricht in ihre Hand legen zu können. Mit dem neuen Jahre wurden die Curse in Schnitzen und Papp-Arbeiten eröffnet. Für den ersteren meldeten sich 2 Schüler, worunter 4 aus dem Gymnasium. Da aus erziehlichen und unterrichtlichen Gründen zunächst nur 10 bis

12 Schüler zusammen unterrichtet werden sollten, so wurden zwei Abtheilungen gebildet. Für den Unterricht im Papparbeiten meldeten sich 17 Schüler. Es wurden hier ebenfalls zwei Abtheilungen gebildet. Das Schulgeld für den Schnitzcursus beträgt 4 ℳ, für den Pappcursus 3 ℳ halbjährlich. Werkzeug und Material wird unentgeltlich geliefert. Nur wenn die Herstellung größerer Gegenstände besondere Auslagen erfordert, sind die Schüler zum Ersatz derselben verpflichtet. Die angefertigten Arbeiten bleiben Eigenthum der Schüler.

Der Unterricht im Strohflechten, wurde wie bisher von drei Lehrerinnen ertheilt. Die weitaus meisten der 130 Kinder, welche unterwiesen wurden, gehörten den verschiedenen Mädchenfreischulen an. Die Lehrerinnen widmeten sich dem Unterricht mit Liebe und Treue, und die Kinder arbeiteten mit großer Freude. Die Art und Weise des Unterrichtens, das Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, die Genauigkeit und Sauberkeit, auf die bei den Arbeiten der Kinder strenge acht gegeben wurde, erzielte ein sehr erfreuliches Ergebnis, wovon die öffentliche Ausstellung der von den Kindern gearbeiten Gegenstände im Gesellschaftshause Zeugnis gab. Die Kosten der Curse im Strohflechten beliefen sich auf 667.98 ℳ, denen eine Einnahme von 122.5 ℳ aus Schulgeld gegenübersteht.

Die offenen Abende für Stopfen und Flicken, die sich seither so werthvoll erwiesen, wurden fortgesetzt. Wesentliche Abweichungen von den bisherigen Erfahrungen sind nicht zu verzeichnen. Unterrichtet wurden in 11 Abtheilungen, im Durchschnitt kamen auf jeden Abend 181 Kinder, d. h. eine gegen das Vorjahr etwas vermehrte Zahl. Die Kosten dieser Curse beliefen sich auf zusammen 1480.25 ℳ

Der Knabenhort hat sich in erfreulicher Weise weiter entwickelt. Im ersten Vierteljahr wurde für den Knabenhort das im Vorjahr benutzte gemiethete Local verwandt. Am 1. Juli wurde das von der Stadtvertretung der Gesellschaft freiw. Armenfreunde zur freien Benutzung für den Knabenhort dargebotene Local der früheren Volksküche bezogen. Dieses von demselben besonders im Winterhalbjahr benutzte Local enthält mehrere geräumige Zimmer sowie einen Hofplatz mit Turnvorrichtungen. Während der Sommermonate findet der Hort auf drei von der Stadt gepachteten Gartengrundstücken seine Aufnahme. Nach Beendigung der Schulstunden, 4 Uhr Nachmittags, begeben sich die Knaben dorthin und bleiben daselbst bis 7 Uhr. Es ist daselbst ein kleines Haus auf Kosten des Hortes errichtet. Die Größe dieses Hauses ist so gewählt, daß abwechselnd die Hälfte der Knaben zur Ausführung ihrer Schularbeiten an Tischen und Bänken Platz finden, doch auch bei plötzlich eintretenden starken Regenschauern nothdürftig alle Knaben darin untergebracht werden können. Während der nicht für die Schularbeiten erforderlichen Zeit werden die Knaben mit Gartenarbeiten, Turnübungen und gemeinschaftlichen Spielen beschäftigt. Namentlich die Gartenarbeiten sind sehr beliebt und für die künftige Ausbildung der Knaben förderlich. Etwa die Hälfte der Gartenstücke wird als Spielplatz verwandt, der übrige Raum gärtnerisch bearbeitet und zwar so, daß sämmtliche Knaben einen Theil desselben gemeinschaftlich bestellen und ausnutzen, auf einem ferneren Streifen 36 ältere Knaben je ein eignes Beet erhalten, welches sie allein bearbeiten sowie für eigne Rechnung besäen, davon auch die erzielten Früchte ernten. Die Zahl der im Horte anwesenden Knaben beträgt 80, im Alter von 8 bis 14 Jahren. Im Laufe des Jahres sind 15 Knaben ausgetreten, 11, weil sie Ausgehestellen angenommen hatten, 4 aus verschiedenen anderen Gründen. Jede eintretende freie Stelle, findet sofort neue Besetzung, da die Eltern der Kinder die gedeihliche Wirkung des Hortes auf die Erziehung denselben jetzt sehr anerkennen. Der Vorsteher unterhält mit den Eltern regen Verkehr, so daß etwa vorkommende Unregelmäßigkeiten hierdurch in Ordnung gebracht werden. Am Abend vor dem Weihnachtsabend wurde den Knaben durch Anzünden eines Tannenbaumes im Beisein einiger Mitglieder der Arbeits-Commission, Lehrer der Freischulen und Eltern der Kinder sowie des städtischen Schulinspectors eine Weihnachtsfreude bereitet. Die Mittel hierfür sind theils aus der Casse des Hortes entnommen, theils durch freiwillige Spenden gedeckt. Die Ausgaben für den Knabenhort beliefen sich auf 3055.17 ℳ, von welcher Summe 1533.15 ℳ durch die Haussammlung aufgebracht wurde.

Kiel, Anfangs November 1886. H.

Allerlei Gemeinnütziges.

Mühlhausen in Thüringen hat auch seinen Knabenhort. Die Eröffnung fand am 23. November 1885 statt. Die Mittel zur Unterhaltung wurden durch freiwillige Beiträge, Concert-Aufführungen und Geschenke aufgebracht. Es wurde ein provisorischer Vorstand erwählt, welcher aus der Zahl der Volksschullehrer sechs wählte und mit dem Werke der Erziehung, der Beaufsichtigung u. s. w. betraute. Das Lehrer-Colleg stellte einen ausführlichen Plan auf, in welchem die Grundlinien für die erziehliche und unterrichtliche Thätigkeit derselben gezogen waren, und der von dem Vorstande geprüft und als zweckentsprechend angesehen ward. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse welche bei den einzelnen Familien obwalten, kam man bald dahin, die der Anstalt zugeführten Knaben in drei Gruppen zu scheiden, solche für welche ein kleiner Beitrag zur Casse von 20 Pfennige die Woche geleistet werden kann, solche welche halbe Freistellen erhalten und nichts zahlen, endlich solche welche im Besitz einer ganzen Freistelle nichts zu zahlen haben, außerdem aber noch täglich um die Vesperzeit ein Brötchen erhalten. Mit Hilfe eines Wohlthäters der Anstalt wurde es möglich, in den Wintermonaten auch noch täglich jedem Knaben eine Tasse Kaffee zu reichen. Betrug die Anzahl der Knaben am Eröffnungstage 30, so ist ein Zugang von 41 Knaben zu verzeichnen, welchem ein Abgang von 32 Knaben gegenübersteht, so daß gegenwärtig ein Bestand von 39 Zöglingen vorhanden ist.

Redigirt von Mathilde Lammers in Bremen.

Geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussell, Langenstraße 90/91 in Bremen.